

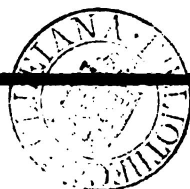
# JENAISCHE
# ALLGEMEINE
# LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1812.

NEUNTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.



JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1812.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JULIUS, 1812.

## THEOLOGIE.

STENDAL, b. Franzen u. Grosse: *Johannes der Donnerer.* Von *J. W. B. Russwurm.* 1806. XII u. 272 S. 8. (1 Thlr.)

Die verspätete Anzeige dieses Buches wolle Niemand zum Nachtheil desselben auslegen. Es gehört unter die gründlichsten Arbeiten, die unsere exegetische Literatur in neueren Zeiten aufzuweisen hat, und wenn gleich Rec. manchen eigenthümlichen Ansichten des Vfs. seine Zustimmung nicht geben kann: so achtet er doch in ihnen das selbstständige Urtheil, gleich weit entfernt von blinder Nachbeterey und Wiederholung des schon längst Ausgemachten, als von der Sucht, durch neue paradoxe Behauptungen eine eben so leicht verlorene, als gewonnene Aufmerksamkeit zu erregen. Verleitet dieses Streben, überall mit gründlicher Forschung seinen eigenen Weg zu gehen, auch öfters zu harten und unbilligen Urtheilen über die Vergänger, sogar in Fällen, wo die eigene Ansicht offenbar die unrichtige ist: so darf man doch bey Schriftstellern dieser Art für die spätere Anerkennung und Zurücknahme derselben nicht besorgt seyn. Denn bey dem Gründlichkeit Achtenden und Übenden ist, jede gründliche Zurechtweisung ihrer Aufnahme gewiss, und eben darum versprechen wir uns viel von der johanneischen Christologie, zu welcher der Vf. Hoffnung macht, weil ihr gewiss eine unbefangene Revision der in diesem Buche niedergelegten Ansichten und Urtheile vorhergehen wird. In dieser Überzeugung überlässt sich Rec. der Hoffnung, dass auch diese Beurtheilung dem Vf. nicht ganz unwillkommen seyn werde.

*Einige historische Notizen und Hypothesen über Johannes und sein Evangelium* eröffnen das Werk, keine vollständige Einleitung, sondern nur Ansichten über Johannes selbst, die Quellen, und die polemische Tendenz seines Buches. Ganz richtig ist gleich im Eingang bemerkt, dass Johannes in der Schule Jesu und des Täufers keine jüdische Gelehrsamkeit lernte: aber ob nicht nachher? Darf man darum mit dem Vf. alle Spuren damaliger Schulweisheit aus seinen Schriften verweisen? Ganz werden die Apostel sie sicher nicht übersehen haben. Sie hatten mit Juden zu thun, die nur aus der Schrift und durch Schriftbeweise von der Messiaswürde Jesu sich überzeugen liessen; mit Irrlehrern, die ihre Philosopheme mit dem Christenthum in Verbindung setzten; mit ihren eigenen Nationalansichten, die in vielfache Berührungen mit der Zeitphilosophie gebracht worden. Zu loben ist es, dass der Vf. alles Fremdartige aus dem Johannes entfernen will; aber darum, weil dieses vielfach eingemischte Fremdartige meist Eigenthum anderer Zeiten und Systeme ist, darf dasjenige nicht übersehen werden, was zur eigenthümlichen γνῶσις des Christenthums in seiner ursprünglichen Erscheinung gehört. Ist Johannes der Vf. der Apokalypsis, was sich doch auf das Gericht innerer und äusserer Gründe hin mit überwiegender Wahrscheinlichkeit annehmen lässt: so giebt gerade dieses Buch den augenscheinlichsten Beweis, dass es dem Urheber desselben weder am Studium der altestam. Propheten, die beynahe überall seine Vorbilder sind, noch an Kenntniss der Nationaltheologie seines Volks fehlte. Rec. glaubt an keine *Sephiroth* in der Apokalypse; allein auch diese abgerechnet, bleibt genug übrig, was die Bekanntschaft des Vfs. mit der jüdischen Gottes- und Messias-Lehre beurkundet. Wie sehr diess Missverständniss Hn. *R.* in seiner Ansicht vom Logos irre führte, wird sich unten zeigen.

In Beziehung auf die Quellen des Evangeliums bekennt sich der Vf. zu der auch von anderen Gelehrten in unsern Tagen aufgestellten Hypothese, dass Joh. „ein Journal scheine gehalten zu haben, in welches er das Wichtigste und Interessanteste eingetragen; denn alles von seinem Lehrer war ihm werth. Die vielen und langen Unterredungen Jesu in seinem Evang. zeugen davon.“ Wir würden noch auf zwey andere Erscheinungen hingewiesen haben, die dieselbe Vermuthung wahrscheinlich machen. Joh. giebt theilweise Glossen über einzelne von Jesu gebrauchte Ausdrücke (2, 21. 6, 71. 12, 33), die eine *wörtliche* Anführung seiner Äusserungen verrathen, was nach einem so langen Zeitraum von der blossen Erinnerung, ohne frühere schriftliche Aufzeichnung, wohl nicht erwartet werden darf. Noch mehr, Jesus erklärt sich bey Joh. über seinen Tod und Auferstehung (14, 19. 16, 16) weit weniger bestimmt, als bey den übrigen Evangelisten (Matth. 12, 40. 16, 21. 17, 23 u. s. w.); und das Betragen der Jünger bey der Auferstehung selbst beweist, dass nur die Unbestimmtheit jener Erklärungen bey Joh. als historische Thatsache betrachtet werden darf. Joh. scheint demnach sie schon früher aufgezeichnet zu haben, ehe der spätere Erfolg jene genauere Bestimmtheit in sie legte. Man darf freylich nicht annehmen, dass Joh. diese schriftlichen Auffassungen der Lehrvorträge seines Lehrers von Anfang an für eine künftige schriftliche Arbeit und Beweisführung der Messianität desselben

bestimmt habe. Dieser Gedanke war und musste ihm, der Natur der Sache nach, ganz fremd bleiben, und man fühlt sich mit Recht gegen diese Hypothese schon im Voraus eingenommen, sobald sie auf einen solchen Grund gestützt werden soll. Auch ein blosses Journal, wie unser Vf. Joh. halten läst, ohne alle weitere Ursache und Bestimmung, bleibt sehr zweydeutig. Rec. hat sich indess die Entstehung solcher schriftlicher Aufbewahrungen einzelner Lehrvorträge Jesu durch Joh. immer anders gedacht. Wir wissen aus den Evangelien, dass Jesus seine Apostel schon sehr früh, theils zu ihrer eigenen Übung, theils zur weiteren Bekanntmachung seines Auftretens, als göttlicher Lehrer, ins jüdische Land als Missionaire herumschickte. Diess geschah gewiss während der mehrjährigen Dauer seiner öffentlichen Wirksamkeit nicht bloss einmal, sondern mehreremal, wenn gleich die Evangg. es von den zwölf Aposteln nur ein einziges Mal berichten. Zum Behuf dieser Aussendungen, deren Zweck dahin ging, Jesus als Messias der Nation bekannt zu machen, und, als solchem, ihm Zutrauen zu erwecken, scheinen uns diese schriftlichen Darstellungen von Joh. gesammelt und verfasst zu seyn. So die Sache gedacht, fällt der Einwurf ganz weg, warum der Apostel so lange mit der Herausgabe seines Evang. gezögert, wenn dasselbe schon durch frühere, schriftliche Collectaneen vorbereitet gewesen. Sie in einer besonderen Schrift zusammenzustellen und zu ordnen, fiel ihm gewiss erst spät ein; er bediente sich derselben lange Zeit zum Behuf des ursprünglichen Zwecks, für welchen er sie aufgesetzt hatte, im Kreise seines thätigen Apostellebens, und erst spät mögen ihn zufällige, uns unbekannt gebliebene Ursachen bewogen haben, das, was er bisher mündlich nach diesen Aufsätzen mitgetheilt hatte, nun auch schriftlich zu bearbeiten, und in einer besonderen Schrift den Beweis für die Messiaswürde Jesu, der ihm am meisten zusprach, niederzulegen. Nicht weniger ist damit ein zweyter Einwurf beantwortet, wie die Apostel noch zu Lebzeiten Jesu hätten auf den Gedanken kommen mögen, etwas Schriftliches über seine Lehrvorträge zu sammeln, da ihnen damals, in der Vereinigung mit dem grossen Lehrer, in ihren Gesprächen und Unterhaltungen mit ihm, ein weit leichteres Mittel zu Gebote stand, das Vergessene oder Überhörte sich wieder zuzueignen. Der eigenthümliche dogmatisirende Charakter des johanneischen Evang. ist für Rec. nie ein zwingender Beweis gewesen, dass dessen Urheber mehr aus seinem eigenen Gemüthe, und nach gewissen eigenen religiösen Ideen, als aus dem lebendigen Vortrage Jesus selbst, dessen Reden geliefert haben müsse. Einen gleich möglichen Erklärungsgrund bietet wenigstens der besondere Inhalt dieser Reden Jesus bey Joh. dar. Er giebt uns keine Parabeln, wie die ersten drey Evangg., weil er überhaupt die bildliche Einkleidung von der *βασιλεια τοῦ θεου*, zu deren moralischer Erläuterung jene grösstentheils bestimmt waren, nicht berührt. Eben so wenig finden sich bey ihm solche Vorträge Jesu, die moralische Sittensprüche, Lebensmaximen und Verhaltungsregeln zum Inhalt haben. Dagegen sind es die Äusserungen Jesu über seine innige Verbindung mit der väterlichen Gottheit, über seine Abkunft von oben, über die zur Einheit mit Gott führende Kraft seiner Religionslehre, welche Joh. fleissig sammelt, nach ihnen die engste Vereinigung des göttlichen Weisheitsgeistes mit Jesus voraussetzt, und darauf seinen Beweis für die Messiaswürde des Erhabenen gründet. Wer wollte leugnen, dass in diesen Äusserungen Jesu, die wir nur aus Joh. kennen, nicht jenes eigenthümliche Colorit von Anfang an gewesen seyn könnte, das wir jetzt in ihnen wahrnehmen? Möge diess als ein Beytrag zur Erläuterung der vom Vf. nur angedeuteten Hypothese betrachtet werden!

Darauf folgt die Untersuchung *über die polemische Tendenz des johanneischen Evang.* S. 5 ff. Sie ist sehr weitläuftig ausgeführt, bis an das Ende der Prolegg. Der Vf. erklärt sich wiederholt für die schon früher von ihm vorgetragene Vermuthung (vgl. *Augusti* N. theol. Blätter B. 3. St. 3), dass Joh. gegen Johannisjünger, oder solche Leute geschrieben habe, die den Täufer höher achteten, als Jesus. Rec. hat sich nach mehrmals angestellten Prüfungen nie davon überzeugen können, dass das Evang. überhaupt eine polemische Beziehung habe, so oft man auch die Meinungen des Cerinth, der Gnostiker, der Johannischristen in demselben hat bestritten finden wollen. Es fehlt nämlich durchaus an einer bestimmten Erklärung oder Andeutung des Apostels, dass er einen polemischen Nebenzweck (denn Hauptzweck könnte es nie gewesen seyn) bey der Ausarbeitung seines Buchs vor Augen gehabt, und alle Erscheinungen in demselben, die man bisher auf eine solche antithetische Tendenz deuten zu dürfen glaubte, lassen nach Rec. Urtheil viel natürlicher eine andere Auslegung zu, bey welcher jede polemische Rücksicht entfernt bleibt. Wir wollen, um auch unseren Beytrag zu der noch immer besprochenen Frage zu geben, kurz die Momente durchgehen, die vom Vf. zur Rechtfertigung seiner Behauptung angeführt werden. Sie sind dreyerley Art. *Erstens*, die Gegensätze und Parallelen zwischen Jesus und dem Täufer, gleich im Anfang des Evang. „In der Einleitung spricht der Evangelist *erst* von Jesu. Er nennt ihn das Wort, das Leben, das Licht. Jesu sagt er *dann* den Täufer entgegen. Jener ist *θεος*, dieser *ἀνθρωπος*. Jener *Φως*, dieser nur Zeuge von dem *Φως*. Er zeugete auch laut und öffentlich, dass nicht er, sondern Jesus das Licht, nicht er, sondern Jesus der grosse Lehrer, nicht er, sondern Jesus der Messias sey." S. 6. Wir erlauben uns folgende Bemerkungen. Was den angeblichen Gegensatz zwischen *θεος* und *ἀνθρωπος* anbetrift: so wird diesen nicht leicht ein Unbefangener im johanneischen Ausdruck finden. Ἐγένετο ἄνθρωπος ἀπεσταλμένος παρὰ θεοῦ, ὄνομα αὐτῷ Ἰωάννης, V. 6, kann keine Opposition zu θεὸς ἦν ὁ λόγος, V. 1, seyn, sondern ist augenscheinlich nur Ausdruck des historischen Erzählers. Der Apostel hätte sagen müssen: ὁ δὲ ἀπεσταλμένος παρὰ θεοῦ, ᾧ ὄνομα Ἰωάννης, ἄνθρωπος ἦν, wenn er dem θεὸς V. 1 das ἄνθρωπος hätte entgegen-

ſetzen wollen. Es bleibt alſo nur der zweyte angegebene Gegenſatz übrig V. 8: οὐκ ἦν ἐκεῖνος τὸ φῶς, ἀλλ' ἵνα μαρτυρήσῃ περὶ τοῦ φωτός. Allein ſollten dieſe Worte wirklich als Antitheſe gegen Johannisjünger gefaſst werden müſſen? Können ſie nicht eben ſo gut jene bekannte Eigenthümlichkeit der johanneiſchen Schreibart darſtellen, nach welcher der Apoſtel einen und denſelben Gedanken zuerſt durch einen bejahenden, und unmittelbar darauf durch einen verneinenden Satz auszudrücken pflegt? Man vergleiche und urtheile: c. 1, 3. πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένετο, καὶ χωρὶς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδὲ ἓν — V. 20. καὶ ὡμολόγησε, καὶ οὐκ ἠρνήσατο — 6, 22. καὶ ὅτι οὐ συνεισῆλθε τοῖς μαθηταῖς αὐτοῦ ὁ Ἰησοῦς, ἀλλὰ μόνοι οἱ μαθηταὶ αὐτοῦ ἀπῆλθον. — V. 39. μὴ ἀπολέσω ἐξ αὐτοῦ, ἀλλὰ ἀναστήσω αὐτό. — V. 66. πολλοὶ ἀπῆλθον εἰς τὰ ὀπίσω, καὶ οὐκέτι μετ' αὐτοῦ περιεπάτουν — 7, 10. οὐ φανερῶς, ἀλλ' ὡς ἐν κρυπτῷ — V. 18. οὗτος ἀληθής ἐστι, καὶ ἀδικία ἐν αὐτῷ οὐκ ἔστι u. ſ. w. So verſchwindet auch das Emphatiſche, das nach dem Vf. in der Ausſage des Täufers 1, 20 liegen ſoll. Das *zweyte* Moment für die aufgeſtellte Anſicht iſt von den mehrmals wiederholten Zeugniſſen des Täufers hergenommen. Allein um dieſs beſondere Intereſſe des Evangeliſten an den Äuſserungen des Täufers zu erklären, bedarf es keineswegs der Annahme, er habe gegen ſolche Verehrer deſſelben geſchrieben. Joh. muſste von dieſem Zeugniſs reden, wie die übrigen Evangg., weil es dem Auftreten Jeſu voranging. Ein beſonderes Intereſſe und eine gröſsere Ausführlichkeit muſste er nicht weniger dabey zeigen, da er ſelbſt ein Schüler des Täufers, und Zeuge ſeiner Ausſprüche über Jeſus geweſen, durch dieſes Zeugniſs ſogar beſtimmt worden war, ſeinen älteren Lehrer zu verlaſſen, und in die Schule Jeſu überzutreten. Damit iſt auch der *dritte* Bewährungsgrund der Hypotheſe entkräftet, die Voranſtellung dieſer Ausſagen des Täufers über Jeſus. Der Zeitordnung nach konnten ſie gar keine andere Stelle im Buche erhalten. Glücklicher, als in der Begründung ſeiner eigenen Anſicht, iſt der Vf. in der Widerlegung derjenigen Meinung, welche Cerinths eigenthümliche Lehrſätze im Buche beſtritten glaubt; er zeigt ſehr deutlich, daſs nicht Joh. ſeine Ausdrücke von Cerinth, ſondern umgekehrt Cerinth ſeine Vorſtellungen von Joh. entlehnte.

Auf die Prolegg. folgt eine Überſicht und Kritik der vornehmſten Hypotheſen über den Logos, welcher der ſehr richtige Grundſatz vorangeſchickt iſt, daſs alle diejenigen Erklärungsverſuche vergeblich ſeyn werden, die in dem Logos nicht eine Bedeutung des Meſſias finden, darum, weil das Hauptthema des Buchs, Beweisführung der Meſſiaswürde Jeſu, nothwendig auch im Exordium deſſelben berückſichtigt ſeyn muſs. Rec. kann, um nicht zu ausführlich zu werden, dieſer gelehrten, und durchaus von eigener Forſchung zeugenden Kritik in allen ihren Theilen nicht folgen; er behält ſich nur einige Bemerkungen über die zweyte und die ſiebente Erklärung vor. Erſtere nimmt den Ausdruck Logos für die perſonificirte Weisheit Gottes, für die σοφία τοῦ θεοῦ in den Apokryphen. Sie wird von dem Vf. mit drey Gründen beſtritten, die ihre Vertheidiger, unter welche auch Rec. gehört, wohl nicht widerlegen dürften. Joh. — dieſs iſt das *erſte* Argument — wolle zeigen, daſs Jeſus der Meſſias ſey: wie komme er nun auf die Weisheit und Vernunft Gottes? Die einfache Antwort darauf liegt in der jüdiſchen Meſſiastheologie, die ſchon längſt, nach Anleitung der meſſianiſchen Stelle Jeſ. 11, 2, die ungetheilte Vereinigung der Weisheit Gottes mit dem künftigen Meſſias als vorzüglichen Meſſiascharakter aufgeſtellt hatte (vgl. *Bertholdt Chriſtologia Judaeorum Jeſu Apoſtolorumque aetate*, 1811. §. 24). Die Apokryphen laſſen dieſe σοφία τοῦ θεοῦ, die bey ihnen auch unter dem Namen ὁ λόγος vorkommt, und die im Grunde nur der gelehrtere und beſtimmtere Ausdruck für das populäre πνεῦμα τοῦ θεοῦ iſt, in allen Propheten und Gottesbegeiſterten thätig ſeyn. Dem Meſſias kam ſie aber ungetheilt zu, οὐ γὰρ ἐκ μέτρου δίδωσιν ὁ θεὸς τὸ πνεῦμα 3, 34, und eben darin beſtand ſeine meſſianiſche Würde. Daſs Joh. etwas von Jeſus behaupten müſſe, das ihm einen Vorzug vor dem Täufer gebe, und daſs damit der Satz: die Weisheit war im Anfange der Welt, war bey Gott, war Gott, nicht zuſammenſtimme, darum alſo eine andere Bedeutung haben müſſe, fällt mit der Hypotheſe, daſs im Folgenden auf Johannisjünger Rückſicht genommen ſey. Das Anſtöſsige und Ungereimte, das der Vf. nach dieſer Erklärung in den beiden Formeln: ὁ λόγος ἦν πρὸς τὸν θεόν, und οὗτος ἦν ἐν ἀρχῇ πρὸς τὸν θεόν, finden will, verſchwindet ganz, ſobald man ſich beſinnt, daſs Joh. dieſe Sätze aus den Stellen Prov. 8, 29. 30. Sap. Sal. 9, 9 entlehnt, wo der dichteriſch perſonificirten Weisheit Gottes daſſelbe Prädicat beygelegt wird. Durch dieſe Erklärung, heiſst es *zweytens*, werde der Zuſammenhang im Prolog zerriſſen; kein unbefangener Exeget könne ſo eine Verbindung in den erſten 18 Verſen finden. Rec. iſt dieſe Verbindung nie ſchwer geworden, er will ſie mit wenigen Worten andeuten. V. 1 — 5 giebt Joh. eine kurze Beſchreibung von dem Logos nach den älteren Religionsſchriften, von deſſen Eigenſchaften, als phyſiſcher Weltſchöpfer und Urheber alles geiſtigen Glücks, und aller religiöſen Aufklärung, und bemerkt, wo man ſich denſelben vor ſeiner Vereinigung mit dem Menſchen Jeſus zu denken habe. Darauf kommt er auf die Erſcheinung des Logos in der Welt. Dieſer ging die Ankündigung des Täufers voran. Dieſe wird alſo zuerſt erwähnt V. 6 — 8. Mit V. 9 fängt er an, die irdiſche Erſcheinung des Logos, und die Aufnahme, die er gefunden, zu beſchreiben, bis V. 13. Endlich V. 14 ſchlieſst er kurz ſein Exordium mit der Bemerkung, *wie* der Logos in der Welt ſichtbar geworden, nämlich in Vereinigung mit Jeſus, der dadurch zur Würde des Meſſias gelangte. Rec. zweifelt, ob eine andere Auslegung einen leichteren und natürlicheren Zuſammenhang nachweiſen könne. Das *dritte* Argument, daſs mit dieſer Anſicht vom Logos alle die ſchönen Gegenſätze zwiſchen Jeſu und dem Täufer bedeutungslos werden, trägt ſeine Widerlegung in ſich ſelbſt, da dieſe Gegenſätze für das unbefangene Auge gar nicht vorhanden ſind. Was ſich poſitiv für dieſe Erklärung anführen läſst, und in wiefern ſie in religiöſen Lehrſätzen der apoſtoliſchen Zeit hiſtoriſch nachgewieſen werden kann, iſt hier nicht der Ort auszuführen. Rec. hat noch ein Wort von der eigenen Auslegung des Vfs. zu ſagen.

Dieſe, ſchon bey früheren Auslegern gefundene, giebt Logos durch den *Verſprochenen*, und ſucht ſowohl aus

dem Zusammenhange des Prologs, als auch aus dem Evang. zu erweisen, dass Logos dem Sinn und Zweck des Evang. nach nichts anders, als den Versprochenen, oder den Messias bezeichnen könne. Rec. kann diess gar nicht *erklären* nennen. Dass Logos den Messias andeute, ist freylich klar; allein nicht diese allgemeine Beziehung will man durch eine Erklärung erläutert wissen, denn dazu bedarf es keiner, sondern es soll ein grammatisch historischer Sinn des Ausdrucks so entwickelt werden, dass er sowohl mit dieser durch den Zusammenhang gegebenen Beziehung, als auch mit den Prädicaten, die ihm beygelegt werden, in Übereinstimmung tritt. Das leistet aber die Erklärung nicht, welche ὁ λόγος für ὁ λεγόμενος nimmt. Freylich sagt der Vf., und diess ist das Eigenthümliche seiner Ansicht, Joh. gebe im Prolog keinesweges seine Ideen, sondern nur die Ideen seines Lehrers wieder. Ihm gehöre nur der Name Logos, unter welchem er die Äusserungen Jesu über seine Präexistenz, über sein enges Verhältniss mit Gott, ja seine Einheit mit demselben wiederhole. Wie sich der Evangelist diese Präexistenz und Identität des Logos, oder des Versprochenen, mit Gott gedacht habe, das liege über alle Erklärung hinaus, weil er sich selbst nicht darüber erklärt habe. Vielleicht seyen ihm diese Äusserungen Jesu nie deutlich geworden. Man sieht, die Ansicht ist originell, aber zweyerley Bedenklichkeiten sprechen gegen dieselbe. *Einmal*, wie kommt Johannes auf den so ungewöhnlichen Ausdruck Logos, sowohl seinem Sinn, als der Form nach? Warum sagt er nicht geradezu ὁ Χριστὸς, wie sonst überall im Evang.? Und selbst, wenn er hier den Messias, als den Verheissenen, einführen wollte, was bey ihm, der so selten Rücksicht nimmt auf die alttestam. Messiasidee, mit Recht auffallend erscheint: warum wählte er nicht die gewöhnliche Form ὁ λεγόμενος? Da gar keine Erwähnung der alttest. Messiasorakel vorausgeht: so bleibt ὁ λόγος immer ein seltener, ungewöhnlicher Ausdruck. Nach einer Anmerkung zu S. 67 soll es freylich ein gewöhnlicher Name in der Schule Jesu gewesen seyn, den Jesus selbst von sich gebraucht habe, zumal da Joh. auch in der Apokalypse 19, 13 und im Briefe 1, 1 davon Gebrauch mache. Allein dann würde er doch auch, wie die Ausdrücke φῶς und ζωὴ, auf die sich hier der Vf. beruft, in den Reden Jesu selbst einigemal vorkommen. Diess ist aber nicht der Fall, und das Stillschweigen der ersten drey Evangg. gilt hier mehr, als bey jenen anderen beiden Ausdrücken, da dieser Name sich auf die alttestam. Messiasorakel bezieht, und jene Bücher Jesus besonders aus diesem Gesichtspuncte darstellen, also auch nicht einen Namen ausgelassen haben würden, der mit ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ, ὁ κύριος, ὁ σωτὴρ ähnliche messianische Bedeutung hatte. Auch die Behauptung des Vfs., dass Joh. in diesem Prolog nichts von Jesu behaupte, was er nicht aus dem Munde seines Lehrers selbst gehört habe, lässt sich nur sehr gezwungen auf das Prädicat der Weltschöpfung anwenden. Diese soll nämlich der Evangelist gefolgert haben aus den Worten 5, 19: ἃ γὰρ ἂν ὁ πατὴρ ποιῇ, ταῦτα καὶ ὁ υἱὸς ὁμοίως ποιεῖ. Wenn der Sohn Alles thun könne, was der Vater thut: so müsse er ja wohl auch die Welt haben bauen können. Immer eine, aufs gelindeste gesagt, sehr müssige Folgerung, die wir dem Joh. nicht aufbürden möchten! *Zweytens* aber, wie zwecklos erscheint die ganze Zusammenstellung dieser Äusserungen Jesu über seine Präexistenz und Verbindung mit Gott hier im Anfang des Evang., sobald man die vom Vf. behauptete polemische Tendenz des Prologs gegen Johannisjünger einzuräumen keinen Grund hat! Wie viel natürlicher die Ansicht, dass die Erwähnung des Logos, als des Messiasprädicates, vorbereiten soll auf die irdische Erscheinung desselben in dem Menschen Jesus, dem Messias selbst! So lange diese historische Bedeutung des Ausdrucks Logos nicht mit genügenden Gründen bestritten werden kann, sollte man nie eine andere Erklärung suchen, da die Auslegung immer dann am sichersten geht, wenn sie die Geschichte als Führerin benutzen kann.

Wir wenden uns nun zu der Übersetzung selbst. Sie ist in Abschnitte zertheilt, wie der besondere Inhalt und Wechsel der Materien sie verlangte. Jedem voran geht eine ausführliche Inhaltsanzeige, und hintennach folgen die Anmerkungen, die, mit Ausnahme einzelner eingestreuter, philologischer Erklärungen, grösstentheils Sacherläuterungen enthalten. Ihrem Charakter nach steht sie in der Mitte zwischen einer paraphrasirenden, und den Worten und Wendungen des Originals genau folgenden Übertragung. Gewöhnlich sind des letzteren kurze emphatische Ausdrücke, eigenthümliche Sprachgewohnheiten, und unvorbereitete Übergänge wörtlich beybehalten, aber durch eingeschaltete Paraphrasen und Zwischensätze zu verdeutlichen gesucht. Doch nicht immer scheint es dem Vf. um diese Identität des Ausdrucks zu thun gewesen zu seyn, denn nicht eben selten finden sich diese umschreibenden Übersetzungen, ohne Einschaltungszeichen, für die Worte des Originals selbst gegeben, wie 1, 19: οἱ Ἰουδαῖοι ἐξ Ἱεροσολύμων, *der hohe Rath zu Jerusalem* — Eb. 52: *Dass ich als Messias unter dem besonderen Einflusse und Schutze Gottes stehe* — 2, 4: *Mutter, lass mich* u. s. w. Wir wollen nicht darüber mit ihm rechten, da seiner eigenen Erklärung in der Vorrede S. X zufolge die Übersetzung nicht der höchste Zweck seiner Arbeit war, sondern nur, anderen Zwecken dienend, in der Absicht hinzugefügt wurde, um durch ausgezeichnete Stellen zu zeigen, wie der Evangelist sein Thema: Jesus ist der Messias, vom Anfange bis ans Ende treulich vor Augen gehabt habe. Richtige Auslegung des johanneischen Sinnes und Gedankens war es also die dem Vf. als Hauptzweck vorschwebte, und wir dürfen ihm wohl das Zeugniss geben, dass vor vielen anderen Bearbeitern dieses Evang. ihm unstreitig der Kranz gebührt, wenn nach der exegetischen Enthaltsamkeit gefragt wird, die, besonders bey diesem, so vielfaches Interesse beschäftigenden Buche, allen eigenen, ihm anzupassenden Ansichten entsagend, nur den reinen Gedanken des Schriftstellers aus einer unbefangenen exegetischen Prüfung zu entwickeln unternimmt. Rec. möchte gern nun noch einige Bemerkungen hinzufügen über einzelne Stellen, an welchen der Vf. eigenthümliche Erklärungen giebt; allein er darf die Grenzen einer Recension nicht überschreiten, und muss es daher anderen Beurtheilern überlassen, das Buch auch in dieser Hinsicht seinem Verdienste nach zu würdigen.

H. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JULIUS, 1812.

## JURISPRUDENZ.

**Paris**, b. Garnery: *Cours de législation administrative, dans l'ordre correspondant à l'harmonie du système social, et à tous les points de l'existence civile et politique des individus, contenant l'exposé de l'organisation des diverses fonctions publiques, le tableau des attributions inhérentes à chacune de ces fonctions, leur compétence, le dispositif et l'application des lois qui leur sont particulières, sous le double rapport de l'état civil et du régime administratif*, par M. *Portiez* (de l'Oise), Ex-Tribun, Jurisconsulte, Professeur-Directeur de l'école de droit de Paris. 1808. T. I. LII u. 340 S. T. II. 396 S. 8.

Erst spät ist uns ein Werk zu Gesicht gekommen, welches schon früher eine ausführliche Anzeige verdient hätte, da dasselbe neben *Fleurigeon's Code administratif* und *Bonnin's principes d'administration publique* das ganze administrative Recht Frankreichs begreift, und gewissermaßen als ein Handbuch des französischen Staatsrechts angesehen werden kann. Es hat diess Werk verschiedene Beurtheilungen erfahren, indem es Einige, wie z. B. *Zachariä* in seinem Handbuche des französischen Civilrechts (2 Ausgabe. Th. I. S. XVII), für eine sehr sorgfältige Zusammenstellung der das Regierungsrecht betreffenden gesetzlichen Vorschriften erklären, nur scheine der Vf. über die Idee seiner Wissenschaft mit sich selbst noch nicht ganz einig zu seyn; wogegen ein anderer sehr geistvoller französischer Schriftsteller über denselben Gegenstand, *Bonnin*, in der Vorrede zu seinem eben genannten Werke, die Methode des Vfs. einer sehr tadelnden Kritik unterwirft. Um desto mehr scheint daher das Werk einer umfassenden Analyse zu bedürfen, um unser Urtheil darüber gehörig zu rechtfertigen, wobey wir auf zwey Hauptpuncte vorzüglich Rücksicht nehmen müssen, theils auf den Plan und die Methode des Vfs. theils auf den Inhalt und die Ausführung. Was den ersten Punct anbetrifft: so erklärt sich darüber der Vf. selbst in der Einleitung weitläuftiger. Er theilt seinen Cours in zwey große Hälften, die Personen, welche administriren, und zweytens die Personen und Sachen, welche administrirt werden. Die Administrirten betrachtet er von ihrer Geburt an in allen verschiedenen Epochen und Situationen des Lebens, als Kinder, Minorenne, Jünglinge, Conscribirte, Majorenne, Gatten und Ältern, als geschiedene Eheleute, als Adoptirende oder Adoptirte, als Vormünder, Interdicirte, Verschwender und Abwesende, als Anhänger eines religiösen Cultus, Eigenthümer, Nachbaren, aus dem Eigenthum Gesetzte, als Steuerpflichtige, Staatsgläubiger, Inhaber von Recepisses der Amortisationscasse und von Banknoten und Gelde, als Handeltreibende, in fremdem Lohne Stehende und Gesinde, Arme, Gefangene, Geschworene und Zeugen, und endlich als Gestorbene. — Schon auf den ersten Blick müssen einem Jeden die mannichfaltigen Unbequemlichkeiten dieser Methode einleuchten. Indem der Vf. derselben folgte, hat er keineswegs allein administratives Recht vorgetragen. Lange Digressionen aus dem Civil- und Handels-Rechte mussten unvermeidlich werden, wie denn auch ganze Titel aus dem *Code Napoléon* und dem *Code de commerce* beynah wörtlich eingeschaltet sind. Aus dieser Methode folgt ferner eine beynah nicht zu vermeidende Unordnung, Wiederholungen und Zerreissen einzelner Materien, welche doch nothwendig zusammen vorgetragen werden sollten; andere durchaus in ein Werk dieser Art gehörige Puncte sind, weil sie nicht in das System passten, gar nicht berührt worden, z. B. die Organisation der verschiedenen Ministerien, die Kriegsverwaltung, Veteranen u. s. w. Bey einem Werke dieser Art sollte ferner vor allen Dingen ein klarer Überblick über die Verwaltung des französischen Reichs gegeben werden; aber diess ist durch die befolgte Methode gänzlich unmöglich gemacht. Man wird hier in ein Chaos von einzelnen Abhandlungen geführt, die oft bis zur Undeutlichkeit kurz, oft bis zur Ermüdung weitschweifig sind; und so wird es selbst dem stärksten Gedächtniss unmöglich, sich dieselben einzuprägen, weil es eben an den Hauptgesichtspuncten fehlt, unter welche sie zusammengereihet werden könnten. Wie ungleich einfacher und praktischer würde eine Eintheilung nach den verschiedenen ministeriellen Departements, oder nach den verschiedenen Zweigen der Verwaltung und den einzelnen Regierungsrechten gewesen seyn! Bey den einzelnen Materien ist die Ordnung nicht viel besser. Auch hier scheint der Vf. oft selbst nicht gewusst zu haben, was er aufnehmen und was er weglassen müsse; daher die ungleiche Länge oft gleich wichtiger und reichhaltiger Artikel. Für ein Compendium, welches bey dem mündlichen Vortrage als Leitfaden benutzt werden soll, ist das Buch offenbar viel zu weitläuftig, für ein vollständiges Lehrbuch dagegen bey weitem zu oberflächlich und unvollständig. Was die innere Einrichtung des Werks betrifft: so ist dass

selbe ausser einer Einleitung, welche hauptsächlich von der Nothwendigkeit des Studiums des administrativen Rechts handelt, in 16 Bücher getheilt, von denen die zwölf ersten jedes wiederum in mehrere Capitel, diese aber in wenig zusammenhängende, sehr ungleiche Rubriken und Abschnitte zerfallen. Es ist dabey zu bemerken, dass kein Buch eine allgemeine Überschrift führt, und dass oft die verschiedenartigsten Capitel ohne allen Zusammenhang in demselben Buche auf einander folgen. Dass Rec. über Inhalt und Ausführung dieses Werks kein günstigeres Urtheil als über dessen Plan und Methode zu fällen vermöge, das, glaubt er, wird aus einer kurzen Anzeige der einzelnen Bücher am besten hervorgehn. Im ersten Buche handelt der Vf. in 7 Capiteln von den Gesetzen im Allgemeinen, wobey hauptsächlich Bestimmungen aus dem *Corpus juris* angebracht werden; über die Bildung und Promulgation des Gesetzes in Frankreich — höchst unvollkommen, der nöthigen Formalitäten bey der Bildung des Gesetzes ist gar keine Erwähnung geschehen; von den Autoritäten — eine kurze Aufzählung der Justiz- und administrativen Behörden; von den Cantonsversammlungen, den verschiedenen Wahlcollegien, dem gesetzgebenden Corps und dem Senate — Alles höchst flüchtig und unvollständig; der Senat ist mit 10 Zeilen, das gesetzgebende Corps mit 5 abgefertigt. Über den Unterschied zwischen Gesetzen und Reglements wird in dem folgenden Capitel kurz gesprochen, so wie im sechsten von dem Rechte, der Gerechtigkeit und der Rechtswissenschaft; grösstentheils nur ein Auszug von Gesetzstellen aus dem *Corpus juris*. Das 7 Capitel endlich handelt von den Gegenständen des Rechts, den Personen, Sachen und Actionen. Schon aus dieser kurzen Inhaltsanzeige des ersten Buchs, glaubt Rec., werde es einleuchten, welche schlechte Ordnung, oder vielmehr welche Unordnung in der Arbeit des Vfs. herrsche. Um nichts besser steht es mit den folgenden Büchern. Im zweyten Buche spricht der Vf. von der Regierung und der administrativen Organisation, und stellt dabey gleich zu Anfange das Princip auf, der französische Staat sey repräsentativ, und die Gesetzgebung ruhe in den Händen der Repräsentanten der Nation; eine Meinung, gegen welche sich bekanntlich die Regierung selbst im December 1808 im Moniteur laut erklärte, indem der Kaiser der erste Repräsentant der Nation, das gesetzgebende Corps, oder eigentlicher zu reden, das gesetzgebende Conseil, dagegen nur eine Versammlung der Bevollmächtigten der verschiedenen Wahlcollegien sey. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Regierung, geht der Vf. sogleich zur administrativen Organisation über, und spricht in verschiedenen Capiteln nach einander von den Präfecten, den Unterpräfecten, den Maires, den Secretärs der Präfecturen und Mairieen und den Präfecturräthen. Ausser einigen dürftigen Bemerkungen über das Wesen der administrativen Entscheidungen, welchen ein eigenes Capitel gewidmet ist, handeln die übrigen Capitel von den Generaldepartements, den Arrondissements- und den Municipal-Räthen, der Comptabilität der Communen und der Subordination der verschiedenen administrativen Behörden, worüber, so wie über den Conflict der Administration mit den Tribunälen, sehr passende Bemerkungen gegeben werden. Plötzlich geht der Vf. darauf zu den Staatsrathsauditeurs und den Requetenmeistern über, ein sehr mangelhafter Artikel, welcher ausserdem durch die neueste Organisation unbrauchbar geworden ist. Dann von dem Verfahren in streitigen Angelegenheiten vor dem Staatsrathe und von der hohen administrativen Polizey. Die übrigen Capitel handeln von der Unverträglichkeit der verschiedenen richterlichen und administrativen Posten, von der Citation der Zeugen, der den öffentlichen Beamten schuldigen Achtung, den Petitionen, den Legalisationen und den Certificaten über das Leben — eine buntscheckige Zusammenstellung, wobey die einzelnen Puncte obendrein nur sehr oberflächlich berührt sind. Man wundert sich noch mehr, wenn man ein folgendes Capitel von der Statistik in ihren Verhältnissen mit der administrativen Organisation überschrieben findet. Nach einigen unreifen Bemerkungen über allgemeine und besondere Statistik, spricht der Vf. in einigen Zeilen von dem Flächeninhalte, der Bevölkerung, den Staatseinkünften und der Territorialeintheilung Frankreichs, giebt aber nur alte Data. Nicht besser sind die Artikel vom Cadaster, den Grenzen der Departements und den Generaldirectionen behandelt. Das dritte Buch beschäftigt sich im Allgemeinen mit den verschiedenen Bestimmungen über den Civilstand, der Minorennität und der Emancipation; das 4te mit dem Religionswesen, und das 5te mit dem öffentlichen Unterricht, wobey freylich auf die neuere, seit der Errichtung der kaiserlichen Universität eingetretene Organisation desselben noch keine Rücksicht genommen werden konnte. Bey dieser Gelegenheit wird auch die Ehrenlegion zwischen dem Nationalinstitute und den Theatern abgehandelt! Das 6 Buch, von der bewaffneten Macht, spricht nur von der Organisation der Nationalgarde und von der Conscription, von allen übrigen hieher gehörigen Puncten, der Marine, der Organisation der Armee, der Kriegsverwaltung, den Veteranen u. s. w., wie schon oben bemerkt worden, wird gar nichts gesagt. Das 7 Buch, welches sich bis in den zweyten Band erstreckt, handelt von den Steuern, den directen und indirecten, von den letzteren zumal mit einer unbegreiflichen Kürze und Oberflächlichkeit. Das ganze Zollwesen nimmt etwa eine halbe Seite ein! Das 8 Buch, von dem Eigenthume und dessen verschiedenen Arten, begreift in 3 Abschnitten die Domänen, die Güter der Communen und die Güter der Privatpersonen, wobey wiederum manche rein juristische Materien mit aufgenommen sind. Das 9 Buch von den Finanzen und Ausgaben und dem Rechnungswesen der Communen, — wovon schon einmal die Rede war, — der Departements, der Ministerien und der Oberrechenkammer. Die beiden ersten Puncte vorzüglich sind sehr verwirrt und unvollständig vorgetragen. Das 10 Buch von der Amor-

ministiencasse auf 25 Seiten; das 11te von der Industrie, das heisst von dem Fabrikwesen; das 12te vom Handel, wobey zugleich eine Menge Bestimmungen des *Code de commerce* beynah wörtlich mit eingerückt sind; das 13 Buch von Wechseln und von der Bank; das 14te von den Civilhospitälern, und das 15te von der Polizey, nämlich der administrativen und der Feld-Polizey. Der gerichtlichen Polizey, so wie der verschiedenen einzelnen Zweige der administrativen, ist durchaus gar keine Erwähnung geschehen. Das 16 und letzte Buch ist rein-juristisch, und begreift folgende Rubriken: Die Majorennität, das Domicil, die Abwesenheit, Pässe, Heirath und Ehe, Paternität und Filiation, Legitimation, natürliche Kinder, Vormundschaft, Ehescheidung und Trennung, Adoption, Interdiction und Verschwender. So viel von dem Inhalte des vorliegenden Werks. Rec. glaubt, dass dadurch allerdings die Bemerkung bestätigt werde, der Vf. sey mit sich selbst darüber nicht im Reinen gewesen, was er in sein Buch aufnehmen müsse oder nicht. Das Ganze ist mehr eine zufällige Excerpten- und Materialien-Sammlung, als ein systematisch geordnetes Werk zu nennen. Jedoch wollen wir durch diess alles keineswegs in Abrede stellen, dass das Buch auch in dieser unvollkommenen Gestalt von Nutzen seyn könne. Besonders brauchbar ist die Anführung der gesetzlichen Quellen welche freylich nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt und Genauigkeit citirt sind; ja bey manchen Artikeln haben wir sie sogar gänzlich vermisst.

A. A.

PARIS, b. Garnery: *Code des contributions directes.* Tome premier, contenant l'exposition des principes, avec des instructions particulières sur les divers objets que ces contributions embrassent. Tome second, contenant les lois rendues sur ces contributions depuis 1789 jusqu'à 1811, avec des notes de concordance, indicatives des changemens, que leurs dispositions ont successivement éprouvés. 1811. T. I. 525 S. T. II. 515 S. 8.

Die Einrichtung dieses Code, der übrigens in grosser Vollständigkeit alles auf die directen Steuern Bezug Habende enthält, ist die, dass der erste Band unter 13 allgemeinen Rubriken die verschiedenen Hauptpuncte des Steuerwesens entwickelt, durch historische Notizen und ministerielle Instructionen erläutert, und eine Menge interessanter Beyspiele und dem Praktiker wichtiger Tabellen und Formulare hinzufügt, der zweyte Band aber in chronologischer Ordnung den Text der Gesetze über die directen Steuern enthält. Diese von dem Vf. gewählten Rubriken sind folgende: Allgemeine Bemerkungen über die Steuern, über die Anlage der Grund-, Personal- und Militär-Steuer, über die Mutterrollen, die Cadaster, über die Thüren- und Fenster-Taxe, die Patentsteuer, die Zulagscentimen der Steuern, die Erhebung der Steuern, die Steueragenten, die Organisation der Einnahme und des Rechnungswesens, die Reclamationen, die Entscheidungen solcher Streitfragen, welche sich auf die directen Steuern beziehen, und endlich verschiedene Gegenstände. Das Ganze schliesst ein Sachregister; ein Verzeichnisse der angeführten und abgedruckten Gesetze und Verordnungen haben wir vergeblich gesucht.

A. A.

PARIS: *Tarif chronologique des Douanes de l'Empire françois, avec des commentaires, des observations et la description des marchandises tarifées; des instructions sur l'acquittement des droits et sur les entrepôts;* un tableau analytique des contraventions aux lois de douanes, désignant les peines et amendes qu'elles déterminent; le tarif des droits de navigation etc. Par *Dujardin-Sailly.* 5 Edition. 1810. 4. (15 Francs.)

Bey der Menge der Verordnungen und gesetzlichen Bestimmungen über den Zolltarif in Frankreich kann es nicht anders als sehr angenehm seyn, ein Werk zu besitzen, das eine vollständige Nomenclatur und Beschreibung aller dem Zolle unterworfenen Waaren, den Betrag des Zolls und zugleich die Verordnungen enthält, wodurch derselbe für die einzelnen Artikel bestimmt ist. Nimmt man dazu den *Code des douanes* desselben Vfs., und sein *Bulletin des douanes*, welches von Zeit zu Zeit alle die Veränderungen bekannt machen soll, welche in dem Zollwesen vorgenommen werden: so verdanken wir ihm eine vollständige Sammlung über einen der wichtigsten und verwickeltsten Puncte des französischen administrativen Rechts. Der Inhalt des vorliegenden Werks ist schon grossentheils auf dem Titel angegeben; es enthält 1) Bestimmungen über die Erhebung der Zollabgaben und die Ein- und Ausfuhr der Waaren überhaupt, über die Entrepots, die französischen Inseln in Europa, die Ursprungscertificate; 2) den Zolltarif für die ein- und ausgehenden Waaren, mit genauer Anführung der darauf Bezug habenden Decrete; 3) den Tarif der Schiffahrt und die gesetzlichen Bestimmungen über die Erhebung der tarifsmässigen Abgaben; 4) ein Verzeichniss aller Contraventionsfälle in Zollsachen mit den gesetzlichen Strafen, und endlich 5) als Anhang ein Verzeichniss aller Veränderungen, welche in dem Zolltarife während des Druckes des Werks vorgenommen worden sind.

A. A.

PARIS, b. d. Gebr. Clament: *Code Napoléon, mis en vers français,* par *D****, Ex-Législateur. 1811. 667 S. 12. (2 Rthlr.)

Sowohl in der Zueignung an die Kaiserin *Marie Louise*, als in der Vorrede, hat der Vf. den Zweck dieses Werks dahin ausgesprochen, dass er versuche, durch dasselbe das Lesen des C. N. den Damen angenehmer und den Geschäftsmännern für das Gedächtniss eindringlicher zu machen. Erreiche er den ersten Zweck: so glaube er sogar zur Verbreitung guter Sitten beyzutragen:

*Et la raison, guidant et les esprits et les coeurs,*
*Etendra son empire avec celui des moeurs.*

*Des moeurs! source de l'ordre et des vertus civiles*
*Qui rendent les états florissants et tranquilles.*

Wer würde dem Vf. die Erreichung eines so würdigen Zwecks nicht wünschen! — Da jedoch Rec. daran zweifelt, dass, so gut auch diese metrische Paraphrase des C. N. gerathen ist, wenigstens in Deutschland, sowohl Damen als Geschäftsmänner grosse Notiz davon nehmen werden, da sie vielmehr nur höchstens den Liebhabern ähnlicher Curiositäten bekannt werden möchte: so glaubt er, dass es nicht unangenehm seyn könne, hier eine Probe dieses, in der That einzigen, und von einer ungeheuren Geduld zeugenden Werks zu finden. Da es vorzüglich den Damen bestimmt ist: so wählt Rec. den Anfang des Titels „*du mariage*."

Art. 144. *Avant d'avoir fini sa dix-huitième année*
*L'homme ne peut prétendre aux noeuds de l'hymenée;*
*Et la femme, à son tour, ne le peut point non plus*
*Avant d'avoir atteint ses quinze ans revolus.*
Art. 145. *Fondé sur un motif déterminant et sage,*
*Le prince, néanmoins peut dispenser de l'age.*
Art. 146. *Il ne peut se former de lien conjugal*
*Sans un consentement qui soit libre et légal.*
Art. 147. *Avant que, du premier, l'epoux ne se degage,*
*Il ne peut contracter un second mariage.*
Art. 148. *Si vingt-cinq ans complets ne sont l'age du fils,*
*Si la fille n'a pas vingt-un ans accomplis,*
*Pour former des liens, il leur est nécessaire*
*D'avoir le double aveu du père et de la mère:*
*Si, sur ce point, entre eux, il existe un conflit,*
*Le père alors l'emporte et son aveu suffit.*

F . . . . k.

LANDSHUT, b. Krüll: *Über den Begriff von Verbrechen und Vergehen und deren rechtliche Folgen.* Ein Versuch von *Fr. Xav. Reber*, bey Erlangung der juristischen Doctorwürde. 1811. VIII u. 135 S. 8. (12 gr.)

Die Criminalisten haben schon vor mehr als zehn Jahren auf Unterscheidung der Verbrechen von den Polizeyvergehen gedrungen, und die Merkmale der Verschiedenheit gelegentlich sowohl, als in besonderen Schriften angegeben. Aber immer hat man dieser Unterscheidung keinen besonderen praktischen Werth zugeschrieben, bis sie endlich in positiven Gesetzen selbst, und hauptsächlich in dem österreichischen *Gesetzbuche über Verbrechen*, Wien 1803, anerkannt und berücksichtigt ward. Da erschien denn auch die besondere Schrift von *Hannamann* über die Grenzlinie zwischen Verbrechen und Vergehen, Wien 1805. Der *Code pénal* und der *Code d'instruction criminelle* haben diese Unterscheidung ebenfalls aufgenommen, ein Umstand, der in unseren Tagen am ersten Bekehrungen veranlasst. Auch die vorliegende Schrift scheint ihm seine Entstehung mit zu verdanken zu haben. Sie giebt ganz dieselben Merkmale von Verbrechen und Vergehen an, welche schon in der kleinen Schrift: *Über die Natur der Strafrechtswissenschaft*, von *Titmann*, Leipzig 1802. S. 31 u. f. darüber angegeben sind. Der Vf. unterscheidet nämlich S. 22 u. f., gerade wie hier, zwischen Handlungen, die auf Verletzung solcher Rechte gerichtet sind, welche die negative Bedingung des Lebens ausmachen, ohne welche also kein Leben im Staate denkbar ist, und Handlungen, welche nur den Zustand des öffentlichen Wohlbefindens gefährden, indem sie bloss die mittelbaren Zwecke des Staats verletzen. Jene sind *Verbrechen*, und enthalten stets bestimmte Verletzungen der Rechte; diese sind *Polizeyvergehen*, welche nur Einrichtungen zur Erhaltung der bürgerlichen Ordnung, Sittlichkeit u. s. w. angreifen, mithin nur *störend* wirken, da erstere *zerstörende* Kraft haben. Diese wesentlichen Verschiedenheiten hat aber der Vf. nicht fest zu halten gewusst. Verleitet von den Bestimmungen der angeführten neueren Gesetze, legt er den Verbrechen und Polizeyvergehen in der Folge seiner Abhandlung ganz andere Begriffe unter, als die zuvor angegebenen Merkmale anzunehmen berechtigen, und definirt die Verbrechen S. 69 als *freywillige und vorsätzlich vollbrachte Verletzungen eines öffentlichen absolut nothwendigen Rechtsverhältnisses*, die Polizeyvergehen hingegen S. 104 als *jede dolose Verletzung eines nützlichen und jede culpose Verletzung eines absolut nothwendigen öffentlichen Verhältnisses.* Wir lassen die hier gewählten Ausdrücke auf sich beruhen, und bemerken nur, wie sehr der Gesichtspunct durch diese Begriffsbestimmungen verrückt worden sey. Denn nach ihnen liegt nun das Wesen der Verbrechen und Polizeyvergehen nicht mehr in dem nächsten Objecte der strafbaren Handlung, sondern bald in diesem Objecte, bald in der Qualität der Verletzung derselben. Die Qualität giebt nun aber der Logik zufolge keiner Sache oder Handlung eine *gemischte* Verschiedenheit. Eine Verletzung der zur Existenz des Menschen absolut nothwendigen Rechte bleibt immer seine solche Verletzung, sie mag nun im *dolus* oder in der *culpa* ihren Grund haben. Der Vf. scheint nach S. 31 von der Consequenz unverhältnissmässige Strafen für die culposen Verbrechen zu fürchten. Allein diese sind desswegen immer nicht unvermeidlich, und mithin die Inconsequenz nicht zu entschuldigen.

Übrigens zeigt diese kleine Schrift von Fleiss und Nachdenken, und enthält manche beherzigungswerthe Äusserung, so dass sie allerdings des Ankaufs werth ist.

F. M.

---

## FORTSETZUNGEN.

Ulm, b. Stettin: *Physikalisch-ökonomisches und chemischtechnisches Kunst-Kabinet*, in einer Sammlung von gemeinnützigen, leichtfasslichen und erprobten Kunststücken, Mitteln und Vorschriften, auch belustigenden Unterhaltungen, zum Nutzen und Gebrauch für Künstler, Fabricanten, Professionisten und Jedermann. Viertes Bändchen. Nebst einem vollständigen Register über alle vier Bände. Auch unter dem Titel: *Gemeinnütziges Taschenbuch für Jedermann.* Drittes Bändchen. Und auch unter dem besonderen Titel: *Der erfahrne Rathgeber.* Zweytes Bändchen. 1812. 220 S. 8. (14 gr.) (S. die Recens. des 1ten Bändchen, Jahrg. 1811. No. 47.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 3 JULIUS, 1812.

## MEDICIN.

Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Über Sympathie* von D. *Friedrich Hufeland*, herzogl. sachsen-weimarischem Hofmedicus (jetzt Professor in Berlin). 1811. X u. 228 S. 8. (18 gr.)

Die Idee einer sympathetischen Verbindung aller geschaffenen Dinge unter sich und mit dem Universum, obschon ihr Ursprung sich in die ältesten Zeiten verliert, und sie als die Grundlage aller wahren Naturforschung angesehen werden muss, scheint doch einen ziemlich langen Zeitraum hindurch, über die Bemühungen, das geheime Wirken der Natur auf empirischem Wege zu erforschen, in Vergessenheit gekommen zu seyn. Erst in neuerer Zeit hat eine philosophischere Ansicht der Dinge sie, wie so manchen anderen, in das Dunkel zurückgedrängten Gegenstand der Naturwissenschaft, wieder an das Licht gezogen. Auch der Vf. ist, wie der ganze Gang seiner Untersuchung zeigt, vorzüglich durch jene Ansicht zur Bearbeitung dieses Gegenstandes aufgeregt worden, und hat dadurch sein Talent, sich des wahren naturphilosophischen Standpunctes zu bemeistern, und von jenem Standpuncte aus zu einer reinen Ansicht der Naturerscheinungen und zur wahren Beobachtung zu gelangen, hinlänglich beurkundet. Denn nicht blosse Speculation ist es, was er hier dem Leser darbietet, sondern allenthalben wird das Bestreben sichtbar, die Natur nicht in die Fesseln jener allmächtigen Gebieterin zu zwängen, und die Bahn des unbefangenen Naturforschers nicht aus den Augen zu verlieren. So reiht sich diese Schrift an die Werke eines *v. Humboldt, Treviranus* u. A. würdig an, und verdient das unbestochenen und ruhigen Tones wegen, in welchem sie verfasst ist, nicht allein in die Hände solcher, die sich ohnehin aus Hang zum Mystisch-Wunderbaren dazu gezogen fühlen, sondern auch in die Hände derer zu gelangen, welche misstrauisch gegen Alles, was ihnen im Halbdunkel einer philosophischen Terminologie vorgetragen wird, auf allen Glauben an geheime und leise Wirkungen der Natur lieber ganz Verzicht thun. Auch glauben wir diesen dafür Bürgschaft leisten zu können, dass hier weder Aberglaube noch Betrug im Spiel ist, wie diess in früheren Zeiten eben nicht selten der Fall war, und dass hier ein Mann über die Sache redet, dem Wahrheit am Herzen liegt.

Der 1 Abschnitt handelt von der *Sympathie überhaupt*. Durch die Trennung in einen unendlichen, nie aufzuhebenden Gegensatz entfaltet sich die Natur in mannichfaltige Producte; jedes ist nur einseitiger Reflex des Ganzen. Jeder einzelne Entwicklungsprocess ist endlich. Dadurch, dass im Ganzen das Einzelne, und im Einzelnen das Ganze lebt, werden alle, auch die entferntesten Körper, mit einander verknüpft. In der ganzen Natur herrscht neben dem Streben, sich zu individualisiren, auch ein entgegengesetztes, sich mit dem Ganzen zu vereinigen. Jeder individuelle Entwicklungsprocess lässt sich daher betrachten, 1) in sofern er die ihm inwohnende Idee des Lebens für sich im Realen darzustellen, sich dieser Idee gemäss fortzubilden, und seine Existenz gegen die Aussenwelt zu behaupten sucht; 2) in sofern er als integrirender Theil des Ganzen, in steter Beziehung auf die Sphäre, der er zunächst angehört, sich seiner Individualität zum Theil entäussert, und dem fremden Einfluss willig hingiebt. Aber kein organisches Leben vermag, losgerissen von der umgebenden Welt, für sich zu leben. Jeder, auch der vollkommenste Organismus existirt nur in Relation mit dem Ganzen und zunächst mit der Sphäre, der er, als Gattungsglied, angehört. So verbinden sich organische Individuen zu Familien und Gattungen, die wieder als Theile höherer organischer Verbindungen anzusehen sind, und zuletzt in zwey grosse Ganze, Thier- und Pflanzen-Reich, zusammenfliessen. Die Erscheinungen, welche durch diese organische Verbindung und Wechselbeziehung der lebenden Natur unter sich und mit dem Universum begründet werden, bezeichnet man mit dem Namen *Sympathie*. In ihr offenbart sich die Abhängigkeit des individuellen Lebens vom Leben des Ganzen, sie ist daher mit Beschränkung der Freyheit und Selbstständigkeit der Individuen verbunden. Sie muss desto deutlicher hervortreten, je unvollkommener in den Individuen der Begriff des Organischen realisirt, je lockerer das Band ist, welches in ihnen das Mannichfaltige zur Einheit verbindet; je geringer folglich die Energie ihres inneren Lebens und je tiefer die Stufe ist, auf welcher sie sich in der Reihe der verschiedenen Erzeugnisse der organischen Natur befinden. Je vollkommener hingegen das Leben u. s. w.: desto undeutlicher werden die Spuren der Sympathie seyn. (Hier scheint uns der Vf. den Begriff der Sympathie in einer etwas zu engen Bedeutung zu nehmen. Auch in denjenigen Geschöpfen, in welchen ein vollkommeneres Leben ist, ist ja die Relation zu allen äusseren Dingen, z. B. Luft, Licht, Nahrung u. s. w., gleichfalls Sympathie, wenn wir auch davon absehen, dass die ein-

zelnen organischen Systeme und Glieder, aus denen sie zusammengesetzt sind, selbst nur wieder durch eine sympathetische Verkettung unter sich bestehen. In keinem Falle läst sich daher behaupten, dass die Erscheinungen der Sympathie den höheren Organisationen weniger zukommen, als den niederen; nur in Bezug auf gewisse *besondere* Sympathie-Verhältnisse, dergleichen z. B. die kosmischen sind, findet dieses Gesetz seine Anwendung).

Die einfachste Äusserung der organischen Thätigkeit ist Reproduction. Sie offenbart sich schon in der anorganischen Natur, bey der Bildung der Krystalle. Vorherrschend ist sie im Reiche der Vegetabilien. Diese leben in engeren sympathetischen Verhältnissen mit der sie umgebenden äusseren Natur, und diese Sympathie zeigt sich unverkennbar in der Harmonie zwischen ihrem inneren Leben und den kosmischen und tellurischen Veränderungen. — Höhere Individualisirung und mindere Abhängigkeit von der allgemeinen Natur ist der Charakter der Animalität, und beginnt im Thiere mit dem Hervortreten des Gegensatzes zwischen Nerven und Muskel. Hier äussert sich das sympathetische Verhältniss, durch Gefühl und Empfindung vermittelt, als Trieb, den wir Instinct nennen. Je mehr sich das Thier von der äusseren Natur trennt, je mehr sich das sensorielle System in ihm erhebt: desto mehr gewinnt sein inneres Leben an Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der allgemeinen Natur und von denjenigen Einwirkungen der Aussenwelt, in welchen die Erscheinungen der Sympathie ihren Grund haben. — Im Menschen endlich stehen die Instincte unter der Herrschaft der Vernunft. Nur im Schlafe und bisweilen in Krankheiten scheint seine höhere Natur, vorzugsweise vor den Thieren, ihre organische Einheit und Selbstständigkeit zu verlieren, und in ein innigeres sympathetisches Verhältniss mit der Aussenwelt zu treten.

II Abschnitt. *Sympathie unter den Individuen der organischen Natur.* Jede organische Sphäre stellt eine Einheit dar, in jeder wiederholt sich wieder das Ganze, und ihre Existenz und Fortdauer ist ebenfalls durch einen, sich immer erneuernden, inneren Gegensatz bedingt. Diese Entgegensetzung ist aber eine relative, mit Übergewicht des einen oder des anderen Princips. Der reinste und einfachste Ausdruck dieses Dualismus ist der Gegensatz von Licht und Schwere. Alle einzelnen Processe auf unserer Erde beruhen auf ihm, und in sofern er sich als Streben zur Vereinigung dieser beiden Gegensätze äussert, wird er mit dem Worte *Elektricität* bezeichnet. Auch in den organischen Reichen stossen wir auf diesen Gegensatz. In seiner allgemeinsten Form zeigt sich derselbe in der Animalität und Vegetabilität; in höherer Beziehung als Geschlechtsunterschied. In dem Gegensatze des Männlichen und Weiblichen stellt jedes der beiden Geschlechter für sich das Leben der Gattung, auf verschiedene Weise, dar; dort unter der Form der überwiegenden Thätigkeit, hier des vorherrschenden Materiellen. Diese beiden Gegensätze zerfallen aber wieder in Gegensätze, auf welchen die Verschiedenheit der Individuen desselben Geschlechts beruht. Nur in der Verschiedenheit des Verhältnisses des einen zu dem anderen ist Sympathie gegründet. Nur wenn die Activität des einen Individuums oder die Passivität des anderen so gross ist, dass ein beträchtlicher Grad von Differenz zwischen beiden Statt findet, vermag das erstere in dem Masse positiv auf das letztere zu wirken, dass es ihm gelingt, deutlich wahrnehmbare Veränderungen in der Lebensthätigkeit desselben hervorzubringen. Die dadurch hervorgebrachten Wirkungen werden entweder durch das Gemeingefühl erkannt, und äussern sich als Empfindungen und Triebe, oder sie greifen selbst in die Vegetation ein, und bringen in der sichtbaren organischen Masse sinnlich wahrnehmbare Veränderungen hervor. In den Thieren stellt sich der positive Factor des Lebens in den Nerven, der negative in der bewegbaren Faser dar. In denjenigen Thieren, in welchen der positive Factor an Intensität den negativen in einem sehr hohen Grade übertrifft, wie in den Fischen, kann der positive Factor leichter die Grenzen ihres Körpers überschreiten; daher die wunderbaren Ausströmungen der elektrischen Fische, und vielleicht ihr Leuchten? Auch die von den Reisebeschreibern erzählte Wirkung der Klapperschlange auf andere, kleinere Thiere und den gefährlichen Biss derselben sucht der Vf. hieraus zu erklären. Hieher gehört ferner die Wirkung mancher Thiere auf einander, oder auf Menschen, z. B. der Katzen, und die Phänomene des thierischen Magnetismus. Diese hängen durchaus nicht von mechanischem Reiz ab, denn sie erfolgen auch durch blosse Annäherung des Magnetiseurs. Was ist ferner die Zeugung anders, als eine, die sichtbaren Grenzen des männlichen Individuums überschreitende Wirkung seiner organischen Thätigkeit in einem fremden Körper, die sich durch Bildung eines neuen organischen Wesens äussert? Aus demselben Gesichtspuncte ist die Fortpflanzung ansteckender Krankheiten von einem Individuum auf andere zu betrachten. Aber auch unter den Individuen des Pflanzenreichs nehmen wir Spuren der Sympathie wahr. Dahin gehört, ausser der Begattung, die Thatsache, dass es Pflanzen giebt, in deren Nähe andere vorzugsweise gedeihen, oder in ihrem Aufkommen gehindert werden, ferner die unzertrennliche Vereinigung der Schmarotzerpflanzen mit denjenigen Gewächsen, auf welchen sie festsitzen. Alle Erscheinungen, welche durch Sympathie hervorgerufen werden, sind also gleiches Wesens, und beruhen auf denselben Bedingungen. Die Verschiedenheit in der Form, unter welcher sie sich offenbart, hat ihren Grund theils in dem verschiedenen Grade der Energie, aus welchem ein Subject auf das andere wirkt, theils in der verschiedenen Form der organischen Thätigkeit, welche durch jene sympathetische Einwirkung zunächst und unmittelbar verändert wird, je nachdem diese mehr auf die animalische oder vegetative Sphäre

des thierischen Organismus bestimmend wirkt, mehr als Empfindung percipirt wird, oder sich als bildende Thätigkeit äussert und sichtbare Veränderungen in der Mischung und Form hervorbringt. In dem ersteren Falle erregt sie entweder eine bloss vorübergehende Empfindung, oder sie wirkt mehr das ganze Wesen ergreifend; in dem letzteren entstehen die mancherley ansteckenden Krankheiten, welche wieder verschieden sind, je nachdem die krankhafte Veränderung der Vegetation mehr oder weniger in die animalische Thätigkeit eingreift. Ob Sympathie in die Ferne ohne alle materielle Leitung wirke, wird nicht untersucht. Indess giebt es Fälle, wo wir allerdings Erscheinungen der Sympathie deutlich durch sichtbare Leiter vermittelt sehen, wie z. B. bey magnetisirtem Wasser. (Rec. hält diesen Punct für besonders wichtig und der ferneren Untersuchung werth. Sollte nicht alle Wirkung in die Ferne durch materielle Leitung vermittelt seyn? Zum wenigsten macht dieses die ununterbrochene Continuität, in welcher alle Dinge zusammen verbunden stehen, sehr wahrscheinlich. Aber vielleicht sind nicht alle Körper, welche zwischen dem wirkenden und empfangenden in der Mitte liegen, Leiter der sympathetischen Kraft, ja vielleicht werden sie nur unter gewissen Umständen Leiter, wie dieses bey gewissen Stoffen in ihrem Verhalten zu der elektrischen Kraft der Fall ist. Die Beobachtung *Gmelins*, dass die Wirkung des thierischen Magnetismus auf dem Isolirbret verstärkt, dagegen vermindert wurde, wenn die Manipulation mit seidenen Handschuhen verrichtet wurde, scheint diese Meinung zu begünstigen. Wären keine isolirenden Zwischenkörper: so würden die Einwirkungen entfernter Körper auf einander, welche ohne Zweifel häufiger Statt finden, als man unseren jetzigen Beobachtungen zufolge wähnen mag, von weit auffallenderen und leichter in die Augen springenden Erscheinungen begleitet seyn. Unter diese isolirenden Zwischenkörper können wohl auch die äusseren Bedeckungen thierischer Körper gehören, und das *Erscheinen* sympathetischer Wirkungen in gewissen Fällen eben so gut Folge davon seyn, dass diese Zwischenkörper ihre isolirende Kraft verlieren und Leitungsvermögen erlangen, als es von Desorganisationen in der subjectiven Sphäre organischer Körper abhängen mag, wie der Vf. annimmt.)

III Abschnitt. *Fähigkeit des Menschen, in ein sympathetisches Verhältniss zu treten.* Die Bestimmung, in welchem Grade ein organisches Wesen von der Sympathie beherrscht wird, setzt die Beantwortung der Frage voraus, welche Stufe der organischen Vollkommenheit es unter den verschiedenen Erzeugnissen der lebenden Natur erreicht hat. So wie der Gegensatz, in welchem wir jedes Individuum begriffen finden, sich in ihm deutlicher entwickelt, wird die Natur desselben in sich geschlossener, und dem Universum, seinem Urbilde, ähnlicher. Schon an der Grenze organischer und anorganischer Natur, sehen wir in dem Magnet jenes Zerfallen in entgegengesetzte Principien, das erste Erwachen entgegengesetzter Kräfte; in der Pflanze die Differenz zwischen Wurzel und Stamm u. s. f. Im Thiere erscheint dieser Gegensatz als elektrischer. Bewegung und folglich ein höherer Grad von Freyheit und Selbstständigkeit ist der Charakter des Thierlebens. Das Princip der Bewegung liegt hier nicht wie bey der Pflanze ausser ihr, sondern in ihm selbst. Es ist an zwey verschiedene Cohäsionen vertheilt, den Nerven und die bewegbare Faser. Dieser Gegensatz entwickelt sich nun immer deutlicher, je höher der Rang ist, den das Thier unter den verschiedenen Productionen der animalischen Natur einnimmt; bis er sich endlich an zwey verschiedene und gesonderte Sphären, die *vegetative* oder *objective* und die *animalische* oder *subjective*, vertheilt. Im Menschen endlich sind diese beiden Sphären auf das Höchste individualisirt und an zwey besondere Centralorgane, Herz und Gehirn, gebunden, von wo sie sich in neue Gegensätze spalten, und eine Mannichfaltigkeit von Organen bilden. In der vegetativen Sphäre erscheint die plastische Thätigkeit unter einer aus Raum und Zeit zusammengesetzten Form, durch Bewegung vermittelt. Diese setzt aber Irritabilität voraus, und diese ist nicht denkbar ohne ein Zerfallen der inneren Einheit in den Gegensatz von Nerv und bewegbare Faser. In der animalischen Sphäre liegt dagegen die das Äussere verknüpfende Einheit im Bewusstseyn, und das organische Wirken äussert sich nicht durch materielles Produciren sichtbarer Gebilde, sondern durch Verknüpfung des gegebenen Objectiven zu Vorstellungen und durch willkührliche Bewegung. Das materielle Substrat dieser Sphäre sind die Nerven, welche Polarität in entgegengesetzter Richtung besitzen. Im Menschen findet sich daher die vollkommenste Individualisirung des allgemeinen Gegensatzes, und daher vermag er mehr, als alle übrigen Geschöpfe, ein für sich bestehendes Leben zu führen. Aber dieser Vorzug ist nur relativ; der Mensch bleibt dessen ungeachtet in der Natur befangen, und wird durch eine höhere Sphäre und ein fremdes Leben bestimmt. Besonders kommt ihm diese Bestimmung durch eine fremde Thätigkeit von Seiten seines vegetativen Lebens zu. Deshalb treten auch die Phänomene der Sympathie vorzüglich in denjenigen Functionen und Organen hervor, welche vorzugsweise der vegetativen Sphäre angehören. Daher die Krankheiten der Jahreszeiten, Fieber, Ruhren, Gicht u. s. f., Ansteckungsgifte, die Begattung, welche alle der vegetativen Sphäre angehören. Doch ist der Mensch auch von Seiten seiner animalischen Sphäre fähig, in ein Verhältniss der Sympathie zu treten, wiewohl seltener. Daher die Affection von elektrischen Fischen, die Zu- und Abneigung gegen gewisse Personen; vielleicht gehören auch Ahnungen hieher. Nirgends aber treten die Erscheinungen der Sympathie so deutlich hervor, als da, wo wir im Menschen die höheren Functionen seiner subjectiven Sphäre gestört oder unterdrückt sehen, und wo die-

fe Sphäre aufhört, als ein organisches Ganzes zu wirken und auf die Aussenwelt zu reagiren. Nicht allein in Krankheiten ist diess der Fall, sondern auch im Schlafe, welcher in einer Unterdrückung der Subjectivität, einer Desorganisation (wie es der Vf., wie uns scheint, nicht ganz passend, nennt) der animalischen Sphäre oder Störung ihrer organischen Einheit besteht. Das Bewusstseyn geht dabey verloren, indem bey Annäherung desselben die Seele anfängt, ihre Herrschaft über die Organe, durch welche sie mit der Aussenwelt in Berührung steht, zu verlieren, die Gegensätze, in welche unsere Subjectivität sich spaltet, weniger kräftig in einander greifen, und das Band, welches die einzelnen Theile der animalischen Sphäre zur Einheit verknüpft, locker wird, und sich endlich auflöst. Auch die willkührliche Muskelbewegung hört im Schlafe auf. Indem in der animalischen Sphäre des Schlafenden die Wechselbeziehung ihrer einzelnen Glieder gestört ist, kann durch Polarisirung der Muskelnerven vom Mittelpuncte aus eben so wenig Muskelbewegung, als in entgegengesetzter Richtung durch Polarisirung der Sinnesnerven Vorstellung hervorgebracht werden. Desto vollkommener gehen aber im Schlafe die unwillkührlichen, zum vegetativen Leben gehörigen Bewegungen vor sich. Eine ähnliche Desorganisation der subjectiven Sphäre findet sich auch bey manchen sogenannten Krankheiten, die in höherem Grade gleichfalls die Gestalt des Schlafes annimmt, in geringerem Grade aber sich durch grosse Reizbarkeit, Unruhe, Beängstigung, Neigung zu Krämpfen u. s. w. äussert. So wie im gesunden Schlafe, während des Träumens, die Phantasie desto thätiger ist, eben weil die Sinne für alle äusseren Eindrücke unempfindlich sind: so sehen wir auch, wie bey diesen Kranken bisweilen die unbestimmten Gefühle ein Übergewicht über die deutlichen Vorstellungen der Sinne bekommen, wie ihre Sinnesthätigkeit mehr oder weniger erlischt, und die durch jene Gefühle aufgeregte Einbildungskraft allein ihnen den Stoff zu ihren verworrenen Ideen giebt. Da die vegetative Sphäre an diesen Störungen der subjectiven Sphäre so wenig Antheil nimmt: so bleibt die Ernährung in solchen Krankheiten meist gut, und selbst der Puls zeigt oft wenig Veränderung. Auch gegen die Aussenwelt tritt der Mensch in solchem Zustand in ein anderes Verhältniss, und diese vermag mehr auf ihn einzuwirken. Vielleicht ist diess schon im Schlafe der Fall, vielleicht entstehen prophetische Träume, wenn es dergleichen giebt, aus einer solchen Empfänglichkeit des Schlafenden für äussere Einflüsse, für welche der Mensch im Wachen keinen Sinn hat. So weicht auch der Schlafwandler bey seinen nächtlichen Wanderungen den ihm im Wege stehenden Hindernissen aus, ohne sie zu berühren, und wird so den Polypen ähnlich, welche, ohne wahrnehmbaren Sinn, doch die ihnen in einiger Entfernung vorgelegte Nahrung erreichen. Noch mehr wird dieses Bestimmtwerden von äusseren Einflüssen in Krankheiten sichtbar; daher die schmerzhaften Empfindungen bey einfallendem Licht, auf gewisse Töne u. s. w. In höherem Grade, und wenn die Kranken die Gegenstände bestimmt nennen, welche auf diese Art unangenehme Gefühle in ihnen erregen, wird diese Fähigkeit Idiosynkrasie genannt. Hier entwickelt sich nicht selten eine Empfänglichkeit für Einflüsse, die im gesunden Zustande auf keinen unserer Sinne zu wirken vermögen. Dahin gehören vorzüglich die ungewöhnlichen Wirkungen der Metalle, des Magnets und des Wassers. Die meiste Aufmerksamkeit verdient indess die Empfänglichkeit für die Einwirkungen anderer lebender Körper, welche Sympathie im engeren Verstande genannt wird, und oft auch unter entfernt von einander lebenden Personen möglich ist. Auf eine auffallendere Weise offenbart sich diese sympathetische Wirkung in den Phänomenen des thierischen Magnetismus. Jeder individuelle Organismus, der positiv auf einen anderen wirkt, ihn polarisirt, und mehr oder weniger in seine Sphäre zieht, magnetisirt denselben. Je mehr in dem einen Subjecte das positive Princip des Lebens überwiegend, und je mehr durch Desorganisation der subjectiven Sphäre das andere Subject depotenzirt und für sympathetische Einwirkungen empfänglich geworden ist: desto auffallender werden die Erscheinungen des thierischen Magnetismus seyn.

Die folgende Beschreibung der magnetischen Manipulation und die sie begleitenden Erscheinungen, die hier sehr ausführlich, doch ohne Übertreibung, zusammengestellt sind, übergehen wir, weil sie hinlänglich bekannt sind. Besonders schön ist die Parallele zwischen magnetischer Verbindung und der bey Mutter und Fötus, so wie die Erklärung des Phänomens, dass die Function der höheren Sinne bisweilen bey Magnetisirten auf niedere Organe übergeht und von diesen ausgeübt wird. Zwey eigene Beobachtungen des Vfs. über den thierischen Magnetismus nebst Bemerkungen, welche den IV und V Abschnitt ausmachen, verdienen, der Wichtigkeit des Gegenstandes und der unbefangenen und treuen Erzählung wegen, selbst nachgelesen zu werden. Schade, dass bey der ersteren Krankengeschichte das Ende fehlt. Bey einem so wunderbaren Heilmittel, als der thierische Magnetismus ist, interessirt es doppelt, zu erfahren, ob der Kranke durch diess Mittel wirklich geheilt worden ist oder nicht.

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

## FORTSETZUNGEN.

*Berlin*, in Commiss. b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes berlinisches Wochenblatt für den gebildeten und denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck.* Zwölftes Vierteljahr. 1811. Von S. 1146—1248. 4. (S. d. Rec. Jahrg. 1811. No. 11.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JULIUS, 1812.

## *MEDICIN.*

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Über Sympathie*, von D. *Friedrich Hufeland* u. f. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Gang der ganzen Unterfuchung, welchen der Vf. genommen, läſst nichts mehr zu wünſchen übrig, und es ſteht demnach feſt begründet, daſs es nicht allein eine ſyſtematiſche Verbindung zwiſchen organiſchen Stoffen, und zwar in der Art gebe, daſs dergleichen Stoffe, unter gewiſſen Bedingungen, Wirkungen auf den menſchlichen Körper hervorzubringen im Stande ſind, die ſie dem gewöhnlichen Gange der natürlichen Erſcheinungen zufolge und unter den gewöhnlichen Bedingniſſen nicht zu bewirken vermögen. Aber, möchte man weiter fragen, kommt nun unter gewiſſen Bedingniſſen *jedem* Dinge dieſe Fähigkeit zu, auf das andere ſympathetiſch einzuwirken, oder nicht? und ſind jene mannichfaltigen ſympathetiſchen Verhältniſſe, von denen uns beſonders die ältere Zeit ſo viele Wunderdinge zu erzählen weiſs, als die Wirkungen des ſympathetiſchen Pulvers auf Wunden, der ſogenannten Waffenſalbe, der Amulete, und ſo vieler anderer Mittel gegen Gicht, Roſe, Fieber u. ſ. f. geradezu unter die Rubrik Aberglaube zu werfen, oder laſſen ſich auch dieſe Wirkungen unter gewiſſe Geſichtspuncte bringen, aus denen angeſehen, der Schleyer des Geheimniſſes, der ſie bis jetzt umhüllt, davon abfällt? Der Vf. ſcheint abſichtlich einen Blick in dieſes dunkle Gebiet vermieden zu haben, und wer wollte ihm dieſs auch übel nehmen? Denn hätte er nicht durch Einmiſchung dieſes ungeläuterten Stoffs in den reinen Fluſs ſeiner Anſichten und Beobachtungen fürchten müſſen, ſich ſelbſt das Spiel zu verderben, und den Vorwurf des Wunder- oder Aberglaubens auf ſich zu laden? — Indeſs verdient die Sache eine hellere Beleuchtung, und hat ſie zum Theil ſchon durch die Arbeit des Vfs. erhalten. Denn wenn in gewiſſen krankhaften Zuſtänden thieriſcher Organismen eine ſolche Differenz zwiſchen der Activität und Paſſivität des einen und anderen Individuums Statt finden kann, daſs das eine auf das andere polariſirend einzuwirken vermag; wenn ferner unter gewiſſen Bedingniſſen auch anorganiſche Stoffe, als Metalle, Magnet, Waſſer, dieſe polariſirenden Wirkungen hervorzubringen im Stande ſind; ja wenn, wie der Vf. S. 132 bemerkt, ſogar eine weitere Entfernung ſolche Wirkungen nicht aufhebt: warum ſollten es nicht unter gewiſſen Bedingniſſen auch andere Stoffe thun können? Iſt etwa die Wirkung des magnetiſirten Waſſers auf Somnambulen weniger wunderbar, als die des ſympathetiſchen Pulvers zur Heilung der Wunde? Freylich können hier, wie dort, nur wiederholte Erfahrungen ſichere Bürgſchaft für die Wahrheit leiſten, und es iſt beſſer, lieber zu lange zweifeln, als zu voreilig, und nach wenigen ſchwankenden Beobachtungen ſich in das Gebiet des Aberglaubens verirren; um ſo mehr, da, wie dieſs auch bey dem thieriſchen Magnetismus der Fall iſt, nur ſelten eine ſolche Concurrenz von Umſtänden eintritt, welche das Erſcheinen ſolcher wunderbarer und geheimer Naturwirkungen begünſtigt. Zur weiteren Aufhellung dieſes bis jetzt noch ſo dunkeln Gegenſtandes, und bey ferneren Beobachtungen verdienen beſonders folgende Rückſichten ins Auge genommen zu werden: 1) Der Grad von *activer* Wirkſamkeit, welcher es möglich macht, daſs ein Stoff oder ein Individuum auf das andere polariſirend einzuwirken vermag; 2) der Grad von Empfänglichkeit, bey welchem in einem Individuum eine polariſirende Einwirkung eines anderen activeren Stoffs oder Individuums möglich wird; 3) die Intermediarſtoffe, welche als Leiter zwiſchen dem activen und paſſiven Körper mitten inne liegen, und der Grad ihrer Leitungsfähigkeit für gewiſſe ſympathetiſche Einwirkungen in beſonderen Fällen. Was den erſteren Punct anlangt: ſo ſcheinen allerdings nur gewiſſe Stoffe ein ſolches Übermaſs activer Wirkſamkeit in ſich zu vereinigen, wodurch ſie in anderen wahrnehmbare ſympathetiſche Einwirkungen hervorzubringen im Stande ſind, und dieſs ſcheint noch beſonders in Bezug auf gewiſſe menſchliche Organismen der Fall zu ſeyn. Aber ohne Zweifel erſtrecken ſich dieſe Wirkungen weiter, als ſie uns bis jetzt in den Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus bekannt ſind, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daſs es Menſchen gegeben und vielleicht noch giebt, deren poſitive Thätigkeit, wie bey den elektriſchen Fiſchen, über die Grenzen ihres Körpers hinaus in andere einwirke. Warum ſollten wir auch dieſes nicht eben ſo gut annehmen dürfen, als das Gegentheil, daſs nämlich in gewiſſen Menſchen der negative Factor in dem Grade geſteigert ſey, daſs ſie für gewiſſe äuſsere Gegenſtände empfänglich werden, für welche es andere nicht ſind, wie z. B. die Rabdomantiſten? Ja es verdient noch eine beſondere Unterſuchung, ob nicht manche Wundercuren, dergleichen die heiligen Männer der alten Zeit verrichteten, eben ſowohl als die, welche nach den Erzählungen einiger Reiſenden noch

heutiges Tages von indischen Jongleurs und Zauberern vollbracht werden, auf Rechnung einer solchen ungewöhnlichen Naturkraft gesetzt werden müssen.

Hbm.

## MATHEMATIK.

PARIS u. PETERSBURG, b. Klostermann: *Traité élémentaire d'astronomie physique*, par *J. B. Biot*; avec des additions rélatives *à l'astron. nautique*, par M. *de Rossel*. — Seconde édition. 1811. Tome II. 563 S. u. 9 Kupf. Tome III. 243 S. u. 4 Kupf. Additions. 215 S. u. 6 Kupf. *Traité des calculs de l'astronomie nautique avec des tables destinées à en faciliter l'usage*. Par M. *de Rossel*. 191 S. u. 1 Kupf. Tables. 58 S. (Alle 3 Bände 10 Rthlr.)

Wir glauben, bey Gelegenheit des ersten Bandes (J. A. L. Z. 1812. No. 96—98) die Abweichungen dieser neuen Ausgabe von der ersten hinreichend charakterisirt zu haben; wir werden uns daher jetzt begnügen, aus diesen zwey letzten Bänden nur die Überschriften der neu hinzugekommenen Abschnitte auszuheben, indem dieselben Bemerkungen, die wir beym ersten Bande gemacht, auch hier Anwendung finden; bey den Zugaben und der nautischen Astronomie, die als ganz neue Bücher zu betrachten sind, werden wir dann etwas länger verweilen.

2tes Buch. Hier sind hinzugekommen: Formeln zur genauen Bestimmung der Äquinoctialpuncte und der Schiefe der Ekliptik; Formeln, um Betrachtungen, die nahe beym Apogäo und Perigäo angestellt sind, auf diese Puncte zu reduciren. Über die Abnahme der Schiefe der Ekliptik, über Präcession und Nutation; Formeln zur Correction der aus der letzteren entspringenden Wirkungen. Bestimmung der Excentricität aus der Mittelpunctsgleichung. Nutzen der Bedingungsgleichungen, um auf einmal alle Elemente der Bahn zu corrigiren.

Im 3 Buche nahm die Lehre von den Verfinsterungen der Sonne und des Mondes ehemals einen Abschnitt von 20 S. ein: jetzt sind dieser 5 Abschnitte, zusammen von 90 S., gewidmet, und Anleitung zur Berechnung der genauen Umstände für Sonnenfinsternisse, Mondfinsternisse und Sternbedeckungen gegeben. Auch die Lehre von Berechnung der geographischen Länge durch Finsternisse, Sternbedeckungen und Abstände des Mondes von Sternen ist weiter ausgeführt.

Im 4 Buche sind besonders den Lehren von der Fortpflanzung und Abirrung des Lichtes eigene Abschnitte gewidmet; aber auch andere Abschnitte bedeutend erweitert.

Von den *Additions* müssen wir etwas umständlicher reden. Die erste Zugabe, über die Höhenbestimmungen durch Barometerbeobachtungen, ist als eigene Schrift (denn sie wird auch einzeln verkauft) in diesen Blättern (Jahrg. 1811. No. 262) angezeigt. Dann folgt die *Gnomonik* von Hn. *Berroyer* (*Prof. au Collège de Sens*). Der Vf. stellt zuerst einige Betrachtungen über den Grad von Genauigkeit an, den man in der Gnomonik nur erreichen kann, nämlich über die kleinen Fehler, welche aus der ungleichförmigen Bewegung der Sonne und aus ihrer geringen Abweichung von einerley Parallelkreise während eines Tages entspringen. Hierauf folgt die Bestimmung der Lage der Axe für eine Sonnenuhr. — Die praktische Anweisung zu dieser Bestimmung ist sonst sehr deutlich, aber es ist doch ein Fehler, dass S. 59 die Angabe für die Länge der Seiten des rechtwinklichten Dreyecks erst hinten nach kommt, nachdem von dem Gebrauche desselben schon lange geredet ist. — Die Zeichnung der verschiedenen Sonnenuhren, zuerst der regulären und dann auch der irregulären, wird auf analytische Formeln zurückgebracht; ausser den Formeln für die Lage der Stundenlinien, oder für die Richtung des Schattens zu jeder bestimmten Zeit, theilt Hr. *B.* auch Formeln für seine Länge mit. Dieser letzteren bedient er sich insbesondere, um die Meridienne der mittleren Zeit zu zeichnen, d. i. diejenige Curve, in welche das Ende des Schattens an jedem Tage zur Zeit des mittleren Mittags fällt. Ist diese Meridienne gezeichnet: so braucht man nur den Augenblick zu bemerken, wo das Ende des Schattens auf diese Curve fällt, dieser Augenblick ist der Zeitpunct des mittleren Mittags; — an jedem Tage trifft das Ende des Schattens in einem anderen Punct dieser Curve ein. Diesem gut geschriebenen Aufsatze ist als Exempel die Berechnung einer Sonnenuhr beygefügt, die auf einer verticalen schief gegen den Meridian geneigten Ebene gezeichnet werden sollte. — Zu bemerken ist, dass Hr. *Berroyer* sich immer der alten Eintheilung des Kreises und des Tages bedient, statt dass Hr. *B.* überall die neue Eintheilung gebraucht.

Über die fortrückende Bewegung unseres Sonnensystems. In der ersten Ausgabe fand sich eine kurze Abhandlung unter eben diesem Titel, in welcher Hr. *B.* aus der Übereinstimmung der scheinbaren eigenen Bewegungen von zwanzig Sternen das Resultat zieht, dass das Sonnensystem sich fortbewegt. Hier hingegen gelangt er zu dem entgegengesetzten Resultate, dass keine Übereinstimmung unter den eigenen Bewegungen der Sterne zu finden sey. Wir können nicht entscheiden, ob Hr. *B.* bey der vorigen Ausgabe noch keine eigenen Untersuchungen hierüber angestellt hatte, denn hierüber äussert er sich nicht; — hier theilt er dagegen vollständig die Formeln mit, nach denen er seine Berechnung anstellte, und bemerkt, dass er nur solche Sterne verglichen habe, über deren eigene Bewegung die Beobachtungen von *Bradley* und *Maskeline* mit denen von *Mayer* und *Piazzi* harmoniren. Dieser verglichenen Sterne sind nur acht, und allerdings fällt ihr Zeugniss nicht sonderlich günstig aus; aber dennoch möchten wir nicht so schnell in das Urtheil einstimmen, dass es unmöglich sey, einen solchen Convergenzpunct der eigenen Bewegungen anzunehmen, wie *Herschel* es thut. Dass ein solcher Punct in völliger Schärfe gefunden werden kann, wird nun wohl Niemand vermuthen; ja es lässt sich voraussehen, dass es für einzelne Sterne sehr erhebliche Abweichungen geben muss, da fast

ohne Zweifel jeder Stern so gut wie unsere Sonne eine eigenthümliche Bewegung haben mag: aber das, was *Herschel* als auffallend für die eigene Bewegung der Sonne sprechend angiebt, das bleibt doch noch immer auffallend, obgleich auch aus *Herschels* eigenen Untersuchungen schon hervorgeht, dass bey weitem nicht eine völlige Harmonie in diese Bewegungen zu bringen ist.

Es würde sehr der Mühe werth seyn, alle vorhandenen Beobachtungen noch einmal genau zu vergleichen; wir möchten aber wünschen, dass dann mehrere Sterne mit zur Untersuchung gezogen würden, als hier von Hn. *B.* dazu gezogen sind, da bey einer solchen Untersuchung, wobey so viele unbekannte Bewegungen das Hauptresultat verstecken können, es nicht rathsam ist, sich auf einzelne Zeugnisse zu verlassen. Und das um so mehr, da Hr. *B.* doch auch hier noch einräumt, dass die Änderung der Rectascension für Sterne an der einen Seite des Himmels positiv, an der anderen negativ ist, und nur darin, dass die beiden Puncte, wo die Zeichen wechseln, nicht ganz scharf einander gegenüberstehen, Zweifel findet. Die folgende Abhandlung erläutert eine von *Delambre* angegebene Methode, um die Lage eines Mittagsfernrohrs zu corrigiren, wenn dieses sich in einer verticalen, vom Meridian wenig abweichenden Ebene bewegt. Die nächste giebt sehr vollständige Anleitung, die Länge des Secundenpendels zu bestimmen; — nicht bloss analytische Formeln zu diesem Zwecke, sondern auch praktische Anleitungen zur Abmessung der Pendellänge u. s. w. Hr. *B.* fand die Länge des Pendels für Decimalsecunden zu Dunkerque 0,7420865 Meter, auf der Insel Formentera = 0,7412061, und leitet aus einer Reihe von Bestimmungen der Pendellänge, die zwischen diesen beiden Puncten angestellt sind, die allgemeine Formel her: Länge des Decim. Sec. Pendels $= 0,7397035\overset{\text{met.}}{2}6 + 0,00391368\overset{\text{met.}}{9}2.$ Sin. $^2$ L, wo L die Breite des Orts ist. Dieser Abhandlung ist beygefügt eine Beschreibung des Maassvergleichers *(comparateur)*, oder derjenigen Vorrichtung, deren man sich bedient, um die Länge einer Linie, wie hier des Pendels, überaus genau zu bestimmen. Den Beschluss dieser Zugaben macht *Laplace's* Methode, die Bahn eines Kometen zu bestimmen, mit des Vfs. Erlaubniss abgedruckt aus dessen *Théorie du mouvement et de la figure des Planètes.*

*De Rossels* nautische Astronomie. — Erklärung der ersten Grundbegriffe, was Länge, Breite u. s. w. sey; bey den Längenbestimmungen durch Chronometer macht der Vf. die Bemerkung, diese wären doch vorzüglich nur geschickt, um den Längenunterschied nahe gelegener Örter zu bestimmen. — Zum Gebrauche der astronomischen Ephemeriden, insbesondere zur Interpolation für Zeitpuncte, die zwischen die in den Tafeln bemerkten fallen, wird sehr umständliche Anleitung gegeben, jedoch nur so, dass man die Änderungen in der Stellung der Gestirne genau der Zeit proportional setzt. Hr. *R.* scheint nicht nöthig gefunden zu haben zu bemerken, dass diess in gewissen Fällen, z. B. für die Declination der Sonne um die Zeit der Solstitien, nicht Statt findet; wahrscheinlich hielt er jene Interpolation zum Gebrauch auf dem Meere immer genau genug. Bey der Bestimmung der Depression des Horizonts für gewisse Höhen des Auges macht er auf die irregulären Phänomene der Refraction aufmerksam. Die Regeln, um Refraction, Parallaxe u. s. w. zu berechnen, sind hier alle nur so angegeben, dass man dabey die Tafeln, welche sich entweder in der *Connoiss. des tems*, oder am Schlusse dieses Werks selbst finden, voraussetzt, und sie geben daher bloss Anleitung zum richtigen Gebrauche dieser Tafeln. Alle diese Regeln sind durch vollständig ausgerechnete Exempel erläutert. — Bestimmung der Breite aus der Mittagshöhe, aus mehreren nahe am Mittage gemessenen Höhen, aus zwey Höhen, die ausser dem Mittage gemessen sind. Die Anweisung zu den Berechnungen ist hier bloss praktisch, die Beweise finden sich in den Anmerkungen. Eben so ganz für den Gebrauch des Ungelehrten eingerichtet, sind die Regeln zur Berechnung der Länge; alles ist sehr deutlich vorgeschrieben, die Fehler, denen man bey dieser oder jener Methode ausgesetzt bleibt, sind bemerkt, Vorsichten bey der Stellung der Uhr angegeben u. s. w., und die Rechnungen alle an vollständigen Exempeln erläutert. Das letzte Capitel enthält eine Anleitung zu Bestimmung der Abweichung der Magnetnadel und zum astronomischen Aufnehmen irdischer Gegenstände, d. i. zu Bestimmung des Azimuths, unter welchem sie erschienen sind.

Die beygefügten Tafeln enthalten Folgendes: Depression des Horizonts für bestimmte Höhen des Auges. Vermehrung des Mondhalbmessers bey gegebenen Höhen. Verminderung der Horizontalparallaxe in verschiedenen Breiten. Einfluss der Fehler des grossen Spiegels am Sextanten auf die gemessenen Winkel. Refraction für 0,76 Met. Barometerstand und + 14° Thermometerstand. Correctionstafeln für andere Barometer- und Thermometer-Stände. Unterschied zwischen den Parallaxen des Mondes und den Refractionen. Änderung der Höhe eines Gestirns für die erste Minute vor und nach dem Durchgange durch den Meridian. Tafel zu Correction der durch Chronometer bestimmten Längen. Tafeln zum Gebrauch bey der Breitenbestimmung aus zwey Sonnenhöhen. Höhe der Sonne zu der Zeit, da ihr Azimuth 90 Gr. ist.

i. e. e.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Handbuch der Perspective.* Aufgesetzt von *Joh. Albert Eytelwein.* *Erster* oder *praktischer Theil*, welcher die Regeln zum Auftragen perspectivischer Zeichnungen enthält. 128 S. u. 16 Kupfert. — *Zweyter Theil*, welcher die Beweise für die Regeln des ersten Theils enthält. 39 S. u. 2 Kupfert. 1810. 4. (5 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Lehrbuch scheint uns den wichtigsten Anfoderungen, die man an ein solches Werk machen kann, vollkommen Genüge zu leisten. Die Regeln zu den perspectivischen Zeichnungen sind sehr

deutlich, und so abgefasst, dass auch ein Künstler, der wenig Geometrie versteht, sie begreifen und befolgen kann, wenn er nur Geduld genug hat, dem ganzen Vortrage von Anfang an die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken. Der Vortrag ist zugleich gründlich, da man in den Beweisen, welche der zweyte Theil enthält, befriedigende Auskunft über die Gründe der Regeln erhält. Die Trennung der Beweise von den Regeln selbst ist zwar für den, der das Buch im Zusammenhange, um sich zu belehren, zu lesen wünscht, etwas unbequem; der Vf. wählte aber diese Methode, um den Gebrauch des Buchs beym Nachschlagen zu erleichtern, indem bey einem Buche dieser Art vorauszusetzen ist, dass man es etwa nur ein Mal ganz liest, dann aber in unzähligen einzelnen Fällen sich nach den speciellen Regeln für diesen Fall umsieht. Ob indess der Zweck nicht eben so gut erreicht wäre, wenn jedem Satze ein genau abgesonderter Beweis beygefügt wäre, wollen wir unentschieden lassen; — uns scheint es, dass man alsdann eben so gut die praktische Auflösung allein lesen, und doch auch, um sich gründlich zu belehren, weit bequemer als jetzt, den Beweis hinzufügen könnte, statt dass jetzt das Hin- und Herblättern sehr lästig ist, und sich Regeln und Beweise nicht so systematisch an einander schliessen, wie es zu wünschen gewesen wäre.

Wir gehen jetzt zu einer etwas genaueren Inhaltsanzeige über, vorzüglich des praktischen Theils. — Erster Abschn. Vom Zeichnen der perspectivischen Bilder. — Zuerst (1 Cap.) von Bildern wagerechter Figuren; Regeln, wie man auf der verticalen Tafel das Bild wagerechter gerader Linien findet; Zeichnung des perspectivischen Winkelmessers und Masses; Anwendung auf einzelne Figuren; wie man das Mass einer Linie findet, die perspectivisch aufgezeichnet ist; Auflösung einiger Fälle, wo die Lage der aufzutragenden Linien auf eine oder andere Weise gegeben ist. 2 Cap. Vom Zeichnen der Gegenstände, die sich über der Grundebene befinden. Das Wichtigste hiebey, das Auftragen einer gegebenen Verticallinie, deren Durchschnittspunct mit der Grundebene bekannt ist, wird zuerst gezeigt; dann durch einzelne Beyspiele erläutert; ferner folgen Regeln, wie man mit Leichtigkeit die in jeder Verticalebene gezeichneten Bilder auf die Tafel bringen kann. Als Beyspiele sind die Bilder geometrischer Körper, einer Treppe, Dächer, Gesimse, Postamente, Gewölbe mitgetheilt. Im 3 Cap. folgen einzelne Bemerkungen, z. B. über die Wahl des Gesichtspuncts, über die Ausdehnung, die man der ganzen Zeichnung, in Vergleichung mit der Entfernung des Gesichtspuncts u. s. w. geben darf. 4 Cap. Über das Zeichnen der Bilder, deren Gegenstände sich in geneigten Ebenen befinden. Wenn man immer eine Projection auf die Grundfläche entwerfen, und die Höhe jedes einzelnen Puncts oberhalb der Grundebene angeben könnte: so bedürfte es hiefür keiner besonderen Regeln; aber theils möchte diess nicht immer der Fall seyn, theils führen die hier gegebenen Regeln leichter zum Zwecke. 5 Cap. Vom Auftragen der Bilder auf geneigte Tafeln. 6 Cap. Vom perspectivischen Proportionalcirkel. Der Vf. zeigt, wie man die nöthigen Linien aufträgt, und wie man sich des so vollendeten Proportionalcirkels zum Auftragen bey perspectivischen Zeichnungen bedient.

Der zweyte Abschnitt ist der Lehre vom Schatten gewidmet. Nach den vorangeschickten allgemeinen Sätzen, worauf es hiebey ankommt, geht der Vf. die einzelnen Fälle durch, die vorkommen können. Zuerst wird der Schatten bestimmt, wenn das Licht als ein Punct kann betrachtet werden, und zwar sowohl wenn das Licht hinter der Tafel befindlich ist, als wenn es vor derselben, und dann allenfalls auch hinter dem Gesichtspuncte sich befindet. Die Regeln werden zuerst für die einfachsten Umstände entwickelt, dann aber auf andere mehr verwickelte Fälle angewandt. Eben so wird der Schatten untersucht, den die Sonne hervorbringt, und zwar wieder die Regeln für die einzelnen Fälle entwickelt, da die Sonne hinter der Tafel oder in der Ebene der Tafel oder vor derselben steht. Endlich wird noch kurz von dem Schatten gehandelt, der entsteht, wenn grosse Flammen die Gegenstände erleuchten oder das Licht durch grosse Öffnungen einfällt; — dieses nur kurz, da es bloss eine Anwendung der vorigen Lehren ist.

Von den Abspiegelungen handelt der dritte Abschnitt. Im ersten Cap. wird der leichteste Fall, die Abspiegelung im Wasser, betrachtet; im zweyten allgemein gezeigt, wie man für jede gegebene Stellung der Spiegelfläche die Gegenstände, die nach der bestimmten Lage des Gesichtspuncts darin abgespiegelt erscheinen müssen, angeben, und diese Abspiegelung richtig in der Zeichnung darstellen kann.

Der letzte Abschnitt ist der orthographischen Projection gewidmet. Die Regeln für die wichtigsten Gegenstände werden erläutert, und an wenigen Exempeln die Anwendung gezeigt, da die Gründe schon meistens als aus dem Vorigen bekannt angenommen werden konnten.

Der zweyte Theil liefert die Beweise als Supplemente zum ersten, und muss eigentlich im Lesen zwischen die Sätze des ersten Theils eingeschaltet werden. Wir versagen uns, einzelne Bemerkungen beyzufügen und in das Speciellere des Inhalts einzugeben, welcher ohne Figuren doch nicht deutlich gemacht werden könnte. Wir können das Buch Jedem, der etwas Geometrie versteht, zum eigenen Studium sehr empfehlen.

i. e. a.

---

## BESONDERE ABDRÜCKE.

Altenburg, im literarischen Comptoir: *Beobachtungen und Bemerkungen über die sogenannte schwarze Blatterkrankheit, nebst der Angabe einer Präservativ- und Heil-Methode gegen solche Wechselfieber, die von der Ausdünstung der Sümpfe entstehen,* von D. *Christ. Gottlob Hopf.* 1812. 46 S. 4. (6 gr.) Aus den Annalen der Heilkunst, Monat Februar 1812, besonders abgedruckt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JULIUS, 1812.

## MEDICIN.

Leipzig, b. Barth: *Allgemeine Encyklopädie für praktische Ärzte und Wundärzte*, bearbeitet und herausgegeben von D. *Georg Wilhelm Consbruch* und D. *Joh. Christoph Ebermaier*.

*IV Theil.* Auch unter dem Titel: *Taschenbuch der Arzneymittellehre für praktische Ärzte und Wundärzte*, von D. G. W. *Consbruch*, kön. preuss. Hofrathe u. prakt. Arzte zu Bielefeld in Westphalen. 1804. VIII u. 391 S. Zweyte Auflage. 1810. VIII u. 408 S. 8. (1 Rthlr.)

*V Theil.* Erster Band. Auch unter dem Titel: *Taschenbuch der Pharmacie für Ärzte und Apotheker*, von D. *J. Ch. Ebermaier*, hochgräfl. bentheimtecklenb. Hof- u. Medicinal-Rathe u. s. w. Erster Band. 1809. XVI u. 848 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

*VI Theil.* Auch mit dem besonderen Titel: *Taschenbuch der medicinisch-chirurgischen Receptirkunst*, oder *Anleitung zum Verschreiben der Arzneyformeln*. Von D. *J. Ch. Ebermaier*. Zweyte verbesserte Auflage. 1812. XIV u. 382 S. 8. (1 Rthlr.)

*VII Theil.* Auch unter dem Titel: *Klinisches Taschenbuch für praktische Ärzte*. Von D. *G. W. Consbruch*. 1, 2 Th. Vierte vermehrte Auflage. 1804. 8.

*VIII Theil.* Auch unter dem Titel: *Taschenbuch der Geburtshülfe für Ärzte und Wundärzte*, von D. *J. Ch. Ebermaier*. 1 Band. 1805. 2 B. 1807. 816 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

*IX Theil.* Auch unter dem Titel: *Taschenbuch der Chirurgie für angehende praktische Ärzte und Wundärzte*, von D. *J. Ch. Ebermaier*. Zweyte umgearbeitete u. verbess. Auflage. 1 Bd. 1810. XX u. 768 S. 2 Bd. 1811. XVI u. 848 S. 8. (4 Rthlr. 4 gr.)

[Von mehreren Recensenten.]

Schon seit einer Reihe von Jahren hat Hr. D. *Ebermaier* in Verbindung mit Hn. D. *Consbruch* es unternommen, die einzelnen Doctrinen der Arzneywissenschaft auf eine solche Weise zu bearbeiten, dass dadurch allmählich ein zusammenhängendes Ganzes unter dem allgemeinen Titel einer *Encyklopädie für praktische Ärzte und Wundärzte* hervorginge. Wir haben die Titel der einzelnen vor uns liegenden Theile aufgeführt, und lassen, mit Zurückweisung auf eine durch Zufall schon früher erschienene Recension, nun die Beurtheilungen verschiedener Recensenten folgen, von denen jeder die Würdigung des in sein Fach einschlagenden Theiles übernommen hat.

In dem *vierten* Theil, welcher die *Arzneymittellehre* enthält, hat Hr. Hofr. *Consbruch* nach Art so mancher seiner Vorgänger sich nicht enthalten können, allgemeine und besondere therapeutische Sätze mit den Angaben der Arzneymittellehre zu verbinden, ein Verfahren, welches wenigstens in rationeller Hinsicht und bey dem jetzigen Zustande der Wissenschaft, noch mehr aber in Rücksicht der mancherley Classen von Ärzten und Wundärzten, sehr gewagt ist, und zu der schädlichsten Empirie besonders die Legion der subalternen, in die medicinische Praxis aber nichts desto weniger ungestört und dreist eingreifenden Wundärzte verleiten kann, und, wie die Erfahrung lehrt, wirklich verleitet. Diess Verfahren wird um so bedenklicher, wenn die Bestimmung der allgemeinen Grundbegriffe hie und da verfehlt ist, wie z. B. in folgendem Satze, womit die *Einleitung*, und deren erstes Capitel: *Über die allgemeinen Eigenschaften und die Wirkungsart der Arzneymittel*, anhebt. „Gesundheit und Krankheit sind Zustände des Lebens, welche den allgemeinen Naturgesetzen vollkommen gemäss, und *sich einander keinesweges entgegengesetzt sind*, sondern nur als verschiedene Äusserungen und Erscheinungen einer einzigen Grundkraft, nämlich der Lebenskraft *oder* Erregbarkeit, angesehen werden können." Obschon die ältere negative Definition von Krankheit, dass sie das Gegentheil von Gesundheit sey, philosophisch unzulässig ist: so hätte doch im obigen Satze diess bestimmt so ausgedrückt und bemerkt werden müssen, dass man sich unter Gesundheit und Krankheit keine absoluten antipolarischen Gegensätze, sondern vielmehr unter letzterer eine Abweichung von dem Puncte der Normalität denken müsse, welche nach unendlich vielen Bestimmungen und Graden, ähnlich einer Reihe von Fluxionen, variire, von ihrem Centralpunct divergirend ausgehe, und convergirend zurückkehre. Allerdings concurrirt die sogenannte Lebenskraft bey beiden, allein doch immer auf eine Art und in Bezug auf die verschiedenen organischen Gebilde, deren Zusammenstimmung und Beziehung zum Ganzen, dass dadurch bey der Krankheit ein Gegensatz und Inadaequatseyn der Factoren des Lebens und ihrer Exponenten aufgestellt wird. — Übrigens sind die folgenden Betrachtungen über die Bedingungen und Bestimmungsgründe der Wirksamkeit der Arzneymittel, wiewohl hier nicht an ihrem rechten Orte, doch an sich zweckmässig und nicht ohne kritische Einsicht abgefasst. Wir finden es beyfallswürdig, dass der Vf., bey der noch zur Zeit bestehenden Unmöglichkeit, die Arzneyen nach einem sichern Princip zu ordnen, die simple alphabetische Ordnung beybehalten hat.

Was die specielle Aufführung der Arzneymittel

selbst betrifft: so verklagt und entschuldigt die Urtheile des Vfs. über die Wirksamkeit, Entbehrlichkeit u. s. w. derselben die individuelle und keinesweges übereinstimmende Würdigung, welche beynahe jeder praktische Arzt sich herausnimmt. Wenn z. B. S. 139 vom *Chenopodium ambrosoides* gesagt wird, es stehe der Münze, Salbey, dem Fenchel u. s. w. an Wirksamkeit nach: so möchten wohl die wenigsten Ärzte, die, wie *Lentin*, die hülfreiche Eigenschaft dieses Mittels gegen manche sensible Affectionen kennen lernten, diess unterschreiben. — Wenn S. 156 einmal der häufigen Verfälschungen des Safrans durch Saflor, Ringelblumen, Granatblumen und fein geschnittene Fleischfasern erwähnt werden sollte, und darauf hinzugefetzt wird, „welches man jedoch bey genauer Untersuchung bald entdeckt": so hätte billig mit ein paar Worten wenigstens bey einem so wichtigen Artikel die Art angegeben werden sollen, wie man die Untersuchung z. B. auf Verfälschung durch Fleischfasern anstellen soll; und dass der brenzliche Geruch eines solchen auf glühende Kohlen zerstreueten Safrans dieses am leichtesten und sichersten entdecke. Wenn S. 353 vom *Extractum Squillae* kurzweg gesagt wird: „ist unkräftig": so hätte vielmehr bemerkt werden sollen, dass es zwar den anderen Formen und Bereitungsarten der Meerzwiebel an intensivem Gehalt nicht gleichkomme, wegen seiner gelinderen nicht so leicht Ekel u. s. w. erregenden sichereren Einwirkung aber denselben oft bey weitem vorzuziehen sey. Bey Aufführung der Wirkungen des Salmiaks S. 322 muss man sich billig wundern, wie der Vf., bey welchem sonst ein lobenswürdiges Steigern seiner Begriffe nach dem Princip der Reinheit und Consequenz unverkennbar ist, folgende Charakteristik davon aufstellen konnte. Es heisst: *Wirkung. Schwächend*, in kleinen Gaben *auflösend*, in grösseren purgirend; *äusserlich, reizend!* Wie will der Vf. den Gegensatz zwischen innerlich *schwächender* und äusserlich *reizender* Wirkung so geradezu darthun? Und was heisst nach reinem Begriff (den er bey Gelegenheit der Aufstellung der Seife richtig vor Augen hat und danach die bisher gangbare Meinung kritisirt) *auflösend?* Hätte sich dieses nicht leicht bestimmter angeben lassen? Aber es ist diess der faule Fleck, welcher noch immer jeder Arzneymittellehre, welche zu weit in das therapeutische Gebiet eingreifen will, anklebt und ankleben muss, dass sie in der Erklärung der Wirkungsart der Arzneyen hinter der selbst noch lahmen Technik herhinken wird. Besonders wird der gerügte Zweck des Vfs., aus der Sphäre der Arzneymittellehre heraus und in das unbestimmte weitläuftige Gebiet der praktischen Heilkunde (die wenigstens sich nicht so leicht mit jener amalgamiren, und in das Taschenformat bringen lässt) überzugehen, auffallend, wenn er bey Aufstellung des Quecksilbers und dessen verschiedenen Präparaten sich weitläuftig über die Wirkungsart desselben verbreitet, und sogar S. 240 die zu beobachtenden Regeln bey seiner Anwendung in venerischen Krankheiten anzugeben nicht unterlässt. Diese und ähnliche allgemeine Bestimmungen abgerechnet, welche nicht in das Gebiet der reinen Arzneymittellehre gehören, können wir diese Schrift als eine bequeme und zweckmässige Übersicht der gebräuchlichsten und wirksamsten Arzneymittel den praktischen Ärzten bestens empfehlen. Z.

Der *fünfte* Theil, welcher die Pharmacie in sich begreift, soll, wie Hr. Hofr. *Ebermaier* in der Vorrede sagt, sowohl dem Arzte und Wundarzte, als dem Apotheker eine zweckmässige Übersicht alles dessen gewähren, was den beiden ersteren in Hinsicht eines so bedeutenden Zweiges der ganzen Arzneywissenschaft, dem letzteren aber in Betreff einer für sich bestehenden wissenschaftlichen Kunst, wie die Pharmacie ist, zu wissen obliegt. Man sieht hieraus, der Plan ist ziemlich weitläuftig angelegt.

Der vor uns liegende erste Band enthält zwar durchaus keine einzige neue oder eigenthümliche Ansicht des Vfs., aber das Bekannte ist gut zusammengetragen. Bey der grossen Anzahl pharmaceutischer Werke ist es freylich nicht schwer, aus zehn Büchern das eilfte zu machen, und das Verdienst des Vfs. ist in dieser Hinsicht wirklich gering. Wir möchten daher auch den Pharmaceutikern, die schon im Besitz ähnlicher Schriften sind, nicht zum Ankauf der gegenwärtigen rathen, und bloss in sofern der Vf. die Pharmacie als einen nothwendigen Theil seiner Encyklopädie ansah, lässt sich diese Compilation entschuldigen.

Nach einer zwey Seiten langen Einleitung theilt der Vf. ein Verzeichniss der pharmaceutischen Literatur mit, das freylich dürftig genug ausgefallen ist. Hierauf folgt die 1 Abtheilung, welche die allgemeinen pharmaceutischen Vorkenntnisse enthält. Das 1 Cap. handelt von der Pharmacie überhaupt, fast ganz nach *Trommsdorffs* Apothekerschule bearbeitet. Das 2 Cap. handelt die Verhältnisse und Pflichten des Apothekers ab. Das 3te von dem Locale einer vollständigen Apotheke. Das 4te von dem Gewichte und den Massen in der Pharmacie. Das 5te von den pharmaceutischen Charakteren und Zeichen. Das 6te und 7te von der Einsammlung der rohen Arzneyen, und von der Aufbewahrung derselben. Die 2 Abtheilung handelt die rohen und einfachen Arzneymittel ab, und zwar werden im 8 Cap. die rohen Arzneymittel aus dem Thierreiche beschrieben, nämlich 1) die ganzen Thiere; 2) einzelne sowohl trockne als flüssige thierische Theile; 3) erdige thierische Theile und Concretionen, alles in alphabetischer Ordnung. Zuerst der pharmaceutische lateinische und deutsche Name, dann der lateinische, und diesem folgt nun die Beschreibung des Arzneymittels, mit Angabe eines Kupferwerks, das davon eine Abbildung enthält. Das 9 Cap. handelt die rohen Arzneymittel des Pflanzenreichs ab. 1) Die Wurzeln. 2) Die Hölzer. 3) Die Rinden. 4) Die Stengel. 5) Die Kräuter und die Blätter. 6) Die Knospen und Sprossen. 7) Die Blumen und Blumentheile. 8) Samen und Samenkapseln. 9) Reife und unreife Früchte, Beeren und Schoten. 10) Flechten, Schwämme und Auswüchse. 11) Trockne und feste Pflanzenstoffe und Erzeugnisse. 12) Flüssige und halbflüssige Pflanzenstoffe und Erzeugnisse. Hier findet man fette und ätherische Öle, Brantwein und Citronensaft u. s. w. Auch in diesen einzelnen Rubriken ist wieder die alphabetische Ordnung beobachtet worden. Das 10 Cap. enthält die rohen Arzneymittel aus dem Mineralreiche. 1) Die Erden und Steine. 2) Die Salze. 3) Die brennbaren und erd-

harzigen Körper. 4) Die Metalle und Erze. 5) Das Waſſer. Warum der Vf. hier noch die *Creta nigra*, den *Lap. alabaſtri, cryſtalli* und *judaicus* u. dgl. obſolete Dinge aufgenommen hat, iſt ſchwer zu begreifen. CE.

Vom *ſechſten* und *ſiebenten* Theile werden Recenſionen nachgeliefert werden. Vom *achten*, welcher die *Geburtshülfe* begreift, iſt bereits 1807 No. 231 eine Beurtheilung geliefert worden.

Der *neunte* Theil beſchränkt ſich auf die *Chirurgie*. Den erſten Band eröffnet eine Einleitung, in welcher der Vf. ſehr gut über den ſtreitigen Punct, ob die Chirurgie oder die Arzneykunſt älter ſey, hinweggeht, jedoch der erſteren entſchiedene Vorzüge vor der letzteren zugeſteht, und zur Wiedervereinigung der Chirurgie und der Medicin nicht ohne Grund Hoffnung macht. Die Kenntniſſe und Eigenſchaften eines guten Wundarztes werden hier weit vollſtändiger und beſſer angegeben, als in der erſten Auflage. In dem *Verzeichniſs einiger der vorzüglichſten Schriften über die Chirurgie* aber fehlen manche der vorzüglichſten, und viele unbedeutende und entbehrliche ſind aufgenommen. Auch die am Ende eines jeden Capitels angeführte Literatur läſst Manches zu wünſchen übrig. Man vermiſst beſonders unter den Monographieen Hauptwerke, die der Vf. billig hätte benutzen ſollen. Die 3 *erſten Abtheilungen* des Werks ſelbſt, welche den 1 Band ausmachen, handeln die chirurgiſche Arzneymittellehre, die allgemeinen chirurgiſchen Vorkenntniſſe, und die allgemeinen chirurgiſchen Krankheiten ab. Der 2 Band, von dem die 2 Ausgabe noch nicht erſchienen iſt, umfaſst in der 4 Abtheilung die beſonderen chir. Krankheiten. Dem Titel nach iſt dieſes Taſchenbuch für angehende *praktiſche* Ärzte und Wundärzte beſtimmt. Hierunter werden unſtreitig ſolche verſtanden, welche die Chirurgie bereits ſtudirt und ſie auszuüben angefangen haben, denen es alſo nicht an den erſten Elementen der Kunſt fehlen kann. Für dieſe aber iſt dieſes *Taſchenbuch* viel zu weitläuftig und zu unbequem. Was ſoll für den ſchon ausübenden Wundarzt das Elementariſche, das er hier z. B. über die Binden, Compreſſen, Charpie, Pflaſter, Salben, Blutigel, über das Schröpfen u. dgl. antrifft? Das gehört bloſs für Schüler der Wundarzneykunſt. Beſtimmte der Vf. vielleicht ſein Taſchenbuch auch für dieſe: ſo gehören zwar die erſten Elemente der Kunſt allerdings hieher; aber dann iſt das, was dieſes Buch davon enthält, wieder viel zu unvollſtändig und unzureichend. Die *materia chirurgica* durfte dann nicht in die für den Anfänger unfruchtbare, obſchon für den Praktiker allerdings bequeme Tabellenform gebracht, die Lehre vom Verbande nicht auf *acht* Seiten abgefertigt werden u. ſ. w. Für den beſchäftigten Praktiker, der ein ſolches Taſchenbuch nicht zum ſyſtematiſchen Studium, ſondern nur als Unterſtützungsmittel für ſein Gedächtniſs gebraucht, wäre die alphabetiſche Ordnung der Materien der ſyſtematiſchen weit vorzuziehen, und die Behandlung der verſchiedenen Capitel müſste weit kürzer, gedrängter, und doch reichhaltiger und umfaſſender ſeyn. In der letzteren Hinſicht bleibt *Selles medicina clinica* ein unvergleichliches Muſter. Auch das *consbruchſche* Taſchenbuch f. pr. Ärzte iſt meiſterhaft ausgefallen. Hr. *E.* hatte dieſes letztere Vorbild vor Augen, und bemühte ſich, daſſelbe zu erreichen; allein die Nachahmung iſt ihm durchaus nicht gelungen. Beſonders iſt die Anordnung der Materien übel gewählt; Rec. mag das Ganze aus einem Geſichtspuncte betrachten, aus welchem er will. Denn abgeſehen davon, daſs die alphabetiſche Ordnung für ſeinen Zweck am beſten paſste: ſo iſt doch auch an der vom Vf. gewählten ſyſtematiſchen Ordnung ſehr Vieles zu tadeln. Er handelt z. B. eher von den Mitteln, deren die Chirurgie zu ihren verſchiedenen Endzwecken bedarf, oder zählt ſie vielmehr tabellariſch auf, ehe er über dieſe Endzwecke ſelbſt etwas ſagt; und das, was unter der Rubrik: allgemeine chirurgiſche Vorkenntniſſe, aufgeſtellt wird, gehört theils nicht Alles hieher, theils iſt Manches, als Vorkenntniſs betrachtet, zu unvollkommen abgefertiget. Mit dem nämlichen Rechte, als die Amputations-Methoden und die Trepanation, würden die Staar-Operations-Arten und alle Gattungen der chirurgiſchen Operationen ebenfalls hier ihren Platz erhalten haben. Wer wird aber dieſe wichtigen Gegenſtände der höheren Chirurgie unter die allgemeinen Vorkenntniſſe dieſer Kunſt ſtellen? Und als Vorkenntniſſe — für den Schüler der Chirurgie iſt z. B. das, was im 8 Cap. über das Aderlaſſen geſagt iſt, viel zu unvollſtändig. Auch kann die wichtige Lehre vom Aderlaſſen, die, beſonders ihrer Folgen wegen, viele, hauptſächlich anatomiſche Kenntniſſe vorausſetzt, gar nicht zu den Vorkenntniſſen des Wundarztes gezählt werden. Allgemeine chirurgiſche Vorkenntniſſe ſind überhaupt etwas ganz anderes, als was der Vf. hier unter dieſer Überſchrift aufſtellt. Endlich kann der Schüler der Wundarzneykunſt von den äuſseren Reizmitteln, künſtlichen Geſchwüren, Arzneymitteln u. ſ. w. unmöglich richtige Begriffe erlangen, wenn er nicht vorher die Lehre von der Entzündung und ihren Ausgängen verſtehen gelernt hat, ſo wie es in der That ſonderbar iſt, eher von der Amputation als von der Entzündung u. Eiterung und von den Wunden zu handeln.

In Rückſicht der einzelnen Gegenſtände ſtieſs Rec. auf Mancherley, welches einiger Erinnerung bedarf. So ſind z. B. in der 1 Abtheilung, welche die *Materia chirurgica* enthält, ſehr reich ausgeſtattet und in der neuen Ausgabe wiederum nicht ſtreng genug geſichtet worden iſt, *Anſerinae herba*, *Auripigmentum*, *Anethi ſemen et oleum*, *Oleum cuſilaban.*, *Spiritus formicarum*, *Origanum*, *Pulegium*, *Herba ſaturejae*, *Oleum thymi*, *plantago anguſtifolia*, 3 Arten Bolus, neben den *floribus Zinci* auch das obſolete *Nihilum album*, 5 Varietäten des *Ranunculus*, die *Cortices aurant.* als *Sialagogum*, das *Allium* unter den *rubefacientibus* und auch unter den *emollientibus* aufgeführt, und das Turniket kommt mit unter den blutſtillenden Arzneyen vor. Gehörte aber dieſs hieher: ſo wäre es ein groſser Fehler, daſs der Vf. nicht der Ligaturen, des bromfieldſchen Hakens, der Arterienzange u. ſ. w. gedacht hat. Unter derſelben Rubrik iſt die *Cauteriſatio* angeführt, und die *Inſtrumenta uſtor.* ſind (wenigſtens unſchicklich) als *Praeparata* derſelben angegeben. — Dagegen vermiſſen wir z. B. den *Tart. ſtibiat.*, den *Phoſphorus*, die *Naphtha vitrioli*, die *Globuli martiales*, die Elektricität, den Galvanismus und das Haarſeil. Was der Vf. in den 7 erſten Capp. der 2 Abtheilung von der Anlegung der Binden, von den Compreſſen, vom Gebrauch

der Pflaster und Salben, vom Einspritzen, von der Anwendung der Klystiere und Suppositorien und vom Einschnitte sagt, scheint lediglich für den jüngsten Anfänger geschrieben zu seyn, und gehört keinesweges in ein Buch, das dem Praktiker bey der Ausübung seiner Kunst etwa in schwierigen Fällen zu Hülfe kommen soll. Das 7 Cap. hat in dieser 2 Auflage einige gute Zusätze über die Beschaffenheit und Güte der chir. Instrumente erhalten. Im 8 Cap., *vom Blutlassen*, sagt der Vf., das Öffnen der *Mediana* erfodere wegen der unterliegenden Arterie u. s. w. sehr viel Vorsicht, sie sey aber grösser und stärker als die *Cephalica* u. *Basilica*, die man indess auch zum Blutlassen wählen könne. Die Gefahr, eine *Arterie* zu verletzen, ist aber, wie bekannt, beym Öffnen der *Basilica* am grössten, und an Stärke steht dieser die *Mediana* gewöhnlich weit nach. Dagegen wäre bey der *Mediana* ausser der Möglichkeit, die *Aponeurose* des *Bicipitis* zu verletzen, auch der leichtmöglichen Verletzung des Mediannerven zu gedenken gewesen. Man sieht, dass der Vf. wohl nie selbst eine Ader geöffnet hat. Ein sehr auffallender, schon in der 1 Auflage vorhandener Fehler ist, dass er hier sagt: am Halse öffne man die *Vena jugularis interna*. Im 9 Cap., von *den blutstillenden Mitteln*, wird erstlich dem *morellschen* und dann sogleich dem *savignyschen* Tourniket, *jedem* der Vorzug *vor allen übrigen* gegeben, da doch jedes nur an seinem Orte und in seiner Art Vorzüge hat. Im 10 Cap., von *verschiedenen kleinen Operationen*, wird bey der Harnstrenge, erzeugt durch die äusserliche Application der Canthariden, des Camphers, als des sichersten Heilmittels, nicht gedacht. Von den Brenncylindern wird als Zweck angegeben, durch das Verbrennen einen Schorf zu erzeugen, und nach dessen Ablösung die Wunde wie ein Geschwür zu behandeln. Der Hauptzweck ist aber doch die Erregung eines kräftigen Reizes. Das 11 Cap. handelt ganz kurz von den Ätzmitteln und dem Cauterisiren. Das 12 von der *Einimpfung der Kinderblattern* und der *Kuhpocken*. In der 1 Auflage war der letzteren nur beyläufig gedacht, hier aber ist ihnen mehr Raum gegönnt. Im 13 Cap., *von den chirurgischen Näthen*, ist bey der Darmnath der gänzlichen Durchschneidung des Darmes nicht gedacht, jedoch kommt dieser Fall im 2 Bande im 63 Cap. vor. Im 14 Cap., von der Amputation, das in dieser Auflage viel gewonnen hat, hat der Vf. bey dem Satze: „Ist schon ein schleichendes Fieber da: so hilft die Amputation selten, ja sie befördert wohl den Tod —" die nöthige und gegründete Einschränkung hinzugefügt: „im Fall das schleichende Fieber nicht einzig und allein als Folge der vorhandenen Verletzung zu betrachten ist." Rec. weiss aus eigener Erfahrung, dass unter den misslichsten Umständen, wo er die Amputation bey dem stärksten Schleichfieber mit grossen Besorgnissen vornahm, sie dennoch das Leben rettete, und das thut sie unter gleichen Umständen fast immer, wenn durch dieselbe sogleich die ganze äussere Ursache des Schleichfiebers entfernt werden kann. Was von den Schwierigkeiten bey der alansonschen Amputationsmethode gesagt wird, ist nicht ohne Grund, und es werden dadurch immer noch viele Wundärzte von der Nachahmung dieser Art zu amputiren abgeschreckt. Indess haben sie doch auch mehrere deutsche Chirurgen glücklich ausgeführt. *Loder*, auch *Fielitz*, haben einige solche Fälle mitgetheilt. Auch hat letzterer in seinen praktischen Bemerkungen über den Missbrauch der Tabaksrauchklystiere bey eingesperrten Brüchen, über die Amputation u. s. w. (Leipz., b. Jacob. 1801) eine sehr leichte Amputationsmethode mit 2 Lappen vorgeschlagen, von der zu wünschen wäre, dass sie der Vergessenheit entzogen und näher geprüft würde. Die Regeln zur inneren Behandlung der Amputirten sind weit besser und bestimmter angegeben, als in der 1 Auflage; indess könnte hier, so wie in ähnlichen Capiteln, noch mehr auf die möglichen unangenehmen Vorfälle bey und nach den Operationen Rücksicht genommen seyn. Solche Dinge gehören ganz eigentlich in ein Taschenbuch für den Praktiker. Das 15 Cap., *von der Trepanation*, schliesst die 2 Abtheil., in der man die Application des Katheters, die zwar im 67 Cap. des 2 Bandes vorkommt, nach des Vfs. Plan aber billig hieher gehörte, vermisst.

In der 3 Abtheilung, *von den allgemeinen chirurgischen Krankheiten*, handelt der Vf. im 16—19 Cap. die *Entzündung*, die *Eiterung*, die *Verhärtung* und den *Brand* ab. Alle diese Capitel sind in der neuen Auflage sehr verändert, allein nicht in allen Stücken verbessert worden. Denn wenn man in der 1 Auflage eine zu grosse Anhänglichkeit des Vfs. an die Humoralpathologie tadelte: so ist man hier gezwungen, eine zu einseitige Anwendung der Erregungstheorie zu rügen. Überhaupt scheint die Vervollkommnung der 2 Ausgabe nur darin zu bestehen, dass der Vf. ganze Stellen aus neueren Schriften, oft wörtlich, einschaltete, ohne zu bedenken, dass nicht alles Neuere besser sey als das Alte. Im 20 Cap. handelt der Vf. von einigen besonderen *Entzündungen* und *Eiterungen*, zu denen er die Rose, die arthritische Entzündung, die Blutschwären, das Panaritium, den Carfunkel, die Verbrennungen und die Erfrierungen zählt, und die in der 1 Auflage sehr irrig *specifike* Entzündungen und Eiterungen genennt wurden. Im 21 Cap., von den *Wunden*, werden auch die Quetschungen abgehandelt. Eine Quetschung aber besteht nach der eigenen Erklärung des Vfs. in einer Verletzung irgend eines Theiles des Körpers, wobey die Haut ganz bleibt — also ist sie an sich keine Wunde, wenn sie auch oft mit wirklichen Wunden verbunden ist. Mithin gehören die Quetschungen eben so wenig hieher, als die hier mit aufgeführten Verstauchungen, Vertretungen u. s. w., denen billig ein eigenes Capitel gewidmet seyn sollte.

Im 22—37 Cap., welche von den *Geschwüren*, von den *Fisteln*, vom *Scirrhus* und *Krebs*, von der *Wassergeschwulst*, von den *Sack-* oder *Balg-Geschwülsten*, von den *Lymphgeschwülsten*, von den *Polypen*, von den *Gelenkkrankheiten*, von den *Verrenkungen*, von den *Verdrehungen der Knochen*, von den *Krankheiten der Knochen*, *wodurch die organische Structur derselben umgeändert wird*, von den *Knochenbrüchen* handeln, hat der Vf. das Bekannte aus *Richters*, *Bells*, *Arnemanns*, *Böttchers*, *Bernsteins* und Anderer Schriften zusammengestellt. Etwas Eigenes kann man hier um so weniger erwarten, da der Vf., wie man an vielen Orten deutlich sieht, nicht selbst technischer Wundarzt ist. Denselben Mangel, bey gleichen Vorzügen, zeigt auch der 2 Band dieses Werkes, zu welchem wir künftig, bey einer schicklichen Veranlassung, zurückzukehren gedenken.

**Dr. Fl.**

# JENAISCHE
# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JULIUS, 1812.


## PHILOSOPHIE.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *De jure generis humani, vel divisi in gentes, vel in unam civitatem, scil. hunc orbem conjuncti, s. de jure gentium et cosmopolitico.* 1811. 267 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Da diese Schrift nicht durch die, hin und wieder freylich sehr unlateinische Schreibart anziehen dürfte, gleichwohl aber so manche, wenn auch nicht ganz neue, aber doch noch lange nicht genug erkannte, geschweige befolgte Grundsätze enthält: so mag eine vorläufige Anzeige der Tendenz dieser Schrift, so wie sie sich am Ende derselben ergiebt, die Aufmerksamkeit darauf erregen. Der Vf. ist ein abgesagter Feind des Krieges, und macht es allen Völkern und ihren Gewalthabern zur unerläfslichen Pflicht, auf Mittel zu denken, damit dieses Ungeheuer vom Erdboden vertilgt werde. Sey auch diese Aussicht noch so entfernt, sey die Sache mit noch so viel Schwierigkeiten verbunden: so müsse man doch auf diese Idee hinarbeiten, und sich, durch das Geschrey: es sey diess eine Chimäre, nicht irren lassen. Als das einzige Mittel dazu betrachtet auch der Vf. einen *absolut allgemeinen Völkerbund*, und die Errichtung eines *Völkertribunals*, auf dessen Aussprüche Alle compromittiren, und Jeder, der sich nicht fügen wollte, alle Anderen wider sich hätte, also wollen müsste. Was über die Organisation dieses Tribunals gesagt wird, davon unten. Die Schrift zerfällt in 4 Bücher. Das erste enthält *principia juris generalia*. Die zwey folgenden handeln, nach der Analogie des bürgerlichen Privatrechts, das Personen- und Sachenrecht der Völker ab, und im letzten wird *de actione et judicio inter gentes, s. modo tuendi et persequendi jura gentium* geredet. Der Vf. hat nach dieser Abtheilung freylich alle Fragen und Untersuchungen des Völkerrechts unterzubringen gewusst, aber freylich, wie wir sehen werden, oft etwas gezwungen; auch so vieles Anderes eingemischt, was man nicht im Völkerrecht sucht. In Ansehung der Begriffe des Naturrechts, und seiner Gegensätze im 1. Buch findet Rec. Folgendes zu erinnern: Nach S. 7 enthält das N. R. nur solche Vernunftvorschriften, welche sich auf das blosse Coexistentialverhältniss der Menschen beziehen, und das blosse Beysammen- und Nebeneinanderseyn einzelner Menschen möglich machen. Diesem setzt der Vf. das *positive Recht* so entgegen, dass er darunter alle die Gesetze versteht, welche, nach Entstehung grösserer Gesellschaften der Menschen, nach Verschiedenheit ihrer daraus entstehenden Verhältnisse, *durch den ausdrücklichen Willen* der Menschen, als vollkommen verbindlich festgesetzt worden sind. Wo kommen denn aber nun die Gesetze hin, welche auch schon als Aussprüche der Vernunft in Ansehung solcher vorausgesetzten Verhältnisse *nicht erst durch ausdrückliche Willenserklärung der Menschen* begründet sind. Und wo kommt im positiven Recht das *jus non scriptum* hin? Unter die Arten des *positiven* Rechts zählt der Vf. 1) das Civilrecht (das bürgerl. Privatrecht); 2) *jus civitatis publicum* (aber es giebt ja auch ein *jus publicum universale*); 3) *jus civitatum publicum*, oder das Völkerrecht, κατ' ἐξοχήν (und doch heisst es S. 23: *Jus gentium est mecum jus naturale, a positivo plane diversum*); 4) *jus cosmopoliticum*, wo man alle Staaten und Völker nur als eine grosse Gesellschaft betrachtet, als Bürger eines Staats. Wenn nun aber das *Jus gentium* und das *Jus cosmopoliticum* als Arten *des positiven Rechts* aufgezählt werden, und *dieses* auf *ausdrücklicher Willenserklärung* beruht: wie stimmt damit überein S. 39, wo das ganze Völkerrecht, folglich auch das kosmopolitische, da dieses nur ein vollständig ausgebildetes Völkerrecht ist, *auf die vermuthete Einwilligung aller Völker* gebaut wird? Oder hat der Vf. damit nur so viel sagen wollen: Man habe bisher das Völkerrecht nur als einen Inbegriff positiver Regeln betrachtet, *so solle es aber nicht seyn:* so wäre das ja historisch unrichtig.

Wenn man jedes Volk als eine moralische Person betrachtet: so läfst sich ein Personen-Recht der Völker denken, welches *ex statu populorum* entspringt: *status* aber ist *qualitas populi, quam habet aut a natura, aut jure.* Zu der ersten Art gehört: 1) *das Alter eines Volks.* Und hier redet der Vf. von einer *Majorennität* und *Minorennität* der Völker. Unter solchen, welche nicht von einander abstammen, findet dieser Unterschied nicht Statt. Wenn man aber die Colonieen denkt: so seyen diese minorenn, so lange sie noch nicht so viel Stärke haben, dass sie einen eigenen Staat für sich ausmachen, und nach ihren eigenen Gesetzen leben können. Haben sie aber das Mutterland nicht mehr nöthig: so sind sie majorenn. 2) *Sexus.* Hiebey von Amazonen, und blossen Männerstaaten! 3) *Integritas populi.* Wir müssen hier, so wie auch in der Folge, oft den Ausdruck des Vfs. beybehalten. Er setzt diese Qualität entgegen *morbis et vitiis, quibus populus laborat, et quibus integritas populi aut ad tempus, aut ad perpetuum tollitur.* Dahin gehören *epidemische ansteckende Krankheiten* (daher das Recht der Quarantaine, nicht

*garantaneae*, wie der Vf. schreibt); *der Krieg, furor gentis* (doch bescheidet sich der Vf., dass der Fall bey einem Volke nicht wohl vorkommen könne); *Staatsschulden, Papiergeld.* 4) *Verwandtschaft.* Schon hier kommt der Vf. auf die allgemeine Verwandtschaft aller Menschen, die beym kosmopolitischen Recht zum Grunde liegt. 5) *Die Sprache*, und hiebey der Wunsch, dass alle Völker nur Eine Sprache haben möchten.

*Status a jure*, nach der obigen Eintheilung, *legibus et moribus hominum regitur.* Hier redet der Vf. 1) *de statu libertatis*, in Ansehung dessen auch die Völker *aut liberi*, *aut servi*, jene entweder *sui*, oder *alieni juris* sind; wovon er noch *populos subjectos*, die weder *liberi* noch *servi* sind, unterscheidet. Die Begriffe und Beyspiele muss man beym Vf. selbst nachlesen. Nun redet er auch von einer *deminutione capitis gentium*, und zwar *maxima, qua populus servus sit*, wie z. B. die Sachsen unter Karl dem Grossen, aber auch *media et minima.* 2) *De existimatione et infamia* sowohl *juris*, als *facti* eines Volks. Die Räuberstaaten, auch die Türken sind *infames*, weil diese bey ausbrechendem Krieg die Gesandten in die sieben Thürme einsperren. 3) *Vom Rang der Völker.* Wenn es S. 87, 3 heisst: *Magistratum quoque populi tenere possunt inter foederatos*, und der erhabene Protector des Rheinbundes als Beyspiel angeführt wird: so ist gewiss die Benennung eines *magistratus* unschicklich. 4) *De Civibus et peregrinis.* Völker, die in *einem* Bunde stehen, sind *Cives*, andere Exteri. Nach dem kosmopolitischen Recht fällt dieser Unterschied weg. In dem Gesandten-Recht, welches hier eingeschaltet ist, macht der Vf. unrichtig zum Grunde des Unterschieds zwischen Gesandten vom ersten, zweyten und dritten Range *dignitatem, quam caput populi, a quo mittitur, tenet.* In eben diesem Personenrecht der Völker handelt der Vf. von der *Regierungsform*, und von der *Religion* eines Volkes. In der monarchischen Regierungsform muss die Succession erblich seyn, und die Linealerbfolge Statt finden, doch so, dass das Repräsentationsrecht nicht zu sehr ins Entfernte gehe. Warum diess, sehen wir nicht ein.

Das *Sachenrecht* im dritten Buch theilt sich in die Lehre *vom Eigenthum* sowohl körperlicher als unkörperlicher Sachen, und die Lehre von *der Verbindlichkeit*, so dass erstlich von den Quellen der Verbindlichkeit, *ex contractu et delicto*, und dann von Auflösung derselben gehandelt wird. Die Freyheit des Meeres vertheidigt der Vf. im strengsten Sinn, so dass er nicht einmal über die Küsten, soweit sie bestrichen werden können, ein Eigenthumsrecht Statt finden lässt. Wer liegende Güter im Staatsgebiete hat, muss auch darin wohnen. Die Gründe des Vfs. sind nicht hinlänglich, und würden zu weit führen. Da nun hieraus weiter folgt, es dürfe Niemand in zwey verschiedenen Gebieten liegende Gründe haben, so giebt er den Rath: *Utatur eo, quem non possidet, fundo, tanquam orbis terrarum Civis*; das verstehen wir nicht. Die Fälle des Nothrechts, auch fremdes Eigenthum anzugreifen, leitet er aus der grotiusischen *Communione positiva primaeva* her, welche in solchen Fällen, weil da der Grund der Aufhebung derselben wegfalle, wieder aufwache. Der S. 153 c angeführte Grund, warum unter Völkern auch die *undenkliche Verjährung* nicht Statt finde: *populi sunt aeterni*, folgl. *nihil est, quod memoriam populi excedat*, oder *tempus immemoriale in populo non invenitur*, ist nicht hinlänglich. Warum soll nicht auch *inter gentes* der Fall vorkommen können z. B. im Mittelalter, wo durch die Länge der Zeit und die damit verbundenen Zufälle nicht mehr ausgemittelt werden kann, wenn und wie etwas von einem Volke ab- und an das andere gekommen ist (*initium, modus ac titulus praesentis status possessionis*), aber auch nicht *injustitia possessionis* dargethan werden kann? Der Grund eines *Cocceji*, dessen der Vf. aber nicht gedacht hat, ist viel scheinbarer, obgleich auch nicht unwiderlegbar. S. 156 u. f. scheint es, als ob der Vf. gewisse von der Natur selbst schon völlig begründete Servituten unter Völkern behaupte (z. B. gleichsam eine *Servitutem viae et transitus*, wenn ein Theil des Staatsgebietes von dem anderen durch dazwischenliegendes eines anderen Staats getrennt ist. Aber er sagt doch endlich ausdrücklich: *Servitus juris gentium nonnisi conventione constitui potest.*" Die Geisselschaft nennt der Vf. S. 165 *consuetudinem, ratione sana reprobatam*, einmal, weil die Geisseln als eine *res* behandelt würden (wo steht das?), und dann, weil die Geisseln unnütz wären, wenn man sie nicht tödten dürfte. Auch dieser schon von *Grotius* geäusserte Gedanke ist längst widerlegt. Über die Gültigkeit und Dauer der Völkerverträge findet man hier die richtigen Grundsätze, aber über die durch Furcht abgenöthigten ist der Vf. zweifelhaft, und leitet eben daraus die Folge her, wie wenig Sicherheit und Zuverlässigkeit die Völkerverträge haben würden, wenn sie nicht dem Recht des Krieges entsagen, und sich einem Völkertribunal unterwerfen. Diess führt nun eben im 4ten Buch auf die Materie *de modo tuendi et persequendi jura gentium.* Nachdem der Vf. gezeigt hat, was für eine unnatürliche und höchst ungewisse Art, zu seinem Rechte zu gelangen, der Krieg sey, nachdem er diesen mit allen seinen Folgen in der schwärzesten Gestalt geschildert hat (ob er gleich zugiebt, dass heut zu Tage auch die Kriege menschlicher geführt, und gewisse Rechtsgrundsätze anerkannt werden, auch, so lange die Lage der Dinge bleibt, wie sie ist, der Angegriffene kein anderes, obgleich immer missliches Mittel hat, sein Recht zu behaupten, als Krieg): so zieht er daraus die Folge, dass alle Völker der Erde, und ihre Stellvertreter, durch die Vernunft selbst verbunden sind, auf Mittel zu denken, wie das Ungeheuer als Krieges auf immer vom Erdboden vertilget werde. Und diess ist nun, wie schon oft gedacht und gesagt worden, schlechterdings kein anderes, als dass alle Völker sich vereinigen, dem Rechte des Krieges, d. i. ihre Sachen selbst auszumachen, entsagen, und auf die Aussprüche eines Tribunals com-

promittiren, welches nach einem auch zu verabredenden Völkerrechtscodex die Streitigkeiten untersucht und entscheidet. Stehende Heere fallen nun ganz weg, und es darf kein Staat Soldaten halten, als nur so viel er zur Erhaltung der inneren Ordnung und Ruhe braucht. S. 258. Wie schwer ist aber schon der Maßstab! das Tribunal besteht aus einer mäßigen Anzahl von weisen und moderaten Männern, die aus allen Nationen, jedoch aus jeder nur einer, ohne Unterschied ihrer Größe und ihres Umfangs, gewählt werden. Vor diesen Richtern führen die *legati gentium* die Sache ihrer Nationen. Das Tribunal entscheidet nach der Mehrheit der Stimmen. Zur Execution muss das Tribunal eine Anzahl *Bewaffneter* haben, welche aber nicht als ein Heer (*exercitus*), sondern als *executores* und *lictores justitiae* zu betrachten sind. Diese müssen auch aus allen Nationen ausgelesen, und das *Corpus* derselben nur von den Befehlen des Tribunals abhängig seyn, obgleich alle einzelne Völker zur Unterhaltung desselben beytragen. Als Norm der Sprüche des Tribunals muss ein Codex des Völkerrechts niedergeschrieben, und von allen Völkern sanctionirt werden. Dieser Codex enthält unter anderen die genaue Bestimmung des Gebietes der Völker, als Basis des Eigenthums derselben. Hier scheint nun dem Vf. nöthig zu seyn, dass vorher durch eine Art von *lex agraria* die *territoria* der Völker einander gleich gemacht werden müssten, damit der eine Staat dem anderen an Volksmenge und Kräften nicht zu sehr überlegen wäre. Wir sehen davon nicht die Nothwendigkeit ein, da auch ein schwaches Volk gegen die Angriffe eines mächtigeren, durch den vereinten Schutz aller anderen, hinlänglich gesichert seyn würde. Doch fällt dem Vf. ein, dass die Gleichheit des *territorii* nicht eben die Gleichheit der Volksmenge mit sich bringe. Und weil er überhaupt wohl das ganz Unthunliche fühlte, thut er den Vorschlag, dass kleinere Staaten mit grösseren besondere Verbindungen schlössen, wodurch die Anzahl der *moralischen Personen*, oder der *nächsten Glieder* des allgemeinen Völkerbundes vermindert, und so das Ganze mehr simplificirt würde. Das Tribunal darf sich nicht in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Völker einmischen. Jeder Staat behält seine Autonomie. Doch zeigen sich so manche Vortheile, wenn alle Völker sich nach und nach, so weit es ihre Individualität erlaubt, zur Annahme von einerley Gesetzgebung bequemen wollten. Kein Staat darf Schulden machen ohne Einwilligung des Tribunals, welches zu untersuchen hat, wozu das Anlehn angewendet werden soll. Und doch soll das Tribunal sich nicht in die inneren Angelegenheiten mischen! Auch kein Papiergeld darf erlaubt werden u. s. w. Wir übergehen das Übrige, und glauben einer ferneren Kritik über diese gut gemeinten *reveries* überhoben seyn zu können. N. c. m. e.

## NUMISMATIK.

PRAG, b. Widtmann: *Kritische Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters*, von *Joseph Mader*, des österr. kaiserl. Leopoldordens Ritter, k. k. R., der R. Dr. und Prof. IV (Band). 1811. 259 S. 8. Mit 6 Kupft., auf welchen 97 Münzen abgebildet sind. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die löbliche Absicht des Vfs., auch bey der Fortsetzung dieses Werks, ist keine andere, als zur Erklärung von Münzen der mittleren Zeit etwas beyzutragen, d. h. entweder schon bekannte, aber fehlerhaft erklärte Münzen zu berichtigen, oder bisher unbekannte ans Licht zu ziehen. Der Vf. handelt seine Materien nach folgender Ordnung ab: I. *Merovingische* und *carolingische Münzen*. II. *Versuch, die Münzen der gleichnamigen Könige (der Conrade, Heinriche u. s. w.) von einander zu unterscheiden.* III. *Über Namen, Beynamen und Titel der Personen und Örter des Mittelalters.* IV. *Über J. M. Schneidts Abhandlung von den Münzen der würzburgischen Bischöfe.* V. *Vermischte Münzen.* — Um nicht zu weitläuftig zu werden, sey uns erlaubt, die Leser bloss mit einigen Resultaten bekannt zu machen, die aus diesem Werke hervorgehen: der Werth desselben wird dadurch hinlänglich bestimmt werden.

I. *Schon bekannte Münzen, welche aber der Vf. hier berichtigte, sind folgende.* Böhme Grosch. Cab. 31. 32. wird nicht dem Grafen v. Brene Adelbert zugeschrieben, sondern in diesem Namen glaubt der Vf. mehr den eines Monetarius zu finden. — Auf der Münze in Joachims Grosch. Cab. Fach IV. No. 1 wird hier nicht: PIPIN., sondern: HILD*ericus* gelesen und Childerich III zugeschrieben. Böhme 31 wird Arcis an der Aube, in Champagne, lat. *Arceja* oder *Arciaca*, als Münzort angenommen. — Auf der Münze von Karl dem Grossen, auf welcher Eckhart in seinem *Comm. de rebus Franciae orientalis etc.* T. II. p. 92. No. 26. 27 den Münzort *Medogus* (*Metallum*, Medok) zu finden glaubt, liest unser Vf. SEGVS*tero*, SEGCRGV*stero* oder SEGE*sterica*, d. i. Sisteron in der Provence — CARLVS REX FR... PAPIA. Eckhardt a. a. O. und le Blanc eignen diesen Denar Karl dem Grossen zu; Hr *M.* ist geneigter, ihn Karl dem Dicken zuzutheilen. — Die bekannten Münzen mit: HLVDOVVICVS IMP. und XPISTIANA PIIICIO (statt RELIGIO), wenn sie grösser sind, als die gewöhnlichen, gehören Ludwig II, Kaiser und König von Italien. — Aus eben dem Grunde wird auch der Denar mit: HCAROLVS IMPER. und XPISTIANA RELIGIO nicht Karl dem Grossen, sondern Karl dem Kahlen zugeschrieben. — KAROLVS (im Monogramm) GRACIA DI. REX und IPALATNA MONE (*Palatina Moneta*) wird, wegen des geringeren Gewichts, Karl dem Einfältigen zugetheilt. —

Unter diese Rubrik gehören auch die oben unter No. II und III angeführten, interessanten Abhandlungen: denn hier ist es dem Vf. mehr darum zu thun, schon vorhandenen Münzen ihren Platz anzuweisen, sie dem Münzherrn und dem Münzorte zuzutheilen, dem sie am wahrscheinlichsten zugetheilt werden können, als neu entdeckte und noch unbekannte Münzen bekannt zu machen. Was die 2te Abhand-

lung anlangt, welche die Münzen gleichnamiger Könige von einander unterscheiden lehrt so ist diess allerdings eine schwere Aufgabe. Um sie befriedigend zu lösen, ist noch viel zu wenig vorgearbeitet; man hat noch zu wenige genaue Beschreibungen, und treue Abbildungen von Münzen des Mittelalters. Es gehört ferner ein grosser Vorrath von Münzen dieser Art dazu, um durch erschöpfende Vergleichungen alles chronologisch-synchronistisch zu ordnen. Und überdiess sind so vielerley Merkmale zu beachten, dass man gar leicht das Entscheidende übersehen, und nach einem Unerheblicheren, das nur wichtig in Verbindung mit anderen ist, sich voreilig bestimmen kann. Oft stehen diese Merkmale in scheinbarem Widerspruche u. s. w. Indessen, bey allen diesen Schwierigkeiten und Hindernissen, hat doch der gelehrte Vf. manchen Fehlgriff berichtigt, manches Datum festgesetzt, und manchen brauchbaren Wink gegeben. Schon ist der erste Schritt gethan, wenn man wenigstens die Wahrscheinlichkeit erlangt, von welchem Heinrich, Conrad u. s. w. eine Münze *nicht* sey. Man hat dann die wahrgenommenen Merkmale auf wenigere Regenten anzuwenden, und nur zu erwägen, auf welchen sie am besten passen. Da die Geschichte der Regenten, auch für diese *negative* Kenntniss, eine Hauptquelle ist: so werden hier erst diejenigen Puncte aus der Geschichte angedeutet, die vor allen anderen einiges Licht geben können. Bey einer solchen Behandlung muss die Münzkunde der mittleren Zeit nothwendig gewinnen. — Was No. III betrifft, nämlich die Namen, Beynamen und Titel der Münzherrn und Münzörter des Mittelalters: so sollte man denken, dieses alles eignete sich dazu, dem Münzforscher ein besseres Anhalten zu geben. Allein auf diesen Münzen ist der Name nicht selten unrichtig geschrieben, oder ganz entstellt, wohl auch nur durch einzelne Buchstaben angedeutet, oder wegen der unförmlichen, verkünstelten und verzerrten Schrift zweifelhaft, und zum Theil oder völlig, erloschen. Bisweilen kommt auch ein kaum mehr bekannter, oder nachher sehr veränderter Name vor. Sehr oft ist weder Nation, noch Land, noch Wappen bemerkt, oder dieses auch mehreren Münzherrn gemein, wie Adler, Löwen, Thürme u. s. w. Unter solchen Umständen muss jedes Kriterium willkommen seyn, durch dessen Anwendung man seiner Sache gewiss, oder doch auf eine nähere Spur geleitet wird. Und diesen Dienst leistet zuweilen ein noch lesbarer Beyname, oder ein Titel, der nur *einem* Individuum, oder *einer* Classe ausschliessend eigen, oder nur innerhalb gewisser Grenzen von Raum und Zeit üblich war. Einige Beyspiele mögen dieses erläutern. Der ungarische König *Oba* oder *Aba*, der von 1041 bis 44 regierte, kommt unter *diesem* Namen nur in den alten Landeschroniken vor, auf Münzen heisst er, nach seinem Taufnamen *Samuel*. Des Königs Johann von Böhmen ältester Sohn *Wenzel*, der in Frankreich erzogen wurde, bekam von seinem Pathen, König Karl IV, bey der Firmung den Namen *Karl*, welcher ihm blieb, da hingegen sein eigentlicher Name ganz in Vergessenheit kam. — Doch Freunde dieses Theils der Münzkunde werden dieses alles selbst nachlesen.

Da der Vf. so glücklich war, eine Menge alter würzburgischer Pfennige zu bekommen: so gab ihm diess Gelegenheit, hier seine Bemerkungen über Schneidts Abhandlung von den Münzen der würzburgischen Bischöfe mitzutheilen, die nicht allein würzburgischen Münzfreunden, sondern auch anderen Freunden von Münzen des Mittelalters interessant seyn werden. Hr. *M.* dringt auch hier sehr in das Innere und den Geist jener Zeiten ein, und macht, mit Hülfe der ihn überall begleitenden Geschichte, die treffendsten Entdeckungen und Beobachtungen.

Den Beschluss machen einige vermischte Münzen, die gehörig erklärt werden, nämlich Obole von Conrad, Bischof von Eborach, vom Bischof von Worms Arold oder Arnold (aus Rau's *Collect. numor. Brandenb.* T. XXIV. 1.); doch die übrigen gehören mehrentheils zu den

II. *Noch unbekannte Münzen.* Diese sind: Ein ungewöhnlich dicker kleiner, in Paris geprägter Denar von Karl dem Grossen No. 6. Die älteste (so viel man weiss), in Chur geprägte Münze von Ludwig dem Frommen N. 9. — Ein Pfennig von Ludwig dem Stammler oder seinem Sohne, mit: *Anconis civit.* (*Ancenis* oder *Encenis* an der Loire) N. 19. — Eine in Grossumstadt, in Katzenelnbogen, von einem Kaiser Otto geprägte Münze. N. 23. — Zwey Pfennige Hermanns von Luxemburg, der sich gegen Heinrich IV zum Könige aufwarf (in Goslar geprägt) N. 47. — Pfennig von K. Richard. N. 60. — 2 marburger Pfennige der Herzogin Sophia N. 93. — In Rauschenberg geprägter Denar Bertholds, Graf v. Ziegenhain. N. 91. — Denar Otto des III Graf v. Waldek, mit: CIVITAS CORBEEK (Corbach) — u. a. m.

Die Kupfer sind mit der bekannten kritischen Genauigkeit gezeichnet und gestochen. Wa.

## NEUE AUFLAGEN.

Paris u. Strassburg, b. Treuttel u. Würz, u. Dresden, b. Arnold: *Dictionnaire portatif françois-allemand et allemand-françois contenant tous les termes techniques de l'art militaire, les dénominations des parties, dont se composent les bouches à feu et leurs affûts, les armes à feu et blanches, les voitures et attirails de l'artillerie; les noms des fortifications et des mines, et les commandemens pour les exercices et les manoeuvres de guerre.* Un livre de poche pour les officiers par *J. G. Hoyer*, Lieutenant-Colonel et Commandant des Pontonniers Saxons; membre de la Société royale des sciences militaires de Suède. 2de édition revue et très-augmentée. Auch unter dem Titel: *Französisch-deutsches und deutsch-französisches Handwörterbuch aller Kunstausdrücke in der Kriegswissenschaft, der Benennungen aller Theile der Geschütze und ihrer Laffeten, des Feuer- und Seiten-Gewehrs, der Wagen- und Artillerie-Geräthschaften, der Befestigungskunst und der Minen, so wie der Commandowörter zu den Übungen und Bewegungen der Truppen.* Ein Taschenbuch für Officiere von *J. G. Hoyer*. 1812. VIII u. 291 S. (1 Thlr.) (S. die Rec. der ersten Auflage Jahrg. 1811. No. 164.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JULIUS, 1812.

## LITERATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Literarischer Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie, von der ältesten Zeit bis in das sech(s)zehnte Jahrhundert*, durch *Fr. H. von der Hagen* und *Jo. Gust. Büsching*. 1812. XXXII u. 576 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

So spät der Versuch einer geordneten Übersicht der früheren Jahrhunderte unserer poetischen Literatur unternommen wurde: so wenig zahlreich zeigen sich die in solcher Absicht erschienenen Werke im Vergleich zu dem, was von so vielen geschäftigen Händen für die Literatur anderer Völker unter uns geschehen ist. Durch *Adelung*, dessen Wörterbuch noch lange den Ruhm eines nicht übertroffenen Werkes behaupten wird, erhielten wir zuerst 1783 ein chronologisches Verzeichniss der alten Dichter von 1130—1325. Hienächst erschien *E. J. Koch's Grundriss einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen*, 1790. N. A. 1795—98, worin die sämmtlichen Dichtarten, von den ältesten Daten bis auf Lessings Tod, abgehandelt sind; ein Werk, dessen Brauchbarkeit noch jetzt *sehr gross* seyn würde, wenn der Vf., seinem Plan gemäss, einen dritten Band der *deutschen Prosa* gewidmet hätte. Nach einem langen Stillstande, während dessen so vieles neu entdeckt oder besser bestimmt worden war, lieferte Rec. selbst (1809) als erste Abtheilung seines *Versuchs einer vollständigen Literatur der ältern deutschen Poesie*, von den frühesten Zeiten bis zu Anfang des XVI Jahrh., das Verzeichniss der sämmtlichen Dichter dieses Zeitraums; die zweyte Abtheilung sollte eine Übersicht der irgend bekannten anonymen Gedichte enthalten; von dem Ganzen wurde bemerkt, dass es sich bloss als Vorarbeit und Entwurf eines grösseren Werkes, einer vollständigen Bibliothek unserer älteren schönen Literatur, ankündige, im Fall nicht ein Anderer dem Vf. zuvorkommen würde (s. Museum für altdeutsche Literatur u. s. w. I, 126—234). — Um eben diese Zeit fanden die Hnn. *v. d. Hagen* und *Büsching* es zweckdienlich, ihrer Sammlung deutscher Gedichte des Mittelalters (1808) zur allgemeinen Einleitung eine literarische Übersicht aller noch vorhandenen Werke der älteren Poesie voranzusetzen, die als Vorarbeit zu dem vorliegenden Grundriss angesehen werden mag, in welchem, was unstreitig das Beste, die einzelnen Denkmäler unter gewisse Rubriken geordnet sind. Auch sie setzen 1500 zu ihrem Grenzpunct; biographische Notizen über die Dichter, Angabe des Werths oder Unwerths jener Denkmäler sind ausgeschlossen, und ausserdem noch, was die Vorrede S. XVII angiebt: „Zu einer künftigen Vervollständigung dieser Arbeit bleibt uns nun noch übrig, die Literatur der nordischen, galischen und wälschen Quellen. „Verzeichnung der verlorenen Werke und Dichter, *der poetischen Bibelübersetzungen, der historischen Gedichte und Lieder*, und der bloss prosaischen Romane." Die Ausschliessung der angedeuteten Denkmäler gereicht diesem sonst so nutzbaren Handbuche zu keinem Vortheil; es wird den Vff. nicht schwer fallen können, auf irgend eine Art *diese* nöthigen Ergänzungen zu beeilen, die schon bey jener früheren Übersicht von uns ungern vermisst wurden.

Nach Angabe des Werks und seines Verfassers folgt ein genauer Recensus der vorhandenen Handschriften, sodann der Drucke; hienächst Erwähnung der Bearbeitungen, oder älteren *deutschen* Werke gleiches Inhalts in Prosa; zuletzt noch Hinweisungen auf sonstige Schriften, wo über den Verfasser, die Fabel und sonstiges hieher Gehöriges gelesen werden mag. Mit unendlichem Fleiss haben die Vff. hier überall die auf jedes Denkmal Bezug habenden Notizen geordnet, so dass ihr Buch des zerstückelten Zusammenlesens und Anmerkens solcher Stellen *völlig* überheben würde, wenn sie das Unmögliche (dass bey der ersten Ausgabe auch gar nichts ihnen entgangen wäre) hätten leisten können. Hiedurch nun erklärt von selbst sich der Werth, den dieser Grundriss für die Freunde unserer älteren Dichtkunst, für jeden Literator überhaupt, und für die Liebhaber typographischer Alterthümer noch etwa besonders hat. Vorzügliche Wichtigkeit aber erhält er durch das viele Neue und ihm Eigene. Da die Vf. sich allseitiger Nachrichten von alten Gedichten gesammelt: so konnten sie hier eine Menge Notizen — die nur in den Carakterismen der Handschriften oft viel zu umständlich sind — über wenig oder gar nicht gekannte Werke mittheilen; dass es dabey an Anfangs- und Schluss-Versen, die oft aus mehreren Exemplaren wiederholt werden, nicht fehlt, ist zu denken. Das Ganze hat freylich, durch die hiedurch entstandene Ungleichheit der Artikel, an seiner Haltung einbüssen müssen; aber das konnte für jetzt nicht anders seyn. Genug, dass nun eine Grundlage da ist, woran alle weiteren Entdeckungen und richtigeren Bestimmungen sich anschliessen mögen. Sollten Mehrere, nebst uns, mit den Grundsätzen, die des Ganzen Disposition leiteten, nicht völlig einverstanden seyn: so werden die Vff.

bey einer künftigen neuen Auflage die deſsfalſigen Wünſche nicht unberückſichtigt laſſen. Aber nicht bloſs die mehrere Sonderung einzelner Abtheilungen, auch folgende wenig bedeutend ſcheinende Puncte (von denen gleichwohl der befriedigende Gebrauch eines ſolchen Hülfsbuchs ſehr abhängt) würden dem Werke zu Statten kommen: wenn nämlich die beſondere Rubrik über jeder Seite bemerkt wäre, um beym Aufſchlagen ſich ſchnell, ohne weiteres Befragen des Regiſters, orientiren zu können, und wenn dieſer Index vollſtändig die Namen der Dichter, und die Reihe der anonymen Werke geſondert verzeichnete. — Was noch die Abtheilungen betrifft: ſo verlangt man von einem Autor, der dergleichen Schriften nach gewiſſen Fächern verzeichnet, daſs ſeine Abtheilungen die klarſte Überſicht des Ganzen gewähren; ſie ſollen das *Gegebene*, nach den aus ihm ſelbſt ſich ergebenden Geſetzen des Inhalts, der Form u. ſ. w., claſſificiren, nicht durch Subdiviſionen nach allen Alphabeten der Welt (ein Miſsbrauch, deſſen Abſurdität nirgends auffallender iſt, als bey Schriften über die Moral ff.), ſondern durch die einfachſte Bezählung. Die Grundformen der alten Poeſie ſind ſehr einfach; aber bey der erzählenden und lyriſchen muſs nach Form und Inhalt Alles, was unter einem ſelbſtſtändigen Begriff zuſammenfaſslich iſt, geſchieden werden. So z. B. dürfen die *Fabeln* unſerer alten Poeten nicht, wie hier geſchehen, mit den bloſs gnomologiſchen Gedichten vermiſcht werden. Wir werden fortgehends mit dem Plan des Grundriſſes die Leſer hinlänglich bekannt machen, und demnächſt noch einige Erinnerungen darüber beyfügen.

Nach Kochs Vorgange hat man in jeder Abtheilung nach der Zeitfolge die einzelnen Producte zu ordnen geſucht. Nach etlichen Jahren wird hoffentlich Manches in dieſer Stellung ſich durch Gründe rechtfertigen oder umändern laſſen, wobey die Vff. dermalen nur ungefährer Vermuthung folgen konnten. — Das Wünſchenswürdigſte iſt erreicht, wenn ſolche literariſche Werke das weitere Nachſuchen bey anderen derſelben Art überflüſſig machen; allein nicht bloſs auf dieſe eigene Vollſtändigkeit des Wiſſenswürdigen, ſondern auch darauf iſt zu ſehen, daſs ältere Irrthümer und Miſsgriffe als abgethan angeſehen werden, die alſo gar nicht zu erwähnen ſind. Uns ſcheint wohlgethan, daſs dieſe letztere Regel bey der jetzigen *erſten Ausgabe* des Grundriſſes noch *nicht* befolgt worden, indem ſo die Nachweiſungen hier in einer Vollſtändigkeit erſcheinen, wie ſie der Sicherſtellung wegen in jedem Falle gewünſcht werden mochten.

Soll nun dieſes ſo nützliche Werk immer mehr den Zweck, um deſſen willen es unternommen wurde, erreichen: ſo muſs von *mehreren Seiten* zu ſeiner Vervollkommnung beygetragen werden. Hiezu hätten die nächſte Veranlaſſung ſeine Recenſenten; es iſt übel, wenn ſie um bloſse Inhaltsanzeigen ſich drehen, wo ſie trachten ſollten, zur Ausbildung ſolcher, einem vielfältigen Gebrauch beſtimmter Werke *zuerſt* mitzuwirken. Was uns, unter Selbſtbeſchränkung auf eine durch gedruckte Schriften uns dargebotene Hülfe, in dieſer Abſicht zu leiſten möglich war, zeigt folgende Muſterung der einzelnen Rubriken, wobey wir jedoch wegen der nicht zu überſchreitenden Grenzen Verſchiedenes zu übergehen oder nur obenhin zu berühren genöthigt waren. — Die Denkmäler der karolingiſchen Zeit bis etwa 1150 ſind von der übrigen Maſſe geſondert, was auf keinen Fall von Bedeutung; der älteſten *deutſchen* Werke ſind nicht mehr als 10, darunter 6, kaum des Umfangs einer Folio-Seite. Bey Walther von Aquitanien fehlt, daſs der zu früh der Literatur entriſſene Kinderling uns als den Verfaſſer dieſes Gedichts einen der Ekkeharde in St. Gallen kennen gelehrt habe. — Der lateiniſche Prolog (von dem es nicht ausgemacht, daſs er zu der ſ. g. cottonianiſchen Evangelien-Harmonie gehöre) bey Du Chesne iſt aus des Flacius Illyr. Catalog. Teſt. Verit., der ſpäteren Ausgabe, entnommen; alſo iſt es unrichtig, daſs Du Chesne das Ganze vor ſich gehabt habe. — Über die freyſinger Handſchrift des Otfrid giebt v. Aretin in den Beyträgen ff. 1805. B. IV, 182 die weiteren Aufſchlüſſe. Möchte doch des einſichtsvollen Sprachforſchers Dietr. v. Stade's Gloſſar über den Otfrid in der hannöver. Bibl. durch nähere Proben bekannter werden! — Übrigens vermiſſen wir in dieſer Reihe jenen Pſalm in Tetraſtichen bey Denis, etwa aus dem XI Jahrh.; ſ. Zuſätze zu den Miſcellaneen S. 21. — Hienächſt beginnt das eigentliche Werk: Schwäbiſche und folgende Zeit vom 12—16 Jahrh. Zuerſt

A. *Gröſsere erzählende Gedichte.* I. *Weltliche:* Heldenlieder und *Romanzen*; in folgenden 6 Claſſen, wovon die erſte durch *v. d. Hagen* ſehr ausführlich bearbeitet worden:

1) *Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen*, S. 1—98. Die Aufſchrift S. 6: „Otnit, Hug und Wolf. Dieterich, *durch Wolfram von Eſchenbach*," wird künftig wohl anders lauten müſſen. Die Stellen des alten Textes, die zu dieſer Autor-Nennung verleitet haben, führt *v. d. Hagen* S. 9 und 525 aus zwey Handſchriften an; die Strophe zeigt ſich auf den erſten Blick verdächtig, nicht, als könnte der Vf. des Heldenbuchs keinen Antheil daran haben, ſondern rückſichtlich der prätendirten Autorſchaft des von Eſchenbach:

Man ſuch do nider riſen an derſelben Stund
Manig werch von iſen, *daz iſt* [ ] *vil wol kund*,
Das ſage *ich* Wolfram, der werde [der] meiſter von Eſchenbach,
Was ich von dem edelen Kriechen des tages do beſchach.

Der zweyte Vers, mit der jetzt ſo ſchleppenden zweyten Hälfte, fehlt in der einen Handſchrift ganz; die Verbindung: *Das ſage ich* .., *was* u. ſ. w., iſt ganz abgeſchmackt, und völlig undenkbar, daſs ſich Eſchenbach *ſo* ſelbſt eingeführt hätte; Rec. vermuthete bey der erſten Anſicht dieſer Stellen, daſs jenes „Das ſage *ich*" ganz auf Rechnung der elenden Abſchreiber kommen möge, die ſo das urſprüngliche: „Das ſage *uch*," entſtellten: „Wie Wolf Dieterich in dieſem Kampfe ſich ausgezeichnet, das möge *euch* ein Tich-

ter berichten, wie Wolfram, der grosse Meister von Eschenbach" (der, freylich nach unserer Ansicht, ohne Mass und Ziel im Titurel z. B. bey der Darstellung der Kämpfe verweilt). So erklärt, hat jene Strophe einen recht guten Sinn; der kritische Beweis, dass Eschenbach *nicht* Vf. des Heldenbuchs sey, der übrigens gar nicht von obiger Strophe abhängt, gehört nicht hieher. — S. 79. „Die Klage, *etwas jünger*," als der Nibelungen Lied nämlich; aber die Sache verhält sich gerade umgekehrt; die Klage ist ein weit *älteres* Werk, welches der letzte treffliche Dichter der Nibelungen, mit wenigen Abänderungen, um ihm den alten Rost zu benehmen, seinem Epos als Anhang beyfügte. Hätte Rec. dem Dichterverzeichnisse die anonymen Werke folgen lassen: so würde er längst, gegen die bisherigen Ansichten über das Alter der Nibelungen, die stets in ein entferntes, dunkeles Alterthum sich verloren, bewiesen haben, dass der Autor unseres Nibelungen-Liedes nicht vor 1190 geschrieben haben könne, und dass, dabey an Rhapsoden und volksliedermäsige Verbreitung zu denken, ganz unrichtig sey. — Die Klage steht in allen 4 Handschriften auf gleiche Weise, und ist dieses nach einer sehr richtigen Ansicht der Dinge, in der Gesinnung jener Zeit, so geordnet. Es ist vielleicht noch Keinem bemerklich geworden, dass der Ausdruck „die Klage" hier ganz und gar nicht in der *allgemeinen* Bedeutung dieses Worts zu nehmen sey, wie bey anderer Gelegenheit des Mehreren gezeigt werden soll. — Die Menge der hier verzeichneten altdeutschen Heldensagen ist beträchtlich; möchte nun auch, unter günstiger Theilnahme des Publicums, das Versprechen der Vff. S. 526, das alte Heldenbuch im II Bande ihrer Sammlung erscheinen zu lassen, bald in Erfüllung gehen! — 2) *Fabelkreis des Grales und der Tafelrunde* S. 98—158. — S. 103. Unter denen, deren Miete Eschenbach empfing, waren freylich der König von Rom (wohl Conrad IV) und ein Herzog (vielleicht Bernhard) von Kärnten; diess steht deutlich im Titurel, nur findet Rec. nicht gleich die Stelle. — S. 110. Hier ist Bodmers Bearbeitung des *Gamuret* (nach dem Eingang des Parcifal) hinzuzufügen, s. Fragmente in der erzählenden Dichtart, 1755. — S. 150. Unter mehreren Anspielungen auf die Helden solcher Gedichte nennt diesen *Garel* schon weit früher Eschenbach im Parcifal S. 141. — S. 157. Erzählung, „worin ein Ritter der Tafelrunde bedeutend mit auftritt;" eine ganz verfehlte Location; jener Schwank — ein ganz ähnlicher von dem zauberlichen Fenster kömmt bey Langbein vor — hat nichts mit den Tafelrundern gemein. Wenn der Poet sagt, König Artus habe „durch Frauen-Dienst" jenen Helden aus seinem Hofe her in diese Land' gesandt: so ist das eine blosse Redensart ohne weitere Bedeutung. — 3) *Fabelkreis Karls des Grossen und seiner Pärs*; 158—181. Gleich Anfangs stehen hier Flore und Blantscheflur (nicht Flos und Blankflos); was aber hat der *Inhalt* mit jenen Gedichten von Karl ff. gemein? — S. 172. Beziehungen auf K. Karls Recht; dahin gehörig auch folgendes im Tristan 170: das thut die Länge kein gut, „*der allez daz, daz im gezhlit*, Mit Charlis *lote* (Gewicht, Wage) *gelten wil*" u. s. w. — S. 177. Die näheren Gründe, wesshalb wir den Ulrich von Turhein und den Ul. von dem Turline als verschiedene Dichter setzen, geben die Marginalien zu Koch an, in v. Aretin's Beyträgen, B. VII, 314. — 4) *Spätere zum Theil auf die Geschichte gegründete Dichtungen*; 181—208. Zuerst *einheimische*. — S. 183. Herz. Ernsts Fabelbuch bey Crusius ist wohl nur die alte prosaische Übersetzung, worin die Hexameter durch schlechte Reimpaare ersetzt wurden. — S. 186. Herzog Leopold bey Schilter ist des Willehelm von Österreich Vater, die dortigen Verse verbinden sich von selbst mit dem S. 187 Angeführten. — Unter dem Gedicht auf Herz. Friderich von Österreich (D 1246) hat Gottsched gewiss nicht Enichels Fürstenbuch verstanden; möchten doch in Österreich, wo das geschichtliche Studium so viele Theilnahme findet, die dortigen Gelehrten gegen das Loos eines ohne Zweifel sehr interessanten historischen Werks nicht gleichgültig seyn! — S. 191. Der älteste Druck von *Eckenolt's* Diemringer von Staufenberg, aus dem XV Jahrh., ist von Rec. an einem anderen Orte näher beschrieben worden. Unter den *ausheimischen* Gedichten S. 198 der Willehalm von Orlienz; „ein *Bruchstück* in der strahofer Bibl. zu Prag" besteht aus 24 grossen Quartblättern, die zum Einbande eines Galenus waren gebraucht worden. — S. 199. Die 1482 gedruckte Geschichte von Gotfrid's Eroberung des h. Grabes ist nichts, als eine Übersetzung aus dem Rupertus de Sto. Remigio. Es ist unglaublich, wie wenig die Incunabulistik zur Förderung besserer literarischer Kenntnisse beygetragen hat. — 5) *Romantische Umdichtungen antiker Mythen*; 208—225. S. 215. Conrad's v. Würzb. trojanischer Krieg; da Rec. seinem Exemplare zu V. 20610 beygeschrieben hat: „Anfang des wiener Fragments": so gehört die Handschrift der dortigen Stadtbibliothek wohl nicht zu Rudolph's Weltchronik. Die Ursache, warum Conrads Erzählung sich stückweise bey einigen Handschriften jener Chronik findet, liegt wohl darin, weil diese Stellen als *die frühere Bearbeitung* des würzburgischen Dichters anzusehen sind, deren er selbst S. 3. a ausdrücklich erwähnt. Bey Erwähnung der ersten 25,245 Verse jenes Gedichts konnte gesagt werden, dass die gebrauchte Handschrift durch vielfältige Mängel und Provincialismen entstellt sey, und der Text durch die Setzer noch mehr gelitten habe. Und gleichwohl hatte Koch das beste Mittel in Händen, einen, des Meisters würdigen, lesbaren Abdruck zu liefern, da er von der sehr guten berliner Handschrift Kunde besass (Compend. I, 102), bevor noch der Druck begonnen hatte. So ist alles Frühere so ganz verkehrt, zum Nachtheil der späteren Welt, behandelt worden, da nicht daran zu denken ist, so grosse Werke zum zweyten Mal erscheinen zu lassen. (Am reinsten stellen übrigens die originale Sprache jene theuren Reste dar, deren die Vff. S. 214 erwähnen. — S. 218. Den Namen Hans Yair hat Öfele irrig st. Hans Mair gelesen; die gedruckten alten Übersetzungen des

Guido von Columna sind nicht von einer Hand. Rec. scheint es nicht sehr zweckmäſsig, daſs die alten prosaischen Übersetzungen (vgl. S. 224 Alexander d. Gr. nach dem Pseudo-Kallisthenes) so umständlich hier gemustert werden; dieſs gehörte etwa für ein Werk über die altdeutsche Literatur *überhaupt*, nicht für eine bloſs dem poetischen Theil gewidmete Darstellung. — S. 223. Das Gedicht von Alexander in v. Binkenstock's Bibl. „*authore Eusebio*" ist unzweifelhaft die Arbeit jenes armen (ja wohl *armen!*) Seifried, der den Eusebius als seinen Gewährsmann nennt; Rudolf von Montfort benutzte den *Curtius* u. A. — 6) *Universalkroniken* (khroniken wäre doch wenigstens der altdeutschen Schreibung gemäſs; dieses kh kömmt wie oft in dem Anhang zu dem Sendschreiben über den Titurel vor, und Wolf hat es jetzt bekanntlich, um das griechische χ zu ersetzen, einzuführen versucht): Übertragung der Bibel, durchwebt und fortgesetzt mit alten und neuen Geschichten, Dichtungen und Romanen; 225—51. Nicht sonderlich gut wird mit der Weltchronik des Rudolf von Ense begonnen, der wohl nie die Absicht hatte, ganze Romane älterer und neuerer Zeit einzumischen. Es folgen nun, unter den grösseren erzählenden Gedichten,

II. *Geistliche Legenden*: 251—302. Wernhers Gedicht auf Maria „in der Versart des Rother;" eine in der That unpassende Bezeichnung, gleich als ob die des Rother eine eigene Versart wäre, da sie doch durchaus nicht von der allgemeinen Form der Verse abweicht, die seit dem Abkommen der alten Tetrastichen bis zu dem gebildeteren, mit Heinr. von Veldeck beginnenden, Kunststil herrschend war. Hiebey werde noch bemerkt, daſs die Verse unserer alten erzählenden Poeten zur Zeit der Minnesinger gar sehr von dem sogenannten hans-sachsischen Verse verschieden sind. In einer hier fehlenden Legende (Item wie Adam vnd Eua nach dem vnd sie aus dem paradis verdriben worden sein, ir gancz leben verschlyssen haben vnd was grosser puss sie auff sich genumen haben, ob in got verzeyhen wolt vnd sie wider feczen in die lustperkeyt des paradises, etc. Gedr. von *Hansen Volczen*. 1480. 12 Quartbl.) sind die Verse, wie z. B. in dem *Roman de la Rose*, schon immer auf folgende Art gemessen:

∪ | – ∪ | – ∪ | – ∪ | –

oder, wenn der Reim ein Trochäus:

∪ | – ∪ | – ∪ | – ∪ | – ∪

Dagegen finden von diesem Folz sich andere Spruchgedichte, z. B. „von der Collacion kunigs Maximilian in Nuremperg," worin nur 6sylbige Verse mit männlichem Reime, ∪ | – ∪ | – ∪ | –, vorkommen, in welcher Form auch Hans Sachs Einiges gedichtet hat (u. a., wenn ich nicht irre, eine schöne Allegorie von der Starkmüthigkeit). — In *Jaenichii notitia biblioth. Thorunensis*, Jen. 723, findet Rec. folgende hieher gehörige Handschriften angezeigt: 109 *Liber rythm. german. in membr. Vitae Sanctorum et Sanctar., Mariae etc.*, und 113 *Vitae Sanctor. rythmis german. membr.* — S. 278. Margarethen Leben, auch S. 550, ist eine prosaische Reimerey, die mit zwey Zeilen des Anfangs abzufertigen war. Bey diesem Anlaſs erinnern wir uns einer Äusserung S. I: „die poetische Prosa, so wie prosaische Poesien, sind *neue Undinge*;" dem Ersteren stimmt Rec. bey, aber prosaische Reimereyen giebt es bis 1500 genug, und es wäre sehr gut, wenn man dergleichen Producte stets mit einer solchen Bemerkung begleitet hätte. In Philipps Marienlegende findet sich kaum ein Ausdruck, der von der gemeinen Rede sich entfernte; darum kann freylich ein solches Werk noch seine sehr guten Seiten haben; fehlen aber auch diese: so ist über dessen Werthlosigkeit, schon aus Achtung gegen jene altdeutschen Werke, die den edelsten Denkmälern des menschlichen Geistes beyzuzählen sind, ohne Rückhalt zu erkennen. — S. 288 und 293 wurde beidemal nicht bemerkt, daſs gegen den Schluſs hin des Barlaam die 7 gleichreimigen Verse akrostichisch den Namen des Autors enthalten: Rvodolf. — S. 296, Pantaleon's Tod, ist nicht, wie hier wiederholt wird, *durch* Johan von Arguel, sondern auf dessen Begehren, also durch einen Anderen gedichtet. — 297: Vom ungenähten Rock Christi, *Augsburg* 1512, steht hier nicht sehr passend; es gehört in die Nähe des Heldengedichts von Morolf. Dagegen würde das Gedicht „Marien Klage" S. 456 mit mehrerem Rechte hier seinen Platz gefunden haben.

*(Der Beschluſs folgt im nächsten Stück.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Halle*, b. Kümmel: *Vollständige Interessen-Tabellen zum Gebrauch für Capitalisten, Banquiers, Comptoiristen und Rentiers des Königreichs Westphalen und der benachbarten Länder, welche die jährlichen, monatlichen und täglichen* (?) *Interessen von 1 bis 20 Millionen Franken, ingleichen von 1 bis 1000000 Thaler zu 2, 2½, 3, 4, 5 und 6 Procent berechnen müssen; nebst der Reduction eines jeden einzelnen Satzes in preuſs. Courant.* Von Johann Gotthold Meyer. 1811. 80 S. 4. (12 gr.) Laut der Inhaltsanzeige enthalten diese Interessen-Tabellen die Berechnung der Interessen der Franken und Centimen auf 1 Jahr, und auf 1, 2, 3, 4, 5, 6 und 9 Monate; deſsgleichen auf 15 Tage oder ½ Monat; ferner der Thaler-Münze auf 1 Jahr, und eben so auf 1, 2, 3, 6 und 9 Monate. Wir finden also nichts von täglichen Interessen, wie doch der Titel verspricht. Nach der Vorrede wurde der Vf., seine wenigen müſsigen Stunden diesen Zinsberechnungen im französischen Gelde zu widmen, durch die gute Aufnahme seiner Reductionstabellen, wovon an der 5. Auflage gearbeitet werde, aufgemuntert. „Es sey dieſs Werkchen der ihm bewuſste erste Versuch der Art, und nur diese Aufmunterung des Publicums habe ihn zu dieser Entschlieſsung bringen können, weder Mühe noch Fleiſs zu sparen, denselben für die Bewohner des Königreichs Westphalen sowohl, als für die benachbarten Länder, die nach Thalern rechnen, so brauchbar als möglich zu machen, und wo möglich, fehlerfrey zu liefern."

Warum hat aber der Vf. seinen ersten 8 Interessen-Tabellen nicht dieselbe abgekürzte Einrichtung gegeben, welche die nachfolgenden 7 haben, wo bloſs die 1 bis 9 fachen aller Einer, 10ner, 100ter, 1000der u. s. w. vorkommen? Er hätte dadurch Raum zu den Tafeln für die Interessen von 1 bis 9, 10 und 20 Tagen gewonnen, welche im Titel durch *täglichen* versprochen wurden. Auch in den Monats-Interessen herrscht bey der Thaler-Münze nicht die gehörige Gleichförmigkeit mit dem Franken-Gelde. Bey den Brüchen in Pfennige sollten die Zähler nicht wie die Decimalbrüche angehängt seyn.

V.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JULIUS, 1812.

## *LITERATURGESCHICHTE.*

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Literarischer Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie, von der ältesten Zeit bis in das sech(s)zehnte Jahrhundert*, durch *Fr. H. von der Hagen* und *Joh. Gustav Büsching* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Die zweyte Abtheilung enthält:

B. *Kürzere Erzählungen, theils ernsthafte, ritterliche, theils novellen-artige, komische, und Schwänke.* 303—68. — Der arme Heinrich S. 313, findet sich zum Glück auch in der vaticanischen Sammlung Bl. 249—58, wodurch also ein genügender Text sich herstellen läfst. Diese Sammlung erscheint nachher S. 338; die anfänglichen 27 Erzählungen enthalten bloss eine Reihe Wunderthaten der heil. Jungfrau, und finden sich eben so in der wiener Bibliothek, f. Denis, Vol. II. S. 1683. — S. 322. In dieser Reihe möchte wohl No. 16 (eine gute Predig) das Gedicht S. 320 „die Gebote der Minne" seyn, anfangend: Ich *bredie* vnde lere; No. 18 (der Hofwart) wohl Striker's Struch in den Miscellan. I, 51; No. 38 (von dreyen Wünschen), auch unter Boner's Fabeln?, findet sich schon in dem ungedruckten griechischen Roman von Barlaam und Joasaph. — S. 328. Das Spruchgedicht, „wie der Vater seinen Sohn lehrt," wird auch, ohne solche Rückweisung, unter C. S. 399 angeführt. — S. 333. Das zweymal abbreviirte *lra* ist nicht in *lyra*, sondern in *litera* (schlecht Latein st. *Brief*) aufzulösen. — Zu den älteren kürzeren Schwänken — den gröfseren von Markolf, Nithart ff. hätte wohl eine besondere Rubrik geeignet — gehört noch folgende zu Strasburg 1495. 6 Bl. 8 gedruckte Erzählung: *Die historien von dem ritter Beringer*; S. 368 ist folgender Schwank von *Hans Folcz* beyzufügen: „*Item* (deutet auf eine ganze Reihe solcher Gedichte aus seiner eigenen Druckerey) *von dreyen studenten, die vm ein aller schönste wirtin pulten, doch keiner von dem andern wissend.* 1480. 12 Quartbl. — S. 366. Von *der Hussen* Flucht; darunter sind freylich die Hussiten zu verstehen (vgl. Radlof's Trefflichkeiten S. 222); aber der Spruch von *Beheim* geht unzweifellich das *Land*, und nicht jenen Mich. Beheim an; von den „Handberkern," ganz gewöhnlich st. Handwerker. Übrigens ist bey einem Recensus dieser alten Erzählungen wegen der Bestimmung der Verfasser und des Alters so mancher die *Kritik* eine höchst nöthige Sache. — Die folgende dritte Abtheilung umspannt so Mancherley, dass wir schon die Überschrift ganz herzusetzen uns enthalten müssen:

C. *Vermischte, weltliche, geistliche, moralische, scherzhafte ... Gedichte, .. die eigentliche Fabel mit eingeschlossen.* 368—464. Fridank in lateinischen Reimversen S. 373; diese ärmliche Seite der alten Literatur verdient gar nicht solche umständliche Aufführung, wie z. B. auch S. 415 die *Schola Salernitana*; es waren das Exercitien obscurer Schreiber, die den Schulknaben schlechte deutsche Reime, deren Rec. um 1420 manche kennt, vormachten, und die besten alten Texte verderbten. Unbegreiflich, wie man früher im deutschen Museum von solchen Schreibereyen (vgl. auch S. 457) nur hat reden mögen; nur Unkenntnifs des Besseren kann hier zu einer mehr als oberflächlichen Anführung verleiten. Wichtiger wäre eine Kritik der Texte des Trefflichsten aller Spruchgedichte, *welche* Abweichungen und *woher?* Der Text der berliner Handschrift S. 378 gehört zu den besseren. Ungegründet ist die Ansicht S. 378, als ob Seb. Brant's Umarbeitung aus der strasburger Handschrift hervorgegangen sey. — S. 383. VII. Hier ist im Druck wohl die Erwähnung der mölker Handschrift ausgefallen. Der Striker hat eine Menge solcher Erzählungen verfertigt; von ihm ist wohl auch die von dem ernsthaften, S. 401 und S. 336 von dem milden König; überdiess scheint er uns der Bearbeiter der Sittensprüche des Dion. Cato zu seyn. Die Vermuthung wegen des L. Peuger gehört nicht hieher. — S. 388. In der trefflichen panzerischen, jetzt v. bodmann'schen (in Mainz) Handschrift des Renners fehlen eingangs *sehr viele* Blätter, die P. aus der erlanger copirte. Diese ist zwar die älteste, allein nicht immer die zuverläſsigste. In ihre alte Form zurückgebildete Stellen aus der münchner Handschrift stehen in den Marginalien S. 323—7. Daselbst folgen Ergänzungen des eschenburgischen D. Cato, woraus sich ergiebt, dass die Angabe S. 398, „noch *eine andere* Übersetzung eines ungenannten Benedictiners zu Mölk," wegfallen muss, da schon in dieser Ergänzung mehrere Verse vorkommen, die Pez unter *schier, seld* und *began* anführt. — S. 412. *Priameln.* Eine Sammlung solcher Sprüche, die einst Lessing unter dem Titel altdeutscher Witz und Verstand herausgeben wollte, erschien schon um 1570 (?) zu Augsburg, b. Mich. Manger, 8, gedruckt. Der Ausgeber sagt: „Dieweil ich jetzund, Gott sey Lob, sihe allerley feine löbliche Gedicht und Sprüche täglich durch den Truck an Tag kommen: so wolt ich dise alte kurzweilige Sprüchlein (aus einem alten, hundertjärigen, ge-

schribnen zerrisnen Buch geklaubt) den Scharnützeln nit zu Theil lassen werden" u. s. w. Der Titel ist: „Eins Freyharts Predig, sampt *hundert* alten Sprüchen, der Welt lauff betreffend." Die mitgetheilten Priameln 8 und 12 finden sich hier No. 30. 86; unter den von Eschenburg bekannt gemachten 72 enthält dieser alte Druck 10 bis 19; 55 bis 61, und ausserdem 1, 22, 38, 41 und 45; zusammen 22. — S. 413. Facetus; ein ähnliches, oder dasselbe Werkchen ist der Fagifacetus, angeführt in Panzer's Annalen. — S. 427. Von einer gedruckten *poetischen* Übersetzung des Schachzabels ist uns nie etwas bekannt geworden; wohl eine irrige Angabe. — S. 444. Die unter 53—5 hier erwähnten Gedichte sollten doch wenigstens durch Anführung des ersten Verses gekennzeichnet seyn, da dieser Grundriss sonst in dergleichen Fällen demjenigen nichts hilft, der die angeführten Bücher eben nicht zur Hand hätte. — S. 445. Krieg der Seele und des Leibes; in französischen Versen (deren Anfang: „*Une grant vision en bref escripte Jadis fut revelee a Philibert l'hermite*") findet sich dieses Kampfgespräch bey *La grande danse macabre*, *Par.* 1533. — S. 455. Ein Dichter unter Kais. *Rudolph II* war in diesem Werke *nicht* anzuführen. Vor der letzten Rubrik, „das jüngste Gericht," kann noch ein Gedicht (wenn dieser Name ihm gebührt), die Geschichte des Antichrists enthaltend, angeführt werden; es fängt an: „Herre Christ nu wis mir by, Daz min begin dir märe sy;" vgl. S. 324. No. 56. In der eben erwähnten *Danse macabre* machten „*la vie du mauluais Antechrist*," und die 15 letzten Zeichen, beide in Reimen, den Beschluss.

D. *Lyrische Gedichte*, *Minnelieder*, *weltliche und geistliche*. 464—520. Auch dieser Abschnitt gewährt durch die hier zuerst vorkommenden Anführungen ungemein viel Interesse. Für die chronologische Folge hätte mehr geleistet werden sollen; man fängt gleich mit einer Übersicht der manessischen Sammlung an, statt von den ältesten Liedern eines Kurenberger's, Dietmar von Ast u. A. zu sprechen, deren alterthümliche Bildung vor den Producten einer späteren Kunstfertigkeit so sehr hervorleuchtet. Auch hätten wir hier einige vorgängige kritische Bemerkungen über die Wiederholung derselben Lieder unter verschiedenen Namen und die leidige Durcheinanderwerfung der Strophen gewünscht. Was in diese Reihe nicht gehört, sind die Spruchgedichte von Harder und Müglin S. 499; dagegen ist die jüngste Zeit viel zu kurz abgefertigt, was hauptsächlich der Ausschliessung der älteren Volkslieder über historische Vorfälle zuzuschreiben ist. Wir müssen deshalb unseren anfänglichen Wunsch, in Betreff der sämmtlichen historischen Gedichte, hier wiederholen. — Bey der Übersicht der manessischen Sammlung würde die *bestimmte* Anführung der von Bodmer übergangenen Strophen sehr willkommen gewesen seyn, wie diese dem vaticanischen Minnesinger-Codex zu Theil geworden. Bey letzterer Handschrift und einigen noch folgenden werden wir gegenwärtig 55 Strophen in der manessischen Sammlung nachweisen, die die Herausgeber *als dort fehlend* ausgehoben haben; diese Nachweisung, begreiflich die Folge eines oft mühsamen Umhersuchens, stehe hier nicht bloss der einzelnen Dichter wegen, sondern zugleich zu mehrerer Begründung der kritischen Erkenntniss da, wie höchst unzuverlässig diese alten Lieder auf uns gekommen sind. S. 486. *Reinmar*, Str. 56—8 stehen unter den Liedern des Heinr. v. Rugge S. 100; 65 schon bey Reinmar selbst S. 66. b. — *Reinmar der Sideler*, Str. 8 bey Reinmar S. 71. a. — *Walther v. d. Vogelw.*, die ihm hier zugeeignete Str. 24 hat Reinmar S. 62; 46. 82 finden sich bey Walther selbst S. 125. b. 135; 126—9 suche man bey Rudolf v. Rotenb. S. 33. 44. — *Niune*, 23—4 unter Wachsmuts v. Künzingen Liedern S. 160; 45—7 hat auch der Markgraf v. Hohenburg S. 17 b; wie 50 fängt eine Strophe bey Rud. v. Nüwenburg an S. 9. b. — *Walther v. Mezze*, 15 ist nicht neu, s. S. 166. — *Von Veltkilchen*, 5. 6, beide auch bey Dietm. v. Ast S. 40. — *Lutolt v. Seven*, Str. 7—9 sehe man bey Walther von d. Vogelw. S. 106; 15—6 bey Dietmar v. Ast S. 42; 22 bis 42 sind, bey einer seltenen Übereinstimmung des Textes, nichts als die sechs Gedichte, welche die maness. Samml. uns unter der Aufschrift: „Her Friderich der Knecht," aufbewahrt hat; 45 vgl. Miscellan. II, 200. Unter den anonymen Gedichten S. 496 steht St. 55 bey Reinmar S. 68; 57 unter Frider. v. Sunnenburc maness. Samml. 212; 58. 59. 60. 62 finden sich bey demselben Autor in der myller. Samml. II, 3. 4. 5. 2. Die *zweyte* vaticanische Handschrift, der hier unrichtig b) eine spätere Liedersammlung vorangestellt worden, enthält, wie Rec. längst entdeckt hatte, eine endlose Reihe Gedichte Reinmar's von Zweter, was jetzt durch Glöckle's Mittheilung sich bestätigt. Auf die Str. 36 bezieht sich Herm. Damen 33. — S. 501. Frauenlob's Reime No. 14 (wenn es der Mühe werth ist, diess zu bemerken) kommen schon bey Fr. Adelung II, 314 vor. Der Anfang der möser'schen Fragmente S. 504 ist unbezweifelt der Schluss eines Gedichtes von Frauenlob. S. 509. No. 4. Der leipziger Handschrift geben die Manezze den *jungen Misner*, d. i. Frauenlob, aus dem Meissnerlande gebürtig; auch das folgende ist von ihm; so wie 7 fängt ein Lied bey dem *Chanzler* S. 240 an. S. 511. Die Gedichte 21—2 sind Conrad's v. Würzb. S. 206. b. 207; sodann gehört 26 dem Marner S. 175; 30 stand unlängst in diesen Blättern 1812. No. 21. S. 167; die letzte Strophe 5) findet sich schon bey dem Marner S. 171. — S. 517. Die Handschrift der wolkensteinischen Gedichte in der insbrucker Bibliothek ist, während des letzten Krieges, abhanden gekommen; zur selben Zeit wurde bey dem regensburger Brande eine treffliche Handschrift des Tristans von Gotfrid von Strassburg, des sinnvollsten aller deutschen Dichter, ein Opfer der Kriegsflamme. — Zu grösserer Vollständigkeit dieses Abschnitts hätten die Vff. Verschiedenes aus Koch benutzen können; mehreres hieher Gehörige bietet das Wunderhorn und die Miscellaneen (unter den alten Liedern 18. 22—25) dar; so Denis II, 1085 ein Lied über das Mysterium der Dreyeinigkeit; auch der Leich von dem heil. Gra-

be (f. Dichterverzeichniss unter *Rugge*), eine Art von „Krüzeliet," unrichtig S. 459 angeführt, sollte hier stehen. — Die in der Aufschrift enthaltene Benennung, „geistliche Minnelieder," scheint uns apokryph. Hätte die Zeit uns das Beste, was vordem in dieser Gattung gedichtet worden, aufbehalten: so würden die nüchternen Reime der Neueren, und die moralische Langweiligkeit der späteren Meistersänger den schönsten Aufschwung menschlichen Sinnes und Gefühls nicht der Geringschätzung unserer Zeit preis gegeben haben. Alles, was die manessische und andere Sammlungen uns überliefert haben, reicht nicht an die Vorzüglichkeit einiger weniger solcher altet Lieder, die wir *gerettet* haben, wenn die höchst verderbten Texte diesen Ausdruck zulassen.

E. *Von der dramatischen Dichtung*. 520—24. In diesem kurzen Abschnitt fehlt das Mystére vom Leiden Christi, von irgend einem Minnesinger, mit untermischten deutschen Strophen, in v. Aretin's Beyträgen, B. VII. 497; ausserdem die Fasnachtsspiele des plumpen Rosenplut, die in den literarischen Blättern VI, 381 von Roth angezeigt wurden. — Hienächst folgen S. 525—62 eine Reihe Verbesserungen und Zusätze. S. 534. Der Anfang dieser Fortsetzung des Tristan's steht auch in den Marginalien 317. Die Angaben S. 537 von einem Ulrich, der Mönch in Baiern (Briefmaler) gewesen, und von dessen Gönner Albrecht I um 1351 sind irrige Aussagen des wiener Gewährsmannes; das Richtige gab schon v. Aretin in den Beyträgen 1803. IV. S. 96. Die Folge der Gedichte dieses Poeten in der münchner Handschrift ist keineswegs verbunden, wie S. 154 steht; dort konnte auch das Urtheil über ihn in der Entdeckung über das Heldenbuch S. 56 mit angeführt werden. S. 561. „In der dresdner Handschrift nennt sich in einem dieser Lieder (als Vf.) *Körewein*." Es ist eine Wette zu wagen, dass durch Schuld des Abschreibers dieses Körewein aus *Cherubim* entstanden sey. Die Denkmäler der späteren Meistersängerey müssen mit dem grössten kritischen Misstrauen benutzt werden; jener Regenbog hatte den Platz vor dem Ambos *verlassen*, um als Gesanges Meister sich zu produciren; später blieben Kunst und Handwerk *beysammen*.

Somit nun wäre der Leser über den Plan dieses Grundrisses hinlänglich unterrichtet. Da es zu umständlich seyn würde, die Gründe besonders anzugeben, warum nicht alle jene Abtheilungen uns genügen: so wollen wir hier eine Eintheilung der altdeutschen poetischen Denkmäler vorlegen, die unserem Glauben nach das befriedigendste System für das Auffinden seyn würde, ohne dem Charakter des poetischen Ganzen hinderlich zu seyn. Denn wenn wir z. B. die lyrischen Gedichte in geistliche und weltliche eintheilen: so geschieht das nicht bloss des Auffindens wegen, indem die Frage, welche Lieder religiösen Inhalts das Alterthum kannte, eine bestimmte Aufgabe der *Geschichte* unserer älteren Poesie ist. Da wir häufig Anlass fanden, den Gesammtumfang der älteren deutschen Poesie zu durchdenken: so dürfen wir hoffen, durch die folgenden zwanzig Abtheilungen das Ganze so ziemlich erschöpft zu haben.

I. Die ältesten einheimischen Heldensagen. II. Die Heldenzeit Karls des Gr. III. Spätere einheimische Heldensagen, Ernst, Reinfrit u. s. w. IV. Die Tafelrunder; von dem Gral giebt es keine isolirten deutschen Gedichte. V. Andere romantische Gedichte nach ausländischen Quellen, Tristan u. s. w. VI. Satyrische und komische Dichtungen, Markolf, Pfaff von Kalenberg, vielleicht auch Fabelromane. VII. Gedichte nach Vorbildern des Alterthums, Aeneas, Apollonius von Tyrus. VIII. Universalchroniken, Bibelübersetzungen. IX. Reimchroniken für besondere Länder und Vorfälle. X. Legenden, zuerst die grösseren, die übrigen nach dem Zeitalter. XI. Erzählungen jeder Art. XII. Fabeln. XIII. Lehr- und Spruch-Gedichte; die grösseren zuerst, zuletzt die Priameln. XIV. Didaktische Gedichte und Allegorieen in strophischer Form, wo also auch Manches aus den Manessen anzuführen: Laber's Jagdgedicht ff. XV. Geistliche Gedichte; die güldene Schmitte ff. XVI. Vermischte Gedichte, die zu den bisherigen Rubriken nicht passen, Quodlibete ff. XVII. Minne- und Meister-Lieder; *das altdeutsche Lied*, mit Ausschluss jedoch XVIII der historischen Lieder, Kriegslieder ff. XIX. Geistliche Lieder. XX. Anfänge der dramatischen Kunst. —

Übrigens leuchtet von selbst ein, dass durch den vorliegenden Grundriss wieder ein bedeutender Fortschritt im Felde der deutschen Alterthumskunde gewonnen sey, der bey der dermaligen Lage der Sachen so nöthig war. Was ganz vereinzelt ein geringes Verdienst gewesen wäre, und von so Vielen geleistet worden, erscheint hier, in grossem Umfange, in einem ganz anderen Werth, und die Schätzung, die wir zusammengerafften literarischen Notizen nie zu Theil werden lassen konnten, dürfen wir einem Werke nicht versagen, welches das weite Feld und alle die kleinen Abwege unserer alten Literatur sorgfältig verzeichnet, und so nicht nur die Übersicht dieses Ganzen, sondern auch Rath und Auskunft in jedem einzelnen Falle dem Leser ertheilt. Die Beziehung, welche dieses Buch zu einer *Geschichte* der deutschen Poesie in jenem Zeitraum hat, ist durch die Benennung eines *literarischen* Grundrisses hinlänglich bezeichnet, durch welchen Titel ein Unbefangener verleitet werden wird (den Schreiber eines argwilligen Recension etwa ausgenommen), hier *andere Materialien* zu einer solchen Geschichte vorauszusetzen. Es wäre doch thöricht, wenn Jemand eine Geschichte der italiänischen Literatur in dem dunkelen Zeitraum von Boccacio bis Ariosto auszuarbeiten sich vorsetzte, ohne vorher durch eine literarische Übersicht des in dieser Periode Geschehenen sich selber den Grundriss, wonach er im Allgemeinen zu arbeiten hätte, vorgezeichnet zu haben, da ja die Geschichte nur durch Erscheinungen sich kund giebt; wer dagegen das *Material* einer solchen historischen Arbeit anderswo, als in den Denkmälern *selbst*, sucht, wird nie etwas Gründliches zu leisten vermögen. Eine Stufe weiter, als die Handbietung durch literarische Hülfsbücher, geht die Kritik, sie sondert, erhellt und verbindet das Einzelne; ohne sie wäre alle Literatur-*Geschichte* ungewiss, und diejenige, von der hier die Rede ist,

bedarf jener Hülfe noch auf vielfältige Weise, die ihr im Einzelnen und successiv auch zu Theil werden wird; denn eine vollständige *kritische* Literatur der altdeutschen Poesie ist schwerlich zu erwarten, indem die Kritiker nicht so leicht veranlasst werden, ihre Kunst auf eine so getheilte Masse anzuwenden. — Möchten nun die Vff., bey ihrem rühmlichen Bestreben, die einheimische Vorzeit zu erhellen, es bey dem gegenwärtigen Grundriss nicht bewenden lassen, sondern auch die Denkmäler *unserer älteren Prosa*, mit Auswahl des Vorzüglicheren, in einem ähnlichen Handbuch dem Publicum darlegen, damit wir so uns dem Ziele einer umfassenden Kenntniss der altdeutschen Sprache und Literatur immer mehr nähern. Wie können wir hoffen, die jüngste Zeit zu verstehen, wenn wir nicht ihren Stamm und ihre Wurzeln vorher wohl erkannt haben?

B. J. D—n.

## KURZE ANZEIGEN.

Litteraturgeschichte. *Berlin*, b. Salfeld: *Die blinden Tonkünstler.* Von M. *Joh. Chr. Wilh. Kühnau.* 1810. XXXXVIII u. 347 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Gewöhnlich wird, bey dem Mangel oder Verlust eines Sinnes, die Kraft der anderen desto mehr geschärft; daher ist es kein Wunder, wenn die Zahl der Blinden, die, durch Bedürfniss nach Brod oder Thätigkeit getrieben, sich mit der Musik beschäftigten, und Meister in ihrer Kunst wurden, nicht klein ist. Meistens aber geht das Leben solcher Unglücklichen, auf ihren Wohnort beschränkt, still vorüber; man trifft sie einzeln an, erbarmt sich ihrer, und vergisst sie. Wenn einmal ein Reisender unter anderen es sich zum Zwecke machte, an jedem Orte, wo er sich aufhält, sich nach der Menge und den Talenten der daselbst befindlichen blinden Musiker zu erkundigen, und die Resultate seiner Forschungen der Welt zu lesen geben wollte: so würde man erstaunen, zu finden, wie häufig diese Classe von Leidenden sey. Auch wird nicht aus jedem Blinden ein Virtuos; vielen fehlt es an Gelegenheit, anderen an natürlicher Anlage. Da bey weitem die meisten Blinden aus den niedrigsten Ständen sind, und von Jugend auf nicht die gehörige Pflege und Unterweisung erhalten können: so legen sie sich grösstentheils aufs Betteln, und selten ist eine Armenanstalt strenge genug, um nicht mit solchen Elenden eine Ausnahme von ihren Strafgesetzen zu machen. Es ist nicht möglich, allenthalben Bildungsstuben für Blinde anzulegen, oder alle Blinde des Landes darin aufzunehmen. Wo sie aber sind, da wird die darauf verwandte Mühe durch die daraus erwachsenden Früchte nicht karg vergütet. Eine solche ist die des Hn. Prof. *Zeune* in Berlin, aus welcher manche interessante Nachrichten in diesem Buche vorkommen, worin die Namen, Verhältnisse und biographischen Merkwürdigkeiten einer guten Anzahl Blinder enthalten sind, die dem Vf. entweder persönlich bekannt geworden, oder von denen er in Büchern gelesen hat. Es sind Männer vom ersten Künstlerrange darunter. Doch waren nicht alle blind geboren; manche erblindeten erst im Alter; bey mehreren war eine angestrengte, uneingeschränkte Beflissenheit in ihrer Kunst die Hauptursache. Dass der Vf. auch grosse Dichter und Musiker des Alterthums, als: Homer, Ossian u. A. anführte, stand ihm frey, macht aber die nothwendigen Lücken seines Werks desto auffallender. Sein Verzeichniss enthält folgende Namen von Unbekannten und Bekannten. *Anneuse*, aus Burney gezogen. *Joh. Sebastian Bach*, der Berühmte, 1685 zu Eisenach geboren, und 1750 als Capellmeister in Leipzig gestorben. Ihm ward von Jugend auf die Erlernung seiner Kunst schwer gemacht. Fabelhaft klingt folgende Anekdote von ihm, die hier S. 5 ernsthaft erzählt wird. Er war in Lüneburg auf der Schule, und ging von da zuweilen nach Hamburg, um den damals berühmten Organisten an der Katharinenkirche, *Joh. Adam Reinke*, zu hören. Er kehrte auf der Rückreise in einem Wirthshause ein, und hatte bey grossem Hunger sehr wenig Geld bey sich. Auf einmal wurden aus einem knarrenden Fenster einige Heringsköpfe geworfen. *Seb. B.* machte sich darüber her, und fand in jedem Kopfe einen dänischen Ducaten. Er hat nie erfahren, wer dieses Geld in die Köpfe gesteckt hat. Er erblindete erst im Alter. *Bolze* zu Potsdam. *Brandolinus*, wahrscheinlich 1598, nicht, wie hier steht, 1498 zu Rom gestorben, da er unter dem Kaiser Matthias zu Ofen Beredsamkeit lehrte. *Broomann*, 1397 zu Brüssel gestorben. *Caillot*, aus Hauy's Anstalt zu Paris. *Castelain. Corsepius*, lebt zu Königsberg. *De Curti*, Fabio und Mario, Brüder, zu Neapel. *Dulon*, der noch Lebende, 1770 geboren. *Demodokos*, aus Homer. *Diodotus*, aus Cicero. *Ebell*, ein Jüngling zu Bremen. *Euler*, hieher gehörend durch sein *Tentamen novae Theoriae Musicae*, 1739: Er war 1707 geboren, und erblindete 1735 auf dem rechten, und 1766 auf dem linken Auge. *Engel*, bey Zeune. *Friedr. v. Erlach*, ein Blindgeborner, auf mehreren Instrumenten vortrefflich; er konnte das Waldhorn und die Trompete mit dem Munde ganz natürlich nachahmen. *v. Eyck*, aus Utrecht. *Ferdinand* oder *Ferrandus*, aus Brugge, 1540. *Elis. Fischer*, ein Mädchen in Halle. *Fritzieri*, in Paris. *Grave*, zu Amsterdam. *Grothe*, bey Zeune. *Händel*, geb. 1684 zu Halle, der gewaltige Tonkünstler in London, erblindete 1751, und starb 1759, kurz vor Graun. Bekannt ist sein Denkmal in der Westminsterabtey, und die Jubelmusiken zu seinem Andenken. Die Beschreibung der Abtey hätte Rec. hier nicht gesucht. *Heidemann*, zu Stettin. *Hanze*, zu Brachstädt bey Halle. *Hering*, zu Berlin. *Hertel*, an verschiedenen Orten. Er war geboren zu Öttingen 1699, erblindete zu Schwerin 1748, und starb 1754. *Homer. Hübner* aus Nürnberg, geb. 1631. *Jacobi*, ein Magdeburger, geb. 1696. Die Blinden *japanischen* Weisen. „Diese Blinden haben Gelehrtenvereine, wo sie Ehrenstufen annehmen." *Kehl* aus Koburg. *Maria Kirchgässner* aus Bruchsal, geb. 1773, die Harmonicaspielerin. *Krumbhorn* aus Liegnitz, geb. 1542. *Landinus*, ein Florentiner, 1380. *Lauer* aus Genf, starb zu Dessau. *Leopold* aus Lübeck, st. 1753. *Linnemann* zu Halberstadt. *Löbel*, ein Jude. *v. Mastiaux*, geb. 1626. *Matcalf* in Yorkshire, starb 1810, 94 Jahr alt. *Milton*, der grosse Dichter, spielte als Blinder die Orgel und die Bassgeige. *Noth* zu Itzehoe, geb. 1683, st. 1756. *Ossian. Otto*, Organist in Braunschweig. *Mar. Ther. Paradis*, geb. zu Wien 1759. *Pesenti*, v. J. 1647. *Pothoff*, Organist zu Amsterdam, aus Burney. *Pudon*, ein Berliner. *De los Reyes*, ein Augustiner von Antiquera, 1613. *De Salignac*, eine Französin. *De Salinas* aus Burgos, Verfasser des Werks: *De Musica libri septem*, st. 1590. *Schönberger*, aus der Oberpfalz, geb. 1601, gest. zu Königsberg 1649. Er war ein fertiger Kegelspieler, schoss nach der Scheibe und traf. *Conr. Schott*, der kunstreiche Orgelbauer. Die *sinischen* Fürstenlehrer. *Stanley*, geb. 1712 zu London, st. 1786, ein vorzüglicher Kartenspieler. Fräul. *von Steinecker. Ströhl*, 1740. *Strong*, aus Carlisle, ein Weber. *Thamyris*, vor Homer. *Joh. Tugend*, ein reisender Harfner, geb. zu Pressburg 1770. *Esther Volkiers*, aus Genua, 1640. *Viehweger*, aus Mohrungen, geb. 1769. *Elis. v. Waldkirch*, geb. zu Schafhausen. 1662. *Wendt*, Organist zu Berlin. *Xenokritos. Ziegenhorn*, geb. zu Eisleben 1750. Was der Vf. über jede dieser Personen zu sagen weiss, ist mehr oder weniger trocken, je nachdem er mehr oder weniger über ihren Charakter und über ihr Leben gesammelt hatte. Ereignisse kommen wenig vor; an solchen ist das Leben eines blinden Musikers eben nicht fruchtbar. In den Zusätzen werden einige vergessene Dinge nachgeholt und Berichtigungen geliefert. Dann folgen Gedichte, die verschiedenen Werths, und wovon manche hier nicht an der rechten Stelle sind. Aus lauter Purismus wird der Vf. oft unverständlich, und sein Buch liest sich schlecht, ob er gleich sonst wohl schreiben kann. Statt Archidiaconus findet man *Oberhelfer*, st. Capelle — *Tonverein*, st. Capellmeister — *Tonvorsteher*, st. Clarinet — *Gellflöte*, st. Contrescarpe — *Gegenschärfe*, st. Hoboe — *Hochholz*, st. Instrument — *Tonzeug*; Jesuit heisst ihm *Jesuer*, Menuet — *Führtanz*, Notarius — *Beurkunder*, Parlament — *Sprechverein*, ein gemeiner Soldat — *Krieger*, Student — *Hochschüler*, Virtuos — *Grosskünstler*.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JULIUS, 1812.

## *STAATSWISSENSCHAFTEN.*

Wien u. Triest, b. Geistinger: *Ökonomisch-politische Betrachtungen über Handelsbilanz.* Von *Johann Zizius*, D. d. R., Prof. d. Statistik an der wiener Universität, u. d. politisch. Wissensch. u. Gesetzkunde an der k. k. theresianischen Ritter-Akademie, referirendem Redacteur bey d. k. k. Hof-Commission in politischen Gesetzsachen, auch Hof- u. Gerichts-Advocaten. 1811. 243 S. 8.

Die Lehre von der *Handelsbilanz* gehört unter die wichtigsten und interessantesten Gegenstände der Staatswirthschaftslehre. Es giebt wenig Materien, wo die Untersuchungen unserer Theoretiker mehr verdienten aus der Schule in die wirkliche Welt eingeführt zu werden, als hier. Die unrichtigen Ansichten hierüber, welchen noch immer unsere meisten Staats- und Geschäfts-Leute folgen, haben auf den Wohlstand der Völker, auf Frieden, Ruhe und Glück derselben, den nachtheiligsten Einfluss. Sie trennen gewaltsam die Menschheit, statt dass dem Wohl Aller nichts mehr zusagt, als ihre innigste Verbindung.

Als einen Versuch, die Lehre der neueren Schule in die wirkliche Welt einzuführen, betrachten wir die vor uns liegende Schrift. Doch auch für nichts weiter, als für einen blossen *Versuch*, und noch dazu für einen nicht ganz vollkommen gelungenen. Der Vf. geht zwar bey seinen Untersuchungen mit Recht auf die Grundbegriffe der Staatswirthschaftslehre, die Begriffe von *Gut* und *Werth*, *Tauschwerth*, *Gewinn* und *Verlust*, zurück, und der von ihm an die Spitze seiner Untersuchungen (S. 15 ff.) gestellte Überblick der meisten bisherigen staatswirthschaftlichen Systeme zeigt, dass er mit der Geschichte und der älteren und neueren Literatur der Staatswirthschaftslehre so ziemlich bekannt ist. Doch scheint er die Grundsätze seiner Vorgänger mehr nur historisch zu kennen, als in ihren Geist ganz eingedrungen zu seyn, und vollkommen klar und deutlich in der Sache zu sehen. Was er im 2 und 3 Capitel über die Begriffe von *Gut*, *Werth*, *Tauschwerth*, *National-* und *Individual-Reichthum*, *Gewinn* und *Verlust*, und ihre Bedingungen, sagt, hat, wenigstens uns, durchaus nicht befriedigt. In dem ganzen Räsonnement hierüber herrscht eine auffallende Dunkelheit und Verworrenheit der Begriffe. Der Vf. bekennt sich zwar in den Hauptpuncten zur *smithischen* Theorie; allein theils ist er ihr nicht überall ganz treu geblieben, theils ist es ihm auch nicht gelungen, sie rein aufzufassen und wiederzugeben. In dasjenige, was er (S. 29) über den Begriff von *Gut* sagt, ist der Begriff von *Werth* zu sehr verschmolzen, um den hier so leicht möglichen Verirrungen gehörig begegnen zu können. Der menschliche Geist muss vor allen Dingen eine Sache als *gut*, *als tauglich für menschliche Zwecke überhaupt*, anerkennen, ehe von ihrem *Werthe* die Rede seyn kann. Der *Werth* bezeichnet die *Rangordnung der Güter unter sich, nach der Verschiedenheit der menschlichen Zwecke, für welche sie tauglich sind, als Mittel*, er setzt nach der Natur der Sache, immer, *wenigstens eine stillschweigende*, Vergleichung mehrerer Güter unter sich voraus. Das Anerkenntniss eines Dinges als Mittel für menschliche Zwecke bedingt bloss die Subsumtion derselben unter die Kategorie von *Gut*, keinesweges aber, wie der Vf. meint, seinen *Werth*. Von seinem *Werthe* kann nur die Rede seyn bey einer Vergleichung der Tauglichkeit *mehrerer Güter*. Übrigens ist — was selbst *Smith* übersehen hat — sowohl der Begriff von *Gut*, als der von *Werth*, durchaus unabhängig von der Art und Weise, wie das Ding entstanden ist, das der menschliche Geist als ein Gut und eine Sache von Werth anerkennt. Die, auf die nicht gehörig verstandene Lehre *Smiths* gebaute Behauptung des Vfs. (S. 30), die, *durch menschliche Arbeit geschehene*, Hervorbringung einer Sache von Werth sey die Bedingung ihres Werths, ist durchaus falsch. Auch ohne *Arbeit* ist die Idee des Werths möglich; und auf keinen Fall bestimmt sich der *Werth* einer Sache nach der Arbeit, welche ihre Hervorbringung oder Gewinnung gekostet hat. Diese *Arbeit* und die *Gewinnung oder Hervorbringung einer Sache durch Arbeit* kann — wie neuerdings *Lotz* in seiner *Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre* u. s. w. Bd. I. S. 9 ff. gezeigt hat — höchstens auf ihren *Tauschwerth* (ihre Fähigkeit zum Tausche) Einfluss haben und diesen motiviren, keinesweges aber ihren Werth überhaupt. Zunächst hängt aber auch selbst der *Tauschwerth* der Dinge nicht von der Arbeit ab, welche auf ihre Gewinnung und Hervorbringung verwendet ist, sondern beym Tauschwerth kömmt es zuvörderst auf nichts weiter an, als darauf, *ob eine Sache wirklich zum Tausche geeignet ist*, und diess hängt von der Frage ab, ob ihre Tauglichkeit als Mittel für menschliche Zwecke mehr oder minder allgemein ist, und allgemein anerkannt wird; denn bloss hienach

bestimmen sich die Wünsche Anderer ausser ihrem Besitzer, sie an sich zu bringen im Wege des Tausches. Die Arbeit, welche ihre Hervorbringung oder Gewinnung erfodert haben mag, kömmt dabey nur so weit in Betrachtung, als derjenige, der eine Sache von Tauschwerth an sich zu bringen wünscht, durch das Streben, sich jene Arbeit zu ersparen, dazu bestimmt werden kann, sie im Wege des Tausches an sich bringen zu wollen. Übrigens ist sowohl der Werth einer Sache überhaupt, als ihr Tauschwerth blofs etwas *Ideales*, und daher nach einem *realen* Maſsstabe nicht zu messen. Aber *unschätzbar*, wie der Vf. (S. 35) will, ist der Werth überhaupt um deſswillen keinesweges. Nach einem *idealen* Maſsstabe, nach den Begriffen von der Tauglichkeit der Dinge, ist die Schätzung der Güter in Bezug auf ihren Werth allerdings sehr wohl möglich. Und gerade darin, daſs man diesen Punct übersieht, liegt einer der Hauptgründe, warum die Begriffe unserer staatswirthschaftlichen Schriftsteller und Geschäftsleute über Nationalwohlstand und den Einfluſs des Handelsverkehrs auf dessen Beförderung noch so wenig im Klaren sind und so wenig befriedigen. Sie werden auch wirklich nie ins Klare kommen, wenn man bey der Beantwortung der Frage: *wodurch constituirt sich der Reichthum eines Volkes? und worin besteht er?* nicht auf den *Werth* der in seinem Besitze befindlichen Gütermassen sieht, und nicht Alles, was es von Dingen, tauglich für menschliche Zwecke, besitzt, unter diese Gütermasse aufnimmt, sondern blofs seine zum Tausche geeigneten Güter, geschätzt nach dem *realen* Maſsstabe, der in ihrem Preise beym Verkehr erscheint, wie dieſs der Vf. (S. 43) thut, in der hier aufgestellten Behauptung: „der *Nationalreichthum* bestehe in dem gesammten Reichthume aller Individuen, und sey der Überfluſs der Dinge, die einen Tauschwerth haben, über die Verzehrung, oder Überschuſs der Production über die Consumtion". Diese Ansicht ist offenbar in zweyerley Beziehung zu enge. Einmal dadurch, daſs blofs Güter von Tauschwerth dabey berücksichtiget sind; und dann wieder dadurch, daſs blofs die Überschüsse der Betriebsamkeit eines Volks als die organischen Bestandtheile seines Reichthums angegeben sind. Solche Überschüsse können zwar dazu wirken, daſs ein Volk, dem sie zu Theil werden, reich und wohlhabend wird, aber daſs in ihnen sein Reichthum bestehe, dieſs ist durchaus falsch; so wie es gleichfalls ein crasser Irrthum ist, daſs sich der Reichthum eines Volks blofs durch Güter von Tauschwerth constituire, oder vielleicht gar durch den *Preis*, den diese im Verkehr haben mögen. Was den *Preis* der Güter von Tauschwerth betrifft: so ist hienächst zwar richtig, daſs keine Sache einen *Preis* haben kann, welche keinen Tauschwerth hat; denn Preis setzt immer die Fähigkeit zum Tausche bey einer Sache voraus. Aber der *Preis* ist keinesweges, wie der Vf. (S. 50) behauptet, die bestimmte Angabe und der Anschlag des Tauschwerths, *diesen nach Mafs und Zahl ausgedrückt;* sondern er ist etwas ganz Anderes. Er besteht in der Gütermasse, welche Jemand für eine in den Tausch gekommene und auf diesem Wege an sich gebrachte Waare giebt oder erhält. Der Tauschwerth einer Sache bestimmt blofs ihre *Preisfähigkeit*, keinesweges aber ihren *Preis* selbst. Etwas blofs Ideales, wie der Tauschwerth ist, kann nie durch etwas Reales, wie Maſs und Zahl, ausgedrückt werden; und weder der *Nenn-* noch der *Sach-Preis* einer Waare wird durch ihren Tauschwerth bestimmt. Nur so viel ist richtig, daſs der Nennpreis der in den Tausch kommenden Waaren immer gegen ihren Sachpreis gravitirt, wiewohl jener in hundert Fällen kaum zehn Mal mit diesem zusammentreffen mag; denn der Nennpreis — der wirkliche Preis — beruht auf ganz anderen Bedingungen, als der Sachpreis oder Schaffungskostenbetrag der Waaren.

Bey demjenigen, was der Vf. (S. 57 ff.) über *Gewinn* und *Verlust* sagt, sind offenbar die Begriffe von *Einkommen* und *Consumtion* mit den von *Gewinn* und *Verlust* verwechselt, oder wenigstens bey weitem zu sehr verschmolzen. Die hier ins Auge zu fassenden Puncte sind nicht deutlich genug herausgehoben, um nicht eine Menge Irrthümer zu erzeugen, welche besonders bey der Lehre von der Handelsbilanz nicht ohne nachtheiligen Einfluſs bleiben können. Wir wollen zwar nicht mit dem Vf. darüber rechten, ob der gemeine Sprachgebrauch nicht — wie *er* (S. 57) angiebt — „jeden Zuwachs in dem Besitze eines Einzelnen" einen *Gewinn* nenne. Aber das dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daſs dieser angebliche gemeine Sprachgebrauch noch eine Menge näherer Bestimmungen bedürfe, wenn er nicht zu einer Menge Miſsdeutungen und Verirrungen hinleiten soll. Aber diese Bestimmungen vermissen wir in den Erörterungen des Vfs. durchaus. Denn das, was er darüber sagt, daſs nur der *rechtliche* Gewinn, und nur der *ächte*, bey der Berechnung des Nationaleinkommens in den Calcul aufgenommen werden könne, dieſs ist durchaus nicht ausreichend; am allerwenigsten läſst sich bey der Lehre von der Handelsbilanz damit auskommen. Hier kann nicht vom Gewinn, oder richtiger, vom reinen Einkommen, welches ein Volk aus seiner Betriebsamkeit überhaupt zieht, die Rede seyn, sondern nur von seinem Gewinn, oder seinem reinen Einkommen, aus seinem auswärtigen Handelsverkehr. Nun ist es zwar sehr richtig, daſs — wie der Vf. (S. 88 ff.) nach *Smith* behauptet — der ordentliche Handel, welchen zwey Völker ohne Gewalt und Zwang mit einander treiben, immer für beide Theile vortheilhaft ist. Aber nur *die* Frage, *auf welche Weise sich dieser Vortheil erzeugt*, ist nicht gehörig und ganz befriedigend beantwortet. Und dennoch kann nur durch ihre ganz genugthuende Beantwortung dem Streite ein Ende gemacht werden, den die Anhänger der verschiedenen staatswirthschaftlichen Theorieen über die Nützlichkeit des Handels führen. Es ist bey weitem nicht genug, daſs man zeigt, der Handel sey in sofern

nützlich, als durch den Absatz unserer Erzeugnisse, zu dem er führt, unsere Betriebsamkeit unterhalten und gefördert wird; oder in sofern, als wir für die weggebenen Sachen andere Güter von Werth erhalten, welche sich mit den weggegebenen ausgleichen — worauf sich die Argumentationen des Vfs. beschränken —: sondern die Sache muss ihrem ganzen Umfange nach, und in jeder Beziehung erörtert werden. Der *erste* vom Vf. angegebene Vortheil ist nur ein *indirecter* Nutzen, welchen der Handel gewährt; und wenn ein Volk, dem dieser Vortheil zu Theil wird, dabey wohlhabend und reich wird: so ist es nicht sowohl eine Folge des Handels, als vielmehr der Betriebsamkeit, welche der Handel unterhält und fördert. Was aber den *zweyten* vom Vf. aufgeführten Vortheil betrifft: so ist das, was *er* desfalls sagt, viel zu roh und zu unbestimmt hingeworfen, um nicht eine Menge Bedenklichkeiten und Zweifel erregen zu müssen. Alle Untersuchungen über den Vortheil des Handels, und über das Einkommen, welches er einem Volke *unmittelbar* gewährt, können nie befriedigen, wenn man nicht die verschiedenen Beziehungen, unter welchen beym Handelsverkehr Gewinn und Verlust möglich ist, ganz genau trennt. *Werth* und *Schaffungskostenbetrag* der Waaren, welche in den Verkehr kommen, dürfen hier nie unter einander geworfen werden, sondern ihre möglichste Scheidung ist unerläfslich nothwendig. So lange Gewinn am *individuellen* und *gemeinen Werthe*, und Gewinn an *individuellen* und *gemeinen Schaffungskosten* unter einander geworfen werden, wie diefs gewöhnlich geschieht, und auch hier vom Vf. geschehen ist: so lange sind hier klare und deutliche Ansichten durchaus unmöglich. Mancher Verkehr scheint bey einer solchen Vermischung — wie *Lotz* (a. a. O. S. 150 ff.) gezeigt hat — sehr vortheilhaft, der es wirklich nicht ist; und mancher scheint schädlich und Verlust bringend, der wirklichen Gewinn giebt. Und so lange bey unseren Handelsbilanzen bloss der *Preis* der ein- und ausgehenden Waaren berücksichtigt, und hienach der Gewinn oder Verlust der verkehrenden Völker bestimmt wird, sind sie ohne allen Nutzen, und die trüglichsten Messer der Schwankungen des Nationalreichthums der Völker.

Das Resultat, zu welchem den Vf. seine Erörterungen führen, ist übrigens das (S. 121 ff.), dass sich im ungezwungenen Zustande allerdings Vortheil und Nachtheil, Gewinn und Verlust, im Handel der Einzelnen sowohl, als auch ganzer Nationen, ausgleichen müsse; dass der Unterschied, ob die Zahlung zum Theil in Gelde oder in Waaren geschieht, nicht schlechterdings und unbedingt einen Gewinn, oder einen Verlust, die jährliche Handelsbilanz also nicht an und für sich das Steigen und Fallen des Nationalwohlstandes erweise; dass sie vielmehr selbst die Wirkung anderer, tiefer liegender, Ursachen sey, und nur im Zusammenhange mit diesen Ursachen Aufschlüsse über den Gang und die Vortheile des Handels gebe, in sofern man jene Ursachen genauer zu ergründen und zu beurtheilen in den Stand gesetzt wird; dass es also nicht so sehr auf das jährliche *Plus* oder *Minus* der Ausfuhr gegen die Einfuhr, sondern vielmehr auf das jährliche *Plus* dieser beiden Theile, nämlich auf das Zu- oder Abnehmen der Ein- und Ausfuhr zusammen, auf die Vergleichung mehrerer Jahre ankomme, um auf die Zu- oder Abnahme des Handels, auf Zu- oder Abnahme des inneren Wohlstandes, sofern er von äusserem Handel abhängt, zu schliessen; dass aber alles dieses immer den Zustand eines vollkommen freyen Handels zwischen Einzelnen und ganzen Nationen voraussetze. So lange nun ein solcher Zustand noch nicht hergestellt sey, und so lange der Kampf über die Freyheit der Meere und des Handels dauere, sey es die Sache jeder europäischen Regierung, auf ihrer Hut zu seyn, und keine werde eine andere Wahl haben, als das nämliche System in Rücksicht des auswärtigen Handels zu beobachten, zu welchem sich die übrigen Gouvernements bekennen, und demnach in Rücksicht des auswärtigen Handels noch immer vor der Hand die Maximen des sogenannten mercantilischen Systems beyzubehalten, oder, wo es noch nicht wäre, es sogar einzuführen, so sehr auch diese den Foderungen einer dauerhaften und soliden Nationalökonomie entgegen sind. — Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, dass uns diese Argumentationen für die Beschränkungen des äusseren Handelsverkehrs, welche sich die meisten Gouvernements noch fortwährend erlauben, durchaus nicht Genüge leisten. Wir geben zwar gern zu, dass in der staatswirthschaftlichen Politik das Benehmen anderer Gouvernements gegen uns nicht ganz unbeachtet bleiben darf; allein um deswillen, weil diefs oder jenes Gouvernement sich Anomalieen erlaubt, uns dergleichen auch erlauben zu wollen, diefs halten wir für bey weitem mehr schädlich, als nützlich. Bloss die Sicherheit eines Staats kann in manchen Fällen die Beschränkung des Verkehrs seiner Unterthanen mit dem Auslande rechtfertigen, keinesweges aber solche staatswirthschaftliche Rücksichten, wie diejenigen sind, welche man bey solchen Beschränkungen meist im Auge hat. Weder Ein- noch Ausfuhr-Verbote, welche wir beynahe überall erblicken, können, wenn sie die Sicherheit nicht gebeut, je von Nutzen seyn. Sie halten immer die Betriebsamkeit und also auch den Wohlstand des Volkes nieder, dessen Regierung sich solche Masregeln erlaubt; und diefs ist der Hauptschaden, den sie stiften. Das Gouvernement, das die Einfuhr einer fremden Waare verbietet, weil man im Auslande einen bey ihm producirten Waarenartikel nicht zuläst, verdoppelt den Schaden, den diefs Verbot seinen Unterthanen bringen mag, statt ihn zu beseitigen, und sein Volk dagegen zu decken; denn das Einfuhrverbot nöthigt die Nation, den Zweig der Betriebsamkeit aufzugeben, oder wenigstens minder umfassend zu betreiben, für dessen

Erzeugnisse es sich bisher die fremde, jetzt verbotene, Waare erhandelte. Das Volk wird also in doppelter Beziehung ärmer: einmal in sofern, als es die fremden Erzeugnisse entbehren muss; und dann wieder in sofern, als es aus seiner eigenen Betriebsamkeit nicht das Einkommen ziehen kann, das es bisher daraus zog, und das es ferner gezogen haben würde, wäre der Verkehr unbeschränkt geblieben. Es muss, wenn ein solches System streng durchgeführt wird, sowohl die fremden Güter entbehren, als auch am Ende die seinigen. Die *österreichische Monarchie*, für welche der Vf. die im Geiste des *colbertischen* Systems eingeführte Zollordnung vom J. 1788 für vortheilhaft hält (S. 135), hat gewiss dadurch unendlich gelitten; und stieg dort seitdem der Volkswohlstand: so geschah es gewiss nicht durch die Zollordnung, sondern trotz dieser; wiewohl bey weitem nicht in dem Verhältnisse, in welchem er gestiegen seyn würde, wäre die Zollordnung nicht erschienen, und hätte man sie nicht gehandhabt; denn was der Natur der Dinge widerstrebt, kann nie vortheilhafte Folgen haben. Es mag seyn, dass sich seitdem in Österreich mancher Zweig der Betriebsamkeit sehr gehoben hat, den man vielleicht jetzt dort entweder gar nicht, oder in weit geringerer Blüthe finden würde. Aber wahrscheinlich würden dort manche den Verhältnissen des von der Natur so sehr gesegneten Landes ganz angemessene Gewerbszweige in der höchsten Blüthe erscheinen, welche jetzt nur sehr gering betrieben werden. Die ächte und dem Nationalwohlstande nur allein zusagende staatswirthschaftliche Politik besteht nicht darin, dass in einem Lande Alles producirt wird, was sich nur irgendwo produciren lassen mag, und dass man das Volk nöthiget, das zu entbehren, was bey ihm nach der Lage des Landes nicht hervorgebracht werden kann: sondern diese Politik besteht darin, dass das Volk dahin geführt wird, die ihm von der Natur angewiesenen Gewerbszweige in der möglichsten Ausdehnung und Ergiebigkeit zu treiben. Und diesem widerstreben die Grundsätze des Mercantilsystems, das, der Natur zuwider, Alles von Allen geleistet wissen will, durchaus. Wenn der Vf. sich von dem russischen *Zolltarif* vom 13ten December 1810 bedeutende Vortheile für dieses ungeheure Reich verspricht: so möchte ihm wohl die Folgezeit belehren, dass er sich in seinen Hoffnungen sehr betrogen habe. Die russischen Producte, wofür Russland bisher die jetzt verbotenen Waaren des Auslandes bezog, werden bald zu Dingen ohne Werth herabsinken, und da Niemand etwas hervorbringen mag, was keinen Werth hat: so wird bald der Russe von diesem Verbot keine andere Frucht ärndten, als die, die Tage mit Nichtsthun hinbringen zu können, welche er bisher auf die Erzeugung der Gütermassen verwendete, für welche ihn der Ausländer seine Waaren bisher lieferte, dagegen aber auch alle diese Waaren entbehren zu müssen, so nothwendig sie ihm auch seyn mögen, und so wohl er sich dabey befunden haben mag, sie auf dem bisherigen Wege sich verschaffen und aneignen zu können.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Vermischte Schriften.** *Berlin*, b. Hitzig: *Rede*, als am Geburtsfeste des Königs, 3 Aug. 1811, die königliche Universität zu Berlin sich zum ersten Male öffentlich versammelte, gesprochen von *Theodor Schmalz*, D., als Rector der Universität. 1811. 33 S. 8. (3 gr.) Eine Fülle kraftvoller Wahrheiten drängt sich in dieser Rede, einer feyerlichen Gelegenheit gewidmet, die nicht in leeren Tönen verbraucht werden sollte. Um ihre Fruchtbarkeit zu zeigen, will Rec. einige der leitenden Hauptsätze in losem Zusammenhange hersetzen. Ausführlich beweisen konnte der Vf. sie auf so wenigen Seiten nicht; daher sind sie mehr an einander gereiht, mehr logisch, als stilistisch verbunden. Der wohlthätige König eilt, durch geistige Kräfte dem Staate zu ersetzen, was er an physischen verloren hat. Im Menschen ist das Göttliche und Thierische wunderbar vereint; im Sinnlichen muss ein Abglanz des Heiligen erkannt werden, das Äussere muss den Stempel des Inneren tragen. In dem Heiligen ist die Wissenschaft nicht enthalten, ist nicht an sich das höchste Ziel der Menschheit. Wissenschaft ist noch nicht Weisheit; alles Erkenntniss derselben gehört nur der äusseren Cultur an. Aber sie darf doch nicht nach dem Masse geschätzt werden, in welchem sie der Sinnlichkeit dient, und Bedürfnisse des irdischen Lebens befriedigt. Nicht sowohl das Gewusste, als vielmehr das Wissen und die rechte Art des Wissens ist es, wonach die Wissenschaft streben soll. Die höchste Würde des Staats ist, der Schützer der Freyheit zu seyn; er ist nicht Bildungs-, sondern Schutz-Anstalt. Wissenschaft gedeiht nur in der Freyheit, welche der Staat ihr gewährt. Durch Lehren wird gelernt. Nur der Lehrende hat die meiste Gelegenheit, die Lücken der Wissenschaft zu bemerken; keine Idee wird deutlicher erkannt, als die, welche ausgesprochen und Anderen erklärt werden muss. Einzig in ihrer Art sind die Universitäten Deutschlands, auf denen nicht den Gelehrten blosse Musse gewährt, sondern die Wissenschaft in allen ihren Zweigen umfasst, im ganzen Umfange gelehrt, untersucht, und mit ruhmvollen Amtsgenossen gewetteifert wird. So weit wir die Erde kennen, wurden die Menschen nirgend gerechter und milder regiert, als im deutschen Vaterlande. Je treuer die Wissenschaft ihrer Eigenthümlichkeit bleibt: desto besser lehrt sie dem Staate ihre Pflege. In der Wissenschaft nur ihren äusseren Nutzen sehen, ist die beschränkteste der Ansichten. Sie soll kein Interesse haben, als das Wissen; und nicht einmal das Wissen, sondern das Durchforschen. Den studirenden Jünglingen wird am Ende die Ermunterung zugerufen, einem besseren Zeitalter entgegen zu sehen, nachdem sie die Erschlaffung des jetzigen und das dadurch herbeygeführte Verderben erlebt haben, welches daher entstanden sey, dass die Menschen sich der Herrschaft der Ideen entzogen, statt der Wissenschaft eine beschränkte Praktik suchten, und das Hochgefühl für das Vaterland gegen Selbstsucht vertauschten.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JULIUS, 1812.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

Wien u. Triest, b. Geistinger: *Ökonomisch-politische Betrachtungen über Handelsbilanz.* Von *Johann Zizius*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was dieser Schrift noch einigen Werth giebt, diess sind die im letzten Capitel, unter der Rubrik: *Einige Betrachtungen über den Zustand Österreichs* (S. 154—243), gelieferten statistischen Notizen über den Betrag des österreichischen Handelsverkehrs mit dem Auslande in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts und in dem ersten Decennium dieses. Nach der (S. 169) gegebenen Übersicht betrug die *Ausfuhr* in den *zwölf* Jahren von 1795 bis 1806 354,624,107 fl. 28 kr., die *Einfuhr* aber 473,348,396 fl. 10 kr.; wonach denn die Importe die Exporte mit nicht weniger als 118,724,288 fl. 42 kr. überstiegen haben würden. Am nachtheiligsten war die Bilanz in den beiden Jahren 1802 und 1805. Im ersteren Jahre betrug die *Einfuhr* 48,507,807 fl. 24 kr., die *Ausfuhr* aber nur 28,725,506 fl. 47 kr., also 19,782,300 fl. 35 kr. Minus; und im letztern Jahre belief sich die *erste* auf 47,613.025 fl. 12 kr., die *letzte* aber nur auf 27,712,947 fl. 12 kr., also ebenfalls auf 19,900,078 fl. — kr. Minus. Doch darf man keinesweges glauben, Österreich habe bey seinem auswärtigen Handelsverkehr wirklich die Summen verloren, mit welchen die Einfuhr die Ausfuhr übersteigt, und sey also in den angegebenen zwölf Jahren durch seinen auswärtigen Handel um *hundert* und *achtzehen Millionen Gulden* ärmer geworden. Dass diess nicht der Fall sey, und dass sich so etwas keinesweges annehmen lasse, diess hat der Vf. (S. 170 ff.) mit sehr trifftigen Gründen ganz überzeugend nachgewiesen. Der Hauptgrund des sich ergebenden Minus liegt in der mangelhaften Abfertigungsweise der jährlichen *Commerzlisten*, aus welchen die eben angezeigten Angaben genommen sind. Die *Einfuhr* ist zu *hoch* angegeben, und die *Ausfuhr* zu *niedrig*. Jene wird aus leicht begreiflichen Gründen von den Zollbeamten mit bey weitem grösserer Strenge erhoben, als diese; diejenigen Waarenartikel, welche unverzollt aus dem Lande gehen dürfen, bleiben in den Listen ganz ausser Ansatz. Auch werden die ein- und ausgehenden Waaren nicht nach einem und demselben Preise berechnet. Die ausgehenden Artikel werden noch immer allesammt nach den sehr niedrigen officiellen Preisen der Zollordnung v. J. 1788 angesetzt; die eingehenden Waaren aber bey sehr vielen Artikeln nach einer neueren höheren Schätzung. — Ausser den angegebenen Notizen v. d. J. 1795 — 1806 giebt auch der Vf. noch sehr detaillirte, mit Bemerkungen begleitete Übersichten der Ein- und Ausfuhr im Jahr 1807 (S. 174. ff.). Die *erste* betrug 44,342,061 fl. 15 kr., die *letzte* aber 26,931,335 fl. 24 kr.; also wieder ein Minus von nicht weniger als 17,410,725 fl. 51 kr. Und diess Minus constituirt sich — was unsere vorhin aufgestellten Behauptungen über die Schädlichkeit des österreichischen Handelssystems für das Nationalwohl vollkommen rechtfertiget — grösstentheils, nicht eben durch die Einfuhr von Producten der industriellen Betriebsamkeit, sondern durch Einfuhr von Urproducten und rohen Stoffen, z. B. beym *Vieh* mit 5,469,052 fl. 28 kr., *Esswaaren* (Fischen, Obst und Gemüse, Butter, Speck, Fleisch u. s. w.) 1,563,947 fl. 45 kr., *Garn* (besonders *Baumwollengarn*) 4,757,899 fl. 55 kr., *Fellen* und *Häuten* (Hirsch-, Ochsen-, Gemsen-Häute, Hasenbälge u. dgl.) 3,029,897 fl. 7 kr. Es würde entweder gar nicht erscheinen, oder in einer bey weitem geringeren Summe, hätte die Volksbetriebsamkeit nicht durch das angenommene System des Gouvernements eine der Natur der Dinge und den natürlichen Verhältnissen des Landes widerstrebende Richtung erhalten. Die Artikel, bey welchen die Ausfuhr die Einfuhr übersteigt, sind. *Feldfrüchte*, doch mit nicht mehr, als 926,507 fl. 57 kr., *Bergwerksproducte* mit 2,865,684 fl. 18 kr., *Holzwaaren* 270,668 fl. 27 kr., *Thon* und *Glaswaaren* mit 1,132,953 fl. 53 kr., *Buchdruckerwaaren* (Bücher und grösstentheils Papier) mit 40,405 fl. 16 kr., *Krämereywaaren* (Strohbänder, Brieftaschen, Brillen, Federkiele, Kämme u. dgl. Kleinigkeiten) mit 457,636 fl. 36 kr., *Tabak* mit 132,627 fl. 56 kr., *Kleidungen* mit 460,598 fl. 47 kr., *Wolle* und *wollene Waaren* mit 2,581,300 fl. 39 kr. (*Wolle* wurde *ausgeführt* für 345,561 fl. 12 kr. und *eingeführt* 1,468,358 fl. 48 kr.), *Baumwolle* und *baumwollene Waaren* mit 657,279 fl. 19 kr., *Flachs* und *flachsene Waaren* mit 3,612,788 fl. 12 kr., *Kunsterzeugnisse* (Arbeiten aus edlen Steinsorten, Bilder, Gallonen u. s. w.) mit 560,073 fl. 20 kr, Übrigens zeigt die Vergleichung der Ausfuhr und Einfuhr der angegebenen Jahre, dass sowohl die *Aus-* als die *Einfuhr* gestiegen sey. Im Jahre 1795 betrug die *erste* 24,599,295 fl. 41 kr., die *letzte* aber 25,816,334 fl. 30 kr., und im Jahre 1806 stand die *erste* auf 26,610,269 fl. 9 kr., die *letzte* aber auf 40,152,847 fl. 28 kr. Am höchsten standen beide im Jahre 1804: die *erste* betrug hier 34,866,241 fl. 1 kr., und die

*letzte* 51,759,666 fl. 57 kr.; doch in jedem Jahre überstieg die letzte die erste. Und aus dem fortwährenden Steigen beider zieht der Vf. die Folge, dass Österreichs Wohlstand in dieser Periode bedeutend gewachsen sey, und dass, trotz der nachtheilig scheinenden Bilanz, Österreich bey seinem Handel dennoch bedeutend gewonnen habe, und nur durch diesen in den Stand gesetzt worden sey, den ungeheuren Anstrengungen Trotz zu bieten, welche in der neuesten Geschichte dieses Staats vorkommen; — worin wohl Jeder mit ihm einverstanden seyn wird, der die Sache von der richtigen Seite betrachtet. Z.

## *GESCHICHTE.*

Weimar, im Landes-Industrie-Compt.: *Mythologisches Taschenbuch* oder *Darstellung und Schilderung der Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche aller Völker.* Nach den besten Quellen für jede Classe von Lesern entworfen von *Friedr. Majer.* Erster Jahrgang für das Jahr 1811. Erste u. zweyte Auflage. Mit 12 Kupfern. 268 S. kl. 8.

Der verewigte Herder war es, welcher zuerst den Vf. veranlasste, sich dem Studium und der Cultur der Religionsgeschichte zu widmen, und sich zur Ausarbeitung eines allgemeinen Werks über dieselbe vorzubereiten. Proben seiner dahin gehörigen Studien las man in seinem *asiatischen Magazin*, Weimar 1802, welches aber zu früh wieder geschlossen werden musste. Bald nachher wurde er zur Ausarbeitung eines *allgemeinen mythologischen Lexikons* aufgefodert. Von diesem sind erst zwey Bände erschienen; Zeitumstände und die Schicksale des Vfs. haben die Fortsetzung desselben unterbrochen, doch nicht gänzlich aufgehoben. Nach einem sechsjährigen Stillschweigen betritt er mit diesem *mythologischen Taschenbuche* wiederum seine alte literarische Laufbahn und kehrt zu seinem ersten Plane zurück, doch so, dass er ihn mehr für ein grosses und vermischtes, als für ein gelehrtes und philosophisches Publicum ausführt. Er hat aber auch deswegen diese Form gewählt, weil es bey der gegenwärtigen Lage des Buchhandels nicht wohl möglich gewesen seyn würde, in einer anderen Form das Werk mit einer Anzahl von Kupferstichen auszustatten. Es soll also hier in einer Reihe von Taschenbüchern eine Geschichte der Religionen nach Völkern und Ländern geliefert werden. Man wird dadurch an *Zimmermanns Taschenbuch der Reisen* erinnert, und der Vf. bemerkt auch, dass beide gegenseitig sich zur Ergänzung und Erläuterung dienen können. Dieser erste Jahrgang begreift die Religion *der Grönländer und der Urvölker des nördlichen Amerika*; im nächsten, wir wissen nicht ob schon erschienenen, Jahrgange wollte der Vf. die übrigen Uramerikaner zusammenfassen, und dann durch die Südsee den Übergang nach Asien machen. Mit jenen Völkern macht er den Anfang, weil er bey ihnen den *Naturdienst*, welcher seiner Meinung nach früher oder später einmal über die ganze Erde verbreitet war, und den ursprünglichen Zustand des Menschen in der Wirklichkeit findet, worauf als auf ein Fundament, statt luftiger Hypothesen, ein Gebäude der allgemeinen Religionsgeschichte sicher erbaut werden könne. Welche Stärke der Vf. diesen Behauptungen werde verschaffen können, muss sich erst aus der Fortsetzung seines Werks ergeben.

In dem vor uns liegenden Bändchen findet man keine Geschichte, welche sich auch hier nicht geben liess, sondern eine Beschreibung, auch keine gelehrten, historischen, kritischen und philosophischen Untersuchungen, welche zur Bestimmung dieses Taschenbuchs nicht gehörten. Doch sieht man, dass solche Forschungen vorhergegangen sind. Die besten Quellen und Hülfsmittel sind benutzt und angeführt. Der Vortrag und die Darstellung ist einfach, natürlich, klar, die Ansichten und Urtheile sind unparteyisch, und der ersten Berichterstatter oft so gehässige und einseitige Vorstellungen und Meinungen sind nicht in dieselbe eingeflossen. Bey *Grönland* sind die vier bekannten Werke von den beiden *Egede* und *Cranz* zum Grunde gelegt. Bey den *Esquimaux* findet der Vf. dieselben religiösen Vorstellungen, wie bey den *Grönländern*, und ist der Meinung, dass beide Völker ursprünglich nur Eins ausmachten, welches aus dem nördlichsten *Europa* durch übermächtige Feinde zunächst nach *Grönland* gedrängt worden sey, und späterhin noch andere Wohnsitze gesucht habe. Er hält diesen Volksstamm für *germanisch-finnisch*, und glaubt die Ähnlichkeit und Übereinstimmung der Sitten und Gebräuche der Esquimaux mit denen der *Finnen* und *Lappen* darthun zu können. Die Gründe für diese Meinung haben wir aber erst in der Folge zu erwarten. Weit reicher und mannichfaltiger fliessen die Quellen in dem Aufsatze über die Religion der nordamerikanischen Urvölker. Es werden darunter hier alle die Völker verstanden, welche bey der Ankunft der *Europäer* die unermesslichen Landstriche von den Gestaden des Eismeers bis zum Meerbusen von *Mexiko* und dem nördlichen stillen Ocean und dem atlantischen Meere bewohnt haben oder noch bewohnen. Über ihre religiösen Vorstellungen und Gebräuche findet man hier Zusammenstellungen, wie man sie anderswo nicht antrifft.

Wir wünschen sehnlichst den glücklichen Fortgang dieser Unternehmung, zugleich aber auch, dass der Vf., unbeschadet der von ihm rühmlich beobachteten Popularität, mehr Anziehendes, Interessantes und Kräftiges in die Darstellung und Auswahl legen möge, um das Publicum, für welches er schreibt, desto mehr zu fesseln und weiter auszudehnen. Wir rechnen dahin auch das Bestreben, die Glaubensarten und Gebräuche fremder Völker auf ihre Gründe zurückzuführen, sie für uns Europäer begreiflich zu machen, und die Leser so viel als möglich in die Stelle jener Völker und ihre Denkungsart zu versetzen, dasjenige aber, was gar nicht erklärt werden kann, und wovon wir keinen rechten Bescheid wissen, lieber ganz wegzulassen, oder nur kurz zu berühren. Wir haben aber noch etwas Wichtigeres auf dem Herzen. Die Bearbeitung und Darstellung der Religionsgeschichte kann leicht der *Religion* schaden; sie kann

leicht die Leser auf den Gedanken führen, dass die Religion, so wie sie im Grossen und in der Wirklichkeit unter den Menschen verbreitet ist und Einfluss hat, nur aus zufälligen, widersprechenden, grundlosen, ungereimten Meinungen, Einbildungen und Observanzen bestehe, dass also überall wenig oder nichts an derselben seyn möchte. Geschieht diess: so verliert die Religionsgeschichte alles höhere Interesse. Diese Wirkung aber bringt sie am ehesten bey einem grossen vermischten Lesepublicum hervor. Es ist daher von grosser Wichtigkeit, dass man die allgemeine Religion in den einzelnen Glaubensarten und Gebräuchen aufsuche und hervortreten lasse, dass man das Wahre, das Menschliche, mit den religiösen Anlagen Zusammenhängende in den Glaubensarten ins Licht setze, dass man die Nothwendigkeit und Schönheit in der Mannichfaltigkeit der Gottesdienste nicht unbeachtet lasse, übrigens das Bessere und Höhere auch in seiner höheren Würde und Potenz darstelle. So kann die Religionsgeschichte mit und zu der Religion erzählt werden, und nur dann ist sie, was sie seyn soll.

Bschff.

Paris, b. Treuttel u. Würtz: *Relation de l'Egypte par Abd-Allatif, médecin arabe de Bagdad.* Suivie de divers extraits d'écrivains orientaux, et d'un état des provinces et des villages de l'Egypte dans le XIVe siècle. — Le tout traduit et enrichi de notes historiques et critiques par M. *Silvestre de Sacy*, Membre de l'Institut de France etc. 1810. 752 S. 4.

Längst schon ist das Werk des Abd-Allatif in den Händen der Deutschen. Hr. *White* trat den von dem einzigen zu Oxford vorhandenen Manuscripte abgedruckten arabischen Text an unseren damals in Jena, jetzt zu Heidelberg lehrenden Hn. Prof. *Paulus* ab, welcher ihn 1789 herausgab; die deutsche Übersetzung verdanken wir dem Hn. Prof. *Wahl.* Im J. 1800 lieferte Hr. *White* den Text mit einer lateinischen Übersetzung auf das Neue in Quart. Die französische Übersetzung hat sich Hr. *Silvestre de Sacy* in dem gegenwärtigen, mit gelehrten Bemerkungen und Erklärungen aus anderen arabischen u. s. w. Schriftstellern reich ausgestatteten Werke vorbehalten. Er bestätigt oder berichtigt seine Vorgänger; vorzüglich äussert er sich beynahe durchgehends tadelnd gegen die Übersetzung des Hn. *Wahl*, und beweiset dadurch, so wie durch andere Allegate, seine Bekanntschaft mit der deutschen Sprache. Dass von einem *Sacy* gründliches Forschen der arabischen Sprache, Scharfsinn und ausgebreitete Belesenheit in den Schriftstellern des Orients zu erwarten ist, weiss die gelehrte Welt auch ohne die Zusicherung des Rec., welcher des Arabischen viel zu wenig kundig ist, um in eine strenge Prüfung der Lesarten und der einzelnen Behauptungen eingehen zu können; sein Augenmerk ist auf die durch das Werk für die Geographie erhaltenen Bereicherungen gerichtet. Er glaubte durch die hier aus den Nachrichten des Mittelalters gesammelten Notizen eine bedeutende Ergänzung, ein knüpfendes Band zwischen den Angaben der Alten und den Kenntnissen unseres Zeitalters zu finden; fand auch Manches, gesteht aber zugleich, dass die Lese minder ergiebig ausgefallen ist, als seine ohne Zweifel überspannte Erwartung ihn hoffen liess. Das Meiste ist Bestätigung, zuweilen Erweiterung des längst Bekannten; und was als neu erscheinen kann, z. B. über die Bereitung einzelner Speisen, über einige Producte Ägyptens, trägt zu wenig das Gepräge des allgemein Interessanten, als dass es hoch in Anschlag gebracht werden könnte. Was uns zur Aufklärung und helleren Einsicht des aus dem Alterthume Bekannten dienen kann, besteht hauptsächlich aus folgenden Bemerkungen.

Unterägypten hat (S. 2) vielen Regen, doch fügt der Vf. selbst hinzu, dass er zur Cultur des Landes bey weitem nicht hinreiche; viel darf daher im Gegensatze von Oberägypten verstanden werden, wo es selten regnet. Das Erdreich des Landes erklärt man gewöhnlich für fett, Abd-Allatif nennt es S. 3, der Natur der Sache nach, mit Recht sandig; fett ist nur der mit jedem Jahre frisch aufgeschüttete dünne Schlamm des Nils; daher hat Oberägypten fruchtbareres Erdreich, als das Unterland. In jeder anderen Gegend verbreitet der Winter und Frühling viele Nässe, in Ägypten ist es die Jahreszeit der äussersten Dürre, und wegen der Ausdünstungen die Periode der Krankheiten. Nicht allgemein bekannt ist die S. 172 gegebene Nachricht, dass viele von den kleinen Pyramiden von Saladdins Statthalter Karakusch, einem griechischen Eunuchen, zur Erbauung der Mauern von Kairo, der Citadelle, dem tiefen Brunnen und den bewundernswürdigen Arcaden von Dschizeh verwendet worden sind; die Vernichtung der grossen Pyramiden versuchte vergeblich der Glaubenseifer mehrerer Fürsten. S. 175. Mit ungeheurer Anstrengung wälzte man die grossen Massen von der kleinsten der noch vorhandenen drey ab, und man sieht es ihr kaum an, dass Tausende von Menschen an ihrer Vernichtung acht Monate lang gearbeitet haben; die Einkünfte des Reichs reichten nicht zu, um zu zerstören, was die Urwelt erbauet hatte. Die Öffnung der grossen Pyramide soll der Chalif al Mamun gemacht, oder die Stelle des Eingangs gefunden haben; die Untersuchungen des Hn. *Sacy* geben dieser Angabe höhere Wahrscheinlichkeit. Die Steine für die Hauptmassen lieferten die ungeheueren Gruben am Fusse des Bergs, aber der rothe Granit zur Bekleidung kam aus den Gebirgen von Kolzum und von Assuan, kurz aus den östlichen Bergreihen, wo sich die Spuren der uralten Anstrengungen zur Stunde noch zeigen; *Bruce* fand sie deutlich auf seiner Reise nach Kossir. — Von dem Pharus zu Alexandria spricht Abd-Allatif S. 183 als noch vorhanden zu seiner Zeit. Mit Bewunderung spricht er auf der folgenden Seite von den Ruinen der Stadt Memphis; übertrieben ist aber wohl seine Versicherung, dass sie nach jeder Richtung eine halbe Tagreise im Durchschnitte betragen. Mit vieler Gelehrsamkeit führt Hr. *Silv. de Sacy* den Satz durch, dass die S. 236 beschriebene Pompejussäule aus K. Diocletians Zeitalter einst zu dem Serapeum in Alexandria gehört

habe, und S. 240, dafs eine grofse Bibliothek durch die Sarazenen wirklich daselbst sey verbrannt worden. — Mit dem Anfange des zweyten Buchs S. 329 ff. geht Abd-Allatif auf die Beschreibung des Nils über, spricht mit Einsicht von dem Steigen und Fallen des Stromes, so wie von den bewirkenden Ursachen, von der Zeit seines Anwachsens, höchsten Standes, der allmählichen Abnahme, und den übrigen Merkwürdigkeiten desselben; aber sein Vortrag giebt keinen Zuwachs zu unseren durch alte und neue Beschreibungen erhaltenen Kenntnissen. Doch ist bemerkenswerth, dafs unter der Mameluken Herrschaft alle die Kanäle, Schleusen u. s. w. zur Leitung der Gewässer in entfernte und erhabene Gegenden sorgfältig unterhalten wurden, und dafs der Nil im Mittelalter die nämliche jährliche Höhe erreichte wie zu Herodots Zeiten. Er muss 18 Cubitus steigen, wenn das Wasser alle der Bewässerung fähigen Gegenden erreichen und allgemeine Fruchtbarkeit, einen Überflufs auf zwey Jahre bringen soll. Zuweilen übersteigt er dieses Mafs, indem er bis über 19 Cubitus anwächst; aber nicht zum Vortheile des Landes, weil in diesem Falle die Erde zu lange mit Wasser bedeckt bleibt und die bequemste Zeit zur Saat unbenützt vorübergeht, auch häufigere Krankheiten entstehen. Bey einer Höhe von 16 Fufs wird nur die Hälfte alles Landes mit Wasser bedeckt, und die Ärndte reichlich genug zur Zahlung der Abgaben und zur Nahrung für Ägypten. Erreicht aber die Wassermasse, welche immer von der Tiefe des Flufsbettes aus berechnet wird, einen niedrigeren Stand: dann liegt unübersehbares Verderben auf den Einwohnern. Aus Furcht vor dem Mangel, theils auch aus einer Art von Verzweiflung, besäen sie nicht einmal die niedrigsten vom Wasser bedeckten Stellen gehörig. Viele in der Gewifsheit des einbrechenden Unglücks flüchten in benachbarte Länder; alle übrigen sehen sich dem Verderben dahin gegeben, der Handwerker und Taglöhner findet keine Arbeit, der Verdienst reicht nicht, um das Anfangs theure, bald für die niedrigeren Volksclassen völlig verschwindende Brod zu kaufen, Tausende sterben Hungers, Ausschweifungen jeder Art, Mordthaten, das Essen des Menschenfleisches, werden dann auch unter der Aufsicht einer strengen Polizey alltägliche Sache. Der Vf. hat ein solches Jahr (1199) erlebt, wo das Wasser nur 12 Cubitus und 21 Finger hoch wurde; er beschreibt die gesehenen und gehörten Unthaten und das allumfassende Unglück mit sehr lebhaften Farben. Es giebt Anzeigen, aus welchen sich mit hoher Wahrscheinlichkeit schon während des Steigens die Fruchtbarkeit des Jahres beurtheilen läfst: ein sehr niederer Wasserstand vor dem Steigen; beym ersten Anwachs eine schmutzig grünliche Farbe des Nils, welche aus den unterwegs in Sümpfen u. s. w. aufgehobenen Vegetabilien und Insecten sich erzeugt und Krankheiten bewirkt, sind schlimme Vorbedeutungen, welche immer drohender werden, je länger diese grünliche Farbe sich erhält; denn wächst der Flufs schnell: so erscheint sie entweder gar nicht, oder verschwindet bald wieder. Die Weiber in Ägypten haben noch andere Proben zur Auskundschaftung der kommenden Fruchtbarkeit; es lohnt aber der Mühe nicht, ihre unmöglich zu einem vernünftigen Resultate führende Verfahrungsart auszuheben.

Um nicht Alles in die ohnehin sehr ausführlichen Noten zu werfen, stellt der Vf. in einem Anhange noch Stellen und Auszüge über andere arabische Schriftsteller auf, welche näheren Aufschlufs über mehrere in Abd-Allatifs Texte vorkommende Stellen geben, z. B. über die Balsamstaude u. s. w.; sie liefern einen Beweis von des Hn. *v. Sacy* ausgebreiteter Belesenheit, hätten aber aufserdem vielleicht auch ohne Nachtheil für den Leser zum Theile wegbleiben können. Auch das von S. 581 ff. beygefügte Verzeichnifs der einzelnen Ortschaften Ägyptens, welche im J. 1376 vorhanden waren, mit Bemerkung ihrer Einkünfte für den Monarchen, kann für jetzt um so weniger einen bedeutenden Vortheil gewähren, da Hr. *v. S.* aus vier, jedem in seiner Art verdorbenen, arabischen und türkischen Handschriften schöpfen mufste, folglich mit der richtigen Lesart nicht überall im Reinen seyn kann; dann auch, weil sich über diese Namen äufserst selten nähere Aufklärung für den älteren oder für den heutigen Zustand geben läfst. Doch beweiset das Verzeichnifs die starke Bevölkerung Ägyptens im Mittelalter; und wird eine gebildete Nation Beherrscherin des Landes: so mag sie sich allerdings aus den hier niedergelegten Notizen in mehreren Fällen Raths erholen können.

Vd. Hg.

## NEUE AUFLAGEN.

Quedlinburg, b. Ernst: *Sammlung und Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche noch hin und wieder in der deutschen Sprache, hauptsächlich in Zeitungen und Reisebeschreibungen vorkommen.* Für ungelehrte Leser, wie auch für Bürgerschulen angefertigt von *Wilh. Julius Wiedemann.* Dritte stark vermehrte und verbesserte Auflage. 1812. VIII u. 116 S. 8. (8 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1807. No. 69.)

Lemgo, in der meyerschen Buchhandlung: *Das gelehrte Deutschland* oder *Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller.* Angefangen von *Georg Christoph Hamberger.* Fortgesetzt von *Joh. Georg Meusel.* Sechzehnter Band. Fünfte, durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. — Auch unter dem Titel: *Das gelehrte Deutschland im neunzehnten Jahrhundert, nebst Supplementen zur fünften Ausgabe desjenigen im achtzehnten.* Von *Joh. Georg Meusel.* Vierter Band. — Und noch unter dem Titel: *Dreyzehnter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Deutschlandes, welches das neunzehnte Jahrhundert und die Supplemente des achtzehnten zur fünften Auflage des Herrn Hofrath und Professors Meusel enthält.* 1812. 388 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JULIUS, 1812.

## PÄDAGOGIK.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Prüfung des Werths der pestalozzischen Methode, besonders in Hinsicht ihrer Erziehungs- und Unterrichts-Principien*, von *A. H. d'Autel*, Assessor des k. Oberconsistoriums und Hofcaplan. 1810. 205 S. gr. 8. (18 gr.)

Hr. *d'A.* bemerkt in der Vorrede, dass er absichtlich nur die Principien der pest. Methode, und mit besonderer Rücksicht auf die in seinem Vaterlande gegen dieselbe gemachten Einwürfe zu prüfen unternommen habe, und dass er dabey vorzüglich von dem Bedürfniss einer besseren Lehrmethode für die Volksschulen seiner Gegend ausgegangen sey. Da die Einwürfe gegen die pest. Methode, so wie die Bedürfnisse der Volksschulen, allenthalben wohl so ziemlich dieselben seyn werden: so kann seine Prüfung auch auf ein allgemeines Interesse rechnen.

Die Schrift zerfällt in sechs Abschnitte. I. *Pestalozzi.* Einige schon bekannte Charakterzüge und Lebensumstände P's., wozu der Vf. die Notizen von *Witte*, *Johannsen*, *Ewald*, *Gruner* u. s. w. benutzt hat. Alle diese Bemerkungen aber berühren nur das äussere Leben des Mannes, klären die Geschichte seines Geistes, besonders in intellectueller Hinsicht, nicht auf, und lassen das, was für die Welt und für die Wissenschaft das Wichtigste wäre, die Entstehung und allmähliche Ausbildung der sogenannten pest. Methode, ganz im Dunkeln. II. *Allgemeine Grundsätze der pest. Methode.* Diese werden in Erziehungs- und in Unterrichts-Principien, und beide wieder a) in allgemeine, b) in Hinsicht der moralisch-religiösen Bildung abgetheilt. Die allgemeinen sind von *Johannsen*, die anderen von *Tillich* entlehnt, und nachher vom Vf. nochmals in eine gedrängte Übersicht zusammengestellt. Die grosse Menge von 21 Erziehungs- und 38 Unterrichts-, zusammen 59 pest. Principien, die auch in der gedrängten Übersicht noch aus 12 Hauptprincipien mit 11 Unterabtheilungen bestehen, erschwert die Übersicht des Gegenstandes, und erregt Verdacht theils gegen die Methode selbst, die aus so vielen Quellen zusammenfliesst, theils gegen die Erkenntniss derselben, welche dieses Mannichfaltige doch in ein Grundprincip vereinigen musste. Die 12 Hauptprincipien des Vfs. lassen sich auf folgende 3 Sätze zurückführen: 1) Die Erziehung ist nichts anders, als ein Unterstützen der Natur in ihrem Entwickelungsgeschäfte der menschlichen Anlagen und Kräfte, und muss daher auch dieselben allgemeinen und nothwendigen Gesetze befolgen, welche die Natur bey der Entwickelung jedes organischen Geschöpfs und auch der menschlichen Geisteskräfte beobachtet; d. h. sie muss von innen heraus, langsam und lückenlos bilden, das Gleichartige, von dem Fremdartigen gesondert, an das Gleichartige reihen, das Einzelne in Harmonie mit dem Ganzen setzen und die Selbstthätigkeit anregen. 2) Sie muss bey der Entwickelung der Erkenntnisse, nach der Methode der Natur, die eine unwandelbare Urform der menschlichen Geistesentwickelung ist, von der Anschauung als dem Anfangspuncte alles Wissens ausgehen, und zunächst danach streben, die verworrene Anschauung zur bestimmten Erkenntniss zu erheben; weshalb sie als Kunst der Verwirrung der Natur, die ihre Objecte der Anschauung nicht ordnet, steuern, und das Zerstreute in einen engeren Kreis zusammenstellen muss. 3) Die Erziehung muss die Aufmerksamkeit des Kindes zuerst auf das Wesen einer Sache lenken; und das Wesen, welches in Form, Zahl und Namen besteht, und woraus 3 Elementarfächer der Erkenntniss entspringen, von den wandelbaren und zufälligen Beschaffenheiten absondern lehren.

Bevor wir über diese Hauptprincipien der pest. Methode unser Urtheil fällen, wollen wir unsere eigene Ansicht von dem pest. Unterricht mittheilen, welche über die, wie uns dünkt, von dem Urheber selbst noch bis diesen Augenblick nicht verstandene Methode vielleicht einiges Licht verbreitet.

Rec., der P's. Bücher selbst und die wichtigsten Schriften über die pest. Methode studirt hatte, fand in den Sätzen, die das Wesen der Methode darstellen sollten, so viel Unbestimmtheiten und Widersprüche, dass er sich von dem Charakter der Methode durchaus keinen Begriff machen, und die Frage, was denn eigentlich pest. lehren heisse, sich nicht beantworten konnte. Er hatte hierauf Gelegenheit, zwar nicht *die* pest., aber doch *eine* wohleingerichtete pest. Schule zu besuchen. Um ein unbefangenes Urtheil fällen zu können, liess er Alles, was er über den Pestalozzism gelesen hatte, an der Thüre zurück, und abstrahirte sich an Ort und Stelle aus dem, *was* und *wie* er es vor seinen Augen treiben sah, *besonnene, selbstthätige, der Menschennatur angemessene Entwickelung der Wissenschaft und Kunst, von dem Lehrling selbst aus den in seiner Körper- und Geistes-Natur vorhandenen Elementen vollbracht*, als das Grundprincip dieses Unterrichts, den er in einem Aufsatze, welcher nicht in den Buchhandel gekommen, unter dem Namen: *Entwickelungsunterricht*,

charakterisirte. Pestalozzisch, oder vielmehr nach diesem Entwickelungsunterricht unterrichten, hiess ihm von nun an so unterrichten, *dass der Schüler mit Bewusstseyn und Selbstthätigkeit das Object des Wissens und Könnens aus seiner eigenen Natur, und gemäss seiner eigenen Natur, von dem ersten Elemente an stufenweise und lückenlos entwickelt, ausbildet und vollendet.*

Dass dieses das wahre Grundprincip der pest. Methode sey, und dass dieser Entwickelungsunterricht, der den materiellen und formellen Zweck in sich vereinigt, das Wesen derselben ausmache, davon ist Rec. noch bis diesen Augenblick überzeugt; ja die Richtigkeit seiner Ansicht ist späterhin noch durch mehrere Äusserungen in dem Bericht der Hnn. *Merian, Girard* und *Trechsel* über P's. Erziehungsanstalt bestätigt worden. Nach Rec. Ansicht von dem Grundprincip und Wesen dieses Entwickelungsunterrichts ist auch die Sphäre desselben bestimmt. Dieser Unterricht nämlich umfasst jede Wissenschaft und Kunst, die aus der Geistes- und Körper-Kraft des Menschen selbst hervorgeht; was dagegen zum Gebiet der Erfahrung ausser uns gehört, ist von ihm ausgeschlossen. Nicht also dadurch, dass eine Wissenschaft oder Kunst Elemente hat, qualificirt sich dieselbe für diesen Entwickelungsunterricht, wie man dieses irriger Weise behauptet hat; denn Elemente hat jede: sondern dadurch, dass diese Elemente in der Menschennatur selbst liegen, und dass folglich die Wissenschaft und Kunst sich aus diesen in der Menschennatur liegenden Elementen zugleich mit der Geistes- oder Körper-Kraft von jedem Individuum entwickeln lasse. Ferner folgt aus dieser Ansicht, dass die Behauptung, der Entwickelungsunterricht eigne sich bloss für den sogenannten Elementarunterricht, ganz ungegründet sey; denn eine Wissenschaft und Kunst, die ursprünglich aus der Menschennatur entsprungen ist, muss sich auch von neuem aus jedem Individuum nach Maassgabe der individuellen Fähigkeiten bis zur Vollendung entwickeln lassen.

Nun entsteht aber die Frage: Erkennt P. und seine Schule das von Rec. angegebene Grundprincip und Wesen des Entwickelungsunterrichts für das Grundprincip und Wesen seines Unterrichts an? — Darauf antwortet Rec.: Den Worten nach nicht, denn P. gesteht selbst, dass er den Charakter seiner Methode nicht anzugeben wisse, und was er darüber sagt, ist dunkel und unbefriedigend; ein Beweis, dass er das Wesen seiner Methode selbst nicht begriffen hat. Man vergleiche hierüber unsere Recension des Berichts über die pest. Erziehungsanstalt (J. A. L. Z. No. 32) und die dort mitgetheilte Erklärung P's. — Aber durch die That bestätigt die pest. Schule Rec. Ansicht. Was sie bisher betrieben hat, ist der von ihm bezeichnete Entwickelungsunterricht, und alle Lehrfächer, die sie in Leitfäden methodisch bearbeitet hat, gehören zu den Gegenständen, die sich aus der Menschennatur entwickeln lassen. Zwar verspricht sie fortwährend, auch Gegenstände der äusseren Erfahrung, z. B. Geographie, Geschichte u. s. w., der Methode anzupassen; aber eben darin täuscht sie sich, und legt den Beweis ab, dass sie das Wesen, mithin auch den Umfang der Anwendbarkeit ihrer Methode nicht erkannt hat. Schon dass sie diese, dem Jugendunterricht so nahe liegenden Gegenstände noch immer nicht der Methode anpassen konnte, und dass die Versuche, die z. B. mit der Technologie gemacht wurden, wesentlich verschieden sind von jenen mit der Formen-, Grössen-, Gesangs-Lehre und Gymnastik, schon diess hätte sie auf den Grund dieser Schwierigkeit und Verschiedenheit aufmerksam machen müssen. Und dieser Grund liegt in nichts anderem, als darin, dass der pest. Unterricht der von uns bezeichnete Entwickelungsunterricht ist, welcher sich seiner Natur nach auf Gegenstände einer äusseren Erfahrung nicht anwenden lässt. Denn was sollte das wohl heissen: die Geographie oder die Geschichte von innen aus dem Lehrling lückenlos entwickeln? — Vergleichen wir endlich den Gang der Methode in ihrer Ausbildung, von dem pest. Quadrat bis zu den Gegenständen, die nun in der pest. Schule methodisch gelehrt werden, und von *Zeller*, *Schmid*, *Griebe* u. s. w. in Leitfäden bearbeitet worden sind: so zeigt sich, dass die ursprünglich ganz dunkle Idee P's. nach und nach, ihm selbst unbewusst, in unseren Entwickelungsunterricht überging, an dessen Vortrefflichkeit, in der seiner Natur angemessenen Sphäre, wohl kein denkender und erfahrener Lehrer zweifeln wird. Denn was kann und soll der Unterricht mehr, als den Lehrling so leiten, dass dieser seine Kraft, und aus ihr zugleich die Wissenschaft und Kunst entwickele und sich aneigne?

Wenn Rec. Ansicht die richtige seyn, und als solche von der pädagogischen Welt angenommen werden sollte: so glaubt er, dass dadurch das Unwesen, welches bisher mit dem Pestalozzism getrieben worden ist und täglich ärger zu werden droht, auf immer zugleich mit dem Namen aus der Welt verbannt werden könnte. Haben wir uns über eine Lehrart bis zu einem wissenschaftlichen Princip erhoben; ja haben wir uns sogar überzeugt, dass der Entwickelungsunterricht, seiner Natur nach, sowohl zu materiellen, als auch zu formellen Zwecken der vollkommenste Unterricht ist, und dass die pest. Methode, wenn sie nach Vollkommenheit strebt, gerade in ihm ihr Wesen suchen und nach ihm ihren Charakter bilden müsse: was brauchen wir uns dann noch um die pest. Schule zu bekümmern, und über ihre unbestimmte und schwankende Methode zu streiten? Mag die pest. Schule fernerhin experimentiren und durch neue Versuche die Zahl ihrer Principien vermehren. Wir wollen umgekehrt unser wissenschaftliches Grundprincip entwickeln, ausbilden und in Anwendung bringen, und wir werden weiter und sicherer vorschreiten, als wenn wir nach Yverdon gehen und das Herumtappen einer Schule ansehen, deren Methode aus einem dunkeln Gefühl hervorging, bloss durch Experimente nach keinem festen Ziele fortschritt, und den nach dem letzten Grunde und dem wesentlichen Charakter fragenden Denker unbefriedigt lässt.

Nach dieser Ansicht werden sich die vom Vf. gesammelten und in eine Übersicht zusammengestellten pest. Principien leicht beurtheilen lassen. Das Schwankende, Unzusammenhängende, Unbegründete und Verworrene leuchtet von selbst hervor, und beweist, dass dem Ganzen keine umfassende Idee zum Grunde liegt. Wir führen zum Beweise den Begriff der Natur und des Naturgemäsen an, den diese Schule als den Typus und die Regel ihres Verfahrens überall im Munde führt. Welche verworrene Ansicht äusert sie hievon! Bald ist ihr die Natur der Inbegriff der äusseren Erscheinungen, bald das System der Gesetze, nach welchen Alles erscheint, bald die individuelle Beschaffenheit des Menschen, bald die wirkende Urkraft selbst. Bald soll die Erziehung die Natur in ihrem Entwickelungsgeschäfte unterstützen und ihre Gesetze befolgen; bald soll sie der Verwirrung der Natur, die ihre Objecte nicht ordnet (!?), steuern, also ihr entgegenarbeiten; und Alles dieses wird eine *naturgemäse* Erziehung genannt. Das Nämliche gilt von der Behauptung, dass die Erziehung die Aufmerksamkeit *zuerst* auf das Wesen einer Sache lenken *soll*, welches die Natur offenbar nicht thut. Das Nämliche endlich gilt von der gepriesenen pest. Dreyeinigkeit: Form, Zahl und Namen, die der Urquell von 3 Elementarfächern seyn soll. Denn womit will die pest. Schule beweisen, dass der Name eine wesentliche Eigenschaft der Objecte der Anschauung sey? — Es würde uns zu weit führen, wenn wir unsere Idee vom Entwickelungsunterricht mit den pest. Principien vergleichend durchführen wollten. Daher bemerken wir nur noch, dass der Unterricht in Gegenständen äusserer Erfahrung ganz anders behandelt werden muss, als der Unterricht in Gegenständen, die aus der Menschennatur selbst hervorgehen; dass, wie die beiden Arten von Gegenständen selbst, so auch ihre Elementarpuncte wesentlich verschieden sind, und dass von letzteren die Elementarpuncte nicht in Form, Zahl und Namen, sondern in der ursprünglichen Beschaffenheit und Äusserung der Menschenkraft liegen.

Wir theilen jetzt noch die Inhaltsanzeige der übrigen Abschnitte mit. III. *Über den Streit: Was ist an der pest. Methode Altes und Neues?* IV. *Beytrag zur näheren Vergleichung der pest. Erziehungs- und Unterrichts-Principien mit denen der neueren Pädagogen* (dem die Vergleichung einiger Erziehungsgrundsätze *Condillacs* mit den pestalozzischen angehängt ist). V. *Kritik der vorzüglichsten Einwürfe gegen die Methode.* VI. *Resultate.* Wenn einmal die pest. Methode das ist und seyn will, wofür sie auch in diesem Buche ausgegeben wird: so hat der Vf. als ein Verehrer derselben sie deutlich und ausführlich abgehandelt. Wir sind dagegen der Meinung, dass sie sich weder charakterisiren, noch mit den Principien anderer Pädagogen vergleichen, noch gegen Einwürfe vertheidigen läst, bevor sie nicht auf Ein wissenschaftliches Grundprincip zurückgeführt worden ist. Daher enthalten wir uns auch aller Gegenbemerkungen über die letzten Abschnitte, und benutzen lieber diese Gelegenheit, eine Sache zur Sprache zu bringen, die von unserem Vf. im 1 Abschnitt zwar berührt, aber nicht, wie sie es verdient, umständlich und in ihren Folgen erwogen wurde.

Wir haben schon oft gelesen, und lesen hier wieder, dass P's. Unternehmen auf die Armen im Volke berechnet war. S. 12 heisst es von neuem zu seinem Ruhm: „Ich konnte und wollte nicht leben ohne meinen Zweck;" und S. 14: „Dass P. nun eine Erziehungsanstalt von Kindern aus gebildeten Ständen hat, lag, wie man sieht, Anfangs nicht in seinem Plane; aber da er nirgends Unterstützung fand, und doch das Werk seines Lebens vollenden wollte: so muste der arme Mann Kinder vermöglicher Ältern erziehen, deren jährlicher Beytrag seine Lehranstalt erhielt und die Gehülfen ihm bezahlte, die er nun so glücklich war in gröſserer Anzahl mit sich zu verbinden und ihre Thätigkeit zu vereinen mit der Seinen für die Erreichung des noch nicht aufgegebenen Zwecks." Uns scheint das letzte Unternehmen P's. mit seinem ersten Zweck ganz unvereinbar. Der Vf. behauptet zwar, P. habe seinen Zweck noch nicht aufgegeben, und wolle das Werk seines Lebens vollenden: aber wir möchten wissen, was noch gegenwärtig P's. Zweck sey? — P. wollte sich ursprünglich der armen Volksclasse annehmen, und fand natürlich, dass dieses nur durch einen besseren Jugendunterricht geschehen könne. Daher wurde er Schulmeister, sann auf eine bessere Lehrmethode, und unterrichtete nach dieser die Landjugend. Diess war sein schöner Zweck und das einzige wirksame Mittel dazu. Wäre er auf diesem Standpunct stehen geblieben, und hätte er, anstatt zu schreiben, im Stillen in seiner Schule gelehrt: so würde er in der Reihe von Jahren gewiss schon viele tüchtige Landleute gebildet, die benachbarten Schulen zur Befolgung seiner besseren Lehrmethode angereizt, und so allmählich zur Verbreitung einer vernünftigeren Lehrart, und dadurch zur Beglückung der armen Volksclasse beygetragen haben. Aber ist P. seinem Zweck treu geblieben, und hat er ihn auch nur zum Theil erreicht? — Wir müssen von Beidem das Gegentheil behaupten. Der genialische Mann, der aus Mangel an wissenschaftlicher Bildung und an Bekanntschaft mit den Fortschritten der Pädagogik in dem Gedanken, dass alle Erkenntniss von der Anschauung anhebe, mithin auch aller Unterricht von der Entwickelung der Anschauungskraft anfangen müsse, sich selbst übertraf, in den Mass- und Zahlen-Verhältnissen, und namentlich im Quadrat den einzigen Werth seines Lebens und das Ziel der Menschheit gefunden zu haben glaubte, selbige als den Stein der Weisen allen Pädagogen öffentlich anpriess und statt aller Gründe sein: *Komm' und Siehe!* allen Völkern Europens zurief, der gute P. ahnete in jenem Augenblicke wohl nicht, wie weit er sich dadurch von seinem ersten Zweck entfernt hatte und immer mehr entfernen würde. Denn was geschah? Die Welt kam und sah, und staunte die Fertigkeit seiner Schüler im Rechnen, und späterhin auch in der Formen- und Grösen-Lehre an.

Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte wurden hier Schüler, bekannten demüthig ihre Unwissenheit, setzten sich zu P's. Schülern, lernten mit diesen und von diesen Zahlen- und Mass-Verhältnisse, und kehrten grösstentheils als Bewunderer und Dolmetscher der Methode zurück.

Und was wurde dadurch die pest. Schule? — Nicht eine Lehranstalt für die Landjugend oder für die Jugend überhaupt, sondern ein öffentliches Laboratorium für den Experimentalunterricht. — Was wurde aus P.? Nicht der Jugendlehrer, der seine Kraft auf die Belehrung und Beglückung des armen Landvolks concentrirte, sondern ein Methodenlehrer für seine Gäste und für das Publicum, und ein Verfechter seiner Lehrart gegen die Angriffe seiner Widersacher. — Und was wurde endlich aus der pest. Schuljugend? — Diese wichtige, nicht sowohl über die pest. Methode, als vielmehr über die pest. Schule entscheidende Frage richtig zu beantworten, ist wohl kein Anderer im Stande, als P. selbst. Sollte aber der ehrliche Mann nicht offen gestehen, dass seine Schüler nicht das wurden, wozu er sie nach seinem ersten Plan machen wollte, und was sie hätten werden können, wenn er seinem Zwecke treu geblieben wäre? Sie wurden gewiss nicht jene wohlunterrichteten, anspruchlosen, für ihren Wirkungskreis ausgebildeten Landleute, und nachmals in Yverdon, als Kinder reicher Ältern, nicht die kenntnissreichen und für einen höheren Standpunct zweckmässig vorbereiteten Jünglinge, die wir aus höheren Bildungsanstalten erwarten. Die beiden Schüler P's., *Schmid* und *Sigrist*, sind, so viel Rec. weiss, die ersten, die sich der öffentlichen Beurtheilung dargestellt haben, und diese haben eben keinen vortheilhaften Beweis von ihrer Schulbildung und Erziehung abgelegt. Ohne indess von zwey auf alle übrigen zu schliessen, fragen wir: Ist es wohl möglich, dass die pest. Schule in ihrer Lage eine andere Wirkung bey ihren Schülern hervorbringen kann? Muss das Missverhältniss, in welchem die nach der Methode bearbeiteten Fächer zu den übrigen betrieben werden, nicht nachtheilig auf letztere wirken? Muss das ewige Gewirre der Fremden nicht die Schüler in ihrer Aufmerksamkeit und die Lehrer in ihren Studien stören? Muss die dunkele, hochtönende Sprache über die neue Methode, das verächtliche Urtheil über Alles, was ausserhalb Yverdon gewusst und gelehrt wird, die Bewunderung der zahllosen Gäste, deren Weisheit hier zur Thorheit wird, muss Alles dieses nicht die jungen Leute auf den Gedanken bringen, dass sie aus der einzigen Quelle der Weisheit schöpfen, und, weil selbst Gelehrte und Lehrer aus der übrigen Welt bey ihnen nur unwissende Schüler sind, und sogar von ihnen lernen, dass sie mehr und Alles besser wissen, als alle Gelehrten der Welt? — Rec. würde sich freuen, wenn er irrte. Im Fall aber auch Mangel an wissenschaftlicher Ausbildung und Dünkel nicht die natürlichen Wirkungen einer solchen Schule wären: so ist doch so viel gewiss, dass P. sein armes Landvolk ganz aus den Augen verloren hat, und dass die etwanigen Landkinder in seiner Schule sich gewiss nicht am rechten Orte befinden. Was ist denn also in diesem Augenblicke der Zweck P's. und das Werk seines Lebens, weshalb er eine Erziehungsanstalt für gebildete Stände errichtete? Es bleibt nichts anderes übrig, als die Ausbildung seiner Methode. — Wir unsererseits, überzeugt, dass das Wesen einer Lehrmethode nicht durch Versuche, sondern durch Erforschung des ihr zum Grunde liegenden Princips erreicht und die Methode selbst nur auf diesem wissenschaftlichen Wege ausgebildet werden könne, müssen bedauern, dass P's. schöner praktischer Zweck in ein solches unnützes Bestreben ausgeartet ist. Wie weit besser hätte er gethan und würde er noch thun, wenn er die Landjugend, wäre es auch nach einer schlechteren Methode, gut unterrichtete, und die Erforschung und Ausbildung derjenigen Lehrart, die der Menschennatur und dem Lehrobjecte am angemessensten ist, den Männern überliesse, deren wissenschaftliche Bildung sie dazu fähig macht und verpflichtet. Er müsste dazu um so geneigter seyn, wenn er bedächte, dass selbst *der* Grad von wissenschaftlicher Ausbildung, den seine Lehrart bis jetzt schon erreicht hat, nicht von ihm selbst herkömmt, sondern von anderen Gelehrten, die das, was er anfänglich trieb, wissenschaftlich deuteten, und ihn selbst zur Befolgung ihrer Grundsätze bestimmten. Doch möchte der gute Mann immer mit seinen Experimenten fortfahren, wenn er sich dabey nur auf sich selbst und auf die Verbesserung seiner Schule beschränkte, und nicht Alles immer als eine unerhörte Weisheit auf das Publicum übertrüge. Vor Letzterem wollen wir ihn wohlmeinend warnen: denn das Publicum, und namentlich das pädagogische, scheint sich nicht länger von ihm und seiner Schule eine Sprache gefallen lassen zu wollen, welche selbst die ersten Pädagogen und Lehranstalten Deutschlands wohl nie zu führen gewagt hätten. Wäre Rec. an P's. Stelle: er verschlösse von Stund' an sein Institut den neugierigen Gästen; er liesse nichts eher drucken, als bis er seinen Gegenstand ganz aufs Reine gebracht hätte, und beendigte dadurch einen widerlichen Streit, welcher der Wissenschaft nichts nützt, weil er über zufällige Beobachtungen, und nicht über eine wissenschaftliche Idee geführt wird.

r. b.

---

## FORTSETZUNGEN.

*Carlsruhe*, b. Müller: *Handbuch für Denker*. Von *Karl Friedr. Schilling von Canstadt*. Fünfter Theil. 1812. XXX u. 915 S. 8. (S. die Rec. Jahrg. 1809. No. 107.)

*Bamberg u. Würzburg*, b. Göbhardt: *Theologische Zeitschrift*, in Verbindung mit einer Gesellschaft Gelehrter herausgegeben, vormals von *D. Joh. Joseph Batz*, nun von *D. Friedr. Brenner*. Sechsten Bandes erstes bis viertes Heft. 1812. S. 1—344. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JULIUS, 1812.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, auf Kosten des Vfs., und Leipzig, in Commission der gleditschischen Buchhandlung: *Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend.* Herausgegeben von *W. G. Becker.* 1811. Des dritten Bandes 1stes, 2tes, 3tes und 4tes Heft, oder in der Reihe des ganzen Werks das 9te, 10te, 11te und 12te Heft. Die Kupfertafeln XCV—CXLII, nebst 60 Seiten Text in Fol. (Jedes Heft 6 Rthlr. 18 gr.)

Indem wir uns auf die früheren Anzeigen berufen, welche von diesem prächtigen, der berühmten Antiken-Sammlung, die solches veranlasste, würdigen Werk in unserer A. L. Z. (1806 No. 240 und 1811 No. 117) erschienen sind, ist es nicht ferner nöthig, von der Einrichtung des Ganzen oder der einzelnen Hefte etwas zu sagen, sondern wir können gleich fortfahren, auf eben die Weise, wie damals geschehen, jetzt von den Monumenten, welche in den 4 vorliegenden und zum dritten Bande gehörigen Heften enthalten sind, unseren Lesern Bericht abzustatten.

Im 9ten Heft oder dem 1sten des 3ten Bandes findet sich Taf. XCV die Gruppe eines mit einem Satyr ringenden Hermaphroditen; Figuren ungefähr halb lebensgross. Hr. *Becker* bemerkt von diesem Denkmal S. 4, in Hinsicht auf die Kunst der Ausführung sey dasselbe ein wahres Meisterwerk. Von dem Gegenstück, Taf. XCVI abgebildet, erfährt man S. 12, dass es ursprünglich eine der vorigen ganz ähnliche Gruppe gewesen, und die gegenwärtige Verschiedenheit bloss durch falsche Ergänzungen entstanden sey; die beiden Köpfe wären zwar von guter antiker Arbeit, gehörten aber den Figuren nicht an. Taf. XCVII stellt eine bekleidete weibliche Figur dar, welche durch den Faltenwurf ihres Gewandes an den älteren Stil der griechischen Kunst erinnert, vielleicht auch gar eine Nachahmung desselben seyn mag. Der retouchirte Kopf passt nicht zur Figur, und die Arme sind bis an die Schultern neu, wie auch der Vordertheil des rechten Fusses. Taf. XCVIII zeigt eine Pallas, woran Vieles ergänzt ist. Taf. XCIX einen kleinen gutgearbeiteten Apollo in ähnlichen Umständen. Taf. C eine noch kleinere Diana, eben so ergänzt. Taf. CI eine andere Diana, wenig grösser als die vorige, doch von geringerer Arbeit; auch an dieser Figur giebt es beträchtliche Restaurationen. Taf. CII enthält Abbildungen zweyer Köpfe: der eine, mit hohem Diadem geziert, stellt nach unserer Überzeugung die Venus Urania dar, aber Hr. *B.* scheint geneigt, solchen für ein Bildniss zu halten; er ist einer grossentheils modernen nicht passenden Figur aufgesetzt. Der zweyte Kopf, zierlich gelockt, mit einer Mauerkrone und Lorbeerkranz, hat, ungeachtet diese Attribute die Cybele ankündigen, so viel Eigenthümliches in den Zügen, dass man solchen füglich für ein wohlgearbeitetes Porträt halten darf. Taf. CIII. Venus. Statue in Lebensgrösse, deren Kopf ein Bildniss zu seyn scheint; das Ganze ist mittelmässig gearbeitet. Taf. CIV. Etwas kleinere Statue, welche durch Restauration in eine Venus verwandelt worden; das ihre Schenkel und Beine umhüllende Gewand hat hübschgelegte Falten. Taf. CV. Wieder eine Statue, die der Ergänzer durch seine Zusätze zur Venus gemacht; die unteren Theile sind ebenfalls bekleidet, der Oberleib scheint nackt, aber über der Brust und den Schultern bemerkt man zarte Falten eines äusserst feinen und durchsichtigen Gewandes angedeutet. Taf. CVI. Sitzendes junges Mädchen, von dem Hr. *B.* S. 21 vermuthet, es habe ursprünglich Spielknochen in der Hand gehalten; die Beine und auch die Vorderarme sind moderne Ergänzungen.

Im 10ten Heft oder dem 2ten des dritten Bandes kommen vor: Taf. CVII. Vordere Ansicht der Statue eines sogenannten Fechters, von trefflicher Arbeit. Taf. CVIII stellt eine andere von der vorigen sehr wenig verschiedene Statue von der Rückseite dar. Die Sammlung besitzt noch zwey ungefähr ähnliche Statuen, welche, nach der geringeren Arbeit zu urtheilen, antike Copieen von den beiden abgebildeten Originalfiguren seyn mögen. Taf. CIX. Statue eines Faustkämpfers von grauem Marmor; Cabaceppi hat die mangelnden Theile an diesem Denkmal ergänzt. Taf. CX. Vorderseite von einem Sarkophag, worauf eine Jagd wilder Thiere in Hautrelief gearbeitet ist. Ein grosser Eber zeichnet sich als Hauptgegenstand aus, und um desswillen glaubt Hr. *B.*, der Künstler habe damit die Jagd des calydonischen Schweins darzustellen beabsichtigt, wogegen jedoch das ungriechische Costume einiger Figuren anzuführen wäre. Taf. CXI und CXII. Basreliefe an der vorderen langen und den beiden kurzen Nebenseiten eines ganz erhaltenen Sarkophags; sie enthalten bacchische Gegenstände. Taf. CXIII. CXIV. CXV. Sarkophag von ovaler Form, um und um mit erhobener Arbeit geziert, welche den Triumph des Bacchus darstellt. Taf. CXVI. Römische Matrone, eine Statue aus Travertinstein gearbeitet. Taf. CXVII. Männ-

liche Figur aus derselben Steinart in römischer bürgerlicher Kleidung: im Text wird S. 36 angemerkt, die Sammlung habe außer dieser noch vier solche Statuen aufzuweisen, denen aber die alten Köpfe mangelten. Taf. CXVIII. Fragment oder eigentlich fast die ganze obere Hälfte einer Statue, mehr als lebensgroß von Marmor: der Kopf soll überarbeitet seyn, die Toga hat niedliche, nur etwas zu gehäufte schmale Falten.

Im 11ten Heft oder im 3ten des dritten Bandes sind abgebildet: Taf. CXIX. Ein junger Römer mit anhängender Bulla. Der moderne Kopf dieser Statue hat, dem Charakter des Ganzen zuwider, Züge eines bejahrten Mannes. Taf. CXX enthält zwey Köpfe: der eine von Bronze wird für das Bildniss des Julius Cäsar gehalten, doch scheint selbst der Vf. S. 40 an der antiken Achtheit des Werks einigermaßen zu zweifeln, und wir glauben nicht ohne Grund. Der zweyte Kopf ist in Marmor gearbeitet und muss gewöhnlich für einen Pompejus gelten, zu welcher Benennung aber keine ausreichenden Gründe vorhanden sind. Taf. CXXI zeigt erstens ein weibliches Brustbild in Basrelief gearbeitet, wovon man glaubt, es könne vielleicht die Livia, Augusts Gemahlin, vorstellen. Zweytens eine Büste von trefflicher Kunst und zufolge des Texts S. 41 eins von den seltenen Bildnissen der Julia, Augusts Tochter. Taf. CXXII. Ein bronzener Kopf des Germanicus, bey welchem die nämlichen Zweifel walten wie bey dem vorhin erwähnten Julius Cäsar, und ein schöner Kopf der Agrippina von Marmor. Taf. CXXIII liefert die Abbildung eines marmornen Brustbildes in Hautrelief, worin man den Germanicus erkennen will; doch könnte dieses Werk dem Stil der Arbeit gemäfs leicht aus einer weit späteren Zeit herrühren. Taf. CXXIV. Statue eines vornehmen jungen Römers, die Einige für das Bildniss des Lucius Cäsar, Andere aber für das des Britannicus halten; der Text lobt vornehmlich das Gewand dieser Figur. Taf. CXXV erblickt man zwey hübsche Köpfe von Knaben, der oben stehende soll den Cajus Cäsar, der andere den jungen Nero darstellen. Taf. CXXVI. Schön drapirte und zugleich wohl erhaltene Statue der jüngeren Agrippina, des Claudius Gemahlin. Taf. CXXVII. Caligula, ein Kopf mit wenig Brust, aus Porphyr fleisig und gut bearbeitet, aber höchstwahrscheinlich von moderner Hand und nach dem schönen capitolinischen Brustbild in Basalt copirt, wie vor uns auch schon *Winkelmann* bemerkt hat. Taf. CXXVIII. Domitia, Gemahlin des Domitianus, ein Brustbild, welches als Kunstwerk und zugleich als antiquarische Seltenheit merkwürdig ist. Taf. CXXIX. Ein schöner Kopf des Trajanus in Lebensgröße, und ein anderer von colossalen Proportionen, der sonst ebenfalls für Trajans Bildniss gegolten, doch wahrscheinlich diesen Kaiser nicht darstellt und ein Werk späterer Zeit ist. Taf. CXXX. Zwey weibliche Köpfe. Der tieferstehende von ganz vortrefflicher Arbeit soll die Plotina des Trajanus, und der andere Hadrians Gemahlin Sabina darstellen.

Das 12te Heft oder das 4te des dritten Bandes enthält folgende Denkmale: Taf. CXXXI. Ein Brustbild der Marciana, Trajans Schwester. Taf. CXXXII und CXXXIII haben beide einen bisher nicht erkannten Antinous zum Gegenstand. Auf jener ersten Tafel nämlich erscheint die ganze Statue, die durch widersinnige Restauration zu einem Apollo Sauroctonos gemacht worden ist. Auf der zweyten Tafel erscheinen nur die antiken Theile derselben Figur, Kopf, Brust und Schultern nach einem etwas grösseren Massstab abgebildet. Auf der Taf. CXXXIV finden sich die Köpfe des Antoninus Pius und der Faustina, seiner Gemahlin, an denen Kunst und Ähnlichkeit sehr gelobt wird. Taf. CXXXV. Eine grosse Statue des Antoninus Pius, mit geschmackvoll verzierter Rüstung. Taf. CXXXVI. Wohlerhaltenes Brustbild des Marcus Aurelius; die Arbeit der Haare an diesem Stück erhält besonders viel Lob. Taf. CXXXVII. Ein Kopf des Lucius Verus, und einer von dessen Gemahlin Lucilla. Taf. CXXXVIII. Brustbild des Commodus. Taf. CXXXIX enthält noch einen Kopf desselben, nebst einem weiblichen, den man für das Bildniss der Crispina, seiner Gemahlin, hält. Taf. CXL. Köpfe des Septimins Severus und seiner zweyten Gemahlin, der Julia Pia. Hier bricht der Text ab, doch sind dem 12ten Heft noch die Kupfertafeln CXLI und CXLII beygelegt. Die erste hat Abbildungen von zwey Köpfen, vermuthlich des Geta und des Caracalla, aufzuweisen, die andere aber zeigt eine Statue des Caracalla, welcher die Arme und die Beine fehlen.

Was nun den Text der angezeigten 4 Hefte des dritten Bandes betrifft: so hat der gelehrte Vf. den Fleiss und die Sorgfalt, welche er durch das ganze Werk bewiesen, auch hier fortgesetzt; er hat, zumal bey Benennung der Bildnisse, sich fast immer auf die Münzen bezogen, indem dieselben bey diesem schwierigen Geschäft die sichersten, ja die einzigen Wegweiser sind. Auch verdient die redliche treue Aufmerksamkeit, womit Restaurationen und andere Beschädigungen der Denkmale sowohl in der Erklärung angegeben, als auch in den Kupferstichen bemerklich gemacht worden, den Dank aller Kunstfreunde und Verehrer des Alterthums, die ferner auch gegründete Ursache haben, mit den sämmtlichen Kupfertafeln sehr zufrieden zu seyn. Die Bilder sind durchgängig bestimmt, klar, mit vieler Kunstfertigkeit gestochen, drücken überdiess den Charakter der Denkmale meist glücklich aus. Vorzüglich wohl geriethen die Platten, welche Basreliefe darstellen.

Mit dem 13ten Heft oder dem 5ten des dritten Bandes, welcher in Kurzem erscheinen soll, wird das Werk geschlossen werden. W. K. F.

Hamburg, b. Hoffmann: *Gedichte* von *Christine Westphalen*, geb. *von Axen*. Dritter Band. 1811. 302 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieser Band ist in drey Abschnitte getheilt, mit den Überschriften: Kleinere Gedichte, Denkmäler, Elegieen und Idyllen, welche zusammen nicht weni-

ger als 267 betragen. Man kann nichts dagegen haben, wenn diese geistreiche, und durch Umgang und Lectüre gebildete Frau ihrer Neigung folgt, alle Veränderungen des Lebens, alle äusseren und inneren Erscheinungen, Stimmungen, Eigenschaften des Gemüths u. s. w. mit einer augenblicklich verweilenden Betrachtung ins Auge zu fassen und sie in Verse zu bringen oder poetisch zu besprechen, auch wird es nicht an guten Freunden und empfänglichen Seelen von gleicher Beschaffenheit fehlen, die ihr ein williges Ohr leihen oder sich auch an ihren edelen Betrachtungen ergötzen; aber ein prüfendes Urtheil, das auf die Höhen der Kunst und ihre mögliche Vollendung Rücksicht nimmt, darf dem grösseren Publicum nicht verschweigen, dass diese Gedichte weder durch Originalität der Gedanken, noch durch tiefes Gefühl sich auszeichnen und daher nur wenig Eindruck zurücklassen. Sie kommen unseres Erachtens dem ersten Bande der Gedichte, der schon in diesen Blättern angezeigt ist, nicht gleich, weil diese bey der Wortfülle mehr geistreiche Anmuth haben. Die Sprache kann man edel und rein nennen, wenn auch die Verse nicht immer aufs beste gelingen und Mangel an Bekanntschaft mit den Fortschritten der deutschen Metrik verrathen. Viele Gedichte sagen und enthalten so wenig, dass man sie kaum für Gedichte kann gelten lassen; doch ist hie und da ein angenehmes Bild entworfen, oder mit zarten Farben eine Schilderung oder Beschreibung gegeben, bey der man wohl einen Augenblick verweilen mag, wie z. B. in dem Gedichte: *der Schlaf und der Schlummer*, und die verständige Betrachtungsweise der Dichterin knüpft an die gewöhnlichen Erscheinungen zuweilen nicht übele Gedanken an, wie z. B. in folgendem Gedicht, das wir mit zu den besseren rechnen.

*Der Entenjäger.*

Beid' in dem einzigen Schuss dir gewinnen? O thörichtes Streben!
Hätte dir eine genügt; fehlten dir beide nicht jetzt.
Also betrügt sich öfter die rasche, begehrliche Habsucht;
In der Genügsamkeit liegt einzig der sichre Gewinn.

T.Z.

Amsterdam u. Leipzig, im Kunst- u. Industrie-Comptoir: *Das Opfer.* Ein Roman von *Regina Frohberg.* 1812. 350 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wenn die Welt noch so beschaffen wäre, wie die Vfn. sie abzeichnet: da müsste sichs recht sanft und einförmig darin leben lassen. Die Menschen wären zwar lasterhaft, aber sie liessen sich doch sagen, und gingen zur Tugend über. Wenn das Schicksal ein Herz hätte, wie die Vfn.: so quälte es uns zwar mitunter ein Weilchen; könnte aber bald vor Erbarmen nicht umhin, uns glücklich zu sehen. Ihre Menschen haben Leidenschaften, kämpfen mit dem Schwerdte der Pflicht dagegen an, und können sie doch nicht überwältigen, werden krank darüber, und gerathen schier ins Sterben, bis man ihnen den Willen thut. So einer, ein Graf Falkenstein, ist mit der Tochter seines Oheims und Wohlthäters verlobt, und ganz vergnügt mit seinem schönen Loose. Er besucht ein anderes Mädchen ziemlich oft, und merkt am Ende, dass er verliebt geworden ist. Die Mutter dieses Mädchens merkt es auch, ob er gleich kein Wort gesagt hat. Der Oheim findet in seinen Papieren einige Stossseufzer über seinen Zustand, sagt seiner Tochter nichts, und hält ohne sein Wissen um die Andere an. Der armen Cousine bricht das Herz, aus wahrer Liebe giebt sie ihn auf, und geht vor Betrübniss in ein Kloster. In die nunmehrige Braut verliebt sich der Sohn des Landesfürsten auf den ersten Blick, und bestürmt sie so, dass sie ihn vor Angst wiederlieben muss. Wie sie mit dem Bräutigam getraut werden soll, findet sichs auf einmal, dass sie seine Schwester ist. Des Prinzen Verständniss mit ihr wird bey Hofe entdeckt, und er soll schon auf die Festung gebracht werden, als jene Mutter seiner Geliebten, eine Baronin von Barnheim, bey dem Fürsten um seine Befreyung bittet. Anderswo wäre sie mit einer solchen Verwegenheit nicht gut durchgekommen; aber dieser Fürst, der seiner guten Gemahlin durch seine ewigen Liebeshändel mit ihren Hofdamen lebenslänglichen Verdruss gemacht hatte, hat unter andern in früheren Jahren der Baronin auch den Hof gemacht, und ist von ihr verworfen worden. Alte Liebe rostet nicht. Er sagt ihr die hoch bezweifelte Verbindung des Prinzen mit ihrer Tochter zu, wenn die Mutter um diesen Preis eine Zeitlang die Rolle der erwähnten Hofdamen mit ihm spielen will. Er hat schon die Dreistigkeit, ihr die Hand zu küssen. Wie sehr sich ihre Tugend sträubt, wird ein Leser tugendlicher Romane leicht denken. Was thut aber eine kluge Mutter am Ende für ihre Tochter, die zur Prinzessin werden kann? Sie willigt ein. Ja, Zucht und Ehre! ihr habt Recht, zu erstaunen. Sie verschreibt sich dem Lüsternen, wie weiland Faust dem Teufel, mit ihrem Leibe. Und nun, o Wunder! hat der urplötzlich bekehrte Fürst nur gespasst. Es wird ein ganz anderer Mann aus ihm; selbst bringt er ihr den Heirathscontract zwischen ihrer Tochter und dem Prinzen; Julie wird gefürstet, und die Landesregentin erlangt das Glück, in ihrem Alter nicht mehr eifersüchtig seyn zu dürfen. Aber es ist auch eine Frau, die Baronin. Wie sie nebst ihrer Tochter von dem Gute zieht, um in der ganz nahen Residenz zu wohnen, sind ihre Unterthanen untröstlich. Zu Hunderten stehen sie um den Wagen herum, trocknen sich die Augen, schluchzen und rufen Heil herab auf die gute, liebe, gnädige Herrschaft. Steinalte Greise und graue Mütterchen lassen sich hinführen, um noch einmal ihre Stimme zu hören, noch einmal ihre Hand zu küssen, damit sie vergnügt von dieser Welt treten können. Neugeborne Kinder werden ihr dargereicht, dass sie sie segne, und mit ihrem Segen ihnen alle ihre Tugenden verleihe. Opfer werden in dem Buche so viele dargebracht, dass man nicht sagen kann, nach welchem es seinen Titel führt. Das reinste, stillste Opfer, das Henriette, die Tochter des Oberkammerherrn, Falkensteins Cousine, bringt, bleibt allein unbelohnt. Falkenstein reiset weg, und sie bleibt im

Klofter. Wir finden die Vfn. recht graufam, dafs fie uns die Wiederkehr des jungen Mannes und feine Vermählung nicht in dem Buche erleben läfst. Wer weifs, wo der Wildfang wieder eine Julie auftreibt! Dann bliebe das gute Kind ewig im Klofter. Wie viele Hände aber in dem Buche geküfst werden, davon wäre erft viel zu fagen. Jenen Genieftreich der Baronin abgerechnet, geht Alles ganz nüchtern und ehrerbietig zu. Wft.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Braunfchweig*, b. Lucius: *The Temple of Nature*, or the Origin of Society; a Poem, by *Erasmus Darwin*, M. D., F. R. S. Author of the botanic Garden, of Zoonomia, and of Phytonomia. 1808. 87 S. 8. (9 gr.) Über den fpeciellen Inhalt und poetifchen Werth diefes didaktifchen Gedichts wird man von Rec. keine Auskunft erwarten, da es hier blofs darauf ankommt, anzuzeigen, warum und wie der Abdruck deffelben in Deutfchland veranftaltet worden fey. Der Herausgeber, Hr. *L. A. Kraus*, nennt es mit vollkommenem Recht ein originales Gedicht, welches vor vielen anderen Producten des Auslandes auf den deutfchen Boden verpflanzt zu werden verdiente. Er will felbft eine freye Überfetzung deffelben liefern, wenn diefer englifche Text eine gute Aufnahme gefunden hat. Von der Erfcheinung einer folchen Überfetzung hat Rec. nichts erfahren; er mufs alfo zweifeln, ob folche herausgekommen ift. Vielleicht aber hat Hn. *Kr.* nicht fowohl die fchlechte Aufnahme des Originals, als die grofse Schwierigkeit des Überfetzens felbft abgefchreckt. Dafs man poetifche Formen nur durch poetifche Formen wiedergeben müffe, davon ift er hoffentlich überzeugt. Eine profaifche Überfetzung eines, wenn auch wiffenfchaftlichen, Gedichts ift fo wenig ergötzend als belehrend; eine rhythmifche würde im Deutfchen fonderbar klingen, da feit langer Zeit unter uns keine Verfuche diefer Art gemacht find, weil unfere äfthetifchen Heerdeführer über das Lehrgedicht als etwas Unwürdiges hinfehen. Rec. hat, zu feiner eigenen Prüfung, einige der fchwerften Stellen des Tempels der Natur in Jamben zu bringen geftrebt, wird aber das Refultat dem Publicum wohl nie vorlegen, weil er den fpröden Stoff nicht hat zur Erwarmung bringen können. Unter anderen wünfchte er von dem Herausgeber folgende Zeilen treffend überfetzt zu lefen. Canto I, V. 281—294.

*So, view'd through crystal spheres in drops saline,*
*Quick-shooting salts in chemic forms combine;*
*Or Mucor-stems, a vegetative tribe,*
*Spread their fine roots, the tremulous wave imbibe.*
*Next to our wondering eyes the focus brings*
*Self-moving lines and animated rings;*
*First Monas moves, an unconnected point,*
*Plays round the drop without a limb or joint;*
*Then Vibrio waves, with capillary eels,*
*And Vorticella whirls her living wheels;*
*While insect Proteus sports with changeful form*
*Through the bright tide, a globe, a cube, a worm.*
*Last o'er the field the Mite enormous swims,*
*Swells his red heart and writhes his giant limbs.*

Der hier abgedruckte Text wird in der Vorrede wegen feiner Correctheit gerühmt, und behauptet, dafs er den in England gedruckten an Richtigkeit weit übertreffe, wenn man 2 Druckfehler verbeffere, deren letzter ganz unbedeutend ift. Rec. ift nicht im Stande, diefe Ausgabe mit einer anderen zu vergleichen; ohne indeffen auf Druckfehler Jagd machen zu wollen, hat er bey flüchtiger Durchficht mehrere angetroffen, unter welchen er folgende aus dem erften und letzten Gefange anzeigen will. C. I. V. 117 follte die Zeile: *No vernal Zephyr breathes, no sun-beams cheer*, um des Sylbenmafses willen, beffer heifsen: *No vernal Zephyrs breathe.* V. 185 ift der *ill-fated Orpheus* zu einem *ill-faited* geworden. V. 240 l. *divides* ft. *devides.* V. 283 l. *tremulous* oder *trem'lous* (— ◡) ft. *tremolous.* V. 311 wird *brow* ft. *braw* zu lefen feyn. C. IV. V. 1 *the Muse in plaintive accents cries*, fichtbar verdruckt für *p aintive.* V. 54 *the unfulded bud*, ft. *unfolded.* V. 153 *with fond gelight*, ft. *delight.* Für die Liebhaber der *darwinfchen* Mufe bleibt noch nöthig zu melden, dafs diefer Abdruck des Tempels der Natur das Gedicht allein mit dem Inhaltsverzeichniffe enthalte, nicht aber die Anmerkungen und Excurfe. Bey der deutfchen Überfetzung werden fie, zum Theil in Auszügen, nach dem Verfprechen des Herausgebers, zu finden feyn. Befonders wird er aus der Abhandlung über Elektricität und Galvanismus nur das weniger Bekannte und *Darwin* Eigenthümliche, fo weit es der Zufammenhang leidet, mittheilen. Auch was *D.* über Hieroglyphenfchrift, über die Natur und Bezeichnung articulirter Töne, und über Theorie und Bau der Sprache gefchrieben hat, wird Hr. *Kr.* ins Deutfche bringen, und mit dem von ihm felbft dazu Gedachten bereichern. Oh.

*Dorpat*, b. Grenzius: *Die Brautnacht.* Ein Sympofion von *O. B. Rofenberger*, Lector der lettifchen Sprache an der k. Univerf. zu Dorpat und Lehrer der Kreisfchule. 1811. 48 S. kl. 8. Die Neuvermählten find bereits in die Brautkammer geleitet, und die Hochzeitgäfte verfchwunden. Im abgelegenften Zimmer des Haufes nur fitzt noch ein Kranz erlefener Freunde, und befchliefst, die Nacht beyfammen zu bleiben, und die Mufse derfelben nicht dem Schlafe, fondern dem Becher unter erhebenden Trinkfprüchen zu widmen. Diefe, mit rhetorifcher Zierlichkeit vorgetragen, machen den Inhalt des vorliegenden Sympofions aus. Das Ganze hat einen feyerlich myftifchen Anftrich; felbft der Scherz ift gebunden, und fchwingt befcheiden die Flügel. Erhabenen Anregungen der Empfindung find Worte verliehen; das Gelag fieht keinem Bacchanal ähnlich. Eine folche Unterhaltung exiftirt nur in der Idee; wo wäre unter einer moderuen Nation die Brautnacht, an welcher philofophirende Gäfte auf diefe Art ihren Antheil bezeigten? Wie fich die Sonne in Often erhebt, verlaffen fchon die Geliebten das Brautgemach, und finken felig in die Arme der Freunde. Lu.

Jugendschriften. *Giefsen*, b. Heyer: *Recueil de Contes intéressantes et moraux*, publié à l'usage de la jeunesse, par *F. T. Kühne*, Docteur en Philosophie et Professeur de langues occidentales à l'université de Marbourg. Nouvelle édition, revue et augmentée, avec un Vocabulaire. 1811. 320 u. 55 S. 8. (1 Rthlr.) Die zu Bremen gedruckte Aufläge diefer Erzählungen konnte der Herausgeber mit feinen Zöglingen faft nicht brauchen, weil fie von Druckfehlern wimmelte. Er hat alfo eine neue Ausgabe veranftaltet, die er vermehrt und forgfältig durchgefehen hat, und ein Wörterverzeichnifs angehängt. Der Erzählungen find 45, aus franzöfifchen Schriftftellern entlehnt, unfchuldigen, belehrenden Inhalts. Viele derfelben befinden fich fchon in ähnlichen Sammlungen. Kleine Druckfehler find doch nicht ganz vermieden. So fteht S. 18 *se seroit* für *ce seroit.* Das angehängte Vocabular ift nicht ganz vollftändig. Rec. hat die in den Erzählungen vorkommenden Wörter: *jovial*, *muscat*, *recevenr*, darin aufgefucht, und nicht gefunden. Solch ein Regifter mufs alle, wenigftens aber die felteneren Vocabeln enthalten. Js.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JULIUS, 1812.

## *MATHEMATIK.*

Berlin, b. d. Vf., und in Commission b. Hitzig: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1814.* Nebst einer Sammlung der neuesten, in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Herausgegeben und berechnet von *J. E. Bode*, königl. Astronomen und Mitgl. der Akademie. 1811. 276 S. 8. 1 Kupfert. (1 Rthlr. 8 gr.)

Von drey Finsternissen, die dieses Jahr liefert, ist eine Sonnenfinsterniss den 17 July, und eine Mondfinsterniss den 26 Dec. in unseren Gegenden sichtbar. Unter 20 angezeigten Sternbedeckungen ist keine eines Sterns erster Grösse, oder eines Planeten.

Die in diesem Bande vorkommenden Beobachtungen der Planetenoppositionen stellen wir wieder wie gewöhnlich zusammen. Leider zeigt sich auch dieses Jahr nicht die Übereinstimmung und Sorgfalt, die man bey dem heutigen Zustande der Astronomie zu fodern berechtigt ist, und wodurch allein die Beobachtungen brauchbar werden können.

| | | Mz. in Paris. | Geocentrische Länge. | Geocentrische Breite. | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | **Uranus.** | | | |
| 1810. | May 2. | $22^u$ 4′ 38″. | $7^s$ 12° 16′ 3″,0. | 0° 25′ 15″,1 | Bugge. |
| | — | 22 2 46 | — — 16 15 ,9. | — 25 20 ,0 | Bürg. |
| | — | 21 50 18 | — — 15 45 ,0 | — 26 10 ,7 | Bittner. |
| | — | 21 48 7 | — — 15 43 ,1 | — 25 16 ,9 | Bode. |
| | — | 21 48 26 | — — 15 40 ,6 | — 25 5 ,2 | Derflinger. |
| | | **Saturn.** | | | |
| | Juny 2. | $20^u$ 0′ 32″. | $8^s$ 12° 0′ 23″,2. | 1° 47′ 0″,6 | Bugge. |
| | — | 19 42 20,5. | — — 0 15 ,9. | — — — — | Bürg. |
| | — | 19 51 52. | — — 0 31 ,3. | 1° 47′ 42 ,0 | David. |
| | — | 19 42 1. | — — 0 6 ,2. | 1 47 21 ,8 | Bode. |
| | — | 19 46 50. | — — 0 19 ,5. | 1 47 21 ,1 | Derflinger. |
| | | **Jupiter.** | | | |
| | Nov. 18. | $18^u$ 46′ 6″,5. | $1^s$ 26° 19′ 40″,8. | — 1° 6′ 0″,2 | Trisnecker. |
| | — | 17 18 23. | — — 20 10 ,0. | — 1° 5′ 36 ,5 | Bittner. |
| | — | 18 33 36. | — — 19 55 ,3. | — 1° 6′ 3 ,4 | Bode. |

Ausser diesen Beobachtungen und mehreren Verzeichnissen beobachteter Sternbedeckungen und Finsternisse, sind in diesem Bande noch folgende, eine Erwähnung verdienende Aufsätze enthalten. S. 99—103. Über eine Methode, die Zeit zu bestimmen durch Messung einer Distanz der Sonne von einem festen und bekannten Puncte im Horizonte, von *van Beeck-Calkoen* in Utrecht. Über diesen Gegenstand schrieb früher *v. Zach* eine Abhandlung, die dem Vf. nicht bekannt geworden zu seyn scheint. Der Vorschlag ist an sich gut, und vorzüglich anwendbar, wenn man einen deutlichen, hinlänglich entfernten Punct ganz in der Nähe des Ost- oder West-Punctes hat, und die Beobachtungen nur anstellt, wenn die Sonne in der Nähe des Meridians steht; die hier gegebenen Vorschriften zur Beurtheilung der vortheilhaftesten Fälle sind aber weder richtig, noch in der gehörigen Allgemeinheit gegeben. Rec. bemerkt übrigens, dass diese Methode immer nur auf einen untergeordneten Grad von Sicherheit Anspruch machen kann, indem sie theils von den Irrthümern der absoluten Messung afficirt wird; theils der Effect der irdischen Strahlenbrechung, die nach *Brandes* und *Biots* Beobachtungen so sehr unregelmässig ist, nicht in Rechnung gebracht werden kann; theils auch ein in der Bestimmung des Azimuths des festen Punctes begangener Fehler immer wiederkehrt, und auf mehrere Zeitbestimmungen einen fast gleichen Einfluss äussert. Alle künstlichen Methoden, die Zeit zu bestimmen, sind den einfacheren, dem Passageninstrumente und den correspondirenden Höhen, nicht gleich zu achten. — S. 104—108. Astronomische Beobachtungen in Wien, von *Trisnecker* und *Bürg*. Unter anderen Beobachtungen der Sonne und ihre Vergleichung mit den *trisneckerschen* Tafeln; — die Fehler waren, im Mittel aus mehreren Beobachtungen,

| | | |
|---|---|---|
| 20 März | 1810. | + 0″,2 |
| 21 Juny | — | + 2 ,7 |
| 23 Sept. | — | + 4 ,4 |
| 22 Decbr. | — | + 2 ,1. |

Auch im J. 1809 hatte *Trisnecker* die Sonne beobachtet, und die Fehler seiner Tafel gefunden

| | | |
|---|---|---|
| 21 Juny | 1809. | + 2″,0 |
| 23 Sept. | — | 0 ,0 |
| 22 Decbr. | — | + 3 ,6. |

Hienach scheint die Epoche der Tafeln um ein paar Secunden zu gross zu seyn; über die anderen Elemente lässt sich nicht urtheilen, da die Beobachtungen vom September 1809 nicht ganz mit denen von 1810 harmoniren. So kleine Fehler, wie unsere neuesten Sonnentafeln noch haben können, sind überhaupt nicht leicht zu verbessern, indem man durch eine auf neuere Beobachtungen gegründete Veränderung sich vielleicht von den älteren entfernt; — nur von einer *ganz consequenten* Benutzung aller vorhandenen Ob-

ſervationen darf man eine wahre Verbeſſerung erwarten, und dieſe möchte nicht eher möglich ſeyn, bis wir die neue Reduction der *bradleyſchen* Beobachtungen erhalten, welches, wie die Aſtronomen wiſſen, in Kurzem der Fall ſeyn wird. — S. 109—125. Ideen zur Perturbationsrechnung nach *Kepler*, nebſt Anmerkungen von *J. W. Pfaff* in Nürnberg. Dieſe Abhandlung enthält den Vorſchlag, die Coefficienten der Glieder der Reihen für die Störungen nicht direct, ſondern *indirect* aus mehreren Örtern eines Himmelskörpers herzuleiten, die man durch mechaniſche Quadraturen aus den bekannten Ausdrücken für die Störungen der Parameter berechnet hat. Der Vorſchlag iſt allerdings ausführbar: allein es fragt ſich, ob in den Fällen, wo er wirklich nützlich ſeyn kann, d. i. wenn Neigung und Excentricität groſs ſind, die Beſtimmung der alsdann ſehr groſsen Anzahl der Coefficienten durch ſucceſſive Eliminationen nicht eine ſo bedeutende Arbeit verurſacht, daſs die älteren Methoden auch hier den Vorzug verdienen. Ein beſtimmtes Urtheil hierüber würde ſich erſt fällen laſſen, wenn die Methode ſpeciell entwickelt wäre, wozu wegen der Störungen der Pallas jetzt Hoffnung vorhanden iſt. Manche andere hier vorkommende Dinge hat Rec. mit weniger Beyfall geleſen, indem er nicht einſieht, warum man Reſultate der *newtonſchen* Attractionstheorie als beſondere Naturgeſetze ausſprechen ſoll. — S. 126—139. Aſtronomiſche Beobachtungen in Prag von *David* und *Bittner*. Die Beobachtungen der Zenithdiſtanzen der Sterne zur Erfindung der aſtronomiſchen Refraction wurden fortgeſetzt; wir beziehen uns deſshalb auf unſere Anzeigen früherer Bände des Jahrbuchs. Obgleich dieſe Beobachtungen, wie dort gezeigt wurde, nicht dem Zwecke entſprechen können, aus welchem *David* ſie anſtellte: ſo laſſen ſie ſich doch zu dem Entgegengeſetzten, zur Beſtimmung der Polhöhe von Prag, unter Vorausſetzung der Declinationen und Refractionen, benutzen. Rec. fodert Hn. *D.* hiezu auf, indem er überzeugt iſt, daſs dieſes der *einzige* Nutzen iſt, der ſich aus ihnen ziehen läſst. — Aus einem Schreiben des Prof. *Littrow* in Kaſan wird S. 140—143 der Vorſchlag mitgetheilt, in unſeren aſtronomiſchen Tafeln nicht mehr Länge des Knotens und Neigung der Bahn gegen die Ekliptik, ſondern gerade Aufſteigung des Knotens und Neigung gegen den Äquator anzugeben. Ferner eine Formel, aus drey Circummeridianhöhen eines Geſtirns die Meridianhöhe ſelbſt zu berechnen, ohne vorhergegangene Berechnung der Höhenänderung in der dem Mittage nächſten Zeitminute. Dieſe Formel iſt brauchbar, wenn die Höhen etwas weit aus einander liegen; giebt aber, indem ſie ein Element aus den Beobachtungen ſelbſt hernimmt, was man auf einem anderen Wege erhalten kann, dem Reſultate nicht ſein volles Gewicht: trotz der *kleinen* Erleichterung der Rechnung, die man durch ſie erhält, verdient ſie alſo nicht, dem gebräuchlichen Verfahren vorgezogen zu werden. — S. 143—147. Genauere Beſtimmung der Lichtveränderungsperiode des Sterns η Antinous von Prof. *Sturm* in Stuttgardt. Früher beſtimmte der Vf. dieſe Periode = 7 Tage 5 St. 30′; allein theils der kurze Zeitraum zwiſchen den dieſer Beſtimmung zum Grunde liegenden Beobachtungen, theils ein wahrſcheinlich bey einer von ihnen Statt findender Irrthum lieſsen keine groſse Genauigkeit des Reſultats erwarten. Der Vf. beobachtete den Lichtwechſel zwiſchen 1785 und 1809 34 Mal, und bringt dadurch eine Periode von 7 Tagen 4 St. 13′ 35″ heraus, die wahrſcheinlich der Wahrheit ziemlich nahe kömmt. Rec. hätte gern die Vergleichung dieſer Periode mit den einzelnen Beobachtungen hier geſehen. — S. 148—151. Beobachtungen des Kometen von 1807, und der totalen Sonnenfinſterniſs den 16 Juny 1806 zu Salem, von *Bowditch*. Die Beobachtungen des Kometen, wahrſcheinlich mit einem Reflexions-Winkelmeſſer gemacht, gehen vom 26 Sept. bis 17 Dec. Die Dauer der totalen Verfinſterung war zu Salem 4′ 48″; die Verdunkelung war weniger groſs, als allgemein erwartet wurde, und es zeigte ſich der ſchon oft bemerkte helle Ring um den Mond, und ein der Dämmerung ähnliches Licht am ganzen Horizonte verbreitet: dennoch waren dem bloſsen Auge Venus, Mars, Capella, Aldebaran, Sirius, Procyon, α Orionis und die 3 Sterne im Gürtel des Orion ſichtbar. In Philadelphia, wo Hr. *Adams* die Finſterniſs beobachtete, war die Dunkelheit nicht gröſser als in Petersburg zur Zeit des längſten Tages um Mitternacht. *Bowditch* zog aus den verſchiedenen Beobachtungen dieſer Finſterniſs in den vereinigten Staaten folgende Meridianunterſchiede von Salem:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Rutland | 0 St. | 8′ | 21″,0 | W. | 45° | 36′ | 0″ |
| Albany | 0 | 11 | 29,6 | — | 42 | 38 | 39 |
| Newyork | 0 | 11 | 38,6 | — | 42 | 23 | 3 |
| Philadelphia | 0 | 17 | 3,7 | — | 39 | 57 | 2 |
| Lancaſter | 0 | 21 | 51,5 | — | 40 | 2 | 36 |
| Natches | 1 | 22 | 9,3 | — | 31 | 27 | 48 |

Den Meridianunterſchied zwiſchen Salem und Paris nimmt er = 4 St. 52′ 51″ an. Hr. *v. Lindenau* hat im Februar-Hefte 1812 der Mon. Corr. auch eine Berechnung dieſer Beobachtungen, aus welcher ſich, durch eine Vergleichung mit europäiſchen Beobachtungen, folgende Meridianunterſchiede von Paris ergeben:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Albany | 5 St. | 4′ | 32″,0 |
| Newyork | 5 | 4 | 33,7 |
| Philadelphia | 5 | 9 | 57,0 |
| Lancaſter | 5 | 14 | 47,0 |
| Natches | 6 | 14 | 53,8 |
| Salem | 4 | 52 | 57,9 |

Die Unterſchiede ſcheinen daher zu rühren, daſs Hr. *v. L.* die Conjunctionen aus den beobachteten äuſseren Berührungen der Ränder berechnete, da hingegen Hr. *B.* auch auf die inneren, den Anfang und das Ende der totalen Verfinſterung, Rückſicht genommen zu haben ſcheint. — S. 152—154. Nachricht von der mannheimer Sternwarte, von ihrem Curator, dem Staatsrath *Klüber*. Mit Vergnügen wird hier jeder Freund der Aſtronomie eine Vertheidigung gegen ungerechte Angriffe leſen, die man auf den würdigen, dieſer vortrefflichen Sternwarte vorſtehenden *Barry* machte. Hr. *Klüber*, deſſen Eifer für die Sternwarte längſt rühmlich bekannt iſt, konnte in der That nicht beſſer antworten, als durch eine Aufzählung der groſsen Arbeiten, die Hr. *Barry* übernahm, und deren Früchte die Aſtronomen bald genieſsen werden. — S. 155—169. Aſtronom. Beobachtungen auf der berliner Sternwarte im J. 1810 von *Bode*. Die Beſtimmung der berliner Polhöhe, mittelſt des *troughtonſchen* Kreiſes, aus Beobachtungen des Polarſterns, gab 52° 31′ 15″,

sehr nahe übereinstimmend mit den vortrefflichen Beobachtungen des Prof. *Tralles*. — S. 169—172. Über den Kometen von 1795 von Dr. *Olbers*. Die Bahn dieses Kometen war bisher sehr unzuverlässig bestimmt, indem mehrere bekannt gewordene Beobachtungen entweder verschieden angegeben wurden, oder nicht unter sich übereinstimmten. Hr. *Olbers* hat nun alle Data gesammelt, die sichersten ausgewählt, und darauf 2 Systeme von Elementen gegründet, die nahe zusammenstimmen, und als hinlänglich genau betrachtet werden können. — S. 173—178. Resultate einer Untersuchung über die Lage der Ebene des Saturnsringes, die Theorie des vierten Satelliten, die Massen des Planeten und des Ringes, von Prof. *Bessel* in Königsberg. Das Saturnssystem war bisher den Astronomen wenig bekannt; man wusste nichts Bestimmtes über die Neigung des Ringes gegen die Ekliptik, und über die Ellipticität der Bahnen der Trabanten, — seit 100 Jahren hatte man keine *ernstlichen* Nachforschungen darüber angestellt, und so fielen denn oft vorgeschlagene Veränderungen nicht als Verbesserungen aus. Dem Vf. gaben seine Messungen der Entfernungen des 4 Satelliten vom Saturn die Veranlassung zu dieser Arbeit, über die er im königsberger Archiv eine ausführliche Abhandlung bekannt gemacht hat, aus welcher hier die Hauptresultate angeführt werden. Die Neigung des Rings wurde auf *Maraldis* Autorität bisher = 31° 20′ angenommen; allein dieser Astronom stützte seine Annahme nicht auf eigene Beobachtungen, sondern auf einige fremde, die, wie der Vf. zeigt, theils zweifelhaft sind, theils falsch berechnet wurden. *Bessel* findet die Neigung, durch eigene Beobachtungen, fast 3° kleiner = 28° 34′ 6″, und vermuthet, dass sie noch kleiner ist. — Die Discussion aller beobachteten Durchgänge der Erde oder Sonne durch die Ebene des Ringes gab ihm die Länge des Knotens = 166° 52′ 11″ für 1800; und seine jährliche Vorrückung = 40″, 57. Der Vf. erkannte bey dieser Gelegenheit, dass es *unmöglich* ist, dem Ringe eine Lage anzuweisen, die ihn nicht zuweilen verschwinden und wieder erscheinen lässt, wenn die Erde schon seine helle Seite verlassen hat, oder noch nicht zu ihr zurückgekehrt ist. Dieses merkwürdige Resultat zeigt mit Evidenz, dass die Voraussetzung, der Ring liege ganz in Einer Ebene, sey unendlich wenig dick, und von parallelen Seitenflächen begrenzt, unrichtig ist. Die Elevation der Erde über der nichterleuchteten Seite der angeführten Ebene betrug ein Mal 11′, als der Ring noch sichtbar war. Unter der Voraussetzung, dass der 4 Trabant sich in der Ebene des Ringes bewegt, reducirte der Vf. alle vorhandenen Beobachtungen dieses Trabanten, deren er, zwischen 1659—1790, 25 auffand, und zog hieraus die Elemente der Bewegung

| | | | |
|---|---|---|---|
| Epoche 1800 Pariser Merid. | 67° 25′ 47″. | Perisaturnium | 203° 35′ 7″ |
| Bewegung in 365, 25 Tagen | 326° 14′ 52″ 232. | . . . | 20′ 17″, 773 |
| Excentricität | 0, 0488759. | | |

(Durch einen Druckfehler ist im astr. Jahrb. die Epoche 2° zu klein angegeben.) Diese Elemente stellen alle Beobachtungen so genau dar, als man erwarten kann, wenn man eine, offenbar durch einen Schreibfehler entstellte, vom J. 1691 ausnimmt. Wir führen hier die Bestimmungen der Epoche und Bewegungen an, die andere Astronomen erhielten, ohne auf die Ellipticität der Bahn Rücksicht zu nehmen:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Cassini | 68° | 39′ | 8″. | 326° | 15′ | 46″ |
| Walley | 63 | 48 | 13. | 326 | 13 | 45 |
| Lalande | 70 | 30 | 37. | 326 | 18 | 16, 25. |
| Herschel | 64 | 44 | 14. | — | — | — — |

Die *cassinische* 100 Jahr alte Bestimmung kömmt hier der Wahrheit am nächsten; aus den beiden letzten zeigt sich, wie misslich es ist, astronomische Bestimmungen auf einzelne Beobachtungen zu gründen, ohne die Elemente zu ihrer Reduction mit hinlänglicher Genauigkeit zu kennen. — Zu einer interessanten Folgerung führte die vom Vf. bemerkte Bewegung der Apsidenlinie, indem sich daraus eine Grenze, welche die Masse des Ringes nicht überschreiten kann, $\frac{1}{213}$ der Saturnsmasse, ergiebt. Die Messungen des Vfs. geben, mit diesen Elementen auf die mittleren Entfernungen reducirt, den Abstand des Trabanten = 178″, 658; und hieraus folgerte er die Masse des Saturns = $\frac{1}{3379, 12}$ der Sonnenmasse. Bekanntlich hat *Bouvard* die Masse des Saturns aus den Störungen der Bewegung des Jupiters = $\frac{1}{3534, 08}$ gefunden; es ist zweifelhaft, welche von beiden der Wahrheit am nächsten kömmt. Wir hoffen, dass *Bouvard* die Bitte des Vfs. erfüllen, und angeben wird, welches Verhältniss billig angenommene Beobachtungsfehler zu den Fehlern seiner Bestimmung haben: es wird dieses desto nothwendiger seyn, da *Bouvards* Jupiterstafeln schon anfangen, sich merklich vom Himmel zu entfernen. — Unter einigen Sternbedeckungen, die Hr. *B.* in Königsberg beobachtete, zeichnen wir zwey des Aldebaran aus, die am hellen Tage, in der Nähe der Sonne, und überdiess nur mit einem 16zolligen *dollondschen* Fernrohre observirt wurden; diese Bedeckungen scheinen nirgends anders beobachtet zu seyn, obgleich man dieses an mehreren Orten mit ungleich stärkeren Fernröhren versuchte. — S. 178—180. Berechnung der Bahn des Kometen von 1810, von Prof. *Bessel* in Königsberg. Der einzige Beobachter dieses Kometen war *Pons* in Marseille; er sah ihn vom 29 Aug. bis 21 Sept., und beobachtete ihn 10 Mal, zwar nicht sehr genau, aber doch hinlänglich, um dem Vf. eine gute Bestimmung der Bahn möglich zu machen. — S. 187—197. Über das Höhenmessen vermittelst des Barometers von Dr. *Benzenberg* in Düsseldorf. Wir schweigen hier über diese Abhandlung, indem über denselben Gegenstand zwischen dem Vf. und Anderen schon öfters, als nöthig, öffentlich die Rede gewesen ist. — Aus einem Schreiben des Dr. *Pansner* in Petersburg erfahren wir S. 201—203, dass eine Vermessung in der Richtung der Perpendiculare auf den petersburger Meridian, die bis Reval gehen, und $5\frac{1}{2}$° umfassen wird, beschlossen, und zum Theil schon ausgeführt ist. Es ist zu bedauern, dass der Zweck nicht eine eigentliche Gradmessung ist, wie wir aus den angewandten Hülfsmitteln sehen, welche nicht die *dazu* erfoderliche Genauigkeit geben können. — S. 204—221. Über die Genauigkeit des *baumannschen* Verticalkreises von Dr. *Pottgiesser* in Elberfeld. Diese Untersuchung schliesst sich der Beschreibung des Instruments, im Jahrb. 1812, an, und ist, so wie jene, äusserst befriedigend. Die Summe aller Fehler, die man bey einer einzelnen Beobachtung mit dem Instrumente des Vfs. begehen kann,

findet er $= 67'', 5$; woraus es wahrscheinlich wird, daſs eine Reihe von 10 Zenithdistanzen, wenn man die Beobachtungsart des Vfs. annimmt, selten über 3—4″ von der Wahrheit abirren kann. Den sichersten Ausspruch hierüber geben wirkliche Beobachtungen, deren der Vf. hier 4, jede auf 10 Wiederholungen gegründet, anführt, wovon nur eine $1'', 16$ vom Mittel abweicht; auch versichert er, daſs er nie viel gröſsere Abweichungen gefunden hat. — Es ist keinem Zweifel unterworfen, daſs die kleinen Instrumente, die man seit *Borda* in die Astronomie eingeführt hat, die ehemals gebräuchlichen gröſseren an Zweckmäſsigkeit übertreffen, wenn es nur darauf ankömmt, die Bestimmung eines wichtigen Puncts sehr sicher zu erhalten, ohne daſs die Mühe und der Zeitaufwand, die diese Bestimmung verursacht, dabey in Betracht kömmt; allein wenn man in kurzer Zeit viele Beobachtungen machen muſs, wie z. B. bey der Verfertigung eines Fixsternverzeichnisses: dann wird man besser mit gröſseren Kreisen oder Mauerquadranten seinen Zweck erreichen. Trotz der Vollkommenheit der neueren kleinen Kreise, machen diese keineswegs die älteren Instrumente überflüſsig; im Gegentheil sollte man diese fortdauernd anwenden, allein die Fehler, die sie in den verschiedenen Puncten ihrer Gradbögen haben, durch jene mit Fleiſs und Sorgfalt zu bestimmen suchen, wodurch denn alle die Vorwürfe wegfallen würden, die man den mit Mauerquadranten angestellten Beobachtungen oft gemacht hat. Die besseren Instrumente dieser Art geben, wenn man von den Fehlern der Theilung, der Collimation und der Ebene abstrahirt, jede einzelne Beobachtung mit gröſserer Genauigkeit als die kleinen Wiederholungskreise: vortheilhaft wird es daher seyn, diesen Vorzug auch ferner zu benutzen. — S. 222—225. Längen- und Breiten-Bestimmung einiger Örter in Oberösterreich, von der Baronin *v. Matt*. Liebe zur Genauigkeit und genaue Kenntniſs der Sache zeichnen diese Bestimmungen aus, und gereichen der Vfn. gewiſs zur Ehre, indem sie rühmlichen Eifer und kein oberflächliches Studium verrathen. — S. 226—230. Beobachtungen über die jährliche Parallaxe der Wega, von *Calandrelli* in Rom. Das Resultat, welches der Vf. zog, ist $5'', 3$ für die Parallaxe der halben Erdbahn. Rec. hat die Beobachtungen einer neuen Rechnung unterworfen, und nach der Methode der kleinsten Quadrate dasselbe Resultat, und für den Fehler des Instruments $25'', 38$ erhalten; sie stimmen gut unter sich überein, allein dennoch trauet Rec. dem Resultate nicht, indem die Maxima auf das Ende des Juny und Dec., d. i. in Jahrszeiten fallen, wo die gröſste Verschiedenheit der Temperaturen Statt findet, die auf mehr als Eine Weise Einfluſs auf den Sector äuſsern konnte, zumal bey dem ziemlich bedeutenden Zenithabstand des Sterns (3° 17′). Sehr sorgfältige Vergleichungen der greenwicher Beobachtungen haben Rec. gezeigt, daſs eins der dortigen Instrumente, der nördliche Quadrant, seinen Theilungsfehler mit der Temperatur verändert, so daſs der Bogen von 90° für jeden Grad der Änderung des fahrenheitschen Thermometers um $\frac{1}{4}''$ verbessert werden muſs. Sollte man nicht bey dem Zenithsector in Rom etwas Ähnliches, oder eine andere Einwirkung der Temperatur vermuthen können, die sich vielleicht gezeigt haben würde, wenn *Calandrelli* den Sector umgewandt hätte. Auch müſsten die *Rectascensionen* längst eine Parallaxe von dieser Gröſse verrathen haben, indem sie einen Unterschied von $13'', 54$ in den Maximis hervorbringen müſste, da hingegen *Bessel* aus *bradleyschen* Beobachtungen, Mon. Corr. XIX Band, S. 185, erwiesen hat, daſs dieser Unterschied *sicher nicht* 3″ betragen kann. Andere Beobachter, die die Parallaxe der Wega auch aus Declinationsbeobachtungen zu erkennen suchten, haben andere Resultate gefunden; z. B. Dr. *Brinkley* $2'', 52$, und *Piazzi* Anfangs $2'', 92$, welches sich aber später nicht bestätigte. Es ist klar, daſs hier den *bradleyschen* Beobachtungen, wegen ihrer Genauigkeit, groſsen Anzahl, und der zweckmäſsigen Behandlungsart, die sie verstatten, mehr zu trauen ist, als allen Declinationsbeobachtungen, gegen die sich immer Vieles einwenden läſst. — S. 230—232. Entwurf einer Sonnenuhr, die den mittleren Mittag angiebt, von *Bode*. — S. 233—242. Astronomische Ortsbestimmungen vom Oberprediger *Fritsch* in Quedlinburg. — S. 256—257 finden wir einen Zusatz zu *Gauss Theoria motus corp. etc.* vom Vf., welcher uns eine neue Methode giebt, die bey der Erfindung der Elemente der Bahn aus zwey heliocentrischen Örtern und der zwischen ihnen verflossenen Zeit vorkommende, im Werke selbst durch einen contin. Bruch ausgedrückte Hülfsgröſse durch unendliche Reihen bequem zu berechnen. Der Vf. verwandelt das im 90 Art. seines Werks vorkommende $\xi$ in

$$\frac{\frac{2}{35} A . x . x (1 - \frac{2}{5} x)}{1 - \frac{12}{175} A . xx}$$

wo A durch die convergirende Reihe

$$(1-x)^{-\frac{3}{2}} \left(1 + \frac{1.5}{2.9} x + \frac{1.3}{2.4} . \frac{5.7}{9.11} x^2 + \text{u. s. w.}\right)$$

gegeben wird. Der Kunstgriff besteht darin, daſs $\xi$ nicht *ganz* in eine Reihe entwickelt wird; *Gauss* wählt dafür eine Quantität (A), von welcher $\xi$ abhängt, die aber leichter zu berechnen ist; — etwas Ähnliches wird man in vielen Fällen anwenden können. — Aus einem Schreiben des Dr. *Koch* in Danzig erhalten wir S. 260—262 die Anzeige eines Fehlers im *herschelschen* Verzeichnisse der verhältniſsmäſsigen Helligkeit der Sterne; und eine Beobachtung der Abweichung der Magnetnadel (d. 9 Apr. 1811 = 13° 48′). Mehr lieſs sich bey den störenden Verhältnissen des Vfs. nicht erwarten. — Unter den kürzeren astronomischen Nachrichten finden wir dieſsmal nichts bemerkenswerthes Neues auszuheben.

Beobachtungen und Berechnungen über den schönen Kometen von 1811 finden wir in dem vor uns liegenden Bande des Jahrbuchs, von *Bessel*, *Bode*, *Gauss* und *Olbers*; wir übergehen sie hier mit Stillschweigen, indem wir uns vorbehalten, bey Gelegenheit des nächsten Bandes des Jahrbuchs eine vollständige Übersicht aller Arbeiten über diesen merkwürdigen Himmelskörper zu liefern. — Dem würdigen Herausgeber des Jahrbuchs, der mit unwandelbarem Fleiſse alle Rechnungen selbst führt, und sich dadurch einen Anspruch auf den Dank der Astronomen erwirbt, bringt Rec. gern den seinigen, mit dem Wunsche, daſs dieses nützliche Werk durch die ungünstigen Verhältnisse nie gestört werden möge.

I. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JULIUS, 1812.

## CHEMIE.

1) Dorpat, b. Gauger: *Handbuch der theoretischen Chemie zu akademischen Vorlesungen.* Von Dr. *David Hieronymus Grindel*, ord. Prof. der Chemie zu Dorpat u. s. w. 1808. VIII u. 314 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Göttingen, b. Röwer: *Grundriss der theoretischen Chemie.* Zum Behuf seiner Vorlesungen entworfen von Dr. *Friedrich Strohmeyer*, Prof. der Medicin und Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. *Erster Theil.* 478 S. *Zweyter Theil.* VI u. 648 S. 1808. 8. (4 Rthlr.)

3) Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *W. A. Lampadius*, Prof. der Chemie zu Freyberg u. s. w., *erläuternde Experimente über die Grundlehren der allgemeinen und Mineral-Chemie, welche in dem freyberger akademischen Lehrcurse von 1808—1809 angestellt wurden*, nach eigenen Beobachtungen gesammelt und herausgegeben von *Johannes Breisig*, best. auswärtigem Secretär der helvetischen Nation und Beysitzer der herzogl. mineralogischen Gesellschaft zu Jena. *Erster Band*, die Experimente über allgemeine Chemie enthaltend. LXVIII u. 423 S. *Zweyter Band*, die Experimente über die Mineral-Chemie enthaltend. Gesammelt und herausgegeben von *Chr. Bercht*, Dr. der Philosophie, und *G. G. Pusch*, der Bergwerkswissensch. Beflissenem. XXIV u. 592 S., nebst einer zu S. 530 gehörigen Tafel über die Fällungen des Eisens aus seinen Auflösungen in Schwefel- und Salz-Säure. 1810. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

4) Halle u. Berlin, in den Buchhandlungen des hallischen Waisenhauses: *Grundriss der Chemie.* Nach den neuesten Entdeckungen entworfen und zum Selbstunterrichte eingerichtet von Dr. *Friedrich Albrecht Karl Gren*, (weiland) Prof. der Medicin zu Halle u. s. w., und von Dr. *Christian Friedrich Bucholz*, Apotheker (und Prof.) zu Erfurt u. s. w., als Besorger der dritten verbesserten und umgeänderten Ausgabe. *Erster Theil.* XXXII u. 604 S. *Zweyter Theil.* XVI u. 792 S. 1809. 8. (4 Rthlr.)

Je mehr eine Wissenschaft sich erweitert, je grösser die Zahl der in ihr Gebiet zu ziehenden Phänomene wird: um so schwieriger zu lösen ist die Aufgabe, durch den systematischen Entwurf eines Lehrbuchs der Wissenschaft den inneren Zusammenhang ihrer Gesetze naturgemäss und klar zu entwickeln; noch schwieriger wird die Lösung, wenn jener Entwurf für Anfänger bestimmt ist, und ohne das Wesen der Wissenschaft in allen seinen Beziehungen durchdacht, ohne die Einheit derselben erkannt zu haben, ist Annäherung zur Erreichung des vorschwebenden Ideals schlechterdings unmöglich. Im hohen Grade gilt diess von der *Chemie*. Früher als Wissenschaft des *Feuers* manches schwache Auge blendend, wurde ihr Wesen von einzelnen strengen Forschern selten erkannt; späterhin das *Wasser* und die *Lüfte* in ihr Gebiet ziehend, schien sie ganz ihre vormalige Natur verleugnen zu wollen, bis ihre Diener endlich, während sie sich abmüheten, alles Feste und Irdische in Lüfte aufzulösen, unerwartet wieder zur alten Quelle der körperlichen Mannichfaltigkeit, zum Feuer, geführt wurden. Eine Wissenschaft, wie diese, die sich Jedem, der sich ihr widmet, als Leitstern zu den Gesetzen der Wandelung des Erdleibes und seiner Theile verkündet, muss in der That nach allen Richtungen reiflich durchdacht und dem Geiste vergegenwärtigt werden, wenn sie im richtigen und fasslichen Zusammenhange gelehrt werden soll. Von Jedem, der sich dieser Arbeit unterzieht, erwarten wir daher, dass er mit dem Geiste der Chemie vertraut sey, Geschick, Ruhe und Besonnenheit genug besitze, um Wichtigeres vom Unbedeutenderen unterscheiden zu können, und ersteres also zu verbinden verstehe, dass, so viel als möglich, das Nächstvorzutragende durch das Vorangehende begründet werde. Dieser synthetischen Methode gemäss, wird er den möglichst bestimmt erörterten Begriff der Chemie bey der Beschreibung jedes Phänomens im Auge behalten, und nichts in seinen Vortrag aufnehmen, was nicht, streng genommen, dahin gehört. So lange hierin gefehlt wird, ist eine schickliche, stets auf die Einheit der Wissenschaft sich beziehende Architektonik des Entwurfs ihrer Gesetze unerreichbar. Auch versteht sich von selbst, dass jenes Ziel verfehlt wird, wenn der Vf., statt ausführlich zu seyn, weitläuftig wird, oder wenn er mit der nöthigen Ökonomie im Vortrage Armuth in der Darstellung, oder Dürftigkeit in den Beschreibungen der Phänomene verwechselt. Ein Fehler, in welchen ältere und neuere Verfasser chemischer Hand- und Lehr-Bücher häufig verfallen sind. — In wie weit nun vorliegende Lehrbücher diesen Anfoderungen entsprechen, wollen wir versuchen in nachfolgenden Beurtheilungen unparteyisch darzuthun; zuvor versichernd, dass wir guten Willen, Achtung für fremdes Verdienst und Liebe zur Wissenschaft mitbringen, und uns vom Glauben an eigene Unfehlbarkeit gehörig entfernt zu halten wissen.

No. 1. Streng genommen, eine ganz auf freyen

Vortrag berechnete, mit den nöthigsten literarischen Nachweisungen versehene Skizze eines zu akademischen Vorlesungen bestimmten, dem Vf. in der Idee vorschwebenden Lehrbuchs, die sich von einem etwa im Auszuge dargestellten chemischen Wörterbuche (wie so viele Lehrbücher der Chemie) nur durch die Anordnung der Gegenstände unterscheidet, der Vorrede zufolge jedoch auch dazu bestimmt ist, die dem Vf. eigenthümlichen Meinungen und Erfahrungen („*die im Ganzen deutlicher hervorleuchten, als in einzelnen Abhandlungen*") dem grösseren naturforschenden Publicum bekannt zu machen. Rec., der Hn. *G's*. Verdienste um die Chemie, und insbesondere um die Pharmacie schätzt, hegt allerdings die Meinung, dass der ächte Lehrer nur eine Skizze bedarf, um durch freyen und lebendigen Vortrag seinen Zuhörern die Grundzüge der Wissenschaft treu und eindringend zu entwickeln; aber eine solche Skizze muss dann auch von Gehalt zeugen, und was ihr an Masse abgeht, durch Geist zu ersetzen wissen. Macht dagegen die Skizze auf den Namen eines *Handbuchs* Anspruch: so darf den einzelnen Sätzen auch nichts von dem mangeln, was der Lehrer beym Vortrage der Skizze beyzufügen gesonnen ist, so wenig sie der streng systematischen Folge der Gegenstände entbehren kann, wenn dieser Name nicht usurpirt seyn soll. Denn die Benennung *Handbuch* setzt eigentlich Leser voraus, welche in der Wissenschaft nicht ganz bewandert sind, und das Buch zur Hand nehmen, entweder, um die mannichfaltigen einzelnen Beobachtungen und Erfahrungen auf allgemeinere Thatsachen gründlich zurückgeführt, und auf diese Weise wahrhaft systematisch verbunden zu sehen, oder gewöhnlicher, um daraus in Fällen, wo eigenes Wissen sie verläfst, sich Raths zu erholen. Dass Hn. *G's*. mündlicher Vortrag in Rücksicht obiger Anfoderungen von der vorliegenden Skizze, zum Vortheil seiner Schüler, nicht unbeträchtlich abweichen müsse, scheint aus der Vorrede zu erhellen, die überhaupt zu hohen Erwartungen berechtigt, von denen aber leider in der Ausführung nicht der gröfste Theil in Erfüllung geht. Man höre (Vorrede S. V): „Immer hielt ich es als öffentlicher Lehrer für meine Pflicht, den Anfänger durchaus für keine Meinung einzunehmen, vielweniger das, was ich vortrage, als unbestreitbar zu empfehlen. Ich suche den Anfänger vielmehr zum Nachdenken zu leiten, und freue mich, wenn er auf *diesem* Wege mit mir übereinstimmt. Diesen Grundsatz habe ich auch bey der Bearbeitung dieses Werks so streng als möglich behauptet." — Ja wohl! Denn der Vf. giebt im ganzen Buche lieber gar keine Erklärungen, und bemüht sich recht geflissentlich, oberflächliche Beschreibungen der Versuche und blosse Andeutungen von Erklärungen vorkommender Phänomene für *theoretische* Chemie auszugeben, indem er sich vorbehält, gründliche und ausführliche Beschreibungen nebst durchgreifenden Erklärungen der *angewandten* Chemie zu überlassen!! Unter solchen Umständen geräth man fast in Versuchung, der angewandten Chemie die seichte Chemie, als Einleitung vorangehend, gegenüber zu stellen. Allerdings muss jeder wissenschaftliche Vortrag der gehörigen Orts angebrachten Kritik seine innere Haltung und Beglaubigung verdanken; aber dem Vortrage selbst muss in der Vorbereitung des Lehrers schon eine ähnliche Kritik vorangegangen seyn, denn erst diese giebt dem Vortrage jene Bestimmtheit, die der Anfänger nothwendig erwartet, wenn nicht sein Interesse für die Wissenschaft, statt von Stunde zu Stunde erhöht zu werden, verloren gehen soll. Ein lebendiger, von zweckmäfsigen Versuchen begleiteter Vortrag wird ohnediess den Scharfsinn des Zuhörers ansprechen und sein Nachdenken wecken, ohne eine beständige und ängstliche Kritik zu erheischen. Auch läfst sich durch eine richtige Methode eine Folge in den Untersuchungen begründen, die schon durch sich selbst von vorangegangener strenger Prüfung der aus den Phänomenen gezogenen Schlüsse Zeugnifs giebt. Was übrigens von den meisten Lehrern unter dem Namen *theoretische* Chemie der *Experimentalchemie*, oder unter der Benennung *reine* Chemie der *angewandten* Chemie vorangeschickt wird, ist entweder ein magerer Auszug der gesammten Chemie, oder eine Einleitung zu derselben, und sollte beym Vortrage nur das Letztere seyn. Denn es ist widersinnig, bey einer Erfahrungswissenschaft die Erfahrungen von den daraus gezogenen Folgerungen im Vortrage trennen zu wollen; ja es fodert der auf sein Studium bedachte Zuhörer, dass jeder Satz durch Versuche anschaulich gemacht werde. Die sogenannte *angewandte* Chemie (z. B. in *Trommsdorff's* Sinn) ist ein Theil der Technologie, und sollte, wie überhaupt alle auf das bürgerliche Leben bezogene Anwendung und Benutzung wissenschaftlicher Forschungsresultate, als mehr oder minder selbstständiger Theil der Gewerbskunde für sich gelehrt werden. — Die Anzeige des Inhalts wird darthun, dass der Vf. zwar recht eingeschränkte Beschreibungen der Grundstoffe und ihrer bekanntesten Verbindungen, aber fast ohne alle zur Theorie der chemischen Erscheinungen führenden Folgerungen, und diese durchgängig ohne Kritik liefert; man muss es daher mit des Vfs. oben gedachtem Versprechen („— — diesen Grundsatz habe ich auch bey der Bearbeitung dieses Werks so streng als möglich behauptet") nicht so strenge nehmen. —

In der *Vorrede* sucht der Vf. den von ihm gewählten Gang seiner Untersuchungen zu rechtfertigen. Nach S. VI fand er für nöthig, zwischen Chemie und Physik eine strenge Grenze zu ziehen, und die Lehren der letzteren, z. B. *von den allgemeinen äusseren Eigenschaften der Körper* (unter allen Definitionen der Physik die schwankendste), wegzulassen, weil dem Anfänger das Studium nur erschwert werde, wenn *heterogene* (?) Lehren durch einander geworfen würden. Erkennt man aber an, dass Physik und Chemie Theile *einer* Wissenschaft sind, die nur der Schule ihre Trennung verdanken: so heisst es die eine dieser sogenannten Wissenschaften verzerren, wenn man bey deren Vortrage von der anderen ganz abstrahirt. Wie will denn der Vf. zu den einfachen Stoffen gelangen, wenn er nicht Mischungen und Scheidungen vornimmt, und wie will er diese deutlich charakterisiren, ohne zuvor die Natur des chemischen Processes durch Unterscheidung vom Processe der Schwere, des Magnetismus, der

Elektricität, der Wärme, des Lichts der Betrachtung gewürdigt zu haben? Wird dann dem Anfänger das Studium nicht geradezu erschwert, wenn man ihm z. B. sagt, dass die Flüssigkeiten bey verschiedenen Temperaturen zum Sieden gebracht werden können, dass die chemischen Anziehungen zum Theil von der Höhe oder Tiefe des Standorts, wo experimentirt wird, abhängen u. s. w., ohne ihm den Grund dieser Abweichungen anzugeben, und auf den jedesmaligen Druck der Luft zu verweisen? Ferner, wenn man bemerkt, dass die Elektricitäten das Wasser zersetzen, ohne sich weiter über die Natur der Elektricitäten einzulassen? Wenn man zeigt, wie die Wärme Mischungen begleitet und aufhebt, das Licht aufgelöste Metalle reducirt, aus *wässerigen* grünen Pflanzentheilen Sauerstoff entbindet, ohne zuvor wenigstens eine gedrängte Übersicht der Gesetze der Wärme und des Lichts gegeben zu haben? — Wird durch eine solche willkührliche Isolirung der chemischen Erscheinungen der Zuhörer wohl zum Nachdenken aufgefodert? Gewiss nicht, sondern er wird vielmehr angetrieben, sein Gedächtniss mit halbverstandenen, unverdauten Sätzen, und oft nur mit blossen Namen zu beschweren. Wie ist überhaupt eine gründliche Kenntniss irgend eines Mischungsphänomens möglich, ohne gehörige Berücksichtigung der Wärme- und Elektricitäts-Verhältnisse? und ist es denn schon so ausgemacht, dass *Schwere* und *Magnetismus* ohne Einfluss auf chemische Actionen sind? Übrigens traut Hr. *G.* den Zuhörern offenbar zu viel zu, wenn er ihnen den Zusammenhang beider Wissenschaften selbst finden heisst. Das fodert in den meisten Fällen einen Chemiker, der zugleich vollkommen geübter Physiker ist, und dürfte wohl nicht selten manchen Lehrer der Chemie in Verlegenheit setzen. Sehr wahr bemerkt der Vf., dass eine gründliche Kenntniss der Verwandtschaftslehre nur nach einer genauen Kenntniss der ganzen Wissenschaft erlangt werden kann; und wir müssen daher sehr bedauern, dass der von ihm (in der Vorrede S. VII) versprochene *zweyte* Band, über die *speciellen Verwandtschaftsäusserungen*, nicht erschienen ist; wenigstens konnte Rec., aller Nachfrage ungeachtet, kein Exemplar desselben auftreiben.

In der *Einleitung* wird die Chemie charakterisirt als die Lehre von den Bestandtheilen der Körper. „Sie lehre die Körper zerlegen, zusammensetzen, und danach über die Wechselwirkung der Körper (richtiger der *Materien*), vermöge ihrer *inneren* Qualität, urtheilen. Sie nehme auf Qualitäten und Quantitäten Rücksicht, um die Grundmischung der Körper zu bestimmen.“ Dem Scheiden geht das Einen (Mischen) voran; charakteristisch für alle *chemischen* Phänomene ist die Durchdringung ungleichartiger Materien zu mehr oder weniger gleichartigen Massen, und jede Beschreibung dessen, was die Chemie will, thut oder lehrt, sollte auf diesen gemeinsamen Charakter aller ächt chemischen Wirkungen gehörigen Nachdruck legen. — Weiterhin folgt die Eintheilung, Geschichte und Literatur der Chemie, welche Gegenstände der Vf. nur namentlich, von einigen Citaten begleitet, aufführt. Auf gleiche Weise handelt er von der Nomenclatur und den chemischen Zeichen. — I Abschnitt. *Über die eigentlich chemische Untersuchung der Körper.* „Die Wirkungen der Körper sind von zweyerley Art — *mechanische* und *chemische*. Die mechanischen bestehen in Veränderung oder Beharrung des Orts, der Ausdehnung, Gestalt und des Zusammenhangs; sie betreffen also den Aggregatzustand der Körper und nicht ihre Grundmischung.“ (Die Ausdehnung der Körper durch Wärme, die Anziehung durch die Elektricitäten, die Wirkungen des Magnets auf die Ortsveränderung des Eisens u. s. w., die Schmelzungen durch Wärme und durch Elektricität u. s. w. sind demnach auch *mechanische* Veränderungen!!) „Die chemische Wirksamkeit besteht aber darin, dass sie die Natur der Materie verändert.“ Eben so unbestimmt ist die weitere Erörterung der letzten Definition. — „Wo unter mechanischer Berührung, ohne mechanische Bewegung, keine Mischung Statt findet, da ist auch keine chemische Wirksamkeit.“ Hr. Prof. *Parrot* würde dieses in einer lehrreichen Abhandlung im *gehlenschen* Journal gründlich zu beweisen suchen. Diese Beweisführung wird unstreitig für die Wissenschaft anderweitig vortheilhaft ausfallen, da sie einen achtungswerthen Physiker zum Urheber hat: allein die Nothwendigkeit eines solchen ausführlichen Beweises findet unserem Dafürhalten nach nicht Statt; denn jeder Chemiker weiss, dass chemische Anziehung (Mischung) nur bey unmittelbarer Berührung eintritt, und dass chemische Wirksamkeit und (Mischung oder) Äusserung mischender Kräfte in der Wirklichkeit eins und dasselbe ist. Hätte der Vf. in der Einleitung eine gedrängte Übersicht der Gesetze der Schwere, der Cohärenz, des Magnetismus, der Elektricität, des Galvanismus, der Wärme und des Lichts gegeben: so würde dieser ganze erste Abschnitt verständlicher ausgefallen seyn; dann müsste er aber freylich, statt mit dem Begriffe der Chemie die *Einleitung* zu eröffnen, dieselbe vielmehr damit geschlossen, und den vollständigen Begriff an die Spitze des gegenwärtigen I Abschnitts gestellt haben. Jede *Einleitung* hat ja den Zweck, den Weg zu bahnen, auf welchem man zur Abhandlung der Wissenschaft selbst gelangen will, und nicht in der Einleitung, sondern in dieser Abhandlung soll nur aufgenommen werden, was, streng genommen, in die Wissenschaft gehört. Sofern die verschiedenen chemischen Anziehungsphänomene häufig durch die vorhin genannten Potenzen bedingt werden, ja in den meisten Fällen die allgemeineren Ziehkräfte, z. B. die der Elektricität, voraussetzen: muss in einem Handbuche der Chemie, durch Zusammenstellung der Hauptgesetze gedachter Potenzen, der Leser in das Gebiet der so mannichfaltigen, eigentlich chemischen Wirkungen geleitet werden. — Ausser Obigem enthält dieser Abschnitt noch die Begriffsbestimmungen und Erörterungen von der Mengung, Schmelzung, Lösung, Auflösung, Sättigung, Neutralisation, Scheidung, von den Grundstoffen, Reagentien u. s. w.; dann einige allgemeine Verwandtschaftsregeln nach *Berthollet* zusammengestellt, und einen Anhang von den *mechanischen* und *chemischen Operationen*, nachdem zuvor noch mit einigen Worten des „Einflusses gewisser Kräfte bey der chemischen Verwandtschafts-

äufserung," namentlich der Cohäfion, Kryftallifation, Elafticität, Wärme, Efflorefcenz und *Auflöfungsmittel*, gedacht worden ift. Wenn es S. 12 heifst: „Flüffige Auflöfungsmittel find *immer* durchfichtig:" fo fcheint der Vf. nicht an die Auflöfung der amalgamirbaren Metalle in Queckfilber, an die Auflöfungen in gefchmolzenen wafferfreyen Alkalien, des Schwefels u. f. w. gedacht zu haben, von denen felbft der letztere nie vollkommen durchfichtig ift. Häufig braucht der Vf. das Wort *Mifchung*, um damit das Product der chemifchen Durchdringung, das *Gemifch*, zu bezeichnen, da doch Mifchung blofs als Bezeichnung des Durchdringungsproceffes oder chemifchen Ziehactes angewendet werden follte. — II Abfchnitt. *Von den Grundftoffen und unzerlegten Stoffen.* 1) *Sauerftoff.* Er foll nicht für fich darftellbar feyn, da er Wärme (wie alle Körper!) enthält; übrigens ift diefe, wie alle nachfolgenden Befchreibungen der Grundftoffe, zu kurz und unvollftändig. Aus dem Satze: gröfsere und geringere Flüchtigkeit der Körper gründet fich auf Verwandtfchaft derfelben zum Sauerftoffe, könnte man auch folgern: bey Abwefenheit des Sauerftoffs, z. B. im Wafferftoffgafe, find alle Körper gleich flüchtig; denn von Folgen der Verwandtfchaft zum Sauerftoff kann doch nur die Rede feyn, in fofern folche von jenen Folgen zeugende Körper den Sauerftoff berühren. Ein ähnlicher entfcheidender Ton herrfcht in vielen Sätzen, und contraftirt gewaltig mit des Vfs. Verfprechen, den Anfänger diefes Buchs *durchaus für keine Meinung einzunehmen.* Z. B. S. 18: „Licht und Wärme bewirken auch Formänderung, aber nicht Grundmifchungsänderung." Der Vf. fühlt das Falfche diefer Behauptung, und fügt daher gleich bey: „Wo Wärme und Licht Grundmifchungs-Änderung zu bewirken fcheinen, wirken mehrere Kräfte zugleich." Ift denn diefes aber nicht bey jeder Zerfetzung der Fall, und kann der Vf. eine einzige Grundmifchungsänderung nennen, die ohne Wärme, oder Licht, oder Elektricität u. f. w. blofs durch chemifche Ziehkräfte bewirkt wird? — Auch ift es unrichtig, dafs die Quantitäten der freygewordenen Wärme und des entwickelten Lichts fich nicht beftimmen laffen. Der Vf. wollte wahrfcheinlich fagen: *mit der Wage* in der Hand fich nicht beftimmen laffen; denn der Gebrauch der Thermometer und Photometer widerlegt feine Behauptung geradezu. Die reinfte atmofphärifche Luft enthält nicht 22—23 Theile Sauerftoff, fondern 21 Theile. 2) *Stickftoff.* 3) *Wafferftoff.* Bey der Knallluft fehlt das Verhältnifs beider Gafe; übrigens ift diefer Stoff durch künftlichen Druck allerdings mit Waffer mifchbar, in Verbindung mit Sauerftoffgas fchon beym gewöhnlichen Luftdrucke. 4) *Kohlenftoff.* Die nun folgenden Stoffe nennt Hr. *G. unzerlegte* Stoffe, während er die vier vorhergehenden als *Grundftoffe* aufführt: eine Eintheilung, die jetzt nicht mehr zulänglich ift, da *Davy's* u. A. Beobachtungen die Einfachheit des Stickftoffs und des Kohlenftoffs fehr in Zweifel ftellen, und da, ftreng genommen, die Einfachheit des Sauerftoffs und Wafferftoffs fo gut hypothetifch aufgeftellt wird, als diefes bey jener Annahme der Fall ift, welche das *Waffer* als *chemifch-einfache* Materie im Syfteme aufführt, und den Grund der qualitativen Verfchiedenheit des Sauer- und Waffer-Stoffs in beiden elektrifchen Flüffigkeiten nachzuweifen verfucht. 5) *Schwefel.* 6) *Phosphor.* 7) *Alkalien.* S. 27 heifst es von ihnen unter anderen: von urinöfem Gefchmack. Der Gefchmack des Harns ift bekanntlich höchft verfchieden, gewöhnlich falzig fauer, daher mit jenem der Alkalien nicht vergleichbar; auch find nicht alle aus Alkalien und Säuren zufammengefetzten Salze kryftallifirbar. Das *Ammonium* durfte hier nur in einer Note aufgeführt werden, oder der Vf. hätte zweckmäfsiger die allgemeine Überfchrift *Alkalien* vermieden. Das Eintheilungsprincip der Alkalien geben dem Vf. die Unterfchiede der *Flüchtigkeit* und der verfchiedenen *Löslichkeit ihrer kohlenfauren Salze.* Kalk, Baryt und Strontian werden ihnen beygezählt, fpäterhin aber doch (S. 31) als *alkalifche Erden* aufgeführt. Die Schmelzbarkeit des *Strontians* haben neuerlich *Bucholz* und *Gehlen* bewiefen. 8) *Erden.* Die hier erwähnte Ochroiterde ift jetzt als Oxyd dem Demeter (Cererium) unterzuordnen. Die Talkerde (Magnefia) wird als im Waffer *unlöslich* bezeichnet; Hr. *G.* hat fpäterhin zu zeigen verfucht, dafs *Schaub's* reine Talkerde einen geringen Kaligehalt befitzt, und mittelft deffelben alkalifch reagirt und fcheinbar vom Waffer aufgenommen wird. 9) *Metalle.* Die Charakteriftik derfelben ift fehr unvollkommen; ihre grofse Wärmeleitung, Elektricitätsleitung, Elektricitätserregung in der galvanifchen Kette, ihre fogenannte Vegetation, ihre fchnelle Schallleitung u. f. w. hätte wohl mit demfelben Rechte erwähnt werden können, als diefes bey ihrer (fehr wenigen zukommenden) Entflammungsfähigkeit gefchehen ift. Unter den einzelnen Metallen mufs jetzt Niccolan und Columbium (?) geftrichen werden; und die *Metalloide* müffen (bey einer 2 Aufl.) entweder eine eigene Abtheilung bekommen, oder die Alkalien und Erden müffen den Metallen untergeordnet werden. *Mangan* ift nicht, wie S. 45 behauptet wird, nur durch Zufatz von Zucker in Schwefelfäure auflöslich, fondern fchon durch blofse Erhitzung, wobey zugleich eine bedeutende Menge (nicht ganz reines) Sauerftoffgas gewonnen wird. Schade, dafs der Vf. bey der Eintheilung der Metalloxyde nicht auf *Thomfon's* Vorfchlag, und S. 46 nicht auf *Bucholz's* Beobachtung über die Verglafung des Spiesglafes Rückficht genommen hat. Der hydrogenirten und furoxygenirten Metalle ift nicht gedacht, ungeachtet *Ritter's* u. A. hieher gehörende Beobachtungen damals fchon bekannt waren. Beym *Zinn* wird die Fällung durch Blaufäure als etwas Befonderes angegeben, während des Verhältniffes der früher abgehandelten Metalle zur Blaufäure nicht gedacht ift, und aufser dem *Zinne* bekanntlich mehrere Metalle, z. B. felbft unvollkommenes Eifenoxyd, *weifs* gefällt werden. Dafs Spiesglas und Wismuth durch Schmelzen mit Natron malleabler werden, hätte vielleicht einer Erwähnung verdient. Nicht blofs Kobalt, fondern auch magnetifches Eifen und Nickel verlieren durch Zumifchung des Arfeniks ihren Magnetismus. Mangan, Chrom und Uran find ebenfalls (im geringeren Grade) des Magnetismus fähig.

*(Die Fortfetzung folgt im nächften Stücke.)*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JULIUS, 1812.

## *CHEMIE.*

1) Dorpat, b. Gauger: *Handbuch der theoretischen Chemie* — von D. *D. H. Grindel* u. s. w.
2) Göttingen, b. Röwer: *Grundriss der theoretischen Chemie* von D. *F. Strohmeyer* u. s. w.
3) Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *W. A. Lampadius erläuternde Experimente über die Grundlehren der allgemeinen und Mineral-Chemie* — I Th. herausgegeben von *J. Breisig*. II Th. herausg. v. *Ch. Bercht* u. *G. G. Pusch* u. s. w.
4) Halle u. Berlin, in d. Buchh. d. hallischen Waisenhauses: *Grundriss der Chemie* — von D. *F. A. K. Gren* u. D. *Ch. F. Bucholz* u. s. w.

*(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

III Abschnitt. *Mischungen der Grundstoffe unter einander und mit unzerlegten Stoffen, und der unzerlegten Substanzen unter einander.* a) *Stickstoffgemische.* Atmosphärische Luft, Salpetergas, oxydirtes Stickgas. Wenn der Vf. die Verbindung der atmosphärischen Luft mit dem Wasser für eine mechanische hält: so sind es auch alle Lösungen. Wie innig übrigens die atmosphärische Luft dem Wasser beygemischt ist, bezeugen *Priestley's* u. A. Versuche, denen zufolge weder durch Kochen noch durch öfteres Gefrieren das Wasser ganz von Luft befreyet werden konnte. Nach einer unstreitig richtigeren, von *Davy* unternommenen Bestimmung der Bestandtheile des Salpetergases, sind im Hundert enthalten: 44,05 Stickstoff u. 55,95 Sauerstoff. Demselben Beobachter zufolge, nimmt das Wasser allerdings etwas von diesem Gase auf; 100 Cubikzoll destillirtes ausgekochtes Wasser absorbirten 11,8 C. Z. b) *Wasserstoffmischungen.* Wasser. Nach *Fourcroy's*, *Vauquelin's* u. *Seguin's* Vers. ist das Bestandtheilverhältniss eigentlich 14,338 Wasserstoff u. 85,662 Sauerstoff. c) *Kohlenstoffmischungen.* Kohle, Kohlenwasserstoffgas, Öl zeugendes Gas, Kohlenstoffoxyd-Wasserstoffgas (das sog. gasförmige Kohlenoxyd), Kohlenstoff-Stickstoff (*Curaudau's* angebliches Kohlenstoff-Stickstoffgemisch, s. *Gehlens* Journ. d. Chem. I B. 400). d) *Sauerstoffmischungen.* 1. Oxyde. 2. Säuren. S. 82 heisst es: Die säurefähigen Substanzen haben sowohl als der Sauerstoff Theil an der Oxygenation (Sauerwerdung) *und die Ursache der Erscheinung ist nicht zu ergründen.* Hoffentlich prophezeyet Hr. *G.* falsch; sollte er indess seiner Sache gewiss seyn: so würden die Chemiker wohl thun, ihn zu ersuchen, seine Divinationsgabe auch auf die übrigen noch unergründeten Naturerscheinungen auszudehnen, damit man Zeit und Mühe nicht am Unergründlichen verschwende. — Nicht mit Metallen, sondern mit Metalloxyden bilden die Säuren Salze. „Unvollkommene Säuren seyen fast alle gefärbt.“ Diess ist wenigstens bey der phosphorichten und schweflichten Säure, ferner bey der unvollkommenen Arseniksäure, und wenn man die gemeine Salzsäure mit *Gren* für eine unvollkommene Säure hält, auch bey dieser nicht der Fall. Den Schwefelwasserstoff nennt der Vf., wenn es kein Druckfehler ist, Hydrothsäure (eine Sylbenökonomie auf Kosten der richtigen Wortbildung, die wir nicht loben können); er nimmt jedoch Anstand, sie den Säuren beyzuzählen (siehe weiter unten). α) *Säuren mit unzerlegter bekannter Basis.* Kobaltsäure und Zinnsäure sind mit Recht nur namentlich mit beygefügter Literatur aufgeführt. Nach *Berthollet* enthalten 100 C. Zoll kohlensaures Gas als wesentliche Bestandtheile 43 Gewichtstheile Sauerstoff, 16 Kohlenstoff und 10 Wasser; das specifische Gewicht der Schwefelsäure ist nie 2,000; nach *Thomson* besteht die schweflichte Säure aus 68,0 Schwefel und 32,0 Sauerstoff; nach *Davy* sind im Hundert Salpetersäure 29,5 Stickstoff und 70,5 Sauerstoff enthalten; nach *Rose* bestehen 100 Th. Phosphorsäure aus 46,5 Phosphor und 53,5 Sauerstoff, im glasigen Zustande beträgt ihr specifisches Gewicht nach *Hassenfratz* 2,876; das, was man für salpetrichte Säure hält, ist (nach *Berthollet*) ein Gemisch von Salpetergas und Salpetersäure; das specifische Gewicht der phosphorichten Säure beträgt nach *Pelletier* 1,600; nach *Bucholz* enthalten 100 Theile Arseniksäure 72,26 Arsenik und 27,64 Sauerstoff, und eben soviel arsenichte Säure, nach *Thenard* 74,24 Arsenik und 25,76 Sauerstoff; die Wolframsäure ist im Wasser unlöslich, und macht mithin in Rücksicht der S. 83 behaupteten allgemeinen Löslichkeit der Säuren im Wasser eine Ausnahme. — β) *Zusammengesetzte Säuren* (das sind ohne Zweifel alle Säuren; es sollte daher heissen: Säuren mit zusammengesetzter Grundlage). Deren Basis ist Wasserstoff und Kohlenstoff. Die brandige Säure und die Kichererbsensäure bezeichnet Hr. *G.* als Gemische anderer Säuren; von der Gallussäure glaubt er, dass sie aus einer innigen Mischung des Tannin und der Benzoesäure bestehe. γ) *Säuren mit dreyfacher Basis — Kohlen-, Wasser- und Sauer-Stoff* (soll heissen *Stickstoff*). Die Eigenthümlichkeit der Milchzuckersäure bezweifelt der Vf.; wahrscheinlich aber ist er jetzt anderer Meinung, da *Trommsdorff's* Beobachtungen über die Production der Bernsteinsäure durch

Zerstörung der Schleimsäure in der Hitze die Eigenthümlichkeit derselben wohl ausser allen Zweifel setzt. Fettsäure muss nach den von *Berzelius* 1806 bekannt gemachten Erfahrungen, als eine durch einen besonderen thierischen Stoff verunreinigte Benzoesäure, aus der Reihe der eigenthümlichen Säuren gestrichen werden. *Ameisensäure* gehört in die vorhergehende Abtheilung. δ) *Säuren mit unbekannter Basis.* ε) *Säure ohne Sauerstoff.* S. 84 sagt der Vf.: „Eine Säure *soll*, was widersprechend scheint, ohne Sauerstoff existiren, nämlich die *Hydrothsäure*, die bloss aus Wasserstoff und Schwefel bestehen *soll*," u. S. 117 fügt er hinzu: „Noch kenne ich keinen Versuch, der die Abwesenheit des Sauerstoffs in derselben gründlich bewiese. Auch ich bin der Meinung, dass die Hydrothionsäure, als *eine äusserst oxydable Mischung*, schon in dem Augenblick, da sie mit der Luft in Berührung tritt, Sauerstoff anziehen müsse. Kann sie nicht schwefelige Säure enthalten?" Rec. bemerkt hiebey, dass möglichst ausgekochte Lakmustinctur und Lakmuspapier bey Ausschliessung der äusseren atmosphärischen Luft dennoch von dem Schwefelwasserstoffgase geröthet werden; dass die schweflichte Säure die Lakmustinctur grünet und dann allmählich entfärbt; dass die Fähigkeit, die Lakmustinctur zu röthen, in dem Schwefelwasserstoff nicht erhöht wird durch Zumischung von schwefelichtsaurem Gase, und endlich, dass nach *Davys* neueren Entdeckungen die gemeine Salzsäure ebenfalls eine Säure ist, deren Grundlage erst durch Vereinigung mit dem Wasserstoffe sauren Geschmack und Fähigkeit, Lakmuspigment zu röthen, annimmt. — e) *Mischungen der Säuren mit einander.* f) *Schwefelgemische.* S. 125 fragt der Vf.: Sollte das Leuchten des Schwefelkalks in trockener Luft Statt finden? Möchte er sich entschliessen, diese allerdings sehr interessante Frage genügend zu beantworten. g) *Phosphorgemische.* h) *Mischungen der Metalle unter einander und mit anderen Stoffen.* Der S. 132 befindlichen Anmerkung muss beygefügt werden, dass mehrere Metallgemische *dichter* sind, als sie der Berechnung zufolge seyn sollten. Zu S. 138 ist vielleicht folgende Notiz den meisten Chemikern nicht uninteressant. *Domingo Vandelli*, Prof. der Naturgeschichte und Chemie auf der Universität zu Coimbra, leitete Quecksilberdämpfe durch eine glühende eiserne Röhre, und erhielt Quecksilberkügelchen von Silberfarbe, welche die Consistenz von Zinn hatten. Vergl. *D. V. Varias observaçoes de chimica e historia natural. Metodo de fixar o mercurio.* In den *Mem. da Acad. Real das sc. de Lisboa.* T. I. p. 259. *Scherers* A. Journ. d. Chem. I B. S. 569 u. 570, und *Kastner's* Beyträge I B. S. 147. *Kastner* fragt in der ang. Stelle an: Was würde *Scherer* sagen, wenn er durch eigene Wiederholung des Versuchs sich von der Richtigkeit desselben überzeugen sollte? Und Rec. freuet sich hinzufügen zu können, dass es allerdings mit dem Versuche seine vollkommene Richtigkeit hat. Einer seiner Freunde, Prof. *Altmütter*, wurde durch *K's.* Bemerkung veranlasst, folgenden Versuch anzustellen (den Rec. mittheilt, wie ihm derselbe von seinem Freunde gemeldet wurde): „Ich nahm einen, durch die Schwanzschraube geschlossenen Flintenlauf, goss in denselben ¼ Pfund gereinigtes Quecksilber, und füllte das Übrige mit Drehspähnen von weichem Eisen. Der Flintenlauf wurde in einer Lage glühend gemacht, dass das sich am kälteren Ende sammelnde Quecksilber wieder zurück in den glühenden Theil des Rohres laufen musste, und also die nämlichen Quecksilbertheilchen mit den glühenden Spähnen so lange wiederholt in Berührung gebracht werden konnten, als ich wollte. Nach Beendigung der Operation, wobey ich nur bedaure, dass durch die Ungeschicklichkeit meines Laboranten Quecksilber verschüttet, und so die genaue Bestimmung nach dem Gewichte unmöglich gemacht worden war, fand sich, dass das ganze Quecksilber einen grossen Theil seiner Flüssigkeit verloren, auch seine Farbe geändert hatte. An der Luft bildete sich auf diesem verdickten Quecksilber ein rostfarbenes Häutchen, und durch Behandlung mit Schwefelsäure Eisenvitriol; das hievon rückständige Quecksilber war flüssiger wie zuvor." — Eine genaue Wiederholung dieses merkwürdigen, die Fähigkeit des Eisens, sich unmittelbar mit Quecksilber zu verbinden, beweisenden Versuchs bestätigt vielleicht zu gleicher Zeit *Kastner's* Vermuthung, dass das dickflüssige Quecksilber (ausser dem Eisen) etwas *Kohlenstoff* enthalte, vgl. *K's.* Beytr. I, 148 unten. — i) *Verbindungen der Erden unter einander.* k) *Verbindungen der Säuren mit den Alkalien, Erden und Metallen.* Seine Eintheilung der Salze sucht Hr. *G.* zu rechtfertigen durch die Behauptung: die Säuren haben einen allgemeinen, die Basen einen speciellen Charakter! Nach Rec. Dafürhalten kömmt den letzteren so gut ein allgemeiner, als den ersteren ein specieller Charakter zu. Übrigens ist die Eintheilung der Salze nach den Säuren nicht ungewöhnlich. (S. 164 Z. 8 v. o. soll es statt 38 p. c. Sauerstoff heissen: 38 p. c. *Kohlensäure*). S. 165 sagt der Vf.: „In der Natur ist der kohlensaure Baryt krystallisirt." Ausdrücke der Art kommen öfter vor, was den Anfänger leicht zu der irrigen Vermuthung führen kann, dass die sogenannten Niederschläge, z. B. der durch Niederschlagung künstlich erzeugte kohlensaure Baryt, aus nicht krystallisirten Theilen bestehen, da doch jedes Staubtheilchen eines solchen Präparats ein einzelner Krystall ist. — Bey einigen Salzen hat der Vf. bemerkt, dass sie natürlich gebildet vorkommen, bey mehreren, von denen dasselbe bekannt ist, hat er unterlassen es anzuzeigen, z. B. bey kohlensaurem, phosphorsaurem und salzsaurem Bley u. s. w. Das *essigsaure Arsenik* (S. 220) möchte wohl schwerlich etwas anderes als weisser Arsenik seyn. Das Verhalten mehrerer Salze zu den Metallen (und Metalloxyden) wird kurz berührt. Das Ganze beschliesst ein brauchbares Register. Die organischen Körper sind dem Vf. sehr zusammengesetzte, vollkommen zerlegbare *Mischungen;* wir würden sie als zerlegbare und vollkommen *zerstörbare* Naturgebilde charakterisiren. Des Einflusses der Elektricität bey der Gährung und Fäulniss

(und nicht weniger bey der Ätherbildung) geschieht keine Erwähnung, so wie auch der Wasser- und Salz-Zerlegungen mittelst der Elektricität fast gar nicht gedacht wird. Irrig wird behauptet, dass der *Wein* fertigen Weingeist enthalte; dieser wird erst durch *Destillationswärme* vollendet, was schon *Fabbroni's* Versuche zeigen. Das hier angegebene Bestandtheilverhältniss (nach *Lavoisier*) steht dem von *T. v. Saussure* bekannt gemachten an Richtigkeit nach; dem letzteren zufolge zerfallen 100 Theile reinen Alkohols in 43,65 Kohle, 37,85 Sauerstoff, 14,94 Wasserstoff, 3,52 Stickstoff und 0,04 Asche, welche Salzsäure, Kali, Kalk und Kieselerde enthält. — Fettes Öl (S. 273), z. B. Mandelöl, ist im reinen Alkohol nicht unlöslich. Unter den Pflanzenstoffen vermissen wir die *Pflanzengallerte*. — Hätte der Vf. seinen nicht zu verkennenden Fleiss nicht bloss der sorgfältigen Angabe der Literatur einzelner Gegenstände, sondern auch der genauen Charakteristik der grösstentheils mehr oberflächlich als gründlich beschriebenen Stoffe und Gemische, und der wissenschaftlichen Verkettung der einzelnen Theile seines Buches gewidmet; hätte es ihm beliebt, die verschiedenen Hauptprocesse mehr geschichtlich zu behandeln, als sie nur nach ihren Endresultaten zu beschreiben: so würde er unstreitig den Foderungen der lehrenden Chemiker und der hörenden Anfänger Genüge geleistet, und ein sehr brauchbares Lehrbuch geliefert haben.

No. 2. Ein gleichfalls auf freyen, von den nöthigen Experimenten begleiteten Vortrag berechneter, schulgerechter Abriss des neueren Zustandes der Chemie, der, abgesehen von einem gewissen, hin und wieder sichtbar werdendem Mangel an Gewandtheit im Ausdruck, und von oftmals lästigen Wiederholungen schon abgehandelter Sätze, sich insbesondere denjenigen Lehrern empfiehlt, die, mit der älteren chemischen Literatur vertraut, bey ihren Vorträgen einen Leitfaden wünschen, der in systematischer Folge mit sorgfältiger Benutzung der Entdeckungen vorzüglich französischer Chemiker eine genaue Charakteristik der chemischen Agentien liefert, und die Grundwahrheiten der Chemie sowohl von Einmischung anderer Wissenschaften als auch von jeder Anwendung im gemeinen Leben frey hält. Die Einleitung enthält *allgemeine Prämissen über den Gegenstand, Begriff und Umfang der Chemie, über den Zweck und Nutzen derselben, und die darauf gegründeten Eintheilungen, nebst einer Übersicht der chemischen Literatur.* Von der Charakteristik der *Mischung* geht der Vf. zu derjenigen der *Bestandtheile* über. Hier heisst es S. 2: „Sind aber die näheren oder entfernteren Bestandtheile nicht weiter aus Bestandtheilen zusammengesetzt: so heissen sie Grundstoffe der Mischung, oder besser, einfache Stoffe." Diese fehlerhafte Definition der sogenannten Grundstoffe ist durch diejenige zu verbessern, welche der Vf. S. 88 giebt. Auch klingt es etwas sonderbar (was übrigens der Vf. mit mehreren Vff. chemischer Lehrbücher gemein hat), wenn der Lehrer sich seinen Zuhörern dadurch als einen ungemein viel umfassenden Kopf bezeichnet, dass er die vorzutragende Wissenschaft als eine übermächtig grosse Geistesarbeit schildert, wie hier z. B. S. 4. Hätte der Vf. das unter der Benennung *Literatur* gegebene (nichts weniger als vollständige) Bücherverzeichniss mit kleineren Lettern gedrängter abdrucken lassen: so würde er Raum gewonnen haben, über die bekanntesten und vorzüglichsten *Werke* allgemeine Urtheile, etwa in Noten, beyzubringen. 1 Abschnitt. *Von den chemischen Grundkräften und deren Gesetzen im Allgemeinen.* Zuerst werden die Begriffe jener Grundkräfte entwickelt, und dann in 3 Capiteln Cohäsionskraft, Expansivkraft und Verwandtschaft abgehandelt. Unter den S. 51 aufgeführten Schriften über die Verwandtschaft vermissen wir ungern die Angabe einzelner hieher gehörender Journalaufsätze, z. B. *Drechslers* gründliche Abh. in *Trommsdorffs* Journal d. Pharm. XIII. 2 St. S. 3—138. Cohäsion, Cohärenz und Krystallisation scheinen dem Vf. wesentlich ein und dasselbe zu seyn, eine Phänomenen- und Begriffs-Verwirrung, die wir bey ihm nicht erwartet hätten. Da er die Elasticität als Folge der Wirkung des Wärmestoffs betrachtet: so hätte er auch mit nicht geringerem Rechte die Cohärenz als Folge der Wirkung eines Kältestoffes aufstellen können; um so mehr, da der Unterschied zwischen Elasticität und Cohärenz am wenigsten ein relativer ist, und mithin die Ursachen dieser Phänomene auch nicht füglich als bloss relativ verschieden, oder die eine als blosse Negation der anderen gedacht werden kann. Nicht minder schwankend behauptet der Vf. S. 60: „Überhaupt zeigen alle Körper ein Bestreben zu Solidität. Der liquide oder expansible Aggregatzustand ist nur Folge ihrer Verbindung mit dem Wärmestoffe, wie dieses Erfahrungen in der Folge näher beweisen sollen." In dem, was weiterhin vom Wärmestoffe vorgebracht wird, haben wir diese *Beweise* nicht gefunden; so wie wir überhaupt den Vf. fragen möchten, ob nicht das Verdampfen aller Körper, auch der dichtesten Metalle, bey Verminderung des Luftdrucks (dessen fast gar nicht gedacht wird) und bey einer Temperatur, in der man sonst gewohnt ist, Flüssigkeiten erstarren zu sehn, eben so gut von einem ursprünglichen Streben zur elastischen Flüssigkeit zeuge, als das Erstarren *verschiedener* Flüssigkeiten ein Bestreben zur Festigkeit beurkunden soll, zumal wenn man bedenkt, dass die Gase für sich, so wie der reine Weingeist, bey keinem bekannten Kältegrade gerinnen. — S. 64 soll es wohl heissen: Die Verbrennung einer der allgemeinsten (statt grössten) Naturerscheinungen; auch ist S. 78 u. a. a. O. der Ausdruck offenbar verfehlt, wenn gesagt wird, dass ein Stoff, durch seine Verbindung mit einem anderen, Zersetzungen widerstehen könne, *gegen die er allein sich nicht zu vertheidigen im Stande war.* Gott sey gedankt, Kriege führen bis jetzt bloss Thiere und Menschen; wehe uns, wenn auch die anorganische Natur mit solchen Gelüsten schwanger ginge! — Übrigens ist die Entwickelung der Verwandtschaftsgesetze (mit vorzüglicher Rücksicht auf *Berthollets* Leh-

re) sehr wohl gerathen. — 2 Abschnitt. *Von der chemischen Classification und Nomenclatur.* Unter den Stoffen werden Wärmestoff, Lichtstoff, elektrische und *galvanische* Stoffe als Stoffe der *ersten* Classe, oder als solche aufgeführt, *welche die Verbrennung begleiten, begünstigen oder veranlassen.* Ob der Vf. auch für die Phänomene des Magnetismus, der Schwere (die denn doch allerdings jede Verbrennung begleitet) und des Schalls Stoffe annimmt, wozu strenge Consequenz allenfalls führen möchte, erfahren wir nicht. Die *zweyte* Classe „macht den einfachen Stoff aus, welcher die eigentlich wirkende Ursache bey diesem Phänomen ist, der die Verbrennung allein bewirkt und unterhält, und ohne den kein Verbrennen im Schöpfungsraum *denkbar* ist“(!), nämlich das Oxygen (oder den Sauerstoff). Die *dritte* Classe „vereinigt alle die einfachen Stoffe, welche als die eigentlichen Werkzeuge bey dieser Erscheinung anzusehen sind, und die im vollkommenen Sinne des Worts verbrannt werden. Daher diese Classe der einfachen Stoffe auch den Namen der einfachen *verbrennungsfähigen* (einfachen oxygenationsfähigen) u. s. w. Stoffe führt.“ Diese zerfallen wiederum in metallische und nicht metallische. Den letzteren werden die Grundlagen der Salzsäure, Flussäure und Boraxsäure beygezählt. In die *vierte* Classe endlich verweist der Vf. „alle diejenigen Stoffe, welche *durchaus* (!) keinen Antheil an dem Verbrennungsprocesse nehmen, und die daher durch die Benennung *einfacher unverbrennlicher* (u. s. w.) Stoffe von den übrigen einfachen Stoffen unterschieden werden.“ Dieser Classification gemäss würde der Vf. am treffendsten die Chemie als Verbrennungslehre (als Theil der Physik) charakterisirt haben. Die zusammengesetzten Stoffe läst Hr. *S.* zerfallen „1) in *oxygenirte* oder verbrannte *Stoffe;* 2) *Salze*, d. h. Verbindungen der salzfähigen Basen mit den Säuren; 3) *Verbindungen der einfachen oxygenationsfähigen Stoffe unter sich, und mit den Alkalien und Erden;* und 4) *zusammengesetzte Stoffe von unbekannter* oder noch nicht hinlänglich untersuchter *Zusammensetzung.*“ Letzteres würde besser heissen: Stoffe von unbekannter Zusammensetzung; denn „zusammengesetzte Stoffe“ ist die allgemeine Benennung der ganzen 2 Abtheilung. Durch *Davy's* Entdeckungen ist diese sonst schätzbare Classification sehr unvollständig geworden. Warum der Vf. die Verbindungen der salzfähigen Basen mit den Metalloxyden (wie z. B. *Kastne* im *rommsdorffischen* Journ. XII. 1. S. 97 vorschlug) nicht den Salzen beyzählt (und früher unter *salzfähigen Basen* nur Erden und Alkalien, späterhin aber auch die Metalloxyde verstanden wissen will), sehen wir nicht ein. Freylich musste er dann den Begriff der Salze umfassender gegeben haben. Auch hätte bey der Abtheilung der salzfähigen Basen in Erden und Alkalien bemerkt werden sollen, dass das *Ammoniak* kein einfaches Alkali ist. — Die einzelnen Classen zerfallen theils in Ordnungen, theils in Geschlechter, und die letzte Classe der zweyten Abtheilung dient den übrigen zum Appendix. Da der Vf. früher der *winterlschen* Schriften gedenkt: so hätte er sie bey den Schriften über die Nomenclatur auch nicht übergehen sollen, zumal da *Winterl's* Nomenclatur unvermerkt selbst von Gegnern benutzt wird, und da sie von allen anderen Nomenclaturen so beträchtlich abweicht. Die S. 107 aufgeführten älteren chemischen Zeichen wären zweckmässiger aus *Hagens* Experimentalchemie, als aus dessen Lehrbuch der Apothekerkunst, entnommen worden. — 3 Abschnitt. *Von den einfachen Stoffen, welche die Verbrennung begleiten, begünstigen und veranlassen.* Zu diesen Stoffen zählte der Vf. selbst die elektrischen und galvanischen sogenannten Stoffe; von denen ist hier aber durchaus keine Rede: eine Inconsequenz, die wir um so mehr rügen müssen, da dem Vf. doch zur Zeit des Entwurfes der grosse Antheil der elektrischen und galvanischen Agentien auf die chemischen Processe zur Genüge bekannt seyn musste. In 2 Capp. werden *Wärme* und *Licht* mit fast zu grosser, übrigens sehr unterrichtender Ausführlichkeit abgehandelt. Nachdem zuvor gesagt worden, dass „feste Körper erhitzt schmelzen,“ werden gleich darauf als *unschmelzbare* Körper der Demant, die Kohle und Erden angegeben. Im 4 Abschnitte betrachtet der Vf. die einfachen *Stoffe*, „welche die Verbrennung bewirken und unterhalten.“ 1) Vom Sauerstoff. 2) von der Verbrennung.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

## NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Nauck: *Die Arithmetik, oder das bürgerlich-kaufmännische Rechnen in seinem ganzen Umfange.* Von *Joh. Friedr. Michaelis.* Dritte vermehrte und verbesserte Auflage des berlinischen Rechenbuchs. 1809. X u. 469 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

*München*, ohne Angabe des Verlegers: *Der Geistliche des Neuen Bundes aus dem Gesichtspuncte des Neuen Bundes betrachtet.* Eine Rede gehalten von *Joh. Mich. Sailer* in der Stadtpfarrkirche zu Bregenz (als Hr. *Franz Joseph Waizenegger* seine erste heilige Messe las). Zweyte vermehrte Ausgabe. 1811. 72 S. 8. (4 gr.)

*St. Gallen*, b. Huber u. C.: *Gründlicher Unterricht in der Rechenkunst.* Vorzüglich zum Gebrauch in den Schulen, von *Jacob Tobler.* Neue wohlfeilere Ausgabe. Erster Theil. 1812. 315 u. 333 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

*St. Gallen*, b. Huber u. C.: *Veränderungen der regel- und unregelmässigen Zeitwörter in der französischen Sprache.* Zum Gebrauch derjenigen Schulen, in welchen die Sprachlehre des Hn. Abbé *Mozin* eingeführt ist. Von *Daniel Freydig.* Verbessert und vermehrt herausgegeben von D. *J. H. Meynier.* Zweyte Auflage. 1812. 546 S. 8. (12 gr.)

JENAISCHE
ALLGELMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JULIUS, 1812.

## CHEMIE.

1) Dorpat, b. Gauger: *Handbuch der theoretischen Chemie* — von D. *D. H. Grindel* u. s. w.

2) Göttingen, b. Röwer: *Grundriss der theoretischen Chemie* von D. *F. Strohmeyer* u. s. w.

3) Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *W. A. Lampadius erläuternde Experimente über die Grundlehren der allgemeinen und Mineral-Chemie* — I Th. herausgegeben von *J. Breisig*. II Th. herausg. v. *Ch. Bercht* u. *G. G. Pusch* u. s. w.

4) Halle u. Berlin, in d. Buchh. d. hallischen Waisenhauses: *Grundriss der Chemie* — von D. *F. A. K. Gren*, u. D. *Ch. F. Bucholz* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im 5 Abschnitte werden die *Verhältnisse der einfachen oxygenationsfähigen Stoffe und ihre Verbindungen mit dem Oxygen untersucht*; und zwar 1) die *nichtmetallischen*, 2) die *metallischen*. Die erste Abtheilung zerfällt in 8 Unterabtheilungen: I. Wasserstoff und Wasser. Gegen den Vf. bemerken wir, dass schon *Scheele* reines *geruchloses* Wasserstoffgas darstellen lehrte, und dass ein mittelst der galvanischen Säule dargestelltes Wasserstoffgas in der Regel keinen Geruch besitzt. II. Vom Salpeterstoff, der Salpetersäure, vom oxydirten Salpeterstoffgase (Salpetergas, nitröse Luft), vom oxydulirten Salpeterstoffgase (oxydirtes Stickgas) und von der atmosphärischen Luft. Bey den Bereitungen des reinen Stickgases vermissen wir diejenige, welche sich auf die Zersetzung der atmosphärischen (Berg-) Luft mittelst Bleyamalgam gründet. Ein ziemlich reines Salpetergas erhält man nach Rec. Beobachtungen auch durch Zersetzung mässig geglüheten (nach Entwickelung des grösseren Antheils von Krystallwasser) Salpeters, mittelst verdünnter Schwefelsäure. Auch zu S. 203 fügen wir hinzu, dass Salpetergas thierische Theile im hohen Grade gegen Fäulniss schützt. III. Vom Kohlenstoff und dessen Verbindungen mit dem Oxygen. Unter den Erzeugungsweisen der Kohlensäure vermissen wir diejenige mittelst der galvanischen Kette. Zur Darstellung in grösseren Quantitäten benutzt man nach *Trommsdorffs* Vorschlag am besten die kohlensaure Talkerde. IV. Vom Schwefel und dessen Verbindungen mit dem Oxygen. Im 1 Cap., vom Schwefel, vermissen wir die Bemerkung, dass der Stangenschwefel bey mässigem Drucke knistert. Nicht nur nach dem Grade der Concentration der Säure, wie Hr. *S.* im 2 Cap. meint, variirt der Temperaturgrad, bey welchem die Schwefelsäure gefriert, sondern auch nach der Menge beygemischten Eisöls. Die ausgekochte Lakmustinctur von *reiner* schweflichter Säure (3 Cap.) sah Rec. nie roth werden, wohl aber grünlich, welches nach und nach in Entfärbung überging, jedoch weniger schnell als bey dem Aufguss von Rosenblumenblättern. Ächte rauchende (nordhäuser) Schwefelsäure riecht keineswegs nach brennendem Schwefel. V. Vom Phosphor u. s. w. Wir fügen hinzu, dass schon *Isaak Holland* den Phosphor kannte; dass der Phosphor dem Wasser Geruch und schädliche Eigenschaften ertheilt, und dass die Reinigung desselben am besten durch Rectification gelinge. Die Phosphorsäure „*krystallisirt* nach des Vfs. Erfahrungen (S. 248) in vollkommen vierseitigen oder platt gedrückten sechsseitigen Säulen mit vierseitiger Endpyramide, die in parallelen Richtungen mit den Seitenflächen einer schwach geschobenen vierseitigen Säule sich nett spalten lassen, oder auch in nadelförmig strahlig zusammengehäuften Krystallen. Am besten gelingt das Krystallisiren mit der an der Luft halb zerflossenen glasigen Phosphorsäure, oder noch besser mit der durch conc. Salpetersäure aus phosphorichter Säure bereiteten Säure. Diese krystallisirt bey Frostwetter binnen einigen Tagen.“ Beym oxydirten Phosphor vermissen wir das bekannte, gewöhnlich mit etwas Phosphorsäure vermengte *rothe* Oxyd; ferner die Veränderung, welche der Phosphor durch Lichteinwirkung erleidet. VI. Von der Salzsäure u. s. w. Den im 1 Cap. angegebenen Eigenschaften der Salzsäure fügen wir die bekannte, für das salzsaure Gas charakteristische Beobachtung bey, dass Kampher darin *schmelzt*, und sich (so wie auch in Flusssäure, Essigsäure und Kohlensäure) auflöst, welches der Vf. indess Th. II. S. 257 bey Kampher anführt. Ungern vermissen wir eine kurze Angabe des Verfahrens, die Salzsäure geruchlos darzustellen. (Da nach *Davy* die Salzsäure aus Chlorine und Wasserstoff zusammengesetzt ist: so scheint die geruchlose Säure sich von der riechenden nur dadurch zu unterscheiden, dass in der letzteren weniger Wasserstoff vorhanden ist, als das Chlorine zur Neutralisation erfodert.) VII. Von der Flusssäure und dem flusssauren Gase. VIII. Von der Boraxsäure. (Färbt Curcumätinctur braunroth, fast braun.) 2 Abtheilung. *Von den Metallen und ihren Verbindungen mit dem Oxygen.* Dass der eigenthümliche Glanz der Metalle nicht Folge ihrer grossen Dichtigkeit ist, beweisen jene Körper, welche bey geringer Dichtigkeit einen ähnlichen Glanz darbieten, z. B. das Kalimetalloid. — Mit Hülfe der galvanischen Kette lassen sich Metallvegetationen vieler Metalle darstellen, deren Blättchen weit dünner sind, als das ge-

wöhnliche Blattgold. — Wismuth und Spiefsglanz werden durch öfteres Umfchmelzen mit Natron ductil. Die erfte vollftändige Oxydationsftufe des Arfeniks ift das caftanienbraune Oxyd. — Es giebt ein *Hyperoxyd* des Silbers und aufser den angeführten Chromoxyden ein *fchwarzes* Oxyd; das Kali-Titanoxyd ift verglafungsfähig, und das Titanoxyd ähnelt hierin dem kiefelfauren Kali. Etwas magnetifch ift auch das reinfte *Uran*. Das Bleyoxyd ift zum Theil — nach *Berthollet* — für fich reducirbar. — 6 Abfchnitt. *Von den Alkalien und Erden, oder von den alkalifchen und erdigen falzfähigen Bafen.* Baryt, Strontian und *Kalk* find den Alkalien beygezählt; vom Kalke läfst fich indefs nicht behaupten, dafs er fchmelzbar und flüchtig ift (S. 429), wenigftens ift er es nicht in höherem Grade als die Talkerde, welche übrigens, nach *Henry*, der Ätzbarkeit fähig fcheint. Die Kiefelerde follte wohl billig eine Stelle unter den *Säuren* einnehmen. Auch einige Bleyfalze find neutral, und die Talkerde ift der Neutralifation mit Säuren nicht unfähig. — II Theil. 7 Abfchn. *Von den Verbindungen der einfachen oxygenationsfähigen Stoffe unter fich und mit den Alkalien und Erden.* I. Verbindungen des Wafferftoffs. — Der unangenehme Geruch des Kohlenwafferftoffgafes dürfte wohl in allen Fällen von aufgelöften Theilen des brenzlichen Öles herrühren. In die Charakteriftik der Kohle könnte noch aufgenommen werden, dafs fie den Metallen fich nähert durch (unvollkommene) Dendritenbildung, durch ihr Verhältnifs zur Elektricität und in der galvanifchen Kette, und dafs fie mehrere Metalle auch aus ihren wafferhaltigen Auflöfungen theils unvollkommen theils vollkommen reducirt. Mit dem Phosphor läfst fie fich in verfchiedenen Verhältniffen vereinigen, desgleichen mit einigen Metallen. Das Arfenikwafferftoffgas befteht nach des Vfs. Unterfuchung, bey mittlerer Temperatur der Luft und 28″ Barometerftand, im parifer Cubikzoll aus 0,219 Milligrammen Wafferftoff und 10,600 Milligrammen Arfenik. Zur Darftellung diefes Gafes empfiehlt er vor allen Methoden, die Legirung des Arfeniks mit Zinn, mit Salzfäure oder verdünnter Schwefelfäure zu behandeln, bey möglichft hoher Temperatur. Das Gas wird durch Waffer, welches atmofphärifche Luft enthält, allmählig unter Ausfcheidung von reinem Wafferftoffgafe und metallifchem Arfenik zerfetzt, wobey fich Waffer und braunes Arfenikoxyd bilden. Es reagirt weder auf Lakmus-, noch auf Curcumä-Papier, wird von Alkalien nicht abforbirt, vom Schwefelwafferftoffgafe nicht fichtbar geändert, dagegen vom Terpentinöl abforbirt, wobey reines Wafferftoffgas zurückbleibt. Mit atmofphärifcher Luft gemengt, in unbedeutenden Mengen eingeathmet, verurfacht es fchon Schwindel, Beklemmung und Neigung zum Brechen. Es brennt mit bläulich hellweifser Flamme, unter Verbreitung des arfenikalifchen Knoblauchgeruchs und unter Entwicklung eines weifsbräunlich gefärbten Rauchs, der fich fchnell verdichtet und als dünner Überzug die Seitenwände der Gefäfse belegt; er befteht aus arfenichter Säure, braunem Oxyde und zuweilen auch metallifchem Arfenik. Vollftändig (mittelft Sauerftoffgafes, begleitet von mehr oder weniger heftiger Detonation) verbrannt, geht es mit blendend weifser Flamme in wäfferige arfenichte Säure über. Ein Cubikzoll Gas, welches das Maximum von Arfenik enthält, fodert bey mittlerer Temperatur zur vollftändigen Verbrennung 0,72 Cub. Zoll Sauerftoffgas. Das Gemenge läfst fich auch durch den elektrifchen Funken entzünden. Salpetrichte Salpeterfäure und gasförmige oxygenirte Salzfäure zerfetzen das Gas augenblicklich unter Bildung von arfenichter Säure. Salpeterfäure, Salpeterfalzfäure und liquide oxygenirte Salzfäure hingegen fcheiden, wenn fie nicht zu concentirt find, das Arfenik Anfangs in rein metallifchem Zuftande aus. In allen diefen Fällen entgeht ftets ein Theil des Wafferftoffs der Verbrennung. Ein Gemenge von diefem Gafe und Schwefelwafferftoffgas, mit oxygenirtfalzfaurem Gafe vermifcht, wird zerfetzt, indem fich Operment abfcheidet. Die meiften fauren Metallauflöfungen zerfetzen das Gas. Insbefondere die falpeterfauren und alle oxydirten Metallfalze; fo wie auch diejenigen, deren metallifche Grundlage nur fchwach mit dem Sauerftoff verbunden ift. Der Wafferftoff wird zum Theil dadurch in Waffer umgeändert, zum Theil tritt er aber als reines Wafferftoffgas aus. Das Arfenik fcheidet fich Anfangs faft ganz im metallifchen Zuftande (zuweilen mit dem Metall der Auflöfung etwas legirt) aus, wird aber meift fehr bald nachher gefäuert. Hiebey erleiden die Metallfalze gleichfalls eine mehr oder minder bedeutende Mifchungsänderung. Unter allen Metallfalzen ift das oxydirt-falzfaure Queckfilber dagegen am empfindlichften, und wird dadurch in oxydulirt falzfaures Queckfilber verändert. (Eine Veränderung, welche diefes Salz auch durch Einwirkung der Holzkohle erleidet, vergl. *Kaftner's* Beob. in *Trommsdorffs* Journ. XII. 1. 109.) — Da der Vf. *Vauquelins* Zinkwafferftoffgas (*Journ. de la Société des Pharmaciens de Paris* p. 241) aufführt: fo hätte er auch des, aus Goldauflöfung Goldpurpur fällenden Zinnwafferftoffgafes gedenken können. II. Verbindungen des Kohlenftoffs. Hier wird nur die Verbindung mit dem *Eifen* und dem *Mangan* erwähnt, derjenigen mit dem *Kupfer* und dem *Platin* noch nicht gedacht. III. Verbindungen des Schwefels. Nach älteren und unferen eigenen Beobachtungen fügen wir hinzu, dafs Schwefelkali und Natron von Alkohol aufgelöft werden, mit orangebrauner Farbe. Aus der Auflöfung, deren Geruch mit der Zeit an Widerlichkeit zunimmt, fcheiden fich prismatifche farbenlofe Kryftalle ab, die hydrothionfaures Kali (Natron) find. Der Weingeift erleidet dabey einige Veränderung. Ein Stück Phosphor, welches man in die dunkle Auflöfung wirft, *zerfällt augenblicklich zu Pulver, und die Flüffigkeit wird entfärbt.* Der Schwefelkalk, Baryt und Strontian geben unvollftändige und zum Theil fehr fchwache geiftige Auflöfungen, mit zum Theil merkwürdigen Abfcheidungen. Rec. wird feine hieher gehörenden Beobachtungen nächftens in einem chem. Journale öffentlich mittheilen. — Die S. 103 aufgeftellte *Schwefel-Talkerde* dürfte fchwerlich

vom Kali oder Natrongehalt frey gesprochen werden. IV. Verbindungen des Schwefel-Wasserstoffs und des Wasserstoffschwefels. V. Verbindungen des Phosphors. Rec. stellte vor 3 bis 4 Jahren einen Phosphorschwefel dar, der 2 Jahre hindurch fast vollkommen flüssig blieb, unter Wasser gar nicht aufgehoben werden konnte, ohne gänzliche Zersetzung, wobey sich viel Schwefelwasserstoff entband, und säuerliches weisses Phosphoroxyd das Wasser milchicht machte. Unter Weingeist bis jetzt aufgehoben, ist er allmählig erhärtet, wobey sich eine grünlich schwarzgraue (näher zu untersuchende) Materie ausgeschieden hat. Der darüber stehende Weingeist besitzt einen höchst widerlichen Geruch, ist aber farbenlos. VI. Von den wechselseitigen Verbindungen der Metalle, oder von den Metalllegirungen. 8 Abschnitt. *Von den Säuren mit zusammengesetzter Grundlage.* I. Säuren, deren Grundlage aus Wasserstoff und Kohlenstoff besteht. — Da der reine Weingeist etwas Stickstoff enthält: so kömmt dieser auch wahrscheinlich in der Essigsäure vor; *Trommsdorffs* Versuche entscheiden *nicht* für die entgegengesetzte Behauptung. Zweckmässiger bedient man sich zur Darstellung der Milchzuckersäure (Schleimsäure) des arabischen Gummi. Das Satzmehl giebt nach Rec. Beob., mit Salpetersäure behandelt, unter abgeänderten Verhältnissen keine Schleimsäure, wohl aber ein sehr auflösliches Oxyd. (Noch merkwürdiger wirkt die *Salzsäure* auf das Satzmehl; es scheidet sich nämlich eine kohlige Materie ab, während der übrige Antheil einen bräunlichen Schleim darstellt.) II. Säuren, deren Grundlage aus Wasserstoff, Kohlenstoff und Salpeterstoff besteht. Hieher gehört eigentlich auch die Schleimsäure, während die *Ameisensäure*, nicht als problematische, sondern als eigenthümliche Säure, der vorigen Unterabtheilung angehört. 9 Abschnitt. *Von den übrigen oxygenirten Stoffen mit zusammengesetzten Grundlagen.* Der Vf. theilt sie in 3 Classen, je nachdem die Eigenschaften des *Wasserstoffs*, des *Kohlenstoffs* oder des *Salpeterstoffs* vorherrschen. Unter dem Äther ist hier, wie in den meisten Lehrbüchern der Chemie, *Ameisenäther* nicht erwähnt; er ist eine eigenthümliche, nach *S. Bucholz* nach bitteren Mandeln riechende, daher wahrscheinlich Blausäure oder Blausäuresubstrat enthaltende Flüssigkeit. 10 Abschnitt. *Von den Salzen.* Mit besonderem Fleisse ausgearbeitet. Der S. 536 ff. gegebene *Anhang* enthält die Verbindungen der Metalloxyde mit Alkalien und die Seifen, im Vergleich mit den Salzen zu kurz und minder vollständig. 11 Abschnitt. *Von den Vegetabilien* (in soweit die Betrachtung derselben der Chemie angehört). Zum Theil ein Commentar zum 9 Abschnitt. Wir fügen hinzu: Zucker erscheint unter andern auch fertig ausgebildet am Zuckerseetang (*Fucus sachar.*). Nach dem Picromel hätte die *Sarcocolla* erwähnt und beschrieben werden sollen; nach dem Wachse das *grüne Satzmehl* der Pflanzensäfte, und nach dem Extractivstoff die *Pflanzengallerte*. Ausserdem enthält dieser Abschnitt Betrachtungen über den Vegetationsprocess (mit kritischer Auswahl der hieher gehörigen Beobachtungen eines *Scheele*, *Sennebier*, *Woodhouse*, *Saussure*, *Link* u. m. A.) und über die Gährung. 12 Abschnitt. *Von den Animalien* (in soweit die Betrachtung derselben der Chemie angehört). Von der Zusammensetzung animalischer Producte, von den chemischen Erscheinungen des Athmens, und von der Fäulniss. 13 Abschnitt. *Von der chemischen Zusammensetzung des Luftkreises oder der Erdatmosphäre.* — Wir wünschen dem würdigen Vf., dass sein Grundriss recht bald eine neue Auflage erlebe, wo denn ohne Zweifel die neuesten (zum Theil umwälzenden) Entdeckungen, insbesondere der englischen, französischen und schwedischen Chemiker, vollständig benutzt werden dürften. Zur grösseren Brauchbarkeit des Buchs empfehlen wir ihm die Mühe der Ausarbeitung eines vollständigen Registers nicht zu scheuen, und schliessen mit dem Wunsche, dass er alsdann auch der Muttersprache treuer bleiben möge, als in der gegenwärtigen Ausgabe.

No. 3. Ein im Ganzen recht gut gerathenes *Tagebuch* über diejenigen chemischen Experimente, welche Hr. Prof. *Lampadius* in Freyberg während eines jährigen Lehrcurses anzustellen pflegt; ausgearbeitet von dreyen seiner Schüler, unter dessen Aufsicht und Genehmigung, und laut den Vorreden desselben dazu bestimmt, 1) seinen Zuhörern die Übersicht der Experimente zu erleichtern, 2) angehenden Lehrern der Chemie eine zweckmässige, dem Lehrvortrage angemessene Reihe von Experimenten in die Hände zu geben, 3) sein (1808 b. Craz u. Gerlach in Freyberg erschienenes) tabellarisches System der Chemie zu erläutern, und 4) manche neue Versuche, die er bis jetzt noch gar nicht oder doch nur unvollkommen bekannt machte, mitzutheilen. Diese Zwecke sind allerdings lobenswerth; nur zweifeln wir, dass der 2te erreicht werden dürfte. Denn theils wird die Chemie auf den meisten Universitäten in halbjährigen Cursen vorgetragen, theils fehlt es den einzelnen Versuchen an wissenschaftlicher Verkettung, und vielen Angaben und Erklärungen an Gründlichkeit und Bestimmtheit, ungeachtet die Ausarbeitung (wie die Vff. versichern) bey frischem Gedächtnisse zu Hause nach den Beobachtungen erfolgte, und diese Ausarbeitungen wöchentlich dem Hn. Prof. *Lampadius* zur Beurtheilung vorgelesen wurden. — Der ganze Lehrcurs zerfällt in *zwey* Theile, den präparativen (allgemeinen) und den angewandten, welcher letztere die Mineralchemie zum Gegenstande hat. Der erste Theil enthält an 400, der zweyte 587 Versuche. Ein Verzeichniss derselben würde hier zu weit führen (es nimmt an 74 Seiten ein). Die Folge der Untersuchungen möchte für den Vortrag angehender Lehrer der Chemie eben nicht zweckmässig seyn, da der Übergang von dem Einfacheren (und Allgemeineren) zu dem Mannichfaltigeren (und Besonderen), und die dadurch von selbst eintretende Klarheit des Vorgetragenen durch die gewählte Anordnung eher verletzt als erreicht wird. Lieber würden wir daher diese Experimente solchen Anfängern zur Nacharbeitung empfehlen, welchen

die Wahrheiten der Chemie im Allgemeinen, und die verschiedenen chemischen Agentien in systematischer Folge schon bekannt sind. Diesen wird auch das vollständige Inhaltsverzeichniss, nach welchen sie beliebige Experimente auswählen können, sehr zu Statten kommen. — Die meisten Erklärungen der einzelnen Versuche sind so gegeben, dass sie die Kenntniss der Kunstausdrücke und des Systemes der Chemie gewissermasen voraussetzen; Belege für diese Behauptung geben gleich die ersten, und fast alle folgenden Versuche. — Vers. 3 enthält die Bereitung des Essigäthers. Zur Erklärung desselben heisst es: „Hier verbindet sich das Bley des essigsauren Bleyes mit der Schwefelsäure, die Essigsäure wird aus demselben frey, und verbindet sich mit Wasserstoff, Kohlenstoff und dem wenigen Sauerstoff des Weingeistes zur Essignaphte!" Rec. muss gestehen, dass man sich kaum kürzer mit der Ätiologie dieses Processes abfinden kann, man müsste denn etwa geradezu sagen (was hier dasselbe ist): — „und verbindet sich mit dem Weingeiste zur Essignaphte." Da aber durch Angabe der Weingeistbestandtheile jener sog. Erklärung ohne Zweifel ein Schein von Gründlichkeit gegeben werden sollte: so hätte diese Angabe doch wenigstens fehlerfrey seyn müssen. Um die Phänomene der Temperaturerhöhung, der Erglühung und Entflammung zu erklären, heisst es schlechtweg: „Feuer wurde ausgeschieden," als wenn dergleichen Worte mehr sagten, als: es wurde heiss, glühend, es entflammte. — Womit wurde denn im 4 Versuche bewiesen, dass die bey der trockenen Destillation des Holzes in die Luft gegangenen Theile kohlenstoffhaltige brennbare Luft (dergleichen Verbindungen der alten und neueren Nomenclatur kommen nicht selten vor), kohlensaure Luft und luftförmiges Kohlenoxyd wären? Welcher Versuch bewies denn, dass die durch Ablöschen glühender Kohlen in Wasser erhaltene Luft kohlensaure und Wasserstoff-Luft war? Vgl. S. 37. e. Bey verschiedenen Versuchen, die sehr belehrend hätten ausfallen können, fehlt die Angabe des quantitativen Verhältnisses der Materien, z. B. S. 14. 2, a, S. 15. 2, b. Nach Vers. 5, b löst sich Phosphor in *Schwefelwasserstoff* zur hellen Flüssigkeit auf; aber erst weiterhin, S. 15, erfährt man, dass unter Schwefelwasserstoff der tropfbar *flüssige* Wasserstoffschwefel (oder, wie ihn *Lampadius* ehemals nannte, der Schwefelalkohol) zu verstehen ist. Ein mit gedachter Auflösung getränktes Stück Löschpapier entzündete sich nach 8 Minuten in der atmosphärischen (Sommer-) Luft von selbst. Wahrscheinlich zur Unterscheidung vom liquiden Wasserstoffschwefel nennt der Vf. das Schwefelwasserstoffgas Schwefelhydrogen! S. 20 hätte wohl bemerkt werden können, dass die Kohlensäure des Wassers verflüchtigt, und das Wasser mithin durch die Destillation sowohl von feuerbeständigeren, als auch von flüchtigeren Beymischungen befreyt wird. Auch hätte angegeben werden sollen, dass das aus *gläsernen* Gefäsen destillirte und darin aufbewahrte Wasser nicht absolut rein ist. Vers. 5, e, ferner Vers. b u. c S. 60, Vers. 2 S. 95 u. m. dgl. sind ohne Zuziehung der Gesetze des galvanischen Processes unverständlich. Was nach der Digestion des Mastix mit Weingeist zurückbleibt, ist nicht, wie S. 66 behauptet wird, Gummi, sondern eine dem Caoutschouk ähnelnde Materie. — S. 73 wird bemerkt, dass künstlicher bononischer Leuchtstein, *unter einer blauen Glasglocke* dem Sonnenlichte ausgesetzt, den darauf folgenden Abend *blau geleuchtet habe!* Bekanntlich wollte *Beccaria* dasselbe beobachtet haben, indem er (1 u. 2 Abh. im Allg. Mag. VI Th. S. 181. u. VII. S. 163) behauptete, dass jener Leuchtstein, wenn er, mit *gefärbten* durchsichtigen Gläsern bedeckt, den Sonnenstrahlen ausgesetzt wird, nachher im Dunkeln unbedeckt, mit einem eben so gefärbten Lichte leuchte. Dieser Behauptung haben unter anderen *Yelin* (Lehrb. der Experimental-Naturlehre. Ansbach 1796. S. 289) und *Scherer* (*Grens* N. Journ. d. Physik B. I. S. 325), auf eigene Beobachtungen gestützt, geradezu widersprochen, u. in den Handbüchern der Physik neuerer Autoren findet man die Unrichtigkeit derselben als bekannt vorausgesetzt. Es wäre daher allerdings der Mühe werth gewesen, hier, statt der erwähnten kurzen Bemerkung, eine ausführliche Beschreibung des Versuchs, eine genaue Bestätigung desselben durch Wiederholungen unter abgeänderten Umständen, und eine strenge Berücksichtigung der früheren Einwürfe zu lesen. So lange eine solche Beweisführung für die Richtigkeit gedachter Beobachtung mangelt, glauben wir, dass Hr. *B.* und seine Commilitonen sich täuschten. — Zu ähnlichen Bemerkungen giebt der übrige bey weitem grössere Theil noch häufig Anlass; indess wir gehen jetzt zu dem angenehmeren Theile unserer Aufgabe über, nämlich das für den Chemiker mehr oder weniger Neue und Belehrende in gedrängter Kürze auszuheben.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

## NEUE AUFLAGEN.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Fasslicher Unterricht, jedes deutsche Wort recht zu schreiben.* Nebst einer doppelten Regel für den richtigen Gebrauch des Dativs und Accusativs, oder Mir und Mich, Ihnen und Sie. Fünfte Auflage. 1810. 46 S. 8. (3 gr.)

Leipzig, b. Vogel: *Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand*, von M. *Karl Traugott Thieme.* Siebente Auflage, durchgesehen von *M. Joh. Christ. Dolz.* 1811. XII u. 178 S. 8. (6 gr.)

Ulm, b. Stettin: *Forst- und Jagd-Kalender über die im ganzen Jahre vorkommenden monatlichen Verrichtungen der Forst- und Jagd-Geschäfte für Förster und Jäger, auch Forst- und Jagd-Liebhaber.* Nebst einem Anhange: *der holzgerechte Förster über die technisch-ökonomische und zum Theil medicinische Benutzung der in Deutschland wildwachsenden Holzarten.* Von *Wilh. Hohenadel.* Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1812. 61 S. 4. (12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JULIUS, 1812.

## CHEMIE.

1) Dorpat, b. Gauger: *Handbuch der theoretischen Chemie* — von D. *D. H. Grindel* u. s. w.

2) Göttingen, b. Röwer: *Grundriss der theoretischen Chemie*, von D. *F. Strohmeyer* u. s. w.

3) Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *W. A. Lampadius erläuternde Experimente über die Grundlehren der allgemeinen und Mineral-Chemie* — I Th. herausgegeben von *J. Breisig*. II Th. herausgeg. von *C. Bercht* u. *G. G. Pusch* u. s. w.

4) Halle u. Berlin, in d. Buchh. d. hall. Waisenhauses: *Grundriss der Chemie* — von D. *F. A. K. Gren* und D. *Ch. F. Bucholz* u. s. w.

*(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Hr. *Lampadius* nimmt (mit einigen Physikern) an, dass das Unterscheidende der beiden Elektricitäten in ihrem Gehalte an Wasserbestandtheilen zu suchen sey. Was die Vereinigung von + E und — E sey, wisse man nicht: + E aber sey = einer Vereinigung von viel Licht, wenig Wärme und wenig *Sauerstoff*; — E dagegen eine Vereinigung von viel Licht, wenig Wärme und wenig *Wasserstoff*. Unter den neueren Chemikern behauptete *Kastner* (Grundriss der Chemie, Heidelberg 1807. S. 111, noch bestimmter S. 186 ff.) etwas Ähnliches, nur mit dem Unterschiede, dass er von entgegengesetzten elektrischen *Materien* den entgegengesetzten elektrischen *Zustand* der Körper in der Idee trennte, und in Rücksicht der Vorstellungen über die Natur des Lichtes und der Wärme von *Lampadius* abweicht. So viel auch diese Hypothesen auf den ersten Anblick für sich zu haben scheinen: so können wir sie doch nicht eher auch nur als befriedigende Hypothesen gelten lassen, bis wirklich mit der Wage in der Hand erwiesen ist, dass der Sauerstoff und der Wasserstoff, der z. B. an den in zusammenhängenden Wassermengen gesenkten Poldräthen der galvanischen Säule gasförmig erscheint, nicht aus dem Wasser, sondern bloss von den Elektricitäten abstamme. *L.* behauptet dieses; *K.* will dagegen, dass das sauerstoffhaltige + E und das wasserstoffhaltige — E, bevor sie vereint in o E übergehen, eine elektrisch-chemische Vertheilung und damit verbundene Zerlegung des Wassers in der zusammenhängenden Wassermenge zu Stande bringen. Nach *L.* besteht nämlich die Erzeugung der Gase in einer Zerlegung der elektrischen Materien, welche, indem sie Licht und Wärme abgeben, ihren ponderablen Theil frey lassen. Je länger man die beiden E in Trennung erhalte, je mehr man sie zwinge, sich langsamer zu bewegen: um so steter und lebhafter seyen ihre Wirkungen. Hierauf beruhe die Einrichtung und Wirkung der galvanischen Säule, der einfachen Kette und aller dahin gehörigen Vorrichtungen u. s. w. Am schwierigsten dürften Hn. *L.* nach seiner Hypothese die Salzzersetzungen, die Verschiedenheit der Mengen der Gase nach Massgabe des Abstandes der Poldräthe von einander, und die bis jetzt überall bestätigte Beobachtung seyn, dass die Summe der Mengen der erhaltenen Gase dem Gewichtsverluste des der Polberührung preisgegebenen Wassers durchaus entspricht. So viel uns bekannt ist, war *Gruner* (vgl. *Trommsdorffs* Handbuch der Chemie. 5 B. S. 158) der einzige Beobachter, welcher behauptete, bey der galvanischen Wasserzersetzung keinen Wasserverlust gehabt zu haben, und daher ebenfalls die Gase von der Säulenelektricität ableitete; *v. Hauch's* schöne Versuche haben aber diese und ähnliche Behauptungen gründlich widerlegt. Hn. *L's.* „erklärende Ansicht der elektrischen Erscheinungen" (S. 76 ff.) wurde Hn. *B.* von *L.* selbst schriftlich zum Behuf des Abdrucks mitgetheilt; daher glaubten wir unsere Meinung darüber ausführlich entwickeln zu müssen. Die (chemischen) Verwandtschaften theilt Hr. *L.* ein: „1) in vollkommen mischende, 2) unvollkommen mischende; erstere vereinigt alle Elemente, die in Berührung gebracht werden, letztere aber bilden aus demselben (?) mehrere Vereinigungen. Die erstere theilt er ein a) in Vereinigung zweyer Elemente, b) Vereinigung dreyer Elemente, und c) Vereinigung mehrerer Elemente; die letztere α) in Ausscheidung eines (Elements) aus der Berührung dreyer Elemente, β) Ausscheidung eines aus der Berührung von 4 Elementen, und γ) mehrfache Zersetzungen der Körper unter einander." Diese nichts weniger als neue Eintheilung in *mischende* und *zerlegende* Verwandtschaft hat unseres Erachtens für die bessere Verständigung der chemischen Phänomene gar keinen Nutzen, sondern bringt eher Schaden durch Verwirrung hervor, weil dadurch Anfänger die mischenden Verwandtschaftskräfte leicht als wesentlich verschieden von den zerlegenden betrachten können, während doch in der Wirklichkeit kein Unterschied der Art vorkömmt, und jede *chemische* Zerlegung als Folge einer neuen Mischung eintritt. — *L.* unterscheidet (und dieses achten wir als einen Gewinn für die chemische Terminologie) mechanische, salzig krystallinische, metallisch krystallinische, coagulirende, sparsame oder trübende (Trübung), rahmige, flockige, und mit Wiederauflösung begleitete *Niederschläge*. Die Verdampfungen theilt

er in Verdampfungen auf nassem Wege, auf trockenem Wege, und jede derselben in freywillige und durch Feuer künstlich beförderte. Die Schmelzungen theilt er ein in auflösendes, oxydirendes, desoxydirendes, verflüchtigendes Schmelzen, Umschmelzen, niederschlagendes und Saiger-Schmelzen. S. 12 findet man die Beschreibung eines (aus zwey zu vergleichenden Luftthermometern, von denen die Kugel des einen geschwärzt ist, bestehenden), dem *Leslieschen* ähnlichen Photometers, welches das zerstreute Licht bey bedecktem Himmel noch mit $1\frac{1}{4}$—2° der Scale anzeigen soll. — Nach S. 42 1) geben gleiche Theile Zinn und Roheisen zusammengeschmolzen eine gleichförmige, harte, schöner Politur fähige Masse. S. 69 f. heisst es: „mit einem Glasstäbchen wurden sehr dünne Silberblättchen in Quecksilber getragen, wo sich deutlich die grosse Verwandtschaft zwischen diesen beiden Körpern zeigte, *indem sich die Silberblättchen* krümmten, und sich *in einer Entfernung von* $\frac{1}{2}$ *Zoll* (sage einen halben Zoll!!) *dem Quecksilber zu nähern suchten.*" S. 81 f. wird ein sehr zweckmässiger Apparat beschrieben, um das aus Braunstein zu entbindende Sauerstoffgas auf der Stelle im Sauerstoffgebläse oder Löthrohr zu benutzen. Die an die Retortenmündung geküttete 4 Fuss lange kupferne Röhre läuft nämlich von der Mündung an kegelförmig gespitzt zu, und ist am äussersten Ende mit einer krummen, angeschraubten, beweglichen kupfernen Röhre versehen, die als Löthrohr dienen kann. S. 86 f. wird die *köhlersche* Blasemaschine (zur Ersparung des Gebrauchs der Lungen beym gewöhnlichen Löthrohr) beschrieben, die der Empfehlung werth zu seyn scheint. — S. 101 c). „Unter die Glocke der Luftpumpe wurde auf einem flachen Porcellanschälchen *Mennige* gesetzt, die atmosphärische Luft ausgepumpt und die Glocke mit Hydrogengas angefüllt. —— Nun wurde der Brennpunct eines grossen Brennglases auf die Mennige gerichtet, diese kam zum Schmelzen, wurde anfänglich gelb und dann (ohne Enflammung der Luft?) in metallisches Bley umgeändert, welches als ein Bleykügelchen erschien und von nicht reducirter Mennige umgeben war. In der Glocke war während dieser Operation Wasser entstanden." S. 112 a). „Zwey Loth zerstückeltes Muskelfleisch wurden in einer Flasche mit Lebensluft, mit ätzender Kalkerde überschüttet, und fest verschlossen einen Monat lang hingestellt; nach Verlauf dieser Zeit war die Kalkerde zum Theil in *salpetersauren Kalk* verwandelt." Ebend. b) wurde eine kleine Quantität atmosphärische Luft mittelst durchschlagender elektrischer Funken (ohne Beyhülfe von Kalilauge) einige Stunden hindurch elektrisirt, und dann mit Lakmustinctur geprüft; sie wurde sogleich geröthet. (Sollte die Luft frey von Kohlensäure gewesen seyn? Denn so schnell pflegt Salpetersäure unter diesen Umständen nicht erzeugt zu werden.) S. 127 f. wurde Arsenikwasserstoffgas durch unmittelbare Einwirkung des Wasserstoffgases auf den Arsenik gebildet. S. 143. Eine bestimmte Menge Wasser lief in $7\frac{1}{2}$ Minuten durch einen Glasheber aus einem porcellanen Gefässe, in welchem es eine 4 Zoll hohe Wassersäule bildete, in ein anderes tiefer stehendes. Genau dieselbe Menge Essignaphte floss durch denselben Glasheber in $13\frac{1}{2}$ Minuten. Den Adhäsionsversuchen S. 146 zufolge ist die Adhäsion zwischen Essignaphte und Messing um 56—29=27 Gran auf einen Quadratzoll grösser, als die des Wassers gegen Messing. Um einen Quadratzoll Glas vom Wasser zu trennen, wurden 50 Gran Gewicht erfodert; um dasselbe Glas von der Essignaphte zu trennen, nur 38 Gran. 100 Tropfen Essignaphte wogen 60 Gran, 100 Tropfen Wasser 140 Gran. Beide wurden sorgfältig aus demselben weithalsigen weissen Fläschchen gelassen. S. 150. 1 Cubikzoll Wasser von 17° de Luc, mit eben so viel Alkohol von derselben Temperatur gemischt, nahmen 1,9 C. Zoll ein; das Gemisch hatte 22° de Luc. — S. 170. Phosphor krystallisirte aus seiner wasserhellen Auflösung in Wasserstoffschwefel durch allmähliches Verdunsten des letzteren, in 6seitigen wasserhellen, durchsichtigen Säulen. S. 203. Mit Wasser befeuchtetes gepulvertes Wismuth oxydirte sich binnen 7 Wochen auf Kosten der gesperrten, und daher in Rücksicht des Statt findenden Verlustes bestimmbaren atmosphärischen Luft etwas, jedoch sehr wenig. Bey einem anderen Versuch bildete sich mehr (röthliches) Oxyd, als man das täglich 2 Mal befeuchtete Metall der freyen Luft 7 Wochen hindurch aussetzte. *L.* stellte diese Versuche an, um eine wohlfeile Methode der Bereitung des spanischen Weisses auszumitteln; unstreitig würde er seinen Zweck eher erreicht haben, wenn er das Wismuthpulver in blanken kupfernen, oder silbernen, oder vergoldeten Messingschalen auf gleiche Weise behandelt hätte. Zink oxydirt sich unter diesen Umständen sehr leicht, und wenn es nicht eilt: so ist dieses vielleicht die einfachste Methode, *Zinkblumen* zu bereiten. Jeder kupferne Kessel kann die Stelle der Schalen vertreten. S. 210 f. Hr. *L.* reducirte Gold mittelst Holzkohle aus der gewöhnlichen Auflösung; Silber aus der salpetersauren Auflösung mittelst Schwefel. (Ähnliche Versuche, die zum Theil noch auffallender sind, als der letztere, stellte auch *Kastner* an, in s. Beyträgen.) S. 239. Im freyen Feuer eingeäschertes Fichtenholz gab 0,618 Gran mehr Asche und 0,420 Gran mehr Kali, als dieselbe Menge Fichtenholz, welche zu gleicher Zeit vor dem Einäschern in einem bedeckten Tiegel verkohlt worden war; woraus gefolgert wird, dass ein Theil des Kali Product gewesen ist. S. 242. Der amethystblaue Saft der Beeren der Atropa Belladonna wird durch Ätzkali dunkel bläulich grün. S. 250. Im offenen Feuer ausgeglüheter *gereinigter* Weinstein entwickelte noch glühend mit Wasser betröpfelt deutlich einen ammoniakalischen Geruch; Hr. *L.* vermuthet, dass der Wasserstoff des mittelst der Kohle zersetzten Wassers einen Theil des Stickstoffs, den das Kali enthalten soll, angezogen habe. Eine Menge nicht minder merkwürdiger Entbindungen des Ammoniaks oder ammoniak-ähnlicher Producte findet man bey *Kastner* (Materialien S. 291 bis 297), unter denen manche eine genauere Prüfung zu verdienen scheinen. Sind, was *Davys* Entde-

ckungen und Folgerungen wahrscheinlich machen, Wasserstoff und Stickstoff beides Oxyde einer brennbaren Grundlage (des Wassermetalls?): dann wären freylich dergleichen Productionen leicht zu deuten. Nach S. 252 f. macht *L.* wahrscheinlich, dass die Holzkohle durch Anziehung des Stickstoffs aus dem Ammoniak bey Glühtemperatur eine Veränderung erfahre, welche sie der thierischen Kohle ähnlich mache. Ebendaselbst findet man *L's.* Meinung über die Natur der Alkalien, wie folgt, ausgesprochen: a) Die feuerbeständigen Alkalien haben sich längst als oxydirte Körper bewährt, diess zeigt ihre ätzende Kraft auf thierische Körper, und ihre Fähigkeit, manche Metalle (Metalloxyde) zum Theil zu desoxydiren. (Stark oxydirtes Zinn wurde mit Ätzkali geglüht, um es in Säuren auflöslicher zu machen; ob diese Absicht erreicht wurde, erfährt man nicht.) b) Sie geben in starker Glühhitze mit der Kohle eine starke Lichterscheinung einer Verpuffung ähnlich, wobey sie wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade desoxydirt werden (Kali und Natron drangen, beym Lebensluftgebläse, in die untergelegte Kohle mit *starker Lichtentwickelung*). c) In den Pyrophoren und Schwefelalkalien befinden sich die Alkalien in einem sehr desoxydirten Zustande. d) Die Alkalien scheinen aus Elementen zusammengesetzt zu seyn; hieher gehören die Productionen derselben in Gewächsen, denen sie von aussen nicht zugeführt wurden (dabey bitten wir denn doch, *T. v. Saussures* Beobachtungen nicht aus der Acht zu lassen). e) Sie zeigen sich in Hinsicht auf ihre Ätzbarkeit und Seifenbildungs-Fähigkeit (und wir setzen hinzu, in Hinsicht auf ihre Salzbildungs-Fähigkeit) den Metalloxyden ähnlich. f) Die Alkalien sind eine Verbindung von Azot, Hydrogene und Sauerstoff; die Metalloide sind desoxydirte Alkalien. — *Steffens* (*Schelling's* Zeitschrift für speculative Physik. I. 1 H.) behauptete schon im Jahr 1800, dass die Erdarten (mit Einschluss der Alkalien) *verbrannte* Materien seyen, wobey er sich unter anderem auf die geringe Verwandtschaft derselben zum Sauerstoff stützte. Desgleichen *Eschenmeyer* ein Jahr darauf (a. a. O. II. 1. S. 38). Aber schon 100 Jahre zuvor betrachteten *Stahl* und die Anhänger seiner Lehre die Alkalien und Erden als *dephlogistisirte* Körper. Noch erinnern wir an die merkwürdigen Erfahrungen mehrerer Chemiker, dass Erden und erdige Fossilien (z. B. gebrannte Thonerde u. s. w.) durch Glühen mit Ätzkali oder Natron wieder auflöslich werden, welches unstreitig nicht allein der Cohäsionsänderung, sondern geänderten Oxydationsverhältnissen zugeschrieben werden muss. (*Kastner* hat die hieher gehörenden Beobachtungen im I B. s. Beyträge gesammelt, jedoch einer Sauerstoffübertragung dabey nicht gedacht.) S. 268 wird *Kirwans* Beobachtung bestätigt, welcher zufolge in Ätzkali aufgelöste *Thonerde* und in Ätzkali aufgelöste *Kieselerde* eine gallertförmige Thonkieselabsonderung bewirken. S. 271 f. Phosphor und Ätzkali zu gleichen Theilen, in einer unten zugeschmolzenen Glasröhre mit Terpentinöl bedeckt, erwärmt, gaben eine *braune*, schwefelleberfarbene Masse, *die sich im Wasser unter Entwickelung des Phosphorwasserstoffgases auflöste.* S. 275. Stückchen von weissem Porcellan, im hessischen Tiegel mit Kohle geschichtet und einem zweystündigen Windofenfeuer ausgesetzt, waren auf der Oberfläche daurend und vollkommen *geschwärzt* worden. Ein Thontiegel, auf gleiche Weise behandelt, zeigte sich auch auf dem *Bruche* geschwärzt. — In Wasser gelöstes Schwefelalkali absorbirte darüber stehendes Wasserstoffgas, und schlug dann die Bleyauflösung grau, die Kupferauflösung nelkenbraun nieder; die Niederschläge schwammen oben im Glase. — Geschmolzenes Schwefelnatron verband sich mit eingetragenem Phosphor zu einer im Dunkeln phosphorescirenden, im Wasser löslichen, Phosphorwasserstoff entwickelnden Masse. — Auf 2 Quentchen glühende Kupferschnitzel wurde 1 Quentchen Ätzkali getragen, wieder geglüht und endlich 1 Quentchen Phosphor (der zum Theil verbrannte) nachgetragen. Nach 5—6 Minuten daurendem vollständigem Fluss erkaltet, fand man ausser dem Phosphorkupfer (in Gestalt eines 63 Gran wiegenden blassrothen Metallkorns) eine braune, aus *Phosphor, Kupfer* und (desoxydirtem?) *Kali* bestehende, in kochendem Wasser lösliche Masse. — Die hydrothionsaure Strontianerde zeigte sich als das empfindlichste Reagens gegen aufgelöste Metalle; 0,00001 Bleyzucker in Wasser gelöst wurde dadurch angezeigt. S. 287 f. Phosphor verbindet sich mit Schwefelbaryt auf *nassem* Wege, wobey etwas Schwefel ausgeschieden und Phosphorwasserstoff entbunden wurde. Bleyauflösung wurde durch diese Verbindung in schwarzen Flocken gefällt. S. 385. Schwefelsaures Kupfer, durch blausaures Kali zersetzt, gab einen nelkenbraunen Niederschlag; Rec. erhielt stets einen rothbraunen, öfters ganz kupferfarbenen. *Schrader* in Berlin hat neulich das blausaure Kali als das sicherste Reagens gegen das *Kupfer* vorgeschlagen; früher schon bemerkte und gebrauchte es *Kastner* in derselben Absicht; vgl. *Trommsdorffs* Journ. XII. 1. S. 104.

Der 2 Band, die *Experimente über die Mineralchemie* enthaltend, zwar minder reich an neuen Beobachtungen als der erste, aber dessenungeachtet, besonders für Freunde der Probir- und Hütten-Kunde, nicht weniger des Nachlesens werth. Die hier beschriebenen Versuche wurden während des Lehrcurses 1809 bis 1810 angestellt, und zerfallen in 4 Hauptrubriken: I. *Halurgie.* II. *Lythurgie.* III. *Phlogurgie.* IV. *Metallurgie.* Wir heben auch hier das Wichtigste aus und fügen unsere Bemerkungen hinzu. S. 33. Mittelst Salpetersäure gelbgefärbte Wolle, Seide, Haut u. s. w. wird durch Kali schön goldgelb. Diese letztere Veränderung soll Hr. *L.* entdeckt haben; unseres Wissens ist sie seit der Anwendung der Salpetersäure zum Färben genannter Stoffe bekannt, wie denn *Gmelins* Versuche darüber schon keinen Zweifel liessen. Eben so ist die S. 41 in der Note bemerkte Selbstentzündung des an der Luft gelegenen Phosphors, durch Erhitzung der concentrirten Phosphorsäure mit dem zugesetzten Wasser, eine längst bekannte Sache. Der gemeine, muschliche, röthlichbraune Jaspis soll nach *L.* (S. 191) gröss-

tentheils durch *Uran* (gegen 3 Proc.) und etwas Eisen gefärbt seyn. S. 349. Kleine Stückchen von der bey der freyberger Bleyarbeit ausfallenden Bleyspeise (welche aus Nickel, Kobalt, Eisen, Arsenik, Bley, Schwefel, Kupfer und Silber besteht) wurden vor dem Löthrohr im Strome der Lebensluft eingeschmolzen. So verbrannten nach einander die Beymischungen, endlich das Kobalt mit rother Flamme, und zugleich legte sich pfirsichblüthrothes Kobaltoxyd an die Kohle an. Sobald zuletzt das *Nickel* zu brennen anfing: wurde der Process schnell unterbrochen, und es fand sich auf der Kohle eine kleine Perle *dehnbaren* Nickels, an welchen ganz kleine Körner von Silbermetall *mechanisch* angebacken waren, die sich leicht vom Nickel absondern liessen. — S. 352. Rec. scheidet seinen Nickel ebenfalls aus der *Kobaltspeise* mittelst Salpetersäure und Königswasser, sucht aber zuvor vor einem guten Gebläse die Speise so lang als möglich in Fluss zu erhalten; dabey verbrennt und verflüchtigt sich der grösste Theil des Arseniks, Wismuths und Schwefels, und was davon zurückbleibt, scheidet sich durch gedachte Behandlung mit Säuren fast ganz ab. S. 354. Reine Körner von Platin und Nickelmetall, vor dem Löthrohr mit Lebensluft zusammengeschmolzen, zogen sich *schon in einiger Entfernung an*, und zeigten sich im Augenblick der Vereinigung höchst leichtflüssig. Ein aus 2 Theilen Platin und 1 Theil Nickel bestehendes Gemisch war so magnetisch als der reine Nickel, ziemlich hart, dehnbar, von stahlgrauer Farbe und ziemlich schöner Politur fähig. In Salpetersäure aufgelöst, blieb das Platin als schwarzes Pulver zurück. S. 375. „Nach *Gellert* entsteht das gekohlte Kupfer auch, wenn man Kupferbleche mit Kohlenpulver cementirt." S. 382. *Kastner* fand im Hundert derben Zinnsteins von Zinnwalde: Zinn 72,75, Eisenoxyd 0,35, Thonerde 2,50 und Sauerstoff 24,40. Derselbe Chemiker zerlegte auch den fetten Nephrit (S. 176), und fand im Hundert: Kieselerde 50,50, Talkerde 31,0, Thonerde 10,0, Eisenoxyd 5,50, Chromoxyd 0,05, Wasser 2,75, Verlust 0,20. Vergl. *dessen* Beyträge I. S. 25 und 32. — S. 588. „Eine halbe Unze gepulverter Glanzkobalt wurde gut, mit abwechselndem Zusatz von Kohlenpulver geröstet, und darauf mit drey Theilen schwarzen Flusses in einem Thontiegel vor dem Gebläse reducirt. Hier erhielt man einen noch ziemlich spröden harten Metallkönig von 2⅓ Quentchen am Gewicht. Derselbe wurde in kleine Stücke zu ungefähr 5—7 Gran zerschlagen, jedes der Stücke so lange vor dem Löthrohr mit Lebensluft auf der Kohle geschmolzen, bis aller arsenikalische Rauch aufhörte, und das Metall einige röthliche Funken zu werfen anfing. Man erhielt hier eine ziemliche Anzahl kleiner Körner von *reinem* Kobaltmetall, welche zusammen 1 Quentchen und 15 Gran wogen. Mit diesen Körnern stellte Hr. *L.* folgende Versuche an. Das weisse, das Mittel zwischen Stahl und Silber haltende Metall zeigte völlige Dehnbarkeit unter dem Hammer, beym Anfeilen mittlere Härte, folgte dem Magnete lebhaft, schmolz vor dem Sauerstoffgaslöthrohr nach 2½ Minuten, konnte aber vor dem gemeinen Löthrohr nicht eingeschmolzen werden. 10 Gran des Metalls, 2 Stunden lang auf einem Scherben von Biscuit-Porcellan unter eine stark erhitzte Muffel gesetzt, verwandelten sich in 11½ Gran *schwarzes Oxyd*. Verschieden von diesem 15 Proc. Sauerstoff enthaltenden Oxyde ist das *blaue Oxydul*, das durch Auflösen des Metalls in Salpetersäure, Fällung mit Ätzammoniak und nachheriges Glühen als schmalteblaues Oxydül erhalten wurde. Die kohlensauren Alkalien und das Ätzammoniak lösen das frisch gefällte Oxydul (letzteres nur unvollkommen) auf. Die salpetersaure Auflösung des Metalls erfolgte lebhaft unter Entwickelung von Salpetergas, besass eine schöne dunkel rosenrothe Farbe und noch etwas hervorstechende Säure; mit phosphorsaurem Natron versetzt, gab sie einen amethystfarbenen Niederschlag, der nach dem Glühen schön schmalteblau erschien; in eine schwache siedend heisse wässerige Kalilösung getröpfelt, erschien ein blauer, durch fortwährendes Sieden perlgrau werdender Niederschlag (*Prousts* Kobalthydrat); mit arseniksaurem Natron erschien ein pfirsichblüthfarbener Niederschlag, der ebenfalls nach dem Glühen eine *blaue* Farbe zeigte." Nach *L's.* Beobachtung macht Nickelgehalt die *Schmalten* roth. — Möchte es Hn. *L.* gefallen, seine Beobachtungen der Zuverlässigkeit wegen künftig selbst bekannt zu machen, und durch seine geübte Hand uns recht bald wieder in den Stand setzen, seinem Verdienste zu huldigen!

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

## NEUE AUFLAGEN.

*Leipzig*, b. Vogel: *Religiöses Handbuch einer christlichen Familie auf alle Tage im Jahre über biblische Sprüche oder erbauliche Lieder-Verse*, von *Jakob Gaupp*, Consistorialrath in Liegnitz. Wohlfeile Ausgabe. 1812. X u. 917 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1805. No. 196.)

*Berlin*, b. Maurer: *Der vollkommene Geschäftsmann.* Eine Anleitung zur Beförderung einer richtigen Kenntniss der kaufmännischen Correspondenz und Statistik, des öffentlichen Geschäftsganges und des Münz- und Post-Wesens in Deutschland. Von *Theod. Heinsius.* Dritte umgearbeitete Auflage. — Auch unter dem Titel: *Anhang zu Karl Philipp Moritz allgemeinem deutschem Briefsteller.* Bearbeitet von *Theod. Heinsius*. Dritte umgearbeitete Auflage. 1812. 176 S. 8. (6 gr.)

*Leipzig*, b. Vogel: *Handbuch zur Erklärung des neuen Testaments für Ungelehrte.* Erster Theil. Zweyte Abtheilung. — Auch unter dem Titel: *Die Evangelisten Markus und Lukas erklärt für Ungelehrte.* Vom Verfasser des exegetischen Handbuchs des neuen Testaments. Zweyte, von Neuem bearbeitete Ausgabe. 1812. 368 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JULIUS, 1812.

## CHEMIE.

Halle u. Berlin, in d. Buchh. d. hallischen Waisenhauses: *Grundriss der Chemie* — von D. *F. A. Gren* u. D. *Ch. F. Bucholz* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

No. 4. Eine für den Leser sehr vortheilhaft ausgefallene Bearbeitung der vom verewigten *Karsten* besorgten zweyten, in Beziehung auf die erste wenig veränderten Ausgabe des allgemein geschätzten *gren'schen* Grundrisses der Chemie. Über 8 Jahre waren seit der Erscheinung der 2 Ausgabe verflossen, als die Verlagshandlung Hn. *Bucholz* zu dieser Arbeit veranlasste; und wahrlich sie hätte keine glücklichere Wahl treffen können. Vergleicht man diese wiedergeborne *gren'sche* Chemie mit den zuvor beurtheilten Lehrbüchern: so werden unstreitig selbst die Vff. eingestehen müssen, dass ihre Arbeit, in Beziehung auf die vorliegende, mehr oder weniger unvollkommen, und dass überhaupt, besonders zum Selbststudium, kaum ein Lehrbuch vorhanden ist, das diesem an die Seite gestellt werden könnte. Der Plan und Inhalt desselben können als allgemein bekannt vorausgesetzt werden; es wird daher zur Begründung unseres Urtheils hinreichen, wenn wir, begleitet von unseren Bemerkungen, die vorzüglichsten Veränderungen und Zusätze angeben, welche diese neue Ausgabe erhalten hat. Durch die neuen Entdeckungen, welche seit 8 Jahren im Gebiete der Chemie gemacht wurden, hat diese Auflage an Umfang bedeutend zugenommen. Sollte auch dadurch der Gebrauch bey Vorlesungen erschwert seyn: so empfiehlt sie sich um so mehr zum Selbststudium, sowohl für diejenigen, denen Gelegenheit mangelt, chemischen Vorlesungen beyzuwohnen, als auch zur Wiederholung und Nachlese für diejenigen, welche bereits Experimentalchemie gehört haben. Zur Erweiterung des Umfangs trug ausserdem auch bey, dass bey den wichtigsten Artikeln jene historischen Notizen beygebracht wurden, die sonst bey Compendien (wie *Grens* Absicht gewesen zu seyn scheint) für den Vortrag aufbehalten zu werden pflegen; dass Hr. *B.* bey der Aufnahme von Erfahrungen über einzelne Stoffe und Mischungen strenger wissenschaftlich verfuhr, als *Gren* (der z. B. manche Salz-Gattungen ganz unerwähnt liess — weil sie keinen *Nutzen* haben (!), welches er der praktischen Tendenz seines Lehrbuchs schuldig zu seyn glaubte); und dass Hr. *B.* die Bereitungen und Darstellungsarten der wichtigsten Stoffe, so wie neuere Lehrsätze, mit gehörigem Umfange erläuterte. Dadurch ist das Buch allerdings einen grossen Schritt der Vervollkommnung näher gerückt. Nur einen Hauptmangel hat diese Auflage noch, es fehlt ihr die nöthige Literatur; Hr. *B.* fühlt dieses wohl, entschuldigt sich aber damit, dass das Buch sonst zu sehr an Umfang zugenommen haben würde, und dass es ganz ausser dem *anfänglichen* Plane des Grundrisses läge, der zum Theil ein Auszug des grösseren *grenschen* Handbuchs der Chemie seyn sollte. Das ebenfalls mangelnde *Register* wird, wiewohl unvollkommen, durch ein sehr wohlgerathenes Inhaltsverzeichniss ersetzt.

Die Einschaltungen und Abänderungen, welche diese Ausgabe, (fast durchgängig) zum Besten des Lesers, erfahren hat, sind folgende: 1) Beyfügung einer (als gedrängter und berichtigter Auszug von *Trommsdorffs* Geschichte des Galvanismus) wohlgerathenen historischen Überſicht des Galvanismus, mit Entwickelung seiner Hauptgesetze, so weit sie in der heutigen Chemie Anwendung finden. 2) Die Aufnahme der aus den neuen Erfahrungen entnommenen, durch Experimente erläuterten Theorie der Blausäure, der blausauren Salze, der Alkalien und Erden (nach *Davy*), der Säuren und ihrer Salzverbindungen überhaupt, welche erstere nach den Grundlagen eingetheilt sind: eine schulgerechte Eintheilung, welche auch bey den Salzen benutzt ist, die mit Ausschluss der metallischen (aus beiden Theilen, wo sie in den vorhergehenden Auflagen sehr zerstreut vorkommen) zweckmässig in einen besonderen Abschnitt des 1 Theils zusammengestellt sind. „Um aber das Eigenthümliche, das Andenken des sel. wackeren *Gren's*, wie er es verdiente, Ehrende seines Vortrags nicht ganz und ohne Noth zu verwischen, ist das Verfahren beybehalten worden: die Lehre von den Verhalten der Basen, der Säuren, und ihrer verschiedenen Modificationen gegen andere Stoffe in den Vortrag einzuweben." 3) Bey jeder Classe von Säuren und Salzen (und bey den einfachen und zusammengesetzten Stoffen) ist sehr zweckmässig der *allgemeine Charakter* an die Spitze gestellt und durch gesperrten Druck ausgezeichnet worden. 4) Ist, wo nicht besondere Fälle ein Anderes nöthig machten, die alte Vorstellungsart der chemischen Verwandtschaft, der Kürze und Fasslichkeit des Ausdrucks zu Liebe, beybehalten, jedoch von S. 46—60 eine mit gehöriger Kritik begleitete Darstellung der *bertholletschen* Lehre gegeben worden. Nur wünschten wir, dass Hr. *B.*, sowohl hier als auch weiterhin, *Berthollets Statique chimique* gehörig benutzt hätte. 5) Ist bey der Lehre von der Krystallisation auf *Hauys* Bearbeitungen Rücksicht genommen worden, jedoch von gegründeten Zweifeln begleitet. Zu wünschen wäre, dass Hr. *B.* die neueren Arbeiten eines *Weisse* (dessen akad. Streitschriften) benutzt, und der Krystallisation gegenüber die Bildung des Gal-

I. 304) eine gehörig bereitete saure Seife fast keinen sauren Geschmack besitzen; aber daraus folgt nicht, dass sie keine Säure enthält. Es ist ja zur Genüge aus der Beschaffenheit des Essigäthers, Salzäthers u. s. w. bekannt, dass das wahre und vollständigste Abstumpfungsmittel für die Säuren der Kohlenwasserstoff ist, was schon *Wenzel* (Einleitung zur höheren Chemie) durch sein Anneigungsmittel bemerkte, und es darf daher nicht befremden, wenn z. B. die Salzsäure im künstlichen Kampher, und die Säuren in den saueren Seifen *sauer* zu reagiren aufhören. — Auch *Kastner* (*Trommsdorffs* Journ. XI. 2. 96) beobachtete eine Verbindung des Kamphers mit dem Phosphor. S. 63. §. 1428. — S. 193 hätten wohl *Geoffroy's* Beob. über das *Weinöl* und S. 196 *Nasse's* Theorie der Ätherbildung erwähnt werden sollen. *Gehlens* Einwürfe ungeachtet ist doch unstreitig die disponirende Verwandtschaft der Schwefelsäure zum Wasser aus dem Alkohol Mitursache der Ätherzeugung, nur muss man sich dabey die übrigen Bestandtheile des Weingeistes gegen die active (und als solche ohne Zweifel auch elektrisch wirksame) Schwefelsäure nicht in Ruhe denken. Die Bildung des Flussäthers und des Salzäthers bestätigt *Fourcroy's* und *Vauquelins* nur noch nicht gehörig ausgebildete Äthertheorie sehr auffallend. S. 209. Betrachtet man das Verfahren der Darstellung und die Eigenschaften des sogenannten *animirten Weingeistes* der Alchemisten genau: so muss man eingestehen, dass sie unter angeführter Benennung unseren *Essigäther* bereits vor 2—300 Jahren kannten. — Schon *Du Blé* (*Dissert. exam. bituminis Neocomensis*, p. 29 ff.) erhielt aus dem Destillationsrückstande von 20 Pfunden Bergöl eine merkliche Menge Boraxsäure. S. 243. — Ältere Schriftsteller gedenken noch verschiedener Metalle oder metallartiger Materien, die wohl der näheren Erforschung werth wären. Mehrere hieher gehörende Notizen hat *Kastner* in s. Beyträgen (z. B. I B. S. 162. 168 f.) gesammelt. *Derselbe* beobachtete auch schon (a. a. O. II B. S. 75) auf nassem Wege entstandenes Phosphorkupfer (S. 299). Wohl hätte Hr. *B.* S. 294 u. 300 die dort vorkommenden Reductionen der Metalle durch *Schwefel* und durch *Kohle* auf *nassem* Wege erwähnen können. Rec. hat diese Versuche mit demselben Erfolge wiederholt; besonders merkwürdig scheinen Rec. die Versuche mit dem (isolirenden) Schwefel, und die Verwandelung des Ätzsublimats in milden Quecksilbersublimat durch Wasser und Kohle. S. 301. Schon *Trommsdorff* fand, dass kalische *Zinn*auflösung durch Kupfer zerfetzt und das Zinn metallisch gefällt werde. S. 313. Es ist eine jedem Goldschmidt bekannte Erfahrung, dass Gold durch öfteres Schmelzen mit Salpeter und Salmiak eine *dunkelere*, mit Borax eine *hellere* Farbe erhält, ja *Kunkel* (*Laborat. chem.*) will auf diesem Wege ein *weisses* Gold dargestellt haben. Etwas der Art behauptet auch *Rob. Boyle.* Indem dieser nämlich eine Quantität Blattgold mit derjenigen salpetersalzsauren Flüssigkeit digerirte, die er durch Destillation der Spiessglasbutter mit starker Salpetersäure gewonnen hatte: erhielt er eine rothe Auflösung; der grösste Theil des Blattgoldes blieb aber mit völlig weisser Farbe zurück, die es im Flusse und beständig behielt, ohne jedoch eine Verminderung des specif. Gewichtes erlitten zu haben. Vgl. dessen *Chymista scept.* — Unter dem Hammer nimmt die Härte des *Bley's* (S. 407) beträchtlich zu. Die S. 615 angeführte scheinbare Vergoldung mittelst Zinkamalgam scheint durch vereinte Wirkung zwey verschiedener galvanischer Ketten und chemischer Auflösung zu erfolgen. Zum Schlusse fügen wir noch eine, von uns mehrmals, und noch in diesem Augenblick gemachte, nicht uninteressante Beobachtung hinzu (die vielleiche in der Folge eine Stelle in der Lehre von den einfachen galvanischen Ketten und in den Handb. der Chemie bekömmt). Wenn man (zum Behuf des *wollastonschen* Versuchs) ein negatives Metall, besonders *Gold*, mit Salzsäure oder auch Salpetersäure (überhaupt mit einem sauren Leiter zweyter Classe) bedeckt, und nun die Zinkstange mit dem Golde (oder Silber, Kupfer u. s. w.) in Berührung bringt: so erfolgt oft auf der Stelle eine Reduction eines Theils des aufgelösten *Zinks* durch den Wasserstoff, der an der Goldplatte abgelagert wird, und das Gold erscheint an dieser Stelle stark und deutlich verzinkt, und zwar sehr dauerbar, so dass z. B. starke Erhitzung mit verdünnter Salzsäure, conc. Essigsäure u. s. w. dazu gehörten, um das Gold wieder vom Zinke zu befreyen. Nimmt man eine Kupferplatte: so thut man wohl, sie zuvor einige Stunden in reines Wasser zu legen, und so (hydrogenirt) der Zinkberührung preiszugeben. Einige Stellen erscheinen dann gelb (Messing), andere bräunlich, andere fast bläulich weiss. Rec. besitzt noch ein Goldstück, welches auf angegebene Weise an verschiedenen Stellen mit *Zink* belegt ist.

Es ist eine erfreuliche Bemerkung für Jeden, dem das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, dass in einer Zeit, die an grossen politischen Veränderungen so reich ist, die Wissenschaften nicht nur unaufgehalten, sondern beschleunigten Schrittes ihrer Vollendung entgegeneilen. Vorzüglich gilt dieses von der Chemie. Kaum sind *Lavoisiers* Entdeckungen einigermassen verarbeitet, kaum ahnet man, dass ausser den Verhältnissen des Sauerstoffs die des Wasserstoffs mit gleicher Strenge durchgeführt werden müssen, wenn wir auf den Besitz einer systematischen Chemie mit einigem Rechte Anspruch machen wollen: als auch schon *Ritter* u. A. durch die Entdeckung der Hydrogenmetalle diesem Vorwurfe zu begegnen versuchen; und kaum ist diese glänzende Endeckung geprüft: so findet *Davy* auf glücklicher Spur die metallischen Grundlagen der Alkalien und Erden, erkennt bald darauf die wahre Natur der bis dahin so räthselhaften Salzsäure, strebt die des Stickstoffs und Wasserstoffs zu enthüllen, und stellt endlich in dem *Chlorine* (oxygenirte Salzsäure der *lavoisierschen* Schule) dem Sauerstoff eine Materie zur Seite, die eines Theils die Nachfrage nach ihrem noch unbekannten Gegner erweckt, anderen Theils der antiphlogistischen Lehre eine Berichtigung verleiht, die auch der weitblickendste Verehrer des unvergesslichen *Lavoisier* nicht ahnete, und mit der eine neue Epoche der Wissenschaften anzuheben beginnt. Glück auf!

H. K.

---

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JULIUS, 1812.

## GESCHICHTE.

Rudolstadt, in d. Hofbuchhandlung, und Paris, b. Tourneisen: *Mythologie des Indous*; travaillée par Mdme. la Chnsse. *de Polier*, sur des Manuscrits authentiques apportés de l'Inde par feu Mr. le Colonel *de Polier*, Membre de la Société Asiatique de Calcutta. 1809. T. I. LX u. 628 S. T. II. XII u. 722 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Hr. v. *P.* war zu Lausanne geboren, und der Abkömmling einer in der Schweiz etablirten und naturalisirten Hugenotten-Familie. In seiner Erziehung wurde er vernachlässigt. Doch sagt er selbst S. III der Vorrede: „*J'étais, à quinze ans, passablement avancé dans les mathématiques, et j'avais de plus la tête meublée d'une prodigieuse lecture; faite sans direction, sans choix, sans suite; car je vidais rayons par rayons, les cabinets de lectures, établis à Lausanne et à Neufchatel.*" Von Kindheit auf von dem heftigen Verlangen getrieben, Asien zu sehen, wo sich einer seiner Oheime in englischen Militärdiensten befand, ging er 1756 nach England, und im J. 1758 kam er in einem Alter von siebzehn Jahren in Ostindien an. Durch die Nachricht, dass sein Oheim als Commandant von Calcutta, bey Vertheidigung dieses Platzes gegen die Franzosen, kurz vorher geblieben wäre, gänzlich sich selbst überlassen, trat er als Cadet in die Dienste der englischen Compagnie. Nach einigen Feldzügen auf der Küste von Orixa gegen die Franzosen, und in Bengalen gegen die Indier, wurde er im Jahr 1762 nach Calcutta berufen, und daselbst als Ingenieur en Chef mit dem Rang eines Capitains angestellt. Als Major wohnte er der berühmten Expedition des Lord Cleves (Clive) bey. Sein weiteres Avancement verzögerte eine Ordre der Directoren der ostindischen Compagnie, unter dem Vorwande, weil er kein geborner Engländer sey. Missvergnügt darüber nahm er auf Empfehlung von Hastings, jedoch ohne die Dienste der Compagnie zu quittiren, die Stelle eines Architekten und Ingenieurs bey dem bekannten Nabab Soujah Aldowla an. Er etablirte sich zu Feizabad, der Residenz desselben, und lebte daselbst ganz nach den Sitten und Gebräuchen der Indier. Als er aber an einem Kriegszug des Nababs gegen andere indische Prinzen Antheil nehmen wollte, erhielt er einen Befehl des Generalgouverneurs von Indien, das Heer zu verlassen und sich nach Feizabad zu begeben. Etwas später wurde er nach Calcutta zurückberufen. Überzeugt, dass von den dortigen Gewalthabern weder Gunst noch Gerechtigkeit für ihn zu erwarten sey, resignirte er 1775 den Dienst der Compagnie. Er kehrte nach Feizabad zurück; jedoch die Cabalen der Compagnie brachten es dahin, dass der neue Nabab Azeph Aldowla ihm befahl, seine Staaten zu verlassen. Nun begab er sich nach Dehly und trat in die Dienste des Kaisers, der ihn zum Befehlshaber eines Corps von 7000 Mann ernannte, mit dem Titel und Rang eines Omrah. Nach mancherley mit Verlust und Gewinn verknüpften Ereignissen, die man in der Vorrede selbst nachlesen muss, etablirte er sich zum dritten Mal, und zwar zu Laknau (Lucknow). Endlich reiste er im J. 1788 nach einem dreyssigjährigen Aufenthalt in Indien nach Europa zurück. Er kaufte ein Landgut bey Lausanne, liess die Kinder, welche ihm, während er in Indien nach asiatischer Sitte lebte, verschiedene indische Frauen seines Harems geboren hatten, zu sich kommen und legitimiren, und vermählte sich mit einer der liebenswürdigen Töchter des in seiner Nähe wohnenden Hn. *v. B.* Um den durch die in Frankreich ausgebrochene Revolution auch in der Schweiz möglichen Unruhen zu entgehen, noch mehr aber wohl aus Vorliebe für die in Frankreich damals herrschend gewordenen Ideen von Freyheit und Gleichheit, verliess er zu seinem Unglück den freundlichen Wohnplatz bey Lausanne, und bezog 1792 das von ihm erkaufte schöne Landgut Rosetti, ganz nahe bey Avignon. Der grosse Aufwand, welchen er machte, reizte eine Räuberbande, an einem Abend, als sie ihn abwesend wusste, seine Wohnung zu überfallen und auszuplündern. Als er, während die Räuber noch mit der Plünderung beschäftigt waren, zurückkehrte: schleppten sie ihn aus seinem Wagen in das Haus und in die Keller, und ermordeten ihn dort auf die grausamste Weise.

Während seines Aufenthalts zu Lucknow beschäftigte sich Hr. *v. P.* mit mancherley Untersuchungen über die Geschichte der Indier, insbesondere die der Sikh's. Seine Aufmerksamkeit wurde auch auf die Religion der Indier gerichtet, und das Verlangen in ihm erregt, sich von den ursprünglichen mythologischen Meinungen (*opinions mythologiques primitives et fondamentales*) derselben gründlich unterrichtet zu sehen. Ein glücklicher Zufall führte ihn mit einem Mann zusammen, welcher alle erfoderlichen Eigenschaften besass, ihm, der keine Kenntniss des Samskrit besass, diesen Unterricht zu ertheilen. Da die Feststellung des Werths des vor uns liegenden Werks zum grössten Theil von der Persönlichkeit dieses Mannes, von dem der Inhalt desselben zu-

nächst sich herschreibt, und von den Quellen, deren er sich bey seinem, dem Hn. *v. P.* ertheilten Unterricht bedient hat, abhängen muss: so ist es nöthig, die ganze Stelle der Vorrede S. XV u. XVI anzuführen, in welcher der letztere sich darüber äussert: „*Cet homme, nommé Ramtchund, avait été l'instituteur du célèbre Sir Jones, mon ami. Il habitait Sultanpour, près de Lahor, il avait beaucoup voyagé, et parcouru toutes les provinces du nord, et de l'ouest de l'Inde; il était Sik'h de religion et de la noble tribu des Kättris; et s'il n'avait pas, comme les Bramines, le droit exclusif d'enseignement public, il avait cependant comme Kättris, celui d'entendre la lecture des livres sacrés. Doué en outre d'une mémoire prodigieuse, de beaucoup d'intelligence, d'ordre, de netteté, dans l'esprit, et très versé dans les poésies, et Pouram, qui contient le système de mythologie, Ramtchund avait de plus, deux Bramines, constamment attachés à sa suite, qu'il consultait sur les points difficiles, et qui par leurs explications le mettait en état de répondre à toutes mes questions, et de m'instruire à fond. — Satisfait de l'idée d'avoir un instituteur capable de me donner les secours, que demandaient les diverses recherches, que je me proposais; je pris Ramtchund chés moi; il ne me quitta plus, je me mis à l'oeuvre, et j'écrivis sous sa dictée, le précis historique de trois poëmes épiques, le Marconday, le Ramein purby, le Mahabarat; et celui des awtars ou incarnation de Vichnou, l'histoire de Chrisnen, et toutes les fables et légendes, concernant les Deiotas ou êtres intermédiaires, les Bhagts ou saints, et les personnages célèbres dans leur mythologie; en un mot le système complet tel, qu'il était dans son origine, tel qu'il a été dans ses variations; et qui, envisagé sous son vrai point de vue, est très différent de celui sous lequel je l'avais considéré, avant de le connaître à fond, et des idées, qu'on s'enforme en Europe. Notre travail fini, je le soumis à la revision des Bramines, et docteurs, de ma connaissance ou de mes amis; ils me confirmèrent unanimement l'exactitude et la fidélité des instructions de Ramtchund.*"

Als Hr. *v. P.* nach Europa zurückgekommen war, konnte er sich nicht entschliessen, die auf solche Weise entstandenen Materialien selbst in die zur Herausgabe durch den Druck nöthige Ordnung zu bringen. Er foderte den berühmten *Gibbon* auf, sich diesem Geschäft zu unterziehen, und dieser erklärte sich auch bereit, jedoch nur unter der Bedingung, dass er diese Materialien ganz nach seiner Weise verarbeiten dürfe. Als Hr. *v. P.* sich nicht dazu verstehen wollte, brachte *Gibbon* die Herausgeberin, mit welcher er, da sich beide zu Lausanne aufhielten, schon lange in den freundschaftlichsten Verhältnissen lebte, in Vorschlag. Sie war eine nahe Verwandte des Hn. *v. P.*, und hatte sich, bey einer ihrem Geschlechte selten eigenen Vereinigung von Reichthum an Geist und gelehrten Kenntnissen, seit einer Reihe von Jahren mit Vorarbeiten zu einer allgemeinen Geschichte der Philosophie von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Zeiten beschäftigt; einer „*histoire, qui n'est autre chose que celle de la marche de l'esprit humain depuis le moment, où l'homme abandonné à lui-même a cherché à approfondir les idées fondamentales, primitives, qu'il reçut de son créateur à l'instant de sa création;*" — sagt sie selbst S. XXVI der Vorrede. Sie verweilte in ihren Studien eben bey den Indiern, und hatte alle in Europa bekannten und geachteten Quellen über dieses Volk erschöpft, als ihr Cousin aus Indien zurückkam. Auf das Beste vorbereitet, konnte sie also das von ihrem Freunde ihr zugedachte und von ihrem Cousin ihr überlassene Geschäft übernehmen. Unter den Augen des letzteren, mit seiner Hülfe und Belehrung wurde, es vollbracht. Der Erstere gab ihr den Rath, ihre Sammlungen zur asiatischen Mythologie überhaupt damit in Verbindung zu bringen, und das ganze Werk in vier Bänden herauszugeben, davon zwey die asiatische und zwey die indische Mythologie behandelten. Die Zeitumstände, durch welche die Erscheinung des Werks verzögert und behindert wurde, bestimmten sie endlich, diese von jener zu trennen, und vor der Hand nur die indische Mythologie im Druck erscheinen zu lassen, jedoch mit einer aus den Darstellungen über asiatische Mythologie ausgezogener Einleitung.

Voll gespannter Erwartung nahmen wir das Werk zur Hand, mit der schmeichelhaften Hoffnung, auf den vierzehnhundert Seiten, welche es enthält, eine Menge längst gewünschter und ungern entbehrter Aufschlüsse über den für die älteste Geschichte der Menschheit überhaupt, und insbesondere die der Religionen, so höchst wichtigen Gegenstand, welchen es behandelt, zu erhalten. Bevor wir aber unser Urtheil über den Werth des Ganzen und darüber, wie diese Erwartungen und Hoffnungen erfüllt worden sind, aussprechen, ist es zu Rechtfertigung desselben nöthig, eine erschöpfende Inhaltsanzeige des Werks vorauszuschicken. Damit wollen wir zugleich einige in den Darstellungen der einzelnen Capitel uns aufgestossene Zweifel und nöthig scheinende Berichtigungen verbinden.

Introduction S. 1—149. Blick auf das eigentliche Indien. Vorläufige Erläuterungen zum Verständniss nicht nur der Mythologie der Indier, sondern auch der Theogenieen und Kosmogonieen aller alten Völker. Prüfung der orientalischen Chronologieen. Abriss der alten Constitution und Geschichte der Indier. Von den vier ursprünglichen Casten derselben. Von den Brahminen, den verschiedenen philosophischen Secten und der bändereichen heiligen und profanen Samskrit-Literatur. Discussion über die Veds. Angabe der Pourams, aus welchen die Fabeln ihrer Mythologie geschöpft sind. Methode des Vfs. bey der Exposition dieser Mythologie. — Eine sehr gelehrte Compilation, die aber weder neue Ansichten, noch neue Resultate enthält. Den bekannten fünf Abhandlungen von *W. Jones* über die Indier, Araber, Tataren, Perser und Sinesen, die zwar reich an scharfsinnigen Vermuthungen, aber desto ärmer an historischer Evidenz sind, wird ein zu grosser Werth beygelegt und zu viel auf sie gebauet. Gänzlich zu verwerfen aber ist Alles dasjenige, was auf die im Vol. III

der *Asiatic Researches* enthaltene Abhandlung *Wilfords* über Ägypten und den Nil gegründet wird, da derselbe im Vol. VIII der *As. Res.* mit der einem ächten Gelehrten wohlanständigen edeln Offenheit eingestanden und bekannt gemacht hat, von einem Pandit oder gelehrten Brahminen dadurch getäuscht und betrogen worden zu seyn, dass derselbe in der dabey zum Grunde gelegten Episode des Scanda-Purana einige Stellen und Namen seiner Handschrift abgeändert und verfälscht hatte.

Cap. I. Allgemeine Ideen von der indischen Mythologie. Ihre Basis: ein höchstes Wesen, drey Wesen seine Gehülfen bey Hervorbringung, Erhaltung und Zerstörung der Welt, und eine Menge von Zwischenwesen zwischen diesen vier oberen und dem Menschen. Vom Ursprung der drey grossen Deiotas, Birmah, Vichnou, Mhadaio. Fabeln von der Bhavani, der Mutter derselben. Schöpfung der unsichtbaren Welt und der ihr einwohnenden Intelligenzen. Degradation dieser Wesen, Schöpfung der sichtbaren Welt durch Birmah. Inniger Zusammenhang zwischen der Existenz dieses Gottes und der Dauer des Schöpfungssystems. Revolutionen und Krisen desselben. Promulgation der Veds. Birmah ist geringer als seine beiden Collegen, und übel berufen in der Mythologie. Geschichte der vier Regenerationen, zu welchen das höchste Wesen ihn verurtheilte, um seinen Stolz zu bestrafen. Er erhält keine Verehrung. Seine Söhne, die Brahminen, theilen sich in die beiden Secten des Vichnou und Mhadaio. Die Fabeln sind allgemeine oder besondere, und nur einer der beiden Secten eigen. Mhadaio oder Chiven, seine Superiorität über Birmah, Gestalt, Charakter, Attribute, Symbole, Vermählungen desselben. Geschichte des Daint oder Dämonen Tarakée. Er unterdrückt die unteren Deiotas. Scanda, ein Sohn des Mhadaio, tödtet ihn, und wird ihn befreyen. Inferiorität des Mhadaio gegen Vichnou. Er kann nichts geben als zeitliche Güter, und ist der Protector der Daints oder bösen Genien. — Sehr weitläuftig, aber lange nicht vollständig. Gerade die schönsten Mythen werden nicht erwähnt, und müssen aus Roger, Baldäus, Holwell, Sonnerat u. A. supplirt werden. Der Anführer der von dem höchsten Wesen abgefallenen Geister, hier S. 158 Mékasser genannt, ist unstreitig der Moisasur der Chartah Bhade des Brahma bey Holwell. Den Lomus, von welchem es S. 162 heisst: „*Cet être extraordinaire première création de Birmah, vit plus longtems que son créateur,*" haben wir sonst nirgends erwähnt gefunden. Vielleicht ist er einerley mit der männlichen Macht Viraj, welche nach den Verordnungen des Menu Cap. I, 33 Brahma aus sich selbst zeugte. Der heilige Weise Nardmann S. 166 ist kein anderer als Nareda, der Erfinder der Wina und Gott der Musik. Des Brahma Gemahlin, hier Sarbutti genannt, ist unstreitig die Savitri des Brahma Vaidartika Purana. Ihr Sohn Dateh ist der Dekscha oder Dekschen des Bagavadam; die Tochter Soursety aber einerley mit der Saraswati, die zwar allgemein für eine Gemahlin des Brahma gehalten wird, nach dem angeführten B. V. Purana aber an Wischnu vermählt ist. Der Rab. Cagbossun, welcher nach S. 177 als die erste Regeneration des Brahma im ersten Weltalter den Marcondai Pouram geschrieben haben soll, dessen wir in diesen Blättern Jahrg. 1812. Bd. I. S. 415 gedachten, möchte wohl für eine Person mit dem berühmten Büsser Marcondai selbst zu halten seyn. Bayas, die dritte Regeneration des Brahma, heisst sonst Vyâsa; Caldas, die vierte, Katidasa. Satty, die Tochter des Dakscha und Gemahlin des Mhadaio, ist die Schakti, d. i. *energetica virtus* nach Paullini a S. Barthol. syst. Brahman. p. 98. Der Riese Terrackée S. 198. und Taracké nach S. 215, kann kein Anderer seyn als der Sura-Parpma, dessen Sonnerat gedenkt in der Reise nach Ostindien, d. Übers. in 4 Th. I. S. 154. Indra oder Dewandren, das Oberhaupt der unteren Deiotas, sonst Dewta's oder Deweta's genannt, heisst hier immer Ainder. Cuvera ist nicht, wie S. 203 gesagt wird, der indische Mars, sondern der Gott der Reichthümer. Falsch ist es ebendas., die Kuh des Überflusses Kamdheva zu nennen. Kamdheva ist der Gott der Liebe, die Kuh aber heisst Kamadhook nach dem Bhagvat-Geeta transl. by C. Wilkins, lect. X. S. 86. Der Gott der Liebe wird hier S. 205 Camdhaio genannt, und seine Gemahlin Retty, Rhéta. Parbutty, die Gemahlin des Mhadaio, heisst wohl richtiger Parvadi, d. i. *montium domina* nach Paullini a S. Barthol. syst. Brahman. p. 98. Ihren Vater Hermala, den Chef der Gebirgsgötter, nennt der Bagavadam im 4 Buch Bavanyschmaavan. Der Kriegsgott Scanda wird S. 215 Swam Cartuc anstatt Carticeya genannt, und der Beyname Seryeman ist offenbar nur eine Corruption des Namens Subramannja, unter welchem er gewöhnlich erwähnt wird.

Cap. II. Vichnou, Superiorität über seine Collegen, Entscheidung der sieben Rischis zu seinem Vortheil, seine Gestalten, Attribute, seine Macht, sein Wohnplatz. Er ist die erste Emanation des göttlichen Wesens. Er verleiht nicht nur zeitliche Güter wie seine Mitbrüder, sondern auch ewige Glückseligkeit. Allgemeine Fabeln darüber und besondere seiner Secte aus dem Bhagavat. Verschiedenheiten zwischen den Incarnationen des Vichnou und denen seiner Collegen. Von den zehn hauptsächlichsten Incarnationen dieses Deiotas, deren vier in das Sut-yuc oder erste Weltalter fallen, drey in das zweyte oder Tiraita-yuc, zwey in das dritte oder Dwaper-yuc, und eine in das vierte oder Cal-yuc. Fabeln von den vier ersten, als Fisch, Schildkröte, Eber und Menschlöwe. Berechnung der Grade der göttlichen Natur, welche eine Incarnation haben muss, um vollständig zu seyn. — Weit gründlicher und vollständiger hat die Geschichte der vier ersten Incarnationen *F. Majer* geliefert im 1 Band des asiatischen Magazins. Der grosse Weise Bhrigu wird hier immer Bhreg genannt. Der S. 232 erwähnte König Biskum ist der Bhischma des Bagavadam. Die tausendköpfige Schlange Seisnag hat sonst den Namen Seschen; Latchemi, die Gemahlin des Wischnu, sonst Lakschemi. Die erste Incarnation des Wischnu heisst im Samskrit nicht

Mastya Autar, wie S. 243 gesagt wird, sondern Matsiâ Avatar. Denn derjenige Purana, welcher die Geschichte derselben erzählt, ist betitelt: Matsiâ Purana. Der Chef der Daints, welcher dem Brahma die Veda's raubte, wird hier Sankasser genannt, von Anderen Kanagakschen, auch Kajagriva. Der Berg Mandar erscheint hier unter dem Namen Mandashel; die tausendköpfige Schlange Wassugy heisst Basugnac; Amrita, der Trank der Unsterblichkeit, Ambert; die schöne Mohini Maja, unter deren Gestalt sich Wischnu zeigte, Mahmoni. Der kostbare Edelstein Kostroloh oder Kowstoobh muss sich hier Kosathemuk nennen lassen; der mächtiggrosse weise Elephant Iravat, Airaput. Unter dem Namen Oubshservas erkennt man kaum das gedankenvolle Pferd Orchisrawa; in dem Baum Parjartuck kaum den Parcejat, den Baum des Überflusses nach den Angaben des Bagavadam und Mahabharata, deren und anderer indischer Originalschriften Autorität bey jedem Zweifel über Richtigkeit der Namen für entscheidend gehalten werden muss. Der göttliche Arzt Danawandri, nach Heetopades of Vishnoo Sarma transl. by Wilkins, p. 230, Danvantari, heisst hier Dhananter; der Riese Rahu hier Rha. Die beiden Riesenbrüder, welche Wischnu in seiner dritten und vierten Verkörperung tödtete, werden Hernachus und Herncashup, dieses Sohn aber Pralhaud genannt. Der Bagavadam dagegen nennt sie Eruniakschen und Eruniakassiaben, und des letzteren Sohn Pragaladen.

Cap. III. Die drey Incarnationen des Vichnou im zweyten Weltalter. Die als Zwerg hat zwey Grade der göttlichen Natur, also einen mehr als die vier ersten. Die als Brahmine unter dem Namen Parasu-Rama hat deren drey. Des Parasu-Rama Siege über die Kättris, er verleihet die Herrschaft den Brahminen, und begiebt sich zu Mhadaio. Die siebente Incarnation, als ein Kättris, genannt Ramtchund, hat sieben Grade der Gottheit und ist von grosser Wichtigkeit. Sie wurde schon 60000 Jahre vorher verkündigt. Die sie betreffenden Fabeln sind Auszüge aus dem Gedicht Ramein Parby oder Ramayanam. Geschichte der Vorfahren des Ramtchund, seine und seiner Brüder Geburt. Seine Kindheit, seine ersten Thaten gegen die Zauberer, welche die Heere des Raven, Tyrannen von Lanca oder Ceiland, anführten. Geburt der Sita und Verheirathung derselben mit Ramtchund. Zusammentreffen des Ramtchund mit Parasu-Rama bey der Rückkehr nach Ajudhia und Ankunft daselbst. Ränke seiner Stiefmutter, ihn vom Thron auszuschliessen, sein Exil. Seine Abreise mit Sita und Latchemund, seinem Bruder. Im Faquir-Gewand führen sie ein herumschweifendes Leben und kommen nach Decan. — Die Geschichte der fünften Incarnation findet man weit vollständiger im 1 Band des asiatischen Magazins, nach dem achten Buch des Bagavadam. Hier ist nicht einmal der Name des Zwergs genannt. Er hiess Wamen oder Vamana. Die Geschichte der sechsten ist nicht erschöpfend; sehr weitläuftig und fast zu breit die der siebenten, doch als Auszug aus dem von den Indiern so hoch geachteten Ramayana des Valmiki höchst schätzbar. Übrigens findet sich in den Hauptsachen eine beynahe gänzliche Übereinstimmung mit dem, was Roger, offene Thür zu dem verborgenen Heidenthume S. 256 bis 266, und Baldäus, Beschreibung der ostindischen Küsten S. 497—512, berichtet haben. Der sonst unter dem Namen Bely oder Biryen bekannte, von Wamen in die Unterwelt verwiesene Riese wird hier Bal genannt. Der Vater des Parasu-Ram heisst Jamadagni, die Mutter Runcka. Der Bagavadam nennt jenen Jemadakni, diese Renugei. Die Riesenbrüder auf Lanca, sonst unter den Namen Rawanen und Kumbakarnen bekannt, heissen hier Raven und — Kuntch bec Karen. Auch die Verwandten des Ramtchund oder Rama Tschandra haben alle veränderte Namen. Dassaraden, sein Vater, erscheint als Doseruth, seine Mutter Gosally als Cunsillia, Sumosetrei und Kaigessei, die beiden anderen Gemahlinnen des Dassaraden, wohl richtiger als Sumitra und Kaikai, des Rama Brüder, Baraden, Lakschumanen und Satrugen, als Bhart, Latchemund und Satterghan.

*(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)*

## KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Cnobloch: *Abenteuer auf einer Reise in die andere Welt*, von *Heinrich Fielding*, Esq. Aus dem Englischen. 1812. XLVI u. 255 S. 8. (1 Rthlr.)

Unter Hn. *F's.* beliebten Schriften mag wohl seine *Journey from this world to the next* am wenigsten gelesen worden seyn. Zwar fesseln viele launigte und satyrische Züge die Aufmerksamkeit; der feine historische Menschenkenner zeigt sich überall darin. Aber in der ganzen Anlage ist doch etwas Grobes und Widriges, das einen ekeln Geschmack empört. Die Stadt der Krankheiten und der Palast des Todes sind nicht geeignet, Wohlgefallen zu erregen. Den grössten Theil nehmen die mannichfaltigen Begebenheiten Julians (des Apostaten, wie er hier noch genannt wird) in den Rollen ein, die er nach seiner Wiederkehr ins Leben auf Erden spielt. Er wird von Minos nie gut genug für Elysium, noch schlecht genug für den Tartarus befunden. Daher muss er allerley Charaktere nach einander annehmen, und spielt sich als Sclave, Jude, General, Zimmermann, Stutzer, Mönch, Geiger, Klügling, König, Hofnarr, Bettler, Minister, Soldat, Schneider, Rathmann, Dichter, Ritter und Tanzmeister, gleich unglücklich und mittelmäsig durch. Nach einer vorgeblichen grossen Lücke im Manuscript folgt die Geschichte der hingerichteten Anna Boleyn, Mutter der Königin Elisabeth, von ihr selbst erzählt. Minos öffnet ihr das Freudenthor in Betracht der vielen Leiden, wodurch sie ihre begangenen Thorheiten abgebüsst hat. Von der Übersetzung lässt sich nicht viel sagen; sie giebt das Original wieder, das nicht schwer nachzubilden war; doch ist sie oft wortreich ohne Noth. Eine besondere, doch vielleicht danklose Mühe hat sich der Übersetzer mit seinen hinten angefügten historischen Erläuterungen gemacht, welche durch einen ächten Brief der Anna Boleyn an Heinrich VIII, einige Tage vor ihrem Tode geschrieben, geschlossen werden.

Oh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JULIUS, 1812.

## GESCHICHTE.

Rudolstadt, in d. Hofbuchh., u. Paris, b. Tourneisen: *Mythologie des Indous;* travaillé par Mdme. *la Chnsse. de Polier*, sur des Manuscrits authentiques apportés de l'Inde par feu Mr. le Colonel *de Polier* etc.

*(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Cap. IV. Fortsetzung der die Geschichte des Ramtchund betreffenden Auszüge aus dem *Pamein-Parby*. Die beiden Faquirs und ihre Begleiterin verweilen in den Staaten der Soupnaka, Schwester des Raven. Leidenschaft der Fürstin für die beiden Fremden; Bemühungen derselben, sie zu verführen; ihre Bitten, wie ihre Drohungen, sind gleich unwirksam; sie will sich rächen, wird aber von den Brüdern besiegt. Raven bemächtigt sich der Sita, Verzweiflung des Ramtchund, Wanderungen der beiden Faquirs, um sie wieder zu finden. Sie begegnen dem Deiotas, Ytau, und er hilft ihnen auf die Spur des Räubers. Die Brüder schlagen den Weg nach Lanca ein, kommen in die Staaten des Sougri, Königs der Affen, und treffen mit Hassouman zusammen. Geschichte des Sougri und Baly. Kriege zwischen diesen beiden Fürsten um die Herrschaft des Affenreichs. Tod des Baly. Bündniss zwischen Ramtchund und Sougri, welcher ein Heer von Affen zur Disposition desselben versammelt. Man sendet Kundschafter nach Lanca und in die Staaten des Raven. Luftreise des Hassouman nach Lanca. Eifersucht des Ramtchund, Rückkehr der Kundschafter, merkwürdige Brücke. Ramtchund schickt einen Herold, die Sita zurückzufodern oder den Krieg zu erklären. Beleidigende Antwort des Raven. Babitchund, ein Bruder desselben, begiebt sich in das Lager des Ramtchund, der Krieg beginnt, Tod des Ainderjit, Ravens Sohn, Latchemund wird tödtlich verwundet durch den Wurfspiess des Birmah. Hassouman transportirt auf seinen Schultern einen Berg, auf welchem sich die Verwundeten befinden. Der Zauberer Mohram entführt den Ramtchund und seinen Bruder. Hassouman, in eine Fliege verwandelt, befreyt sie. Ein Netz von Schlangen wird über Ramtchunds Heer geworfen; Hülfe von Vichnou gesendet. Sieg des Ramtchund und Zurückkehr nach Ajudhia mit seiner Gemahlin. Seine Eifersucht, Begebenheiten, welche dadurch veranlasst werden, Tod der Sita. Ramtchund verläfst die Erde. — Soupnaka, die Schwester des Raven, haben wir anderwärts Souppeneckia, auch Chanparnaga benannt gefunden. Der Affenkönig Sougri heisst sonst Souckariga; Baly, sein Bruder, Bael; Babitchund, des Raven Bruder, Wibuscheten; Ainderjit, des Raven Sohn, Indersiet; Mandodri, die Gemahlin des Raven, Mandori; des Ramtchund Söhne aber, sonst Russen und Lawen, erhalten hier die Namen Cus und Layan. Hassouman, den wir seither nur unter dem Namen Hanuman oder Hanumat kannten, wird S. 336 für eine Incarnation des Madhaio gehalten: nach *Baldaeus* im a. W. S. 453 war er ein Sohn des Schiva und der Paramesceri oder Bhagavadi; nach *Paullinus a S. Barthol. in syst. Brahman.* p. 158 aber ein Gott des Windes und Sohn der Sonne und des Mondes. Einen Deiotas mit Namen Ytan, der hier S. 332 unter der Gestalt eines Geyers erscheint, haben wir sonst nirgends erwähnt gefunden, und wir wissen also nicht, was wir aus ihm machen sollen. Vielleicht ist er einer und derselbe mit Garudha, dem Lieblingsvogel und Reitthier des Wischnu.

Cap. V. Achte Incarnation des Vichnou, genannt Chrisnen. Sie hat alle sechzehn zu einer vollständigen Incarnation nöthigen Grade. Die sie betreffenden Fabeln sind Auszüge des Bhagavat oder des achtzehnten Pouranam und des Gedichts Mahabarat. Einleitung. Geschichte des Jujat, ersten Kaisers von Indien; Ursprung des Stammes der Yadous, gegründet durch Yud, den ältesten von dem Vater enterbten Sohn des Jujat, der das indische Reich dem Courou, dem jüngsten seiner Söhne, hinterliess. Chrisnen entsprosst dem Stamme der Yadous. Geschichte seiner Ältern, des Basdaio und der Daioky. Weissagungen von der Geburt ihres achten Sohnes, die seinen Oheim Cans, Tyrannen von Mathra, erschrecken. Vorsichtsmassregeln desselben, um alle Kinder seiner Schwester in seine Gewalt zu bekommen. Wunderbare Geburt des Ram und des Chrisnen. Die beiden Kinder werden ihrem Oheim entzogen und gelten für Söhne des Nanda, eines Pachters zu Gokul. Angst des Cans. Ermordung aller Kinder im Alter des Chrisnen. Versuchte Zaubereyen der im Dienste des Cans befindlichen Daints, um den Chrisnen noch in der Wiege zu tödten. Wunderwerke des göttlichen Kindes. Unruhe seiner vermeinten Ältern und des Basdaio. Dieser sendet den Brahminen Garg, seinen Kindern die Nativität zu stellen. Abenteuer des kleinen Chrisnen mit den Hirten und Milchmädchen, unter welchen er lebt. Nanda, um ihn den Verfolgungen des Cans zu entziehen, verläfst Gokul und läfst sich zu Brindaban nieder. Neue Versuche des Cans, das Kind umzubringen, und von demselben verrichtete Wunder. Von Birmah angestellte Probe, ob Chrisnen wirklich

eine Incarnation des Vichnou ſey. Kampf des göttlichen Kindes gegen die Schlange Calinak, und Sieg über dieſelbe. — Unter den hier vorkommenden Perſonen führt in anderen Nachrichten Yadu, der Stammvater Yadous, den Namen Jadawu; Basdaio, der Vater des Krischna, heiſst Wassudewen; Daioky, die Mutter deſſelben, Dewagi; Cans, ihr Bruder, Kamsa oder Kaniassen; Rodni, die andere Gemahlin des Wassudewen, Rogani; Yeodha, die Gemahlin des Nenden, Esadei; Bali oder Bulbhader, der Bruder der Incarnation, Balaramen oder Balapatren. Nach dem 3 Buch des bekannten franzöſiſchen Auszugs des Bagavadam, war Dewagi eine Tochter des Dewagen. Hier wird ihr Vater Ogursein genannt. Auch die Geſchichte des Corou wird dort ganz anders erzählt.

Cap. VI. Spiele und Zeitvertreibe des Chrisnen mit den Gopias oder Schäferinnen. Seine Liebſchaft mit Radha. Er ſchafft ein jährliches Opfer zu Ehren des Rajah Ainder ab. Er führt die Einwohner von Brindaban ins Paradies und bringt ſie in ihren Wohnort zurück. Cans ſendet den Akrour, den väterlichen Oheim des Chrisnen, ihn nach Mathra einzuladen, und trifft Vorkehrungen, um ihm das Leben zu rauben. Reiſe des Akrour nach Brindaban. Chrisnen, Ram, Nauda und alle Gopias reiſen nach Mathra. Viſion des Akrour. Eintritt des Chrisnen in die Hauptſtadt ſeines Oheims. Er entgeht allen ihm gelegten Hinterhalten und Fallſtricken. Tod des Cans und Wiedererhöhung des Ogursein auf den Thron von Mathra. Chrisnen ſendet ſeinen Freund Oudho, die Schäferinnen über ſeine Abweſenheit zu tröſten. Sein Beſuch zu Coubja. — Der Rajah Bären, Souverain der Meere, von welchem hier S. 466 geſprochen wird, iſt kein anderer als Varuna oder Borun, der Gott des Waſſers. Die begeiſterten Ausrufungen, mit welchen S. 480 Akrour dem Kriſchna ſeine Verehrung an den Tag legt, erinnern an die vortreffliche, an poetiſchen Schönheiten weit reichere Hymne des Jajadeva auf Wiſchnu, welche *Majer* nach *Works of W. Jones* Vol. I. p. 288 überſetzt hat im aſiatiſchen Magazin Bd. II. S. 314.

Cap. VII. Urſprung der beiden ſich um die Herrſchaft ſtreitenden Linien, der Coros und Pandos. Geſchichte des Santan, der Ganga, der Gandhari. Biskum ſetzt ſeinen Bruder Tchitterbourg auf den Thron. Tragiſches Ende dieſes Prinzen. Auseinanderſetzung der Uneinigkeiten zwiſchen den Coros und Pandos. Durdjohn der Chef der erſten, dieſer Familien, iſt ein Tyran und in alle Laſter verſunken. Seine Vettern, die Pandos, denen alle Tugenden und Vorzüge eigen ſind, werden von ihm unterdrückt. Chrisnen beſchützt ſie. Kriege des Chrisnen gegen Jerashind, Calyamen und andere ſchlechte Fürſten, welche den Tod des Cans rächen wollen. Seine Siege. Er verſetzt die Einwohner von Mathra und alle Yadous nach Dwarka, welches er aus dem Meere herausſteigen läſst. Geſchichte ſeiner Vermählung mit Roukmani, Prinzeſſin von Cantapour. Seine Rückkehr nach Dwarka. — Daſs S. 524 die zweyte Gemahlin des Santen oder Sandanen John Gandhari genannt wird, iſt offenbar eine Verwechſelung mit der Gandhari oder Kandhori, der Gemahlin ſeines Enkels Dhritaraſchtra. Die Gemahlin des Santen hieſs nach dem 9 Buch des Bagavadam Sattiawodi. Auch der Name des Riſchi, von welchem ſie vor ihrer Vermählung den groſsen Bayas oder Vyasa gebar, hätte angeführt werden ſollen. Er hieſs Parassen. Ihr und des Santen Sohn Tchitterbourg wird in anderen Nachrichten wohl richtiger genannt Wissitrawerien. Der älteſte Sohn deſſelben Dirtracht heiſst ſonſt Dhritaraſchtra, deſſen Sohn Durdjohn aber Durjodun. Die zweyte Gemahlin des Pandu wird hier Mandri genannt, ſonſt Matin; der Dewta Assoumi, ſonſt Aswin; Noukal, der vierte Sohn des Pandu, ſonſt Nagulen; Schécdaio, der fünfte, Sagadewa; der Rajah Jérashind, ſonſt Sorassanden.

Cap. VIII. Bruch zwiſchen den Coros und Pandos. Chrisnen begiebt ſich nach Haſtnapour. Durdjohn ſchlägt übermüthig die Vermittelung deſſelben zwiſchen den beiden Familien aus. Drohungen des Chrisnen und Angſt des Durdjohn. Er verſtellt ſich, ſchenkt den Pandos ein befeſtigtes Haus und läſst es anzünden. Die Pandos entgehen der Gefahr, aber es verbreitet ſich das Gerücht von ihrem Tode. Freude des Durdjohn, Betrübniſs der Verwandten und Freunde der Pandos. Chrisnen bringt ſie in Sicherheit und kennt allein ihren Aufenthalt. Geſchichte des Karfunkels des Satterjit und Abenteuer, die er veranlaſst. Vermählung des Chrisnen mit Jemty, Tochter des Königs der Bären und mit Southama, Tochter des Satterjit. Er begiebt ſich nach Tanaisser, wo Draupud, der Rajah daſelbſt, um den Preis der Hand ſeiner Tochter Draupadi, einen Wettkampf zwiſchen den geſchickteſten Bogenſchützen halten läſst. Der junge Arjoon, der dritte der Pandos und Mündel des Chrisnen, trägt den Sieg davon. Draupadi heyrathet die fünf Pandos, die ſich zu Tanaisser niederlaſſen. Beſchluſs der Geſchichte des Karfunkels. Tod des Satterjit. Kälte zwiſchen Bulbhader und Chrisnen. Geſchichte des Purdman, einer Regeneration des Camdhaio, des Deiotas der Liebe. Chrisnen wird von 28,800 Rajahs, Gefangenen des Jerashind, um Hülfe erſucht. Die Pandos melden ihm, daſs ſie in ihr Eigenthum zurückgekehrt ſind. Judiſter, der älteſte der fünf Brüder, will ein feyerliches Opfer, genannt *Reisoo-yuc*, anſtellen. Chrisnen, dazu eingeladen, geht nach Aindrapreat oder Dehly. Tod des Jerashind. Verſammlung aller Rajahs der Erde zu Aindrapreat. Beſchreibung der Feyerlichkeiten. Triumph der Pandos und Wuth des Durdjohn. Aufenthalt des Chrisnen bey ſeinen Vettern. Seine Vermählungen und Namen ſeiner acht erſten Gemahlinnen, welche Nayagas genannt werden. Seine Rückkehr nach Dwarka. — Den Draupud, Rajah von Tanaiser oder beſſer Tannaser, kennt man ſonſt unter dem Namen Durpaden, ſeine Tochter Draupadi unter dem Namen Drowadei. Sie waren aus dem Geſchlechte der Kinder der Sonne.

To. II. Cap. IX. Ereigniſſe zu Dwarka während Chrisnens Abweſenheit. Der Rajah Sal, um ſeinen von Chrisnen getödteten Freund Souspal zu rächen,

zieht im Vertrauen auf den Schutz des Mhadaio mit einem Heer gegen Dwarka. Purdman, der Sohn des Chrisnen, vertheidigt diese Residenz. Zaubermittel, welche Sal in diesem Kriege anwendet, und tapfere Thaten des Purdman und der Yadous. Rückkehr des Chrisnen und Niederlage des Sal. Die göttliche Sendung des Chrisnen fängt an sich zu offenbaren. Sein Kampf mit Panderik, dem Herrn von Prag oder Eliabad. Reise des Chrisnen und der Southama nach den Sourgs. Als sie nach Prag kommen, verhindert ihnen Bhoumasser durch seine Zaubermittel den Eintritt. Niederlage desselben. Chrisnen befreyet sechzehntausend von Bhoumasser gefangen gehaltene Prinzessinnen, vermählt sich mit ihnen allen und sendet sie nach Dwarka. Seine Ankunft in den Sourgs, Aufnahme bey dem Rajah Ainder und Rückkehr nach Dwarka. Privatleben des Chrisnen in seinen menschlichen Verhältnissen. Untersuchungen des Patriarchen Nardman über den Umgang des Chrisnen mit seinen sechzehntausend und acht Frauen. Geschichte des Samb, des Sohnes des Chrisnen. Ram befreyt den jungen Prinzen aus der Gefangenschaft Durdjohn. Vermählung desselben. Neue Verfolgungen der Pandos durch Dourdjohn. Geschichte eines bezauberten Pallastes. Würfelspiel zwischen Judister und dem Chef der Coros und Exil der Pandos. Ihr Aufenthalt bey dem Rajah von Bayrhut und Rückkehr in ihre Staaten. Vertrag mit Durdjohn. Bussungen und Wallfahrten des Arjoon, um sich das von einem Rischi über ihn ausgesprochenen Fluches zu entledigen. Seine Ankunft zu Dwarka und Verheirathung mit einer Schwester des Chrisnen und Ram. Geschichte des Amrout, Enkels des Chrisnen und der Outka, Tochter des Bhanasser, des Rajah von Benares. Chrisnen und die Pandos finden sich wieder in den heiligen Bädern von Kourtcheiter. Er verspricht ihnen beym Abschied seinen Schutz gegen Durdjohn.

Cap. X. Auf Veranlassung des Chrisnen verlangen die Pandos von Durdjohn, von seinen Ungerechtigkeiten gegen sie abzulassen. Er verwirft ihre Vorschläge, den guten Rath und die Vermahnungen des Biskum. Der Krieg wird erklärt und ein Schlachtfeld ausgewählt. Ankunft des Chrisnen bey der Parthie der Pandos. Anordnungen für diesen Krieg, welcher achtzehn Tage dauert. Thaten der Anführer. Geschichte des Biskum. Niederlage der Coros, und Tod des Durdjohn. Treulosigkeit der vier ihn überlebenden Anführer. Vernichtung des Heeres der Pandos. Nur die fünf Brüder entgehen dem Verderben. Judister wird von Chrisnen auf den Thron gesetzt. Geburt des Paritchet und feyerliches Opfer.

Cap. XI. Gesandtschaft der Deiotas an Chrisnen, ihn zur Rückkehr nach Baikunt einzuladen. Er verschiebt sie noch. Vertilgung der Yadous. Tod des Bulhaader, Tod des Chrisnen. Seine letzten Befehle an Oudbo. Sein Körper wird in einen Baumstamm gelegt und dem Meere übergeben. Ankunft des Arjoon. Er und Oudho gehen nach Dwarka, um Chrisnens letzte Anordnung auszuführen. Allgemeine grosse Betrübniss. Basdaio, Daioki, Ogursain, die acht Nayagas und viele andere sterben. Hundert von den Frauen des Chrisnen folgen dem Arjoon. Dwarka wird vom Meer verschlungen. Die Pandos erheben den Parichet auf den Thron und verlassen die Welt. Ihre Reise nach Baikunt. Vergleichung zwischen den Incarnationen des Ramtchund und Chrisnen. Neunte, zwar unvollkommene, aber sehr wichtige Incarnation des Vichnou, als Bhoud. Sie dauert hunderttausend Jahre und hemmt die Verderbniss des vierten Weltalters. Ihr Zweck scheint die Vereinigung aller Secten zu seyn. Prophetische Geschichte der zehnten Incarnation, welche am Ende des vierten Weltalters unter dem Namen Calenck Statt haben wird. Beschluss der Fabeln über die Incarnationen des Vichnou. Kurze Wiederholung der mythologischen Dogmen über das höchste Wesen und die drey grossen Deiotas. Erläuterungen der Brahminen darüber. Sie reduciren sich auf zwey Hauptsysteme, ein positives und allegorisches. Resultate. — Über die so räthselhafte Geschichte des Budha findet man durchaus keine neuen Aufschlüsse; ja der geheimnissvolle Schleyer, welcher das Wenige, was davon schon bekannt ist, verhüllt, wird fast noch dichter zusammengezogen.

Cap. XII. Ursprung der Deiotas und der Daints, von denen die ersteren noch vor der sichtbaren Welt geschaffen sind. Diejenigen unter ihnen, welche abgesetzt wurden, werden Daints. Zweyte Schöpfung solcher Wesen durch Birmah. Von den vier Frauen seines Enkels Cashup. Deiotas und Daints, welche es entweder wegen ihres guten oder schlechten Betragens, oder durch über sie ausgesprochene Segnungen oder Verwünschungen geworden sind. Gemeinschaftliche und distinctive Eigenschaften dieser Intelligenzen. Moralische Natur, körperliche Formen. Aufenthalt, Studien und Kenntnisse, Gewalt und Verrichtungen derselben. Hierarchie der Deiotas. Von den drey Deiotany, Gemahlinnen der drey grossen Deiotas. Parbutty ist die vorzüglichste derselben. Von den beiden Söhnen des Mhadaio, Ganaish und Scanda. Dem Vichnou angehörige Deiotas, Scisnac, Garud. Zweyte Hierarchie. Ainder, der Chef des Firmaments und der Sourgs. Die sieben Vicekönige, welche unter seinem Befehl die Sourgs beherrschen. — Dieses Capitel, welches nebst dem folgenden die meiste Ausbeute für indische Mythologie gewähren sollte, ist sehr mager und unvollständig ausgefallen. Die hier S. 185 und 228 angeführten Gemahlinnen des Cashup oder Kasyapa, Banta und Cadrou, sind, wenn man die Nachrichten bey *A. Roger* S. 267 u. f. damit vergleicht, gewiss nur andere Namen der Adidi und Didi, von denen jene als die Mutter der Sors oder subalternen Deiotas, diese als die Mutter der Daints oder finsteren Dämonen und Riesen bekannt ist. Schiwa oder Mhadaio, wie er hier immer genannt wird, hat ausser den beiden angeführten Söhnen Scanda und Ganesa noch zwey andere, den Wairewert und Witrapatrin, die nach der Götterlehre seiner Anhänger eine eben so wichtige Rolle spielen wie jene. Abbildungen derselben und Nachrichten von ihnen findet man bey *Sonnerat* I S. 154. 155. Die Männer der schönen Ansova und Ahlia, die berühmten Rischis Atter und Godum, kennt man sonst unter dem Namen

Atterien und Gaudama. Die Gemahlin des Indra oder Dewandren, welche nach den *Asiat. Research.* I p. 241 und *Paullinus a S. Barthol. syst. Brahman.* p. 180 Indrani oder Satschi heisst, wird hier S. 232 Suchtely genannt. Auch seine Kinder, ein Sohn Namens Dschayanta und die Tochter Dewanei, vermählt an den Kriegsgott Scanda, hätten erwähnt werden sollen. Die durch das ganze Werk höchst nachlässig behandelte Rechtschreibung der Namen zeigt sich unter anderen auch S. 194 u. S. 236. Dort werden die vier ersten der schönen Apatcheras oder Nymphen der Sourgs unter den Namen Ranka, Ourbery, Mainka und Kettchi aufgeführt: hier heissen sie Rhanbha, Ourbekry, M. und Kertchi. Wer unter dem S. 244 erwähnten „*fameux Muni, nommé Capelman*," verborgen ist, würden wir schwerlich errathen haben, wäre uns nicht die von ihm erzählte Verwünschungsgeschichte der sechstausend (oder, wie andere Nachrichten sagen, sechzigtausend) Söhne des Rajah Sagur schon aus dem 9 Buch des Bagavadam bekannt gewesen. Nun wussten wir, dass der fromme Kabiler, der für eine Incarnation des Wischnu gehalten wird und ein Sohn des Rischi Kartamen und der Dewagdi war, damit gemeint seyn soll. Auch die Namen der Deiotas der Planeten und Regenten der Himmelsregionen stimmen mit den schon bekannten nicht ganz überein. Die Sonne, sonst *Surya* genannt, heisst hier *Sour*; *Ciandra* oder *Tschandra*, der Mond, hier *Tschanderma*; *Mangalen*, unser Mars, hier *Mogult*; *Brahaspati*, unser Jupiter, hier *Brisput*; *Sani*, unser Saturn, hier *Sanitcher*.

Cap. XIII. Von der Erde und ihren acht Hütern. Von den acht Regionen der Meere und dem Rajah Bären, ihrem Beherrscher. Die Deiotas der Flüsse gehören zu dieser Hierarchie. Drey Deiotany stehen an ihrer Spitze. Jumna, die Gemahlin des Chrisnen; Soursetty, die Tochter des Birmah, und Ganga, die Tochter des Königes Hermantchel, die auf dem Haupte des Mhadaio thront. Geschichte der Reise der Ganga mit dem Rischi Bhagirut. Von den Daints und von ihrem Aufenthaltsort, den Patals. Von den Geschlechtern der Schlangen und ihren acht Chefs, welche diese Wohnungen erleuchten. Die Herrschaft der Daints wird durch ihren Empörungsgeist unterbrochen und ist veränderlich. Die Oberhäupter der ursprünglichen Daints sind Sund und Apsund. Die, welche Daints geworden sind, haben keine. Die niederen Deiotas können nicht für Götter gehalten werden. Die Rischis sind über ihnen und gehen ihnen vor. Die neun ursprünglichen Rischis; andere sind es durch ihre Heiligkeit geworden. Geschichte des Bisvamiter. Macht und Lebensdauer der Rischis. Die Bhagts sind ihre Stellvertreter im dritten und vierten Weltalter. Geschichte des Dheron, des Namdhaio und des Cabir, dreyer berühmter Bhagts. Kurze Digression über die Secte der Sikh's. — Nicht einmal der Name der Erdgöttin, Prithivi, wird angegeben und nur die von den Regenten der acht Regionen der Erde sind genannt, Ainder, Coubair und Yis, sonst Indra, Cubera und Isanja. Die übrigen fünf heissen Agni, Jama, Niruti, Waruna und Wayu. Die Hoffnung, hier eine gründliche Auskunft über Anzahl und Natur der so räthselhaften grossen Rischis oder Weisen der Urwelt zu finden, wird nicht befriedigt. Die Veda's und die Verordnungen des Menu nennen zehn, der Bagavadam neun, hier findet man nur sieben angegeben und genannt, aber die Namen sind so entstellt, dass man nicht einmal weiss, welche von jenen neun oder zehn dazu gerechnet werden. Nur im Bhreg und Pouleht erkennt man den Bhrigu und Pulagen. Was S. 269, 270 von den Patals oder sieben unterirdischen Regionen gesagt wird, lässt sich durch Vergleichung mit *Oupnekhat* T. I p. 189 u. 275 berichtigen. Gar nicht hieher gehörig, doch für die Geschichte der aus dem Wischnuism hervorgegangenen Secte der Sieks, nicht ohne Werth, ist die von S. 289—335 laufende Geschichte der drey Bhagts, deren Lehren und Grundsätze von Nanuk oder Nanek, dem Stifter der Secte der Sieks, angenommen und erneuert wurden.

Cap. XIV. *Resumé* der beiden vorzüglichsten Systeme der Brahminen über die Zwischenwesen (*êtres intermédiaries*). Sie sind keine Gottheiten, obgleich ihnen ein Cultus gewidmet ist. Von der Natur dieses Cultus. Nach der Mythologie giebt es zwey Arten desselben, den Nirgoni Poujah oder geistigen Cultus (*culte spirituel*) und den Serjoni Poujah oder äusserlichen Cultus (*culte exterieur*). Der erstere richtet sich an Gott, der zweyte an die Deiotas. Zu den Übungen und Gebräuchen des letzteren gehören: 1) Abwaschungen u. Reinigungen; 2) Büssungen u. Kasteyungen; 3) Milde Gaben und Geschenke an die Brahminen; 4) die grossen Opfer. Subdivisionen dieser Gebräuche. Von den gewöhnlichen und täglichen Abwaschungen und den feyerlichen Reinigungen. Contemplative und versöhnende Büssungen. Häusliche und feyerliche milde Geschenke. Zwey Hauptgattungen der Opfer, feyerliche und blutige und unblutige. Die grossen Opfer sind im Calyuc oder vierten Weltalter verboten. Besondere Gebräuche des Cultus der beiden grossen Deiotas. Auszüge aus den Gesprächen des Chrisnen und Arjoon im Geeta über den Cultus. — Einer der besten Abschnitte des ganzen Werks. Der Name des merkwürdigen Opfers eines Pferdes, welches S. 364 u. f. beschrieben wird, hätte genannt werden sollen. Er ist: Aswamedha. Auch was von der mystischen Bedeutung desselben bey *Hathed* im *Code of Gentoo Laws* und bey *Maurice Indian Antiquities* II. p. 162—174 gesagt wird, hätte eine Erwähnung verdient. Wo S. 385 nur mit wenigen Worten von den hieroglyphischen Unterscheidungszeichen der Indier gesprochen wird, wäre eine Hinweisung auf die trefflichen Nachrichten darüber in das *Fra Paolino da S. Bartolomeo Viaggio alle Indie orientali*, nöthig gewesen. Langweilig und nur für die Geschichte der Sieks von einiger Bedeutung sind die abermaligen Episoden von Cahir, einem Vorläufer des Nanek. Falsch ist es S. 398, von den Purana's zu sagen: „*les Paurams, ou livres, qui contiennent les fables rélatives à Vichnou et à sa doctrine*"; denn es giebt auch Purana's, welche die Mythen u. Lehren des Schiwaism enthalten. Die Auszüge aus dem *Bhaguat-Geeta* von S. 399—414 hätten füglich erspart werden können, da die englischen, französischen und deutschen Übersetzungen dieses vortrefflichen Werkes von *Wilkins*, *Parraud* und *Majer* bekannt genug sind.

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

# JENAISCHE
# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JULIUS, 1812.


## GESCHICHTE.

Rudolstadt, in d. Hofbuchh., u. Paris, b. Tourneisen: *Mythologie des Indous;* travaillé par Mdme. *la Chnsse. de Polier*, sur des Manuscrits authentiques apportés de l'Inde par feu Mr. le Colonel *de Polier* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. XV. Vom Ursprung der Seele, von der Natur derselben und ihrem Schicksal nach dem Tode. System der Seelenwanderung. Zusammenstimmung der Mythologie mit dem Geeta, welcher die speculative Lehre des Chrisnen enthält. Zwey verschiedene Meinungen über den Ursprung der Seele. Nach der einen ist sie geschaffen gleich dem Körper; nach der anderen, die sich in den Fabeln der Verehrer des Vichnou ausspricht, ist sie eine Emanation der Gottheit. Sie ist von einer anderen Natur als der Körper, und überlebt ihn. Auch den Thieren wird eine Seele zugestanden, in Folge des Systems der Seelenwanderung. Entwickelungen dieses Systems und Fabeln darüber. Vom Aufenthalt der Seele in der Zwischenzeit von einer Wanderung zur anderen, in dem Nark oder den Sourgs. Die Verehrer des Mhadaio beschränken die Belohnungen auf die Sourgs, die Verehrer des Vichnou nehmen im Baikunt noch ein höheres Paradies an. Fabeln über die verschiedenen Grade der Glückseligkeit der Seele in demselben. Der letzte führt zu dem höchsten Glück, und befreyet die Seele von allen weiteren Regenerationen. Mittel, ihn zu erhalten. Kreis der Wanderungen, und Mittel, sich ihm zu entziehen. Erläuterung des Chrisnen über diese Gegenstände. — Abermals Stellen aus dem Geeta von S. 472 — 480.

Cap. XVI. Die Natur der Seele ist von der des Körpers verschieden. Fabeln darüber und Entwickelungen des Chrisnen im Geeta. Zwey Seelen im Menschen. Die eine ist ein emanirter Theil der Gottheit, die andere ist zusammengesetzt aus den vier Elementen und dem Äther oder Astralfeuer (*feu astral*), dem fünften. Einfluss der Materie auf diese zweyte Seele. Die Moral theilt sich in die religiöse und philosophische. Die religiöse zerfällt in zwey Hauptzweige. Der erste begreift die allen Sterblichen gemeinsamen Pflichten, und diese scheiden sich wieder in die Pflichten gegen die Gottheit, gegen sich selbst und gegen Andere. Der zweyte Hauptzweig der religiösen Moral begreift die Verpflichtungen der vier Hauptkasten oder erblichen Stände und die des einzelnen Menschen als Mitglieds der bürgerlichen Gesellschaft. — Dieser Abschnitt würde durch grösseren Umfang und mehr Präcision des Dogmatischen in demselben, so wie durch weniger Weitschweifigkeit in den als Beweise dafür angeführten Fabeln, sehr gewonnen haben. Von dem schon so oft erwähnten Cabir wird wieder an mehreren Orten gesprochen. Sehr unzureichend sind die Nachrichten von den erblichen Ständen. Das *feu astral* der Inhaltsanzeige scheint ein blosser Druckfehler zu seyn, denn in der Exposition wird vom Äther oder Achas gesprochen, welches einerley seyn soll mit dem Akas des Baguat - Geeta.

Cap. XVII. Das in dem Hytopadesa (hier steht beständig und also nicht als Druckfehler Hypotadessa) enthaltene System der philosophischen Moral. Der Geeta bestätigt dieses System, indem er es mit den metaphysischen und mystischen Dogmen der Lehre des Chrisnen vermischt. Widerspruch zwischen der Moral und den Zügen von Immoralität in den religiösen Fabeln. Geschichte des Rischi Durbassa. Erklärungen der Brahminen über diese Widersprüche. Der Fatalism ist sowohl in dem philosophischen System als auch in der Mythologie angenommen. Fabeln, welche es beweisen. Theorie der vier Weltalter. Beziehungen dieser Theorie auf den physischen, religiösen, moralischen und politischen Gesichtspunct. Fabeln darüber. Beschluss der Mythologie. — Wiederum viele Auszüge aus dem Hytopadesa und Baguat-Geeta; mehrere meist unbedeutende Fabeln darunter eine, in welcher auch Cabir noch einmal erscheint; über die Weltalter weder vollständige Nachrichten, noch neue Aufschlüsse.

Cap. XVIII. Eine Zusammenstellung von Sätzen des mythologischen Systems, welche die Epoche des Ursprungs der Indier, ihrer religiösen und bürgerlichen Constitution charakterisiren. Sie sollen bis in die Zeiten der allgemeinen Fluth hinaufsteigen, und die in den Veds und Shasters enthaltenen Grunddogmen sind als das erste Glied jener grossen Kette zu betrachten, welche alle Völker durch Übereinstimmung in gewissen ursprünglichen Meinungen vereinigt u. s. w. — Ein mit der Einleitung in Zusammenhang stehender Versuch der Herausgeberin, über welchen wir als eine entbehrliche Zugabe des ohnehin weitläuftigen Werks unser Urtheil suspendiren, um so mehr, da es nach unserer Überzeugung überhaupt noch zu früh seyn möchte, eine solche Harmonie zwischen den indischen Mythen und religiösen Ideen und denen anderer Völker, wirklich erschöpfend und allen Foderungen genügend, darzuthun.

Nach dieser genauen und ausführlichen Inhaltsanzeige wird es bey jedem mit den in diesem Werke behandelten Gegenständen nicht ganz unbekannten Leser keiner besonderen Rechtfertigung bedürfen, wenn wir versichern, unsere Erwartung sey nur zum Theil befriedigt worden, und wenn wir als Urtheil über das Ganze die Behauptung aufstellen, es könne, besonders in dem eigentlichen mythologischen Theil, weder für *umfassend* gelten, noch für *vollständig* gehalten werden. Wie könnte man auch ein Werk über die Mythologie der Indier umfassend nennen, welches, während es sich auf mehr als siebenhundert Seiten mit der Mythologie des Wischnuism beschäftiget, die der drey übrigen vorzüglichsten indischen Religionssysteme, des Schiwaism, des alten Brahmaism und des wahrscheinlich gerade mit diesem in einem noch nicht genug bemerkten und klar gemachten innigen Zusammenhange stehenden Buddhaism nur auf wenigen Seiten abfertigt. Also nur von jener kann man sagen, sie sey wirklich darin *abgehandelt;* die der anderen scheint nur *berührt* zu seyn, um sie eben doch nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Auch was über Cultus, das Wesen der Seele, religiöse und philosophische Moral gesagt wird, ist fast durchaus nur auf Schriften und Lehren von Anhängern des Wischnuism gegründet, und würde eine viel andere Gestalt erhalten haben, wenn die der übrigen Religionsparteyen dabey zu Rathe gezogen worden wären. Es sind also auch die als *opinions primitives et fondamentales* darin aufgestellten Ideen nicht unbedingt dafür anzunehmen, weil sie hier meistens nicht in ihrer ursprünglichen Form, sondern fast immer in dem Gewand der Emanationslehre erscheinen, jenes esoterischen Theils des Wischnuism, der sich nach inneren und äusseren Gründen gewiss erst *nach* und zum Theil wohl *aus* ihnen entwickelt hat. Nur dann erst, wenn wir mit dem Wesen des Dualism, des Pantheism, und anderer den übrigen indischen Religionssystemen als die esoterische Seite entsprechender Lehrgebäude eben so bekannt sind, wie mit dem des Emanationssystems, wird es möglich seyn, die ihnen gemeinschaftlichen, aus einem Brennpuncte des menschlichen Geistes hervorgegangenen Grundideen zu erkennen und von allen durch die verschiedenen Systeme ihnen gegebenen Formen entkleidet darzustellen. Dass aber selbst die Bearbeitung des mythologischen Systems des *Wischnuism* in dem vor uns liegenden Werke nicht so vollständig und erschöpfend ausgefallen ist, als sie hätte seyn sollen, beweisen die bey der Angabe des Inhalts der einzelnen Capitel von uns gemachten Ausstellungen und zugefügten Berichtigungen. Dass diese Berichtigungen uns möglich waren, zeigt nicht nur, was von der vorgegebenen *Neuheit* des Inhalts zu urtheilen ist, sondern wird auch unsere Versicherung, dass sich mit Benutzung anderer schon vorhandener Materialien eine weit gründlichere Darstellung des Wischnuism hätte geben lassen, ohne in eine solche Weitschweifigkeit zu verfallen, ausser allen Zweifel setzen. Die gar zu langen und mit der Behandlung der übrigen Mythen in gar keinem Verhältniss stehenden Erzählungen von den Thaten und Schicksalen des Ramatschandra und Krischna hätten um vieles abgekürzt werden können, da sie ja meistens nur poetische Ausschmückungen von Mythen enthalten, welche vielleicht nicht einmal in dem Wesen des Wischnuism entsprungen, sondern nur in ihn aufgenommen worden sind, und welche, indem sie nach den Ansichten desselben ausgebildet erscheinen, die ihnen ursprünglich eigenen Beziehungen kaum noch errathen lassen. Warum, da sich doch ein grosser Theil des Werks mit dem Cultus beschäftigt, gar nichts von den Tempeln und dem Tempeldienst der Brahminen gesagt worden ist, vermögen wir nicht zu begreifen. Es wäre ihm doch daraus der Vortheil erwachsen, dass man es wenigstens als eine vollständige Darstellung der Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche des Wischnuism ansehen und empfehlen könnte. Ohne denselben, und da die in dem eigentlichen mythologischen Theil enthaltenen Materialien wirklich weder neu noch vollständig sind, besteht nun, nach einer unbefangenen, auf ein langes und gründliches Studium Alles dessen, was auf Charakteristik und Geschichte des brahmanischen Religionssystems in allen seinen Verzweigungen Bezug hat, gegründeten Schätzung, der eigentliche Werth desselben darin, dass dasjenige, was wir über den *Wischnuism* aus anderen Quellen, nämlich theils aus in Übersetzungen und Auszügen bekannt gewordenen indischen Originalschriften, theils aus Berichten aufmerksamer und wohl unterrichteter Reisenden, schon *wussten und wissen konnten*, dadurch abermals *bestätiget*, und in sofern es hier auch aus indischen Originalschriften geschöpft ist, *zur Gewissheit erhoben* wird. Die aus diesem Urtheil sich ergebenden Regeln für den Gebrauch dieses Werks bey Untersuchungen über indische Mythologie und Vergleichungen mit anderen darüber vorhandenen Nachrichten wird jeder Verständige sich selbst aufstellen können, und wir können sie, um die Grenzen dieser Anzeige nicht zu überschreiten, hier mit Stillschweigen übergehen.

Auch nach dieser gewiss gerechten Würdigung bleibt das Werk in den angegebenen Beschränkungen eine höchst schätzbare Quelle indischer Mythologie und Religionsgeschichte, in welcher der Liebhaber dieses Studiums eben so gewiss einen Reichthum angenehmer Belehrung, als der Kenner eine gar häufig sehr erwünschte authentische Sanction anderer nicht selten zweifelhafter Nachrichten über diese Gegenstände finden wird. Beide werden sich zugleich mit uns sowohl der würdigen Herausgeberin als dem wackeren deutschen Verleger zu dem besten Dank verpflichtet fühlen, jener für die mühevolle Redaction und Überarbeitung, diesem für das Wagestück, in für den Buchhandel so höchst betrübten Zeiten an einem solchen bogenreichen Werke die Pathenstelle zu übernehmen. Der Überschätzung desselben in Ankündigung, Vorrede und Einleitung hätte es nicht bedurft, da sie den wahren Werth nicht erhöhen kann, die hier näher bestimmte eigentliche Brauchbarkeit desselben aber die Anzahl

der Käufer gewiss nicht vermindern, sondern vermehren wird, und die Verdienste des Hn. *v. P.* doch dieselben bleiben. Die Ursache dieser Überschätzung lag offenbar in seinen und der Herausgeberin mangelhaften Vorkenntnissen, vermöge welcher sie die von dem gelehrten Ramtchund zu seinen Dictaten gebrauchten und oben angegebenen Samskrit-Schriften für hinreichend hielten, eine vollständige Darstellung der indischen Mythologie daraus zu geben, und glauben konnten, dass die Purana's überhaupt nur diejenigen Fabeln, welche sich auf Wischnu und seine Lehre beziehen, enthielten, weil er nur solche zu seinem Unterricht gebraucht hatte. Gar sehr ist es zu beklagen, dass auch nicht einer derjenigen Purana's, welche sich auf den Mythenkreis des Schiwaism beziehen oder zu beziehen scheinen, z. B. der Kali-Purana, der Agin-Purana, der Siva-Purana, der Skanda-Purana u. a., und welche der in dem jüngsthin in diesen Blättern von uns angezeigten *Catalogue des manuscrits Samskrits de la bibliothèque impériale* enthaltenen kurzen Anzeige ihres Inhalts zufolge höchst merkwürdige und wichtige Aufschlüsse über die Mythologie der Indier geben könnten und geben müssten, bey diesem Unterricht zum Grunde gelegt worden ist. Das Wesentliche des *Schiwaism* ist und bleibt uns also nach wie vor fast gänzlich unbekannt. Die Herrlichkeit des alten, wie es scheint, gegenwärtig sogar von den Schiwaiten in Indien selbst nicht begriffenen und missverstandenen *Lingamdienstes* ist noch immer ein unerklärtes Mysterium, und den auf einzelne Erscheinungen in demselben und in den Mythen des Schiwasystems gegründeten Vermuthungen, dass eine Menge *astronomischer Beziehungen* damit im innigsten Zusammenhange stehen mögen, fehlt es noch gänzlich an Mitteln, sie zur Gewissheit zu erheben. So lange aber diese höchst bedeutende Lücke — denn zu hinreichender Auskunft über Wesen und Form des Brahmaism und Buddhaism möchte aus den bereits vorhandenen Materialien vielleicht Rath zu schaffen seyn — nicht ausgefüllt ist: kommen alle allgemeinen Urtheile über Geist und Sinn der indischen Mythologie, über exoterische und esoterische Entwickelung des brahmanischen Religionssystems noch zu bald. Mit wie vielem Scharfsinn auch *F. Schlegel* in seinem Werk über die Sprache und Weisheit der Indier das Wesentliche asiatischer Religionsphilosophie, wie es in verschiedenen Entwickelungsstufen erscheint, in kräftigen Umrissen gezeichnet hat: bey einem ruhigen und unbefangenen Blick in die Tiefen der indischen Mythologie und Religion wollen ihnen doch seine hypothetischen Systeme weder in Ansehung der Grundprincipien, noch der Entwickelungsfolge, gehörig entsprechen. Der geistreiche *Görres* dagegen, dem Anscheine nach, von den Eigenheiten der Grundideen, der wesentlichen Eigenschaften und des Zusammenhangs dieser in den geheimsten Werkstätten der menschlichen Seele entsprungenen ältesten Weisheit des Menschengeschlechts inniger durchdrungen, hat nach unserem Dafürhalten in seiner Mythengeschichte der asiatischen Welt, bey Auseinandersetzung der Entwickelung und Fortbildung der indischen Mythen, doch zu viel auf die in den ältesten Schriften der brahmanischen Religion — nämlich in den ohne Zweifel dem alten Brahmaism angehörigen Veda's — enthaltene esoterische Lehre gebauet, und zu bedenken vergessen, dass dieselbe in der Regel und meistens nur Resultat des Mythus, gar selten aber Quelle und Veranlassung desselben gewesen ist.

Doch wir kehren wieder zu unserer *Mythologie des Indous* zurück, und schliessen diese Anzeige mit der Versicherung, dass die katechetische Form des Werks höchst unerfreulich ist, indem die ewig wiederkehrenden Floskeln: *„demanda M. de Polier“* und *„repondit Ramtchund“* oder *„répondit le docteur“*, den Leser aufs äusserste ermüden und langweilen. Viele der dem Hn. *de Polier* in den Mund gelegten Fragen gereichen auch weder seinem Scharfsinn noch seiner Umsicht zur Ehre, und da sie nicht selten wirklich ganz zur Unzeit geschehen: so haben sie zugleich die nachtheilige Folge, dass der Vortrag durch Einschiebung anderer Materien unterbrochen wird. Solche naive Motive zu Beendigung der Lectionen, wie: *„Je suis de votre avis, répondit M. de Polier en se levant, car mon estomac et ma montre m'appellent à dîner“*, hätten füglich wegbleiben können. Die Schreibart ist sich nicht gleich, zuweilen blühend und fliessend, häufiger trocken, schleppend und gezwungen. Über die Rechtschreibung der indischen Namen haben wir uns schon geäussert. Da sie meistens fehlerhaft ist: so muss man ihr überhaupt nicht trauen. Sie blindlings zu befolgen, würde zu den grössten Verwirrungen führen. Papier und Lettern sind gut, der Druck aber ist leider höchst incorrect, und die Menge von Druckfehlern, so wie die falsche oder unterbliebene Interpunction, erschweren die Lectüre.

M. F.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, im Verl. d. L. Industrie-Compt.: *Übersicht der ausländischen Colonial-Waaren und ihrer inländischen Surrogate aus dem Pflanzenreiche;* von Dr. *Fr. Just. Bertuch*, H. S. W. Legationsrathe, u. mehr. gel. Gesellsch. Mitgliede. 1812. XII u. 248 S. gr. 12. (18 gr.)

Diese Schrift enthält eine ziemlich vollständige Sammlung von Beschreibungen der bis zum März d. J. bekannt gewordenen Surrogate der Colonialwaaren, welche wir jetzt entbehren müssen, weil ohne diese Entbehrung der Continent seinem Widerstreben gegen den brittischen Handelsdespotismus keine Realität zu geben vermag; und bey der dermaligen Lage der Dinge ist diese Sammlung wohl kein unnützes Unternehmen ihres Herausgebers. Seine hier gegebene Übersicht verbreitet sich über alle einzelnen Colonialwaarenartikel, von welchen wir bis jetzt einige Surrogate kennen, *Zucker*, *Kaffee*, *Thee*, *Baumwolle*, *Cacao*, *Tabak*, *Farbematerialien*, *Arzneymaterialien*, *Gewürze*, *feine Meubleshölzer* und *Reis*. Für jeden Artikel finden sich hier einige Surrogate an-

gegeben, und die Recepte zu ihrer Bereitung und Gewinnung; wovon jedoch eine ansehnliche Parthie von S. 1 — 128) bereits vom Herausgeber im *allgemeinen deutschen Gartenmagazin* bekannt gemacht worden ist. Das dort zerstreut Gegebene ist hier zusammengestellt worden, und ausgestattet mit ansehnlichen *Nachträgen* (S. 127 — 248). Am ausgedehntesten und wirksamsten zeigt sich übrigens das Raffinement auf Surrogate bey den *Rohrzuckersurrogaten*. Es hat uns nicht bloss den *Ahorn-*, *Trauben-* und *Runkelrüben-Zucker* gegeben, sondern nächstdem auch noch den *Birnzucker*, den *Zucker-Syrup aus Maulbeeren*, den *Zwetschgen-* und *Honig-Zucker*, den *Möhren-* und *Malz-Syrup*, den *Mais-*, *Stärkemehl-*, *Kastanien-* und *Süssholz-Zucker*; doch fragt es sich sehr, ob alle diese Surrogate den *Rohrzucker* verdrängen werden, wenn ein allgemeiner Friede und Freyheit der Meere und des Handels das jetzt abgerissene Band mit den Rohrzuckerländern wieder anzuknüpfen erlauben werden. Unsere Zuckersurrogate sind alle bey weitem kostbarere Producte, als der Rohrzucker, und sie werden, selbst nach der Meinung des Herausgebers (S. 60), wohl schwerlich die Concurrenz im Preise mit dem Rohrzucker aushalten können, den man noch vor zwanzig Jahren in der Mitte von Deutschland von der besten Qualität zu *fünf* bis *sechs* Groschen das Pfund haben konnte, statt dass sich Trauben- und Runkelrüben-Zucker, selbst bey der geeignetsten Bereitungsmanipulation, kaum zu *acht* Groschen liefern lassen. (Versuche, welche man i. J. 1810 zu *Mainz* mit dem *Traubenzucker* machte, beweisen sogar, dass man das Pfund dieses Zuckers nicht unter 2 Rthlr. 24 kr. herstellen könne.) Und was von den Rohrzuckersurrogaten gilt, lässt sich auch wohl ohne Mühe von den übrigen Colonialwaarensurrogaten nachweisen. — Am meisten und am dauerhaftesten unter den einzelnen Colonialwaarensurrogaten möchten wohl die *Farbematerialiensurrogate* ihr Glück machen, wenn man *Kulenkamps*, *Heinrichs*, *Trommsdorffs*, *von Resch's* und *Reichardts* Erfindungen gehörig benutzt und verfolgt. Doch sollte man wohl bey dem jetzt immer reger werdenden Streben aller Gouvernements und aller Völker, in jedem Lande Alles zu schaffen, was sich nur irgendwo schaffen lassen mag, nie die schon von *Cicero* (offic. Lib. I. Cap. 31) für alles menschliche Treiben empfohlene Maxime übersehen: *id maxime quemque decet, quod est cujusque maxime suum.*

Z.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *St. Petersburg*, b. Pluchart: *Principes de chronologie pour les tems antérieurs aux Olympiades*, par le Comte *Jean Potocki*, de l'Académie des Sciences de St. Petersbourg etc. 1810. 34 S. 4. Möchte doch der Hr. Graf sein ausgebildetes und tiefes Studium auf einen anderen Zweig der Wissenschaften verwendet haben! Das hier gewählte Feld musste unter der wenigen Frucht viele Dornen liefern. Zur eigentlichen Wissenschaft im strengeren Sinne des Worts, im gleichen Range schreitend mit den mathematischen Wissenschaften, sucht er die älteste Zeitrechnung des Menschen zu heben; sein Eifer entzieht ihm alle Rücksicht auf den Gedanken, dass Völkerhaufen im frühen rohen Zustande keine zusammenhängende Zeitrechnung haben, noch weniger eine solche auf die späte Nachkommenschaft fortzupflanzen vermögen; dass die in dem gebildeten Zustande der Nationen über jene Urzeiten hervortretenden Berechnungen auf keine in das Einzelne gehende Gewissheit, sondern nur auf Näherungen Anspruch machen; dass für uns diese alten Chronologen zum Theil gar nicht mehr, zum Theil in Bruchstücken, zum Theil in häufig verfälschten Angaben vorhanden sind. Diese, wie uns dünkt, für immer unübersteiglichen Schwierigkeiten schrecken den Vf. nicht zurück; er besiegt sie sämmtlich, liefert überall bestimmte Zahlen, aber freylich nach eigener Methode, welche wohl schwerlich je zur Regel für andere Chronologen werden darf. Was nicht zum Systeme passt, wird als unrichtig bey Seite gelegt, die Ächtheit gegebener Nachrichten nur dann bezweifelt, wenn sie sich in die künstlichen Berechnungen nicht fügen wollen, und nicht selten stehen Behauptungen als Gewissheit da, welche ohne die unbegränzte für den Gegenstand gefasste Vorliebe gewiss nie der Feder des Vfs. entschlüpft wären. Denn ausgebreitete Belesenheit und gründliche Kenntniss der Classiker, sorgfältiges Studium der neueren chronologischen Systeme, und in vielen Fällen eigenes scharfes Denken wird nie ein billiger Beurtheiler dem Hn. Grafen streitig machen. Punct für Punct seinen Entwicklungen folgen, diess können wir unmöglich, ein von ihm niedergeschriebenes Wort würde zehn andere zum Beweise erfodern, dass seine Behauptungen nicht die wahren sind; zur Bezeichnung des Ideenganges reichen einige ausgezogene Beyspiele hin. In der griechischen Chronologie schliessen sich seine Resultate, obgleich mit abweichenden Beweisarten, ziemlich nahe an den von ihm benutzten Larcher und andere Vorgänger. In der Berechnung der israelitischen Könige erkennen wir den scharfsinnigen Untersucher, ob wir gleich einzelne Annahmen für eigenmächtig halten. Doch so wie er von diesen zum höheren Alterthume steigt, die Chronologie des Buches Samuel und der Richter mit fester Gewissheit zu begründen sucht, verliert er sich in seine Berechnungen. Die Salbung des Königs David ist bey derselben eine der Grundstützen. Der Vf. setzt sie in das vierzehnte Lebensjahr Davids, ohne zu bedenken die Versicherung des Gesalbten, dass er in früherer Zeit, als Hüter der Schafe seines Vaters, einen Löwen und einen Bären erschlagen habe. Doch ähnliche Abweichungen von dem alltäglichen Denken anderer Menschen verschwinden gegen den Zusammenhang mit der ägyptischen Chronologie, dem Lieblingsgegenstande des Hn. Grafen, bey welchem er sich an Manetho's Dynastieen, vorzüglich nach dem von Syncellus gelieferten Verzeichnisse, hält; die abweichenden Angaben des Julius Africanus und Josephus finden nur zuweilen ihr Plätzchen, wenn sie zu dem Systeme tauglicher erfunden werden. In demselben steht ihm alles klar vor Augen, freylich mit Versetzung der Dynastieen nach eigenem Gutdünken, und mit Verwerfung der Angaben des Julius Africanus von der achtzehnten Dynastie an. Das Ganze steht im strengen Zusammenhange mit den Heroen der Griechen. Folglich ist der Enak oder eigentlich die Enakim der Bibel der griechische Inachus (der Beweis bleibt als überflüssig völlig weg); Inachus ist ein Philister, und diese Philister sind Herodots Phönicier; unter den ägyptischen Inachiden entstand Uneinigkeit, diess zeigt sich unverkennbar aus IV Buch Mosis XIII, 23: „da war Ahiman, Sesai und Thalmai, die Kinder Enak, Hebron aber war sieben Jahr gebauet vor Zoan in Aegypten" u. s. w. Der Vf. steigt S. 24 noch weit höher hinauf, geleitet durch eine Stelle des Censorinus, welche versichert, dass von der ersten Fluth bis zum Inachus 400 Jahre verstrichen seyen. Diese Fluth erklärt er für die babylonische, bey den Chaldäern Tuphria, eigentlich Typhon genannt, und diese für einerley mit der chinesischen, wo das Wasser neun Jahre lang über alle Berge erhaben blieb. — Der Hr. Graf verspricht eine ausführliche Darstellung seines Systems, wenn die gegenwärtige, bloss zum allgemeinen Überblicke dienlich, den Beyfall der Kenner erhält.

Vd. Hg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JULIUS, 1812.

## ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Göschen: *Finnland und seine Bewohner*, von *Friedr. Rühs*. Mit einer Charte von Finnland. 1809. 428 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Abstand der Wichtigkeit der Finnen in der alten und in der neuen Geschichte ist fast eben so gross, wie der der Germanen in alter und neuer Zeit. Dort ein mächtiges weit ausgebreitetes Volk, das seit 474 nicht nur die Entstehung neuer Reiche in Osteuropa durch seinen Einbruch veranlasste, sondern auch Stifter von 3 der ansehnlicheren Reiche ward, die wir unter dem Namen Avaren-, Bulgaren- und Magyaren-Reiche kennen: hier in einem einzigen Feldzuge, den die Miscellen für die neueste Weltkunde 1811. No. 33 nach drey Perioden (in der ersten hatten die Russen zu berennen, in der zweyten zu schlagen, in der dritten zu kommen und zu nehmen) treffend darstellen, nach einer sechshundertjährigen Verbindung von einem Reiche losgerissen, das einst Polen, Russland, Dännemark, Deutschland Gesetze vorschrieb; dort von der Wolga und dem caspischen Meere bis an die Ens in Österreich und die dalmatische Küste, zwischen dem Don und dem Dnjestr bis an den Bog, und nördlich bis an Lebedin ausgebreitet und kraftvoll wirkend: hier auf einen Flächenraum von ungefähr 5000 geographischen Quadratmeilen beengt und in seiner Thatkraft gelähmt; dort Völker bindend und gebietend: hier dem ganzen Eigensinne des Schicksals preis gegeben, mit anderen Völkern verschmolzen, und selbst seiner Lebensart, seinen Sitten, und sogar zum Theil seiner Sprache entrissen. Dieser Mangel einer politischen Wichtigkeit in der Gegenwart kann daher freylich den Eindruck schwächen, den man von der Geschichte eines Landes und eines Volks erwartet, besonders da wir nur gewohnt sind, in den Grossthaten der Gegenwart die Verdüsterung der Geschichte von Jahrhunderten zu sehen; allein so wie die Geschichte eines jeden nicht mehr herrschenden, sondern beherrschten Volks in den mancherley Schattirungen des Abstands voriger von den jetzigen Zeiten ein anziehendes Schauspiel darbietet: so kann der Geschichte der Finnen noch das, was ihr an politischer Wichtigkeit in der Gegenwart abgeht, von dem Interesse zu gute kommen, womit ein theilnehmender und gewandter Schriftsteller das Unbeachtete achtbar zu machen und zu würdigen, die Trümmer voriger Grösse zusammenzusetzen und zu beleben, das Ganze künftiger Vergessenheit zu entreissen, und so in der Gefahr, Volk und Land von überfluthenden Wellen begraben zu sehen, Volk und Land zu retten versteht. Glücklicher Weise trägt sogar die Geschichte der Leiden dieses Volks, das mit beharrlichem Eifer vormals dem Verwüsten durch Anbauen, und dem Zerstören durch neue Schöpfungen abhalf, wie sein Charakter, dazu bey, eine Cultur geltend zu erhalten, die sich in der Eigenheit und Mannichfaltigkeit individueller und nationeller Situationen schön und rein ausspricht, und unter dem Drucke von Kriegen und Elend sich durch sich und durch dieses die Achtung erhielt. Hr. *R.* verdient den Dank des Publicums, die Geschichte dieses Volks zum Gegenstande seiner fast immer glücklichen Forschungen, und das Volk selbst in allen seinen Beziehungen, wie das Land, zum Gegenstande seiner interessanten Darstellung gewählt zu haben. Er hat dadurch nicht nur eine grosse Lücke in der historischen und staatskundlichen Literatur ausgefüllt, sondern auch zugleich (einzelne Theile abgerechnet) einen Beweis gegeben, wie ein Gegenstand so spröder Bearbeitung behandelt werden muss, um ihm auch dann noch das Interesse zu erhalten, wenn er der Welt der Erscheinungen entgeht.

Das ganze Werk theilt sich in die *Geschichte* und *Staatskunde* Finnlands. Die *Geschichte* fängt mit der Vorzeit an und schliesst mit dem Jahre 1807. Die Abtheilung derselben läuft nach gewissen Numern fort. 1) *Die Vorzeit der Finnen.* Es ist nach unserer Überzeugung eine richtige Bemerkung, dass die Finnen bey Ankunft der Schweden ganz in ihrer natürlichen Freyheit lebten, und kein gemeinschaftliches Oberhaupt kannten. Die Sprache hat für König, Fürst, Oberhaupt kein Wort, und die Geschichte kein beglaubigendes Datum. Der Vf. lässt zwar keinen anderen Unterschied der Stände, als zwischen Freyen (*Wapa*) und Sclaven (*Orja, Palvelia*) zu; allein die Menge von Arbeiten und Beschäftigungen, die sie in ihrer Sprache bey der ganzen Landwirthschaft, bey der Jagd und Fischerey genau unterschieden, die Verschiedenheit der Häuser, des Hausgeräths, die Bezeichnung der Höfe, Dörfer, Districte, Versammlungen, die Hausgewalt, die das Verkaufen oder Verheirathen einer Tochter zu sinnverwandten Wörtern machte, lässt auf Abstufungen der Freyheit und der Sclaverey schliessen, ohne an die Geschichte anderer ähnlicher Völker zu erinnern. Geschicklichkeit, grösserer Wohlstand und der Tausch der älterlichen Gesellschaft mit der ehelichen gewährten bey allen Völkern, die nicht in einem ganz rohen Zustande lebten, und gesellschaftliche Verbindungen kann-

ten, Vorzüge; auch scheint der Vf. in der Angabe von dem Baue ihrer Gedichte (*Runot*) die Vorzeit mit der späteren Zeit des Mittelalters zu verwechseln. Die Religion der verschiedenen Stämme hätte viele Ähnlichkeit unter einander, und war nach dem Grade der Cultur mehr oder weniger gebildet. Das höchste Wesen hiess *Jumala* (*Jumalat* in der vielfachen Zahl). Sonne, Mond, Sterne, Erde, Berge, Meere, Quellen, Bäume waren heilig (*Pyhae*), unter den Gestirnen besonders der grosse Bär; auf seine Schultern steigen, hiess im höchsten Himmel erhoben werden. Der Erfinder der Musik und der Leyer, der Urheber der ganzen geistigen unter ihnen bekannten Natur, der zugleich das Feuer auf die Erde gebracht haben soll (*Wäjnämoejenen*), führte beständig das Beywort alt oder Greis (*Wanha*, *Ucko*). Sein jüngerer Bruder, mit dem er oft in Gesellschaft lebte (*Ilmareinen*, Luftgott), hatte das Beywort (*Säppä*) Schmidt, Künstler. *Kekki* war Vorsteher des gesammten Ackerbaues (eigentlich der Landwirthschaft). *Sakamieli*, die Göttin der Liebe, erweichte die Herzen spröder Schönen, und machte trotzige Jünglinge für die Liebe empfänglich. Die Wohnungen der Götter wurden nach dem äussersten Norden verlegt. Gleich den alten Germanen hatten sie keine Bilder, aber aus einem anderen Grunde, wie bey diesen, weil sie, sagt der Vf., keine Werkzeuge hatten. Dieser Grund möchte wohl, ihre Hausgeräthe, ihren Ackerbau und ihren Säppä angesehen, irrig seyn. Rec. glaubt die Stelle des Tacitus, worin er den Germanen die Bilder der Götter aus der Ursache abspricht, weil ihre Vorstellungen von ihnen zu erhaben waren, mehr dahin zu deuten, dass sie mit ihren Vorstellungen diese unsichtbaren Wesen nicht erfassen konnten, und so passt diese Stelle auch auf die finnische Mythe. Nur einem so vorsichtigen und bewanderten Historiker kann es übrigens gelingen, aus dem Mangel eines Worts auf den Mangel der Sache zu schliessen, und das Vorhandenseyn eines Worts nicht als Grund anzunehmen, dass ihm der Gegenstand entspreche. So mangelt das Wort Opfer, und doch kann man die Existenz derselben nicht leugnen. *Omena* (Apfel), *Tummi* (Eichen), *Kirja* (Buch, Brief) sind nationelle Wörter, die Gegenstände aber, die sie bezeichnen, besonders die Schreibkunst, nicht ursprünglich. Indess können wir nicht bergen, dass hie und da Etwas eben so gesucht ist, als dass er Opfer, Wahrsager, Zeichendeuter, Hexenmeister und keine Priester zugiebt. 2) *Eroberung Finnlands durch die schwedischen Kolonisten.* Die christliche Religion ward erst unter Erich dem Heiligen 1156 durch die Anlegung der Kolonie *Nyland* (der Vf. nimmt hier schon, aber zu frühe, die Entstehung des Schlosses Abo an) und den Zwingbekehrer Heinrich, Bischof von Upsala, bekannt, aber noch nicht eingeführt; denn der Vf. sagt selbst: Kaum war der Bischof fort: so fielen die Finnen wieder ab. Einerseits mag wohl der Mangel an guten Dollmetschern dazu beygetragen haben. So predigte, wie der Vf. erzählt, ein Geistlicher am Weihnachten, dass Jesus von der Wurzel Jesse geboren sey; der Dollmetscher, durch die Ähnlichkeit des biblischen Ausdrucks mit dem schwedischen Worte *Gjässe* (Gänse) verführt, übersetzte: Der Weltheiland sey von einer Gans entsprungen. Allein es wirkten hier alle Ursachen, die die Einführung der christlichen Religion in Deutschland und anderen Ländern erschwerten, das Ihrige ebenfalls, und um so mehr, da es an solchen Aposteln, wie Bonifacius u. s. w., fehlte. Die christliche Religion, die von dem schwedischen Major Domus (Jarl) *Birger* (er war schon Regent) gemachten Eroberungen, die sich auf Satekunda und Tawastland erstreckten, neue Kolonisten anzogen, die Anlage von Tawasteborg, wie die Zunahme des Ackerbaues, begünstigten, und die Eroberung von Karelien (wozu der Vf. auch damals Sawolax hätte rechnen sollen) durch Torkel Knutson 1293, die den russischen Räubereyen auf einige Zeit Einhalt that (die Festungen Wiburg, Kexholm, Landeskrona, wovon der Vf. spricht, waren nur Schlösser), und die Verkündigung des Christenthums durch den Bischof Peter in Osten erleichterte, dieses Alles diente dazu, die Herrschaft der Schweden über Finnland zu befestigen. Die Überwundenen nahmen an den Rechten der Überwinder Antheil, und zahlten nur einige grössere Abgaben. Das Land ward in politischer Hinsicht in 3 Statthalterschaften eingetheilt, deren Vorsteher auf den drey Burgen Abo, Tawastehus und Wiburg ihren Sitz hatten. Die Schweden behaupteten die Herrschaft über die finnländische Bucht und die Newa, und sie ertheilten den hanseatischen Kaufleuten förmlich die Erlaubniss, diese Gewässer zu befahren. 3) *Geschichte Finnlands während des Mittelalters bis auf Gustav I 1523.* So gerecht der Vf. in dieser Periode gegen die Verdienste ist, die sich die schwedischen Regenten durch Beförderung der Cultur unter ihren neuen Unterthanen, durch Entfernung oder Verminderung der Hindernisse, die sich der Bevölkerung entgenstellten, durch die Verminderung der Abgaben nach den verwüstenden Einfällen der Russen und der Vitalienbrüder, und durch andere Begünstigungen (die nicht selten dem Volke lästig oder schädlich waren) erwarben: so ungerecht scheint er uns gegen die Stimme der Geschichte bey der Rechtfertigung eines Erich von Pommern, dessen löbliche Thaten nichts als zuletzt Maulmacherey sind. Der Vf. hat sich zu dieser Behauptung besonders durch den Umstand verführen lassen, dass Erich 1407 (? Margaretha starb erst 1412) den neuen Anbauern die culturfähigen Allmenden gegen die gewöhnlichen Abgaben an die Krone, und gegen eine verhältnissmässige, den bisherigen Besitzern oder Benutzern zu entrichtende Entschädigung anwies, den Steuerfuss regulirte und die bisherigen Leistungen in Producten auf Geld setzte, dass er 1435 ganz Finnland unter zwey Richter vertheilte, und ein eigenes Landgericht anordnete. Allein diesen Anordnungen fehlte es ganz an Consequenz und Ausführung. Kein Privatmann war so leicht wortbrüchig wie er; der wilden Tyranney seiner durch diese Anordnungen vermehrten Vögte sah er ruhig zu, oder liess es bloss bey Erklärungen be-

wenden; und wenn er das Landgericht bereits 1407 angeordnet haben soll, und erst 1435 mit einer förmlichen schriftlichen Instruction versah: wie mag es bey einem solchen Landgerichte in diesen Intervallen hergegangen seyn? Der König war oft toll, wenn die Parteyen sich an ihn wendeten, und wie würde der wackere Engelbrecht wohl Anführer einer Insurrection haben werden können? Selbst das Ende seines Lebens, das er mit Seeräuberey beschloss, entspricht seinem ganzen, nur auf Momente in der Aufwallung für das Gute empfänglichen, aber durchaus inconsequenten Gemüthe. In der Übersicht der Cultur dieses Zeitraums, der Fortschritte des Ackerbaues, der Bevölkerung vermissen wir ungern die Resultate über geistliche und weltliche Rechte, über die Macht des Papstes, über den Einfluss der seit 1476 eingeführten Druckerey. Unrichtig ist es, den Militärbehörden einen Einfluss in die Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten in dieser Zeit zuzugestehen, die meistens, wenn kein Lagmann (*Legifer*) angestellt war, von den Geistlichen oder durch die Selbsthülfe geschlichtet wurden. 4) *Finnland unter Gustav und seinen Söhnen bis zum Jahre* 1611. Die Bestimmung dieser Periode beruht mehr auf dem Anfang der Reformation, als auf der Auflösung der calmarischen Union. Magister Peter Särkilax war der erste Finnländer, der von der Universität Wittenberg die Reformationsansichten in sein Vaterland brachte; zum ersten evangelischen Bischofe ward Martin Skylte erwählt 1528; man liess noch viele päbstliche Gebräuche zu, aber wohl nicht, wie der Vf. glaubt, um das Volk nicht zu sehr zu betrüben, sondern um das Volk während der allmählichen Abschaffung von jedem Sturme, den eine neue Lehre zu begleiten pflegt, unversucht zu erhalten. K. Gustavs I Regierung war für Finnland lange nicht so wohlthätig, wie für seine übrigen Provinzen. Erst in den letzten Jahren seines Lebens, wo das Alter seine Thätigkeit bereits geschwächt hatte, lernte er das Land näher kennen. In diesem Zeitraume hätte noch die Erhebung Finnlands zu einem Herzogthum um so mehr herausgehoben werden sollen, da darüber ein allgemein verderblicher Bruderzwist entstand; und warum sind sowohl der Einfluss der stehenden Armee in Schweden, die Dienstregulirung der grösseren und kleineren Eigenthümer, als auch die Folgen der Verrücktheit des Königs Erich XIV, die nicht unwichtigen Beziehungen der wandelbaren Religionsgesinnungen Johannes III und seiner zelotischen Gemahlin Katharina, durch welche allein die nachfolgende Geschichte, besonders die Geschichte der Synode zu Upsala, heller wird, meistens mit den Abänderungen in den Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, der Cultur, politischen Verfassung u. s. w. unberührt geblieben? 5) *Finnland unter Gustav Adolf.* Die Verhandlung des Reichstags zu Helsingfors, die der Vf. mit der Rede des Königs ganz einrückt, hätte abgekürzt werden können, da sie aus Wittekind bekannt ist. Über die ansteckende Krankheit Spitalska an der Küste würde eine ausführlichere Nachricht willkommen gewesen seyn. Die Nachrichten über die Einrichtung des Kriegswesens hätten mehr Detail verdient, und die Einleitung dazu hätte von dem J. 1543 beginnen sollen. Interessant ist die Notiz von dem Gehalte eines Rathsherrn, der 3 Daler, 1⅗ Kanne Wein, jedes zweyte Jahr 3 Tonnen Getraide, ½ Liespfund Butter, und ein halbes Schaf betrug. Eben so interessant ist die Notiz von Alands und Finnlands Einkünften; *État* heisst aber nicht Staat, wie der Vf. die Übersicht dieser Einkünfte nennt, sondern entweder État — ein Wort, das schon das Bürgerrecht hat, oder Staatsrevenüen-Betrag, oder auch jetzt Budget. 6) *Finnland unter Christina und Karl Gustav.* Die Verdienste des Generalstatthalters (Peter Brahe) um Finnland, um Verbesserungen im Militärwesen, um Städteaufnahme und um den Lehrsitz zu Abo werden, wie die Verdienste des Bischofs zu Abo, Joh. Elofssohn Terserus, gut gewürdigt. Der Letzte war besonders nöthig, um Zucht und Ordnung unter den verwilderten Geistlichen herzustellen. Die Beschuldigung, die er gegen einen Studenten erhob, den er des Bundes mit dem Teufel verdächtig hielt, weil er zu viel in kurzer Zeit gelernt hatte, gehört dem Zeitalter an, und thut seiner Unbefangenheit keinen Eintrag. Auch die Titulaturordnung stammt von der nämlichen Wurzel. Die Tochter eines Edelmanns hiess adeliche Jungfrau, die eines anderen vornehmen Mannes tugendreiche Jungfrau, die eines Handwerkers tugendsames Mädchen; ein Bürger hiess ehrlicher, bescheidener, oder ehrlicher und vorsichtiger, oder ehrlicher, verständiger, auch wohl ehrengeborner. 7) *Finnland unter Karl XI.* Bey der Reduction der Krondomänen befolgte man in Finnland die nämlichen Grundsätze, und die Baronieen Brahes, Lewenhaupts und anderer grosser Familien wurden mit der Krone vereinigt. Aber warum hat der Vf. den Gewinn verschwiegen, den die Krone dabey hatte? warum die grosse Fehde zwischen dem Prof. der Theologie *Bänig* und dem Prof. der Philosophie *Martin Miltopaenus* bloss erwähnt, ohne dass man den Gegenstand des Streites erfährt? 8) *Finnlands Leidensgeschichte unter Karl XII.* Eine unrichtige Bezeichnung; denn auch viele vergangene Jahre, selbst das Jahr 1696, und der Anfang des Jahrs 1697, waren leidenvoll, und welche Greuel waren nicht in voriger Zeit durch die Russen, durch die Vitalienbrüder und im Gefolge der calmarischen Union verübt? Warum hat der Vf., wenn er in der Bezeichnung der Periode die Sache aussprechen will, das Nämliche nicht auch bey den übrigen gethan? und warum nicht auch, was doch zu dieser Bezeichnung gehört, den Verlust angegeben? Schwerlich möchte er historisch die Behauptung durchführen können, dass Karl mit Gewalt in den Strudel der Kriege hinabgezogen wurde, die seine ganze Regierung hindurch dauerten, und dass er nichts als Frieden wünschte, da er die Genüsse liebte und nur Hass und Erbitterung den kriegerischen Sinn entwickelten, der ihn in der Folge nie verliess. Schauderhaft und unbekannt, aber fast unglaublich sind folgende zwey Scenen. Die Russen hielten Männer und Weiber, 10 bis 12 hinter einander

an einer Stange gebunden, ins Feuer; zogen die Gefangenen mit einem Stricke an das Dach, und steckten durch die zusammengebundenen Füsse eine Stange, woran sich an jedem Ende einige Dragoner so lange schaukelten, bis die Glieder aus den Gelenken wichen. Eine Mutter hatte sich mit 7 Kindern in eine Einöde geflüchtet; bald fehlte es ihr an Nahrung, verzweiflungsvoll irrte sie umher, traf endlich an einer Bucht ein todtes Ross und sieben menschliche Körper; mit Freuden ward das Ross und endlich noch die 7 menschlichen Körper verzehrt; aber auch dieser Vorrath nahm ab; zwey Kinder starben; sie entschloss sich, auch diese zur Speise zu bestimmen, als der Tod ihrem Jammer ein Ende machte. 9) *Finnlands neueste Geschichte*, kurz und flüchtig. — Gegen die ganze geschichtliche Darstellung haben wir ausser den schon angeführten einzelnen Bemerkungen noch zu erinnern, dass oft die Mühe zu sichtlich ist, Lacunen auszufüllen, und dass die bürgerliche Geschichte oft das Blatt der politischen macht.

Die *statistisch-geographische Darstellung des Landes* zerfällt in zwey verschiedene Übersichten, wovon die erste den *ganzen Staat*, die zweyte die *Topographie* umfasst. Die erste hat in besonderen Abschnitten die Lage, Grenzen, Grösse, den Namen, die Gebirge und Wasserzüge, das Klima und seine Folgen, die Producte und Gewerbe, die Einwohner, ihren Charakter, ihre Sitten und Lebensart, die finnländischen Sprichwörter, die Volkslieder, die Verfassung zum Gegenstande. Die Eingeborenen nennen ihr Land *Suomemaa*. Es ist etwa 80 deutsche Meilen lang, aber von sehr ungleicher Ausdehnung; nach *Wetterstadt* beträgt sein Flächeninhalt 5431, nach *Djurberg* 4568 geogr. Quadr. Meilen. Die Seen und Sümpfe, welche aus den drey grosen Wassersystemen, die hier ausführlich und genau vorgetragen sind, entstehen, nehmen fast ein Drittheil des Landes ein, und sind als Frostbehälter bey plötzlich mit Thauwetter eingetretenen Überschwemmungen eben so nachtheilig, als durch ihre Ausdünstungen der Gesundheit schädlich. Das Klima weicht nach der Lage, nach den Gebirgs- und Wasser-Zügen ab; selten vergeht ein Winter ohne Kälte von 26 Graden; er fängt in der Mitte des Octobers an, und endigt in der Mitte Mays; der Sommer bringt oft 30 Gr. Wärme; die entlegensten Waldgegenden sind die gesündesten; von 60 Menschen stirbt einer, in volkreichen Kirchspielen der vierzigste, auch wohl, wie in Rimito, der 23ste. Das hauptsächlichste Gewerbe besteht in Ackerbau, Viehzucht, Holzschlag, Jagd und Fischerey. Der Ackerbau, obgleich meistens guter Boden, leidet durch ungünstiges Klima, mangelnde Bevölkerung, Schwierigkeiten des Absatzes (eine Reise zur Stadt kostet oft 2—5 Wochen) und die geographische Lage. Die vornehmsten Getreidearten sind Gerste und Roggen; hingegen wenig Buchwaizen, Waizen, Hafer; der Kartoffelbau ist erst seit 1762 bekannt; Tabak wird zum Bedarf gebauet; der Flachs geräth so gut, wie der russische; Gartenfrüchte seltener; man kennt 1300 verschiedene Pflanzenarten, wovon die meisten als nahrhaftes Futter dienen. Der grösste Erwerb sind die Wälder; Brennholz geht jährlich gewiss 500,000 Faden nach Stockholm; die Theerversendungen betragen 100,000 Tonnen jährlich, wozu 7 Millionen 30jährige Eichen erfodert werden. Das Vieh leidet sehr von Raubthieren; die ächtfinnländischen Pferde sind besser, wie die schwedischen, meistens nur 2½ Elle hoch, aber zur Arbeit geschickt; die spanische Veredelung nimmt zu. Die Jagd wird durch das Klima begünstigt, aber die Pelzwerke verstehen die Finnen nicht zu behandeln. Die Gewässer sind mit Fischen allerley Art angefüllt. Der Lachs wird meistens frisch verzehrt; am Ulnä werden jährlich 4—500 Tonnen eingesalzen. In Osterbotton und Sawolax hat man 700 Insectenarten (?). Das Klima ist der Bienenzucht nicht entgegen. Das Mineralreich liefert wenig nutzbare Producte. Der Mangel am Salze ist oft sehr drückend, und dennoch das Salz mit hohem Impost belegt. Die Gewerbe sind unbedeutend; es fehlt am Verkehre; die Eisenfabriken an den finnischen Küsten, die ihr Erz aus Russland erhalten, verfertigen jährlich 11112½ Schiffspfund Stangeisen und Eisenwaaren. Die Bevölkerung macht grosse Fortschritte; sonst 33 Menschen auf die Q. Meile, jetzt 183⅓. Ihre Wohnungen (Pörtten) sind wahre Rauch- und Schwitz-Hütten, meistens ohne Glasfenster; an der See wohnt man zierlicher. *Am Wort den Mann; am Horn den Ochsen*, sind Sprichwörter, nach welchen der Vf. den Nationalcharakter bezeichnet. So wie man nach der Äusserung des Vfs. fast auf jedem Blatte von *Acerbis* Reise eine Unwahrheit antrifft (*Arndt* urtheilte etwas billiger): so soll *Acerbi* auch Vieles, besonders die Sprichwörter, verunstaltet haben. Hr. *R.* theilt deswegen eine andere Übersetzung mit; einige davon sind vollsinng, z. B. *der Erfahrene kennt, der Unglückliche versucht Alles; scharf ist das Messer der Weisheit, stumpf das Messer der Thoren.*

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

---

## BESONDERE ABDRÜCKE.

*Berlin*, b. Hitzig: *Bemerkungen und Erfahrungen über die Wirksamkeit der Rinde des Traubenkirschbaums (Cort. Pruni Podi) und dessen therapeutische Benutzung in gichtischen und rheumatischen Krankheiten.* Von D. *Bremer*. Nebst einem Anhang, betreffend den botanischen Charakter, die ökonomische Nutzung, die chemische Analyse und die Literatur des Baumes, und einer Kupfertafel. 1812. 54 S. 8. (8 gr.) Aus *Horns* Archiv für medicinische Erfahrung besonders abgedruckt.

*Halle* u. *Berlin*, in den Buchhandlungen des hallischen Waisenhauses: *Geschichte einer durch Lebensmagnetismus geheilten Epilepsie.* Von D. *J. C. G. Fricke* in Berlin. 1812. 50 S. 8. (6 gr.) Aus dem Asklüpieion abgedruckt nebst Vorwort und Bemerkungen vom Herausgeber desselben.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 JULIUS, 1812.

## *ERDBESCHREIBUNG.*

Leipzig, b. Göschen: *Finnland und seine Bewohner*, von *Friedrich Rühs* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die finnische Sprache ist sehr melodisch zum Gesang, weil die Worte sich meistens auf Vocale endigen; es fehlt ihr aber an Ausbildung. Es giebt viele Dialekte, und selbst in vielen Kirchspielen verschiedene Mundarten. Die sonst allgemeine Neigung zur Dichtkunst, wovon auch das weibliche Geschlecht beseelt war, hat sehr abgenommen; in dem Inneren findet man aber noch häufig Naturdichter. Jeder erwachsene Bauer macht wohl im Falle der Noth ein Gedicht, und heisst dann auch Liederkünstler (*Runonikat*). Ohne die Regeln zu wissen, oft ohne zu schreiben, behalten sie die grössten Gedichte, und feilen so lange an ihren poetischen Ergüssen, bis ihnen die Verse gefallen. Der Vf. hat ein Volkslied aus *Abo Tidning* (1805) mit Musik angeführt. Eine besondere Classe von Liedern sind die Mühlengesänge, wovon ebenfalls mehrere Proben aus bekannten Schriften ausgehoben werden. — Die schwedische Verfassung war auch in Finnland eingeführt, und seit dem 20 Jul. 1775 war es in 6 Statthalterschaften abgetheilt, von denen jede unter einem Gouverneur (Landshöfding) stand; in juristischer Hinsicht gab es zwey Hofgerichte, das zu Abo mit 3 Landgerichten und 11 Magisträten, und das zu Wasa mit zwey Landgerichten und 9 Städten; in kirchlicher Hinsicht 2 Stifter, eins zu Abo mit einem Bischofe, 19 Probsteyen und 480 geistlichen Stellen, und zu Borgo mit einem Bischof und 7 Probsteyen; ausserdem zählt man noch 4000 Griechen im Kirchspiel Liebeliz, und 2748 im Kirchspiele Homanz; in militärischer Hinsicht gab es Kirchspiele, wo jeder fünfte und sechste Mann Soldat war; die Truppenzahl in Finnland belief sich auf 15000 Mann ohne Reserve. Ausser Sweaborg kennt man in ganz Finnland keinen einzigen haltbaren Ort.

Diesen Auszug, den wir der Sache schuldig waren, begleiten wir mit einigen Bemerkungen. Zu den Hindernissen des Ackerbaues hätte der Vf. besonders die Nationalvorurtheile und die Unwissenheit rechnen sollen. Denn die sonst eigenthümliche allgemeine und noch jetzt in einzelnen Districten gebräuchliche Art — das Absengen (*Svedjen*), welches die Verwandlung der Wälder und Brüche in Äcker bezeichnet, und wovon er fünf Abarten aufzählt, ist dem Anfange zum Ackerbaue, wie der Holzökonomie, gleich nachtheilig; dann muss die Bearbeitung, Düngung, Wartung der Felder mehr als die Beschwerlichkeit des Weges, und der Mangel an Absatze wirken; und wie kann Mangel an Absatze ein Hinderniss seyn, da die Feldfrüchte auf so mannichfaltige wohlthätige Art mit den übrigen Zweigen der Land- und Stadt-, wie Staats-Wirthschaft in Verbindung stehen und benützt werden können? Warum isst man so häufig Rennthier- und isländisches Moos als Brod, — ein Moos, das drey Jahre zur Reife braucht, und das, besonders das isländische, seine Bitterkeit nur nach wiederholtem Abkochen verliert? Gern hätten wir den Ertrag an Waldungen bestimmt gesehen, und dafür eben so gern die weitläuftige Beschreibung, wie der Theer gewonnen wird, hingegeben. Wir sehen auch nicht ab, was, bey einer sonst guten Forstverwaltung, die Befriedigung nutzen soll, da er selbst gesteht, dass der Schaden, den die Ziegen anrichten sollen, sehr übertrieben wird. Die Beschreibung, wie der Vielfrass das Rennthier fängt, und wie der Bär gefangen wird, gehört zur Naturgeschichte. Der Vf. hält es nicht für rathsam, das Emporkommen der Landesstädte zu vermehren, weil ihnen zu viele Hindernisse entgegenstehen. Das Haupthinderniss wäre, nach unserer Überzeugung, wohl der Mangel an Bevölkerung; allein diese macht ja beträchtliche Fortschritte, und warum soll man ihr Emporkommen nicht wünschen, da es noch wandernde Schullehrer giebt? Das angenommene Verhältniss der Todten zu den Lebenden 100:164 muss ein Druckfehler seyn. Bey der Bedeutung des Worts Fenne (Hexenmeister) verliert sich der Vf. in eine grosse Diatribe über den Aberglauben, und auch die Geschichte des Schwärmers Jacob Wallenberg hätte abgekürzt werden sollen. Die Tugenden der Finnen, die er ein an Geist und Herz vortreffliches Volk nennt, möchten wohl etwas übertrieben seyn, wenn man bedenkt, dass unter Gustav Adolph die Mitglieder des Consistoriums meistens betrunken von Brantwein zur Sitzung kamen (S. 151); dass die Lehrer des Gymnasiums sich anheischig machen mussten, weder betrunken noch nüchtern die Heimlichkeiten des Collegiums zu offenbaren; dass 1622 Unzucht an der Tagesordnung war; dass die Bevölkerung so viel durch Auswanderung litt (S. 155); dass die Gerichte in Kexholmslän sich 1649 nach Samuel Cröells schauderhafter Schilderung von beiden Parteyen bestechen liessen, und dass ein Richter die Parteyen fest ins Auge fasste, um aus der Sum-

me der aufgehobenen Finger, welche die Summe der Thaler anzeigte, die Rechtsfrage zu entscheiden, und dass finnischer Eigensinn S. 294 Sprachgebrauch ward, wie folgendes: wenns toll zugeht, gehts wie in Finnland. Die Dänen glaubten sogar, sie fräßsen Kinder. Sagt nicht Gustav I: „Die finnländischen Bauern haben ein sehr wunderliches unbeständiges Gemüth, so dass, wenn man sie gegen den Feind führt, sie keinen Gehorsam beweisen; pflegen ein Geschrey und Parlament zu machen, zu rauben, und Freund' und Feinde todt zu schlagen." Welche Greuel wurden nicht unter Sigismund verübt? — Eben so bedarf der Satz, dass Schweden die Rechte der Finnen unangetastet liess, mancher Modificationen.

Die *topographische* Übersicht von *Oesterbotton, Sawolax, schwedisch Karelen, Tawastland, Nyland,* dem eigentlichen *Finnland*, mit Abolän und Bjorneborgslän oder Satakunda, und von den *alandischen Inseln* ist um so schätzbarer, als sie durch ein genaues Detail und durch eine (freylich etwas überladene) Charte (die verbesserte hermelinische) unterstützt wird. Jeder District ist nach seinen geographischen, physischen, statistischen, commerciellen, politischen und zum Theil auch kirchlichen und Cultur-Verhältnissen dargestellt. Die Unterabtheilungen, welche die Städte und Dörfer treffen, haben ähnlichen Inhalt. Es thut uns leid, aus Mangel an Raum die Lücken, die dadurch in den geographischen Handbüchern ausgefüllt werden, nicht namhaft machen zu können. Auch der Anhang von den verschiedenen Stellen in Schweden, wo Finnen wohnen, und von dem Finnländern in Norwegen ist interessant. *Arndt* hat hierüber, besonders über die Finnmarken und ihren Charakter, etwas mehr gesagt.

H. P. E.

## *ERBAUUNGSSCHRIFTEN.*

**Halle**, in der schimmelpfennigschen Buchhandlung: *Reden über die christliche Religion* von *Johann Schulze* (Director des Gymnasiums zu Hanau). 1811. XVI und 314 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Vor zwey Jahren legte Hr. *S.* dem Publicum eine Sammlung von Predigten vor; es ist jetzt eine zweyte gefolgt: denn dass diese unter dem Namen *Reden* eingeführt wird, ändert nichts. Es sind wiederum Predigten, wie jene, die in der J. A. L. Z. (1811. No. 165 f.) beurtheilt worden sind, von demselben, der eben diese neue Sammlung durchgesehen, um das Resultat seines Lesens und seiner Betrachtung den Lesern dieser Zeitung vorzulegen. Er kann dieses in wenigen Worten, indem er versichert, dass diese Predigten sich weder dem Inhalt, noch der Form nach im mindesten von den schon beurtheilten unterscheiden, dass sie im Geist und Ton ganz dieselben sind. Das frühere Urtheil, das, wenn auch an einzelne Predigten sich haltend, doch immer den Geist des Ganzen zum Augenmerk nahm, bliebe demnach ganz dasselbe. Es zu wiederholen, wäre ungeschickt. Passender möchte es seyn, darzustellen, wie man in unseren Tagen zu einer solchen und zu ähnlichen Weisen, die religiösen Wahrheiten darzustellen und zu predigen, gekommen ist. Scheinen wir auch etwas weit auszuholen: wir werden die Weise unserer Zeit nicht ganz verstehen, ohne uns über die frühere verständigt zu haben.

Es ist für den Denkenden eine anziehende und erfreuliche Beschäftigung, zu betrachten, wie die religiösen Wahrheiten in den verschiedenen Zeitaltern der Erde in verschiedenen Formen kund geworden, oder durch ausgezeichnete Menschen dargestellt worden sind. Denn *die* grosse Wahrheit prägt sie uns unvergesslich ein, dass, wie viel Jahrhunderte auch hingehen, in wie verschiedener Gestalt sich auch Völker zeigen mögen und Länder, dennoch die Grundgedanken des Menschen, die seinem Daseyn Werth und Dauer geben, nicht untergehen, dass sie, auch in mancherley Gestalt sich offenbarend, „einig sind und bleiben, und alles erneuen, und sich für und für begeben in die heiligen Seelen, und Gottes Freunde machen und Propheten."

Ist dagegen die Wahrnehmung traurig, auf die die Geschichte uns nicht selten führt, dass oftmals ein Gedanke der Form, in der er sich kund that, lange entwichen ist (wie ja die Form immer etwas Zeitliches bleibt), und diese, gleich einem wesenlosen Gespenst, noch fortwandelt, Einzelnen, ja ganzen Völkern zum Schrecknifs, Stifter von Aberglauben und Streit; oder dass sich in der Zeit mancherley Unverträgliches und Verkehrtes an diese Form anfügte: so ist ein Anblick, der erheitert, nicht fern. Zu allen Zeiten, wo ein Dogma, eine beschränkende Form ohne Wesen und Leben noch da ist in der menschlichen Gesellschaft, sehen wir edlere Naturen, durch vorzüglichen Geist, oder Menschen-Gefühl geleitet, sich absondern von der Verbindung, die eine solche todte Form noch unterhält, und entweder still für sich dem Besseren leben, oder muthig in den Streit treten für Wahrheit und für Recht.

Vorzüglich aber auf zwiefache Weise finden wir den Widerspruch gerichtet gegen eine todte Form, wenn sie noch gebietend unter den Menschen dastehen will: zweifelnd, und Allem, was über den menschlichen Verstand hinausgeht, den Krieg ankündigend, oder, mit Verbannung aller Form, allein, wie viel es möglich ist, nach dem körperlosen Worte trachtend. Was die letztere betrifft: so ist sie die natürliche, aus der Sache selbst fliessend, und dem menschlichen Geiste ehrenvoll. Wo eine geistlose Satzung dem Gefühle widerspricht und der Vernunft, da wird verbannt, was an diese erinnern könnte. Die frommen Christen in den Thälern Piemonts, die von Alby, die Schüler Wiklefs und Vieler, die nach ihm kamen, sind Beweise hiefür. Und führten nicht die Jünger dessen, der als der Stärkste unter Allen auftrat, den Namen der Protestanten?

Wie wir nun diese Weise in den früheren Zeiten häufiger finden, wo Kraft und Vernunft und Herzlichkeit allgemeiner verbreitet waren: so haben uns die späteren, die uns nahe liegen, ein lebendi-

ges, aber trauriges Bild von jener anderen gegeben. Viele Dogmen aus uralter Zeit, die stark im Glauben war, standen da, nicht unverständlich für die Denkenden, aber unverstanden, und, was schlimmer ist, ungefühlt von der Menge. Nicht die Vernunft erwachte in dieser, sondern ein klügelnder Verstand, und um das Ansehen, das jenen Dogmen wenigstens ihr Alter, oder früh eingeflöfste Ehrfurcht erzeugte, war es fast gethan. — Warum hier länger verweilen bey einer Zeit, die von Philosophen und Dichtern und Rednern oft genug, ernst und würdig, aber auch oft mit argem Frevel dargestellt worden ist?

Eine lebendig machende Philosophie ward in Deutschland von tüchtigen, begeisterten Männern aufgebracht; sie wirkte bald belebend auf alle Wissenschaften: denn die Religion war nicht die letzte unter diesen.

Jene Aufklärer hatten sich bald an das Christenthum und an seine Urkunde gemacht. Sie erklärten sie nach ihrer Weise; und das einzig treffende, in der Entstehungszeit jener falschen Propheten gesprochene Wort des Dichters: „So sprüch' ich, wenn ich Christus wär'," war, wenn sie es auch nicht eingestanden, ihr Wahlspruch. Was daraus erfolgen musste, erfolgte; es ist nicht nöthig, es darzustellen. Die Edleren, die das Unwesen frühe einsahen, wurden wenig gehört. Die Philosophie unserer Tage erst öffnete den Meisten die Augen. Das thörichte Unrecht jener Theologen war leicht durchschaut; die Philosophie, wie sie bey Darstellung ihrer Wahrheiten gern in allen Zeiten und auf alle Nationen blickt und sich freut, wenn sie verwandte, oder gleiche Gedanken bey ihnen ausgedrückt sieht, machte auf die grofsen Gedanken des Christenthums aufmerksam, und bediente sich oftmals gern seiner Sprache, weil sie so begeistert ist und so gedankenreich. Kein Wunder, dafs mancher Philosoph seine eigenen geliebten Ideen alle im Christenthum fand.

So entzündete sich in vielen, in den meisten Gebildeten unserer Tage gewifs auf diese Weise neue Liebe und Bewunderung des Christenthums. Bey Anderen geschah dieses anders. Wenn ein bedeutender Mensch von uns geschieden ist: dann erzeugt sich oftmals reiner und lebendiger das Bild seines Werthes in uns; die Sehnsucht gesellt sich dazu, und das Verlangen, dafs er wieder erscheine. So war es bey Manchen mit dem Christenthum, das in der Gestalt, wie es vor Jahrhunderten gebildet dastand, kaum noch (hier ist zunächst von den Protestanten die Rede) zu finden war. — Dafs bey Vielen diese Sehnsucht nach dem Alten Empfindeley ward, dafs sie bey Anderen eine ästhetische Krankheit war, von einer After-Poesie unserer Zeit erzeugt, in der so oft Alles durch einander gemengt wird, Religion und Kunst und Wissenschaft, die, zu schwach, Madonnen und Christus-Kinder zu bilden, mit heiligen Marieen und Christkindelein tändelte, berührten wir lieber nicht; aber die Wahrheit läfst sich nicht verbergen. — Die Zahl derer, die fest an dem alten Glauben hält, ist geringe, und wird immer geringer, durch den Zuwachs derer, die das Wort hören und verstehen, aber nicht glauben.

So möchte die Weise entstanden seyn, nach der von Vielen, die gegen die obengenannten Aufklärer streitend auftreten, von der Kanzel gepredigt wird. Denn natürlich war es, dafs die Ansicht von dem Christenthum sich vor allem und am wirksamsten in den Predigten ausdrückte.

Wir brechen hier unsere Betrachtung ab, um noch einige Worte über die vor uns liegenden Predigten zu sagen. — In ihnen, wie in denen der früheren Sammlung, hat Hr. S. lebendig den Hafs ausgesprochen, den er gegen die falsche Aufklärung hegt, und wie er innig durchdrungen ist von dem Gefühle, dafs Lebenschaffendes aus einer anderen Quelle fliessen müsse, und diese Quelle war ihm die Philosophie. Die Ahnung des Schönen und Grofsen, das im Christenthum liegt, die Erinnerung an eine religiösere, kräftigere Zeit erweckten Sehnsucht danach, und das Verlangen, das jene Zeit so stark gemacht in der Religion, zu erneuen. Eine lebendige Phantasie und eine poetische Ansicht der Dinge (wohl nicht die ächte, doch nicht von der thörichten Art wie die obengerügte) gesellten sich dazu, und machten den Vermittler zwischen dem Christenthum und der Philosophie. So entstanden, nach unserer Meinung, diese Predigten, von denen wir hier nur noch die Themata hersetzen:

1) Christus, der ewige Arzt der kranken Menschen. 2) Das Christenthum, die Religion des endlosen Kampfes. 3) Über die Mütterlichkeit der Kirche. 4) Der Christ in den Widersprüchen des Daseyns. 5) Was die Himmelfahrt für den Erlöser, ist der Tod für den Menschen. 6) Maria, die Sonne der Frauen. 7) Über die sieben Worte des Erlösers am Kreutze. 8) Über die ewige Dauer des Christenthums auf der Erde. 9) Viele sind berufen, aber wenige auserwählet. (Warnte denn den Vf. kein guter Geist, das Evangelium vom grofsen Abendmahle aus den einfachen, *heiligen* Worten der Bibel, in neue Verse übertragen, von der Kanzel herabzusprechen?) 10) Über die Bedeutung des Abendmahls. (Möchte diese Rede, als Schlufs der zwey Sammlungen, doch Hn. S. sagen, zu welchen Verirrungen seine Weise zu predigen führen kann, und wie, wenn man im Dunkel wandelt, man in Gefahr geräth, auf Dinge zu stofsen und diese fremden Augen zu enthüllen, die ein Anderer mit frommem Schweigen bedeckt!)

F. i. n. k.

## KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. Essen, b. Bädeker: *Die Aufnahme einiger Zöglinge der weiblichen Erziehungsanstalt zu Reckenburg in die christliche Gemeine*, gefeyert in der reformirten Kirche zu Hueth von *F. W. Dethmar*, ref. Pred. daselbst. 1809. VI u. 32 S. 8. (4 gr.)

Ebendaselbst: *Das Confirmationsfest mit der evangel.*

*lutherischen Gemeinde zu Essen*, gefeyert von *B. C. L. Natorp.* 1809. 36 S. 8. (4 gr.)

Hr. *Dethmar* hat schon einmal eine Beschreibung einer Confirmationshandlung herausgegeben, die mit Beyfall aufgenommen, Rec. aber nur durch Recensionen bekannt geworden ist. So wie schon bey jener ersteren: so hat auch bey dieser Feyerlichkeit der lutherische Prediger, Hr. *Zurnieden* in Emmerich, einige Gebete gesprochen. Man wird sie, und die ganze Art, wie die Handlung begangen worden, im Ganzen genommen, sehr zweckmäsig finden, und eben diess muss Rec. auch von dem *natorpschen* Confirmationsfest rühmen, bey welchem es doch nicht gefallen will, dass die Confirmirten gleich in derselben Stunde der Confirmation das Abendmahl empfangen, und zwar so, dass sie es erst allein geniessen und dann erst, nach dem der ganze Act geendigt ist, die Gemeinde. Es scheint angemessener, dass die Communion erst am folgenden Tage von den Confirmirten und zwar gemeinschaftlich mit der Gemeinde gehalten wird, damit diese Handlung nicht, wie es hier scheint, ihr Versprechen ihnen wichtiger mache, sondern vielmehr ihre Gemeinschaft an den Wohlthaten der christlichen Kirche ihnen versiegele.

Man wird nicht verlangen, dass Rec. genau die Art, wie die Hnn. *D.* und *N.* die Confirmation eingerichtet haben beschreiben soll. Prediger, die sich gerne darüber belehren wollen, suchen wohl diese kleinen Schriften selbst zu erhalten, und werden gewiss sie mit Vergnügen durchlesen. Die Lieder sind gröfstentheils neu und schön, die Anreden kräftig, die dabey zum Grunde liegenden Religionsideen richtig. Einige Anmerkungen aber, die überhaupt den jetzt bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Predigerton betreffen, und wozu die hier zu beurtheilenden Aufsätze Veranlassung geben, werden nicht am unrechten Orte seyn.

Hr. *N.* und so viele Prediger der jetzigen Zeit ermahnen zu viel und zu lange; der gewöhnliche Erfolg solcher Ermahnungen aber ist, dass Jeder, der sie hört, sie nicht sich selbst gegeben seyn läst, sondern sie gleichsam einem Anderen wieder giebt, indem er die Worte des Predigers bey sich wiederholt. Nach Rec. Urtheil sollte der Prediger weniger ermahnen, mehr Wahrheiten vortragen und einschärfen, welche bewirkten, dass Jeder, der sie hörte, sich selbst ermahnte.

Hr. *Zurnieden* betet, wie viele Prediger, in Worten, die von einer sehr christlichen Gesinnung und Gemüthsstimmung zeugen. Z. B. Wir alle danken dir mit kindlich ergebenem, dir geheiligtem Herzen für die grosse Wohlthat, welche du uns durch die Religion Jesu erwiesen hast. Aber kann das mit Wahrheit von allen Zuhörern, in deren Namen es gesprochen ist, auch nur den allermeisten, gesagt werden? und ist es erlaubt, in einem Gebet von sich oder Anderen etwas zu rühmen, was man nicht mit Wahrheit rühmen kann? Darf man sich solcher Redensarten, die höchstens als Rednerfiguren gelten können, in Gebeten erlauben? Rec. enthält sich ihrer so viel als möglich, und sucht so etwas lieber als Wunsch auszudrücken: Gieb, o Gott, dass wir alle mit kindlich ergebenem, dir geheiligtem Herzen dir danken mögen.

Hr. *D.* lobt, wie viele heutige Prediger, an einer Stelle zu viel. Seine Zöglinge sind seit geraumer Zeit damit umgegangen, sich mit dem reinen Geiste des Christenthums vertrauter zu machen. Sie thaten desshalb tiefe Blicke in sich selbst, sie sahen die Wunder der Natur mit Aufmerksamkeit an, sie nahmen die biblischen und besten moralischen Schriften in die Hand, um daraus den Willen Gottes kennen zu lernen. Ist das Wahrheit oder nur Redefigur? und sind solche Figuren Predigern erlaubt? Rec. verneint das letzte. Er liebt zwar das Tadeln noch weniger, als das Loben. Aber es giebt auch Mittel, beidem auszuweichen. Was sonst zum Lobe der einzelnen confirmirten Jungfrauen gesagt ist, mag die Wahrheit nicht überschreiten. Es ist immer auf das hohe Ziel christlicher Tugend hingewiesen, und Demuth nicht nur empfohlen, sondern auch befördert, und so wird es Niemand tadeln können, wie man insonderheit fast überall die Kunst, speciell und individuell zu reden, die so wenige Prediger recht verstehn, wie sie hier geübt ist, zur Nachahmung empfehlen muss. Dfr.

*Münster*, b. Theissing: *Geistliche Lieder, nebst einigen Gebeten und Litaneyen, zum gottesdienstlichen Gebrauche des münsterischen Gymnasiums.* Mit Erlaubniss der Oberen. 1810. 238 S. kl. 8. (12 gr.) In einem ganz anderen Geiste, als viele der gewöhnlichen Liedersammlungen für Schulen und Gymnasien, ist diese Sammlung angelegt und gefertiget. Nicht versificirte Bitten um Aufmerksamkeit, Fleiss, Folgsamkeit u. s. w. findet man hier, sondern nur Ausflüsse einer edlen Begeisterung an den erhabensten Wahrheiten und Thatsachen unserer Religion. In traulichem Verein findet man hier die begeisterten aller Confessionen: denn im Ganzen ist die Religion und die Erhebung des Gemüths durch dieselbe doch nur eine. *Klopstock*, *Cramer*, *Novalis* sind die bedeutendsten Namen, welche in dieser geistlichen Anthologie gefeyert werden. Den deutschen Gesängen sind auch einige lateinische Lieder beygegeben, *pro matutino*, *pro adventu*, *pro quadragesima*, *pro paschate*, *de S. Spiritu*, *hymnus S. Ambrosii*, *de venerabili sacramento* und *de b. virg. Maria.* Auch hier ist das Beste ausgewählt. Im Anfange stehen die Gebete und Litaneyen. Nur eines der kürzeren Gebete stehe hier, um daraus ungefähr den Geist der übrigen zu erkennen. Es ist das Vorbereitungsgebet zum Opfer der h. Messe. „Allmächtiger, ewiger Gott! sieh gnädig herab auf deinen heiligen Altar, wo wir dir das Opfer des neuen Bundes darbringen, die Wiederholung jenes ewigen Opfers, was dein Eingeborener, unser Heiland und Erlöser, am Stamme des h. Kreuzes zur Versöhnung aller Sünden vollbrachte. Wir bitten dich, verleihe uns deine Gnade, dass wir deinen heiligen Geheimnissen mit wahrer Andacht des Herzens beywohnen, und der unendlichen Früchte derselben theilhaftig werden. Durch Jesum u. s. w." Unter diesen Gebeten auch noch die Litaney zu Ehren aller Heiligen mit ihrem: „Fabianus und Sebastianus, Kusmas und Damianus, Gerasius und Protasius, Ludgerus und Suibertus, — Agatha, Lucia, Agnes, Cäcilia u. s. bitte für uns!" war Rec. nicht erwartend. Druck und Papier sind sehr schön. mmm.

*Leipzig*, b. Gerh. Fleischer: *Lobgesänge am Morgen und Abend von Juliane Maria Charlotta Veillodter.* Herausgegeben von *Valentin Karl Veillodter*, Pfarrer in Walkersbrunn. 1808. XII u. 50 S. 8. (8 gr.) Es ist wahr, was der Herausgeber in der Vorrede versichert S. XI. „Tragen gleich diese dichterischen Arbeiten nicht das Gepräge hoher Begeisterung: so wird doch gewiss der reine Geist des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, der aus ihnen spricht, manches fromme Herz ergreifen, und zu andachtsvollem Gefühle erheben." Einige davon hatte der Herausg. in die erste Auflage seines Communionbuchs aufgenommen. Da sie nach seiner Versicherung in öffentlichen Blättern gerühmt und ihm zugeschrieben wurden: so hat er sie jetzt, nachdem die Verfasserin gestorben ist, gesammelt, und dem Drucke übergeben. Warum sie aber gerade den Titel: Lobgesänge, führen, worunter man sich schon Ergiessungen eines erhabenen begeisterten Sinnes denkt, begreifen wir nicht. Es sind ihrer zusammen 14, nämlich an jedem Tage der Woche, am letzten Abend des Jahres, am Morgen des neuen Jahres, am Abend des Neujahrstages, am Charfreytage, Oster-, Pfingst- und Weihnachts-Feste. Man muss diesen Gesängen das Zeugniss geben, dass sie eine leichte Versification und gröfstentheils richtige Reime haben. Der Gebrauch der Artikel erschwert oft das Errathen des Sinns z. B. S. 39:

Wo ist die Nacht, die auf dem Leben lag?
Es strahlt verjüngt im schönern Glanze wieder.
O du, die seine (des Glanzes oder des Lebens?) Klage schweigen heisst,
Von der (der Klage oder der Unsterblichkeit?) der Mißton stirbt, die Schatten fliehn,
Unsterblichkeit! Dich denkt des Menschen Geist u. s. w.

—R—

# Monatsregister

vom

Julius 1812.

## I. Verzeichniss der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

## II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

[redacted]



## III. Intelligenzblatt des Julius.

### Ankündigungen.



### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.



### Nekrolog.



### Gelehrte Gesellschaften und Preise.



### Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

## Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 AUGUST, 1812.

## *THEOLOGIE.*

GREIFSWALD, b. Mauritius: *Handbuch einer praktischen Pastoralwissenschaft*, welche ausser den theoretischen Belehrungen eine Sammlung von Materialien, Gedanken und Formen zu den Reden des Predigers in seinem Amte liefert, von Dr. *Gottlieb Schlegel*, seitherigem Generalsuperintendenten von Schwedisch-Pommern und Rügen, mit der *Lebensbeschreibung des Verfassers* und einigen erläuternden Anmerkungen und literarischen Nachweisungen herausgegeben von Dr. *Johann Ernst Parow*, Prof. der Theol. und Philos. 1811. 317 S. (Die Lebensbeschreibung 51 S.) kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das letzte Werk, das wir aus der Feder dieses ehrwürdigen Veteranen in der Theologie empfangen, welches schon als ein Product, worin er Resultate seiner vieljährigen gelehrten theologischen Forschungen sowohl als seiner ausgebreiteten Amtserfahrungen niedergelegt hat, unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Der Verewigte hatte es, selbst die Vorrede zum ersten Theile mit eingeschlossen, beynahe vollständig ausgearbeitet hinterlassen. Die Erfahrung, dass ein Theil der Studirenden auf den Universitäten die Pastoralwissenschaft ganz vernachlässigt, und selbst diejenigen, welche Vorlesungen über diese Wissenschaft besuchen, doch Belehrungen dieser Art, durch andere Geschäfte des Candidatenlebens zerstreut, nicht selten wieder vergessen, ehe sie in das Predigeramt treten, hatte den Vorsatz in ihm geweckt und befestigt, den angehenden Predigern mit einer solchen Anleitung zu den Pastoralgeschäften und Verhältnissen zu Hülfe zu kommen, welche Theorie und Ausübung mit einander verbindet, und eben deswegen von dem Vf. eine *praktische* Pastoralwissenschaft genannt wird. Die vorliegende erste Abtheilung dieses Handbuchs, um welche sich der würdige Herausgeber, Hr. D. *Parow*, das Verdienst erworben hat, den Text von einigen Flecken und Mängeln befreyt, und mit reichhaltigen schätzbaren Anmerkungen und Zusätzen (unter dem Texte) ausgestattet zu haben, enthält die theoretischen Belehrungen. Sie zerfällt (eine kurze Einleitung abgerechnet) in vier Abschnitte. Der *erste* betrachtet *das Predigtamt überhaupt* (Benennungen der Prediger, Zweck, allgemeine Pflichten und Würde des Predigtamts, die nothwendigen Eigenschaften, welche es voraussetzt, die Bildung und Vorbereitung zum Predigtamte, den Eintritt in dasselbe). In dem *zweyten* folgen die *allgemeinen Beschäftigungen des Predigtamts* (das Predigen selbst, worüber sich der Vf. am ausführlichsten verbreitet, das Katechisiren, die Taufhandlung, die Confirmation der Jugend, die Beicht- und Abendmahls-Handlung, die Geschäfte des Predigers bey den Ehen der Gemeindeglieder). Der *dritte* behandelt *die besondere Seelsorge und die Beschäftigungen des Predigers mit einzelnen Arten von Menschen*, Freydenkern, Religionsspöttern, Verächtern des öffentlichen Gottesdienstes, Personen, welche wegen lasterhafter Handlungen berüchtigt sind, Schwermüthigen u. dgl. m. In dem *vierten* wird *über die äusseren Verhältnisse* des Predigers gesprochen, sein Verhältniss zu dem Kirchenpatron, als Stadt- und Land-Prediger, seine wissenschaftliche Fortbildung, sein Hauswesen, und gewisse besondere mit den höheren geistlichen Stellen verbundene Verpflichtungen. Als eine Zugabe ist noch eine *kurze Anweisung für die Landschullehrer* beygefügt. Rec. glaubt durch diese kurze Übersicht des Inhalts hinlänglich gezeigt zu haben, wie viel dieses Handbuch umfasse. Man wird nicht leicht einen Punct ganz vermissen, dessen Erörterung in einer vollständigen praktischen Pastoralanweisung erwartet und verlangt werden kann.

Eine treffende und offene Beurtheilung des Geistes, der in diesem Werke herrscht, und des Nutzens, den es verspricht, hat gewissermaßen der Herausgeber selbst in dem Vorberichte geliefert. Sehr richtig bemerkt er S. VII—IX, dass vorliegendes Handbuch weder auf Reichthum an neuen und seltenen Bemerkungen, noch auf eine streng wissenschaftliche und systematische Darstellung der einzelnen Materialien, welche es umfasst, Ansprüche machen könne, dass sich vielmehr sein Verfasser damit begnügt habe, etwas Gutes (wenn auch nicht Originelles) und vorzüglich *in einem bestimmten Kreise* Brauchbares zu liefern. Allerdings gewinnen auch Bemerkungen, welche nicht gerade das Gepräge der Originalität an sich tragen, in dem Munde eines Mannes, der sich, wie der verewigte *Schlegel*, gewisse Ansichten und Regeln durch eine äusserst ausgebreitete, vieljährige und vielseitige Erfahrung gleichsam ganz zu seinem Eigenthume gemacht hat, einen eigenen Reiz. Es läst sich vorzüglich in einzelnen Parthieen dieses Handbuchs nicht verkennen, dass der Vf. auch in den späteren Jahren des Lebens nie aufgehört hat, selbst zu prüfen, und sich, so weit es seine beschränkte Zeit verstattete, mit Werken der neueren Literatur bekannt zu machen. Dabey bemerkt man freylich auch eben so sichtbar

die Richtung seines Geistes, sich mehr an das Positive, in der Erfahrung Gegebene und durch Erfahrung Bewährte zu halten, und dieses Einzelne in einer gewissen Ordnung zusammenzustellen, als sich mit abstracten Untersuchungen zu beschäftigen, und alles Einzelne auf höhere Principien streng-wissenschaftlich zurückzuführen. Befriedigender ist daher sein Handbuch da, wo er sich über die besonderen Beschäftigungen und Verpflichtungen des Predigers in Hinsicht einzelner Classen von Menschen und besonderer Verhältnisse verbreitet, als da, wo er von der Natur und dem Endzwecke des Predigtamts überhaupt, und seinen allgemeinen Beschäftigungen, besonders von dem Predigen selbst, redet. Auch hier vernimmt man zwar die Stimme eines erfahrnen Mannes; aber man sieht sich auch an mehreren Stellen veranlasst, theils bestimmtere Begriffe zu wünschen, theils eine erschöpfendere Ableitung gewisser Bemerkungen und Regeln aus höheren Principien, wodurch sie wissenschaftliche Begründung erhalten hätten. Wenn der Vf. z. B. S. 14 die *Religion* „die Sittlichkeit oder Pflichtübung in Beziehung auf Gott" nennt: so wird zwar durch diese Definition das Verhältniss der Religion zur Tugend, und die Art und Weise, wie sie sich am vollkommensten äussert, angegeben, aber das eigentliche Wesen derselben, welches Denken, Fühlen, Streben und Handeln zugleich umfasst, nicht erschöpfend bestimmt. Eben so wenig können wir uns mit dem Begriffe der *Predigt* begnügen, welchen der Vf. S. 39 aufstellt: „Die Predigt ist ein zusammenhängender Vortrag an eine zur Gottesverehrung versammelte Gemeinde, welcher den Zweck hat, Gottseligkeit und Sittlichkeit zu befördern." So sehr es auch unseren Beyfall hat, dass der Vf. im Folgenden ausdrücklich behauptet, der Prediger könne und solle eine gewisse wahre Beredsamkeit anwenden, um die Wahrheiten, welche er darstellt, dem Verstande und Willen besser einzuprägen und zu empfehlen: so hätte doch der Ausdruck: *Rede* (den der Vf. in einem sehr weiten Sinne fasst, als gleichbedeutend mit dem Ausdruck: ein zusammenhängender Vortrag), weit genauer bestimmt, der Unterschied zwischen der eigentlichen Rede (welche durch harmonische Beschäftigung höherer und niederer Geisteskräfte den Willen lenkt und bestimmt) und anderen zusammenhängenden Vorträgen festgesetzt, das Wesen der wahren Beredsamkeit, welche der Vf. meint, entwickelt, und aus dem allgemeinen Endzweck, den der Prediger überall im Auge haben muss, wo er, durch sein Amt aufgefodert, öffentlich auftritt, gezeigt werden sollen, warum auch die Predigt eine Rede seyn müsse. Die S. 39. 40 befindlichen Äusserungen über die Beredsamkeit auf der Kanzel sind schwankend und unbestimmt. Hätte sich der Vf. hier an genau festgesetzte Begriffe gehalten: so würde es ihm auch besser gelungen seyn, im Folgenden den Abschnitt seines Handbuchs, in welchem er (von S. 45 an) von den eigentlichen Materien der Predigt spricht, systematisch zu begründen. Denn von einer richtigen Vorstellung über das Wesen und den eigentlichen Zweck der Predigt ist auch die Entscheidung der Frage abhängig, welche Materien für den Kanzelvortrag geeignet sind. Dieselbe Bemerkung trifft die Äusserungen des Vfs. über die Disposition (S. 93 f.) und über die Elocution (S. 111 f.). Auch in diesen Abschnitten vermissen wir eine bestimmte Hinweisung auf den Begriff einer Predigt, oder einer *Kanzelrede*, der auch hier als das Princip aller einzelnen Regeln hätte betrachtet werden müssen. Die Disposition wird von dem Vf. (wie man besonders aus S. 93 f. sieht) nur von Seiten ihrer logischen Vollkommenheit betrachtet, in ihrer Angemessenheit zu dem Endzweck des Predigers, zu belehren, eine deutliche, bündige und bleibende Einsicht hervorzubringen. Will aber der Prediger nicht bloss belehren, ist es ihm auch darum zu thun, dass er zugleich Gefühle und Neigungen für den dargestellten Gegenstand gewinne, und durch Beschäftigung des ganzen menschlichen Wesens den Willen kräftig und lebendig bestimme: so kommt es bey der Anordnung der Materialien einer Predigt zugleich darauf an, die Wirkungen, welche man durch den Vortrag auf das Erkenntnissvermögen, die Einbildungskraft, das Begehrungsvermögen und seine verschiedenen Neigungen und Bestrebungen zu äussern vermag, so nach psychologischen Gesetzen und Beobachtungen mit einander zu verketten und auf einander folgen zu lassen, dass der Wille am lebendigsten für den dargestellten Gegenstand gewonnen wird. Der Vf. würde gewiss, wenn er von einer bestimmteren Beantwortung der Frage: In wiefern soll die Predigt eine Rede seyn? ausgegangen wäre, diesen für die Theorie der Disposition so wichtigen Umstand nicht unbemerkt gelassen haben. Eben so vermissen wir da, wo von dem Predigerstande überhaupt gesprochen wird, ein bestimmtes Resultat über den Zweck der öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen. Der Vf. übergeht diese nothwendige Prämisse ganz, und wendet sich, ohne sich darüber zu erklären, S. 15 sogleich zu den allgemeinen Pflichten des geistlichen Standes (welche aus jener Prämisse vielmehr abgeleitet werden mussten). Warum eine gründliche Gelehrsamkeit zur zweckmässigen Führung des Predigeramtes unentbehrlich sey, hat der Vf. (S. 27 f.) nicht so befriedigend gezeigt, als es in unserem Zeitalter, welches gar zu oft Popularität mit seichter und oberflächlicher Kenntniss und Behandlung eines Gegenstandes zu verwechseln pflegt, nöthig ist. Bestimmter und ausführlicher wünschten wir S. 55 f. oder S. 69 f. den Werth *historischer Predigten* erörtert zu sehen, und den Standpunct angegeben, von welchem der Prediger, wenn er Thatsachen der Geschichte auf der Kanzel behandelt, ausgehen muss. Sehr richtig werden zwar S. 82 u. 83 die Materialien einer Predigt, welche zur Erklärung dienen, von denen, welche zur Begründung dienen, unterschieden: aber der Vf. bleibt zu sehr im Allgemeinen stehen, ohne die verschiedenen Quellen und Methoden der Erklärung und Begründung gehörig zu würdigen und ihre Anwendung in der Predigt zu zeigen. Ein für Pastoralanweisungen sehr wichtiges Capitel ist die Untersuchung der Art und Weise, wie

ſich der Prediger gegen *Schwermüthige* zu benehmen hat. Der Vf. hat ſie nur kurz und oberflächlich S. 263 berührt. Gegen mehrere einzelne Anſichten und Grundſätze würden ſich Einwendungen erheben laſſen, welche von dem Vf. nicht berückſichtigt worden ſind. So möchten wir S. 23, wo von der Würde und dem Nutzen des Predigtamtes die Rede iſt, folgende Behauptung nicht unbedingt unterſchreiben: „Sie (die Prediger) ſind Diener Gottes und der Menſchen, und können ſich nicht als Nachfolger der Propheten, Bevollmächtigte der Gottheit, Mittelsperſonen zwiſchen Gott und den Menſchen und Fürbitter bey Gott betrachten." So wenig Rec. daran zweifelt, daſs der Prediger mit vollem Recht ein *Diener Gottes und Chriſti* genannt werde: ſo würde er doch ſehr Bedenken tragen, ihn *als Diener der Menſchen* darzuſtellen; ein Ausdruck, der gar zu leicht ein Vorurtheil veranlaſst, welches in unſerem Zeitalter ſeine Stimme oft ſehr laut erhoben hat, und von dem würdigen Vf. ſelbſt gewiſs nie gebilligt werden konnte, als ob die Nothwendigkeit des Predigerſtandes darauf beruhe, daſs der Staat zur Erreichung ſeiner Endzwecke der Prediger bedürfe. Und warum ſollte man nicht den Prediger, der von einem wahrhaft göttlichen Sinne durchdrungen, und für ſeinen heiligen Beruf begeiſtert iſt, wenn auch nicht einen Bevollmächtigten oder Geſandten Gottes, wie Jeſum, oder einen Fürbitter bey Gott, doch einen Nachfolger der Propheten, und gewiſſermaſsen einen Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen nennen dürfen, da es in der That den Beruf des Predigers ausmacht, nach dem Vorbilde Jeſu die Gnade Gottes den Menſchen zu verkündigen, und dieſe durch ächte Religioſität und Sittlichkeit der Gottheit zu weihen? Über den Vortrag der Sittenlehren wird unter andern S. 51 bemerkt: „Doch hüte ſich der Prediger, Handlungen, die nicht erfüllt werden können, und gegen welche Einwürfe gemacht werden dürften, vorzuſchreiben." Das Abſolut-Unmögliche kann und darf der Prediger allerdings niemals fodern. Aber wollte er ſich unbedingt durch Einwürfe, welche gegen dieſe oder jene Handlung erhoben werden dürften, abſchrecken laſſen, zu ſolchen Handlungen zu ermuntern: zu welcher *fehlerhaften* Nachgiebigkeit gegen Vorurtheile oder gegen den Geiſt des Zeitalters könnte ihn dieſer Grundſatz verleiten! Willkührlich iſt es, wenn der Vf. S. 111 den Ausdruck: *elocutio* auf die ganze Ausarbeitung der entworfenen Dispoſition bezieht, da man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nur die Schreibart ſo zu nennen pflegt. Eben dieſe Bemerkung iſt auf das, was der Vf. S. 112 äuſsert, anwendbar: „Die allgemeinen guten Eigenſchaften der Schreibart kann man in der *Schicklichkeit* zuſammenfaſſen." Zweckmäſsiger wäre dieſer Ausdruck unſtreitig zur Bezeichnung des Princips für die *beſonderen* (in Hinſicht auf die verſchiedenen Zwecke, welche durch die Darſtellung zunächſt erreicht werden ſollen, ſich unterſcheidenden) *Gattungen* der Schreibart und ihre Geſetze. Überhaupt iſt auch dieſe Lehre von der Schreibart in dem vorliegenden Werke nicht befriedigend ausgeführt. Die von dem Vf. gewählte Anordnung findet Rec. im Ganzen zweckmäſsig, und wohl dazu geeignet, dem Leſer eine leichte Überſicht der Hauptbeſtandtheile einer praktiſchen Paſtoralwiſſenſchaft zu gewähren. Vorzügliche Auszeichnung verdienen unter anderen die äuſserſt praktiſchen Bemerkungen des Vfs. über das Gebet (S. 95 f.), über den Ausdruck des Thema (S. 99 f.), über die Übergangsformeln in Predigten (S. 118), über die Methode der Dispoſition und Ausarbeitung (S. 119 f.), und über die Feſt- und Caſual-Predigten (ein Capitel, welches in einem beſonderen Anhange S. 139—158 mit vorzüglicher Sorgfalt bearbeitet worden iſt). Übrigens beurkunden mehrere Äuſserungen (z. B. was S. 35 u. 36 von dem Werthe der ſymboliſchen Bücher und S. 201 f. von der Beichthandlung geſagt wird) die *liberale* theologiſche Denkungsart des verewigten *Schlegel* ſehr rühmlich.

Gewonnen hat das Ganze unſtreitig durch die ſchon oben kürzlich erwähnten ſchätzbaren *Zuſätze* des würdigen *Herausgebers*, in denen er theils literariſche Nachweiſungen liefert, welche dem Leſer willkommen ſind, theils gewiſſe Begriffe ausführlicher und richtiger beſtimmt, theils über philoſophiſche und theologiſche Fragen, welche mit den Bemerkungen des Vfs. in genauer Verbindung ſtanden, und über Gegenſtände des Kirchenrechts und der kirchlichen Geſetze mit eben ſo viel Gelehrſamkeit als philoſophiſchem Scharfſinn ſich verbreitet. Sehr richtig beſtimmt der Herausgeber die älteſte und urſprüngliche Bedeutung des Ausdrucks *Klerus* S. 5 f. dahin, daſs er einen Stand bezeichnete, den Gott von anderen ausgeſondert und zu ſeinem Eigenthume und Dienſte geweiht habe, und zeigt aus dem bibliſchen Sprachgebrauch und der Geſchichte, wie ſich erſt aus jener Bedeutung diejenigen allmählich enwickelt haben, welche von anderen Theologen für die älteſten und urſprünglichen gehalten worden ſind. Beachtungswerth iſt, was er S. 9 f. gegen die unlängſt von *Marheineke* vertheidigte Anſicht erinnert, daſs jeder Geiſtliche ein Prieſter ſeyn, d. h. in einem höheren Sinne des Worts das den Prieſtern des Alterthums zuerkannte Opfergeſchäft verrichten ſolle. So gern wir indeſſen dem Herausgeber einräumen, daſs jene Anſicht, wenn ſie nicht genau beſtimmt und begrenzt wird, leicht Miſsdeutungen erwecken, und dem Streben und Wirken des geiſtlichen Standes eine ſchiefe Richtung anweiſen könne (als ob ſeine ganze Würde und Beſtimmung einzig im Entbehren geſucht werden müſſe): ſo möchten wir doch den Gebrauch jenes Bildes (der in der That durch die Sprache der chriſtlichen Urkunden ſelbſt veranlaſst wird, wo Gottgeweihte und Gott ſich weihende Seelen bisweilen mit Opfern verglichen werden, z. B. Römer 12, 1) nicht unbedingt miſsbilligen, da eine wahre, innige Religioſität und ein Streben nach der höchſten und reinſten Sittlichkeit in der That eine gewiſſe Bereitwilligkeit des Gemüths in ſich faſst, da, wo es das höhere religiöſe und ſittliche Intereſſe gebeut, auch auf jeden irdiſchen Genuſs Verzicht zu leiſten (das ſinnliche Wohlſeyn der Pflicht, die

sich als Pflicht unverkennbar ankündigt, zu opfern) und eben darin die höchste Würde des wahren Christen besteht. Der Zweck des Predigtamts wird von dem Herausgeber S. 15 richtiger, als S. 13 von dem Vf. bestimmt. Treffend sind die Bemerkungen des Herausgebers über die Ausdrücke: *Gottselig* S. 13, und *Erbauen* S. 44. Nur muss der letztere noch genauer aus dem zum Grunde liegenden Bilde eines Gebäudes entwickelt werden. Die Urtheile des Herausgebers S. 49 f. über die Frage, ob sich der Prediger der eudämonistischen Triebfedern in seinen Vorträgen bedienen dürfe, unterschreibt auch Rec. im Ganzen, so wie das, was S. 52 f. gegen die Behauptung einiger neuerer Theologen bemerkt wird, dass man in der geoffenbarten Religionserkenntniss auf den Gebrauch seiner Vernunft freywillig Verzicht leisten müsse. Sehr richtig erklärt sich der Herausgeber S. 60 f. gegen solche Beschreibungen äusserer Gegenstände auf der Kanzel, welche zu sehr ins Detail gehen und den Geist auf das Irdische richten. Der Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Vorträgen wird S. 80 sehr deutlich gezeigt. Weniger befriedigt die Art, wie er S. 92 u. 93 das Verhältniss der Popularität im Predigen zur Simplicität bestimmt: „Die *Popularität* ist immer noch mit einem höheren Grade von Lebhaftigkeit und sogar Derbheit verträglich, die *Simplicität* hält sich aber immer in den Schranken der Affectlosigkeit und Ruhe, und weiss mehr durch die ungekünstelte, leichte und ungezwungene Darstellung, als durch Erregung irgend eines Affects das Herz in Anspruch zu nehmen, und für oder wider einen Satz zu gewinnen.“ Mit dem Ausdruck: Simplicität, pflegt man vielmehr überhaupt die Eigenschaft zu bezeichnen, welche ein Werk der Kunst (also auch eine Predigt) dann besitzt, wenn es so wenig als möglich an einen Aufwand von Kraft und Kunst von Seiten des Urhebers erinnert, wenn Alles in ihm so erscheint, als ob es ein reines Werk der Natur sey, und nicht anders seyn könne. Die Simplicität kann daher einer lebendigen und affectvollen Darstellung nicht entgegengesetzt werden. Auch die ergreifendste und erhabendste Darstellung kann den Schein der Kunstlosigkeit an sich tragen und in diesem Sinne einfach seyn. Wie eindringend, lebendig und feurig sprach Demosthenes, und dabey — wie einfach und natürlich! Die Popularität eines Vortrags im engeren Sinne (d. h. seine Angemessenheit zu der Denkungsart und Erkenntnissart der niederen Stände) beruht nun allerdings zum Theil auf dieser Einfachheit. Denn je ungezwungener und natürlicher die Verbindung, Anordnung, Einkleidung der Gedanken ist: desto leichter und schneller wird der Vortrag in der Regel gefasst. Doch macht die Simplicität noch nicht einzig und allein die ganze Popularität eines Vortrags aus. Keine Predigt kann vollkommen populär seyn, wenn sie nicht einfach ist; aber nicht jede einfache Predigt ist darum schon vollkommen populär, und wir können dem Herausgeber nicht beystimmen, wenn er (S. 93) glaubt, der Ausdruck *Simplicität* bezeichne immer eine Eigenschaft, welche nicht ohne Popularität, obgleich die Popularität wohl ohne sie, bestehen und von dem einen oder anderen Prediger geübt werden könne. Die Popularität begreift auch noch manche besondere Hinsicht auf die Eigenthümlichkeiten des Volkssinnes in sich, welche nicht schon in jenem Begriffe der Einfachheit enthalten ist. Manches ist nach dem Urtheile gebildeter Zuhörer und Leser einfach und ungezwungen, ohne darum den niederen Ständen vollkommen klar zu seyn. Nützliche und treffende Winke geben die Bemerkungen des Herausgebers über einige oft vernachlässigte Hauptregeln bey dem Disponiren einer Predigt S. 101 — 105 an die Hand. Nur kann sich Rec. von der Richtigkeit der S. 104 aufgestellten Regel nicht überzeugen: „Bey zusammengesetzten Sätzen (d. h. bey Hauptsätzen, welche aus zwey Hauptbegriffen zusammengesetzt sind) muss man so viele Haupttheile wählen, als einfache Sätze in dem Hauptsatz begriffen sind.“ Da ein Thema die Begriffe, aus denen es besteht, zu *einem Ganzen* genau und innig vereinigt: so müssen sich auch die Theile desselben auf jene Begriffe *gemeinschaftlich* (auf jenes verbundene Ganze) beziehen. Ausserdem würde der ganze Vortrag nicht *eine* Predigt, sondern zwey oder mehrere ausmachen. Hat ein Thema jene verlangte *Einheit* wirklich (d. h. ist es eine genau bestimmte, feste und scharf begrenzte Verknüpfung von Begriffen): so müssen sich auch die einzelnen Theile ungezwungen so darstellen und ordnen lassen, dass sich jeder einzelne auf jenes gemeinschaftliche Ganze bezieht. Ein Thema, dessen ganze Natur diess Letztere unmöglich macht (dessen ganzer Ausdruck schon Theile ankündigt), ist fehlerhaft gewählt, und kann eigentlich nicht *ein* Thema, sondern eine Verbindung mehrerer Hauptsätze genannt werden, deren jeder in einem besonderen Vortrage ausgeführt werden sollte. Soll z. B. der von dem Herausgeber als Beyspiel genannte Satz: „Der Glaube an Jesum berechtigt uns, einen allgemeinen und dauerhaften Frieden auf Erden zu hoffen, und verpflichtet uns zugleich, zur Erfüllung dieser Hoffnung mitzuwirken,“ als ein Hauptsatz behandelt werden können, dem es nicht an Einheit fehlt: so muss *jeder* einzelne Theil einen Grund aufstellen, der sich auf das Ganze bezieht (d. h. der *sowohl* zu jener *Hoffnung* berechtigt, *als* verpflichtet, zur Erfüllung derselben mitzuwirken). Übrigens machen wir das Publicum noch auf die interessanten Bemerkungen des Herausgebers über das Wesen der Katechetik (S. 169 f.), über die Eigenschaften und Zahl der Gevattern (S. 183 f.), über die Verschweigung der dem Prediger anvertrauten Geheimnisse (S. 209), über die dispensabeln und indispensabeln Fälle für die Ehen unter nahen Verwandten (S. 226 f.), über die Widerlegung der Haupteinwürfe gegen das Christenthum (S. 251 f.) aufmerksam. Allen Verehrern des verewigten *Schlegel* wird unstreitig die von dem Herausgeber hinzugefügte gehaltvolle Lebensbeschreibung desselben (welche auch besonders gedruckt worden ist: Leben, Verdienste und Charakter D. *Schlegel's* aus den von ihm selbst entworfenen Grundzügen dargestellt von D. *Parow*, Greifswald, b. Mauritius. 1811. 61 S. 8) eine sehr schätzbare Zugabe seyn.

St.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 AUGUST, 1812.

## *JURISPRUDENZ.*

### *Revision der dermalen in den vornehmsten europäischen Seestaaten geltenden Seerechte und der Literatur derselben.*

Die in dem römischen Gesetzbuche zerstreuten rhodischen und römischen Seegesetze machen das Fundament aus, auf welches die mehresten Schriftsteller über das Seerecht, die Autorität besitzen, ihre Arbeiten gebaut haben. Der Commentar, den *Bynckershoeck* in seinen verschiedenen Werken giebt, ist das brauchbarste, welches darüber erschienen ist. Ferner sind zu beachten:

*P. Peckii in Tit. Dig. et Cod. ad rem nauticam pertinentes Commentarii.*

Der berühmte holländische Rechtsgelehrte *Vinnius* hat nachmals Zusätze aus dem neueren Seerechte dazu gemacht. Die Falschheit der ausser den in dem *Corpore juris* enthaltenen Fragmenten angeblich aufgefundenen rhodischen Seegesetze hat am besten *Bynckershoeck* und *Emérigon* dargethan.

In England hat das Seerecht der Insel Oleron noch immer gerichtliche Autorität, so wie daselbst das wisbysche, das französische Recht der *Ordonnance de la marine* von 1681, welches in den *Code de commerce* übergegangen ist, und das hanseatische Seerecht in den Gerichten citirt wird. Das Consulat der See gilt mehr daselbst in Prisensachen als in anderen Seesachen. Es giebt keine englische Übersetzung dieses Rechtes, als nur von den Capiteln, die von Prisensachen handeln, in

*A Collection of public Acts and papers relating to the principles of armed neutrality.* London 1801,

die mit der Übersetzung des 273 und 287 Capitels anhebt.

Übrigens sind über die in England geltenden fremden und statutarischen Seerechte zu beachten:

*A general Treatise of the dominion of the Sea and a compleat body of the Sea-laws.* London 1709.

und

*Lex mercatoria,*

welches zuerst 1686 in London herauskam, späterhin aber unter dem Titel:

*Lex mercatoria rediviva* von *Beawes*

herausgegeben wurde.

Was das Kriegsseerecht betrifft: so ist über den Process das berühmteste Buch

*Praxis supremae curiae Admiralitatis Francisci Clerke.* Londini 1798.

Demnächst

*A compendious view of the civil Law and of the Law of the Admirality* by *Arthur Browne*, 2 Volumes. London 1802.

Sammlungen der alten Prisengesetze sind enthalten in

*Collectanea maritima* by *C. Robinson.* Lond. 1801.

Die berühmtesten englischen Prisengesetze sind jetzt ausser den *Orders of Council:*

*An Act for the Encouragement of Seamen, and for the better and more effectually manning His Majesty's Navy* (17 June 1793),

und

*An Act for the better Regulation of His Majesty's Prize-Courts in the West-Indies and America, and for giving a more steedy and effectual Execution to the Decrees of the Lords Commissioners of Appeals* (2 July 1801).

Entscheidungen der englischen Prisenrichter in folgenden Werken:

*The Life of Sir Leoline Jenkins.* 2 Volumes. London 1724, am Ende des 2ten Theiles.

*Decisions in the High Court of Admiralty; during the time of Sir George Hay, and of Sir James Marriott late judges of that Court.* 2 Vol. London 1801.

Wichtiger als alle diese Werke ist folgendes Werk, weil es höchst wahrscheinlich für die Folgezeit eine grössere Anwendung erhalten wird:

*Reports of cases argued and determined in the High Court of Admiralty; in the time of the Right Hon. Sir William Scott.* By *Chr. Robinson.* 6 Volumes. London.

Der letzte nach Dännemark gekommene Theil ist der erste Theil des 6ten Bandes. Jeder Band hat 2 Theile.

Für diejenigen, welche Deutsch verstehen, sind die Grundsätze des englischen, so wie des französischen Kriegsseerechtes nachgewiesen in

*Jacobsen* Handbuch des praktischen Seerechtes der Engländer und Franzosen. 2 Bände. Hamburg.

Die vorhin angeführten Seegesetze sind unter anderen in folgendem Werke gesammlet:

*Bibliotheca di Gius nautico.* 2 Tomi. Firenze 1785.

Diess Werk enthält das rhodische, das römische, das oleonsche, das wisbysche, das hanseatische Seerecht, die Gesetze Philipps II, das Consulat und einige andere unbedeutende Seestatuten.

*Corpus juris nautici oder Sammlung aller Seerechte der bekanntesten handelnden Nationen alter und neuer Zeiten nebst der Assecuranzhaverei und anderen zu den Seerechten gehörenden Ordnungen*, von *J. A. Engelbrecht*. Lübeck 1790.

Diese Sammlung enthält dieselben Gesetze in deutscher Übersetzung.

Der 5te Theil von

*Baldasseroni delle Assicurazioni marittime Trattato*. Livorno 1804.

enthält eine vollständige Sammlung der europäischen Seegesetze, so weit sie das Assecuranzfach betreffen.

Die am mehrsten verbreiteten Exemplare des Consulats sind die italiänischen Übersetzungen mit dem Commentar des florentinischen Rechtsgelehrten *Casaregis*, z. B. die Ausgabe unter folgendem Titel:

*Il Consolato del mare colla Spiegazione di G. M. Casaregi*. Venezia 1737. 4.

Kürzlich hat Hr. *Boucher* in Paris eine französische Übersetzung von diesem Gesetzbuche in 2 starken Octavbänden herausgegeben unter dem Titel:

*Consulat de la mer, traduit du catalan en françois* par *P. B. Boucher*, Professeur de droit commercial à l'académie de législation. Paris 1808.

Er ist darüber mit Hn. *Azuni* in Streit gerathen, der in vielen Sachen nicht einerley Meinung mit ihm ist, und der die ausführlichste Nachricht über die Entstehung und Verbreitung dieses Gesetzbuches in folgendem Werke:

*Origine et progrès du droit et de la législation maritime avec des observations sur le Consulat de la mer* par *M. Azuni*, Président de la cour Impériale de Gênes. Paris 1810.

vorgetragen hat.

Sowohl der Vf., als der Ort, woselbst das Consulat zuerst Gesetzeskraft erhalten, ist unbekannt. Es ist wahrscheinlich, dass die Sammlungen spanischen Ursprungs sind, obgleich Hr. *Azuni* glaubt, dass sie von Pisa stammen. Wäre späterhin für die Schifffahrtsgesetzgebung so gesorgt, als wie durch diese Vernunft- u. Billigkeits-Gesetze: so würde es gut um die Seegesetzgebung stehen. Vieles daraus ist nur auf die Kindheit der Schifffahrt anwendbar; aber man kann diesen Code nicht zu Rathe ziehen, ohne für die Weisheit und Billigkeit desselben die höchste Achtung zu empfinden.

Das Consulat gilt noch als Gesetz in Sardinien, in sofern königliche Verfügungen es nicht modificirt haben, und galt in den spanischen Seehäfen der mittelländischen See, ehe sie von den Franzosen occupirt waren. Es wird übrigens als Vernunftgesetz in allen Seestädten beachtet.

Das jetzige dänische Seegesetz ist das 4te Buch in Christians V Gesetzbuch.

Es hat auch in den deutschen Provinzen Dänemarks Gesetzeskraft, in sofern ihm nicht durch Statuten und, was Altona betrifft, durch die hamburgische Assecuranzordnung widersprochen wird. Es ist aus den alten dänischen Seegesetzen, die weit zahlreicher sind, wie man es auswärts kennt, und aus dem wisbyschen Seerechte entstanden. Viele Verfügungen beziehen sich aber, was z. B. Volkshäuer betrifft auf veraltete Einrichtungen. Man hat folgenden sehr brauchbaren Commentar darüber:

*Forsög til den Fierde Boys Fortelkeing a Christian den Femtes danske og norske Lov og de oldre Loves Bestemmelser, som hechein til denne Deel of den danske Lovgiveing, ved C. Brorson, Advocat - Hoiesteret. Kiöbenhavn* 1797.

Das schwedische Seerecht ist von 1667, und, so wie das Dänische, in vielen Puncten veraltert. Es sind indess in den späteren Zeiten weit mehr Sätze desselben näher bestimmt, wie bey anderen Nationen, die alte Gesetzbücher haben. Von Hn. *J. A. Flintberg*, Fiscal bey dem königl. Commerzcollegio in Stockholm, erschien 1794 ein Commentar über das dermalen geltende schwedische Seerecht unter dem Titel:

*Anmärkningar til Sweriges Rikes Sjö-Lag, Jämte For fattningarne om hwarje, å utrikes ort wistande Swensk Agents, Consuls eller Commissaries, med handel och sjöfart gemenskap ågande skyldigheter och rättigheter. Utgifne, tillika med Orda-Register*, af.... Med Kongl. Majts Allergnädigste Privilegio daterat den 26 Novemb. 1793.

In der späteren Ausgabe dieses Commentars befinden sich im Nachtrag eine Menge gerichtliche Entscheidungen.

Die erste Ausgabe dieses Werkes ist deutsch übersetzt 1796 zu Greifswald von Hn. D. *E. F. Hagemeister* herausgegeben.

Das preussische Seerecht ist sehr zweckmässig, sehr ausführlich, und befindet sich in dem 2ten Theile des allgemeinen Landrechtes für die preussischen Staaten. Es ist aus dem alten nordischen Seerechte und dem früheren preussischen Seerechte entlehnt. Die berühmten hamburgischen Kaufleute *Joh. Schuback* und *Sieveking*, so wie Hr. *Geerderts* zu Lübeck, sind bey dem Entwurf desselben befragt worden. Es wird auch in den russischen Seestädten, so weit das russische Seerecht nicht zureicht, allegirt. Es existirt folgender Commentar über das preussische Recht:

*Commentar zum allgemeinen Landrecht für die preussischen Staaten oder Erläuterungen des allgemeinen Landrechtes und Vergleichung desselben mit dem gemeinen, besonders römischen Rechte*. Breslau 1805 u. 1806.

Bis jetzt sind 2 Theile dieses Commentars erschienen.

Der russische Seecodex verdankt der Kaiserin *Catharina II* seine Entstehung. Er führt den Titel:

*Russisch kaiserliche Ordnung der Handelsschifffahrt auf Flüssen, Seen und Meeren*. Auf allerhöchsten Befehl aus dem Russischen übersetzt von *C. G. Arndt*. St. Petersburg 1781. 2 Theile in 4.

Ein dritter Theil, der die Verordnungen wegen der Werfte, wegen des zum Bau der Schiffe und Fahrzeuge erfoderlichen Holzes, und wegen der Schifffahrtsschulen enthalten sollte, ist bis jetzt nicht erschienen.

Das russische Seerecht ist aus den übrigen nordischen Seerechten, auf die Local- und National-Verhältnisse angepasst, zusammengetragen. Die erschienenen

Theile enthalten zuerst allgemeine Regeln wegen der Schifffahrt im Allgemeinen, dann über die Pflichten des Schiffers, des Steuermannes, des Zimmermannes, eines Schiffsbedienten oder Schiffsmannes und aller übrigen auf dem Schiffe befindlichen Leute. Sie enthalten die Form des Contractes zwischen dem Schiffer und den Schiffsbedienten und Leuten. Sie handeln von der Befrachtung und von den Rhedern oder Eigenthümern eines Schiffes, von der Pflicht des Maklers, von Assecuranzen, von der Convoy, von Havereien, von Schiffbruch und Verunglückung, von dem Berglohn und von Lootsen. Es giebt keinen Commentar dieses Rechtes.

Ausser dem Consulat der See für die Häfen des Mittelmeeres galten vormals in Spanien die *Ordonanza de Bilbao*, für die Häfen des atlantischen Meeres und für Cadix die *Contrattacion de Sevilla*, so wie die verschiedenen spanischen Sammlungen von Gesetzen eine Menge Vorschriften für die Handlung enthielten.

Welche Gesetze fortan in Spanien herrschen werden, wird die Zukunft lehren. Die alten spanischen Gesetze wurden in Portugal, wofern einheimische Statuten keine Abänderungen getroffen hatten, bey Seesachen gerichtlich beachtet.

Weiter, wie eines dieser Seegesetze, herrscht jetzt der *Code de commerce* von *Napoleon*.

*Code de commerce. Edition originale et seule officielle.* Paris 1807.

Da er gröſstentheils aus früheren französischen Gesetzen entlehnt ist: so bleiben *Valin*, *Pothier* und *Emérigon* die besten Ausleger desselben, die, alle drey Rechtsgelehrte, mit Gründlichkeit das alte französische Seerecht commentirt haben. Es sind eine Menge Bücher über diesen Code erschienen.

Herr *Sansouretre-Laporte* hat die auf den neuen Code aus Valin passenden Stellen unter folgendem Titel abdrucken lassen.

*Le nouveau Valin* ou *Code commercial-maritime*, par *Sansouretre-Laporte*, Avocat, rédacteur du journal de jurisprudence commerciale, revu et approuvé par M. P. B. Boucher, jurisconsulte et Conseiller d'Etat de Sa Majesté l'Empéreur de toutes les Russies. Paris 1809.

Was das französische Prisenrecht betrifft: so beziehen sich auch obige Commentare darauf, und die beiden hauptsächlichsten Werke darüber sind:

*Nouveau code des prises, ou recueil des édits, déclarations, lettres patentes, arrêts, ordonnances, réglemens, et décisions, sur la course et l'administration des prises, depuis* 1400 *jusqu'au mois de mai* 1789 (v. st.), *suivi de toutes les lois, arrêtés, messages, et autres actes qui ont paru depuis cette dernière époque jusqu'au* 3 *prairial an* 8. Par le *C. Lebeau*, chargé des détails du bureau des lois du ministère de la marine et des colonies. 4 Tomes. Paris an 9.

und

*Code des prises et du commerce de terre et de mer.* Par *F. N. Dufriche-Foulaines*, jurisconsulte, membre de l'académie de législation et de l'athénée des arts. 2 Tomes. Paris an 13 — 1804.

Was die Literar-Geschichte dieses Gegenstandes betrifft: so ist die des alten Rechtes in *Lange's Brevi introductione in Notitiam legum nauticarum et scriptorum juris reique maritimae.* Lubecae 1713. mit deutschem Fleiss enthalten. Neuerdings ist darüber in französ. Sprache erschienen das oben bemerkte Werk:

*Origine et progrès du droit et de la législation maritime* par *Azuni*, président de la Cour Impériale de Gênes. Paris 1810.

Es beschäftiget sich hauptsächlich mit der Geschichte und der Kritik des römischen Seerechtes, und des Consulats der See, und enthält eine Nachweisung der in Europa geltenden Seegesetze, die, was die nordischen Länder betrifft, nicht vollständig ist. Bey Spanien führt er nur die älteren Prisengesetze an, und scheint das neue Gesetz vom 20sten Juny 1801 nicht zu kennen. Eben so wenig kennt er das neue russische Seerecht von Catharina II. Es wäre übrigens ein nützliches, von einer seefahrenden Nation zu unterstützendes Unternehmen, eine Sammlung aller zur Zeit Gesetzeskraft habenden Gesetze zu sammeln, da die bestehenden Sammlungen unvollständig sind.

London, b. Brooke u. Clarke: *A Treatise of the Law relative to merchantships and Seamen, in four parts.* By *Charles Abbott*, of the inner Temple barrister at Law, the second edition with additions. 1804. 8.

Seit *Molloys* Werk *de jure maritimo*, in einem ganzen Jahrhundert, in welchem England so wichtige Vorschritte machte, den Haupthandel des ganzen Erdkreises an sich reissen zu wollen, erschien in England kein juristisches Buch über die rechtlichen Verhältnisse der Schifffahrt, das Assecuranzfach ausgenommen. England hat sich selbst zu der Höhe des jetzigen Handels, ohne ein Gesetzbuch über den Handel zu besitzen, emporgeschwungen. Das am mehrsten in England beachtete Seerecht von *Oleron* ist bekanntlich sehr dürftig, und das Consulat der See wird mehr in den Prisengerichten allegirt, als in the instance Court der Admiralität, in Kings Bench, Guildhall, und wo sonst über Seesachen entschieden wird. Man sollte glauben, dass vorzüglich dieser letztere Umstand dem Aufblühen des Seehandels Hindernisse gemacht hätte; aber man irrt sich. England hat einen Vorzug, der alle diese Mängel aufwiegt, nämlich diesen, dass die Richter über seerechtliche Gegenstände bescheiden genug sind, bald das Gutachten von Kaufleuten, bald von alten Schiffern einzuziehen, ehe sie entscheiden. Wie oft hat Sir *W. Scott*, unstreitig der gröſste Seerechtsgelehrte in Europa, alte Schiffsleute aus dem Trinityhouse kommen lassen, um ihr Gutachten zu vernehmen, ehe er ein Urtheil fällte. Selbst das Oberhaus des Parlements entscheidet in schottischen Appellationssachen, wenn dieselben handels- und seerechtliche Gegenstände betreffen, nie, ohne das Gutachten angesehener Kaufleute einzuziehen. Daher zeichnen sich die englischen Entscheidungen durch Sachkenntnisse aus, die man in dem gröſsten Theil der deutschen und dänischen Entscheidungen vermisst. (Die Entscheidungen der vormaligen hamburgischen Admiralität machen eine rühmliche Ausnahme.) Einen Beleg der ersteren Behaup-

tung enthält das Werk des Hn. *Abbott*, von welchem schon die 2te Auflage erschienen ist. Er hat sein Werk nach Grundsätzen, die er aus dem wisbyschen, oleronschen und hanseatischen Seerechte, aus den französischen *Ordonnance* von 1681 (die fast unverändert in dem *Code de Commerce*, was die Schifffahrtsgegenstände betrifft, aufgenommen ist), aus dem Consulate der See und den einzelnen Parlementsacten seines Landes entlehnt hat, aus mehr als 500 gerichtlichen Entscheidungen, und den darin aufgestellten Grundsätzen zusammengetragen, und seine Vorgänger, besonders *Roccus*, *Pothier* und *Emerigon* dabey zu Rathe gezogen. Das Ansehen, welches der Neapolitaner *Roccus* sich in allen Seeländern erworben hatte, verdunkelte nachmals *Pothier*, der vielleicht jetzt die mehreste Autorität in Seesachen besitzt. Das Werk von *Abbott* zerfällt in 4 Abtheilungen. Von den Rhedern der Kauffahrteyschiffe. Von den Personen, die bey der Schifffahrt der Kauffahrteyschiffe gebraucht werden. Von der Verführung von Gütern in Schiffen. Von dem Gehalte der Seeleute. Die 1 Hauptabtheilung hat 3 Cap.: von den Rhedern überhaupt, von dem Eigenthum brittischer Schiffe, vom Zusammenrheden. Das erste dieser Capitel ist wenig befriedigend. Es berührt die Lehre von der rechtmäsigen Erwerbung der Schiffe durch Ankauf und durch Adjudicatur, und einige Nebenpuncte, die füglich in den Abschnitt von den Pflichten und Rechten der Schiffer und von der Verfrachtung der Schiffe gehören. Umständlicher ist das 2 Cap. von den brittischen Schiffen. Gross ist die Sorgfalt, welche die brittische Regierung anwendet, durch Gesetze den Schiffbau in England zu befördern, und die Fremden von dem Miteigenthum in Schiffen auszuschliessen. Nur *die* Schiffe, welche in dem brittischen Gebiet gebaut, oder dem Feinde abgenommen sind, haben alle Vorrechte brittischer Schiffe; andere Schiffe können von Britten besessen werden, bezahlen aber eine Abgabe, die *Alien duty* heisst. Alle Schiffe der ersten Art sind bey der oberen Zollbehörde des Landes nach einer genauen Beschreibung registrirt, und erhalten darüber ein Certificat, im gemeinen Leben Register genannt, auf welchem die Eigenthumsveränderungen bemerkt werden. Eine ähnliche Einrichtung findet in Amerika Statt. Es ist äusserst zweckmäsig, und vereinfacht die Schiffspapiere, welche bey anderen Nationen, z. B. bey den Dänen, *in molem incredibilem crescunt*. Ferner ist sie in Assecuranzhinsicht wichtig, um dem Assecuradeur eine richtige Schätzung seiner Gefahr zu verschaffen, da auf Lloyd Caffeehause nach den Staatsregistern genaue Listen über alle brittischen Schiffe, ihr Alter und die Reparaturen, die sie erhalten haben, vorhanden sind, welche ohne obige gesetzliche Verfügung so unvollkommen seyn würden, wie sie es in Hamburg, ungeachtet aller Mühe der Assecuradeure, sind. Das 3 Cap. von der Mitrhederey enthält sehr interessante Entscheidungen über diesen Gegenstand. Nach der Praxis der meisten Seeländer entscheidet die Stimme der Pluralität über die Fahrten der Schiffe. Die englische Admiralität hat seit Jahrhunderten einen Mittelweg eingeschlagen; sie erlaubt der Pluralität, das Schiff auszusenden, wenn sie vorher der Minorität Caution für den Werth ihres Antheils gestellt hat. Diese trägt dann keine Ausrüstungskosten, geniesst aber auch keinen Vortheil von der Reise. Der zweyte Theil handelt von den Tüchtigkeitserfodernissen des Schiffers und der Mannschaft, — von der Autorität des Capitains in Hinsicht des Gebrauches des Schiffes, ferner in Hinsicht der Ausbesserungs- und Ausrüstungs-Gegenstände, und von den Pflichten des Capitäns und der Seeleute, endlich von den Lootsen. In England sind nach dem 1 Cap. des 2ten Theils die Schiffs-Capitaine vor ihrer Anstellung keiner Prüfung unterworfen, mit Ausnahme derjenigen, die auf Sclavenschiffen angestellt werden, und die gröste Sorgfalt ist in der Gesetzgebung getroffen, in Friedenszeiten den brittischen Unterthanen den ausschliessenden Verdienst am Bord brittischer Schiffe zu sichern. In Hinsicht derjenigen Handlungen, welche die Capitaine im Laufe der gewöhnlichen Beschäftigung und für die gewöhnliche Beschäftigung eines Schiffes vornehmen, sind die Rheder (Cap. 2 u. 3) verantwortlich. Im Fall ein Schiffer Geld zur Reparatur eines Schiffes aufnimmt: so muss der Anleiher sich nach englischen Entscheidungen von der Nothwendigkeit der Reparatur oder der Ausgabe vergewissern, wenn er Regress an den Rheder haben will. Nach den englischen Entscheidungen sind die Arbeiter eines Schiffes nicht privilegirt, wenn sie nicht mehr im Besitz des Schiffes sind, oder wenn die Arbeiten nicht während der Fahrt des Schiffes und aus der Existenz einer dringenden Noth veranlasst sind. Das 4 Cap., über die Pflichten der Capitaine und der Seeleute, ist sehr unvollständig, und trägt grösstentheils nur die Vorschriften der wenigen englischen Statuten vor, so wie das folgende Cap. über die Lootsen auch sehr unvollständig ist. Der 3 Th. berührt erst die Lehre von der Befrachtung laut Certepartie, enthält äusserst merkwürdige englische Entscheidungen über Certepartieen, demnächst die Lehre von der Frachtfahrt auf Stückgüter, die weniger reichhaltig vorgetragen ist. Das 3 Cap. handelt von den Pflichten der Capitaine und Rheder in Hinsicht des Pachtcontractes, das 4te von der Ursache, wodurch Rheder und Schiffer in Hinsicht ihrer Verbindlichkeiten entschuldiget werden können, das 5te von den Grenzen ihrer Verpflichtungen, das 6te von den Pflichten des Befrachters im Allgemeinen, das 7te von der Frachtbezahlung, das 8te von der *Avarie grosse*, das 9te von dem Anhalten der Waaren *in transitu*, das 10te von der Bergung, und das 11te von anderen Endigungen des Contractes. Von diesen Capiteln sind viele äusserst lehrreich für jeden Kaufmann und Handelsrechtsgelehrten. Die Lehre von der rechtlichen Wirkung der Veräusserung der Connoissemente ist nach den englischen Grundsätzen vorgetragen, die mit dem neueren französischen *droit de suite* ziemlich übereinkommen. Das 1 Cap. des 4 Theils handelt von den englischen Häuercontracten der Matrosen, das 2te von dem Gageverdienst und dessen Zahlung, das 3te von dem Verlust und der Einbusse der Gage, und das 4te über das Verfahren bey der gerichtlichen Beytreibung derselben. Über alle wichtigen Puncte sind gerichtliche Entscheidungen allegirt. Der Stil des Werkes ist deutlich; eine Inhaltsanzeige und ein Register erleichtern den Gebrauch des Buches. Es wird jedem Seehandlung treibenden Kaufmann unentbehrlich seyn, sobald ein Friede den Verkehr mit England wieder erlauben wird.

J. A.

---

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 AUGUST, 1812.

## *MEDICIN.*

Nürnberg, b. Schrag: *Beytrag zur Physiologie der Sinne.* Von *Joh. Georg Steinbuch*, der Arzney- und Wundarzney-Kunst Doctor, prakt. Arzte zu Heidenheim u. s. w. 1811. 312 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Hauptabsicht des Vfs. geht nach der Vorrede dahin, die Wirkungsweise der Sinne bey Erzeugung der Vorstellung in dem Bewusstseyn darzulegen. Der Sinnregheit räumt Hr. *S.* nicht bloss ein passives Verhalten bey Aufnahme der äusseren Eindrücke ein, sondern erkennt ihr auch zugleich einen activen Betrieb zu. Der Beweis hievon stützt sich auf den bey jedem Sinnorgane vorhandenen Bewegungsapparat, denn in dessen Hülfe sieht der Vf. einen wesentlichen Dienst für die genannten Organe, hauptsächlich beym Tasten durch Ausstrecken der Arme, Bewegung der Hand, Finger u. s. w., und das Bewusstseyn hievon soll mit jeder zu bildenden Sinnesvorstellung nothwendig verschmolzen seyn. Dieses Verhältniss in jeder Sinnform nachzuweisen, ist das Ziel, welches der Vf. durch das ganze Werk vor Augen hat, es sey in der gegebenen Sinnorganisation unmittelbar enthalten, oder es werde von einem anderen, seiner Natur nach hiezu geeigneten Mittelsinne erborgt. Hr. *S.* führt den Sinn in der inneren räumlichen Construction der Vorstellung von dem Puncte zur Linie, Fläche und sofort bis zur Vollendung körperlicher Dimensionen in der eigentlichen Weltanschauung empor, und Rec. findet die Darlegung der Art, wie die äussere Wirklichkeit der Dinge von den Bestimmungen der Ichheit im Bewusstseyn unterschieden wird, gelungener, als nach den bisher gewöhnlichen Ansichten. Eigentlich sind es nur die räumlichen Momente, welche der Vf. sich in der Construction unserer Sinnvorstellungen zum Ziele vorsteckte; von den zeitlichen Bestimmungen der Ichheit abstrahirt er vor der Hand völlig. Unverkennbar geht aus dem Gesagten hervor, dass die von Kant hauptsächlich in Anregung gebrachten Sinnlichkeitsformen hier nur einer besonderen Cultur oder vielmehr Analytik unterworfen werden. Im 1 Abschnitt von der Einwirkung des Körpers auf das Vorstellungsvermögen der Seele untersucht der Vf. die Wirkungsweise des Nervensystems, die Muskelbewegung, das Gemeingefühl, die ursprüngliche Quelle der Vorstellung bey der Leibesfrucht, dann die Construction der räumlichen Verhältnisse der Vorstellung u. s. w. Vorzüglich gefällt er sich bey der Annahme einer elektrischen Leitkraft des Nerven, die er mit früheren Physiologen gemein hat, und die hier mit mancherley Zuthaten, z. B. besonderer Taktik ihrer Polaritäten, Spannungen u. s. w., erscheint. Scharfsinn in der Deutung der höheren Erscheinungen des individuellen organischen Lebens ist hier unverkennbar, doch erhebt er sich nicht über die Sphäre gewagter Voraussetzungen. Zu dreist findet Rec. die Behauptung, dass die bey dem Acephalus wahrnehmbaren, die Form von Handlung tragenden Bewegungen völlig seelenlos, oder bloss körperlich seyen, und aus diesem Grunde auch bey dem vollkommen organisirten neugeborenen Kinde gleichen Charakter haben müssen. Alles möchte hier auf den richtigen Begriff der Seele ankommen; allein dieser schwierigen Frage weicht der Vf. weislich aus, indem er, wenn wir seine hingeworfenen Deutungen nicht missverstehen, die Seele im Geiste der grauen Vorzeit als individuell persönliches Substrat der Körperlichkeit voraussetzt. Überhaupt scheint Hr. *S.* der Analogie einen etwas zu weiten Spielraum gegeben zu haben, wenn er von ihr das nöthige Licht über den in undurchdringliches Dunkel gehüllten Seelenzustand der noch im Leibe der Mutter verschlossenen Frucht erhalten zu können wähnt. Ungeachtet er darauf besteht, dass die Muskularbewegungen der Individualität vor der Geburt völlig willenloses körperliches Spiel seyen: so werden doch gleich hierauf wieder (S. 20) der Leibesfrucht Vorstellungen eingeräumt. Welcher Contrast! Heisst diess nicht Gottheiten schaffen, wie man sie braucht? Was von dem Gemeingefühle überhaupt gesagt wird, ist wahr, aber auch einem Jeden schon bekannt. Wie sinnreich übrigens Hr. *S.* jeden Umstand, der sich auf tausendfältige Weise deuten lässt, zu seinem Zwecke zu nützen weiss, und wie treuherzig er zu diesem Ende seine Theorie auf den trügerischen Anker der teleologischen Schule stützt, mögen folgende Worte (S. 22) lehren: „Die vorsichtige Natur, welche den äusseren Sinnorganen des Foetus allen Zugang äusserer Reize versagen wollte, war nicht damit zufrieden, durch jene Anstalten die aufkeimende Seele des Embryo der Sinnenwelt entrückt zu haben, sondern sie wollte, dass jedes der Sinnorgane noch durch einen besonderen Deckel verklebt sey, der noch mehr den Zugang der Welt zu ihm verhindere (warum verhindere? liesse sich fragen). Die Schliessung der Pupille und des äusseren Gehörgangs durch eigene Häutchen, der schmierige Überzug der Lederhaut, die Bedeckung der Zunge und der inneren Nase durch zähen Schleim, diess auf

einen gemeinschaftlichen Zweck hinzielenden Anstalten sprechen doch zu laut, als dass man in ihnen nicht wenigstens, wie an den Brustwarzen des nicht säugenden Mannes (welche übel gewählte Analogie!), die Absicht oder den Zweck, den sie gemeinschaftlich anzeigen, erkennen sollte. Es war nach diesen Anstalten sichtbarer Zweck des Schöpfers, die erste Grundlage der werdenden Seele des Foetus aus der Innenwelt allein zu schöpfen, und alle weiteren Sinnesvorstellungen von aussen bis zu der Zeit der Geburt von ihr entfernt zu halten u. s. w." Natürlicher, wiewohl etwas zu sehr gedehnt, findet Rec. die Analytik des Bewusstseyns in Bezug auf die willkührliche Bewegung in der Construction der räumlichen Verhältnisse der Vorstellung. Doch erfahren wir hier wenig Neues. Die der Handhabung der Muskeln bey der Willenshandlung zum Grunde liegenden Vorstellungen will der Vf. Bewegideen genannt wissen, deren Zahl sich nach der Menge der besonderen Muskeln richten soll, welche sich zu irgend einer Bewegung vereint thätig zu beweisen haben. Im folgenden Abschnitte zeigt der Vf. die Art der Einwirkung der Aussenwelt auf das Anschauungsvermögen der Seele. Das *Tasten* erkennt er als Haupt- und Grund-Sinn an, dem selbst in den Sinnen des Gesichts, des Gehörs u. s. w. eine bedeutendere Rolle gebühre, als ihm bisher von den Physiologen und Psychologen eingeräumt wurde. Mit Übergehung der teleologischen Demonstrationen, die auch hier bey jeder Gelegenheit die Beweislücken ausfüllen, rechnen wir es Hn. *S.* zum Verdienste an, dass er auf den bisher zu sehr vernachlässigten Unterschied der räumlichen Vorstellung, je nachdem sie aus leidender Berührung des Tastorgans, oder aus dessen activem und freyem Gebrauche hervorgeht, aufmerksam macht. Er verbreitet dadurch manches neue Licht über die Natur des Tastsinnes, und die von ihm gegebene räumliche Construction der Tastvorstellung, so wie die in dem Bewusstseyn nachgewiesene Unterscheidung objectiver und subjectiver Bestimmungen, sind der Beachtung des Physiologen in jedem Betrachte würdig. Was aber die Vermuthung betrifft, dass die Klugheit der Thiere überhaupt von der Vollkommenheit des ihnen von der Natur zu Theile gewordenen Tastorgans abhänge: so möchte sich dieselbe um so schwerer in der Erfahrung nachweisen lassen, da die von den Raubthieren und dem Elephanten angeführten Beyspiele zu ängstlich herbeygeholt sind, und des eigentlichen Verhältnisses, in welchem die Tastorgane der Säugthiere zu den Antennen und Tentikeln der ihnen doch allem Anscheine nach untergeordneten Insecten, Molusken u. s. w. stehen, mit keiner Sylbe gedacht wird. Den Sinn des *Gesichts* stellt der Vf. seinen räumlichen Beziehungen zufolge gleichsam nur als modificirtes Tastorgan dar, wozu ihn seine eigenen Bewegmuskeln qualificiren. Auch hier stossen wir in der Beweisführung allenthalben auf teleologische Declamationen und auf eine Menge unerwiesener Voraussetzungen, z. B. um die verschiedenen specifischen Sensationsthätigkeiten der einzelnen Netzhauttheile als ausgedehnt vorzustellen, werde erfodert, dass im Bewusstseyn ein innerer Sehraum existire, in welchem das Individuum die specifischen Sensationsthätigkeiten der verschiedenen Stellen der Netzhaut zur Anschauung bringe u. s. w. Übrigens enthält auch dieser Abschnitt manches Beherzigenswerthe, worauf bisher noch kein Schriftsteller aufmerksam machte. Rec. rechnet dahin die Construction räumlicher Dimensionen im Bewusstseyn mittelst des Lichts und die der Augenmechanik. Mit vielem Scharfsinn erklärt der Vf. gewisse Verhältnisse des Sehens, z. B. das Einfachsehen mit beiden Augen, die Erscheinung des krankhaften Doppeltsehens, obgleich seine Erklärungsweise, die er für unumstösslich hält, vor der Hand für weiter nichts, als für einen Versuch angesehen werden kann, der früher oder später mit so manchem anderen, nicht weniger scharfsinnigen, aber in der Folge doch unhaltbar befundenen Erklärungsversuche räthselhafter Erscheinungen des organischen Lebens gleiches Schicksal haben kann. Bey der Art, wie der Vf. sich die Construction eines inneren Sehraumes denkt, in welchen die Seele die ihr von aussen gegebenen Bilder versetzt und gleichsam in ihrer Wiedergeburt anschaut, fällt abermal der bereits oben gerügte Widerspruch auf, dass das Kind schon vor seiner Geburt beflissen sey, sich seinen inneren Sehraum zu construiren, da doch im Eingange geradezu behauptet wurde, dass alle Regheit des individuellen Lebens im mütterlichen Leibe lediglich von der Körperlichkeit ausgehe, die Seele aber dabey gar nicht im Spiele seyn könne, als wenn das Construiren der Vorstellung keine Willenshandlung, kein Bewusstseyn, mithin kein Daseyn der Seele voraussetzte. Überhaupt möchte es Hn. *S.* eine schwer zu lösende Aufgabe werden, seine oft zu dreisten Behauptungen in Hinsicht des Lebens vor der Geburt vor der Vernunft genügend zu erweisen. Übrigens ist in der Erklärung der Haupterscheinungen des Sehens mehr Zwang sichtbar, als in der weit natürlicheren Construction der Vorstellung des Tastens, und bey dem unbestrittenen Verdienste, welches der Vf. sich hauptsächlich in der Analytik der Gesichtsvorstellung erworben hat, bleibt doch noch manches Wie und Warum unerörtert, und muss unerörtert bleiben, so lange uns die unmittelbare Einsicht in das Wesen der einfachen Lichtempfindung, so wie der Qualitäten der Empfindung überhaupt, als durch organische Bestimmungen zunächst in das Daseyn gerufen, abgeht. In der Untersuchung über das *Gehör* sucht der Vf. hauptsächlich darzuthun, wie der Gesichts- und Tast-Sinn den räumlichen Gehalt der Hörvorstellung begründet. So wahr und von früheren Psychologen längst anerkannt es ist, dass die Gesichtsvorstellungen, wie die des Gehörs, ihre eigentliche Berichtigung durch Beziehung auf den Tastsinn erhalten: so wenig kann Rec. dem unbeweglichen Trichter des äusseren menschlichen Ohres und den darum gelagerten Muskeln die Fähigkeit der Bewegung einräumen, durch deren Hülfe Hr. *S.* die Richtung des Tonstrahles erspähen lassen will. Er selbst scheint sich bey dieser

Klippe mit seiner Raumtheorie der Sinne etwas im Gedränge gefühlt zu haben, und um diese zu retten, greift er abermal zu seinem teleologischen Panier. Die Unsichtbarkeit der Bewegung des menschlichen Ohrtrichters, behauptet er, könne keinen Einwurf gegen ihr Daseyn abgeben, indem die Richtung des scheinbar unbeweglichen menschlichen Ohres nach dem von einer Gegend her einfallenden Schallstrahle nothwendig Statt haben müsse; denn bey der Annahme des Gegentheils sey nicht abzusehen, wofür die äusseren Muskeln des menschlichen Ohres vorhanden seyn sollten, und ein solcher Glaube hiesse das grosse Meisterwerk des göttlichen Urhebers auf eine zu grobe Art tadeln und verbessern wollen. Dagegen soll sichtbare Bewegung nicht der einzige Dienst seyn, welchen die willkührlichen Muskeln leisten, sondern ihr Daseyn soll auch noch dadurch erspriesslich werden, dass sie den Grund zu eigenen, ihrer Natur entsprechenden Bewegideen abgeben, letztere werden nun ausgeführt oder nicht. Wenn Rec. den Vf. recht versteht: so will er hiemit sagen: zur Construction räumlicher Verhältnisse der Hörvorstellung bedürfe das Ohr seiner äusseren bey dem Menschen unbeweglichen Muskeln nicht. Und doch wurde ihre Bewegung kurz zuvor als nothwendig mit teleologischen Gründen vertheidigt. Wer vermag sich aus solchen Widersprüchen zu finden! Das Hauptverdienst dieser Hörtheorie besteht in der allerdings scharfsinnigen Analytik der räumlichen Hörvorstellung, welche für eine künftige Physiologie der Sinne manche lehrreiche Winke giebt. Was die übrigen Sinne des *Geschmacks* und *Geruchs* betrifft: so ist ihrer, da sie an sich keine eigentlichen räumlichen Vorstellungen gewähren, und den Tastsinn nur zufällig beygesellt haben, bloss im Vorübergehen gedacht; jedoch findet sich in der vergleichenden Ansicht dieser beiden Sinnesarten mit den durch das Tasten, Sehen und Hören gegebenen Vorstellungen Manches, was der Beachtung werth ist. Am Ende trägt Hr. *S.* noch einige Betrachtungen über die menschliche Sprache als Sinn vor. Was ihn berechtigte, diesem zufälligen Erzeugnisse der Sinnlichkeit den Gehalt einer besonderen Sinnesart beyzulegen, begreifen wir nicht, was er auch zur Rechtfertigung dieses sonderbaren Einfalles vorbringen mag. Eben so wenig leuchtet es ein, warum er die geistigen Vorzüge des Menschen vor dem ihm so analogen Affen in den Reichthum setzt, welchen die Sprache der Erkenntniss gewährt, als wenn die Sprache dem Menschen von der Natur ohne sein Zuthun verliehen wäre, und nicht schon ihre Möglichkeit eine gewisse Superiorität des Geistes voraussetzte. Wiewohl wir hiemit keineswegs in Abrede stellen, dass der Reflex dieses Erzeugnisses sensibler Superiorität nicht ohne bedeutenden Einfluss auf Quantität sowohl als Qualität unserer Erkenntniss sey. Schon ein Blick auf die sensible Organisation des Menschen überhaupt kann uns überzeugen, dass der Mensch auch ohne Sprache der übrigen Thierheit in manchem Betrachte überlegen seyn könnte und müsste, so wie wir die sprachlose Thierheit in Hinsicht auf ihre sensiblen Fähigkeiten und Anlagen die mannichfaltigsten Abstufungen, von der unbeholfenen Moluske bis zu dem Affen hinan, bilden sehen. Übrigens scheint der Vf. bey der besonderen Sinnwürde, welche er der Sprache beylegt, nicht beachtet zu haben, dass Letztere, als zufälliges Erzeugniss anderer Sinne, nur in dem Daseyn jener Sinne Bedeutung für den Verstand haben könne, wie uns der Zustand der Taubstummen zur Genüge beweist.

Wenn der Vf. seine Raumtheorie, auf deren Gebrechen wir hingewiesen haben, für die einzig wahre, für den Stein der Weisen *in nuce* hält, ohne dessen Fund die Welt im Dunkeln herumtappen musste: so mag er für seine Person sich an diesem Glauben weiden, jedoch von dem Wahne abstehen, dass sein Glaube auch der Glaube Anderer seyn müsse. Übrigens möchte Rec. ihm zur Beherzigung empfehlen, dass die scharfsinnigsten theoretischen Gebäude, die dem Auge nirgends eine Blösse, nirgends einen handgreiflichen Widerspruch zeigen, darum noch keineswegs für vollendete Erkenntniss angesehen werden können, und dass die im Geiste aufwuchernde Idee erst von hinreichender Erfahrung die ihr noch abgehende Bewährtheit erwarte. Dass wir aber dem Vf. nicht zu viel zur Last legten, und dass sein wahrhaft zu anmassender Ton eine Rüge verdiente, wird der Leser aus folgender pomphafter Phrase, welche die Schlusszeilen des Werks ausmacht, abnehmen. „Ich glaube, heisst es daselbst, auf die Hoffnungen hinweisen zu dürfen, zu welchen meine Entdeckung für so manche Zweige des menschlichen Wissens berechtigt. Ich will hier nur der einzigen Pädagogik Erwähnung thun. Wie schön realisirt sich hier *a priori* gleichsam des glücklichen Pestalozzi aus der Erfahrung entlehnte, einzig wahre Erziehungsmethode! Hier, in meiner Sinnenlehre, wird Pestalozzi den wissenschaftlichen Grund finden, warum Anschauung, warum Übung der Sinne zur Bildung der menschlichen Seele so unumgänglich erfoderlich ist. Vorzüglich wird das dem Sinne selbst angemessene Wie der Anschauung, und das Was derselben durch Anwendung meiner Theorie auf das System dieses Gelehrten sich ergeben." Rec. schliesst mit dem Wunsche, dass, im Falle der Vf., seinem Versprechen gemäss, die Bearbeitung der Physiologie der Sinne in einem zweyten Theile fortsetzen sollte, er sich den etwas schwerfälligen, hin und wieder ermüdenden Vortrag des ersten Theils nicht zum Muster wählen, und sich überhaupt der Deutlichkeit mehr befleissigen möge.

Δφ.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Halle*, in d. Buchhandlung d. Waisenhauses: *Guil. Herm. Niemeyer de origine paris quinti nervorum cerebri monographia.* Mit 1 Kupfertaf. und 1 Titelvign. 1812. 6 Bog. 8. (10 gr.) Der Vf., ein würdiger Schüler *Reils*, wählte diesen Gegenstand als Thema zu seiner Inauguralschrift auf Anrathen und unter Beyhülfe dieses; seines trefflichen

Lehrers, in dessen Archiv für die Physiologie Hr. *N.* auch eine Übersetzung seiner Probeschrift liefern wird. Die Abhandlung zerfällt in einen historischen und einen theoretischen Theil. Jener giebt einen rühmlichen Beweis von der Belesenheit des Vfs., indem Rec. bis auf die *ackermannsche* Schrift: *Gustus organi novissime detecti prodromus, quem eruditor. exam. subjecit Petr. Jos. Daniels* (Mogunt. 1790. 8), kaum ein hieher gehöriges Werk von einiger Bedeutung übergangen gefunden hat. — Der theoretische Theil begreift 4 Abschnitte. Der erste handelt vom Ursprunge und Fortgange des fünften Nervenpaares im Hirn. Hr. *N.* konnte denselben unter dem hinteren Schenkel des kleinen Hirns, in der Entfernung von ungefähr einer halben Linie vom äusseren Rande des Rückenmarks neben der Linie, welche die Olivenkörper vom hinteren Hirnschenkel scheidet, noch deutlich verfolgen. Von hier aus aber fängt der Ursprung desselben an immer dunkler zu werden, so dass seine Central-Enden nicht mit Gewissheit angegeben werden können; doch hält es der Vf. (und Rec.) mit mehreren Anatomen, auch nach der Ähnlichkeit des Ursprungs anderer Nerven, für das Wahrscheinlichste, dass dieser Nerv bis in die Olivenkörper dringe. — Der 2 Abschnitt enthält den Fortgang des fünften Nerven nach seinem Austritte aus dem Hirnknoten, und ist, so wie der 3 Abschnitt, von der Structur des fortschreitenden Nerven und von dem *gasserschen* Nervenknoten, bloss der Betrachtung der grösseren Portion gewidmet. Hr. *N.* zählte an dieser Portion bey Erwachsenen gewöhnlich 80 bis 100 Fäden; bey ganz jungen Subjecten aber, wie schon *Wrisberg* und *Sömmerring* angemerkt haben, weit wenigere, nämlich bey einem achtmonatlichen Foetus nur 18, und bey zwey neugeborenen Kindern in dem einen Falle 29, und in dem anderen 30 Fäden — eine Erscheinung, auf welche mit Recht Hr. *N.* die Physiologen aufmerksam macht. Eben so bestätigt derselbe die Wahrnehmungen *Wrisbergs*, *Sömmerrings* und *Vicq d'Azyrs* von der ungleichen Stärke dieses Nerven auf beiden Seiten in einem und demselben Subjecte, indem er denselben in 26 Leichnamen 24 Mal auf der rechten, und 2 Mal auf der linken Seite stärker, niemals aber auf beiden Seiten von einerley Stärke fand. Hauptsächlich wichtig ist, was der Vf. im 3 Abschnitte von dem feineren Baue des *gasserschen* Nervenknotens anführt. Dieser Knoten scheint ihm kein für sich bestehender Theil, sondern vielmehr eine Vereinigung der letzten Enden der drey Äste des fünften Nerven zu seyn, von welchen die vom Hirne kommenden Fäden aufgenommen werden. Dieses, so wie manches Andere, verdient in der Abhandlung selbst nachgelesen, auch in physiologischer Hinsicht näher erwogen zu werden. Der 4 Abschnitt endlich ist der kleineren Portion des fünften Nerven, oder dem *N. crotaphiticus* und *buccinatorius* gewidmet, und grösstentheils nach *Palletta* (nicht *Paletta*) bearbeitet, jedoch nicht ohne eigene Bemerkungen des Vfs. — Den Beschluss macht eine Erläuterung der auf der Kupfertafel und der Titelvignette dargestellten Figuren, welche letzteren sauber und instructiv sind.

— + —

*Münster*, b. Waldeck: *Grundzüge zu einem System der Heilkunde.* Von *Johann Rudolph Giese*, Physicus des Emsdepartements im Grossherzogthum Berg. 1811. 65 S. 8. (8 gr.) Hätte sich Hr. *G.* nur ein wenig in der literarischen Welt umgesehen, und von dem Notiz genommen, was seit einem Jahrzehend im Fache der theoretischen Heilkunde, besonders aber gegen die Usurpationen des Brownianism, gethan und geschrieben worden: so würde er wohl mit seinen Grundzügen zu Hause geblieben seyn. So kommt er, als ein wahrer hinkender Bote, hinterdrein, und schleppt sich noch mit Dingen, die Andere schon längst von sich abgeworfen, und als eine unnütze Bürde zurückgelassen haben. „Nach langem reiflichem Überdenken" glaubt er einen Hauptirrthum in der *brownischen* Aufstellung von der Ein- und Unzertheilbarkeit der Erregbarkeit gefunden zu haben. Zufrieden mit diesem vermeintlich glücklichen Fund und unbekümmert um alle Einwürfe, welche sich der Annahme des Begriffs der Erregbarkeit überhaupt als Princip der *Heilkunde* entgegensetzen und ihr entgegengesetzt worden sind, bemüht er sich nun, sowohl das verschiedenartige Leben der Thiere und Pflanzen, als die verschiedenen Krankheitsphänomene aus einer Verschiedenartigkeit der Erregbarkeit zu erklären; woraus sie, wie leicht einzusehen, nimmermehr erklärbar sind. In dem Begriffe der Erregbarkeit liegt es wahrlich eben so wenig als in dem einer verschiedenartigen Erregbarkeit, „dass jedes Gewebe und jede Verwebung (!) nur dasjenige aus der allgemeinen Säftemasse in sich aufnimmt, was zum Bestehen desselben und zum Bestand des Ganzen nothwendig ist." Auch lässt sich der Vf. darüber nirgends vernehmen, was er denn unter Verschiedenartigkeit der Erregbarkeit, deren Annahme übrigens nichts Neues ist, eigentlich verstehe; ob damit bloss eine quantitative oder qualitative Verschiedenheit gemeint sey. Denn obgleich das letztere aus dem Worte Verschiedenartigkeit zu folgen scheint: so hätte doch dieses Wort selbst, da sich hier Alles um dasselbe dreht, einer weiteren Erklärung und Entwickelung des Begriffs, welcher damit verbunden wird, nicht überhoben. So seicht es nun hier um die Bestimmung dieses Grundbegriffs aussieht: eben so seicht sind auch alle daraus abgezogenen Folgerungen. Nur einige zum Beyspiel: In jeder Ausschlagskrankheit, als Pocken, Masern u. s. w., soll ein anderes System ergriffen seyn. Dass Menschen, Pferde und andere Thiere nicht von der Viehseuche angesteckt werden, soll daher rühren, dass bey dem Hornvieh ein sicheres (?) System oder eine Verwebung verschiedener Systeme vorhanden sey, welche(s) allen übrigen Thieren nicht gegeben worden ist. In dem entzündeten Theile sey vermindertes Wirkungsvermögen zugegen, eine alte Behauptung *Röschlaubs*, an welche wohl dieser eifrige, und ohne Zweifel an Scharfsinn unseren Vf. weit übertreffende Commentator *Browns* selbst nicht mehr glaubt. Die Wirkung der Salze auf die lebende Faser vergleicht der Vf. mit dem Sporn und der Peitsche, um ein Pferd zu schnellerer Bewegung aufzumuntern!! u. s. w. u. s. w. Aus dem Ganzen geht hervor, dass der Vf. nicht berufen sey, dem morschen Lehrgebäude *Browns* eine Stütze unterzustellen, welche den Einbruch desselben zu verzögern im Stande wäre.

Hbm.

*Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Über den Missbrauch der Salben nebst einer Anleitung für Wundärzte, nach einer einfacheren und zweckmässigeren Methode, Wunden und Geschwüre zu heilen;* durch vielfältige Erfahrungen bestätigt. Von *Heinrich Friedrich Trumpf*, k. k. französischem Armee-Wundarzte. 1810. 50 S. 8. (4 gr.) Die Natur heilt Wunden und Geschwüre mit und ohne Salben, aber auch mit und ohne Wasser. Der Missbrauch, den unwissende Wundärzte mit jenen getrieben, ist unleugbar, aber auch schon zur Genüge von einsichtsvollen Männern gerügt worden. Durch die Empfehlung des letzteren nun wird sich der Vf. wohl eben so wenig den Dank seiner Collegen verdienen, als es mit Hn. *Kern* in Wien der Fall war, der bekanntlich dasselbe Mittel mit vieler Wärme anpries. Die theoretischen Prämissen, aus denen der Vf. die Vorzüge seiner Methode folgert, sind hypothetisch und einseitig; seine übrigen chirurgischen Curregeln aber bekannt.

Hbm.

---

*Druckfehler.* In der Recension vom *Catalogue des Manuscrits Samskrits de la bibliothèque impériale* par *Hamilton* et *Langlès* No. 52. 53 u. 54 d. J. S. 412. Z. 4 von unten l. *Sanhita's* st. *Sannisa's*. S. 412. Z. 2 von unten l. *denn das Samskritwort* st. *denn Samskritwört*. S. 414. Z. 4 von oben und sonst l. *Schloken* st. *Schloben*. S. 416. Z. 1 v. 9. l. *wo er* st. *wo*. S. 423. Z. 22 von oben l. *Pandus* st. *Bandus*. S. 425. Z. 25 von oben l. *Gentous* st. *Gentons*. Ferner in der Recension von *Voyage de Humboldt et Bonpland* No. 99. 100 u. 101. S. 265. Z. 8 von oben l. *von ihnen gesammelter Berichte* st. *von ihren gesammelten Berichten*. S. 265. Z. 9 von oben l. *Resultate* st. *Resultaten*. S. 271. Z. 22 von oben l. *haben es sich* st. *haben sich*. S. 271. Z. 41 von oben l. *Raynal* st. *Reynal*. S. 272. Z. 31 von oben l. *köstlicher* st. *künstlicher*. S. 272. Z. 43 von oben l. *Weidsprüche* st. *Widersprüche*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 AUGUST, 1812.

## *ERBAUUNGSSCHRIFTEN.*

GOTHA, b. Becker: *Bonifacius*, oder *Feyer des Andenkens an die erste christliche Kirche in Thüringen, bey Altenberga im Herzogthum Gotha.* Nebst einer historischen Nachricht von seinem Leben. Herausgegeben von D. *J. F. C. Löffler*, Gen. Sup. des Herzogth. Gotha. Mit einem Titelkupfer. 1812. 224 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Es ist in einem deutschen Staate ein religiöses Fest gefeyert worden, welches vielleicht das erste seiner Art ist, und welches für ganz Deutschland, ja selbst weit über die Grenzen desselben hinaus Interesse erregen sollte. Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, wird in einem protestantischen Lande ein öffentliches Denkmal unter freyem Himmel gesetzt; bey der Einweihung desselben vereinigen sich die Repräsentanten dreyer Confessionen, um sein Andenken zu feyern, und ihre Verehrung und Dankbarkeit für das, was in seinem Werke und Verdienste wahr und bleibend ist, auszusprechen; nicht nur aller theologischpolemische, sondern auch der angeblich philosophische und aufklärende Geist, welcher uns die religiösen Heroen der Vorzeit und des Mittelalters nur für gutmüthige Schwärmer oder für kluge, herrschsüchtige und ehrgeizige Hierarchen geben will, und damit nur seine eigene Irreligiosität verkündet, verstummt hier, und löst sich nicht in überspannte, unbedingte Lobpreisungen, nicht in leere, rednerische Figuren, sondern in eine gerechte, humane und ruhige Würdigung auf. Das Fest wiederhohlt sich gleichsam in der vorliegenden Schrift, und wird vor einem grösseren Publicum gefeyert, welches zugleich eine in demselben Geiste geschriebene historische Nachricht von dem Leben des Bonifacius erhält. Wir tragen gerne dazu bey, den Inhalt dieser Schrift bekannter zu machen, und die Aufmerksamkeit des Publicums darauf zu richten.

An dem Platze, wo die von Bonifacius erbaute Johanniskirche gestanden hatte, waren nur noch einige Trümmer übrig, und er war sammt dem Kirchhofe und dem darauf erwachsenen Holze von dem Oberconsistorium der Gemeinde Altenberga gegen eine Kaufsumme, welche der an ihre Stelle gekommenen Immanuelskirche bezahlt werden muste, überlassen; die Gemeinde wollte den Platz mit ihrem daran stossenden Holze verbinden. Da öffnete sich das Testament eines Einwohners in Altenberga, eines armen Holzhauers, welcher fürchtete, dass die Stelle, wo die Kirche gestanden, bald unkenntlich werden möchte; es war eine kleine Summe bestimmt, von deren Zinsen ein Stein gesetzt und erhalten werden möchte, um jene Stelle zu bezeichnen. Der Amtmann, betroffen und gerührt darüber, foderte mehrmals öffentlich zu Beyträgen auf, um ein grösseres und bedeutenderes Denkmal zu errichten. Es kam eine beträchtliche Summe zusammen. Nach mehreren Berathschlagungen wurde auf den Vorschlag des regierenden Herzogs von Gotha ein grosser gewölbter steinerner Leuchter, auf welchem sich Flammen aus einer Pfanne erheben, als Denkmal gewählt. Der Grundstein zu demselben wurde unter der Leitung des Amtmanns und unter verschiedenen Feyerlichkeiten gelegt. Nachdem der Bau des Denkmals vollendet war, wurde das Fest der Einweihung begangen. Es sollte zunächst ein Fest für die vier benachbarten Gemeinden seyn, welchen ehemals die Johanniskirche gemeinschaftlich gewesen war, alsdann aber auch ein Fest der Einführung des Christenthums in diese Gegenden, da jene Kirche wahrscheinlich die älteste ist, welche Bonifacius in Thüringen erbauen liess. Daher nahmen ausser dem Gen. Sup. *Löffler* auch der Prälat *Placidus Muth*, Abt der ehemaligen Benedictiner-Abtey auf dem Petersberge zu Erfurt, welcher die Angelegenheiten der zu Gotha neuentstandenen katholischen Kirche leitet, und der reformirte Prediger *Wittich* aus Smalkalden, welcher der Seelsorger der in Gotha wohnenden Reformirten ist, Antheil. Am Tage des Festes versammelten sich die an demselben näher theilnehmenden Personen in der Immanuelskirche, wo ein Lied gesungen, und ein Psalm vorgelesen wurde. Darauf begann der Zug unter Glockengeläute und Musik auf die Höhe nach dem Denkmal. Eine Fahne mit dem Bilde des Bonifacius und eine andere mit des dem h. Benedict wurde vorangetragen. Die Schulkinder der vier Dörfer des Kirchspiels, ihre Lehrer, der gemeinschaftliche Prediger, die Schultheissen und Vorsteher der vier Gemeinden, mehrere Beamte, die Künstler, welche das Denkmal gearbeitet hatten, mehrere nahe und entfernte Geistliche, besonders die drey Redner, machten den Zug aus. Auf der Höhe nahm Jeder den ihm angewiesenen Platz an, die sämmtlichen Geistlichen am Fusse des Candelabers. Für die Redenden war ein einfach geschmückter Tisch in Form eines Altars mit einem Pulte bereitet. Nach der Absingung eines Liedes, welches zu diesem Zwecke von *J. H. Hess* gedichtet war, trat zuerst der ehrwürdige *Löffler* auf. Seine Rede ist die ausführlichste, ausgearbeitetste und inhaltsreichste. Nachdem er gezeigt hat, dass die Feyer des Andenkens eines verdienten Mannes der Vorzeit mit der Religion und der Anbetung Gottes zusammenhänge: so versetzt er seine Zuhörer in die Zeit

ten, da Bonifacius zuerst Thüringen betrat, berührt, was man etwa an seinem Werke, seinen Mitteln und Absichten tadeln oder zweifelhaft finden könnte, und kommt auf sein Hauptthema: *Welches* ist das Verdienst des Mannes, dem ein Denkmal gesetzt ist? Er würdigt dieses Verdienst nach dem *Werke*, das er vollbrachte, und dessen Nützlichkeit, nach der *Gesinnung*, die ihn dabey leitete, nach der *Kraft*, die er dabey äusserte, und nach der *Beharrlichkeit*, womit er sein Ziel verfolgte. Zuletzt erhebt er sich zum Danke gegen Gott für das Gute, das er durch diesen Mann gestiftet hat, und weist seine Zuhörer an, wie das errichtete Denkmal sie nicht nur an die Begebenheiten der Vorzeit, an die Verdienste der Vorfahren, an die Ausbreitung des Christenthums, sondern auch an das erinnern soll, was *ihre Pflicht* sey, und was die *Zukunft* von ihnen erwarte. Nach einem Gesange redete der Präl. *Muth* kurz und kräftig, ohne bestimmtes Thema, und sich vorzüglich an den Gedanken haltend, dass *auch er* an diesem Feste Theil nehmen sollte. „Wenn nun auch mir, theuerste, geliebte Freunde und Brüder, die ausgezeichnete Ehre und die wahrhaft hohe Freude werden sollte, an diesem seltenen schönen Feste so nahen mitwirkenden Antheil zu nehmen: so geschah es gewiss zur Ehre unseres Zeitalters und aus Achtung unserer gemeinschaftlichen Überzeugung, dass das Wesentliche der reinen Christusreligion nicht in äusseren Formen und conventionellen Bekenntnissen, sondern vorerst im inneren Geiste reiner Gottes- und ungetheilter Menschen-Liebe, in der Weihe unserer Herzen für ächten Wahrheits- und Tugend-Sinn, wie ihn Christus lehrte und durch sein Beyspiel heiligte, in der Wachsamkeit unserer selbst auf die inneren Ansprüche unseres Gewissens für stete Vervollkommnung unserer geistigen Natur nach dem Urbilde des Ewigen gegründet sey. Wir erkennen unsere gemeinschaftliche christliche Pflicht ohne Widerspruch darin an, dass wir als Christusverwandte einen und denselben Vater der Güte und der Gerechtigkeit verehren, dem wir nur durch kindlichen Gehorsam und treue Folge seiner liebevollen Gebote ähnlicher werden sollen. Wir verehren das Heilige unserer Religion nicht von gestern und heute, welches der Veränderung in stets abwechselnden Gestalten und Meinungen so sichtbar unterliegt; uns ist sie das übersinnliche Gemeingut der ganzen Menschheit, durch alle Himmelsstriche, durch alle Zeiten, durch alle Veränderungen in der Sinnenwelt unerschütterlich und göttlich vollendet.“ S. 49 f. Übrigens fehlt es dieser Rede hie und da an Correctheit und Reinheit des Stils, noch mehr aber an Popularität. Wir meinen die edlere, höhere Popularität, welche Menschen von allen Classen trifft und rührt, und welche hier bey einer grossen, sehr vermischten Versammlung und bey einem Gegenstande von einem so natürlichen und vielseitigen Interesse ganz an ihrer Stelle war, und wohl erreicht werden konnte. Auch die dritte Rede ist kurz, so wie es ganz zweckmässig war, da schon der erste Redner das Meiste weggenommen hatte, und sonst die Feyerlichkeit zu lange gedauert hätte. Hr. *Wittich*, der Vf. derselben, macht am meisten darauf aufmerksam, wie Bonifacius *für Andere gelebt habe*; er zeigt diess aus seiner Geschichte, und ermahnt, durch Nachahmung dieses feinen Beyspiels sein Andenken zu ehren — Alles sehr einfach und eindringend. Nach einem neuen Gesange sprach der Amtmann *Langheld*, welcher sich um diess Monument so grosse Verdienste erworben hat, und ohne welchen es nie zu Stande gekommen wäre, die Schlussrede. Er sagt nichts, was nicht der Zeit, den Umständen und seinem Verhältniss angemessen wäre. Er dankt Allen, welche die Unternehmung unterstützt und daran Theil genommen haben; er stiftet dem armen Manne, der durch ein kleines Vermächtniss den ersten Gedanken zu diesem Monumente veranlasste, in seiner Rede ein Andenken; er bittet, das Monument mit seinen Umgebungen auf keine Weise zu beschädigen, und den Einweihungstag durch keine Ausschweifung und unsittliche Handlung zu entheiligen. An diesem Tage wurde auch ein Gedicht von dem Rath *Ewald* vertheilt, welches hier wieder abgedruckt ist, so wie auch ein vorher ungedrucktes von dem Prediger *Jakobi* in diese Sammlung eingerückt ist. Vierzehn Tage nach dem Einweihungsfeste wurde auf Kosten des regierenden Herzogs den Kindern der vier Gemeinden und ihren Lehrern, den Schultheissen derselben und mehreren Personen, die sich um die Errichtung des Denkmals ein besonderes Verdienst erworben hatten, ein ländliches Fest gegeben, wovon sich in der Nationalzeitung der Deutschen eine nähere Beschreibung findet. In der beygefügten historischen Nachricht von Bonifacius geht Hr. D. *Löffler* von dessen Briefen und seinen ältesten Lebensbeschreibern, nicht von späteren Hülfsmitteln, aus. Wir stimmen ganz in den Wunsch ein, dass eine neue kritische Ausgabe der Briefe und der Lebensbeschreibungen nach den hier angegebenen Grundsätzen veranstaltet werden möge. Alsdann wird erst eine rechte Biographie des Apostels der Deutschen möglich werden. Übrigens verdient das, was hier geliefert ist, alle Empfehlung.

K L M.

1) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Predigtentwürfe in sturmscher Manier, über die neuen Perikopen*, welche im Jahre 1811 statt der gewöhnlichen — Evangelien bey dem evangel. Gottesdienste in den königl. sächs. Landen öffentlich erklärt werden sollen; theils ganz neu bearbeitet, theils ausgezogen aus den Predigtsammlungen der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner vom Vf. der Predigtentwürfe über die Evang. und Episteln in sturmscher Manier. 1811. *Erste Abtheilung.* 106 S. *Zweyte Abtheilung.* 270 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

2. DRESDEN, b. Arnold: *Praktische Erläuterungen der — im J. 1811 — in dem Königreich Sachsen zu erklärenden biblischen Texte* für Prediger, Schullehrer und Familienväter in Städten u. auf dem Lande — abgefasst von M. *Christian Friedr. Traug. Voigt*, Pfarrer in Tarant. *Erstes* bis *fünftes Heft.* 1811. Zusammen 375 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Die gegenwärtige Anzeige ist als *Nachtrag* zu der Collectivbeurtheilung mehrerer *durch die sächsischen Perikopen von 1811 veranlasster Hülfs- und Erläuterungsschriften* anzusehen, welche in unserer A. L. Z. 1812. No. 22. folgg. befindlich war. Obwohl wir dort schon *fünf* solcher Schriften Erwähnung gethan: so ist mit den beiden obigen ihre Reihe noch keinesweges geendet. Man sieht hieraus, dass *nicht bloss* die Verfasser derselben schnell und gutwillig sind. Auch *der* Theil des Predigerpublicums, welchen es am meisten angeht, mag dabey seine Schuld, vielleicht seine Schmach tragen.

No. 1 liefert — aber *nicht in sturm'scher Manier*, welcher Beysatz nur als Aushängeschild anzusehen ist — zu jedem Text *einen* vollständigen Entwurf. Wie schon der Titel bekennt, findet man darin theils eigne, theils fremde Arbeit. Um mit *dieser* anzufangen, können wir den Gedanken, einige Predigtsammlungen durchzublättern und die etwa auf die neuen Texte anzuwendenden Themata abzuschreiben und ihre Disposition beyzufügen, zwar bequem, aber nicht glücklich finden. Der Herausgeber hat zwar nicht schlecht gewählt — ob er es gleich mit dem viel sagenden Beywort der *vorzüglichsten deutschen Kanzelredner* nicht allzugenau nimmt, denn man findet hier auch Entwürfe von *Kosegarten*, *Westphal*, *Pölitz*, u. A. — und mit Vergnügen haben wir die Dispositionen mehrerer wohlbekannter vortrefflicher Reden von *Reinhard* (der am meisten benutzt ist) hier wieder gelesen. Aber eine Hauptsache, nämlich die genaue Benutzung und verständige Anwendung der zu Texten auserlesenen Bibelsprüche, geht nothwendig verloren, weil die Verfasser jener hier ausgezogenen Predigten bey ihren Arbeiten ursprünglich ganz andere Texte zum Grunde legten. Der oft gezwungen genug von dem Sammler beygefügte Übergang von der vorliegenden Predigt auf den neuen Text macht jenen wesentlichen Verlust auf keine Weise gut. — Was aber die *eigenen* Arbeiten des Herausgebers betrifft, so haben sie vor den geborgten mindestens das bedeutende Verdienst, den Texten angepasst zu seyn, dabey einfache und nicht verkünstelte Themata zu wählen, auch bey ihrer Zerlegung einer oft sehr einleuchtenden und sich selbst empfehlenden Gedankenfolge nachzugehen. Wenn Rec. diese Weise des Vfs., *leicht* zu disponiren, lobt, da die gesuchten und schwerfälligen Dispositionen höchst widerwärtig sind: so warnt er dabey, es dabey nicht an logischer Schärfe und bündiger Consequenz fehlen zu lassen. Es mag an wenigen Beyspielen genügen. Am *ersten Epiphan. Sonnt.* ist das Thema: „der reine Sinn," welches an sich den Hauptgedanken des Textes (1 Tim. 6, 13—16) zu sehr in das Allgemeine zieht, ziemlich willkührlich abgetheilt: 1) worin er besteht; 2) was uns zu ihm verpflichtet. Bey 1) sind die Unterabtheilungen: a) in reiner Liebe zu Gott, b) zur Tugend, c) zu den Menschen. Wir lassen diese Erklärung übrigens auf sich beruhen, und bemerken nur, dass die Theile sich keinesweges einander ausschliessen, indem b in a und c mit enthalten ist, und dass sie sich darum *nicht* coordiniren lassen. Bey 2) sind die Theile zwar nicht erschöpfend, aber doch aus dem Text entnommen. Ähnliche Bemerkungen sind bey der Disposition des Thema: „Gott in der Natur" — am 4 *Epiphan. Sonntag* zu machen. Denn im *ersten* Theil sind b und c wiederum a unterzuordnen, und im *zweyten* sind die Theilungsglieder willkührlich und unbestimmt. Andere Entwürfe, als am *Charfreytag*, zergliedern den Hauptgedanken gar nicht, und ermangeln darum des Adäquaten. Auch liebt der Vf. die *allgemeinen Themen* über die Gebühr, und doch sind es gerade diese, durch deren Bearbeitung seinen ungeübten Amtsbrüdern am wenigsten Hülfe geschieht, da es eben das Vage und Allgemeine in ihrer Meditation ist, was sie matt und sich immer wiederholend macht. — Das Papier zu dieser Schrift ist grau, und der Druck häufig incorrect.

Der Vf. von No. 2 hat den wohlgemeinten Rath nicht befolgt, den wir ihm bey der Anzeige des vorigen Jahrgangs seiner *praktischen Erläuterungen* gaben. Rec. glaubte Ursache zu haben, anstatt dieser oft in das Weitläuftige und Gedehnte fallenden paränetischen Anreden und Ermahnungen an Kinder, lieber Katechesen oder doch katechetische Winke und Anleitungen über die gegebenen Bibelsprüche zu wünschen, wodurch der Vf. sich sicherlich um das Publicum lehrfähiger Schulmänner, besonders auf dem Lande, mehr verdient gemacht hätte. Denn wir fürchten, dass sie die Erläuterungen, so wie sie jetzt sind, nur unvollkommen werden benutzen können, indem die Hauptgedanken nicht genug hervorgehoben sind, und der Ungeübte aus der oft viel zu langen Ermahnungsrede das *Wesentliche* und die Art, wie es *wirksam* auf die Gemüther der Jugend zu machen ist, nicht füglich herausfinden und lernen kann. Nach unserer Meinung denkt sich der Vf. die Classe von Lesern, welchen er nützlich werden will, nicht bestimmt genug; diess zeigt auch die Erweiterung des Kreises auf dem Titel. Die zwey kurzen Katechisationen, die ganz am Ende angehängt sind und den Meister nicht verrathen, helfen zu gar nichts. Zweckmässige katechetische Winke und Fingerzeige mit Beyspielen waren durch alle fünf Hefte zu verbreiten. — Übrigens verdient die fleissige umschreibende Erklärung der Texte, die der Vf. giebt, wobey auch der *Zusammenhang*, durch welchen sie Licht erhalten, nicht übersehen ist, alles Lob. Auch in den praktischen Nutzanwendungen zeigt sich ein aufmerksamer und wohlmeinender Sinn. Hätte der Vf. durchgängig mehr *abgekürzt*, und hätte er sich nicht in seinen Vorstellungen und Anmahnungen gar zu nachgiebig selbst gehen lassen: so würden wir mit seiner Schrift noch zufriedener seyn. Welcher Wortreichthum und welche Wiederholungen sind nicht z. B. in der Erläuterung des schönen Textes Matth. 29, 13—15, S. 32 ff.! Der Vf. meint es, man nimmt diess deutlich wahr, gewiss gut mit seinen Lesern; aber er würde es noch besser mit ihnen meinen, wenn er, strenger gegen sich selbst, das kritische Messer mit weniger Schonung bey seinen Arbeiten anwendete. NA.

LANDSHUT, b. Thomann: *Das Ganze der christlichen Sitten- und Glaubens-Lehre anbequemt dem*

*christlichen Kirchenjahre*, in drey vollständigen Jahrgängen von Sonntags- und Fest-Predigten bearbeitet und vorgetragen durch *P. F. A. Furthner*, Stadt-Pfarr-Prediger an der St. Martinskirche in Landshut. *Dritter Jahrgang*. 1811. 607 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Mit Beziehung auf unsere Anzeigen von den beiden vorhergehenden Jahrgängen (J. A. L. Z. 1809. No. 92 u. 1811. No. 123), kann Rec. auch dem neuesten Jahrgang alles das sonst bezeugte Gute nachrühmen. Gereinigte Religionsbegriffe, praktischer frommer Geist, Herzlichkeit in den moralischen Ansprachen und verständige Benutzung des Historischen, besonders in den für die kleineren kathol. Feste bestimmten Vorträgen, zeichnen diese Arbeiten fortwährend aus, und Rec. ist dem würdigen Vf. auch durch den vorliegenden Theil nicht ohne Befriedigung und Erbauung gefolgt. Gleichwohl dürfen wir den Wunsch nicht zurückhalten, dass der Vf. in der Vervollkommnung seiner homiletischen Methode an sich, und ihrer Form insonderheit, unermüdet fortgehen, und sich unberührt von dem Wahn erhalten möge, als habe er schon das Höhere erreicht. Rec. macht ihn deshalb wohlmeinend auf einige Puncte aufmerksam. Am meisten vermissen wir in vielen Vorträgen eine scharfe und strenge Anordnung der Gedanken. Die Unterabtheilungen sind oft gar zu willkührlich gemacht, und es wird über die vorliegende Pflicht häufiger manches Gute und Passende gesprochen, als dass sie nach den Hauptmomenten eingreifend erschöpft würde. Auch ist es ein Nachtheil, der schon aus der gewählten Form des *Jahrgangs zusammenhängender Predigten* hervorgeht, dass sich öfter der Text nach der Materie, als diese nach jenem, richten muss. Die Texte dienen nicht selten bloss zum Motto, aber nicht zum belebenden und durchdringenden Führer des Vortrags. Bey den Festvorträgen sind die Übergänge auf den besonderen Gegenstand, worüber eben nach dem Plane des Ganzen zu handeln ist, zuweilen mehr gewaltsamen Sprüngen ähnlich. Die Vortragsart ist dabey mitunter etwas gedehnt, weil der Vf. sich schwer zu heilsamen Abkürzungen des ersten Concepts entschliessen zu können scheint. Dass die *Sprache* viel Provincialismen und aus dem Gelehrtenidiom adoptirte Ausdrücke hat, darüber ist schon sonst geklagt. Wir finden auch hier *Geschwisterte*, *abgeleibt*, *schrofigt* (?) und dann: Tribunal, Cultur, fanatisch, Panegyriker u. a. Auch in der grammatischen Wortfolge wird hie und da gefehlt z. B. ein Gewerbe, *dem* ein Petrus — abwarten zu müssen glaubte u. s. w. — Mit dem vorliegenden Bande ist übrigens der auf *drey* Jahrgänge vertheilte Lehrplan des Vfs. geschlossen. Ein angekündigter *neuer* Jahrgang wird — *die christliche Kirchengeschichte*, in ihrem Zusammenhange vollständig durchgeführt in den Sonn- und Festtags-Evangelien angepasst, abhandeln. Wir sehen ihm wegen der Neuheit und des Interesse dieses Gegenstandes mit gedoppelter Erwartung entgegen, da zumal der Vf. in der Behandlung des Historischen eine gewisse Stärke besitzt.

N A.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Berlin*, in d. Realschulbuchh.: *Zwey Predigten*, am 22 Jul. und am 5 Aug. in der Dreyfaltigkeitskirche in Berlin gesprochen von *D. F. Schleiermacher*. 1810. 52 S. gr. 8. (6 gr.) Die Gelegenheit zu diesen Predigten wurde durch den Tod der Königin von Preussen gegeben, der in dem ganzen, von ihr mitbeherrschten Lande so tief und so innig gefühlt wurde. Der 22 Jul. war der erste Sonntag nach dem Tode, an welchem „alle Kirchen Berlins angefüllt waren von solchen, die ein Wort christlicher Tröstung und Beruhigung zu hören wünschten.“ Hr. *Schl.* kömmt diesem Wunsche entgegen, und spricht über Apost. Gesch. VI, 15 von der *Verklärung des Christen im Angesicht des Todes*. Nur am Schlusse des Eingangs wird der Begebenheit, welche die Versammlungen zahlreicher gemacht, Erwähnung gethan mit wenig Worten. In der Predigt selbst sieht man zwar, dass die Stimmung des Redners aus dieser Begebenheit gekommen, und Alles im Bezug auf dieselbe gesprochen; aber mehr als diess auch nicht. Sie soll ja auch nur die Vorläuferin der eigentlichen Gedächtnisspredigt seyn. Die Ausführung des Hauptsatzes hält sich an das Bild des sterbenden Stephanus. „So wie eines Engels Angesicht erscheint der sterbende Christ im Angesicht des Todes, er der 1) gemeinhin Verkannte und unschuldig Verläumdete, er 2) der Überwundene vor den siegreichen Feinden, er endlich 3) der Treue, indem er scheidet aus seinem Berufe.“ Es läst sich erwarten, dass uns Hr. *Schl.* hier mild und freundlich ansprechen werde. Wir geben zur Probe, in welchem Geiste das Ganze gesprochen, eine Stelle aus der dritten Abtheilung. „Wenn geliebte Menschen zurückgelassen werden, ohne vielleicht dass die ihnen gewidmeten Bemühungen schon zum Ziel gelangt wären, ohne Sicherheit für ihr Schicksal vielleicht mit so vielen Sorgen, wie Stephanus seine Freunde und Geliebten unter den Jüngern zurücklassen musste — sollte da nicht bange Sorge die letzten Augenblicke des Lebens trüben? Aber dennoch sahen sie sein Angesicht wie eines Engels Angesicht; und so ist auch das Angesicht jedes Christen. Er ist verklärt durch die Liebe, die in der Seele des Christen immer himmlisch ist und rein, aber von der sich im Angesicht des Todes mehr als je alles Irdische und Unvollkommene ablöst, durch das Gefühl, dass er in Gott und Christo Eins ist mit denen, die er liebt, dass er wohnt und lebt in ihren Herzen, und dass auch in ihnen das Gefühl seiner Nähe und das verklärte Bild, welches ihnen zurückbleibt, reiner und heiliger wirken wird, als die immer getrübte Gegenwart es vermochte. *Das heisst den Himmel offen sehn*, die unzerstörbare Gemeinschaft des Göttlichen und Ewigen mit dem Zeitlichen und Irdischen, und des Menschensohn zur rechten Gottes, ihn, der alle die Seinigen unter sich und mit sich vereinigt, ihn, dessen ewig gesegnete Liebe auch den fortdauernden Segen jeder wahren Liebe verbürgt, und der selbst mit der tröstlichen Versicherung schied, dass er Alle zu sich ziehen wolle.“ — Von dem zur allgemeinen Gedächtnissfeyer besonders bestimmten Tage erhalten wir hier, neben der über den vorgeschriebenen Text gehaltenen Predigt, auch noch fast den ganzen Verlauf des Gottesdienstes. Über Jes. LV, 8. 9 überlegt Hr. *Schl.*: *Wie wir auch in Bezug auf das Andenken an die vollendete Königin unsere Gedanken mit Gottes zu einigen haben*, und zwar 1) unsere Gedanken über den Werth des Lebens und seiner Güter, 2) über das Wesen und den Ursprung menschlicher Liebe und Verehrung, und 3) über die Art und den Umfang menschlicher Wirksamkeit. — Der Redner ist hier ganz in seinem Gebiete. Er weiss mit Meisterkräften zu herrlichen Gedanken das Gemüth zu erheben, und zu übersinnlichen Bestrebungen das erhabene zu begeistern. Und wie trefflich steht die geliebte und liebenswürdige Königin immer zwischen der Betrachtung. Ihr schönes Bild gewährt neue Begeisterung. „Es ist nur die Anmuth und Schönheit der Seele, der edle und reine weibliche Sinn, das liebevolle für alles Gute empfängliche Gemüth, es ist der Glanz jener Tugenden der Gattin, der Mutter, der hülfreichen Beschützerin, die sie unter uns ausübte, und dieses, dass alle Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, zugleich Huldigungen gegen Tugend und Frömmigkeit waren, es ist die Hoheit der Gesinnung und des Muthes, die innere Heiterkeit des Gemüthes — diese Fülle ist es, um derentwillen jeder ihr Leben selig pries; und Gott sey gelobt, der sie ihr verliehen hatte.“ — Der lateinische Chorgesang: *Requiem aeternam dona Ei, Domine! et lux perpetua luceat Ei!* muss einen schauerlichen Eindruck gemacht haben. Mit vollem Herzen stimmt Rec. in Hn. *Schl.* Wunsch ein, die Bedeutsamkeit des Kirchengesanges, sowohl der Gemeine als kunstreicherer Chöre, wieder herzustellen und seine erbauende Kraft zu empfinden.

Hb.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 AUGUST, 1812.

## ERDBESCHREIBUNG.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Geographisch-historisch-statistisches Zeitungs-Lexikon*, von *Wolfgang Jäger*, Prof. zu Altdorf; neu bearbeitet von *Conrad Mannert*, Prof. der Geschichte und Geographie zu Würzburg (jetzt zu Landshut). II Theil. 1806. 690 S. (2 Rthlr. 16 gr.) III Th. (Landshut, b. Krüll.) 1811. 840 S. Mit Zusätzen und Berichtigungen. 214 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Hr. *M.* beklagt sich so sehr über die Ungunst der Gegenwart, dass er denen, die etwa wegen der Strafe für ein literarisches Vergehen in Verlegenheit kommen, anräth, einem straffälligen Schriftsteller die Anfertigung eines solchen Lexikons, wie er es nennt, auf die Schultern zu legen. Allein er ist gegen die Gegenwart, streng genommen, ungerecht. Denn der rasche Wechsel und die Fülle von neuen geographischen Ansichten, zum Theil Entdeckungen, wodurch sie ihr Daseyn ankündigt, beurkundet zugleich auch das Bedürfniss eines grossen Publicums, und in diesem Publicum die Gefahrlosigkeit bey dem Absatze, der äusseren Bedingung, worunter so manche innere jetzt erliegt. Weggesehen von der Nothwendigkeit, wahr, vollständig und zweckmässig zu seyn — Erfodernisse, die jedem Werke der Art unerlässlich sind, — bestehen die Vorzüge nicht darin, den letzten Zeitmoment der eingetretenen Veränderungen, sondern Zeit und Ort in einem Zeitmoment zu erhaschen, der mit der Gegenwart in der nächsten Berührung steht, ohne von ihrem Einflusse gestört zu werden. Warum soll in der Mitte des Jahrs 1811 ein Lexikon für das Jahr 1810 nicht willkommen seyn? Wer sich dem Haschen nach dem neuesten Zustande hingiebt, läuft Gefahr, das wissen zu müssen, was er nicht weiss, und das nicht zu wissen, was er wissen kann. Die meisten Lexikographen opfern entweder einem speciösen Titel den Inhalt, oder dem Glauben des Publicums die Sache auf. Hr. *M.* hat zwar weder dem Titel seines Werks eine sonst in diesem Felde so gewöhnliche (und so selten erfüllte) Einladung angehängt, noch auch auf den Glauben des Publicums an seinen in vieler Hinsicht gegründeten Beruf gesündigt; aber er hat dadurch sich eine Menge von Hindernissen selbst verursacht, dass er keinen Jetztpunct der Zeit in der Zeit selbst und dem Orte fixirte, und sich den raschen Veränderungen beider hingab, ohne für den Verlust des rückwärts Liegenden sicher und vollständig entschädigt zu seyn, und dass er zugleich an dem alten *jägerschen* Fachwerke, an einer zahllosen Menge durch *Jäger* wider den Zweck eines solchen Lexikons in die Sphäre desselben eingeführter Begriffe, und an Daten und Facten hing, die den Zweck der Gegenwart nicht nur vereiteln, sondern sogar in der Vielgestalt desselben, die ihm als scheinbares Bedürfniss vorschwebte, unerfüllt lassen. In der ersten Hinsicht, um nicht gegen den neuesten Zustand zu fehlen, hat er den Anhang von Zusätzen und Berichtigungen für die früher erschienenen zwey Theile und für die während dem Abdruck des dritten Theils nöthig gewordenen Verbesserungen beygefügt, und sich dadurch die Verantwortlichkeit zugezogen, diese Theile in die Kategorie des letzten Abdrucks gesetzt zu sehen; in der anderen Hinsicht aber hat er einen todten auf einen lebendigen Körper gebunden; wenigstens ward in der ersten Hinsicht das Werk neuer, als es alt ist, und in der zweyten älter, als es neu ist. So hat der Vf. im Anhange unter dem Titel: *Österreichische Monarchie*, die Veränderungen, die der wiener Friede bewirkte, treu nachgetragen, und damit auch die Artikel Gallizien, Illyrien, Salzburg, den Salzach-Kreis neu ausgestattet; sogar unter dem Titel: *Preussische Monarchie*, ist bemerkt, dass 1811 die Hälfte der vom Kaiser Napoleon ihr auferlegten Contribution bezahlt war. Allein man würde sich irren, wenn man nach diesen neuesten Angaben glauben wollte, dass er z. B. in allen die österreichische Monarchie betreffenden Orten von den Abänderungen Gebrauch gemacht hätte, die *Karl Georg Rumis geographisch-statistisches Wörterbuch des österreichischen Kaiserstaats*, das noch vor dem wiener Frieden erschien, durch mühsame Vergleichung der besten vorhandenen geographischen und statistischen Werke anführte. Bey *Bern* ist zwar im Nachtrage Mehreres zugesetzt, aber das interessante Detail übersehen worden, das uns die *Description de la ville de Berne contenant sa situation, son climat etc.* von 1810 giebt. Andere alte Artikel, z. B. *Rabi*, eine Mineralquelle in Tyrol, *Ram*, festes Bergschloss in Servien, *Rantampur*, sehr wichtige Bergfestung in Hindostan zwischen Agra und Azmet, und besonders die Gegenstände, welche Erklärungen von Wortbedeutungen enthalten, contrastiren mit diesem neuesten Zustande sehr. So heisst es bey *Reichsglied:* „war von einem Reichsstande unterschieden, indem ehemals die italiänischen Fürsten und die freye unmittelbare Reichsritterschaft, einige Ganerbschaften und Herrschaften zwar Reichsglieder, aber keine Reichsstände waren, weil sie weder Sitz noch Stimme auf dem Reichstage hatten.“ *Reichsfuss* ist „die Beschaffenheit

der Münze nach ihrem innerlichen Werthe, wie solche sich im ganzen Reiche an Korn befinden, und alsdann gang und gäbe seyn soll.“ *Reichsfundamentalgesetze* bestunden „in den Reichsabschieden, der goldenen Bulle, den kaiserlichen Capitulationen, dem allgemeinen Landfrieden, dem augsburger Religionsfrieden, dem westphälischen Frieden, den Abschieden der Deputationstage und in den Kammergerichtsvisitationsabschieden.“ Die Mängel und das Schiefe dieser Erklärungen leuchten von selbst ein, und der Contrast des Neuen mit dem Alten wird um so schreyender, weil sogar die Kammerzieler und Römermonate in den meisten deutschen Staaten — wahrer antiquarischer Plunder — angeführt sind, und dennoch nicht ein Titel vom *Reiche* und *Reichsverfassung*, und ihrer Abänderung, wodurch allein eine Bindung unter den vielfachen Wörtern Reich erhalten, und das Ganze verständlich werden konnte. So hat sich der Vf. den Raum für eine grosse Menge von Ortschaften und Ländern selbst beschränkt. Wir heben den Buchstaben *M* als Beweis aus, der durch die Nachträge auch zu dem neuesten Zustande übergegangen ist, und um so leichter ergänzt werden musste, da *Schorchs* fortgesetztes Lexikon von *Ehrmann* schon bey dem Abdrucke der Nachträge erschienen war. Bey Hn. *M.* fehlen gänzlich: *Maanas*-Inseln, zu Japan gehörig; *Maanselka*, Hochgebirge im K. Schweden; *Maareraue*, franz. Rheininsel; *Maasweiler*, franz. Dorf im Departement Donnersberg; *Macan*, Provinz in Bambuk; *Macapa*, St. am Amazonenfl.; *Macas* in Peru; *Machala*, ebendaselbst; *Machen*, Df. in Schlesien, saganer K.; *Mackenau*, Gross und Kl., Df. in der Mittelmark, teltover Kr.; *Machiaco*, Vgb. bey Biscaya; *Machias*, Hf. in der Gfschf. Washington; *Machias*, St.; *Machicores*, Völkerschaft auf Madagascar; *Machidas*, südafrik. Volk; *Machtolsheim*, k. wirt. Pfarrd.; *Macku* in Nubien; *Macintosch*, Gfsch. in Georgien; *Macomago* in Sumatra; *Macquini*, Stamm der Beetguanen; *Macratsch*, St. in Lahor; *Macramp*, Fk. in der irländischen Gfschf. Cork; *Mad*, Arm des Miami in N. Amerika; *Magdagh*, Hf. in Markarn; *Madame*, Insel an der Mündung der Charente; *Madame*, Insel bey Cap Breton; *Madbury*, Fk. in der Gfsch. Strafford N. Hampshire; *Maddison*, St. in Virginien; *Maddison*, berühmte Höhle daselbst; *Madalaine Nonancourt*, Df. im Euredepart.; *Madera*, Hf. auf dem grünen Vorgebirge; *Madevipatnam*, St. in Ostindien; *Madfeld*, hessendarmst. Df. im Herz. Westphalen; *Madiran*, franz. Fk. im O.-Pyrenäendep., Bz. Tarbes; *Madre*, fr. Df. im Dp. Mayenne; *Madre de Jopa*, St. und Pilgrimsort auf Terra firma; *Madrid* am Missisippi; *Madum Cook*, Is. daselbst; *Mael Pestivien*, fr. Df. in dem N. Küstendep.; *Marloese Herred*, Dist. von 13 Kirchspielen auf Seeland; *Märzdorf*, preuss. Df. in Schlesien, Kr. Bölkenhain Landshut; *Maes*, Is. in der irischen Gfschf. Galway; *Magadore Suira*, marokk. St. in Sus.; *Magdalena*, Hf. auf der azorischen Inf. Piko; *Magdalenen*-Is., eine der Marquesasinf.; *Magdaleneninseln*, Gruppe der Marquesasinf.; *Magellania*, und doch magellanische Meerenge; *Magese*, fr. Df. im Dep. der Heiden; *Maggano*, fr. Df. des Dep. Sesia; *Magherafelt*, St. in der irischen Gfsch. Londondery; *Magheralin*, Df. in der irischen Gfsch. Armagh; *Magistene*, fr. Df. im Garonnedep.; *Magliano*, fr. Df. im Dep. Tenaro; *Magliano*, fr. Df. im Sturadep., Bezirk Mondovi; *Magnetuaja*, russ. Festung im Gouvernement Orenburg; *Magnuszow*, österr. Herrschaft in W. Gallizien, radomer K.; *Magny le Desert*, fr. Df. im Ornedep.; *Magny S. Medard*, im Dep. der Goldküste; *Magny Vernay*, im Dep. der Obersaone; *Magro*, Fluss im Vicekönigreiche Peru; *Magyaar Beel*, Df. und Lustschloss des Fürsten Batthiany in der presburgischen Gespanusch.; *Mahas*, N. amerikanische Nation und Etablissement in Oberlouisiana: *Mahern*, fr. Df. im Ornedep., Bez. Mortagne; *Mahi*, Ld. der Sclavenküste; *Mahilon*, fr. Df. im Dep. Finisterre, Bezirk Gimper; *Malheimersdorf*, fr. Df. bey Mainz; *Mahlis*, sächs. Df. im meissner Kreise, wo guter Capselton; *Mählum*, westph. Df. im Ockerdep., District Goslar; *Mahollom*, Hf. in Anatolien; *Mahrah*, Landsch. an der S. Küste Arabiens; *Maja*, Commarca zum Bisthum Oporto; *Maja*, ein Concelho in der Commarca; *Majak* in Bessarabien; *Majak*, St. in Japan; *maiberger Hof*, Df. im Dep. Donnersberg; *Maichingen*, wirtemb. Df. im Oberamte Boblingen; *Maidenhead*, N. amerik. Fl. in Neujersey, Gfsch. Hunterdor; *Maidenhead*, Df. daselbst; *Maidière*, fr. Df. im Dep. der Meurthe, Bezirk Nancy; *Maidstone*, Ort im NA. Freystaate Vermont, Gfsch. Essex; *Mailac*, fr. Df. im Dep. der Obervienne, Bez. Bellun; *Maille*, fr. Df. im Loire- und Is.-Dep., Canton S. Maure, Bez. Chinon; *Maillebois*, fr. Df. im Eure- und Loire-Dep., Bez. S. Dreux; *Maillet*, fr. Df. im Indredep., Bezirk la Chartre; *Mailly*, fr. Df. des Yonnedep.; *Maimätschin*, chinesischer Handelsplatz; *Main* unter Mayn, wie Mai unter May; *Mainbergsheim*, unfern Kitzingen; *Mainland*, Schettlandsinsel bey Schottland; *Majotta*, an der O. afrikanischen Küste; *Maire*, fr. Is. im Bezirk Marseille; *Maire*, das Eisenbergwerk und Dorf im Dep. beider Severs; *Maire Levescault*, fr. Df. in dem dep. Canton Melle; *Maisdon*, fr. Df. im Niederloiredep., Bez. Nantes; *Maiwormshammer*, hessendarmst. Hammerwerk im Herz. Westphalen; *Maixent*, fr. St. an der Sever in Poitou; *Makan sur Assy*, eine der curilischen Inseln: *Makanda*, grosser Handelsplatz in Niederguinea des Königreichs Loango; *Makassar*, Hpst. des Königreichs auf der Insel Celebes; *Mackenbach*, fr. Ort im Dep. Donnersberge, Bezirk Zweybrücken; *Makkun*, Fl. am Zuidersee; *Maklar*, Msl. im tarner Bez. der hewescher Gespannschaft in Ungarn; *Makossen*, kafferscher Völkerstamm; *Malaga Velez*, spanische St., zwey Stunden von der in Granada an der Meeresküste; *Malambito*, St. in der Provinz Carthagena auf Terra firma; *Malativoe*, Fort auf Ceylon; *Malauze*, fr. Df. im Lotdep., Bez. Montauban; *Malayen*, indische Völkersch.; *Malago*, St. auf den Molucken; *Malazka*, ungar. Marktfl. in der presburg. Gespannsch.; *Malbose*, fr. Df. im Dep. der Ardeche, Bez. Argentière; *Malborn*, im Saardep., Bez. Birkenfeld; *Malden*, beträchtlicher Bezirk in Canada in N. Ame-

rika; *Malden*, Ort der Gffch. Middleffex in Maffachufets; *Maldern*, fr. Df. im Dyledep., Bez. Brüffel; *Maldonado*, Hf. der Provinz Buenos-Ayres; *Maleatur*, Wallfahrtsort in Oftindien, nördl. von Travankor; *Malenowiz*, öfterr. Mkfl. in Mähren; *Maligny*, fr. Df. im Yonnedep., Bez. Auxerre; *Malköping*, Fl. in Südermannland; *Malleswefi*, See in Schweden, Provinz Tawestland des Grofsf. Finnland; *Malleville*, fr. Df. im Niederloiredep. am Urfprung der Ifar; *Mallicolo*, hebderifche Infel; *Malmersbach*, fr. Df. im Oberrheindep., Bez. Befort; *Malmöhnslän*, District in der Provinz Südfchweden; *Malmy*, fr. Df. im Marnedep., Bez. S. Menchould; *Malo*, fr. See- und Handels-Stadt im Dep. der Ille und Vilaine; *Malo de la Lande*, fr. Df. im Canaldep., Bez. Coutances; *Maloi Jamfala*, ruff. neu angelegtes Df. in Neurufsland; *Malpas le grand*, fr. Df. im Doubsdep., Bez. Frontarlier; *Malva*, Fl. im algierifchen Mascara; *Malwa*, Provinz in Oftindien; *Mambächel*, fr. Df., Bez. Birkenfeld im Saardep.; *Mamet*, fr. Df. im Cantaldep., Bez. Aurillac; *Mamet (st)*, fr. Fl. im Dep. des Gard, Bez. Nismes; *Mammendorf*, baier. Pfdf. im Landg. Dachau und Ifarkr.; *Mamora* kommt unter Mehedia vor, ohne von jenem auf diefes, noch auf Mahedia bezogen zu werden; *Manacha*, türk. St. im Gebiete des Imans von Sannah; *Manambule*, Landfch. auf Madagascar; *Manane*, If. in der Graffch. Washington, Provinz Maine; *Manchefter*, Ort in der Gffch. Effex, Prov. Maffachufets; *Manchefter*, in Vermont, Gffch. Bennington; *Mancilla*, fpan. Fl. im Königr. Leon; *Manaurie*, fr. Df. im Dordognedep., Bez. Sarlat; *Marcellus*, Marmorbruch und Ort im Mofeldep., Bez. Gaudens; *Mandement*, fr. Df. im Garddep., Bez. Uzes; *Mandiolei*, eine der molukkifchen Inf.; *Mandfcheli*, ruff. Fl. in der Ukraine, Gouv. Pultawa; *Mandfchkum*, Volk am Ural am Kama und Irtifch, von finnifcher Abkunft; *Mandu*, St. der Maratten in Oftindien; *Manebach*, Steinkohlenbergwerk und Dorf im Herzogth. Gotha; *Manetin*, Herrfchaft in Böhmen mit 11 Dörfern und 1 Stadt im Pr. Kr.; *Mangatle*, St. in Travankor auf der Küfte Malabar; *Mangeca*, Inf. füdweftl. von den Gefellfchaftsinf.; *Mangen*, Benedictinerabtey in der bair. St. Füffen mit anfehnl. Befitzungen; *Mangifchlak*, Hf. am cafpifchen Meere; *Manheim*, fr. Df. im Ruhrdep., Bez. Kölln; *Maniana*, St. im algierifchen Maskara; *Manieres*, fr. Df. im Norddep., Bez. Cambrai; *Manigot*, fr. Df. im Dep. Montblanc; *Manika*, Königreich in Sofoles; *Maniffes* oder *Block-Eiland*, Inf. und Ort in der Graffch. Newport von Rhodeisland; *Manlius*, Haupto. der Graffch. Ouandago in Newyork; *Mannabako*, kleine molukkifche Infel; *Mannersdorf*, 2 Marktfl. in Öfterreich unter der Ens; *Manot*, fr. Df. in dem Dep. der Charente, Bez. Confolens; *Manfac*, fr. Df. im Correzedep.; *Mansfield*, in Nottinghamshire; *Mansfield*, in Maffachufets, Graffch. Briftol; *Mansfield*, in Newyerfey, Graffch. Suffex; *Mansfield*, in Connecticut, Graffch. Windham; *Manfonville*, fr. Df. im Gersdep., Bez. Lactus; *Manthelan*, fr. Fl. im Dep. der Indre und Loire, Cant. Ligueil; *Manthes*, fr. Df. im Bez. Aubuffon, Dep. der Creufe; *Manzac*, fr. Df. im Dordognedep., Bez. Perigueux; *Manzat*, fr. Fl. im Dep. Puy de Dome, Bez. Riom; *Manziat*, fr. Df. im Ainedep., Bez. Bourg; *Mara*, St. in Syrien; *Marat*, fr. Df. im Dep. Puy de Dome, Bez. Amberti; *Marawi*, Königr. der Kaffern im inneren Afrika; *Marbach*, wirtemb. St. am Einfluffe der Murr in den Neckar; *Marbais*, fr. Df. im Dyledep., Bez. Nivelle; *Marbletown*, Ortf. in der Graff. Ulfter, Staat Newyork; *Marbore*, höchfter Berg der Pyrenäen; *Marbuten*, Stamm der Araber in Sennegambien; *Marsce*, fr. Df. im Maine und Loire-Dep., Bez. Segne; *Marcellus*, Ortf. in Newyork, Graff. Ouandago; *Marcenat*, fr. Fl. im Cantaldep., Bez. Murat; *March*, Diftrict der Graff. Berwik; *Marchain*, fr. Df. im Sambre- und Maas-Dep., Bez. Marche; *Marchaftel*, fr. Df. im Cantaldep. an der Loudre; *Marchaux*, fr. Df. im Doubsdep., Bez. Befançon; *Marche*, fr. Fl. im Dep. der Goldküfte, Bez. Dijon; *Marche*, fr. Fl. im Dep. des Wasgaus, Bez. Neuchateau; *Marche la Cave*, fr. Df. im Sommedep., Bez. Amiens; *Marché les escaussines*, fr. Df. im Jemmappesdep., Bez. Mons; *Marche sur Meuse*, fr. Df. im Ourthedep., Bez. Huy; *Marche sieux*, fr. Df. im Manchedep., Bez. Coutances; *Marchiennes au pont*, fr. Fl. im Jemmappesdep., Bez. Charleroy; *Marcille*, fr. Df. im Vilaine- und Ille-Dep., Bez. Vitre; *Marcilly le Hayer*, fr. Df. im Aubdep., Bez. Rogent sur Seine; *Marcon*, fr. Df. im Sarthedep., Bez. S. Calais; *Mar coussis*, fr. Df. im Seine- und Oife-Dep., Bez. Verfailles; *Mardore*, fr. Df. im Rhonedep., Bez. Villefranche; *Marene*, fr. Fl. im Juradep., Bez. Savigliano; *Marets*, fr. Df. im Norddep., Bez. Cambrai; *Margaret*, weder unter *M* noch unter *St*, die Benedictinerabtey, nahe bey Prag im rakonitzer Kreife von Böhmen; *Margarita*, fr. Df. im Dep. der Stura, Bez. Mondovi; *Maria*, fteht unter Santa, wie auch *Mary* unter St.; *Mariaberg*, wirtemberg. aufgehobenes Klofter; *Mariaborn*, fr. Df. im Donnersbergdep., fo berühmt als geiftliches Zuchthaus und durch einen Ausfall der Franzofen aus Mainz auf das preuffifche Lager; *Mariabrun im Walde*, öfterr. Df. und Kl. unter der Enns; *Mariabuch*, Wallfahrtsort im inn. Öfterr., judenburger Kr.; *Mariahilf*, Gnadenort im inn. Öfterr., unterkärn. und klagenfurt. Kr.; *Mariahilf*, derfelbe in Böhmen, ellenbogener Kr.; *Marias des Liardo*, ein Etabliffement in Oberlouifiana; *Mariafchein*, grofses Df. in Böhmen, leutmeritz. Kr.; *Maria Schrai*, badifcher Wallfahrtsort unter Pfullendorf; *Mariarina*, ein Df. auf den Philippinen von 1800 Familien; *Marientraut*, fr. Df. im Dep. Donnersberg, Bez. Speyer; *Marignan*, Städtchen am Loimber, im Bez. Monza, Dep. Olona, Königr. Italien; *Marigne*, fr. Df. im Sarthedep., Bez. Mans; *Marimbault*, fr. Df. im Dep. Jemmapes, Bez. Charleroi; *Maris*, fr. Df. im Loiredep., Bez. Charolles; *Mark Alvensleben*, Fl. im Elbdep., District Neuhatersleben; *Markersdorf*, Df. in Böhmen, bunzlauer Kr.; *Markersdorf*, Df. in Schlefien, troppauer Kr., Herrfchaft Gräz; *Markersdorf*, ebendafelbft der jägernd. Kammergüter; *Marlborough*, *Neu*, Ortfch. in

Massachusets, Graff. Berkshire; *Marlborugh*, Ortf. in Massachusets, Graff. Middlesex; *Marlborugh*, Ort in Newyork, Graff. Ulster; *Marlborugh*, Ortf. in Neuhampshire, Graff. Cheshire; *Marlhes*, fr. Df. im Loiredep., Bez. S. Etienne; *Marmormühle*, sachsen-mein. Örtchen im Fürstenth. Coburg, wo die Marmorkugeln in groſser Menge gemahlen werden; *Marquiou*, fr. Df. in dem Dep. der Meerenge, Bez. Arras; *Mars*, fr. Df. in dem Loiredep., Bez. Roane; *Marsay*, fr. Df. in der niederen Charente, Bez. Rochefort; *Marsfield*, Fl. im englischen Gloucestershire; *Marshfield*, nordamerik. Ort in Massachusets, Graff. Plymouth; *Marsilly*, fr. Df. im Marnedep., Bez. Epernay; *Marsonnaz*, fr. Df. im Ainedep., Bez. Bourg; *Marsou*, fr. Df. im Ostpyren. Dep., Bez. Argoles; *Martebo*, See im Königr. Schweden auf der Insel Gothland; *Martens* oder *Martinsdyk*, St. im Königr. Holland an der Schelde; *Martha* bringt er unter San. Martha! *Marthas Weinberg* oder *Vineyard*, Inf. in Massachusets, Graff. Dukas; *Marthad*, fr. Df. im Montb. Dep., Bez. Annecy; *Marton*, St. im Charentedep., Bez. Angouleme; *Martigne*, fr. Df. im Ille- und Vil.-Dep., Bez. Vitre; *Martigny le peuple*, fr. Df. im Saonne- und Loire-Dep., Bez. Charolles; *Martin*, dieser reichhaltige Artikel kommt unvollständig unter *Saint Martin* vor; *Martiniz*, in Böhmen, Stammort der gräflichen Familie dieses Namens; *Martinsinsel*, Scillyinsel; *Martinsschöne*, fr. Df. im Dep. Donnersberg, Bez. Zweybrücken; *Martinshöhe*, ebendaselbst; *Martinay*, fr. Fl. im Indredep., Bez. le Blanc; *Martory* kommt unter St. vor; *Martinovnovy*, österr. Herrschaft in Ostgallizien; *Martinov Stary*, ebendaselbst; *Martyre Treve*, fr. Df. im Dep. Finisterre, Bez. Brost; *Marval*, fr. Df. im Oberviennedep., Bez. Rochechouart; *Mary* unter St.; *Marzan*, fr. Df. im Morbihondep., Bez. Vannes; *Masagran*, St. in der algierischen Provinz Maskara; *Masakke*, St. in Arabien, Landsch. Jemen; *Masiasu*, Landsch. in Japan; *Masjinda*, ebendaselbst auf der Insel Nipon; *Masiki*, Landsch. ebendaselbst, Insel Kiusju; *Massemen*, fr. Df. im Scheldedep., Bez. Termonde; *Massenbach*, wirtemberg. adel. Df. im obera. Kirchhausen; *Massi*, Königreich im Innern von Südafrika; *Massignac*, fr. Df. im Charentedep., Bez. Confolens; *Masuna*, Landsch. in Japan auf der Insel Nipon; *Matakong*, Landspitze der Sierra Leona und Guineaküste; *Matanza*, Ort auf Teneriffa; *Matatapa*, Dst. auf Madagaskar; *Matebois*, Hf. in Massachusets, Graff. Plymouth; *Mattes* führt er hier unter *M* auf, ob es gleich *Leo Mattes* heiſst, und läſst *les Matelles*, fr. Fl. im Heraultdep., unfern Montpellier, weg; *Materborn*, fr. Df. im Ruhrdep.; *Materieh*, Inf. auf dem ägypt. See Menzaleh; *Matheo*, obgleich das spanische *San* zwischen *Saint* und *Sancta* eine groſse Intervalle macht: so wird doch Matheo unter San aufgeführt; *Matimbas*, Nation in Niederguinea; *Matkrök*, gefährlicher Felsen im Königr. Schweden, Insel Oeland; *Matmai*, gröſste der curilischen Inseln (es kann seyn, daſs der Vf. sie unter *Arkis* genannt hat; Rec. kann dieses wegen Mangels des ersten Theils nicht ausmitteln; sollte es seyn: so hätte sie doch auch hier unter *Matmai* mit Rückführung auf Arkis genannt werden sollen); *Matrer* Bezirk, eine Abtheilung der hewescher Gespannschaft; *Matschischan*, eine der Lieu-Kieu-Inseln in Japan; *Mattanscheri*, Fl. auf der Küste Malabar; *Matterhenne*, alte Memphisstelle in Ägypten; *Mattersdorf*, Marktfl. der ödenb. Gespannschaft in Ungarn; *Mau-akheb*, St. im glücklichen Arabien, P. Jemen; *Maubee*, fr. Df. im Iserdep., Bezirk Vienne; *Maudach*, fr. Df. im Donnersbergdep., Bez. Speyer; *Mauersberg*, k. sächs. Pfarrdorf im erzgebirg. Kreise; *Maugo*, fr. Df. im Dep. Tanaro, Bez. Acqui; *Maulde*, fr. Fl. im Dep. Jemmapes, Bez. Tournai; *Mauka*, eine Navigators im Südmeere; *Maunah Koah* und *Maunah Roha*, zwey hohe Berge auf den Sandwichsinseln; *Mauren*, fr. Df. im Alpendep., Bez. Barcellonette; *Mauri*, Negernation auf der Goldküste von Westafrika; *Maurice*, Fluſs in Neuyersey, Grafsch. Cumberland; *Maurizer See*, schweizerischer See in Ober-Engadin; *Mauroux*, fr. Df. im Dep. Gers, Bez. Leslour; *Maurua*, eine der Gesellschaftsinseln im Südmeere; *Mauseberg*, enger Paſs auf der Capstadt; *Mausigne*, fr. Fl. im Sarthedep., Bez. La Fleche; *Maulhen*, österr. Herrschaft und Marktfl. in Innerösterr.; *Mavahrio*, Küstenfl. auf der Westküste von Afrika; *Mavromolli*, Df. in Morea; *Mawaliburam*, 7 Pagoden-Stadt von Madras in Ostindien; *Maxent*, fr. Fl. im Ille- und Vil.-Dep., Bez. Montfort; *May*, Insel bey Schottland; *Mayenhaim*, fr. Df. im Oberrheindep., Bez. Colmar; *Mayerhof* und *Mayerhofen*, hier fehlen wenigstens 12 beträchtliche Ortschaften; *Mayfield*, nordamerik. Ortschaft in Neuyork, Graff. Montgommery; *Maynas*, südamerik. Gouvernement am Quito; *Maypures*, südamerik. Katarakte am Orinocco; *Mayschoff*, fr. Df. im Rhein- und Mosel-Dep., Bez. Bonn; *Matza*, japanische St. der Insel Kawith; *Mazza*, fr. Fl. im Doriadep., Bez. Jure; *Matzdorf*, ungarische Sechsstadt der zipser Gespannschaft; *Matzenheim*, fr. Df. im Niederrheindep., Bez. Barr; *Mazounah*, St. in Algier; *Mazumay*, jap. Insel, zu den nordjapanischen Nebenländern gehörig; *Mazures*, fr. Df. im Ardennendep., Bez. Mezieres.

*(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)*

---

## BESONDERE ABDRÜCKE.

*Berlin*, b. Hitzig: *Erfahrungen und Bemerkungen über Schwangerschaften außerhalb der Gebärmutter.* Von D. *Ernst Ludw. Heim.* 1812. 40 S. 8. (8 gr.) Aus *Horns* Archiv für medicinische Erfahrung besonders abgedruckt.

*Altona*, b. Hammerich: *Grundriſs anthropologischer Vorlesungen für Ärzte und Nichtärzte.* Von D. *Georg Heinr. Masius.* 1812. XIV u. 162 S. 8. (16 gr.) Ein besonderer Abdruck vom ersten Theile des *masiusischen* Lehrbuchs der gerichtlichen Arzneykunde für Rechtsgelehrte, von welchem auch eine zweyte, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe erschienen ist.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 AUGUST, 1812.

## ERDBESCHREIBUNG.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Geographisch-historisch-statistisches Zeitungs-Lexikon* von *Wolfgang Jäger* — neu bearbeitet von *Conrad Mannert* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

*Meadow*, Hf. in der Cascobay in Massachusets; *Meana*, fr. Df. im Podep., Bez. Suse; *Mearnshire*, schottische Grafsch.; *Meath*, irische Grff., wird auf *East* und *Westmeath* verwiesen; *Meaulne*, fr. Pfd. im Allierdep., Bez. Montlucon; *Meaunes*, fr. Df. im Vardep., Bez. Brignoles; *Meautis*, fr. Df. im Manchedep., Bez. Carenton; *Medea*, afr. St. in Algier; *Meddelser*, schweizer. Thal in Dissentis; *Medem*, St. in Arabien; *Meden* in Holland ist nicht ein, sondern zwey Dfer, *Meden* unter *Husing* und *Meden* unter *Westerwald*; *Medenschild*, fr. Df. im Mosel- und Rhein-Dep., Bez. Zimmern; *Medewi*, schwed. Gesundbrunnen; *Medfield*, norda. Ort in der Grff. Nordfolk, Freystaat Massachusets; *Medina*, Hptst. des Kön. Wuli in Afrika; *Medinipor*, ostind. St.; *Mediing*, Mktfl. in Östr. unter der Ens; *Mednu Ostrow*, aleutische Insel; *Medrasheim*, Monument in Algier; *Medreac*, fr. Df. im Ille- und Villaine-Dep., Bez. Montfort; *Medschetisar*, westpers. Hafen am kaspischen Meere; *Meducha*, ostgalliz. Df.; *Medum Coke*, Ortsch. in der Provinz Main, Grff. Lincoln; *Meduun*, Ort in Ägypten, berühmt durch die dabey befindlichen Pyramiden; *Medway*, nordam. Ort in Massachusets, Grff. Suffolk; *Medwezza*, ungar. Df. in der sarotscher Gespannsch.; *Mealah*, St. in Algier; *Meeralpen*, das Departement davon ist weder angeführt, noch von hier zurückgewiesen; *Meerbutten*, nordamerik. Kücteninsel; *Meerende*, fr. Df. im Scheldedep., Bez. Gent; *Meerhout*, fr. Df. im Dep. beider Netten, Bez. Tournhout; *Meerle*, fr. Df. daselbst; *Mesarikin*, türkis. Stadt in Mesopotamien; *Megalopis*, Ort in Morea; *Megeau*, fr. Hafen an der Rhonemündung; *Megen*, St. an der Maas im Nordküstendep., Bez. Dinan; *Megyer*, ungar. Mkfl. in der komor. Gespannsch.; *Megyaszo*, ung. Mkfl. in der semp. Gesp.; *Mehabakebir*, ägypt. St.; *Mehauced*, arab. St.; *Mehlem*, fr. Df. im Mosel- und Rhein-Dep., Bez. Bonn; *Mehlingen*, fr. Df. im Dep. Donnersberg, Canton Otterburg; *Meiches*, hessendarmst. Df. im Fürstenth. Oberhessen; *Meigne*, fr. Df. im Dep. der Loire und Mayenne, Bez. Baugés; *Meillac*, fr. Df. im Ille- und Vil.-Dep., Bez. S. Malo; *Meillant*, fr. Fl. im Cherdep., Bez. S. Amand; *Meillard*, fr. Flk. im Correze-Dep., Bez. Toul; *Meillerage*, fr. Df. im Unterloiredep., Bez. Chateaubriant; *Meillonas*, fr. Flk. im Bez. Bourg; *Meinau*, *Ober-* und *Unter-*, öst. Df. der Herrsch. Walpersdf. in Öst. unter der Ens; *Meinersdorf*, kön. sächs. Df. im erzgeb. K.; *Meinfeld*, *Gross*, *Meinfeld*, *Klein*, ansehnliche Weiler im k. bair. Landger. Hersbruck des pegnizer Kr.; *Meinhardt*, hohenlohe-bartenfel. Mktfl. unter wirtemberg. Hoheit; *Meirargues*, fr. Df. im Dep. der Rhonemündung, Bez. Aix; *Meire*, fr. Df. im Scheldedep., Bez. Alost; *Meiringen*, schweiz. Hauptort im Canton Bern; *Meironnes*, fr. Df. im Niederalpendep., Bez. Barcellonette; *Meisdorf*, westph. Dorf im Saaldep., Bez. Blankenburg; *Meisseldorf*, *Gross* u. *Klein*, öst. Pdf. unter der Ens; *Meisserthal*, fr. Df. im Dep. Donnersberg, Bez. Zweybrücken; *Meisol* oder *Misoal*, eine der Molukken; *Meisbach*, badisches Thal im Oberamte Oberkirch der Prov. des Mittelrheins; *Meissac*, fr. St. im Dep. Correze, Bez. Brives; *Meize*, fr. Df. im Oberviennedep., Bez. S. Yrleux; *Mecklenburger Kreis*, der das eigentliche Herzogthum Schwerin umschliesst; *Mecklenburg altherrschaftlicher Bezirk*; *Mecklenburger Amt*, das 7 Dörfer umfasst; *Meknes*, afrik. marokkanische St., sollte auf *Meguinez* zurückgeführt seyn; *Melagues*, fr. Df. im Aveirondep., Bez. S. Afrique; *Melan*, fr. Df. im Lemandep., Bez. Bonneville; *Melani*, oberägypt. St.; *Melay*, fr. Df. im Obermarnedep., Bez. Langres; *Melay*, fr. Fl. im Mayennedep., Bez. Leval; *Melay*, fr. Df. im Loire- und Savonne-Dep., Bez. Charolles; *Melazgerd*, türk. St. in Armenien; *Melazzo*, fr. Df. im Dep. Tanaro, Bez. Acqui; *Melban*, fr. Insel im Nordküstendep., im Canal; *Melcombo*, englische Ortsch. in Dorsetshire; *Melden*, fr. Df. im Scheldedep., Bez. Oudenarde; *Melderstein*, schwedische Eisenfabrik in Westerbottn.; *Meldert*, fr. Df. im Scheldedep., Bez. Termonte; *Mele*, fr. Flk. im Ornedep., Bez. Aleucon; *Meletta* steht unter Melada; *Meleray*, fr. Df. im Sarthedep., Bez. Mammers; *Melesse*, fr. Df. im Ille- und Vil.-Dep.; Bez. Rennes; *Melger de Yusa*, sp. Flk., Hauptst. u. Grafsf. im Königr. Leon; *Melgren*, fr. Df. im Dep. Finisterre, Bez. Quimperli; *Mellac*, fr. Df. daselbst; *Melle*, fr. Df. im Scheldedep., Bez. Gand; *Mellé*, fr. Df. im Ille- und Vil.-Dep., Bez. Fougeres; *Melleran*, fr. Df. im Dep. beider Severs, Bez. Melle; *Melovia*, Insel im toskanischen Meere; *Melrand*, fr. Df. im Morbihandep., Bez. Pontivy; *Melres*, portugiesisches Df. in Entre Duero e Minho; *Melzele*, fr. Flk. im Scheldedep., Bez. Termonde; *Melz*, öst. schlesisches Df.; *Melz*, mecklenburg. schwerin. adel. Kirchspiel; *Melzo*, kön. italiän. Flk. im Departement Olona, Bez.

Mailand; *Membach*, fr. Df. im Ourthedep., Bez. Malmedy; *Membach*, k. bair. Df. im Fürstenth. Baireuth, Amte Herzogenaurach; *Menchie*, afrik. Ort an der Westseite des Nils; *Memframogug*, grosser See in Nordamerika, im Staate Vermont; *Memershofen*, fr. Df. im Rheindep., Bez. Soults sous Forêts; *Memphis*, die Pyramiden daselbst; *Menamen*, türk. St. in Anatolien; *Menasalvas*, span. Flk. in der Provinz Toledo; *Menchenhoffen*, fr. Df. im Niederrheindep., Bez. Saverne; *Meneuncio*, fr. Df. im Marengodep., Bez. Bobio; *Mendavia*, span. Flk. in Navarra; *Mendham*, nordamerik. Ort in Neuyersey; *Mendionde*, fr. Df. im Unterpyrenäen-Dep., Bez. Bayonne; *Mendip*, englische Gebirgskette und Kohlenbergwerk in Sommersetshire; *Mendipor*, ostind. Ort am Ganges; *Mendo*, portugies. Flk. in der Provinz Beira; *Mendon*, nordamerik. Ort, Graff. Worcester, Staat Massachusets; *Mendon*, fr. Df. im Morbihandep., Bez. Lorient; *Mendu*, St. im ostindis. Agra; *Meneac*, fr. Flk. im Morbihandep., Bez. Ploermel; *Menes*, griechisches Pfd. der arader Gesp. in Ungarn; *Menetou Couture*, fr. Flk. im Cherdep., Bez. Saint-Amand; *Menetou-Ratel*, fr. Flk. im Cherdep., Bez. Sancerre; *Menetou sur Cher*, fr. St. in Loire- und Cher-Dep.; *Mengen*, wirt. St., Kr. Ehingen; *Mengen*, fr. Df. im Saardep., Bez. Saarbrücken; *Mengersschild*, fr. Df. im Rhein- und Mosel-Dep., Bez. Simmern; *Mengersgereutherer Rott*, herz. sachs. mein. Marmorbruch im Fürst. Coburg. mein. Anth.; *Mengsberg*, westph. Df. im Werradep., Dist. Marburg; *Menhardsdorf*, eine von den Sechzehnstädten der zipser Gesp. in Ungarn; *Menil*, fr. Df. in dem Vosgesdep., Bez. Remiremont; *Menil Aubry*, fr. Pfd. im Seine- und Oise-Dep., Bez. Pontoise; *Menil Hermey*, fr. Df. im Ornedep., Bez. Argentau; *Meniz*, öst. Mkfl. in Mähren, brünner Kreise; *Mennecy*, fr. Df. im Seine- und Oise-Dep., Bez. Corbeil; *Menpori*, St. in Ostindien, Prov. Agra; *Mensscheid*, fr. Df. im Saardep., Bez. Prümm; *Mensdorf*, fr. Df. im Wälderdep., Bez. Luxemburg; *Mensignac*, fr. Df. im Dordognedep., Bez. Perigueux; *Menterode*, sachs. goth. Pfd. im Amte Volkenrode; *Mentesche*, kl. St. in der asiat. Türkey in der Beklerbekschaft von Natolien; *Meollons*, fr. Df. im Alpendep., Bez. Barcelonette; *Mequinenza*, span. Schloss und St. in Catalonien; *Merath*, ehemals starke Fest. in Ostindien, Provinz Delhi; *Mercato Saracino*, kön. ital. Flk. im Dep. Rubicone; *Mercenasco*, fr. Flk. im Dorcadep., Bez. Yvrée; *Merchingen*, Pfd. und Schloss in Hohenlohe-Öring.; *Mercury chamilly*, fr. Df. im Dep. Montblanc, Bez. Chambery; *Mercy le Bas*, fr. Df. im Moseldep., Bez. Briey; *Merdingen*, badisches Pfd. in der vormaligen Landgrafschaft Breisgau; *Meredith*, Ort in Nordam., Neuhampshire Graff. Strafford; *Mererau*, vormaliges Klost. und Abtey im bair. Landger. Bregenz des Iller-Kreises; *Mergelstetten*, wirtemb. Pfd. im Oberamt Heidenheim, ellwanger Kr.; *Mergenthal*, *Gross* und *Klein*, DD. in Böhmen, bunzlauer Kreise; *Merida*, Hpto. in der Audienz von Mexiko; *Merim*, grosser See in Paraguay; *Merinchal*, fr. Df. im Creusedep., Bez. Aubusson; *Merken*, fr. Df. im Ruhrdep., Bez. Achen; *Merkfritz*, isenburg. bierssteinischer Eisenhammer und Df.; *Merlau*, hessendarmst. Df. im Amte und Landger. Grünberg; *Merleac*, fr. Df. im Nordküstendep., Bez. Loudeac; *Merouville*, fr. Df. im Eure- und Loire-Dep.; *Mericonig*, Ortim nordam. Kr. Massachusets, Grff. Cumberland; *Merrimak*, der grösste Fluss in Neuhampshire nach dem Connecticut; *Mers*, fr. Flk. im Indredep., Bez. la Chatre; *Mersch*, fr. Df. im Ruhrdep., Bez. Kölln; *Merschwitz*, preuss. Pfd. in Schlesien, Steinau Rauden-Kr.; *Mersea*, berühmter Auster-See in Engl., Grf. Essex; *Mers el Berber*, Hafen an der Küste von Algier; *Mersel*, fr. Df. im Ruhrdep., Bez. Cleve; *Mersifuun*, türk. Flk. in Kleinasien, Pasch. Scivas; *Merta*, St. in Ostindien, Provinz Aschmir; *Mertelshaus*, fr. Df. im Dep. Donnersberg, Bez. Kaiserslautern; *Merten*, fr. Df. im Moseldep., Bez. Thionville; *Merthyr Tydvil*, engl. Ort und Steinkohlenbergw. in Glamorganshire; *Mertloch*, fr. Df. im Rhein- und Mosel-Dep., Bez. Coblenz; *Mertou*, engl. Ort in der Grff. Surry; *Mervans*, fr. Flk. im Saone- und Loire-Dep., Bez. Louhans; *Merville*, fr. Df. im Obergaronnedep., Bez. Toulouse; *Merxhausen*, vorm. Klost. im westph. Fuldadep., Dist. Cassel; *Merxheim*, fr. Df. im Oberrheindep., Bez. Colmar; *Merxheim*, fr. Df. im Saardep., Bez. Birkenfeld; *Merxstein*, fr. Df. im Untermaasdep., Bez. Mastricht; *Mery-es Bois*, fr. Df. im Cherdep., Bez. Sancerre; *Mery*, fr. Df. im Oisedep., Bez. Clermont; *Merzenhausen*, fr. Df. im Ruhrdep., Bez. Achen; *Merzheim*, fr. Df. im Niederrheindep., Bez. Weissenburg; *Meschehed*, pers. St. in Chorosan; *Meschers*, fr. Df. im Untercharentedep., Bez. Saintes; *Meschtschowsk*, russ. Kreisst. im Gouv. Kaluga; *Mesen*, helv. Pfd. im Canton Solothurn; *Mesle* ist *Meslay* geschrieben; *Meslen*, fr. Df. im Jemmappesdep., Bez. Tournai; *Mesnay* und *Montigni*, fr. Df. im Juradep., Bez. Poligny; *Mesail*, fr. Df. im Maine- und Loire-Dep., Bez. Beaupreau; *Mesnil*, fr. Df. im Marnedep., Bez. Epernay; *Mesnil-Esnard*, fr. Pfd. im Unterseinedep., Bez. Rouen; *Mesquitelle*, port. Flk. in Beira; *Messac*, fr. Df. im Ille- und Vil.-Dep., Bez. Redou; *Messeack*, öst. Flk. in der Provinz Ava; *Messendorf*, öst. Ort in Schlesien, troppauer Kr.; *Messmer*, eins der Felsenhörner des Sentis; *Messow*, preuss. Df. in der Neumark; *Messletten*, wirtemb. Pfd. im Oberamt Bahlingen; *Mesurado*, Cap in Guinea; *Mesves*, fr. Fl. an der Loire, Bez. Losne; *Mesvre*, fr. Df. im Saone- und Loire-Dep., Bez. Autun; *Met*, Df. auf der Küste Aschen in Ostafrika; *Metamies*, fr. Df. im Vauclusedep., Bez. Charpentras; *Metelar*, lakdivische Inf.; *Metellen*, St. im Herzogth. Warschau; *Meteln*, mecklenb. schw. Kirchspiel; *Metenich*, fr. Df. im Wälderdep., Bez. Luxemburg; *Metten*, vormalige bairische Benedictiner-Abtey im Regen-Kr.; *Mettes*, fr. Df. im Sambre- und Maas-Dep., Bez. Namur; *Mettinghausen*, westph. Df. im Fuldadep.; *Meusnes*, fr. Df. im Loire- und Cher-Dep., Bez. Blois; *Meusac*, fr. Df. im Oberviennedep., Bez. Urier; *Meyral*, fr. Df. im Dordognedep., Bez. Sarlat; *Meys*, fr. Df. im Rhonedeep., Bez. Lyon; *Mezzo longi*, St. in Morea; *Metzerich*, fr. Df. im Ruhrdep., Bez. Achen; *Mezzenile*, fr. Flk. im Podep., Bez. Turin; *Mezereal*, fr. Df. im Oberrheindep., Bez. Colmar; *Mezerey*, fr. Df.

im Sarthedep., Bez. Fleche; *Mezerwiese*, fr. Df. im Moseldep., Bez. Thionville; *Mezidon*, fr. Fl. im Dep. Calvados, Bez. Lisieux; *Mezière*, fr. Df. im Dep. der Obervienne; *Mezière*, fr. Df. im Ille- und Vil.-Dep., Bez. Rennes; *Mezières sous Ballon*, fr. Df. im Sarthedep., Bez. Mamors; *Mezilhe*, fr. Df. im Ardechedep., Bez. Tournon; *Mezilles*, fr. Df. im Dep. Yonne, Bez. Joigny; *Mezotour*, Mkfl. in Siebenbürgen; *Mezy*, Mkfl. in Böhmen, budw. Kr.

Dieses ist nur ein flüchtig entworfenes Register von allen den Provinzen, Städten, Districten, Marktflecken, Dörfern und anderen berühmten Örtern und geographischen Gegenständen, die man unter *Ma* und *Me* vergebens sucht und mit Grund zu finden berechtigt wäre; die geringen Ausnahmen, die es geben kann, entstehen bald aus der verschiedenen und schwankenden Orthographie, bald aus der oft eigensinnig getroffenen Stellung (z. B. dass *Saint*, *Santo*, *San*, welches doch nur Beywörter sind, unter S und nicht unter dem Hauptworte vorkommen), bald aus der angenommenen und wieder verlassenen Übersetzung fremder Wörter, und dann aus Mangel einer festen geographischen Würdigung. Der Raum verstattet nicht, den ganzen Buchstaben *M*, den Rec. durchgearbeitet und bey sich liegen hat, anzuführen; allein er darf den Vf. versichern, dass die Zahl der in *Mi*, *Mo*, *Ms*, *Mu*, *Mz* ausgelassenen Örter eben so beträchtlich sey. *Mi* enthält deren 223, *Mo* 286, *Ms*, *Mu* und *Mz* 52, also noch 561 mehr, als in *Ma* und *Me* angegeben sind, und doch hat Rec. nach dem Plane des Vfs. nur Dörfer angenommen, welche wenigstens 500 Einwohner, oder eine andere Merkwürdigkeit haben. Hätte er diese Grenze überschritten: so wäre die Zahl noch grösser geworden. Was will aber der Vf. eigentlich mit einer solchen Beschränkung sagen? Nach Rec. Urtheil geht sie entweder in eine Tautologie über, oder sie thut der Sache selbst Eintrag. So sind in Schwedisch-Finnland, in verschiedenen Theilen von Russland, in den meisten Gegenden von Afrika und Amerika Örter, die bloss das Merkwürdige haben, dass sie ein Etablissement von wenig Seelen sind. *Leuwenkuil*, der Wohnort Andersons in Südafrika bey den Bastardhottentotten, zählt nach *Lichtenstein* 3—400 Einwohner; sind diese nicht an diesem Orte eben so viel, und nicht noch mehr werth, als 30,000 — 40,000 Einwohner in einer Stadt eines volkreichen Landes? *Maidstone* in der Grafschaft Essex des Staats Vermont in Nordamerika wiegt mit 150 Einwohnern in der geographischen Wage mehr, als manches französisches Dorf mit 1500 Einwohnern. Was will auch die Einwohnerzahl im *alternirenden* Sinne oder sogar im *Gegensatz* mit *einer anderen* Merkwürdigkeit sagen, da weder ein übervölkerter Bettlerstaat, wie z. B. die ehemaligen sogenannten Mönchsstaaten, worin fast der 24ste Mensch ein Geistlicher war, eine Merkwürdigkeit, noch eine *andere* Merkwürdigkeit ohne ihre Angabe bestimmt und begreiflich ist. Warum hat endlich der Vf. fast überall die Bevölkerung beziehungslos gelassen? Bald steht bloss die Bevölkerung ohne Flächeninhalt und Häuserzahl, wodurch die Bevölkerung Bedeutung und Leben erhält, bald die Häuserzahl ohne Bevölkerung, bald wieder die Bevölkerung ohne Unterscheidung von den Volksbestandtheilen, und von der Volksmenge. Z. B. bey *Marietta*, das er den Hauptort (?) in der *western Territory* (sollte *NW*. heissen) der nordamerikanischen Freystaaten an der Mündung des Muskingum in den Ohiofluss (sollte heissen: am Ohio unfern von der Mündung des Muskingum) nennt, und wobey er des kleinen Forts Harmar erwähnt (ohne den von der Ohiocompagnie 1788 errichteten Campus Martius, und die Vorzüge der Fortification anzuführen, die allen Foderungen sowohl des äusseren Ansehens, als der Übereinstimmung der Theile mit dem Ganzen, und der Tauglichkeit zur Vertheidigung entsprechen), sagt er: „Die Bevölkerung bestand zu Ende des XVII Jahrh. nur aus 220 Seelen, im J. 1802 hatte sie aber schon über 200 meist von Backsteinen gebaute Häuser." Hier ist die Seelenzahl ohne Häuser, und die Häuser sind ohne Seelenzahl angegeben und zwar bey einem Gegenstande, wo beides gleich wichtig ist.

Wie weit der Vf. den Begriff der anderen Merkwürdigkeiten unerfüllt gelassen habe, mögen folgende theils allgemeine, theils specielle Bemerkungen beweisen. Fast durchgängig fehlen die Angaben von Längen und Breiten, wodurch der Werth eines *geographischen*, fast durchgängig die Angaben vom Flächeninhalte und der *redenden* (man verzeihe dieses Wort, dessen Sinn aus dem Obigen erklärbar ist) Bevölkerung, wodurch der Werth eines *statistischen*, und fast durchgängig die Angaben von Postörtern, Poststationen und Meilen-Entfernungen, wodurch der Werth eines *Postlexikons*, schonend gesagt, vermindert wird. Da wir die Buchstaben *Ma* und *Me* unter den ausgelassenen Örtern angeführt haben: so beschränken wir hier die Beyspiele auf *Mi*, *Mo*, *Ms*, *Mu*, *Mz*. In *Misiek* weder Häuser- noch Einwohner-Zahl, keine Erwähnung des Salz- und Wegmauts-Oberamts; im bairischen *Mittelberg* keine Angabe des Landgerichts Füssen, Amts Vils Sonthofen im Illerkreise; in dem *mittelländischen Meere* wird des Flächeninhalts, und der Busen, die wieder Meere sind, nicht gedacht; in *Mittelmark* nicht ihrer veränderten politischen Existenz mit Beziehung auf die Alt- und Neu-Mark, nicht ihres Fabrikfleisses in Wollen- und Leinenzeug-Arbeiten, und ihres Handels, nicht ihrer Eintheilung in Kreise; in *Mittelwalde* nicht der Bleichen; im bairischen *Mittenwald* nicht des Isarkreises; in *Mitterburg* nicht der aus 6 Städten und 9 Marktfl. bestehenden Herrschaft; in *Mittersill* nicht des Landgerichts in seinem vorigen und gegenwärtigen Umfange, seiner Eintheilung in Zechen, seiner Bestandtheile von 27 Dörfern, 3 Kupferbergwerken, 1 Vitriol- und einem Schwefel-Bergwerk, seiner Einwohnerzahl und Viehzucht; in *Mitweida* fehlt die Zahl der Tuchmacher, Leineweber, Bleicher, Handspinnmaschinen, die grossen und kleinen Handelshäuser; in *Mobile* die Handelshäuser der verschiedenen Nationen; in *Modena* der Handel der Gegend, die Seiden- und

Wollen-Manufacturen; in *Modica* wird die Zahl der Einwohner, ihr Reichthum, der Hanf- und Flachs-Bau, die Stier- und Maulthier-Zucht nicht erwähnt; in *Mögeldorf* nicht das Landgericht Schwabach im pegnizer Kreis; in *Mölleng*, der hannöverischen St., vermissen wir die Brantweinbrennereyen, und das Grabmal von Till Eulenspiegel; in *Mömpelgard* den Flächeninhalt und die Bevölkerung der ehemaligen Grff.; in *Mönchberg* das Kammer- und Justiz-Amt, die Superintendur mit den 11 Pfarreyen; in *Moen* ihre geographische Lage gegen Seeland und Falster, ihre Länge und Breite; in *Mördyk* die Angabe des Departements Maasland; in *Moergestel* die des Dep. Brabant im Königr. Holland; in *Mörsburg* das Conchyliencabinet; in *Mogador* die Erwähnung der Häuser, des Hafens; in *Mogadure* die der Parochie, der Feuerstellen und des Districts; in *Mohawk* wird der Weite des Flusses und der kostbaren Brücke; in *Molsdorf* des Kammerguts und des so häufig besuchten in französischem Geschmack angelegten Gartens nicht gedacht; in *Molukken* nicht der Bänke, Rieffe, Untiefen, Erdbeben, des Inselmeers, der Pomeranzen, Citronen, Sagobäume, Aloe, des Sandel- und Brenn-Holzes; in *Mongolei* nicht der bestimmten Lage, der Gebirge, Wüsten, der Producte, des Handels; in *Monomotapa* nicht der ehemaligen Jesuiten-Residenz, der Benutzung durch Portugal, des Wassermangels im Innern, der Kafferstämme; in *Montblanc* finden wir keine vollständige Geschichte seiner Bereisung, und der Darstellung seines Horizonts; in *Mont de Marsan* keine Einwohnerzahl; in *Montjoye* eben so wenig; in *Morhihan* keine Erwähnung des Klimas, des getraidereichen Bodens, des Handels; in *Morris* keine der Hammerwerke und Schmelzen; in *Mossisl* keine der Mauer, der Baumwollenarbeiten und der Musseline, der Residenz des Paschas mit den Grenzen des Paschaliks; in *Motiers* keine der Versteinerungen; in *Mosiar* keine der Damascener-Klingen; in *Mühlberg* (sächs. St.) keine der Viehzucht, Brauerey, Wollespinnen, der Brantweinbrennereyen, der Tuch-, Strumpf- und Handschuh-Manufacturen; in *Münden* keine der Handelshäuser und des sonst lebendigen Schiff- und Fracht-Handels; in *Murano* keine der Kirchspiele, (sonstigen) Klöster und der Gemäldesammlungen. Grosse Artikel haben wir absichtlich verschwiegen, um Raum zu gewinnen. Man nehme die *Marquesas*-Inseln, wovon nur folgende drey Zeilen vorkommen: „Auch Mendozas-Inseln, sind 3, enthalten nach den neuesten Nachrichten nur 20,000 Einwohner." Will man einen vollständigen Begriff von der Dürftigkeit und Unzweckmässigkeit der Haupt- und bedeutenden Artikel haben: so lese man folgende: *Maasland*, *Macao*, *Macas*, *Macedonien*, *Machian*, *Machias*, *Mackenzie*, *Madagaskar*, *Madeira*, *Madras*, *Madura*, *Maehren*, *Magellanische Meerenge*, *Mahe*, *Mailand*, *Maina*, *Maine*, *Malabar*, *Malaga*, *Malapane*, *Maldiven*, *Malembo*, *Malta*, *Man*, *Manchester*, *Manila*, *Maranhac*, *Marburg*, *Marengo*, *Marienwerder*, *Marokko*, *Maroniten*, *Masandran*, *Massachusets*, *Mataran*, *Mayenne*, *Medelpad*, *Medingen*, *Mehadia*, *Meiningen*, *Meissen*, *Mecklenburg*, *Melinda*, *Mellingen*, *Memel*, *Memmingen*, *Menil*, *Menzaleh See*, *Meppen*, *Mergentheim*, *Merconetshire*, *Merse*, *Merseburg*, *Meschehed-Ali*, *Meschehed-Hussain*, *Mesen*, *Meseritz*, *Mesopotamien*, *Messina*, *Meurthe*, *Mexiko*, *Michelauscher Kreis*, *Mihigan*, *Mies*, *Missfie*, *Militsch*, *Milos* und *Mitylene* (von welchen beiden man glauben sollte, dass er sie *con amore* bearbeitet hätte), *Mingrelien*, *Minorka*, *Miquelon*, *Missira*, *Mittersill*, *Mittweida*, *Moldau*, *Montana real*, *Monterey*, *Monte rosa*, *Montferrat*, *Montreal*, *Montserrat*, *Morea*, *Morlack*, *Mosambik*, *Moskau*, *Munchen*, *Münster*, *Münzenberg*.

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Heiligenstadt*, b. Dölle: *Über Bildung und Verbildung*. Bey Gelegenheit der öffentlichen Prüfung der 3 und 4 Classe des königl. Gymnasium zu Heiligenstadt. Von *Bernard Turin*, Doct. d. Philos. u. Prof. am Gymnasium. 1810. 20 S. kl. 8. Nur einzelne Gedanken und Bemerkungen sind es, welche man über den angezeigten Gegenstand hier zu suchen hat, wie diess auch schon der geringe Umfang der Schrift selbst vermuthen lässt. Was der Vf. sagt, ist wahr und angenommen; nur hätte es weniger pomphaft gesagt werden sollen, wodurch die Gedanken oft dunkel und zweydeutig werden. „Bildung ist der grosse Aufruf an die Menschheit, so wie ihrer schönsten und gerechtesten Ansprüche theuerstes Unterpfand. Sie aus ihrem verborgenen Keime der Bildsamkeit mit pflegender Hand zur reiferen Blüthe erziehen, ist das heiligste Gesetz der Natur, das wahre Geschäft der Veredlung auf Erden." „Sie hat in ihrer Anwartschaft auf Ausdehnung, in ihrer Annäherung an die viel- ja allseitig auszuprägenden Formen der menschlichen Gemüthsanlagen, vorzüglich eine dreyfache Beziehung: sie betrifft den Geist, das Herz und die Sitten" (Wahrheit, Tugend und Schönheit). „Der Mangel an Bildung verräth sich an der unausgeprägten Natur, an dem unregelmässigen blinden Drange der Kraft, an einer nicht hervortretenden Fertigkeit, Fähigkeit und Gewandheit, an den rohen Ausbrüchen der Sinnlichkeit und der Ohnmacht in der Selbstbeherrschung; an dem Unbekümmertseyn um Anstand und Sitte, an der Vernachlässigung einer gefälligen Ankündigung und Selbstdarstellung." Treffend und scharf ist das, was über Verbildung beygebracht wird, und die Züge zum Gemälde des Verbildeten sorgsam ausgewählt. „Ist der Ungebildete erkenntnisslos und unwissend; so sieht, würdigt und wägt der Verbildete mit falschem, irrendem und verkennendem Blicke: ihm ist die Bestimmung keine reine Auffoderung der Vernunft und Pflicht, sondern ein Frohndienst. Ist der Ungebildete roh und uneben: so ist der Verbildete falsch ausgeglättet und leerschimmernd; hängt jener am niederen Interesse der Thierheit: so fröhnt dieser dem Triebe einer feineren Sinnlichkeit. — — Daher ein eigenes Register, in welchem Einfachheit der Sitten für Einfalt; Wissenschaft für müssige Geistesbeschäftigung; Bescheidenheit für Mangel an Kraft und Selbstgefühl; oberflächliche Ausdehnung für Vielseitigkeit; auflodernder Affect für Enthusiasmus, leere Form für Wesenheit, Maximenlehre für Grundsätze, feiner Egoismus für Lebensweisheit, und Leidenschaft für Stärke des Gemüths u. s. eingeschrieben stehen." Der Enthusiasmus, mit welchem der Vf. von seinem Gegenstande spricht, ist rühmlich.

Dd.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 AUGUST, 1812.

## ERDBESCHREIBUNG.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Geographisch-historisch-statistisches Zeitungs-Lexikon*, von *Wolfgang Jäger* — neu bearbeitet von *Conrad Mannert* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von den nöthigen Berichtigungen mehrerer Artikel mag man sich aus folgenden Beyspielen überzeugen. *Macedonien* hat nicht 720 Quadratmeilen und 700,000 Einwohner, sondern nach franz. Angaben 2000 fr. Q. M. und 157,000 E.; *Madagaskar* nicht 10,000, sondern 105,000 Q. M.; *Madrid* nicht 40 Mönchs-, 30 Nonnen-Klöster und 17 Hospitäler, sondern 44 Mönchs-, 31 Nonnen-Klöster und 21 Hospitäler; nicht 156,672, sondern 160,000 E.; die Einkünfte der Präsidenschaft *Madras* werden von ihm blos auf 1,070,000 Pfund Sterl. angegeben; sie betragen aber gewiss 2,500,000 Pf.; *Mähren* hat nicht 90, sondern 97 Städte; *Maira* Fl. ist mehr ein Fluss in Graubünden, als in Italien; die *maldivischen* Inseln betragen in ihrer Zahl nicht bloss mehrere 1000, sondern über 12000; *Mala* liegt nicht im Herzogthum Venedig, sondern im Departement Bachiglione; *Mamers* hat nicht 800, sondern 880 Feuerstellen; *Man* hat nicht 20,000, sondern 30,000 Bewohner; *Mane* nicht 1500, sondern 1300; *Manerbio* nicht 3000, sondern 1000 E.; *Mariahitzing* ist kein blosser Andachtsort und Capelle, sondern eine Pfarrey; *Marly*, im Dep. der Aisne, ist kein Flecken, sondern Stadt, und führt sogar den Beysatz *Marly la ville* zum Unterschiede von *Marly la machine*; *Marmagnac* heisst Marmangnac; *Matha* hat nicht 714, sondern 2700 E.; *Matignon* ist nicht klein, sondern ein Städtchen: *Matho grosso* ist kein Gouvernement, sondern Capitainerie, zählt nicht nicht 4000 Landeseingeborene und 7000 Neger, sondern 4400 Landeseingeborene und 8000 Neger; *Maugio* hat nicht 1167 E., sondern 1560; *Mauron* hat nur 3500, nicht 4212 E.; *Maurs* heisst nicht geradehin Maurs, sondern *St. Etienne de Maurs*; das Dep. *Mayenne* hat nicht 320,000 E., sondern 332,000, nicht 90, sondern 96 geogr. Q. M.; *Maynz*, was heisst das: *das kurfürstliche Residenzschloss Martinsburg hat alte und neue Bauart unter einander. Es ist zum Niederlagsplatz für den mainzer Handel bestimmt?* — *Mayo*, die capverdische Moll hat nicht 6 Meilen im Umfange, sondern nur 5 Seemeilen; *Mayo* in Irland ist keine Landschaft, sondern Grafschaft, hat nicht 125,000, sondern 140,000 E.; *Meadia* ist keine Schanze, sondern Festung; *Mecheln*, der Flecken, hat nicht 906, sondern 2500 E.; *Medyn* nicht 158, sondern 166 Häuser; nicht 600, sondern 700 E.; *Megeve* hat nicht 3075, sondern 2800 E.; in *Meharicourt* soll es 172 Feuerstellen statt Einwohner heissen; *Meersen*, besser *Merssen*, hat nicht 1147, sondern auf 1800 E.; der *Meissner* ist nicht 2000, sondern 2184 Fuss über die Meersfläche erhaben; *Meissenheim* hat nicht 1730, sondern gewiss 1800 E.; *Melrich* wird ein Gericht und Pfarrdorf im Herzogth. Westphalen Quartier Rhüder genannt. Warum wird der Ursprung des *Memels* nicht in das Gouvernement Minsk, sondern nach Lithauen versetzt? die zwey Arme des Memels sind zwey Canäle, und einer derselben heisst nicht vom Anfange die neue Gilge, sondern erst der Gilgecanal, nachher erst die neue Ailge; *Mendig* hat nicht 672, sondern 723 in dem einem Oberdorf, und nicht 723, sondern 672 E. im Niederdorf; *Mengersgereuthe* verfertigt nicht bloss hölzerne, sondern die beliebten sonnenberger Waaren; *Mens* hat nicht 1883 E., sondern 2200; *Mequinez* und *Mequinenza* sind unrichtig geordnet; *Merkendorf* ist keine Stadt, sondern Dorf; *Merseburg* hat nicht 6000, sondern 5300 E.; *Messina* hatte nicht 90,000, sondern 150,000, und nicht die Empörung wider die spanische Regierung allein, sondern Pest und Auswanderung haben ihre Bevölkerung auf 30,000 herabgebracht; *Metelino* hat nicht 16000 Griechen und 8000 Türken, sondern 20,000 Griechen und fast eben so viele Türken. In *Metz* ist der alte Zustand des Erzbisthums mit dem neuen vermischt, und wenn der Vf. hier das Alte angiebt, warum konnte er nicht auch die Entstehung des Bisthums von Merseburg unter Otto I erwähnen? *Mewe* ist eine Immediatstadt, und hat nicht 2011, sondern 1374 E. In *Mezzovo* soll *Janna* heissen *Janiah*; *Miawa* ist eine St., kein Marktfl. *Mittelbach* gehört zu Hohenlohe-Neuenstein; *Militsch* hat nicht 1551, sondern 1300 E.; die Bevölkerung vom militscher Kreise ist jetzt 33,900 Seelen stark; *Minas Geraes* zählt nicht 36,000 Indianer, 108,000 schwarze Einwohner, sondern 35,000 Weisse, 108,000 Sclaven, 26,000 Eingeborene; der Anschlag der Volksmenge im *Mincio*departement ist um 78000 zu hoch; die Anzahl der Einwohner in *Mindelheim* um 2,200 zu niedrig; in *Minorca*, wo nach der Bemerkung, dass es viele Kaninchen giebt, die Nachricht folgt, dass die Einwohner den Tanz und die Dichtkunst lieben, ist die Einwohnerzahl auf 28,000, statt 32,000 Seelen bestimmt; *Miselohe*, das Amt im Herzogth. Berg, hat nicht für sich, sondern mit der Herrschaft Ödenthal, einen Umfang von

24 Q. M.; die *Mittelmark* enthält nicht 226, sondern 251 Q. M., nicht 476,550 E., sondern 503,900; *Mittweida* hat 500, statt 488 Häuser, 5770 statt 3438 E.; *Mniszow* liegt nicht in kielier sondern radomir Kreise von Westgallizien; *Mocca* ist nicht bloss eine grosse St., sondern Hauptstadt des glücklichen Arabiens; *Mögeldorf* war ein nürnbergisches, und ist jetzt ein k. baier. Pfarrdorf im Landgericht Schwabach, pegnitzer Kreis u. s. w.

Wir würden auch zu den Berichtigungen zählen, dass der Vf. die französischen Departementsnamen, z. B. *basses Alpes*, *haute Marne*, *Meuse*, *Forèts etc.* unübersetzt angiebt; da es aber absichtlich scheint: so rügt Rec. nur die Inconsequenz, nicht auch die Departements des Donnersbergs, des Ober- und Nieder-Rheins unübersetzt gelassen zu haben. Eben so ist die Aufnahme des *Rio major* unter Major, von *Meath* unter East und Western Meath gegen den Begriff eines Lexikons. Die gröſste Verwirrung herrscht in *Mai*, *May*, *Mei*, *Mey*, *Maria*, *Marie*, *Marien*, *Mark*, *Marck*, *Markt*, *Mauer*, *Merz*, *Michel* und *Michael* u. s. w. Die nicht geographischen Artikel in *M*, die blosse Begriffserklärungen anzeigen, sind zwar nicht beträchtlich, aber mehrere doch sehr schief. Z. B. er nennt *Majestät* die höchste Gewalt, die Unterthanen zu regieren, und mit Auswärtigen in Absicht auf Kriegs- und Friedens-Geschäfte alles das vorzunehmen, was die Erhaltung und das Wohl des Staats erfodert. Wie würde der Vf. hienach die Souveränität, ja selbst die Landesherrlichkeit deutscher Fürsten unterscheiden? *Maire* ist die vornehmste obrigkeitliche Person einiger Städte in England und Frankreich. Schon die Frage: in welchen Gegenständen? stösst diesen Begriff um, und unter *Mayor* nennt er sie in England Bürgemeister. Das Wort *Meile* bedarf mehrere Berichtigungen und Zusätze; und warum hat der Vf. das französische Meilenmass verschwiegen? *Mensa episcopalis* nennt er Güter, die zu des Bischofs Tafel beständig gewidmet sind. *Messe*, als Opfer, und als Jahrmarkt, ist meistens vergriffen. Das erste ist verzeihlicher, als das Letzte. Messe unterscheidet sich vom Jahrmarkte durch den Verkauf im Grossen, und durch die Concurrenz der Fremden; der Jahrmarkt hat mehr das Detailgeschäft zum Gegenstand, und die Concurrenten sind hier mehr Landeseinwohner.

Den strengen Tadel, den wir uns erlaubt haben, waren wir der Sache und selbst der grossen Achtung gegen den Vf. schuldig. Wir verkennen bey dieser Arbeit seinen ausserordentlichen Fleiss nicht, und müssen ihm sogar das besondere Verdienst zugestehen, zur Zeit der erste gewesen zu seyn, der seine Arbeit vollendete, während *Ehrmann*, *Schorch*, *Winkopp* u. A. noch im Rückstande sind, und die gegebenen Versprechungen unerfüllt lassen. Dass der Vf. den alten *Jäger* und *Hübner* zur wahren Antiquität gemacht habe, wollen wir ihm weniger als Verdienst anrechnen; denn diese Veralterthumung liegt noch mehr in dem Plane, den sie befolgten, und in der Zeit, die vielfach und schnell änderte. — Dagegen aber zeugen mehrere Artikel von des Vfs. Liebe zu dieser Arbeit, und vielleicht ist kein Lexikon, von dem strengen Begriffe eines historisch-geographisch-statistischen Lexikons weggesehen, so reichhaltig als dieses in den Artikeln *Ritter* und *Orden*.

H. P. E.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) AMORBACH, b. Volkhart: *Kurze Beschreibung des Rittersaales in dem Schlosse zu Erbach, im Odenwalde, und der in demselben aufgestellten Rüstungen und Waffen.* 1808. 40 S. 8.

2) HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands*, von *Friedrich Gottschalck*, herzogl. anhalt-bernburg. Rathe. 1 B. 1810. 273 S. 2 B. 1811. 302 S. 8. (3 Rthlr.)

Ein edler deutscher Mann, Hr. Graf *Franz zu Erbach*, hat eine deutsche, in ihrer Art ganz eigene Sammlung angelegt, von welcher uns No. 1 kurze Nachricht giebt. Ganz bestimmte Nachrichten versichern, der Hr. Graf habe über diese Sammlung ein mit historisch-literarischen Notizen ausgeschmücktes Werk ausgearbeitet, welches aber nur als Manuscript, für Wenige, vorhanden sey. Möge es doch das nicht bleiben, sondern zu Belehrung und Unterhaltung für Viele durch den Druck recht bald gemeinnütziger werden! Wie sehr müssen Freunde der Vorwelt, ihrer Bewohner, ihrer Eigenheiten, und alles dessen, was an diese hochherzige Menschengattung sich anschloss, wünschen, jeden Faden zu dem leichten Gewebe, welches jene Zeiten umgab, und uns so leise an dieselbe anknüpft, aufzufangen! — Wallen wir also zu dem Schlosse *Erbach*.

„Zu der Erbauung des Rittersaales — heisst es in der Beschreibung S. 5 und 7 — gab die jetzt in demselben aufgestellte Sammlung der Rüstungen einiger Männer der Vorzeit die Veranlassung. Da diese Gegenstände aus verschiedenen Jahrhunderten abstammen: so musste man bey der Architektur dieses Saales auch den Stil mehrerer Jahrhunderte vereinigen, um ein dem Zwecke entsprechendes Ganzes darzustellen. Desswegen wurden, ausser anderen Gebäuden, besonders die Kirchen zu Michelstedt, Gelnhausen, Frankfurt am Mayn und der Dom zu Strasburg als Muster angenommen. Die Sammlung der Rüstungen verdankt man gröſstentheils dem jetzigen Wechsel der Dinge, dem auch Zeughäuser unterworfen wurden. Von solchen Umständen, und von guten Freunden unterstützt und begünstigt, konnte nach und nach diese nicht unbeträchtliche Sammlung hier vereinigt werden." In dem Saale findet man die Rüstungen Kaiser Friedrichs III, Herzog Johann Ernsts des Älteren von Sachsen, Conr. von Kinsberg, Erasm. Schenks, Eitelfrieds von Hohenzollern, Eppelein Gailings, Cosmus II, Gr. Herzogs zu Florenz, Peter Strozzi's, Medichino Medicis Marchese de Marignano, Conr. von Bemelbergs, Philipps des Guten, Herzogs von Burgund, Kaiser Maximilians I, Gustav Adolphs, K. in Schweden, Wallensteins, des Markgr. Albrecht des Streitbaren von Brandenburg, Götz von Berli-

chingen, Georgs von Waldburg, Herzog Albrechts von Baiern u. a. m. Ferner alte Waffen, gemalte Glasscheiben, und eine antik decorirte Begräbnisscapelle. — Genug, jeden Deutschen, der jene Strasse zieht, zu bestimmen, diese herrlichen Reliquien der Vorzeit zu besehen, um ein dankbares Andenken an den Sammler derselben mit sich zu nehmen.

No. 2. Die Vorarbeiten eines *Melissantes*, *Günther*, *Müldener*, *Schlenckert*, *Meissner*, *Helfrecht*, die Beschreibungen mancher Reisenden von alten Burgen vor sich, mehrere eigene Ansichten und Beyträge guter Freunde setzten Hn. *G.* in den Stand, seine Arbeit zum Besten der Lesewelt (S. 5 Vorr.), zur Belehrung und Unterhaltung zu unternehmen. Daher hat derselbe auch Mährchen und Volkssagen mitgetheilt, und die romantischen Begebenheiten der Vorzeit nachzuerzählen nicht verschmäht. Der Mannichfaltigkeit wegen, will er sich weder an eine topographische Ordnung binden, noch die Burgen nach dem Alphabete geordnet darstellen, sondern die Ruinen der Vorzeit in steter Abwechselung mit noch stehenden Schlössern aus jener Epoche zeigen. „In allen, besonders in den Gebirgsgegenden Deutschlands (sagt er) erblickt man Ruinen von den Wohnungen unserer Ahnherrn, einer kräftigen *Menschenraçe*, die, rauh wie die Luft, die sie umgab, auf ihren Bergen hausete. Hoch und fest bauten diese Adler ihre Nester. Jahrhunderte *zogen herauf*, sie zerfielen, und wie die *Bilder einer Fabelwelt* stehen für uns ihre Ruinen da. Wir blicken sie mit Staunen an, und sie *sehen finster herab* in die Thäler, in welchen wir bey einander sitzen, und uns Gespenstergeschichten von ihnen erzählen: denn dem verweichlichten Enkel ist jede grosse Erscheinung gespenstisch geworden."

Nach einer kurzen Abhandlung über die Entstehung, den Verfall und die Bauart der Ritterburgen in Deutschland, nach bekannten, vom Vf. angeführten Werken geschrieben, theilt derselbe in beiden Bänden von 41 Ritterburgen und Schlössern (die alle namentlich aufzuzählen, hier zu weitläuftig wäre) Nachrichten und Beschreibungen mit, wozu im zweyten Bande der Pastor *Dahl*, Major *v. Boyneburg* und ein Ungenannter Beyträge geliefert haben. — So, wie der Herausg. seinen Plan angelegt und verfolgt hat, muss er ganz natürlich dem Werke Leser gewinnen. Es kann auch, im Ganzen genommen, dem Buche gefällige Unterhaltung gar nicht abgesprochen werden. Zwar ist der Stil des Werks sich ungleich, weil der Vf. nicht immer selbst erzählt, sondern Andere sprechen lässt, auch Beyträge mittheilt; aber vielleicht dürfte selbst diess den Lesern angenehm seyn, und die beabsichtigte Mannichfaltigkeit befördern. — Hinter den gegebenen Erzählungen und Nachrichten von den Schlössern stehen kurze Angaben der Quellen, aus welchen dieselben geschöpft wurden. Diese hätten nun freylich oft weit ansehnlicher seyn können. Indess die Leser mögen vorlieb nehmen mit dem Wenigen, da es gern gegeben wurde, und nach Kräften. Denn nicht allen Schriftstellern ist es vergönnt, die Meere grosser Bibliotheken mit ihren Entdeckungsschiffen zu befahren, und die Früchte aller aufgefundenen literarischen Zonen sich eigen zu machen, um dieselben in die Lesewelt zu verpflanzen. Andere Bemerkungen und Berichtigungen können nur an Ort und Stelle gemacht werden, was auch wohl nicht unterbleiben dürfte.

Aus eigenem Herzen vielleicht, und am gefühlvollesten, spricht der Vf., in einer sehr erklärbaren Art von Begeisterung, in dem kurzen Eingange (S. 557) zu der Beschreibung der unweit Jena gelegenen *Kunitzburg*, den ehrwürdigen Ruinen der Veste *Gleisberg* (von welchen der bekannte Landschaftsmaler *Roux* eine schöne Abbildung geliefert hat), oder er hatte den Aufsatz über dieses Denkmal der Vorzeit, in den *sächsischen Provinzialblättern* Jahrg. 1800, von Einem, der an Ort und Stelle seine Empfindungen niederschrieb, vor Augen. Jedoch den historischen Kenntnissen des Beschreibers möchte Einiges noch hinzuzusetzen seyn. So würde derselbe z. B. von dem Geschlechte derer von *Glizberg*, *Gleisberg*, (die *Ministeriales Imperii* und vermuthlich *SubPalatini* der Stadt Weimar waren) in *Avemans* kirchbergischer Historie, in *Schneiders* Sammlung z. thüring. Geschichte 1 St. und in den *deutschen Actis Eruditorum* T. 19 bessere Nachrichten gefunden haben. Von dem Schlosse aber handelt *Kittelmann* in seiner Beschreibung des Saalstroms S. 81 ff. Der, die reizenden Gegenden seines Aufenthalts so gefühlvoll schildernde, bekannte Dichter *Jo. Stigelius* rief, als er den Berg erstiegen hatte, und unter den Ruinen stehend hinab blickte in das reizende Thal, welches die Saale durchströmt, (Poem. T. II. L. 3. p. 183) voll Begeisterung aus:

*Per varias rupes, per tot ludibria venti,*
*Sperata montis victor in arce steti:*
*Et gaudens patriae thesauros cernere terrae,*
*Subjectas oculis sum licitatus opes!*

Das ganze Gedicht würde, übersetzt beygefügt, den Lesern gewiss eine sehr willkommene Zugabe gewesen seyn.

Herzergreifend ist, was der Vf. im 2 Bande, im Eingange zu der Beschreibung der Veste *Hohenstaufen*, dem Stammsitze des herrlichen Kaiserhauses, sagt. Er theilte seine Gefühle mit denen, welche Rec. bey Gelegenheit der Anzeige von *Baumeisters Beschreibung des Klosters Lorch*, in diesen Blättern (Jahrg. 1809. No. 176) äusserte. „Verschwunden ist das mächtige Geschlecht, und seine Stamm-Veste liegt in Trümmern." Nein! der Mensch kann hienieden nichts Ewiges gründen. Eine Wahrheit, die sichtbar uns aus jeder Ruine anspricht. — — Einen uns sehr befremdenden Machtspruch hat der Vf. (2 B. S. 281) gewagt, wo er von einem Gemälde, das von *Lukas Kranachs* Meisterpinsel gemalt seyn *soll*, spricht: „Es ist *mittelmässig*, wie das *Meiste*, was *Kranach* lieferte, dessen Name eine *unverdiente Celebrität* erhalten hat." Diesem Urtheile nach *kann* Hr. *G.* gar keinen ächten Kranach gesehen haben. Rec. kann ihm Stücke von diesem Meister nachweisen, die, wenn er sie sieht, ihn gewiss eines Besseren belehren sollen.

Jeder Band dieses Werkchens hat zwey recht artige Abbildungen von darin beschriebenen Burgen.

L. P.

Berlin, b. Nicolai: *Latona.* Unterhaltungsschriften von *Franz Horn.* Erster Theil. 1811. 371 S. Zweyter Theil. 1812. 392 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Was uns der Vf. im ersten Theile dieses Buchs voran giebt, sind *Andeutungen*, d. i. unausgeführte Gedanken und Einfälle über allerley Gegenstände, die dem Gesichtskreise dessen nahe liegen, der sich vorzüglich mit Lesen und Schreiben beschäftigt. Er theilt seine Weisungen bald dem Publicum, bald den Schriftstellern mit, giebt der zeitwierigen Kritik sein Missfallen zu verstehen, steigt in die höheren Regionen der forschenden Weisheit, verschmäht auch ein Körnchen Lebensphilosophie nicht. Manchmal stellt er das Christenthum dem Heidenthum entgegen, und preiset den Oberwerth des ersteren an. Selbst dem Wunderglauben ist er hold. „Wer an keine Wunder glaubt, sagt er S. 12, glaubt auch nicht an sich selbst; denn das Wesen des Menschen ruht in seinem tiefsten Grunde auf dem Unbegreiflichen: und wehe dem, der es etwa gar dahin gebracht hätte, sich selbst zu einer vollendet flachen Begreiflichkeit zu werden." Er ist zwar in vieler Hinsicht nicht mit der neueren deutschen Literatur zufrieden, giebt ihr aber doch den Vorzug vor den vorhergegangenen Perioden. „So oft wir auch Gelegenheit haben, heisst es S. 30, die mannichfaltigen Verkehrtheiten zu belächeln, die unsere neuere Literatur so reichlich bietet: so werden wir doch, wenn wir gerecht seyn wollen, einräumen müssen, dass die Summe von Kraft, welche im Allgemeinen aufgeboten, so wie die Summe von Ideen, welche von den heutigen Schriftstellern verarbeitet wird, bey weitem grösser sey, als in jenem Zeitalter unserer Literatur, das von Adelung und Anderen, ihm Gleichgesinnten, das goldene genannt wird, während es billiger Weise, wenn wir die einzelnen Heroen ausnehmen, die fast jede Periode aufzuweisen hat, das zahme Zeitalter, oder die ideensparende literarische Gesellschaft heissen sollte." Rec. hört den Vf. am liebsten aus der Fülle seiner Anschauungen urtheilen, und kann dem Witze nicht zürnen, der sich ungerufen, doch mit Anstand, einmischt, wiewohl man ihn eben dort nicht erwartet hatte. Weniger gefällt er, und misswirkt sogar, wenn er die Hauptrolle spielen will. Es ist, als ob man Lichtenbergs matteste Einfälle vernähme. Ein solcher steht S. 68. „Es ist gewiss, und man kann es auf jeder Strasse hören, dass ein gewisses Thier sich übel auf das Lautenschlagen verstehe; doch eben so gewiss, nur nicht so lustig ist es, auch hört man es selten, dass der Lautenschläger zu den Geschäften jenes Thiers nicht passen kann." Wie einseitig gefasst manche Aussprüche des Vfs. seyn können, kann unter anderen aus S. 64 belegt werden. „Amors Fackel ist eine gemeine Pechfackel, wenn sie sich nicht an der Poesie entzündet; so wie die Freundschaft eine schlechte Öllampe, wenn sie nicht von der Wissenschaftlichkeit erzeugt worden ist." — Auf die Andeutungen folgt: *Erinnerung an L. F. Huber.* Vorzüglich die Verhältnisse des Vfs. mit ihm. *Notizen und Ergötzlichkeiten aus der Geschichte und Kritik der deutschen Sprache und Poesie.* Der Vf. blättert zuweilen in den Büchern der Vorzeit, zeichnet sich eine Seite daraus auf, und seine zufälligen Gedanken darüber. Weit zurück ist er eben nicht gegangen. *Kritiken.* Es sind Recensionen über Jean Pauls und andere Schriften, die der Vf. weiter ausgearbeitet und zu Abhandlungen erhoben hat. *Scenen aus einem Trauerspiel: Isidor, Graf von Santacasa.* Der Vf. hat seinem verstorbenen Freunde Huber das dramatische Talent abgesprochen; lebte dieser noch: so würde er es Hn. *H.* mit grösserem Rechte wett machen. Nicht einmal etwas tragische Sprache hat er in seiner Gewalt; nicht das mindeste Interesse weiss er zu erregen. Seine Personen führen sich auf und ab, ohne dass man sie herwünscht, ihnen nachblickt. *Etwas über und aus Jakob Böhmens Leben und Schriften.* Man sieht aus diesem Aufsatze so viel, dass, wenn J. B. ein Narr gewesen, seine Gegner bey seinem Leben wenigstens nichts zur Abkühlung seines Gehirns beygetragen haben. Aus der unphilosophischen Frömmigkeit seiner Zeit ist es zu erklären, dass seine Examinatoren in Dresden „sich über die Continuation und Harmony seiner Schriften verwundert haben", so dass der Doctor Gerhard sagte: „Ich wollte die ganze Welt nicht nehmen, und den Mann verdammen helfen;" und D. Meisner ihm antwortete: „Ich auch nicht, wer weiss was dahinter steckt; wie können wir urtheilen, was wir nicht begriffen haben noch begreifen können, ob es recht, schwarz oder weiss sey? Gott bekehre den Mann, so er irret." *Vermischte Gedichte.* Sonette, Epigramme und Elegieen. Selten trifft der Vf. seinen Gegenstand voll; er hat noch an der Metrik zu lernen, sogar noch an der Grammatik. Zum Zeugniss diene sein Epigramm: Der Coquette:

Viele Pfeile durchstachen dein Herz, doch gingen sie alle,
Wie durch ein dünnes Brett, schwebend und leicht nur dahin.
Siehe, jetzt tritt ein Sünder daher, und in der Umarmung
Bricht das wurmstichige Herz, aber der Sünder mit ihm.

Und ein anderes: Dem Forçirten:

Was nur gekneteter Schnee, das nennst du ewigen Marmor;
Aber die Zeit zerschmilzt, was nur die Noth dir gebar.

Aus dem zweyten Theile, der im Ganzen ähnliche Materien mit dem ersten darbietet, zeichnen sich besonders die *historischen Gemälde* aus, in welchen die drey Zwischenkaiser, Galba, Otho und Vitellius, nach ihren vorzüglichsten Lebensumständen ausführlich dargestellt werden. In den *Erinnerungen* an einige merkwürdige alte Schriften wünscht der Vf. eine baldige neue Ausgabe von *Weckhrlins* Werken, welchen er, nebst Flemming und Gryphius, dem Vater der deutschen Dichtkunst, Opitz, vorzieht.

Wst.

## NEUE AUFLAGEN.

*Gmünd*, b. Ritter: *Predigten auf alle Sonntage des Jahrs. Gehalten in der Stadtpfarrkirche zu Schw. Gmünd von Johann Thomas Vogt.* Zweyte verbesserte Auflage. 1812. II Band. XVI u. 422 S. 8. (18 gr.)

# JENAISCHE
# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 11 AUGUST, 1812.

## PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Vogel: *Epistola critica de C. Valerii Flacci Argonauticis.* Ad Virum Illustrissimum et Doctissimum *Henr. Car. Abr. Eichstaedt,* Theol. et Philos. D., Seren. Saxon. Duc. et Princ. Vimar. a cons. aul. intim., Eloquent. et Poes. in Univers. Liter. Jenens. Prof. P. O. etc., scripsit *Jonathan Augustus Weichert,* Phil. D., Lycei Vitebergens. Rector et Soc. Latin. Jenens. Socius honor. 1812. 96 S. 8. (10 gr.)

Kritische Schriften sind einer sorgfältigeren und ausführlicheren Prüfung, als andere Bücher von nicht grösserem Umfange gewöhnlich verdienen, mit Recht zu unterwerfen; denn sie vertreten oft die Stelle ganzer Ausgaben alter Schriftsteller, oder sind als Proben derselben zu betrachten. Darum werden wir auch bey der Anzeige dieser lobenswerthen kritischen Beyträge zum Valerius Flaccus länger verweilen, als diejenigen pflegen, welche sich an dürftigen Auszügen begnügen, ohne doch dem Leser Zeit zu sparen, oder die Bücher selbst entbehrlich zu machen; in der Untersuchung über einzelne behandelte Stellen können wir vielleicht auch etwas zur Kritik dieses Dichters beytragen.

Hr. *Weichert,* der unseren Lesern durch die Dissertation *de Nonno Panopolitano* (s. Jahrgang 1810. No. 188) rühmlich bekannt geworden ist, erzählt in der Einleitung, dass er seine Studien auf den freylich langeher verlassenen Dichter Valerius Flaccus gerichtet habe, und seine volle Jugendkraft daran setzen wolle, dem dunkelen und schwierigen Gedicht, das Jul. Cäsar Scaliger mit Recht im prägnantem Sinne *acerbum poema* genannt hat, Licht und Reinheit zu geben. Er erwähnt mit Besonnenheit die sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, und läfst die Foderung an Wiederherstellung der Reinheit und Vollendung nur bedingt gelten, da Valerius Flaccus selbst von der letzten Umarbeitung durch seinen frühen Tod abgehalten worden ist, und also, wenn auch viele Fehler den Abschreibern zur Last fallen, doch ein grosser Theil derselben auf den Dichter zurückgeführt werden muss. Dann erinnert er, dass Valerius Flaccus von den Kritikern nicht sorgfältig genug behandelt worden (wir möchten sagen, in unrechte Hände gekommen) sey. *Burmann* kannte sehr gut das Grammatische, und besafs Belesenheit; aber zur Auffassung und Bezwingung einer dichterischen Darstellung war er unfähig, und Geschmack ging ihm ganz ab. — Was Hr. *W.* über die Nachahmung anderer Dichter als Hülfsmittel der Kritik sagt, ist sehr wahr; nur muss die Regel, wie die Erfahrung leider gelehrt hat, in engen Grenzen der Umsicht und Besonnenheit gehalten werden, damit nicht das allgemein Dichterische zum individuell Charakteristischen herabgezogen werde, und wir nicht endlich selbst wieder vollständige Nachahmungen der Ausgaben des Horatius und A. erhalten, in denen, wie Rec. weiss, die Lücken für die zahllosen Citate erst nach der zweyten Correctur ausgefüllt wurden (so nachlässig raffte man ähnelnde Stellen, ohne die Bücher selbst zur Hand zu haben, zusammen). — Von kritischen Hülfsmitteln besitzt der Vf. bis jetzt ausser dem Gewöhnlichen nur die *editio princeps* a. 1474. Er versucht an einzelnen Stellen das zu leisten, was von einem Bearbeiter des Dichters gefodert wird, und zeigt hiebey ein sehr rühmliches Streben, da nicht leichtsinnige Kühnheit, wie bey Anderen, hier den Mangel an Sprachkenntniss zu ersetzen sucht, noch auch dürftige Beschränktheit an Vertheidigung des Unsinnes wie an eigenem Schutze hängt. Man findet interessante Bemerkungen eingestreut, Beweise von lohnender Belesenheit; und wenn wir dem Vf. weniger in seinen Verbesserungsvorschlägen beypflichten mögen: so finden wir ihn glücklich in Rechtfertigung vieler mit Unrecht angetasteter Stellen. Das Einzelne wird diess besser beweisen, und uns selbst zu eigenen Bemerkungen Gelegenheit geben, wobey wir freylich uns mehr auf das von unserer Meinung Abweichende beschränken müssen. Lib. I, V. 15—20. Der Vf. emendirt durch Interpunction und Änderung also:

*Ille tibi cultusque Deum delubraque genti*
*instituet, quum jam, genitor, lucebis ab omni*
*parte poli. Neque enim Tyrias Cynosura carinas*
*certior, aut Graiis Helice servanda magistris,*
*si tu signa dabis: seu, te duce, Graecia mittet,*
*seu Sidon Nilusque rates.*

Gewöhnlich wird *genitor* als Nominativ angenommen, und *seu tu signa dabis* — — *Et Sidon N. r.* gelesen. Warum *Gronov* und Andere angestossen, werden die Leser in ihren Ausgaben angegeben finden. Der Vf. will *signa* als *sidera, stellae,* σήματα genommen, und von *astris* unterschieden wissen, dass *signa dare* vom Vespasianus in sofern gesagt werde, als er den Schiffern Zeichen durch seine Erscheinung als Stern verleihe, wie von der Nacht beym Cicero Arat. V. 189 *signa dedit nautis, cuncti quae noscere possent,* gesetzt wird. Er erklärt: *Si tu coelo rece-*

*ptus astrum eris, et sidera tua nautis conspicienda praebebis, nullus nauta, sive e Graecia veniat, ubi Helice, sive a Phoenicibus Aegyptiisve mittatur, ubi Cynosura observanda est, alia, quam tua, observabit sidera, quippe quae et Helice et Cynosura clariora et certiora erunt.* Was die Interpunction bey *genitor* betrifft: so zieht Rec. die gewöhnliche vor, da sie weit kräftigeren Sinn giebt: *Du wirst ein Gott leuchten am weiten Himmel. Genitor* steht hier, wie in der späteren Sprache gewöhnlich, geradehin für *deus*. Im Übrigen widerstrebt der doppelte Gebrauch des *si* und *seu*, da *si* sonder Zweifel in Verbindung mit *seu* steht; dann aber erscheinen auch die Worte *si tu signa dabis* als matter, unnöthiger Zusatz, da ohne die Voraussetzung, die sie ausdrücken, das Vorhergehende nicht Statt finden kann. Rec. will seine Meinung beyfügen. Aus der Stelle ergiebt sich, dass zwey Glieder: *seu signa dabis* und *seu te duce — rates* sich als Gegensätze entsprechen, und daher *et* nicht geändert werden darf. Dann aber ist eben so nothwendig, dass sich die Worte *neque enim — magistris* an das Vorausgehende als Zusatz anschliessen, und nicht zu dem Folgenden gezogen werden dürfen. Endlich ist in dem Ganzen der Gedanke ausgedrückt, den die späteren Dichter fast als Formel zum Eingang wählten. M. s. Culex V. 11—17. Aetna V. 4 sqq. Darum liest Rec. die Stelle also abgetheilt:

*— — quum jam genitor lucebis ab omni*
*parte poli: neque enim in Tyrias Cynosura carinas*
*certior, aut Grajis Helice servanda magistris.*
*Seu tu signa dabis, seu te duce Graecia mittet*
*et Sidon Nilus rates, nunc nostra serenus*
*orsa juves, etc.*

Gewonnen wird dabey, dass nun *nunc* verständlich wird, das sonst ohne Bedeutung steht; es ist dem im Futuro enthaltenen *olim* entgegengesetzt. *Signa dare* wird hier von den Zeichen am Himmel, also von der Divination gesagt, und macht die eine Art der Betrachtung der Sterne aus. So steht es von dem Anzeichen der Zukunft Virgil Georg III, 503. Ovid. Heroid. 19, 152. Den Gedanken: *Magst du auch einst unter den Gestirnen vergöttert stehen: so stehe du jetzt meinem Liede bey,* drückt der Dichter getheilt aus: *Magst du einst den Sehern Zeichen geben, oder den Schiffer leiten: so —*. Die Verbindung des Futurum ist ganz richtig, und Rec. wird diess an einem anderen Orte, wo er die mehr als verkannte Lehre vom Futurum zu revidiren gedenkt, weitläuftiger zeigen.

I, 31. Hr. *W.* vertheidigt das von *Burmann* aus der Lesart *qrit* gewonnene *quaerit* statt *pergit*. Freylich kann *pergit* Anstoss geben, wenn es von einem Fortsetzen des Angefangenen verstanden wird, da Pelias nur erst seine That beginnt. Aber man verstehe *pergit* vom Plan und Entschluss: *im Gedanken verfolgen und zur Ausführung so vorschreiten*, und die Lesart hat mehr Kraft und Schönheit. Auf ähnliche Weise sagt Cicero Orat. Partit. c. 8, 28: *Perge igitur ordine quatuor mihi istas partes explicare*, i. e. *aggredere explicare.* Daher das komische *pergitin pergere?* bey Plautus (Pseudol. V, 1, 4 cf. Poen. I, 3, 23): *macht ihr noch nicht Anstalt fortzukommen?* — I, 73. 74. Statt des mit den Worten *freta jussa* nicht einstimmenden *superet* schlägt der Vf. *speret* vor; an sich gewiss ingeniös. Wir stossen nur an dem absoluten Gebrauch des Wortes *speret* in dieser Verbindung an. I, 130 zieht Hr. *W.* die Lesart *spectata vago* und V. 132 *at silet haec*, wie schon *Pius* anführt, dem Gewöhnlichen *insperatos* und *illa sedet* vor. I, 148 *acclinisque tapeti in mediis vacuo condit caput Hippasus auro.* Hr. *W.* will *immanis* statt *in mediis* lesen. Wir hatten erwartet, dass er vielmehr eine Vertheidigung der handschriftlichen Lesart unternehmen würde. Sie ist *acclinisque tapetis in mediis. Mediis* ist ein bekannter poetischer Überfluss, und *acclinis* hier so viel als *acclinatus*. Dass es bey der Verbindung *in mediis tapetis* nicht absolut stehen könne, ist ein Vorurtheil von *Burmann*. Die Zusammenstossung der Ablativen sind bey Val. Flaccus nicht anstössig. — I, 283:

*Septem Aurora vias totidemque peregerat umbras*
*Luna polo.*

Sehr gut vertheidigt Hr. *W.* *vias* gegen das von *Voss* gebilligte *dies* und des *Heinsius vices*, so wie er übergehend zu der von *Voss* ziemlich kühn geänderten Stelle des Tibullus I, 2, 55: *aestivo convocat orbe nives*, die alte Lesart hinlänglich rettet. Auffallend ist es, wie *Voss* zugeben kann, dass von der Wetterhexe Sturm, Donner und Hagel im heitersten Sommer hervorgebracht werden könne, und er doch den möglichen Sinn der angeführten Worte leugnet. *Nives* sind ja eben *Hagel*, wie dafür auch *hiems* steht. Statius Theb. II, 144 *exempta hiems*, und darauf bezogen I, 405 *infusa tergo glacies*. Man s. den Vf. S. 41 f. Hr. *W.* behandelt zugleich eine Stelle des Seneca Hercul. Oet. 45, wo sich Hercules rühmt: *solis excessi vices intraque nostras substitit metas dies.* Hr. *W.* schlägt vor *excessi vias*. Diess nimmt der Stelle den besseren Sinn, und wiederholt denselben Gedanken. Hercules sagt: Ich habe *fortwährend, ohne Wechsel,* geleuchtet und die Sonne übertroffen, die mit der Nacht abwechselt, mein Ziel liegt über die Grenze des Tages hinaus. — Bey I, 331, wo *pontumque Cytamque* vertheidigt wird, findet man gute Bemerkungen über *Cyta, Cytaea.* Richtig scheint uns der Vf. I, 420 *caelata plumbo* in Schutz zu nehmen. Dagegen glauben wir ihn nicht ganz gefasst zu haben, wenn er I, 755 *nemus sacerdos praecipitat* erklärt: *vittas sacrificales, quas Alcimede capiti impositas gestabat;* denn *nemus* kann ohne weitere Unterstützung nicht für die Kopfbinde stehen. Dass Hercules beym Statius *populea movens albentia tempora sylva* genannt wird, hat seinen speciellen Grund, und *populea sylva* ist ein Busch von Pappelreisern. Daher ist auch die Verbesserung, die der Vf. in Seneca Herc. Oet. 1641 *Populea sylva, frontis Herculeae nemus,* statt des ächten *frondis* wagt, keineswegs zu billigen; denn die Pappel ist hier als der dem Hercules heilige Baum genom-

men, Virgil. Ecl. VII, 61 *Populus Alcidae gratissima*, und *nemus* steht, wie oft *sylva*, für *Bäume, Baumholz*. — Zu den gut vertheidigten Stellen ist I, 784 *cunctae — stant* zu rechnen. — Wie Rec. I, V. 823 *limine* wohl erklärt findet: so kann er der Emendation V. 826 *tulit sub manibus umbram*, theils wegen des schwerlich zu beweisenden Sprachgebrauchs, theils um des verdrängten dichterischen Bildes willen, seine Zustimmung nicht geben. — II, 56 schlägt der Vf. zu lesen vor: (*Titan*) *in nullo decidit Euro*. Vielmehr verstehe man hier den Zephyrus, der am Abend weht. Ovid. Trist. I, 2, 28, und nehme hier, wie an anderen Stellen, an, dass durch *Eurus* jeder besondere Wind bezeichnet, und so der Name verwechselt wird. — II, 257. *Sub pedibus dextraque dei. Latet ille receptus veste sacra.* Hr. *W.* interpungirt: *Sub pedibus dextraque dei latet ille, receptus veste sacra.* Rec. macht dagegen auf den Sprachgebrauch aufmerksam, nach welchem die Lateiner gern ein Participium mit dem Verbo *latere* verbinden, Horat. *latet abditus agro;* aber nach *dei* ist gewiss auch weder ein Punct, noch Kolon zu setzen. — II, 439. Diese den Kritiker zur Verzweiflung bringende Stelle emendirt Hr. *W.* also:

*Hactenus in populos, vates, sacra Thracia divum Missa mane.*

Rec. überlässt dem Leser das Urtheil, da ihm bey diesen Versen das Eigene noch gebricht, und er nur sagen kann, dass ihm dieser Versuch wegen der Structur, wegen des überflüssigen *divum*, wegen *hactenus* und der wenigstens hier auffallenden Wiederholung des *sacra* und *deorum* nicht Genüge zu leisten scheint. Solche Auskunft verlangt man freylich nicht von einem Recensenten. Gewisser kann Rec. von der gelegentlich beygebrachten Emendation in Senecae Oedip. V. 230

*Incipit Cirrhaea vates spargere horrentes comas*

sprechen, da sie ohne Zweifel richtig ist. — II, 519 sqq.

*intremere Ide*
*illidique ratis, pronaeque resurgere turres.*

Hr. *W.* verbessert *intremere undae illidique vadis, pronaeque resurgere terrae.* Auch *Beck* hat *undae* und *vadis* früher vorgeschlagen. Keinesweges möchte aber Rec. *turres* ändern, vielmehr auch bey dieser Stelle einen Gebrauch vertheidigen, der fast immer verkannt worden ist. *Turres* nämlich wird, namentlich in der späteren Zeit, von den Felsen, Klippen und Bergen, den gleichsam aufgethürmten, gesagt. So mehrmals beym Statius; so auch hier. Daher möchten wir die Lesart *turres* bey Horatius epist. I, 3, 6 keinesweges mit *terras* vertauschen, wie *Bentley* wollte, Hr. *W.* billigt; daher ist noch eine erneuerte Kritik auf Virgil. Georg. IV, 125 anzuwenden. Die Supplirung „*litora, ante aquis superfusa, recedentibus undis eminentiora facta sunt*" hätte Valerius Flaccus, wie er musste, gewiss ausgedrückt. — *Scopulosa terga* V. 518 ist mit Recht in Schutz genommen worden. Lib. III V. 120—123

*Talis in arma ruit; nec vina dapesque remotae,*
*statque loco torus: in quo (omen) mansere ministri*
*inde vagi nec tela modis nec casibus isdem*
*conseruere manum, et longe jacuere peremti.*

Diese Stelle musste allen Kritikern corrupt scheinen, da *omen* sich weder mit dem Übrigen verbinden kann, noch auch für sich als Ausruf genommen, wie *Burmann* wollte, passenden Sinn giebt. Hr. *W.* sah wohl, wie in dem Zurückbleiben der Diener auf keine Weise eine Vorbedeutung gefunden werden kann. Wenn er dagegen auch *Bentley's* Emendation *insomnes* verwirft, weil sie des Zusammenhangs entbehre: so kann Rec. diesen Gegengrund nicht tauglich finden, da er doch nur durch Voraussetzung einer anderen Erklärung möglich wurde; wohl aber lässt sich Vieles und Triftiges gegen *insomnes* selbst einwenden. Die Stelle schildert, wie bekannt, die Scene nach dem Aufruhr der Städter bey Ankunft der Argonauten in der Nacht. Medon greift zu den Waffen, lässt den gedeckten Tisch, der seiner wartet, stehen und eilt hinaus. Hr. *W.* glaubt die Stelle also fassen zu müssen, dass die Diener die Tafel nicht nach gewöhnlicher Sitte abgedeckt hätten, sondern dem hinauseilenden Herrn gefolgt seyen; daher deutet er die Worte *inde vagi* nicht mit *Bentley* auf den Medon und Genysus, sondern auf die Diener, und thut zwey Verbesserungsvorschläge: *Statque loco torus: in quo non mansere ministri* — und *statque loco torus: eque domo evasere ministri.* Die letzte nennt er aber selbst die gewaltsamere; die erstere kann Rec. nicht billigen. Das *non* ist nicht blos hart, sondern man muss bey solcher Verbindung vielmehr *nec*, freylich nicht an dieser Stelle, vom Dichter erwarten. Wer möchte auch glauben, dass der Dichter also erzählt habe: Der Herr stürzt so zu den Waffen vom Gastmahl hinweg, und die Tische bleiben unbedient stehen; die Diener blieben auch nicht zurück. Hier wird ein anderer neuer Gedanke erwartet. An den Worten *inde vagi* darf man nicht Anstoss nehmen, noch auch nähere Beziehung in ihnen suchen. Es sind die Losstürmenden überhaupt gemeint, sowohl Medon und dessen Haufe, also auch der des Genysus. Es ist *inde* hier Zeitpartikel für *deinde*, wie bekannt. In dem Vorigen verlangt Rec. folgenden Gedanken: „So stürzt er schnell zu den Waffen; der Tisch bleibt unbedient, die Sessel an ihrem Platze. Hier erwarten die Diener den Feind. Drauf dann zerstreut kämpfen sie und fallen vereinzelt." Die Diener konnten ohne Befehl nicht folgen, darum erwarten sie Anfangs hier den Feind, den sie durch des Herrn Aufstürmen vermuthen können. So kam Rec. auf den Gedanken zu lesen:

*Statque loco torus: in quo hostem mansere ministri.*

*Hostem manere* wie Livius XLII, 66: *ipse hostium adventum, elatus successu, mansit.*

III, 257:

*Ecce, levi primos jam spargere lumine portus*
*Orta dies, notaeque (nefas) albescere turres.*

Alle Handschriften lesen *primo*, woraus wegen des doppelten Beyworts *Heinsius primos* machte, *Jakobs En coeli primo — lumine portas orta dies*, wogegen Hr. *W.* mit Recht, dass *portus* erfoderlich sey, einwendet, und *leve lumen* gut rechtfertigt. Die Beweise für *primum* hätten als bekannt übergangen werden können. Von der angeblichen Correction des *Heinsius: primo limine*, steht in dessen *Adversariis* S. 43 keine Erwähnung. Hr. *W.* folgt nun, um *primo* zu vertheidigen, der von *Heyne* zu Tibullus III, 3, 22 und von *Voss* S. 191 angeführten Regel, dass zwar Epitheta ohne Copula verbunden werden können, wenn das Eine zur Vervollständigung des Substantivbegriffs erfoderlich sey (besser: wenn das eine Beywort mit dem Substantiv *einen* Begriff bilde oder als verbundene Formel gebraucht werde). Diese Regel ist wahr, und datirt sich, von Homer an, durch alle spätere Zeit hindurch. Allein sie hat bey den Römern ihre Einschränkung und Bedingungen, ohne welche sie bey keinem alten Schriftsteller gültig wird. Sie sind kürzlich folgende: 1) Das Beywort, welches durch seine Bedeutung mit dem Substantiv so verschmilzt, dass es mit diesem einen Begriff bildet (eine Ergänzung der dem Lateiner mangelnden Composita), muss sich unmittelbar und zwar voraus an das Substantiv anschliessen. Diess ist bestimmte Regel für die Prosaiker, und auch Dichter bleiben ihr, wo nur möglich, treu. 2) Der Dichter erlaubt sich, diess Beywort unmittelbar nach dem Hauptwort zu setzen, Ovid. Fast. I, 637 *candida — lux proxima*. Senecae Medea 110. 3) Ganz ausgeschlossen von dieser Regel sind die vielen Beyspiele, in denen wir zu einem Epitheton noch ein Participium, das nie die Stelle eines Adjectivs ganz vertritt, gesetzt finden, z. B. Senec. Troad. 172 *terra — fremens concussa*. 4) Nicht hieher gehören mehrere verbundene Vocative, und eben so wenig 5) die Stellen, in denen, ohne dass ein Beywort dem Substantiv vorausgeht, zwey oder mehrere ohne Copula nachgesetzt werden. Beym Gebrauch der hinzugefügten *Patronymica* und *Gentilia* ist die Regel weniger streng. Was aber jenen Bedingungen nicht gemäss, hat entweder seinen speciellen Grund, oder ist verdorben. Da Rec. an einem anderen Orte hievon weitläuftiger handeln wird: so beschränkt er sich auf die von Hn. *W.* angeführten Stellen. Val. Flacc. II, 387 *brevis in laevos piger angitur orbes* hat schon *Hand* zur neuen Ausgabe von *Gronovs* Diatribe p. 469 T. 1 also emendirt: *brevius laevo piger angitur orbe*. Im Silius Ital. XVII, 466 ist, wie Hr. *W.* selbst behauptet, mit *Livinejus inimicos* zu lesen. Horat. I, 4, 17 gehört zur oben angeführten Ausnahme. Darum aber können wir dem Vf. in der Vertheidigung des *primo* bey Val. Flaccus nicht beypflichten, und sind mit des *Heinsius primos* wohl zufrieden. — III, 723 *ingemit et dulci frater cum Castore Pollux*. Hr. *W.* schlägt vor *duplici*. Aber war diess nöthig? *Dulcissime frater* ist ein gewöhnliches Schmeichelwort (Cic. legg. III, 11), und so kann an unserer Stelle *Pollux frater cum dulci Castore* gesagt seyn für *Pollux cum Castore, dulci fratre*. — VI, 655. Hr. *W.* emendirt *Aemonia vulnus fatale sed hasta per clipeum, per pectus agit*, statt *Aesoniae — hastae — pectus abit*. Wenn auch zugegeben würde, dass *Aemonia hasta* gesagt werden könne, was schwer zu beweisen: so nimmt das *agit* der Stelle das Leben, und *hastae* darf nicht verändert werden; denn *vulnus* steht für *Schlag*, *ictus*. Propert. I, 1, 13. *Hylaei percussus vulnere rami*. Und auch Statius sagt *hasta abit trans pectus*. III, 731. *nox — sidera sustulit astris*. Hr. *W.* schlägt vor: *sustulit undis*; eine Verbesserung, die, ausser der Kühnheit, wohl gebilligt werden muss. Wenn IV, 85 die Construction wirklich nach gesetzmässiger Regel gestattet seyn soll (woran Rec. noch zweifelt): so hat Hr. *W.* gewiss das Richtige in der Verbesserung

*Thracius at summa socios e puppe sacerdos*
*fata docet, miserae solans incommoda vitae,*
*Securum etc.*

gefunden. IV, 393 vertheidigt der Vf. die Lesart *hydris* statt *spiris*. Hiebey verbessert er Virgil. Aen. IV, 384 in der Rede der Dido: *sequar anguibus absens*, statt *ignibus*. Deutlicher wird allerdings hiedurch die Beziehung, aber die Schwierigkeit der Stelle nicht gelöst; denn die gewöhnliche Erklärung: *ego ipsa etsi absens tibi occurram, tamquam ex Furiis una*, liegt gar nicht in den Worten. Rec. fasst die Stelle also, *ignibus* beybehaltend: Ich werde durch der Furien Gluth entzündet und sinnlos dir folgen. Dido hatte nämlich V. 376 gesagt: *Heu Furiis incensa feror*. Diess sind *atri ignes*. *Absens* ist so viel als *amens*, *correptus*. — Noch würde Manches der rühmlichen Erwähnung werth seyn, wie die Verbesserung VII, 244, mehrere vertheidigte Stellen und die Behandlung anderer Schriftsteller, so vorzüglich die Verbesserung des Quintus Smyrn. S. 57; uns gebietet aber der Raum, abzubrechen. Indem wir nicht einen Auszug, sondern eine Beurtheilung, und zwar dessen, was uns anderer Behandlung bedürftig schien (denn das Gute bedarf nicht der hohlen Anpreisung) lieferten, haben wir dem Vf. einen Beweis unserer Achtung und unseren Lesern einige kritische Bemerkungen vorlegen wollen. Möge der Vf. ausdauern in seinem schönen Vorsatze und Streben, und nach dem, was er in der Einleitung spricht, entweder mit seiner Amtspflicht einen solchen Vergleich treffen, dass er uns eine vollständige Bearbeitung des Valerius Flaccus recht bald liefern könne, oder in eine andere, seinen Talenten und Kenntnissen würdigere und seinen Privatstudien günstigere Lage versetzt werden!

X. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 AUGUST, 1812.

## PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Vogel: *Wilhelm Traugott Krug's*, Prof. der Philos. zu Leipzig, *naturrechtliche Abhandlungen*, oder *Beyträge zur natürlichen Rechtswissenschaft*. 1811. 9 B. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlungen sind als eine Fortsetzung der mit Beyfall aufgenommenen schon 1800 erschienenen *Aphorismen zur Philosophie des Rechts* anzusehen. So wie in diesen der Vf. sich mit der Exposition des Rechtsbegriffs, und der Deduction des Rechtsgesetzes beschäftigte, um mittelst derselben die Grenzlinie zwischen *Rechts-* und *Tugend-Lehre* einerseits, und zwischen *natürlichem* und *positivem Rechte* andererseits genau zu bezeichnen: so hat er es in diesen Beyträgen mit Erörterung und Ableitung wirklicher Rechte zu thun, so weit diess möglich ist, ohne ins Gebiet der positiven Rechtssphäre einzugreifen. Nach einer Einleitung (wo sich der Vf. nochmals die Mühe nimmt, diejenigen auf das gründlichste zu widerlegen, welche entweder die Absonderung des Naturrechts und der Moral tadeln, oder, meist nur durch die Autorität einiger sonst berühmter Namen verführt, nachsprechen, dass es gar kein Naturrecht, sondern nur ein positives Recht, und daher nur eine Philosophie des positiven Rechts gebe, d. i. dass man zwar über das positive Recht, wie über jeden Gegenstand, philosophiren, nicht aber die Philosophie aus eigener Machtvollkommenheit allgemeingültige Rechtsgesetze aufstellen könne —), handelt der Vf. mit der gewohnten Deutlichkeit und Gründlichkeit in 6 Abschnitten *von den Urrechten*, *von Erwerblichkeit* und *Veräusserlichkeit* der Rechte, von *Erwerbung eines äusseren Eigenthums*, von der *Übertragung der Rechte*, von der *Ausübung des Rechts*, *zu zwingen*, und *vom Strafrechte*.

Durch *Urrechte* (ursprüngliche, wesentliche, allgemeine, absolute, unbedingte Rechte) versteht der Vf. nur solche, welche einem vernünftigen Wesen überhaupt, als einem solchen, zukommen (ohne noch auf eine gewisse Form zu sehen, in welcher es in der Sinnenwelt auftritt, z. B. als Mensch), die weder irgend eine besondere Begebenheit in der Sinnenwelt, noch irgend einen besonderen Freyheitsact eines vernünftigen Wesens, als Bedingung ihrer Gultigkeit, voraussetzen. Der Gegensatz sind *entstandene* Rechte (*adventitia* im weiteren Sinne, welche einem vernünftigen Wesen nicht schlechthin, als einem solchen, sondern vermöge irgend einer von seinem Willen unabhängigen oder abhängigen Thatsache zukommen. Diese sind entweder angeborne (*adnata*, *connata*), oder erworbene (*acquisita*) oder hinzugekommene im engeren Sinne (*adventitia str. s. d.* oder *accessoria*). Da diese Abtheilung und Terminologie von der gewöhnlichen etwas abweicht: so muss man nicht nur auf die Erklärungen des Vfs. S. 13 f., sondern auch auf die weitere Eintheilung *der angebornen Rechte*, und die Beyspiele S. 42, 43 genau merken, wenn man dasjenige richtig fassen will, was im zweyten Abschnitt über Erwerblichkeit und Veräusserlichkeit der Rechte gesagt wird. Es giebt, genau genommen, nur ein einziges Urrecht, als die Bedingung aller entstandenen Rechte, *das Recht der Persönlichkeit*, oder das Recht, als Selbstzweck in der Sinnenwelt zu seyn und zu wirken. Das Recht der persönlichen Subsistenz, und das der Freyheit und Gleichheit, werden zwar in der Reflexion und Abstraction getrennt, sind aber in ein und eben demselben Urrechte unzertrennlich verbunden, und mit demselben identisch. So ist auch das Recht der Sicherheit kein besonderes, sondern das mit jedem eigentlichen Rechte verbundene Recht, zu zwingen.

Wenn Einige behaupten, dass nach dem blossen Naturrecht alle unsere Rechte *veräusserlich* seyen: so sucht der Vf. zu zeigen, dass nicht nur das *Urrecht*, sondern auch gewisse *entstandene*, nämlich die eine Gattung der angebornen Rechte S. 43, schlechterdings unveräusserlich seyen; und wenn auch ein Mensch so unsinnig wäre, sein Urrecht veräussern zu wollen: so dürfe doch ein anderes vernünftiges Wesen solches nicht annehmen, ein solcher Vertrag habe gar keine Gültigkeit, und sobald der andere einsehe, dass er etwas schlechterdings Unveräusserliches veräussert habe: so höre das vermeinte Recht des Anderen auf. Z. B. wenn jemand sich freywillig in die völlige Sclaverey des Anderen begeben hätte. Die ungereimten Folgen, welche aus einer vorausgesetzten *Communio positiva primaeva* hervorgehen, führen darauf, dass ursprünglich Alles ausser uns *herrenlos*, oder, wie sich Einige ausdrücken, *res negative communes*, *res nullius* waren. Daher ist zur *Erwerbung* eines äusseren Eigenthums die *occupatio* einer solchen noch herrenlosen Sache schon hinlänglich, und, so lange ich die Sache inne habe, dauert auch mein von Anderen zu respectirendes Eigenthumsrecht fort. Wenn aber dieses Recht auch *ohne fernere Innhabung der Sache* fortdauern soll: so gehört dazu *Erkennbarkeit*. Diese wird gewirkt dadurch, dass ich mit der Sache eine gewisse Veränderung vornehme, *Formation im weitesten Sinne*; so dass nach dem Vf.

auch die bloſse Verſetzung aus einem Ort an einen anderen *Formation* iſt — *forma exiſtendi modificatur quoad locum.* — Rec. iſt immer viel deutlicher geweſen zu ſagen: Wenn ich ein auch ohne Innhabung beharrliches Eigenthum haben ſoll: ſo muſs ich etwas gethan haben, welches macht, daſs mir die Sache nicht entzogen werden kann, ohne mir zugleich ein Product meiner Kräfte und meiner Thätigkeit zu rauben.

In der Lehre von der Übertragung der Rechte kömmt der Vf. auf die Gültigkeit auch der Verträge, wo die Leiſtung noch nicht wirklich geſchehen, ſondern nur eine künftige Leiſtung verſprochen, und dieſe Zuſage angenommen worden iſt. Daſs ihre vollkommene Verbindlichkeit nicht erſt durch die poſitive Geſetzgebung eingeführt worden ſey, ſondern ſchon vor dieſer angenommen werden müſſe, iſt einleuchtend dargethan, und gezeigt, daſs eigentlich zwiſchen einem, unmittelbar durch die Leiſtung ſelbſt geſchloſſenen, mithin auf der Stelle vollzogenen Vertrag, und einem ſolchen, der mittelbar durch Zuſage und Annahme einer künftigen Leiſtung geſchloſſen worden, mithin erſt ſpäterhin vollzogen werden ſoll, gar kein weſentlicher Unterſchied Statt finde. Die Einwürfe, die von der Veränderlichkeit unſeres Wollens, von der Freyheit u. ſ. w. genommen ſind, werden hinlänglich entkräftet. Ich brauche mich alſo, bey dieſer Gattung der Verträge, nicht mit bloſser Entſchädigung zu begnügen, ſondern kann auf Erfüllung des Verſprechens dringen, ſo weit dieſe nur möglich iſt. Sollte wohl der Grund, aus welchem beyläufig S. 91, Note, die Ehe mit Ältern und Geſchwiſtern verworfen wird, weil man dieſen Perſonen das reinſte und uneigennützigſte Wohlwollen ſchuldig ſey, hinlänglich ſeyn? Sollte denn das eheliche Verhältniſs ſolche Geſinnungen ſchlechterdings aufheben? Rec. glaubt noch immer, daſs man hier *phyſiſche, moraliſche* und *politiſche* Gründe zuſammennehmen müſſe.

Noch zeichnet Rec. aus der 5ten Abh., von der *Ausübung des Rechts, zu zwingen*, in Verbindung mit der 6ten, *vom Strafrecht*, den Ideengang des Vfs. mit einigen Bemerkungen aus. Die Ausübung des Rechts, zu zwingen, ſetzt voraus, daſs ein Recht entweder ſchon verletzt worden, oder mit einer Verletzung bedrohet werde. In beiden Fällen *vertheidige* ſich der Zwingende gegen das Unrecht. Wir wollen hier nicht mit dem Vf. über das Wort: *Vertheidigen*, ſtreiten, welches genau genommen nur auf Abwendung des Künftigen geht. Wird Jemand mit einer Rechtsverletzung oder Beleidigung bedroht: ſo kann der Zwang in nichts anderem beſtehen, als in einer Gewalt, wodurch der Bedrohende von der Vollziehung der Beleidigung abgehalten wird, d. i. im *Zurücktreiben*, oder *Zuvorkommen*, je nachdem (ſo unterſcheidet der Vf. beides) der Beleidiger entweder durch bloſsen Widerſtand — oder durch Zufügung einer, der beabſichtigten gleichen oder ähnlichen Verletzung auſser Stand geſetzt wird, ſeine Abſicht zu erreichen. So ſehr hiebey der Vf. S. 103 f. die Grenze des äuſserlichen Rechts und der Moral feſtzuhalten ſcheint — denn er erlaubt demjenigen, auf deſſen Leben ein mörderiſcher Angriff geſchieht, den Angreifer zuerſt niederzuſtoſsen, ſelbſt wenn er ſeinen Zweck durch einen geringen Grad der Gewalt, z. B. durch bloſse Entwaffnung, hätte erreichen können; eine ſolche Schonung hange vom guten Willen des Vertheidigers ab —: ſo verlangt er S. 104 doch, daſs man NB. nach dem Naturrecht, auſser dem Fall, wenn die Rechtsverletzung auf *Vernichtung unſerer perſönlichen Subſiſtenz* ausgeht, nicht den äuſserſten Grad der Gewalt entgegenſetzen dürfe, ſondern ſeine Vertheidigung nach der intendirten Beleidigung abmeſſen müſſe. Dieſe Einſchränkung kann im Stande der Natur durchaus nicht angenommen werden. Der Verluſt, oder die Beleidigung, womit ich bedrohet werde, ſey groſs oder gering: ich brauche ſie mir nicht gefallen zu laſſen, und ich bin dem, der nicht abſtehen will, durchaus rechtlich keine Schonung ſchuldig. Ich darf auch die geringſte Beleidigung, Verletzung und Verluſt des Meinigen durch die äuſserſte Gewalt abzuwenden ſuchen. Durch Nothzucht wird nicht *die perſönliche Subſiſtenz*, nicht *die ganze Freyheitsſphäre* der Perſon vernichtet. Soll aber dieſe Perſon, die mit Nothzucht bedroht wird, wenn ihr endlich kein Rettungsmittel übrig bliebe, als den ſtieriſchen Menſchen zu tödten, es nicht thun dürfen?

Wenn das Recht ſchon verletzt worden: ſo kann der Zwang in weiter nichts beſtehen, als daſs man entweder den Beleidiger zum *Wiedergutmachen* nöthigt, oder ihm ſchlechtweg *Gleiches mit Gleichem vergilt*, d. i. *Wiederherſtellung* oder *Rache*. Wir würden ſtatt dieſes durch Nebenbegriffe ſchon verdächtigen Worts *Rache* lieber das ganz unſchuldige *Retorſion* gebraucht haben. Aber ſelbſt das Retorſionsrecht bezieht ſich doch wieder mit auf andere Zwecke, ſowohl dem Beleidiger ſelbſt, als auch Anderen zu zeigen, daſs man ſich nicht ungeahndet beleigen laſſe. Nennt man jedes phyſiſche Übel, das einem vernünftigen Weſen um eines moraliſchen willen zugefügt wird, *Strafe im weitläuftigſten Sinn*: ſo iſt jeder Zwang eine Strafe, und das natürliche Recht, zu zwingen, kann ein *natürliches Strafrecht* genannt werden. Aber im engeren und eigentlichen Sinn findet Strafe nur in der bürgerlichen Geſellſchaft Statt, wenn nämlich in dieſer der Zwang als ein phyſiſches Übel, und *als nothwendige Folge des Unrechts*, durch ein beſonderes Geſetz beſtimmt, und nach dieſem Geſetze von einem beſonderen Richter dem Urheber des Unrechts zuerkannt wird. So hat das Strafrecht einen poſitiven Charakter, und kömmt nur dem Staat im Ganzen oder denjenigen Perſonen zu, welchen der Staat die Ausübung deſſelben anvertraut hat. Das Strafrecht nun gründet der Vf., wie Kant und Andere, zuförderſt auf die, wie es hier heiſst, im Weſen der menſchlichen Natur ſelbſt gegründete — Foderung der Vernunft, daſs das Thun und Laſſen eines vernünftigen Weſens in der Sinnenwelt mit ſeinem ſinnlichen Zuſtande in einem harmoniſchen Verhältniſs ſtehe, daſs es alſo dem Guten wohl, dem Böſen übel gehe. Rec. hat ſo oft gewünſcht, daſs man doch deutlich zeig-

te, warum physisch Gutes sich für den moralisch bösen, und physisches Ubelseyn für den sittlich guten Menschen nicht schicke; denn auf ein blosses Gefühl sich berufen ist doch immer etwas Missliches. Und warum sollte sich diess Gefühl nicht aufklären lassen? Es beruht doch darauf die ganze Lehre vom sogenannten *inneren Zweck der Strafe*, da man strafen muss, *quia peccatum est*, oder, wie sich Leibnitz erklärt, damit nicht das Gesetz der Schicklichkeit leide (*loi de convénience*). Jene Foderung der Vernunft aber vorausgesetzt, ist es freylich richtig S. 121: Wenn die Strafe auch keinen anderen Effect hätte, als diese Foderung der Vernunft zu befriedigen, dass Jedem nach seinen Werken vergolten werde: so würde sie schon dadurch allein in den Augen jedes vernünftigen Wesens gerechtfertigt seyn. Indessen leugnet der Vf. nicht, dass die Strafe ausserdem noch einen besondern Effect habe. Ihr besonderer Zweck ist nämlich auch Sicherung des Rechts, und diesen Zweck erreicht sie dadurch, dass sie theils auf die *Geneigtheit*, theils auf die *Fähigkeit* zu Rechtsverletzungen, entweder *hemmend*, oder *vernichtend* einwirkt. Sie hemmt die Geneigtheit durch *Abschreckung*, sie vernichtet dieselbe durch *Besserung*. (Eigentlich wird Niemand durch die blosse Strafe gebessert. Sie kann aber Anlass werden, dass Jemand über seine Handlungen und deren Quellen nachdenkt, das Vernunftwidrige davon einsieht, mit gerechten Abscheu erfullt, und dagegen dem Vernunftgesetz Achtung verschafft wird.) Die *Fähigkeit zu Rechtsverletzungen* wird gehemmt, durch Einschränkung der äusseren Freyheit, in minderem oder höherem Grade. Da aber, so schliesst der Vf. weiter, auch die stärkste Beschränkung der Freyheit keine Vernichtung der Fähigkeit zu Rechtsverletzungen bewirken kann (denn wenn nicht während dieser Beschränkung, durch eine dadurch veranlasste Besserung, die Geneigtheit zu widerrechtlichen Handlungen aufgehoben wird: so wird der Beschränkte immer seine Fesseln abzuwerfen suchen, und wenn er durch Zufall, List oder Gewalt seinen Zweck erreicht hat, das Recht von neuem verletzen, wenn er der Strafe auszuweichen hoffen darf): so muss es auch eine Strafe geben, welche die *Fähigkeit zu Rechtsverletzungen gänzlich vernichtet*, indem sie das Subject aus der Welt der Erscheinungen dergestalt entfernt, dass es darin gar nicht mehr wirken kann — *Lebensstrafe*. In welchem Falle nun diese höchste und letzte aller Strafen anzuwenden sey, soll, wenn wir den Vf. recht verstehen, durch folgende Betrachtung bestimmt werden: „Wenn es Rechtsverletzungen giebt, die auf *Vernichtung alles Rechts* ausgehen: so muss der Staat das Recht haben, solche widerrechtliche Handlungen *mit dem Tode zu bestrafen* — obgleich die Strafpolitik in einzelnen Fällen eine mildere Strafe verfügen kann.“ Rec. fragt: Was soll diess heissen: *Ein Verbrechen gehe auf die Vernichtung alles Rechts*. Der Vf. giebt als Beyspiel *den Mord* an. Nun ist zwar wahr, der Getödtete selbst hat keine Rechte mehr in der Sinnenwelt. Aber wir sehen doch nicht, wie durch den Mord eines Einzelnen alles Recht vernichtet werde. Doch wir wollen den Vf. hören: Der Mörder eines Menschen erklärt durch die That, dass er, wenn sein Interesse es heischt, oder die Leidenschaft ihn dazu antreibt, jedes anderweite Glied des Staats auf gleiche Weise zu behandeln kein Bedenken tragen werde. Sein Angriff erstrecke sich also nicht minder auf das Ganze, als der Angriff dessen, der gegen den eigenen Staat die Waffen führt, und mit dem Feinde gemeinschaftliche Sache macht. Wenn nun schon der Einzelne berechtigt sey, sich gegen einen mörderischen Angriff durch Tödtung des Angreifers zu vertheidigen, oder nach Vollbringung eines solchen Angriffs *gegen einen Anderen* den Mörder zu verfolgen, und im Betretungsfall zu tödten: so müsse um so mehr der Staat, als eine zum Schutze des Rechts überhaupt bestimmte Gesellschaft, das Recht haben, eine Handlung mit dem Tode zu bestrafen, die auf Vernichtung alles Rechts ausgeht. Noch immer ist nicht klar, wie man sagen könne, dass der Mord eines Einzelnen auf die Vernichtung alles Rechts *ausgehe*. War das die Absicht einer *Corday*? Uns wundert, dass der Vf. nicht auf seine obigen Grundsätze von der Rache, wo kein Ersatz, wie hier, möglich ist, gebauet hat, wenn er auch das durch die Obrigkeit zugefügte Übel *nicht mehr Rache*, sondern *Strafe* nennen wollte. Vielmehr nimmt nun der Vf. eine andere Wendung, indem er fortfährt: „Dass der Staat auch auf andere Art das Leben seiner Bürger gegen mörderischen Angriff *sichern* könne, ist eine sehr problematische Behauptung. Denn es möchte schwerlich irgend ein Mittel ausfindig zu machen seyn, dass, *wenn es nicht noch schlimmer, als der Tod, seyn soll*, dem Staat völlige Sicherheit gegen Verbrecher gäbe, die selbst das Leben der Bürger zu zerstören kein Bedenken tragen.“ Also wird nun das Recht der Todesstrafen auf die Nothwendigkeit zur Sicherheit des Lebens der Bürger gegründet. Sicherheit gegen die Person des Mörders, dass er nicht mehr morden kann, ist im Staate gar wohl möglich, ohne ihn zu tödten. Mithin käme es auf den Zweck der Abschreckung Anderer, die so etwas zu thun geneigt wären, und somit auf die Frage an, ob Androhung und also auch Vollstreckung der Todesstrafe weit besser abschrecke, als jedes andere Übel, ein höchst elender, hoffnungsloser Zustand, der sich nicht anders, als mit dem Tode endiget, ein langsamer Tod — wovon die anschauende Vorstellung immer jedem Bösewicht, der zu dergleichen Verbrechen geneigt und fähig wäre, vor Augen bleibt? Diess leugnet nun der Gegner der Todesstrafen, und gewiss mit nicht gemeinen und flachen, sondern selbst durch die Erfahrung bestätigten Gründen. Die Frage des Vfs. S. 130: Was kann der Verbrecher für ein Recht haben, vom Staate zu fodern, dass dieser ihn auf öffentliche Kosten unterhalte? — entscheidet gar nichts. Der Gegner der Todesstrafe wird selbst das stillschweigende Geständniss des Vfs. (S. 129 zu Ende), dass es Mittel gebe, die noch schlimmer sind, als der Tod, sich zu Nutze

machen. Nicht alle Gegner der Todesstrafen sind es aus *irregeleiteter Philanthropie*, oder gar *aus empfindelnder Schwäche* (S. 131), sondern der Gedanke der scharfsinnigsten ist vielmehr der, dass, nach ihrer Überzeugung, die transitorische, so kurz vorübergehende (und selbst dem Zuschauer gar bald wieder verschwindende) Todesstrafe für die gröbsten Verbrecher und Bösewichter viel zu wenig sey, und daher nicht hinlänglich abschrecke.

N. c. m. e.

## KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. 1) *Landshut*, b. Thomann: *Prof. Salat gegen den Angriff seines Herrn Kollega* (sic) *Winter*. Ein freymüthiges Wort an das gelehrte Publicum. Auch ein Beytrag zur Geschichte der neuern Literatur. 1812. VIII und 68 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Über das Loos katholischer Schriftsteller in den Literatur-Zeitungen der Protestanten.* Etwas an die Freunde der höhern wissenschaftlichen Bildung im deutschen Vaterlande. Von *Jacob Salat*, königl. bayerischem Rath und Professor. Nebst einer Zugabe über den gegenwärtigen Zustand der kritischen Literatur in Bayern. 1811. XXXII und 157 S. 8.

Zwey sehr unerfreuliche Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Literatur, wenn man anders solche Broschüren zur Literatur rechnen darf! Indessen figurirt doch der Name der Literatur wenigstens auf den Titeln dieser Schriften, und die Eine soll sogar ein *Beytrag zur Geschichte der neueren Literatur* seyn! Also müssen wir sie schon mit einigen Worten erwähnen.

In No. 1 hat es der Vf. mit seinem *Collega*, dem Hn. Geistl. Rath und Prof. *Winter* in Landshut, zu thun. Dieser hatte geglaubt, der Vf. habe einige Schriften desselben in einer deutschen L. Z. (namentlich in der hiesigen, wie man S. 23 erfährt) auf eine ungünstige Weise recensirt, und desshalb in einem vaterländischen Blatte den Vf. heftig angegriffen. Statt sich nun mit den Erklärungen zu begnügen, welche S. 2 und 23 zu lesen sind, dass er von allen winterschen Schriften gar keine, und in der Jenaischen A. L. Z. nie irgend ein Buch recensirt habe, welches letzte wir im Namen der Redaction zu bezeugen den Auftrag haben — statt sich also mit diesen Erklärungen, die seinen Gegner beschämt haben würden, zu begnügen, erlaubt sich der Vf. einen nicht minder heftigen Angriff gegen Hn. *Winter*, und giebt so der Lesewelt das traurige, oder auch tragikomische, Schauspiel zweyer geistlichen Räthe und Collegen, die sich gegenseitig vor ihren Zeitgenossen und, wenn's möglich wäre, dass solche Erzeugnisse literarischer Streitsucht ein längeres Daseyn gewönnen, auch vor der Nachwelt möglichst zu prostituiren suchen. Wir wollen übrigens nicht leugnen, dass Hn. *Winter's* Angriff, da er auf einer falschen Voraussetzung ruhte, ungerecht war. Wenn aber Hr. *Salat* S. 27 seinen Gegner nicht nur bey der Landesregierung, sondern auch bey einer auswärtigen Macht verdächtig zu machen sucht; wenn er gegen das Ende der Schrift Klatschereyen einmischt, die den Charakter seines Gegners überhaupt antasten, und S. 53 sogar den Ekelnamen beybringt, welchen sein Gegner als Student in Ingolstadt erhielt: so ist eine solche Gemeinheit doch in der That unter aller Kritik!

In No. 2 hat es der Vf. mit seinen Recensenten zu thun, besonders mit einem leipziger und einem heidelberger, die dessen neueste Schriften gar nicht nach seinem Sinne recensirt haben. Wir können uns in diesen Streit nicht mischen, da es ausser unserem Berufe liegt, Kritiken und Antikritiken von neuem zu kritisiren. Was aber die Hauptsache betrifft, nämlich die Behauptung, dass das religiöse oder vielmehr kirchliche Verhältniss zwischen dem Vf. und seinen Recensenten in den Lit. Zeitungen der Protestanten auf die ungünstige oder nicht durchaus vortheilhafte Beurtheilung seiner Schriften in diesen Zeitungen Einfluss gehabt habe: so wundern wir uns um so mehr, dass der Vf. diese schon im Intelligenzblatte der Leipz. L. Z. aufgestellte Behauptung hier von neuem wiederholt, da (wie schon der dortige Rec. ihm nach S. 35 der gegenwärtigen Schrift zu Gemüthe führte) viele katholische Gelehrte in Nord- und Süd-Deutschland an den norddeutschen, von Protestanten redigirten, Lit. Zeitungen als Recensenten Theil nehmen, mithin der Vf. gar nicht wissen kann, zu welcher Kirchenpartey seine Recensenten gehören, wenn es sich auch als möglich denken liesse, dass ein protestantischer Rec. einer philosophischen Schrift des Vfs. dieselbe darum weniger vortheilhaft beurtheilt oder ihr weniger Aufmerksamkeit geschenkt haben sollte, weil der Vf. ein Katholik ist. Aber der Vf. rühmt sich ja selbst in seiner Streitschrift gegen Hn. *Winter*, dass viele seiner, besonders früheren, Schriften auch sehr günstig in den Lit. Zeitungen der Protestanten beurtheilt worden seyen. Hat hier etwa auch das kirchliche Verhältniss mitgewirkt? Noch mehr! Ist wohl der Vf. je von einem *protestantischen Rec.* so behandelt worden, wie ihn jetzt sein *katholischer Hr. Collega* behandelt hat? Und was für andre Dinge dieser Art erzählt nicht der Vf. in der *Zugabe* (S. 135 ff.) *über den gegenwärtigen Zustand der kritischen Literatur in Bayern*, besonders in Beziehung auf die *Oberdeutsche* A. L. Z., in der doch wohl meistens *katholische* Gelehrte recensiren!

X.

Naturgeschichte. *Dresden*, b. Arnold: *Über die geometrische Bildung merkwürdiger Gebirgsparthieen und ihre Vervielfältigung in erhabener Arbeit.* Eine Vorlesung, gehalten vor Sr. Majestät, Maximilian Joseph, Könige von Bayern u. s. w. von Dr. *Karl Weinhold*, k. russ. u. k. preuss. Hofrathe, Professor u. s. w. Zugleich als Bekanntmachung dieser Erfindung und Bearbeitung von *August Weinhold*, Architekt. 1811. 22 S. 8. (4 gr.) In dieser Rede wird viel Gutes und Wahres über Gebirgs-Reliefs im Allgemeinen, dann über die *pfyfferschen*, *müllerschen*, *meyerschen*, u. A. Arbeiten, so wie über die grosen Schwierigkeiten gesagt, die sich bisher nach dieser Art der Darstellung der festen Erdenrinde entgegengestellt haben. Getäuscht wird man aber in der Hoffnung, Aufschlüsse darüber zu finden, wie diese Schwierigkeiten durch die Erfindung der Hnn. *Weinhold* beseitigt sind. Diese Blätter dienen mithin nicht, wie der Titel sagt, zur *Bekanntmachung* der Erfindung, sondern nur zur *Ankündigung* derselben; daher ein Urtheil darüber vor der Hand nicht möglich ist. Die Vortheile der von den Vff. erfundenen Methode der Verfertigung von Gebirgs-Reliefs sollen übrigens nach ihrer Angabe bestehen: 1) in einer für diesen Zweck berechneten und abgekürzten *Aufnahme-Manier;* 2) in der erfundenen sogenannten *Modellir-Maschine*, durch welche das Originalmodell schneller gebildet wird, als es die Plastik aus freyer Hand vermag; 3) in der *Vervielfältigung* oder dem *Gewinnen* einer gegebenen Menge von Abdrücken.

O. a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 AUGUST, 1812.

## PÄDAGOGIK.

Wien, b. Schaumburg u. C.: *Georg Sigrist's Briefe an Schmid über seine Ansichten und Erfahrungen der Erziehungs-Institute u. s. w.* Mit Antworten und Bemerkungen herausgegeben von *Joseph Schmid*, Zögling und nachmals Lehrer am pestalozzischen Institute. 1811. 125 S. gr. 8. (16 gr.)

Hr. *J. Schmid*, der durch seine „Elemente der Form und Gröfse" u. s. w., und durch „seine Ansichten und Erfahrungen der (?) Erziehungsinstitute" dem Publicum bekannt ist, hat in Beziehung auf letztere Schrift von einem Hn. *Sigrist*, seinem vormaligen Schulcameraden, vier Briefe aus Wien erhalten, die er mit eben so vielen Antworten aus München und Wien, und mit einer Nachrede begleitet dem Druck zu übergeben für gut befunden hat. In der Weihungsanrede an die Liebe und Freundschaft schickt er diese Blätter mit einem Segen „in die Hütten derjenigen, die so nach Frieden und innerem Troste für ihr Herz streben, als das seine" (als er). Dabey versichert er, in denselben Vieles gefunden zu haben, „das ihm lieb war und ihn gestärkt hat, und wünscht, dafs auch die, welche ihnen gastfreundliche Wohnung gönnen, das Gleiche finden mögen." Rec. misgönnt zwar Hn. *S.* seine Empfänglichkeit für Frieden und Trost keineswegs, begreift aber nicht, was diese Briefe in den Hütten sollen, und bedauert, ihnen überall keine gastfreundliche Aufnahme versprechen zu können. Er für sein Theil muss diese leidigen Tröster von seiner Wohnung abweisen, und er wird dazu beytragen, dafs von allen übrigen Menschenwohnungen ein Gleiches geschehe, weil das fade und aberwitzige Geschwätz, womit die beiden Correspondenten sich unterhalten, irgend einem Menschen, in der Hütte oder im Pallaste, weder Frieden, Trost und Stärkung noch sonst etwas Gutes gewähren kann. Doch der Leser urtheile selbst, ob er solche Gäste in seine Behausung aufnehmen mag.

„Lass dich umarmen, lieber theurer *Sch.*" In dieser Ekstase fängt Hr. *S.* seinen ersten Brief an, nachdem er „das letzte Bangen verhaucht hat, das ihn schon lange der *schmidschen* Ansichten und Erfahrungen wegen in seinem Herzen fürchten gemacht hatte." Und wodurch verhauchte denn Hr. *S.* sein letztes Bangen? — Er hatte schon in Lucern von Hn. *Sch.* erfahren, dafs dieser mit dem welterschütternden Plan umgehe, Pestalozzi zu verlassen, und dessen Institut, so wie alle Erziehungsinstitute, öffentlich für eine Schande der Menschheit zu erklären. Darüber war Hr. *S.* in „doppelt schwere Angst" gerathen, und hatte sich das ihm mitgetheilte „kahle Gerippe der *schmidschen* Schrift in ein so trauriges Gemälde ausgemalt," dafs er im Geiste schon Hn. *Sch.* „durch die rauchende Wolke rennen sah." Als er aber nachmals „die Schrift selbst mit Muth ergriff: so war die Gestalt, vor der ihn erst noch schauderte, zu einem Wesen herangewachsen, das er nicht mehr hassen, nein, das er lieben musste." Doch „verlangte ihn vor Allem mit eiserner Strenge zu erwägen, ob diese plötzliche Freude nur eine Bethörung der reizenden Aussengestalt dieses Geschöpfs sey, das in seinem vollen gesunden Bau aus den meisten Bewegungen so köstliches Blut zeigt." Daher entschloss er sich denn, „vor Hn. *Sch.* mit mühsamer Härte an dessen Gebäude zu schlagen," um zu erfahren, „ob die Gestalt nicht vielleicht ein gefährliches Luftgebilde sey." Und dieser Schlag mit mühsamer Härte, wodurch er sein letztes Bangen verhauchte, bestand in dem sinnreichen Einfall, die *schmidsche* Schrift „als aus dem Kampfe zwey ganz verschiedener *Stimmungen* hervorgegangen ins Auge zu fassen. Die erste Stimmung: Jene Liebe und jene grofsen Dankgefühle, die *Sch.* an Pestalozzi und dessen Haus, an seine vorige Lebensweise und seine so häusliche und angewohnte Lebensbahn gebunden haben. Die zweyte Stimmung: Das erwachte Treiben, jenes feurige innere Aufgehen und lebendige Blühen, das sich nach einem Himmel hinbreitete, welchen er freylich noch nicht geschaut, aber durch eine Ferne, zu welcher ein angenehmer Weg hinzuleiten schien, geahnet hat." Diese beiden Stimmungen treten nun in ein Wechselgespräch über Hn. *Sch.*, und faseln so lange, bis die Stimmung der Liebe und Dankbarkeit zum Schweigen gebracht ist, und nur noch die Frage aufwirft: Warum hast du (nämlich du zweyte Stimmung des Hn. *Sch.*) nicht diesen Lebensfunken in Pestalozzi selber geweckt, dafs er noch mit seiner grofsen milden Vaterliebe zu den Herzen der Ältern, mit seiner eigenen Redegewalt zu den Herzen der Fürsten und Landesväter geredet hätte? Warum hast du dich nicht an diesen gewendet, der unserem Zögling die Kraft und dieses geistige Leben gegeben hat? Worauf die zweyte Stimmung in bündiger Consequenz mit dem würdigen Benehmen des Hn. *Sch.* gegen Pestalozzi antwortet: Weil ich sein Haus für so Viele wie einen Ort ihrer Reinigung und wachsenden Ruhe sah; weil ich ihn als Vater unter Söhnen erblickte, die seiner bedürfen und sich in seiner Nähe reinigen, damit, wenn sie

auch seiner Werthes nichts thun, sie wenigstens seiner nichts Unwerthes beginnen." Hr. S. hat sich in diesem Gespräch der zwey himmlischen Schwestern, das die unbesonnene Handlungsweise eines jungen aufgeblähten Schwärmers beschönigen soll, so sehr selbst übertroffen, dass er es nicht für zu anmasslich hielt, seinem Freunde zuzurufen: „Hör' sie an, lausche ihrer, vielleicht vernimmst du noch *Grosses* aus ihrer *herrlichen* Rede."

Hr. *Sch.* scheint denn auch so viel Grosses aus dieser herrlichen Rede vernommen zu haben, dass ihm davon seine Sinne schwinden, und er ausser sich vor Entzücken ausruft: „Theurer! ich möchte dir für deinen Brief danken; doch du bist es nicht, sondern dein in dir wohnender *Gott*. Ihm sey also gedankt für das, was du mir durch diesen Brief bist." — Können sich junge Leute wohl aberwitziger unterhalten, und ist es nicht eine beyspiellose Unverschämtheit, dergleichen Geschwätz drucken zu lassen? — Doch man höre weiter! Hr. *Sch.* besinnt sich auf der Stelle, dass in ihm ein noch höherer Gott wohne, und macht dem in Hn. *S.* wohnenden Gott den Vorwurf, dass er „seinen in ihm selber zerrissenen Zustand nicht mit den lebendigen Farben vor die Seele stelle, wie er sich in ihm hat aussprechen müssen, und dass er ihm auf der einen Seite zu viel Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, auf der anderen Seite aber wirklich zu strenge mit ihm gewesen sey;" wobey wir zugleich folgende wichtige Wahrheit lernen: „Der Mensch zerrissen ist nicht mehr Mensch, und sollte er auch ein Engel seyn." „Als Mensch in seinem ungetheilten und wahren Zustand" schämt Hr. *Sch.* sich nun seiner im zerrissenen Zustande, wo er sich gegen seinen Vater Pestalozzi und gegen die ganze Welt auflehnte; aber er tröstet sich bald wieder damit, „dass unser ganzes Geschlecht eben so zerrissen ist, wie er es war," und sagt mit musterhafter Bescheidenheit: „Ich will mir meine in mir aufgegangene Sonne weiter leuchten lassen; sie ist keine andere, als die deine: es ist (—?) die *Demuth*, die in dem grossen, von den Göttern bestimmten Kreise alles für nothwendig, gerecht und gut erkennt (also auch die dümmsten Streiche, die der Demüthige begeht? —), und mich wieder vereinigt mit mir selbst und mit der Welt." Nun wird noch über den Cirkel und Bund der Seligen, über den grossen göttlichen Cirkel, über die Verdammung zur Vollendung des entweihten Cirkels und über die Berufung zur Vollendung des göttlichen Cirkels gefaselt, wodurch Hr. *Sch.* Hn. *S.* „in das Heiligthum seines neuen Lebens" einführen will.

Hr. *S.* muss sich nun wohl schon in diesem Bunde der Seligen und in dem *schmidschen* Heiligthume des neuen Lebens befinden; denn er fängt seinen zweyten Brief mit den Worten an: „Du hast meinen Brief so freundlich aufgenommen und mit deiner Liebe gepflegt, dass ich mich fast scheue, deine Gastfreundschaft mit einem zweyten Besuche anzusprechen (damit ich deine Liebe nicht ermüde); oder dass ich wieder fürchte, du machest durch deine Güte mich sammt meinen Briefen *ungezogen*. — Deine Geduld zu prüfen, will ich beym jetzigen Besuche nicht mindestens schön thun, sondern ohne Scheu in deinem Hause, d. h. in deinem Buche, herumlärmen, gleich (—?) einem *ungekämmten Jungen*. Setze dich und höre."

Rec. glaubt, der Leser habe jetzt von diesen Briefen zur Genüge gehört; er würde ihm auch aus allen übrigen nur ähnlichen Unsinn mittheilen können. Aber ist es nicht empörend, dass solche ungekämmte Jungen als Schriftsteller auftreten, mit frecher Stirn der ganzen Welt Hohn sprechen, die ehrwürdigsten Anstalten und Gelehrten herabwürdigen, ihre thörichten Phantasieen für weltbeglückende Weisheit halten, und sich selbst als Lehrer und Muster öffentlich darstellen? Wahrlich, nicht bloss die Kritik, sondern das ganze Publicum kann gegen solche unverschämte Schulknaben nicht zu strenge verfahren. Wir würden hier abbrechen; um aber allen Schein von Ungerechtigkeit zu vermeiden, erwähnen wir noch, dass Hr. *S.* in seinem 3 Briefe auch einen Schulplan mitgetheilt habe. Dieser handelt 1) von Erkenntnissen und Fertigkeiten. Hier lernen wir denn, dass der Mensch aus Seele und Leib bestehe, und dass aus diesen der Geist hervorgehe; dass des Menschen Äussern und Thätigkeit dreyfach sey: die körper-seelische, die seelisch-körperliche und die ganz seelische, körperlose oder geistige Thätigkeit. Hierauf kramt Hr. *S.* seinen ganzen Vorrath von Gelehrsamkeit aus, wovon manche sonderbare Lehren ihm eigenthümlich anzugehören scheinen. 2) Von der Jugend, die in Fertigkeiten geübt werden soll. Unter dieser Rubrik kommt, nach des Vfs. Logik, ein armseliges Geschwätz über Sprache und fremde Sprache vor, woraus man zugleich abnehmen kann, wie viel Wissenschaft er seinem Freunde zutraut; denn er will nur das sagen, was Hr. *Sch.* nicht schon besser weiss, oder besser gehört hat. Dreymal ruft er bey dieser Gelegenheit der studirenden Jugend zu: Lernet ein Handwerk! wofür er unter anderen den Grund anführt: „Wer kann euch sicher stellen, dass die Verhältnisse und Umgebungen, in die ihr gelanget, dass die Stimmung der Zeit eure Geistesarbeiten wolle und auswäge gegen ihre Gaben und Erzeugungen!" — Möchte Hr. *S.* sich dieses doch selbst gesagt seyn lassen, ein Handwerk lernen und treiben, und die Geistesarbeiten Anderen überlassen, da die seinigen schwerlich, was auch die Zeit für eine Stimmung annehme, gewünscht und ausgewogen werden dürften! 3) Von Lehrern, oder was der Lehrer dem Schüler nütze. Hier äussert Hr. *S.* sich sehr naiv: „Ich bitte dich sehr, sey mir nicht ungeduldig, dass ich so einseitig und unordentlich rede, denn sieh', von Lehrern weiss ich kein Wort, weder ein Bild aufzustellen, in dem wir die Art seines Benehmens sehen könnten, noch Regeln anzunehmen, nach denen er handeln sollte." Und doch hat er sich unterfangen, von Lehrern zu sprechen.

Endlich wird uns das Schema eines Schulplans für eine Schule von 3 Classen mitgetheilt. Was sich

hier erwarten lasse, wird man schon aus dem Vorigen abnehmen können. Doch zur Probe diene der Unterricht in der Naturgeschichte. „1 Cl. a) Im Winter Anschauung und Beschreibung der im Sommer gesammelten Mineralien. b) In den treibenden Jahresmonaten, was Zeit und Ort darbietet. c) So Zoologie. 2 Cl. Fortsetzung der Übungen in der ersten Classe. 3 Cl. Wie in den zwey vorhergehenden Classen." — Ist es nicht zum Erbarmen, wenn solche Schulknaben sich zu Reformatoren des Schul- und Erziehungs-Wesens aufwerfen? Aber man höre, wie Hr. *Sch.* diesen Plan gefunden hat. „Lieber *S.*, heisst es S. 95, ich habe deinen Schulplan gelesen und wieder gelesen, und kann ihn noch nicht satt werden; und doch fehlt mir dabey noch eins (der Leser ahnet wohl nicht, was an einem so trefflichen Schulplan noch fehlen könne?), ich sehe dich noch nicht in der Stadtschule wirken und leben." Also das fehlt noch dem Plan? — Dass doch die Stadt Wien so verblendet ist und den Werth dieses Plans und seines Verfassers gänzlich übersieht! Sie hätte doch die Lehrer aus ihren Stadtschulen wegjagen, und Hn. *S.* einen Platz einräumen, oder für ihn und seinen neuen Plan eine neue Schule erbauen sollen. Hr. *Sch.* giebt diess auch nicht undeutlich zu verstehen, indem er sich über „die unnatürlichen Verhältnisse der Welt" beschwert, nach welchen solche Kraftmänner, wie er und *S.*, „ihr Treiben und Streben, statt in der That, nur in Worten auf dem Papier äussern und festhalten müssen, und dadurch niedergebeugt werden." Kann man wohl etwas Lächerlicheres lesen? Wer in aller Welt zwingt denn diese Herren, ihr Treiben und Streben auf dem Papier zu äussern? Und warum folgern sie daraus nicht, dass die Stimmung der Zeit ihre Geistesarbeiten nicht auswägen will, und dass es also für sie Zeit sey, ein Handwerk zu ergreifen? Aber freylich, was solche zur Vollendung des göttlichen Cirkels Berufene der studirenden Jugend aus dem entweihten Cirkel rathen, passt auf sie selbst nicht. Sie haben von sich eine andere Meinung, wie wir S. 98 sehen. „Schön aus der Natur der göttlichen Schöpfung, durch einen besonderen Genius geleitet, hast du entwickelt, was die Jugend zu ihrer Bildung bedarf, und wie ihr dieses gegeben werden soll. (Man erinnere sich z. B. der schönen von einem besonderen Genius geleiteten Entwickelung des Unterrichts in der Naturgeschichte!) Es erfodert aber einen Menschen, der es verdeutlicht durch die That (solche Thatmänner, wie die beiden Correspondenten), wenn es nicht als eine dem alten gleich und ähnliche Schulform erscheinen soll. Die Menschen können es im Allgemeinen nicht anders nehmen als sie sind; ihnen fehlt (—?) die Weihung, den Schulen fehlt sie ebenfalls (die armen Menschen und Schulen! Ist es nicht ewig Schade, dass Städte, wie Wien und München, die schöne Gelegenheit verabsäumt haben, ihren Schulen durch diese Geweihten eine Weihung geben zu lassen?), und so magst du auch selber einsehen, wie nichtig und schwach dieses Vortreffliche und Kräftige (d. i. der Schulplan Hn. *S's.*) in einer solchen Welt ist" (die nämlich Männern, wie Hnn. *Sch.* u. *S.* nicht die Direction von Stadtschulen übertragen will).

Die beiden letzten Briefe enthalten Herzensergiessungen über die Recensionen der *schmidschen* Schrift. Wie bekannt, hatte der würdige *Schwarz* aus der Seele aller verständigen Männer ein kräftiges Wort zu dem jungen Mann gesprochen, den er für einen Verirrten hielt, und durch vernünftigen Rath auf den rechten Weg zurückzuführen wünschte. Wie schlecht er aber damit bey Hn. *Sch.* angekommen sey, ersehen wir aus einer beygefügten Note über die *schwarzische* Recension. *Schwarz* hatte (was auch früher Rec. Absicht war) Hn. *Sch.* wohlmeinend gerathen, eine Schule zu besuchen, sich Sprach- und wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben, und sich zu einem brauchbaren Mann auszubilden. Über diesen vernünftigen Rath, so wie über das ganze treffende Urtheil jenes würdigen Gelehrten, spöttelt der aufgeblähte Ignorant auf eine aberwitzige Weise, und charakterisirt sich dadurch zugleich als einen unheilbaren Egoisten. Auf gleiche Weise lässt Hr. *Sch.* sich über den Vf. der Schrift: *Auch Erfahrungen und Ansichten* u. s. w., aus, ja selbst über seine Vertheidiger, die, wie er hohnlächelnd bemerkt, ihn mit Öl salbend stärken wollen, aber weder zu seiner Hinrichtung, noch zu seiner Krönung berufen sind. Doch er selbst entblödet sich nicht, in der Nachrede die Hinrichtung und Krönung der Schulen vorzunehmen. Mit einer Krone in der Hand ruft er spöttisch allen Instituten zu, ob sie sich ohne Erröthen auch nur um einen Theil dieser Krone bewerben können. Da sich aber keines erhebt: „so hat ihn ein wunderbar zusammengeführtes Verhältniss berechtigt, seinem Vaterhause den Preis zu reichen," und demnach setzt er dem pestalozzischen Institut die Krone auf.

Wenn das pestalozzische Institut nicht über diese Krone erröthet: dann ist es derselben werth. Rec. glaubt wenigstens im Namen aller Schulen und Erziehungsanstalten versichern zu können, dass keine es weder um diese Krone noch um diesen krönenden Zögling beneiden wird. r. b.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, in Commission b. Schaumburg u. Comp.: *Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat auf das Jahr* 1811. Januar — December. 628 S. 4. (Der Jahrgang 8 Rthlr.)

Wir wollen die vorzüglichsten Abhandlungen dieser Zeitschrift, die eine bloss belehrende Tendenz hat, und zunächst den Bewohnern Österreichs, im weitesten Sinne genommen, zum Nutzen herauskommt, nennen, und mit wenigen Anmerkungen begleiten. Das erste Heft beginnt mit der Frage: Welche nützliche und nöthige Anstalten sind der österreichischen Monarchie noch zu wünschen? Der ungenannte Vf. findet eine österreichisch-kaiserliche Akademie der Wissenschaften in jetziger Zeit dringend nothwendig und unentbehrlich, und macht einen Plan dazu. „Die ordentlichen Mitglieder und Associés der wiener Aka-

demie der Wissenschaften sollen, der Regel nach, Inländer, oder wenigstens indigenisirte unbescholtene Ausländer seyn." Versuche, Erzeugnisse des Auslandes durch inländische zu ersetzen. Man hat Proben mit Opium und Ahornzucker gemacht. Weiter folgen: Chronik der Bildungsanstalten in den deutschen, böhmischen und galicischen Provinzen. Mineralogische Bemerkungen über die karpathischen zipser Alpen in Ungarn. Über Kunst und deren Nothwendigkeit in Hinsicht auf Finanzwesen. Vorschlag zu einem Museum heutiger Kunst für die österr. Staaten. Rückerinnerungen an grosse und berühmte Männer Österreichs. Reise von Jassy nach Siebenbürgen im J. 1809. Skizze einer musikalischen Bildungsanstalt für die Hauptstadt. Bevölkerung von Lemberg. Es enthält mit seinen Vorstädten 43,522 Köpfe, worunter 200 Geistliche und 14,574 Juden. Bevölkerung Wiens im J. 1810. Sie beträgt 224,548 Menschen, worunter 862 Geistliche. 6019 Handwerksmeister beschäftigen 23,435 Gesellen, 6616 Lehrlinge und 24,710 Mädchen. Hunde sind 20 bis 30,000. Erdbeben in der stuhlweissenburger Gespannschaft. Privat-Humanitäts-Gesellschaft in Prag; besonders auf Rettungen abgesehen. Der projectirte szolnocker Canal soll die Theiss mit der Donau verbinden. Die Bevölkerung von Österreich ob der Enns beträgt 433,247 Seelen. Zucker-Erzeugung aus Runkelrüben zu Horzowitz in Böhmen im J. 1800—1805. 127 Pfund Rohzucker gaben 23 Pf. 4 Loth Raffinat, 11 Pf. 5 Loth an feinem, 10 Pf. 4 Loth an grobem Melis und 47 Pf. 28 Loth Syrup. Österreich unter der Enns hat 1,048,263 Menschen. Dem Orden der Mechitaristen, welches armenisch-katholische Mönche sind, hat der Kaiser ein Capuzinerkloster in Wien eingeräumt, so lange sie dem Staate nicht zur Last fallen. Anekdote von Waldstein (Wallenstein), Herzog v. Friedland. Der Weg zum unsichtbaren Mädchen, mit der Zeichnung einer erklärenden Maschinerie, von *Kinzel*. Das k. k. Waisenhaus, wodurch ungefähr 13,000 Kinder seit dem Jahr 1742 gepflegt und unterstützt worden sind. Fortschritte der Bienenzucht. 1810 waren in allen Grenzgeneralaten 107,226 Bienenstöcke vorhanden. Über den Rujastrauch (*Rhus Cotinus L.*) im Bannat, vom Freyhn. *v. Jacquin*. Statistische Skizze der siebenbürgischen Militärgrenze. Übersicht der literarischen Thätigkeit in Österreich während dem J. 1810. *Anthim Gazi's* griechischer Mercur. Der Metropolit *Ignatios*, geb. zu Lesbos, hat zu Bukurescht, ein Lyceum gestiftet, worin im Julius 1810 über 230 Studenten waren. Die gelehrte Gesellschaft daselbst lag besonders dem Archimandriten *Anthim* zu Wien an, die griechische gelehrte Zeitung herauszugeben. „Als in einer ihrer Versammlungen ein Brief von *Anthimus* abgelesen wurde, in welchem nur noch von 400 Piastern Druckkosten, als dem noch einzigen Hindernisse der Erscheinung derselben, Erwähnung geschah, griffen die Herren einmüthig in ihre Taschen, und die 400 Piaster waren beysammen." Alle vierzehn Tage erscheint ein Bogen, und die Gesellschaft zu Bukurescht sendet jeder griechischen Schulanstalt in Europa und Asien ein Exemplar unentgeltlich zu. Glückliche Versuche zur Erzeugung des Weinbeerkern-Öls. Nach der Berechnung kann Österreich jährlich 515,982 Pfund solches Öls aufbringen. Kartoffeln wachsen in finstern Kellern. Einwohnerzahl des Königreichs Ungarn. Es enthält wahrscheinlich 7,937,054 Seelen. Dr. *Heinrich* fabricirt Indigo aus Waid. Vorschlag zum Anbau der vorzüglichsten Färbekräuter in den österreichischen Staaten; besonders von Färberröthe und Saflor. Bevölkerung von Galicien, welches 3,309,813 Menschen in sich fasst. Hierunter sind 4154 Geistliche und 168,255 Juden. Sitten und Gebräuche in einigen Theilen der zipser Gespannschaft. Bevölkerung des noch österreichisch gebliebenen Theils von Kärnthen. Er enthält 161,500 Seelen, worunter 424 Geistliche. Welche Massregeln könnte die Ackerbaugesellschaft in Kärnthen ergreifen, um nützlicher zu seyn? von *Sartori*. Der Gesundbrunnen zu Pinwarth, welcher „liederlich verwahrt" wird. Bevölkerung von Steiermark. Es begreift 800,091 Menschen, worunter 1343 Geistliche. Briefe des böhmischen Weltumseglers *Thaddäus Hänke*. Aus Wien, Strassburg, Madrid, Cadix, Montevideo, Buenos-Ayres, Lima, Acapulco, Mamilla, Cochabamba und Francesco Xavier. Ertrag der Hausmiethen in Wien. Sie standen 1777 auf 2,551,052, 1789 auf 2,897,275, 1804 auf 5,100,000, und 1810 auf 9,052,232 Gulden; diese zu 6 Procent angeschlagen, würde der Werth aller Häuser in Wien sich auf 150 Millionen belaufen, wofür man es doch wohl schwerlich bauen könnte. Reise von Debrezin nach Ofen. Bergbau in Ungarn. Der Stephansthurm in Wien ward im J. 1359 angefangen und 1433 vollendet. Er ist über 72 Klafter hoch, und jetzt mit einem Wetterableiter versehen. Das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie. Es sollte mit dem ersten Jan. 1812 zur Anwendung kommen. Beyträge zur siebenbürgischen Ethnographie; die das Land bewohnenden Zigeuner werden abgehandelt, der Aufsatz ist noch nicht vollendet.

Man sieht aus den angeführten Artikeln, wie reich und mannichfaltig diese Monatsschrift ist. Und doch hat Rec. lange nicht alle angeführt. Der Nekrolog ist ein stehender Artikel, und enthält manche interessante Nachrichten von Männern, die dem Lande wichtig gewesen sind. Unter den Miscellen stechen besonders die Tagesbegebenheiten hervor, bey deren Durchlesung man über die Menge Mordthaten, Einbrüche und Gaunereyen erschrecken muss, die in dem Kaiserthume, namentlich in der Hauptstadt, im Schwange gehen. Lauter unselige Früchte des Krieges. Die deutsche Diction in diesen Blättern ist so rein, als Rec. je in einer vermischten Schrift aus Österreich gefunden hat. Einige der angezeigten Aufsätze, die ein allgemeineres Interesse geben, sind schon in andere Journale übergegangen. Dahin rechnen wir: die Reise von Jassy nach Siebenbürgen, die Sitten und Gebräuche in den zipser Gespannschaften, und einige andere. Von den Verfassern haben sich wenige genannt.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 AUGUST, 1812.

## *KRIEGSWISSENSCHAFTEN.*

Dresden, b. Arnold: *Von der Vertheidigung fester Plätze.* Auf Befehl Sr. k. k. Majest. für den Unterricht der Zöglinge im Ingenieur-Corps angefertiget durch Mr. *Carnot*, ehemaligen Officier dieses Corps und vormaligen Kriegsminister, Mitglied des Instit. de France und der Ehrenlegion. Aus dem Franz. übersetzt, mit Anmerk. und einem aus *Virgin*, *Montalembert*, *Andreas Böhm*, *Belidor*, *Bousmard*, *Mandar*, *Belair* und Anderen entlehnten Anhange vermehrt durch *R. v. L.* 1811. 431 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Zu einer Zeit, wo die Kriegskunst in allen ihren Zweigen durch Studium und Erfahrung so mächtig gefördert worden ist, scheint gerade der Festungskrieg keine, oder doch nur sehr unbedeutende, Fortschritte gemacht zu haben. Ohne nur einmal regelmäſsig belagert worden zu seyn, fielen die meisten Festungen beynahe ohne allen Widerstand. Der französische Kaiser trug daher dem aus den Zeiten der Revolution genugsam bekannten Vf. auf, eine Anweisung zu entwerfen, durch welche Mittel die Festungen am besten vertheidigt und eines langwierigen Widerstandes fähig gemacht werden können. Hr. *C.* stellt zu dem Ende im *ersten Theile* den Grundsatz auf: „Jeder mit der Vertheidigung eines Platzes beauftragte Kriegsbeamte soll des Entschlusses seyn, lieber unterzugehen, als sich zu ergeben." S. 5 wird eine Verordnung Ludwigs XIV angeführt, keine Festung zu übergeben, so lange nicht der Hauptwall eingeschlossen, und wenigstens Ein Sturm ausgehalten worden; von S. 8 an folgt die Geschichte der Belagerung von Hesdin 1637, und hierauf Auszüge aus *Vauban*, *de Ville*, *Cormontaigne* und dem Marschall von Sachsen, welche die Pflichten und Verrichtungen des Commandanten einer belagerten Festung begreifen. Sehr wahr steht S. 14: „Der gröſsere Theil schlecht vertheidigter Festungen war es weniger durch den Mangel an Muth der Gouverneure, als weil sie die Vertheidigung nicht gehörig verstanden." Rec. fügt hinzu: und weil sie nicht einmal Einsicht genug hatten, einen ihres Vertrauens würdigen Ingenieur oder Artilleristen zu wählen, dem sie unbedingt die Leitung alles dessen überlassen konnten, was sich nicht unmittelbar auf den Dienst der Besatzung bezieht, dessen Detail gewöhnlich von ihrer Jugend an ihre einzige Beschäftigung ausmachte. Nachdem der Vf. vor denjenigen Ereignissen gewarnt hat, welche die schnelle Übergabe einer Festung herbeyführen können, als Überfälle, Bombardements u. dgl.: so fährt er S. 36 fort: „Im Laufe des Revolutionskrieges bedienten wir uns oft der Drohung eines Bombardements, wenn es uns an wirklichen Mitteln gebrach. Das auffallendste Beyspiel von der Wirkung solcher Drohungen ist das, welches uns die vier Plätze Valenciennes, Condé, Le Quesnoy und Landrecies wieder gewinnen lieſs, die uns durch die Feinde abgenommen worden waren. Als nach der am 8 Messidor des Jahrs 2 gewonnenen Schlacht bey Fleurus der Feind weit zurückgetrieben worden, ward auf der Stelle Anstalt zur Einschlieſsung der vier Plätze gemacht, durch deren Eroberung der Feind sich eine Lücke gebrochen hatte; die von Landrecies und le Quesnoy wurden bald durch regelmäſsige Angriffe genommen, allein es blieben noch die schwierigsten und wichtigsten dahinten, Valenciennes, das der Feind völlig hergestellt und hinlänglich versehen hatte, enthielt zumal eine starke Garnison und eine unermeſsliche Menge Geschütz. Wir hatten unsererseits nicht ein einziges Erfodernifs zu einer regelmäſsigen Belagerung, kaum konnten wir die Einschlieſsung durchsetzen, und das Material gebrach uns durchaus; indessen war es von der höchsten Wichtigkeit für uns, diese Plätze aufs schnellste wieder zu nehmen, um mit den Truppen, welche die Einschlieſsung bildeten, die active Armee zu verstärken, welche dem Feinde die Spitze bot und die solcher Hülfe höchst nöthig bedurfte. Unter diesen Umständen entschlossen wir uns, die Garnison aufzufodern, sich uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben; unsere Drohungen waren um so heftiger, je weniger wir im Stande waren, etwas auszurichten. Diese Plätze ergaben sich, die Besatzungen wurden gefangen gemacht, die Frucht des ganzen Feldzuges, den der Feind verwandt hatte, sie zu erobern, ging in einem Augenblick für ihn verloren, die Lücke war gestopft, unsere Detaschements stieſsen zur Armee, und wir hatten seit der Zeit über die coalisirten Mächte ein Übergewicht, das sich fortdauernd erhalten hat." Im V Cap. eifert der Vf. gegen alle Kleinmuth erregenden Reden in einer belagerten Festung. Der Fall der letzteren ward in den neueren, wie in den neuesten Zeiten, oft ohne zureichenden Grund dadurch herbeygeführt, daſs der Commandant nichts von der Vertheidigung verstand, und den furchtsamen Insinuationen seiner Untergeordneten ein günstiges Ohr lieh. Hr. *C.* belegt das, was er über diesen Gegenstand sagt, wie vorher, durch

lange Auszüge aus *Vauban*, *de Ville* u. A., die wohl mehr hätten ins Enge gezogen werden sollen, mit Hinweisung auf die erwähnten Schriftsteller. Mit Recht tadelt zugleich der Vf. im VI Cap. die von *Cormontaigne* zuerst gegebene Berechnung des Moments und der relativen Stärke der Festungen, wo die Tapferkeit der Besatzung und die Entschlossenheit des Commandanten nicht mit in Anschlag gebracht werden können. „Se. Majest., fährt er fort, die bey so vielen Gelegenheiten gezeigt hat, dass sie die geheimen Triebfedern dieser moralischen Kraft in Thätigkeit zu setzen weiss, will, dass von nun an Regel sey, was bisher als Ausnahme gegolten: Sie gestattet keine Berechnung, wo als zufällig aus der Acht gelassen wird, was die vorzüglichste Kraft bewähren sollte. Sie verwirft eine muthraubende Theorie, welche unaufhörlich einer tapferen Besatzung den Augenblick der Übergabe vor Augen hält; Sie will, dass jeder Vertheidiger von der einzigen Hoffnung zu siegen neubelebt werde: jede andere Berechnung ist in ihren Augen ein Missbrauch der Wissenschaft; und Se. Majest. hat mir ausdrücklich befohlen, eine solche Lehre zu widerlegen." Die eben erwähnte Berechnung ward von *Fourcroi*, Directeur des Fortifications, im Namen der Staabsofficiere des Ingenieur-Corps, in dem *Mémoires sur la fortificat. perpendic.* bekannt gemacht, einem Werke voll Irrthümer und falscher Behauptungen, das der Vf. hier selbst ein *schlechtes Werk* nennt, und dessen Absicht bloss darauf ging, *Montalemberts* treffliche, obgleich hie und da zu weit ausgedehnte Ideen und Vorschläge als nutzlos herabzuwürdigen. — Im VII Cap. folgen die Patente der Commandanten, das von Gent und Antwerpen, so wie die Urtheilssprüche des Kriegsgerichts über den Gouverneur von Vliessingen, von Martinique und von Guiana, worunter vorzüglich der letztere durch das genaue Detail der geographischen Lage dieser Besitzung sehr interessant ist.

Der *zweyte Theil* beschäftigt sich mit den Mitteln, welche die Kunst darbietet, Festungen aufs beste zu vertheidigen, und giebt zunächst eine Übersicht der Geschichte solcher Städte, die entweder gar nicht, oder doch nur nach langwierigen Belagerungen erobert wurden, wie Syrakus, Veji, Tyrus, Lilybäum, Sagunt, Karthago, Numanz, Alesia, Jerusalem, Palmyra. Aus der späteren Zeit finden sich hier die Belagerungen von Paris im J. 885; Toulouse im J. 1217; Henneton 1341; Calais 1346; Rennes 1357; Rheims 1359; Montarjes 1427; Orleans 1428; Compiegne 1432; Belgrad 1439 und 1455; Beauvais 1489; Mezieres 1520; Rhodus 1521; Marseille 1524; Landrecis 1543; Metz 1552; Malta 1565; Tergoes 1572; Harlem 1573; Livorno 1574; Leyden 1574; Antwerpen 1584; Perenne 1586; Chateau Renaud 1589; Quilleboeuf 1592; Ostende 1601; Montauban 1621; Rochelle 1627; St. Jean de Lone 1635; Dole 1636; Lerida 1647; Candia 1667; Grave 1674; Philippsburg 1676; Mastricht 1676; Barcelona 1713; Genua 1800: wo jedoch Rec. ungern Port Mahon und Gibraltar vermisst, die beide sich in der Kriegsgeschichte so vortheilhaft auszeichnen. Im II Cap. geht Hr. *C.* zu dem eigentlichen Gegenstande dieses Werkes, zu der Vertheidigung der Festungen selbst, über, und redet zuerst von der Untersuchung der letzteren in Hinsicht ihrer inneren Eigenschaften, so wie ihrer äusseren Beziehungen. Zu diesem Ende giebt er einen 10 Seiten langen Auszug aus *Vaubans Angriff der Festungen* über die Wahl des schicklichsten Angriffspunctes. So viel Wahres dieser auch enthält: so steht er doch keineswegs hier an seinem Orte, wo die Rede von der Vertheidigung, nicht aber vom Angriff der Festungen ist. Zweckmässiger ist das, was S. 265 ff. über den Nutzen der Kasematten gesagt wird. Hier heisst es: „Der wahre Gebrauch der bedeckten Feuer besteht darin, sie an Orte zu legen, wo sie nicht direct beschossen werden können, zum wenigsten nicht durch tief gelegene Batterieen. Es ist einzig der Bomben- und Schleuder-Schüsse wegen, dass man sie bedeckt, und nicht deshalb, um lange Zeit gegen direct entgegengestellte Batterieen kämpfen zu können. Die erste Bedingung, dass (damit) bedeckte Feuer ihrem Endzweck entsprechen, ist, dass sie dem Anblick vom Felde aus, wo sie mit voller Ladung beschossen werden könnten, gänzlich entzogen werden. Ihre Bestimmung ist ausschliesslich die nahe Vertheidigung, und wenn man sich ihrer direct bedienen will, geschehe es einzig, um das Etablissement des Feindes auf dem Werke selbst zu hindern oder zu stören." Rec. behält sich vor, an einem anderen Orte mehr über diesen Gegenstand zu sagen, und zu zeigen, wie man sich der Kasematten auf eine, bis jetzt noch nicht gewöhnliche, sehr wirksame Weise zur Vertheidigung bedienen kann. S. 267 wird den aus starkem Holz verfertigten Blendungen der Vorzug vor den Kasematten zu Bedeckung des Geschützes gegeben. Allein theils findet man nur selten zu diesem Zweck taugliches Holz in hinreichender Menge; theils ist dieses Material selbst zu vergänglich, als dass es ganz den hier angegebenen Nutzen gewähren könnte. Beherzigung verdient, was Hr. *C.* über die vorläufige Untersuchung einer zu vertheidigenden Festung sagt. Die Vertheidigungsanstalten selbst aber im IV Cap. sind aus *Struensees* und *Bousmards* Werken genugsam bekannt. Mit Recht empfiehlt Hr. *C.*, dem angreifenden Feinde immer eine stärkere Macht entgegenzusetzen, indem man ihm weicht, sobald er mit Überlegenheit ankommt; jedoch nur, um unmittelbar darauf seine noch unvollendeten Logements selbst mit Übermacht anzugreifen, ihn herauszuwerfen und sie zu zerstören. Geht hingegen der Feind nur langsam vor, um mit Sicherheit die angegriffene Fronte zu umfassen und nach und nach einzuengen: so soll man die Spitzen seiner Sappen mit dem dazu aufbewahrten Geschütz beschiessen, und, wenn er sie nur schwach besetzt, um nicht zu viele Leute zu verlieren, sie mit Kraft anstellen, die Arbeiter tödten und ihre Arbeiten zerstören. Sehr würden diese ununterbrochenen Anfälle der Belagerten auf die Arbeiten des Feindes durch eine unbekleidete Contrescarpe begünstigt, deren

flacher Ablauf gegen den Graben das Heraufsteigen in breiter Fronte gestattet, und die dem Belagerer durchaus keinen Vortheil bey Vertheidigung seines Couronnements gewährt. Ist endlich die Bresche dennoch zu Stande gekommen: so giebt es tausend Mittel, den Feind zu verhindern, sich darauf fest zu setzen, sobald man nur nicht versäumt hat, gleich von Eröffnung der Transchee an einen haltbaren Abschnitt anlegen zu lassen. Aus diesem soll man nach S. 304 mit Geschütz gegen das feindliche Logement feuern, und sich dabey vorzüglich der Granaten bedienen, oder auch, von der äusseren Böschung des Walles an, das ganze Werk mit 12 Fuss breiten Gräben durchschneiden, die 10 bis 24 Fuss von einander und senkrecht auf der Kehle stehen. Sie geben Gelegenheit, das Logement des Feindes theils durch kleine Detaschementer ohne Aufhören zu beunruhigen, theils durch hinein geworfene Granaten, oder durch kleine Minenkammern zu zerstören. Das folgende Cap. über die Vertheidigung gegen den Sturm ist aus *de Ville*, mit einigen unbedeutenden Zusätzen.

In einer besonderen Abhandlung stellt Hr. *C. eine neue Art* auf, die Festungen durch *Verticalfeuer* wirksamer zu vertheidigen, als es bisher geschehen. Nach Vollendung der dritten Parallele will er anstatt der Kanonen sich der Mörser bedienen, und zugleich die Musketiere unter einem Winkel von 45 Graden feuern lassen. Die zwölfzolligen Mörser sollen dabey anstatt der Bomben mit 600 achtlöthigen eisernen Kugeln geladen werden; und darauf gründet Hr. *C.* eine Berechnung, dass, wenn von 100 Kugeln nur Eine trifft, und aus 6 Mörsern 10 Tage lang täglich 100 Würfe geschehen, nach Verlauf dieser Zeit 20,000 Mann von der Belagerungsarmee getödtet und verwundet seyn werden. Rec. vermisst hier nur den einzigen Umstand, woher die zu diesem sogenannten *Verticalfeuer* erfoderliche Menge achtlöthiger Kartetschkugeln kommen soll, die sich bey den angeführten Prämissen auf nicht weniger als auf 3,600,000 beläuft. Wer Belagerungen beygewohnt hat, weiss, dass die Steinwürfe und selbst die Hebespiegelgranaten nicht sehr zu fürchten sind, und dass ihre Wirkungen bey weitem der Mühe und dem Aufwand ihrer Verfertigung nicht entsprechen. Man darf daher nicht ohne Grund an dem Erfolg dieses Mittels zweifeln, und der Vorschlag des Vfs. wird sich dahin beschränken müssen, dass es allerdings vortheilhaft ist, bey der Vertheidigung, wie beym Angriff, sich der Wurfgeschütze so viel als möglich zu bedienen, weil der Feind ungleich mehr Schwierigkeit findet, sich gegen sie zu schützen, als gegen das Kanonenfeuer.

Sehr richtig bemerkt der Übersetzer im Anhange, dass Hr. *C.* Unrecht hat, wenn er die geringe Dauer der neueren Belagerungen ganz allein aus der Vernachlässigung des Handgefechtes herleitet. Der Hauptgrund davon scheint vielmehr theils in der gewöhnlichen Schwäche der Besatzungen, theils in der Vernachlässigung der vorzüglichsten Vertheidigungsmittel zu liegen. Nachdem Gibraltar eine dreyjährige Belagerung durch seinen kräftigen Widerstand ausgehalten hatte: ward es durch den Angriff der schwimmenden Batterieen an den Rand seines Unterganges gebracht. Weniger durch die Wirkung der glühenden Kugeln, als durch die Missgunst der Spanier gegen d'Arcow und durch die daraus enspringenden zweckwidrigen Massregeln, gerettet, würde es diesem Angriff dennoch unterlegen haben, wenn er besser geleitet worden wäre. Vollkommen müssen wir dem Übers. beystimmen, wenn er sagt: „Die rühmlichsten Vertheidigungen sind unstreitig die, welche durch einen glücklichen Erfolg gekrönt werden; allein auch eine unglückliche Vertheidigung kann schön gewesen seyn. Nur solche, in denen das Streben nach Musterhaftigkeit (?) vermisst wird, und das Höchste, nach dem man trachtete, die Tendenz gewesen war, sich ausser Verantwortlichkeit zu setzen, diese dürfen nie und unter keiner Bedingung schön genannt werden. Eine schöne Vertheidigung setzt jederzeit das Daseyn von Originalität und Begeisterung voraus, es muss mehr als die Pflicht gethan worden seyn; Heroismus und Industrie müssen Ausserordentliches, nicht zu Erwartendes bewirkt haben. Eine Vertheidigung ist desto rühmlicher, je grössere Resultate, bey geringen Mitteln, in verzweifelten Lagen und bey grosser Kraft, Geschicklichkeit und Anstrengung des Belagerers, von den Belagerten erreicht werden sind. Um solche Resultate zu erlangen, reicht eine methodisch passive Abwehrung, und langsames gemessenes Zurückweichen freylich nicht hin. Da dem Belagerer das allmähliche Vordringen in den wenigsten Fällen absolut und stetig verwehrt werden kann: so muss man seine Zuflucht zu einzelnen Gewaltthaten nehmen, die den vorgedrungenen Feind von Zeit zu Zeit zu Rückschritten nöthigen. Der Belagerte soll sich demnach, so oft es irgend thunlich ist, in die Offensive versetzen, und hiezu wird ihm in vielen Fällen das Handgemenge und die blanke Waffe (das schwerste Gewehr) unentbehrlich seyn. Die Besatzung soll zu dem Ende unaufhörlich bereit und aufgelegt zu diesem Handgemenge seyn, und der Commandant keine Gelegenheit verabsäumen, wo er sich desselben zu seinen Zwecken mit entschiedenem Vortheil bedienen kann. Allein wenn der Soldat das Leben gering achten, und jeden Augenblick, wo ihn seine Pflicht ruft, als den entscheidenden betrachten muss: so soll der Commandant hingegen über den Augenblick hinweg in die Zukunft schauen (?), die ganze Dauer der Belagerung in seinen Calcul ziehen, und wohl eingedenk seyn, dass das Leben des Soldaten das kostbarste ist, was er dem Feinde entgegensetzen kann; und es nur dann wagen, wenn ihm kein anderes Mittel zu Gebote steht, oder wenn es das wirksamste von allen ist, die angewendet werden konnten. Ein Hauptgrundsatz der Befestigungs- und Vertheidigungs-Kunst ist, den Feind so viel als möglich mit den Elementen, mit mechanischen

und leblosen Dingen kämpfen zu lassen; ihn auf der Bresche abschlagen, ist schön, ihn gar nicht zum Breschesschiessen kommen lassen, indessen noch besser; und wenn man den Feind völlig zu Grunde richten könnte, ohne selbst Einen Mann dabey einzubüssen: so wäre es wohl eine herrliche Sache um eine solche Vertheidigung!"

Hn. *Carnots* Vorschlag, Kartetschenkugeln in Bogen zu schiessen, ist nicht neu, er ist sogar im französischen Revolutionskriege ausgeführt worden, wo ein sächsischer Artillerie-Officier zwey hinter einem Gehölze stehende französische Haubitzen auf diese Weise zum Schweigen brachte. S. 347 wird die Unzuverlässigkeit der *carnotschen* Berechnung der Wirkung der aus den Mörsern geworfenen Kartetschenkugeln durch eine andere Berechnung gezeigt, aus welcher hervorgeht, dass in der angegebenen Zeit von 10 Tagen durch drey Millionen Kugeln auch wohl nur 2727 getroffen werden können, unter der Voraussetzung, dass die Belagerer sich durch keine Blendungen, Sturmdächer u. dgl. gegen die Wirkung der herunterfallenden Körper decken.

Von S. 348 an giebt der Übersetzer Auszüge aus *Böhms* Magaz. für Ingen. u. Artilleristen, Band XI; *Mandar architect. des forteresses*, über die Analyse befestigter Fronten, oder die Abschätzung ihres relativen Werthes in Rücksicht ihrer Vertheidigungsfähigkeit; und aus einigen sich auf den Minenkrieg und die Vertheidigung der Festungen beziehenden Werken von *Belidor*, *Bonsmard*, *Virgin*, *Montalembert*, von welchen der letztere 49 Seiten enthält, und eine gute Darstellung das bey weitem nicht nach Verdienst bekannten Angular-Systems giebt.

Die Übersetzung ist im Ganzen gut; nur hat der Übersetzer sich bisweilen verleiten lassen, unrichtige Ausdrücke zu gebrauchen, oder solche Worte zu wählen, welchen man in der besseren deutschen Sprache durchaus nicht das Bürgerrecht zugestehen kann, eine *Entmuthung* S. 48; *eingekriegt* S. 276 für *aguerri*; der *Kanonenbereich* S. 279 für die Kanonenschussweite; *widerhaarig* S. 295; eine Unsumme S. 367; die Futtermauern *en decharge bauen*, für: sie mit hinten offenen Bogen auf die Widerlagen wölben S. 268. Die S. 12 aufgeführten *geschwefelten Reissbündel* heissen in der Kriegssprache *Pechfaschinen*, und die *Schwärmerfässer* sind *Sturmfässer*, die mit Pulver, geschmolzenem Zeuge und Granaten gefüllt, von der Bresche auf die Stürmenden hinunter gerollt werden. *Garde du Génie* S. 92 würde Rec. durch Festungsverwalter oder Zeugwärter übersetzt haben; S. 100 steht *Bohlenroste* für Bettungen; S. 329 werden die herumfliegenden Stücke der zersprungenen Bomben *Splitter*, und die *Minenkammern* (*forneaux*) stets Öfen genannt. Endlich heissen S. 402 die *höchsten Kopffriesen* der Kanonen (*le bourrelet*) auf eine ganz ungewöhnliche Weise: der *Wulst*.

N. M. M.

---

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Nürnberg*, b. Raspe: *Abendblätter der Liebe an Helene* von *Jacob Bischof*. Erstes Bändchen. 1808. 98 S. 8. (8 gr.) Um dieses kleine Buch kurz zu charakterisiren, bedarf es beynah nur einer näheren Erklärung des etwas mysteriösen Titels, welcher so viel sagen will als Blätter, am Abend jedes merkwürdigen Tages mit den Leiden und Freuden der Liebe bezeichnet, und Helenen, der Geliebten, geweiht. So überfliessend zärtlich und so säuberlich gewählt und geziert wie dieser Titel sind auch die elegischen Herzensergiessungen selbst, die am Schlusse ins Verzweifelnde übergehen. Folgendes Abendblatt mag das Urtheil bestätigen: „Wir standen am Scheidewege, unter der Trauerkiefer, die schauerig der Abendwind schüttelte. Rasch, wie immer bey'm Auseinandergehen, entriss ich den Busen, was heiss mir von Herzen auf's Blatt hinströmt, und drückt es dir hastig in die Hand. Unzählige Mal gabst du mir wieder den innigen Zuruf! Gut' Nacht, gut' Nacht! und immer liess ich deine Rechte nicht los. Noch etwas lag mir schwer auf dem Herzen. Es wollte nicht über die Lippen. Dein Auge ruhte voll Liebe auf mir. Einmal über das andere griff ich in's Westentäschchen, und immer zog ich die Finger wieder zurück, als berührten sie glühende Kohlen. Endlich, jäh' mich dir entwindend, mit einem Blicke voll Unruhe: so dünkte mich, eiltest du fort. Einige Secunden noch wankt' ich — unentschlossen —, dann stürzt' ich dir nach, ergriff hastig deine Hand, und noch ehe du wusstest, wie dir geschah, hatt' ich den Brautring dir an den Goldfinger gelegt . . . Mein erster Blick morgen fällt in die schwarze Gluth deiner Augen, mein zweyter auf deine Hortensiahand, ob sie auch der Minne Sinnbild schmückt. Wie Gold bewährt sich reine Liebe im Feuer der Prüfung und ewig ist ihr Sehnen: dahin deutet der goldene Perlenmund — des Haupthaars eingeflochtene Locke, dass ich dir freudig opfere jede Kraft und selbst das Leben. Die Worte, die ich in den Ring schnitt, soll meine Liebe dir so unauslöschlich tief in's Herz eingraben, wie sie in dem meinigen stehen."

Ha. Ha.

*Leipzig*, b. Hinrichs: *Alfons oder der natürliche Sohn* von der Frau *von Genlis*, bearbeitet von *Theodor Hell*. Zwey Bände mit 1 Kupfer, 1809. 265 u. 254 S. 8. (2 Rthlr.) Nicht unverdient hat dieser Roman der Fr. *v. G.* einen mehr als gewöhnlichen Beyfall gefunden, und Rec. stimmt mit in das allgemeine Urtheil ein, dass es das beste Werk der Verfasserin sey; nur darf „die Belagerung von Rochelle" dabey nicht zu viel zurückgesetzt werden. Mit seltener Treue hat die Vfn. die Welt ihres Romans in jedem Zuge dargestellt, und diese Welt unsern Erfahrungen so nahe gebracht, dass wir sie für die unsere halten möchten. Was in der kurzen Vorrede gegen den Tadel einer zu strengen und zu unduldsamen Moral, welche die Vfn. vortrage, gesagt wird, ist hinreichend zu beweisen, dass in diesen Tadel kein ächt moralischer Mensch einstimmen werde, und Fr. *v. G.* hat vollkommen recht, wenn sie sagt: „Wenn man von *Lesern* spricht, muss man bestimmt, streng, selbst hart seyn; ist aber die Rede von *Menschen*, so ist es Pflicht, nachsichtig zu urtheilen und Entschuldigungen für ihre Fehler zu suchen, sollten sie auch sehr schwer zu finden seyn." Der Übersetzung fehlt zwar hie und da die vollendende Feile; aber sie ist deshalb nicht rauh und unbehülflich.

mh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 AUGUST, 1812.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

München u. Burghausen, b. Fleischmann: *Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten, zur Verschönerung und Bereicherung der Schriftsprache.* Gesammelt von *Radlof.* 1811. XII u. 292 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Allen Freunden der Sprache war es gewiſs sehr erfreulich, als die königl. baiersche Akademie der Wissenschaften zu München vor einigen Jahren einen ansehnlichen Preis für die beste deutsche Sprachlehre (oder richtiger, Lehre der deutschen Sprache) aussetzte. Es stand zu hoffen, daſs dieser Preis, andere damit verbundene Vortheile und der dabey zu erlangende Ruhm einen Wetteifer der Besten erregen, und uns eine Sprachlehre verschaffen würde, welche die Resultate scharfsinniger, tief in den Geist und in den ganzen Umfang der Sprache eingehender Forschungen enthielte, das viele Unrichtige, Unbestimmte und Schwankende in unseren (bis jetzt) besten Sprachlehren berichtigte und fest bestimmte, und endlich einmal streng vernünftige und ein in allen Theilen übereinstimmendes und vollkommenes Ganzes bildende Regeln der Sprache aufstellte, nach welchen sie richtig gelehrt und gelernt werden könnte. Aber leider ist diese Hoffnung getäuscht worden. Der Preisbewerber fanden sich nur wenige, und von diesen wenigen wurde keiner des Preises würdig befunden, ja die Preisaufgabe selbst wurde zurückgenommen, und es ist nun zu erwarten, ob und wenn wir auf andere Art eine Sprachlehre, wie wir sie nöthig haben, erhalten werden.

Willkommen müssen uns, bis dieſs geschieht, alle einzelnen Untersuchungen über Gegenstände der Sprache überhaupt und einer Sprachlehre insonderheit seyn, und so verdient auch der Vf. den Dank aller Sprachfreunde für die hier gelieferten Beyträge zu einer künftigen deutschen Sprachlehre. Dergleichen würde man unter dem gewählten Titel freylich nicht suchen, welcher dem Inhalte gemäſs besser: Abhandlungen über Wohllaut, Umlaut und Kürze in den deutschen Sprachformen, mit besonderer Rücksicht auf die oberdeutsche Mundart, oder: Beyträge zu ..., oder: Proben von einer künftigen Lehre der deutschen Sprache, lauten würde. Man sieht aber leider bald aus dem ganzen Geiste, in welchem die Schrift geschrieben ist, aus den starken unanständigen Ausfällen auf einzelne verdiente norddeutsche Gelehrte, und aus manchen anderen Umständen, daſs jener Titel auf eine nicht edle Art gewählt wurde, theils um Aufmerksamkeit zu erregen, besonders um die Mundarten des Südens von Deutschland ungebührlich zu erheben über die des Nordens, diese aber eben so ungebührlich hinabzusetzen, und damit einen kleinen Beytrag zu den ärgerlichen An- und Ausfällen der süddeutschen Gelehrten gegen die norddeutschen zu geben, und sich bey den Süddeutschen „einzufreundeln".

Dieſs Alles kann jedoch dem Werthe der Schrift keinen Eintrag thun, denn sie enthält schätzbare Abhandlungen über einige einzelne Theile der Sprachlehre. Man überzeugt sich bald, daſs der Vf. sich mit Gegenständen dieser Art schon lange und vielfach beschäftigt, daſs er viel gesammelt, daſs er seinen Stoff wohl durchdacht hat. In der Darstellung fehlt es nicht an Deutlichkeit und an Bestimmtheit im Einzelnen; wohl aber wäre durchweg mehr Kürze in der Ausführung zu wünschen gewesen. Die Beyspiele sind unnöthig gehäuft, und oft ist weitschweifig auf ganzen Seiten etwas gesagt, was in wenigen Zeilen hätte gesagt werden können. In der gegenwärtigen Schrift ist dieſs jedoch zu übersehen, besonders wenn man annimmt, daſs der Vf. von seinem Vorrathe an gesammeltem Stoffe einen Begriff habe geben wollen; sollte er aber künftig in Stand gesetzt werden, eine Sprachlehre herauszugeben, was zu wünschen wäre: so würde bey der nöthigen Deutlichkeit die höchste Bestimmtheit und Kürze anzuempfehlen seyn, damit das Werk nicht zu einer unbehülflichen Dicke anschwelle, und Verleger und Käufer davon abgeschreckt werden. Die Darlegung des Inhalts der Schrift möge nun zeigen, was man darin zu suchen, und wie ausführlich und umfassend der Vf. seinen Stoff behandelt habe. Aus unseren an jedem Orte beygefügten Bemerkungen aber wird hervorgehen, wo er auf eine oder die andere Art zu weit gegangen sey, wo er sich geirrt habe u. s. w.

In der Einleitung wird mit Recht *Adelungs* und seiner Nachtreter Bemühen getadelt, die meiſsnische Sprechart zur Schriftsprache zu machen, unsere *lebende* Sprache zu festigen, und sie, gleich einer ausgestorbenen, zu einer in ihre, überdieſs engen, Grenzen beschlossenen zu machen; mit Unrecht aber wird die niedersächsische „eine langs vergessene und versunkene Sprache" genannt. — Die Verständigen kommen darin überein: Alle Mundarten können und sollen die allgemeine oder Schrift-Sprache bereichern, und besonders, mag man hinzusetzen, kann dieſs die oberdeutsche, in welcher sich viele alte gute Formen mehr noch als in den anderen erhalten haben. Die

Schrift selbst zerfällt in zwey Abtheilungen. *Die erste* stellt „*die wohllautlich trefflichen Formen der Mundarten des Südens*" auf. Vorher werden die Fodernisse des Wohllauts angeführt, nämlich: I. „Eine im Ganzen gleiche Vertheilung der sprachlichen Urstoffe, nämlich der Mannlaute (Consonanten) und der Weiblaute (Vocale)," die aber in unserer Sprache ganz verhaltwidrig ist. II. „Eine glückliche Mischung der verschiedenen *Lauttöne* (Accente) eines edelen Redesanges." Hiebey wird S. 13 zugegeben, „dass in einigen Gegenden des Nordens die Tonwendungen, ja die ganze Melodie der Rede, den Gesetzen des Wohllautes weit gemäfser scheine (nur scheine?), als in den meisten des Südens." III. „Eine Fülle von Volllauten. Nach dem über den Wohllaut Gesagten heisst es S. 16 ganz richtig: „Diejenigen Formen und Geforme einer Mundart würden demnach, *unter sonst gleichen Verhältnissen*, den Vorzug verdienen, welche den Foderungen des höheren Wohllautes am meisten genügen." Doch ist in dem Bisherigen noch gar nicht befriedigend dargethan, dass dieser Vorzug der oberdeutschen Mundart ausschliesslich zukomme. S. 17 ff. handelt von dem „Vorwerthe der Volllaute," und der Vf. sucht hier zu zeigen, dass die volllautigen Wörter die fähigsten sind, durch Umlaut und Veränderung in Kleinlaute und Halblaute eine bey weitem grössere Menge abgeleiteter Wörter zur Bezeichnung mannichfaltiger Begriffe und Nebenbegriffe zu geben, als die Wörter mit Klein- oder Halb-Lauten. Mehrere Wörter, besonders *gut* und *schön*, werden auf eine weitläuftige Art als Beweise davon auf- und durchgeführt. Hierin aber ist so viel theils Ungewöhnliches, theils Überflüssiges, dass, wenn man dergleichen anführen will, um jene Wörter mit ihren vielen Ableitungen „prangen und üppigen" zu lassen, man leicht noch einmal so viele davon ableiten und bilden kann. Z. B. von *gut* noch die Formen: 1) *gutig*, ein Gut, und *güterig*, Güter besitzend; davon a) Gutigkeit, b) Güterigkeit. 2) Gutigen, Verb. a) das Gutigen, b) die Gutigung, c) der Gutiger. 3) *Gutlich*, Adj., ein wenig gut, dem Guten ähnlich (unterschieden von gutlich, Adv.), mit seinen Ableitungen. 4) *Guteln*, Verb., mit seinen Ableitungen. 5) *Der Gutling*. 6) *Güteln*, Verb., mit seinen Ableitungen. 7) *Der Gütling*. 8) *Der Gutner*. 9) *Der Gütner*. 10) *Best*, mit seinen Ableitungen, als: Bestheit, bestlich, Bestlichkeit u. s. w. — S. 26 ff. wird unter der Überschrift *Umlaut* dem Volllaute, welcher sich im Oberdeutschen am besten erhalten hat, mit Recht das Wort geredet, und zum Besten der Sprache ist es allerdings nöthig, die Gesetze des Umlautes aufzusuchen und festzustellen. Diess versucht der Vf. in den folgenden kleineren Abschnitten:

I. „Eigennamen auf *a* und *o*." Die volllautigen Namen Amalia, Sophia u. s. w., Jena, Gera, Fulda, Salza u. s. w. werden, manche oft, manche gewöhnlich, in Amalie, Marie u. s. w., Jene, Gere u. s. w. (doch nur in der gemeinen obersächsischen Sprechart) geändert. Diess sollte nicht seyn, am wenigsten in der höheren Schreibart. Dass hierin der Volllaut im Oberdeutschen noch am meisten beybehalten sey, kann man dem Vf. leicht zugeben; aber nicht so wird man mit ihm übereinstimmen, dass Wörter, wie Summa, Cassa, Massa, Insul, Titul, Regul u. s. w., oder gar solche aus unserer Sprache gänzlich zu verbannende Wörter, wie das Militär, ordinär, die Lectür u. s. w. schriftgewöhnlich gemacht werden möchten. II. „Umendung der Eigennamen auf *o* und *ä*." Des Vfs. Meinung geht dahin, dass man die fremden Eigennamen nach römischer und griechischer Art umenden soll; diess aber widerspricht dem weiter unten (2 Abth. III) gegebenen Rathe, „dass man die fremden Namen und Wörter beschneiden und verstümmeln solle, bis sie deutsch werden. Allein, fällt es auch einen Augenblick auf, dass man in Stellen, wie S. 34 angeführt sind, Helena, Diana, Latona für den vierten Fall nehmen soll: so ergiebt sich diess doch bald aus dem Zusammenhange, und man wird lieber den Namen unverändert beybehalten, als mit dem Vf. Helena'n, Diana'n, Latona'n sagen wollen. Überdiess scheint Hr. *R.* selbst hier noch nicht im Reinen zu seyn; denn er tadelt S. 36 auch den dritten Fall Lydien und die Mehrzahl die Kassandern, sagt aber nicht, wie sie richtiger lauten sollen, ob Lydian, dann wäre ja kein Unterschied zwischen diesem dritten und dem oben angeführten vierten Falle, oder Lydiä, und ob die Kassandras oder Kassandrä." III. „Umlaut der subjectiven und der objectiven Verbe" (Verba). Hier heisst es: „Die einfachsten Verbe unterscheiden sich wesentlich, je nach der verschiedenen Bedeutung, durch äusserliche Form. Bedeuten sie nämlich A) umständlich (subjectiv) entweder ein Seyn, ein Werden" (dergleichen gewöhnlich neutra genannt werden): „dann bleiben sie immer ohne Umlaut: kalten, lasten u. s. w. Oder bedeuten sie ein Haben und Gebrauchen eines Aussenstandes (Objectes), nach welchem sie benannt, von dessen Namen sie abgeleitet wurden: dann behalten sie ebenfalls den Volllaut noch fort: strahlen, funken, fussen, den Fuss gebrauchen, harfen, die Harfe gebrauchen u. s. w. Sind sie Grundwörter, d. h. solche, die nicht von anderen Wörtern kenntlich sich ableiten: so formen sie gewöhnlich sich um nach der sogenannten irregularen (richtiger ersten oder vollkommenen) Conjugation. B) Bezeichnen sie aber ein Wirken auf einen Aussenstand" (dergleichen gewöhnlich *activa* genannt werden): „so nehmen sie fast immer den Umlaut mit an: kälten, kalt machen, das Haar strählen u. s. w. Die Grundverbe dieser Art endigen meistlich sich um nach der sogenannten regularen (zweyten mangelhaften)(?) Conjugation." Diese Eintheilung der Aussagewörter, wie sie *Campe*, oder der Sagewörter, wie sie *Junker* nennt, ist im Wesentlichen die gewöhnliche; allein hier doch nichts weniger als ganz genau bestimmt. Die zweyte Classe B bezeichnet richtig ein Wirken auf einen Aussenstand; aber ist denn das Gebrauchen eines Aussenstandes oder ausserhalbigen Gegenstandes, welches mehrere der zur ersten Classe A gerechneten bezeichnen, nicht eben auch ein Wirken auf einen Aussenstand, und heisst z. B. Harfen nicht, eine Harfe erfassen und darauf spielen,

d. h. mit seinen Fingern auf die Saiten derselben einwirken? Und wie unpassend ist der Begriff des Habens und Gebrauchens bey Wörtern, wie strahlen, funken u. s. w.! Heisst denn, die Sonne strahlt (lässt Licht in Strahlen von sich ausgehen): sie *hat* Strahlen, etwa in sich oder an sich, oder sie *gebraucht* Strahlen als einen Aussenstand, als ein Mittel, jenes Licht von sich ausgehen zu lassen? Wörter der Art, wie harfen, und solche, wie fussen, gehen, laufen u. s. w., sind mit nichten umstandlich, besser zustandlich (neutral); sie bezeichnen auch ein Wirken, nur nicht auf einen bestimmten äusseren, durch ein eigenes Wort genannten Gegenstand, sie sind mithin auch activa, aber eben weil kein Wirken auf einen solchen bestimmten Gegenstand angezeigt, und das Wirken auf ihn nicht übergeleitet wird, unüberleitende, *activa intransitiva*, und nur jene ein Wirken auf einen benannten Aussenstand bezeichnenden Aussagewörter sind *activa* vorzugsweise, oder *activa transitiva*. Diese Eintheilung hat Rec. schon in Hn. *Campe's* Wörterbuche der deutschen Sprache angewendet, und es ist darüber Mehreres in der Vorrede zu jenem Werke gesagt worden. Der Volllaut, mit sogenannter unregelmässiger Umwandlung, und der Umlaut, mit sogenannter regelmässiger Umwandlung, dient in vielen Fällen, beide Hauptclassen von einander zu unterscheiden, und da, wo diess geschieht, haben die zustandlichen und unüberleitenden den Volllaut, die überleitenden aber den Umlaut. Dieser nützliche Unterschied wird freylich bey weitem nicht genug beobachtet. Hr. *R.* giebt davon S. 43—45 Beyspiele. Er macht sich aber dabey einiger Unwahrheiten und Ungerechtigkeiten schuldig. S. 43 nämlich sagt er bey dürsten, für dursten: „In *Campe's* neuem Wörterbuche sind vom Anfange herein unter je zwölf Beyspielen dieser Art fast immer sechse (soll heissen sechs) unrichtig," und doch sind dort beide Formen dursten und dürsten (diess letzte nur nicht für dursten machen) angeführt, und richtig ist das Beyspiel: es hat mich gedurstet. Die anderen Beyspiele sind angeführt, wie sie sich in den Schriften, woraus sie entlehnt sind, fanden. S. 45 heisst es: „Die lüderliche (liederliche) Aussprache jener (er meint die norddeutsche) Mundart, welche *äu* von *ei* nicht mehr unterscheiden könne u. s. w." Aber gerade in (wenigstens einigen) niederdeutschen Gegenden, z. B. im Braunschweigischen, wird *äu*, *eu* und *ei* so genau — fast übertrieben — unterschieden, als vielleicht sonst nirgends. Hienach möge man denn das Treffende der gesuchten Witzeley S. 46 beurtheilen: „Und wäre von taugen das alte *täugen*, tauglich machen, noch gängig, wäre von bausen ein *bäusen* gewöhnlich: wahrlich (!) sie würden in den *Teig* gerathen und diesen nur auf*beissen* wollen." Überhaupt enthält dieser Abschnitt viel Überflüssiges, gar nicht zur Sache Gehörendes, wie z. B. den witzig seyn sollenden Ausfall auf „die feuernen Kraftmänner der Jetztwelt" S. 49 f., und der wesentliche Inhalt von S. 38—52 hätte sich mit den nöthigen Beyspielen füglich auf wenige Blätter zurückbringen lassen. Das Verzeichniss „einiger oberdeutschen Verbe (als ob alten, bangen, blassen, dunkeln, dursten, faulen, hallen, harten u. s. w., und äffen, ängsten, blänken u. s. w. *nur* oberdeutsch wären?), welche die Subjectivität durch Volllaut, und die Objectivität durch Umlaut bezeichnen," S. 53—78, ist einer Seits zur Erläuterung des Aufgestellten viel zu gross, und hier in dieser Ausdehnung gar nicht an seinem Orte, anderer Seits aber ist es, wenn es einmal hier stehen und etwas Ganzes seyn sollte, viel zu mangelhaft, indem nicht einmal so allgewöhnliche Formen, wie fallen und fällen, hangen und hängen, rinnen und rennen, saugen und säugen, springen und sprengen, wallen und wällen, wiegen und wägen, besser wegen, (solcher wie stahen und stehen, wahen und wehen u. s. w. gar nicht zu gedenken, ungeachtet sie eher einen Platz darin finden konnten, als: „*dumpfen*, dumpf seyn (soll heissen dumpfschallen), die schlaffe Saite dumpfet; *dümpfen* ist glaublich selten") angeführt sind; und doch verdienten diese eben so angeführt zu werden, wie krummen und krümmen, platzen und plätzen, prallen und prellen, quillen und quellen. Dazu kommen noch Unrichtigkeiten und Unbestimmtheiten. Wenn *affen* heisst Affe seyn, und *alten* alt seyn (werden), *äffen* aber zum Affen machen, *älten* alt machen: so wird freylich *ammen* auch bedeuten Amme seyn; aber *ämmen* — zur Amme machen? Hr. *R.* sagt S. 54: „Ein Kind ämmen." Wie konnte er diess, ohne es zu berichtigen, dass man so nicht sagen könne für: als Amme stillen, säugen? S. 60. „Grössen, grössern, gross machen." Grössen heisst ja bloss gross machen, und grössern grösser machen. Wie aber sollte das zustandliche Wort für grösser werden lauten, etwa *grossern?* Allein man steigert gross nicht grosser, sondern grösser. S. 61. „Hälsen, beym Halse nehmen," und „umhälsen Jemand," wird wohl mit Recht, wenn gleich gegen Hn. *R's.* Meinung, getadelt, denn Hälsen würde am natürlichsten heissen mit einem Halse (in eigentlicher und uneigentlicher Bedeutung) versehen, z. B. eine Flasche hälsen, ein Hemde hälsen, mit dem Halse oder Halskragen versehen. Wozu S. 71 die Erklärung: „rösten, rostig, rostartig machen," da man schwerlich eine Sache absichtlich rosten machen wird? Es hätte die gewöhnliche Bedeutung angeführt werden sollen, am Feuer oder durch Feuer eine rostbraune Farbe bekommen machen und zugleich eine gewisse Zubereitung geben. S. 74 ist in den Worten: „es sturmet, für der Sturm gehet; auch eine Vestung" — kein Sinn. Nach S. 76 soll man mit Hn. *R.* sagen: mich träumt, so wie er auch sagen möchte: mich jämmert u. s. w. S. 75 heisst es: man könnte nach dem Beyspiel der vorangeführten Doppelformen auch unterscheiden schollen und schöllen (schellen), schwingen und schwengen (schwenken), schaumen und schäumen, schlupfen und schlüpfen, schwinden und schwenden, saften und säften, sauern und säuern, sommern und sömmern, spuren und spüren, stromen und strömen, stumpfen und stümpfen u. s. w., welche Formen aber leider *nicht* „in der vielverbildeten und vielbeumlau-

teten Schrift" (Schriftsprache) gefunden würden. Und doch finden sich alle diese Doppelformen in der Schriftsprache, oder sind doch wenigstens, wie die meisten anderen, von dem Vf. des von Hn. *Campe* herausgegebenen Wörterbuches der deutschen Sprache richtig unterschieden und aufgeführt worden. Übrigens folgt aus alle dem, was hier über die Doppelformen gesagt ist, nichts zum besonderen Vortheil der Süddeutschen. Weder diese noch die Norddeutschen haben sie alle; und haben jene von diesen Doppelformen mehr der volllautigen: so haben sie viele der umlautigen nicht, welche die Norddeutschen in grösserer Menge haben, womit diese also vor jenen die überleitende Bedeutung der Aussagewörter richtiger bezeichnen können. IV. „Umlaut der Sachwörter *niss*" (auf *niss*). Von Wörtern dieser Art bekommen viele unrichtig den Umlaut, im Süden wie im Norden. Man sagt z. B. Bewandtniss und Verwandtniss, und doch Bekenntniss (Bekänntniss) und Vermächtniss. Diese falsche Beumlautung hindere die Unterscheidung des zustandlichen und überleitenden Begriffs in diesen Wörtern, so dass man nicht unterscheiden könne, z. B. Saumniss und Säumniss, Faulniss und Fäulniss. — Diese Unterscheidung möchte aber wohl nur in wenigen Fällen anwendbar seyn, und sollten diejenigen, welche etwas von überleitender Bedeutung haben, den Umlaut bekommen: so *muss* man ja Vermächtniss, Versäumniss u. s. w. sagen, weil diese bedeuten, ein Ding, welches vermacht wird oder ist, ein Ding, welches versäumet, obgleich Hr. *R.* auch hier Vermachtniss, Versaumniss gesagt haben will. V. „Umlaut der zeitwortlichen Personennamen auf *er*." Dergleichen Wörter sind im Norden besonders häufig mit Unrecht beumlautet, und hier ist Verbannung des unrichtigen Umlautes vorzüglich wichtig, um Ableitungen von zustandlichen und unüberleitenden Aussagewörtern ohne Umlaut einer Seits, und von überleitenden mit dem Umlaute anderer Seits unterscheiden zu können. Man unterscheide also Laufer und Läufer, Saufer und Säufer, Schlafer und Schläfer u. s. w., und gebrauche nicht für beiderley Bedeutungen eine und dieselbe Form Läufer, Säufer, Schläfer u. s. w. VI. „Umlaut der Ortnernamen auf *er*." Hier ist der Umlaut zwecklos und unrichtig, weil dadurch die wahre Gestalt der Eigennamen verdunkelt oder unsicher gemacht wird. Man sagt richtig der Frankfurter, Breslauer, Badener, Elsasser u. s. w.; aber unrichtig Darmstädter, Schnepfenthäler, Märker, Holländer u. s. w. Doch fehlt gegen diese Regel Hr. *R.* selbst, indem er S. 42 *Aengländer* (doppelt falsch, indem es entweder Englander oder Ang(el)lander heissen muss) schreibt. VII. „Umlaut der Sachwörter auf *ey* und *erey*." „Von mehrheitlichen Seynswörtern" nehmen sie den Umlaut als Zeichen der Mehrheit (in vielen Fällen) mit herüber, also *Länderey*, *Möncherey*. „Stammen sie aber von einzahlichen Seynswörtern ab — und sollen sie nur den Begriff Einzahl mit ausdrücken": so bleiben sie ohne Umlaut, als Amtey, Propstey, Gartnerey. Hier bleibt aber ungewiss, ob Gartnerey oder Gärtnerey unrichtig sey. Ist die Mehrzahl von Gartner Gärtner: so ist Gärtnerey so richtig als Möncherey. „Stammen sie ab von Personennamen auf *er*: so richten sie sich in Ansehung des Umlautes ganz nach diesen," als Druckerey, Jägerey u. s. w. S. 99 ist bemerkt, dass man mit Unterscheidung Backerey, Klatscherey, Packerey, Rauberey u. s. w., und Bäckerey, Klätscherey, Päckerey und Räuberey u. s. w. sagt; aber es ist nichts Befriedigendes darüber beygebracht, wie diese unterschiedenen Formen mit den Ableitungen von zustandlichen und thatlichen Aussagewörtern zusammenspielen oder gegen einander stossen. VIII. „Umlaut der Seynswörter auf *inn*." Nach Hn. *R.* sollten die Gemeinnamen, welche von männlichen mittels der Endsylbe *inn* sich ableiten, alle den Umlaut bekommen, z. B. Häsinn, Hündinn, Gräfinn u. s. w., alle weiblichen Gemeinnamen dagegen, neu abgeleitet von solchen Mannsnamen, die von Handlungswörtern mit *er* gebildet werden, ohne Umlaut bleiben, z. B. Vorsagerinn, Kundschafterinn. Bey der ersten Regel aber würde es an Ausnahmen nicht fehlen, indem man sich wohl kaum entschliessen möchte, von der üblichen Form Bothinn, Mohrinn, Herzoginn, Holdinn, Unholdinn, Sachsinn, Westfalinn (warum schreibt Hr. *R.* West*phä*linn?), Schwabinn u. s. w. abzugehen, und mit Hn. *R.* Böthinn, Möhrinn, Herzöginn, Höldinn, Sächsinn u. s. w. zu sagen. Die zweyte Regel ist *ebenfalls* näher dahin zu bestimmen, dass dieselbe Unterscheidung des Begriffs in den Wörtern auf — *n*, durch Volllaut und Umlaut bey den mit — *inn* davon abgeleiteten Statt finden müsse, z. B. Sauferinn und Säuferin, Schlaferinn und Schläferinn u. s. w. IX. „Umlaut entsinnlichter Seynswörter." Alle diese bekommen den Umlaut, wenn die Wörter, wovon sie abgeleitet sind, den Volllaut haben, als Blösse, Genüge, Grösse, Härte, Kälte u. s. w. Es ist weiter nicht übel zu nennen, dass die von heiter, tief, süss und mehr dergleichen abgeleiteten Wörter keinen Umlaut bekommen können, da die Heitere, Finstere, Tiefe, Süsse u. s. w. schon hinlänglich durch das End-*e* und den Artikel unterschieden sind. Wir bedürfen daher Hn. *R's.* Vorschlag nicht, entweder mit den Oberschwaben Kühli, Tiefi u. s. w., oder gar mit den Franken, Österreichern und Baiern die Tiefen, Süssen u. s. w., und vollends mit den Schweizern die Tiefine, Süssine u. s. w. zu sagen. Übrigens ist unsere Schrift-, und besonders die Dichter-Sprache reich an solchen Ableitungen, und die oberdeutsche Mundart besitzt davon ausser den schon gebräuchlichen wohl nur wenige, die noch nicht bekannt und gebraucht wären.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

## BESONDERE ABDRÜCKE.

*München*, b. Lentner: *J. M. Sailers Anleitung für angehende Beichtväter und Krankenfreunde.* 1812. 198 S. 8. (16 gr.)

Aus dem zweyten und dritten Theile der *Sailerschen* neu bearbeiteten Pastoraltheologie besonders abgedruckt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 AUGUST, 1812.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

München u. Burghausen, b. Fleischmann: *Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten, zur Verschönerung und Bereicherung der Schriftsprache.* Gesammelt von *Radlof* u. s. w.

*(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

IX. „Umlaut der Seynswörter auf *schaft*." Diese bleiben in der Regel ohne Umlaut. Zuweilen kann man aber beumlautete und unbeumlautete unterscheiden, z. B. *Vaterschaft*, Stand, Verhältniss eines Vaters, und *Väterschaft*, die sämmtlichen Väter, wo dann die beumlauteten von der beumlauteten Mehrzahl ihrer Stammwörter gebildet sind. X (im Buche unrichtig XI). „Umlaut der Sachwörter auf *ling*." In der Schriftsprache, wie in der Sprache des gemeinen Lebens (Oberdeutschland grossentheils ausgenommen), werden diese Gebilde beumlautet, um sie als abgeleitete noch mehr, besonders aber verkleinelnd, zu bezeichnen. Wäre es möglich, die Beumlautung nur auf die von überleitenden Aussagewörtern abgeleiteten zu beschränken: so könnten dadurch diese von den übrigen von zustandlichen und unüberleitenden Aussagewörtern abgeleiteten unterschieden werden, und man hätte dann Kaltling, Frostling u. s. w., eine Person, welche kalt, frostig ist, sich so bezeigt u. s. w., und Kältling, Fröstling u. s. w., eine Person, welche kältet, fröstet, oder Kälte, Frost verbreitet u. s. w. Hier hätte auch von dem Umlaut der Sachwörter auf *ler* etwas gesagt, und diess nicht in einen ganz anderen Theil der Schrift, auf S. 254, hin verworfen werden sollen. Es konnte diess mit XI (im Buche unrichtig XII), „Umlaut der Deminutiva," füglich verbunden werden. Die Verkleinungen der Gemeinnamen, wie auch die verkleinelnden Aussagewörter, bekommen den Umlaut mit Recht, um dadurch etwas Kleines, Minderes, oft auch Verächtliches zu bezeichnen, also Männchen, Blättchen, klügeln, zärteln u. s. w. Allein Hr. *R.* wünscht bey den verkleinelnden Aussagewörtern dieselbe Unterscheidung in Absicht auf Volllaut und Umlaut, wie bey einfachen, wovon sie abgeleitet sind, damit man ein *grobeln* und *gröbeln*, *bangeln* und *bängeln*, *laufeln* und *läufeln* u. s. w. habe. Mit dem Umlaute der Wörter auf *ler* würde es sich nun eben so verhalten müssen, und man hätte nach Hn. *R.* einen *Grobler* und *Gröbler*, *Bangeler* und *Bängeler*, *Laufeler* und *Läufeler* u. s. w. (S. 110 u. 254). Von dem Umlaut der Veröfterungs- und Verstärkungs-Wörter und den davon abgeleiteten — bey welchen allen dasselbe zu beobachten ist, was bey den einfachen beobachtet wird — schweigt Hr. *R.* Auch hätte hier, oder schon nach Abschnitt VI, das Nöthige über den Umlaut der Wörter auf *ner* folgen sollen; allein es gefiel dem Vf., gegen Ordnung und Zusammenhang erst S. 246 f. Einiges darüber zu sagen. Wörter dieser Art sollten den Umlaut nicht bekommen, ausser wenn sie von beumlauteten Wörtern abgeleitet sind. Auch wird ein Theil derselben weder von den Norddeutschen, noch in der Schriftsprache beumlautet, und man spricht im Niederdeutschen meist, wenn nicht überall, Schaffner, Schlosser u. s. w., so wie man Bogener, Harfner, Klausner, Schuldner u. s. w. sagt. Ob man sich aber entschliessen wird, wie man sollte, Gartner, Kammerer, Thurmer, Todtengraber u. s. w. allgemein zu sagen und zu schreiben, steht zu erwarten. XII (unr. XIII). „Umlaut der Angehörswörter auf *ig*." Diese Wörter bekommen oft den Umlaut unrichtiger oder unnöthiger Weise, z. B. wenn der bezielten Sache oder Person etwas nur Ein Mal zukommt, wenn sie nur ein einziges Ding einer Art hat, z. B. ein bartiger, ein dickkopfiger Mensch; ferner, wenn diese Adj. sich mit Zahlwörtern untrennbar verbinden, welche bereits eine Einzahl oder Mehrzahl angeben, also ein-, zwey-, vielhauptig, vielastiges Gezweig u. s. w. In Beyspielen, wie S. 114, weitbäuchige Kufen, langhälsige Gänse, weisshäuptige Wogen, konnte nicht nur füglich — wie Hr. *R.* meint — auch weitbauchig, langhalsig, weisshauptig stehen, sondern es muss auch so heissen, weil jene Ausdrücke sagen würden: Kufen, deren jede weite Bäuche, Gänse, deren jede lange Hälse, Wogen, deren jede weisse Häupter hat. Und wie konnte sich Hr. *R.* S. 117 darüber wundern, dass die Dichter „seit *Langem*" (womit will er diese Form, deren er sich auch S. 1 u. 288 bediente, vertheidigen?) nur sagen drey*mastige* Schiffe, viel*strahlige* Sterne, drey*kantige* Flächen, sieben*zackig*, viel*gestaltig*, viel*namig* u. s. w.? Wie sollten sie denn anders sagen (doch nicht drey*mästig*, viel*strählig*, drey*käntig* u. s. w.?), da ja die Mehrzahl Masten, Strahlen, Kanten u. s. w. ganz richtig lautet? Eben so verhält es sich auch mit armig, farbig, formig, spaltig und vielen anderen. Wo man von der Mehrzahl nicht richtig ableitete, da fehlte man. Übrigens hat der Vf. gar nicht befriedigend dargethan, dass es besser sey, die Adj., welche das, was das Stammwort bezeichnet, als in der Mehrzahl enthaltend bedeuten, ohne Umlaut zu gebrauchen, also besser, der drey*kopfige* Höllenhund (doch

lieset man S. 116 von einem *siebenköpfigen* Höllenhunde) anstatt drey*köpfige*, der hundert*handige* Briareus für hundert*händige* zu sagen. Ohne grosse Ordnung und strengen Zusammenhang wird S. 117 vom Umlaut der Angehörswörter auf *ig*, unter der Aufschrift: *Fortsetzung*, fortgefahren, und gesagt, dass die von entsinnlichten Sachwörtern abgeleiteten Adj. ohne Umlaut waren, und es zum Theil in Oberdeutschland noch sind, z. B. machtig, kunstig, gnadig u. s. w. Nach S. 120 soll der Umlaut bey vielen Wörtern dieser Art von der Mehrzahl herkommen, von welcher man sie abgeleitet habe, z. B. künstig von Künste, mächtig von Mächte u. s. w. Nach S. 125 wurden und werden im Oberd. Adj. auf *ig*, von Verben stammend, eigentlich nur dann beumlautet, wenn die Verbe es sind. Dieses möchte Hr. *R.* als Regel aufstellen, damit man von hangen, durften, nutzen u. s. w. hangig, durstig, nutzig u. s. w., von hängen, dürsten, nützen u. s. w. aber hängig, dürstig, nützig u. s. w. ableiten könne. Allein was zur Empfehlung der Unterscheidung dieser Formen gesagt wird, ist nicht deutlich und überzeugend. XIII (unr. XIV). „Umlaut der Angehörswörter auf *isch*." Im Ganzen befriedigend, aber von Willkührlichkeiten und Widersprüchen nicht frey. Den Umlaut sollen von Gemeinnamen abgeleitete Adj. auf *isch* erhalten, wenn das davon Ausgesagte als der ganzen Classe zukommend bezeichnet wird, z. B. äffisch, füchsisch, wölfisch, sclävisch (S. 130) u. s. w., wo man aber eben so gut affisch, fuchsisch, wolfisch, sclavisch (und diess gewöhnlich) u. s. w. sagen kann, denn was Einem Affen, Fuchse, Wolfe, Sclaven u. s. w. *als solchem* zukommt, kommt auch allen zu. S. 130 wird *sächsisch*, *schwäbisch*, *fränkisch* als dem ganzen Volke(?) etwas zuschreibend (eidgenössisch und bundsgenössisch werden S. 131 auch unter *Volksnamen* angeführt) für richtig erklärt, S. 135 aber *tyrolisch*, *ungarisch* u. s. w., welche doch nach jener Regel tyrölisch, ungärisch lauten müsten. S. 136 wird die regellose Unstätigkeit im Geben und Nehmen des Umlautes mit Recht getadelt, auch die Form hollandisch, niederlandisch, maylandisch u. s. w. für die richtige erklärt, und doch sündigt Hr. *R.* gegen seine eigene Regel, indem er z. B. S. 93, 96, 101, 107 holländisch, und S. 93 dänisch schrieb. S. 132 heisst es sehr undeutlich und sonderbar, die Adj. von zeitwortlichen Personenwörtern auf *er* „behalten durchaus den Grundlaut des Vocales," für: denselben Grundlaut oder Vocal, z. B. bildhauerische Werke, malerische Schönheiten, wofür man aber nach Hn. *R's.* Vorschlage S. 208 bildhauische und malische sagen müsste. Die Unterscheidung der von Aussagewörtern abgeleiteten Adj. auf *isch* ist, wenigstens in vielen Fällen, befolgenswerth, z. B. die Unterscheidung von anhangisch und anhängisch, laufisch und läufisch u. s. w. XIV (unr. XV). „Umlaut der Angehörswörter auf *lich*." Diese am richtigsten auch ohne Umlaut. Dass der Umlaut in verminderlicher(?) Bedeutung noch um einen Grad mindere, ist wohl nur eine Grille, denn der Sprachgebrauch kennt z. B. gar kein läulich, sondern laulich ist ihm hinreichend, den Begriff ein wenig lau zu bezeichnen. In Ansehung des Lautes der Adj. auf *lich* mit Zeitbestimmung wäre eine Unterscheidung der beumlauteten von den nicht beumlauteten zwar nicht ungut; aber die Erklärung, warum die, welche eine jedesmalige Wiederkehr in der bestimmten Zeit bezeichnen, den Umlaut bekommen müssen, taugt wenig. Denn wenn sich *täglich* auch von dem oberdeutschen Täge, und *nächtlich* von der Mehrzahl Nächte ableiten läst: so sagen wir doch nie Jähre, Wöchen, Stünden u. s. w., von welchen sich jährlich, wöchentlich (besser wochlich), stündlich ableiten liesse. Nachtlich, taglich u. s. w. hiesse dann bey solcher Unterscheidung bloss in der Nacht, bey Nacht, bey Tage geschehend. Auch hier fehlt Hr. *R.* in demselben Augenblicke, da er von dieser Regel spricht, gegen dieselbe, indem er S. 146 alltagliche für alltägliche Sprache sagt. Die S. 146. 7 angerathene Unterscheidung der Adj. auf *lich*, von Aussagewörtern gebildet, nach Unterschied derselben als überleitenden und nicht überleitenden, ist zweckmässig; nur unterscheidet sie Hr. *R.* selbst nicht durchweg richtig und deutlich. *Fuglich*, *gewohnlich*, *nutzlich* wäre fugend, einen Fug habend, in Gewohnheit seyend, eine Gewohnheit seyend, einen Nutzen habend oder gewährend u. s. w.; *füglich*, *gewöhnlich*, *nützlich* aber gefügt, gewöhnt, genützt werden könnend. So auch untrostlich, gebrauchlich u. s. w., ohne Trost, in Gebrauch seyend; untröstlich, gebräuchlich aber nicht getröstet, gebraucht werden könnend. Bey den von Gemeinnamen abgeleiteten Adj. auf *lich* gilt dasselbe, was bey eben solchen Adj. auf *isch* gilt, dass sie mit dem Umlaute nicht bezeichnen *müssen*, was der Mehrheit oder der ganzen Classe zukommt. Übrigens ist dieser ganze Abschnitt sehr nachlässig geordnet, so wie hier folgt: XV (XIV) 1). 2). C. D. 3). A. B, und ein zweytes C wird noch in dem Druckfehlerverzeichnisse als hinweggelassen angezeigt, welches in der *oberdeutschen Literaturzeitung nacherscheinen* soll, eine sonderbare Art, dem Käufer und Leser das Weggelassene nachzuliefern. Ausser dieser Nachgeburt in der gedachten Zeitung, welche mit dem verflossenen Jahre ihren Abtritt genommen haben soll, wird in demselben Druckfehlerverzeichnisse auch noch eine fehlende Note zum Text S. 190 versprochen, dagegen sich S. 267 eine Note ohne Text vorfindet. XV (unr. XVI). „Umlaut der Angehörswörter auf *en*." Diese werden am besten ohne Umlaut gebildet. Ob die Dichter die *malerischen* Ausdrücke: *rothene* Mauern, *feuerne* Ströme, *rosene* Wangen und *wasserne* Berge von Hn. *R.* annehmenswürdig finden werden, mögen sie selbst entscheiden. XVI (unr. XVII). „Umlaut der Angehörswörter auf *icht*." Sie entbehren des Umlautes immer, wenn das Grundwort ohne Umlaut ist. XVII (unr. XVIII). „Umlaut der zusammengesetzten Angehörswörter und der beywörtlichen Participe." Hier wird mit Recht die grosse Willkühr der Sprechenden und Schreibenden getadelt. Wie aber Hr. *R.*, nach der zweckmässigen (und im Einzelnen wenigstens längst

beobachteten) Scheidung der — wie er sie nennt — subjectiven und objectiven Verbe, den Tadel von Wörtern, wie wohlgebrüstet und langgeschwänzet rechtfertigen will, sehen wir nicht. Nach ihm würden wir, da er wohlgebrüstet u. s. w. sagen will, ausser dem (subjectiven) brusten und schwanzen, noch ein zweytes (objectives) brusten, schwanzen u. s. w., mit *einer* Brust, mit *einem* Schwanze versehen, bekommen, und ausser diesen hätten wir dann noch *brüsten*, mit Brüsten versehen, *schwänzen*, mit Schwänzen versehen. Den Umlaut, als Zeichen der Mehrzahl, sollen nach ihm solche Wörter bekommen, wenn man wirklich in ihnen eine Mehrfachheit des Genannten bezeichnen will, also: *früchte*beladene (obgleich eben so gut *frucht*beladene, vom Sammelworte Frucht, gesagt werden kann), *blüthen*beschneyete Büsche u. s. w.; aber auch purpur*bemäntelte* Mönchlein und gold*besäumte* (man weiss nicht, soll es so oder gelbbesäumte heissen, denn im Buche steht geldbesäumte) Wolken, welche in dieser Verbindung von Beyspielen bezeichnen würden und müsten: Mönchlein, deren jedes Purpurmäntel trägt, Wolken, deren jede mit mehreren goldenen Säumen versehen ist. Und dann wäre ein purpur*bemäntelter* Mönch dennoch gedenkbar, und purpur*bemantelte* Mönche richtig. Nach dieser Verbindung wäre in den Beyspielen die gross*geaugte* Sonne, die weiss*gearmte* Mora, geaugt und gearmt in der Mehrzahl zu verstehen; wie würde man dann aber den Begriff der Einzahl unterscheidend bezeichnen? Hr. *R.* befindet sich hier noch in einem ziemlichen Wirrwarr. Dazu vergleiche man oben XIII. — XVIII (unr. XIX und überdiess unrichtig gestellt). „Umlaut und Volllaut der Redetheilchen.“ Wird durch dieselben „schon erreichtes Ziel eines Geschehenden oder die Vergangenheit (Praeteritum) derselben, auch des Raumes und der Zeit“ ausgedruckt: so bekommen sie den Volllaut oder „sonst einen ruhigen Laut“; wird aber durch sie „noch zu erreichendes Ziel oder Künftigkeit (Futur) des Raumes und der Zeit“ ausgedruckt: so bekommen sie den „weiter strebenden“ Umlaut. Diess im Allgemeinen von den Redetheilchen, die nun in untergeordneten kleinen Abschnitten folgen sollten. Der Vf. handelt aber ab in fortlaufender Reihe unter XIX (unr. XX): „*In* und *Ein*,“ Formen, die zum Vortheil der Sprache immer genau unterschieden werden sollten, wie in den zusammengesetzten Wörtern, z. B. eingehen, einstecken, Insassen, Inwohner, worein, worin u. s. w. XX. „*Vor* und *Vör*.“ Die Unterscheidung beider im Gebrauch, des ersten, ein Verhaltniss, einen Zustand des Befindens nahe bey der Antlitzseite eines Dinges, so dass es zwischen diesem und einem dritten vorhanden ist, und des zweyten, ein Bewegen, Streben nach diesem Verhältnisse, Zustande zu bezeichnen, wäre allerdings zweckmässig. Allein diese und die ebenfalls vorgeschlagene Unterscheidung der Wörter *ab*, *an*, *auf*, *aus* u. s. w., von einem *äb*, *än*, *äuf*, *äus* u. s. w., dürften wohl, so wie die S. 169 angeführten Formen, schwerlich je allgewöhnlich werden. XXI. „*Warts* und *Wärts*.“ Auch diese lassen sich vortheilhaft unterscheiden, und *warts* sollte man zur Bezeichnung des Begriffs: *an* einem Orte nach einer Gegend hin gerichtet, *wärts* aber *nach* einem Orte, der nach einer Gegend hin gerichtet ist, hin gebrauchen, z. B. nord*warts* liegt der Berg, nord*wärts* nahmen sie ihren Weg. So auch in den ähnlichen Adj. mit — *wartig* und *wärtig*. XXII. „*Zuruck* und *Zurück*.“ *Zuruck* sollte nur das Befinden und Handeln hinter dem Rücken oder an der Rückenseite befindlich, *zurück* aber das Bewegen, die Richtung dahin bezeichnen. Wenn der Vf. am Schlusse dieser Abtheilung S. 179 wiederholt, dass die Mundarten des Südens den Vorzug verdienen: so wird der Unparteyliche zwar bekennen, dass sich in Süddeutschland viele gute alte Formen zum Theil mehr als anderwarts erhalten haben, dass aber auch, da der Vf. selbst genöthigt war, manche Mängel und Widersprüche der Süddeutschen eben so, wie manche Vorzüge der Norddeutschen, einzuräumen (denn in den an *Süddeutschland* grenzenden Gegenden sagt man z. B. — um nur bey dem Umlaute stehen zu bleiben, — Nächt, Täg, ein Äpfel, ein Brüder, ein Trümmer, der Vögel u. s. w., im Niederdeutschen aber Nagd, Dag, Appel, Broder und Broor, Droom und Drum, Vagel u. s. w.) — ein Anderer keine schwierigere Arbeit haben würde, die Vorzüge der *niederdeutschen*, wir sagen absichtlich nicht norddeutschen, Mundart zu beweisen. S. 181 ff. ist noch Einiges über Geschichte des Umlautes angehängt.

Der *zweyte Abschnitt* handelt von der „*Kürze der süddeutschen Sprachformen*.“ Wenn Manche mehrere süddeutsche Formen in oft langen und schleppenden schwerfälligen Wortgebilden durchweg getadelt haben; Hr. *R.* aber sie gerade als die edelsten und richtigsten Formen zu vertheidigen sucht: so dürfte auch wohl hier die Wahrheit in der Mitte liegen, und beide Theile können sich durch Nachgeben bald vereinigen. Den unter I. „kurze Seynswörter von Verben,“ hervorgehobenen Vorzug der kurzen Wörter, wie Befund, Begleit, Entscheid, Erlag, Erlaub, Verhalt u. s. w., hat man längst erkannt, und nicht nur unsere guten Schriftsteller haben solche Wörter häufig gebraucht, sondern sie sind auch grösstentheils schon in das neueste Wörterbuch der deutschen Sprache, in das von Hn. *Campe* herausgegebene, von dem Vf. desselben aufgenommen worden, wie z. B. die Artikel Abflug, Abspruch, Absage, Abwechsel, Anbot, Anrath, Ansage, Aufbau, Aufflug, Aufwart, Ausbau, Ausart, Einbau, Eindrang, Einflug, Empfehl, Erlag, Erlass, Erlös, Erreich und tausend andere beweisen können. — Wie unbestimmt aber die Regel (S. 191) sey, dass die kurzen Seynswörter bey regulären Verben von der dritten Person der Gegenwart, bey irregularen von dem Imperfect abgeleitet werden, sieht man allein schon aus den wenigen von ihm angeführten Beyspielen, von welchen Ausguss, Einguss, Bug, Einsicht, Vergelt von goss, bog, sah, vergalt abgeleitet seyn sollen, der schlechten Form fund für fand in dem Worte der Fund, wand für wendete, von wenden, nicht von winden, in Auf-

wand nicht zu gedenken. II. „Gekürzt-zusammengebildete Seynswörter." Auch Wörter dieser Art, z. B. Bestallbrief, Befehlschreiben, Bindemittel, Nahrmittel, Dehnzeichen u. s. w., werden zum grossen Vortheil der Sprache immer mehr gebraucht, und verdienen anstatt der schleppendeu mit Wörtern auf *ung* zusammengesetzten noch immer mehr gebraucht zu werden. Doch liesse sich über solche Zusammensetzung mit Wörtern auf *ung* und darüber, wo sie zulässig und nöthig sind, Vieles sagen, wozu aber hier nicht der Ort ist. III. „Kürzung fremder Wörter im Deutschen." Wären wir ächte Deutsche, die, wenn wir deutsch sprechen und schreiben, gar keine fremden Wörter einmischten und die fremden Namen und Titel unverändert liessen: so wäre davon gar die Rede nicht, wie Wörter aus fremden Sprachen in der deutschen gemodelt und umgeendet werden sollen, und es käme dadurch nicht so viel Widerartiges und Lächerliches in unsere Sprache. Hr. *R.* erklärt sich für das Beschneiden und Beschnitzeln der fremden Wörter, damit sie mit den deutschen einige Ähnlichkeit bekommen mögen, und er rühmt es, dass man im Oberdeutschen der Applaus für *applausus*, der Cult für *cultus*, der Kub für *cubus*, das Mahagon für Mahoganiholz, das Verb für *verbum*, die Vakzine für Kuhpockenimpf, und dass man Tantal, Alkibiad, Sokrat, Tacit, Horat, Aristotel oder gar (nach dem französischen *Aristote*, so dass man den Namen beynahe nicht wieder erkennt) Aristot sage. Wer wird sich endlich auch entschliessen, mit ihm, nach S. 204, die Komposiz, Rekreaz, Proporz, Absoluz und Oraz zu gebrauchen? IV. „Kürzung der Angehörswörter auf *erisch*." Die Sylbe *isch* ist wegen der Stärke, womit sie den damit zu bezeichnenden Begriff zeichnet, nicht zu verbannen, und durch *lich* und *ig* (welche letzte Form Hr. *R.* mit der Form *isch* S. 209 u. 210 ungebührlich unter einander mengt), die ihre Bedeutung schon haben, nicht zu ersetzen. Ob man sich aber entschliessen werde, die Wörter mit *isch*, anstatt von Grundwörtern, z. B. Verräther, Mörder (welche Hr. *R.* nach den aufgestellten Grundsätzen Verrather, Morder, so wie Hr. *Wolke* nach seinen Grundsätzen, die, unabhangig von Hn. *R.*, im Ganzen dieselben sind, schreiben müsste), von den Aussagewörtern verrathen, morden abzuleiten, und anstatt oder auch neben verratherisch, morderisch — verrathisch, mordisch zu sagen, müssen wir erwarten. V. „Kürzung der Angehörswörter auf *isch* und *lich*." Hier wird die von aufmerksamen Schriftstellern schon beobachtete Regel gegeben, dass, wenn zwey solche Wörter verbunden werden, das erste sein *isch* oder *lich* verlieren, und also gesagt werden müsse, z. B. meklenburg-schwerinisch, baden-durlachisch, anhalt-zerbstisch, der fürst-auersbergische Palast, die herzog-braunschweigischen Truppen, wofür Hr. *R.* aber ungut schreibt Fürst auersbergisch, Herzog braunschweigisch. Wie aber mit Zusammensetzungen, wie böhmisch-österreichische Hofkanzley, französisch-deutsches Wörterbuch u. s. w.? Soll man hier sagen böhmen-österreichisch, franzos-deutsches u. s. w.? VI (unr. IV). „Gesammtheitswörter mit *ge*." Der Vf. wiederholt das Bekannte; als etwas Neues ist aber die Bemerkung anzusehen, dass Wörter, wie Geflecht, Gespann, Gevögel, Gewild, Gestift, Getäfel und andere, aus dem Süddeutschen Aufnahme verdienen, welche Wörter ja längst in ganz Deutschland bekannt und gebraucht sind. Bey Gestrick begeht Hr. *R.* den doppelten Fehler, dass er es hier nicht in der Bedeutung von Sammlung, Menge von vereinigten Stricken u. s. w., sondern in der Bedeutung für Strickzeug, d. h. eine unvollendete Arbeit des Strickens, anführt und falsch erklärt durch Strickbedarf, worunter Nadeln, Zwirn, Garn, auch getrennt von einander, zu verstehen sind.

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

---

# KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Anton Seidenfels und Emilie Rosenfels, oder wunderbare Schicksale eines Erdensohnes.* 1807. 306 S. 8. (20 gr.) Ohne alle Widerrede gehören die Schicksale, die in diesem Historienbuche vorgetragen werden, zu den wunderbarsten, mit denen ein Erdensohn aufzuwarten die Ehre haben kann, und verdienten um so mehr, dass sich der Griffel der Geschichte über sie erbarmte, und sie der Mit- und Nachwelt zum Troste und zur Erbauung aufzeichnete, da sie für die Träger derselben einen so beruhigenden, ja beglückenden, Ausgang gewinnen. Sollte aber vielleicht der Herausgeber dieser Geschichte die in ihr enthaltenen Begebenheiten mit eigenen Händen gemacht, und sie nur dem gleichfalls selbst gebildeten Hn. Anton Seidenfels u. Comp. auf die Schultern gelegt, und also leider einen Roman (wie diess aus dem Schlusse hervorgeht) geschrieben haben; so gestehen wir, dass uns bis jetzt noch kein schriftlicher Aufsatz vorgekommen ist, der den Versuch, die Quintessenz der ganzen neuesten Romanenwelt dem züngelnden Publicum kürzlich zu kosten zu geben, mit so vielem Glück bestanden hätte, als eben dieser. Von dem Sturmwetter an, das in der Geburtsstunde des Helden so prophetisch tobte, bis dahin, wo der Vielumhergetriebene endlich seine Freude an seinen Kindern sieht, und alt und lebenssatt dieses Zeitliche gesegnet, wird uns diess fünfmal abgezogene Romanenwasser zum Genuss dargeboten, und wir lesen auf kaum sechsmal funfzig Seiten eine ganze Romanenbibliothek, die besonders auch im Fache der Räubergeschichten nicht unbedeutend ist. Wir könnten noch Manches zur weiteren Empfehlung dieses wichtigen Werks sagen, begnügen uns aber, den Schluss desselben als die beste Empfehlung herzusetzen. Er ist in folgenden Worten verfasst: „Und hiemit, *lieber Leser*, beschliesse ich diese Geschichte, von der ich wünsche, dass sie *dir* gefallen haben möge. Du fandest gute und böse Menschen in ihr handeln, sahest, wie die Tugend belohnt und das Laster bestraft wurde. Jenes treibe dich zur Tugend an, diess schrecke dich vom Laster zurück. Du findest keine Scene in ihr, aus der dein schuldloses Herz Gift saugen könnte. Lebe wohl, und *gebrauche* diesen Roman nicht bloss zum Zeitvertreib, sondern nach der Absicht, aus der ich ihn schrieb, dann werde ich mich für belohnt halten." Auch wir wünschen, dass recht Viele die Kunst verstehen mögen, diesen Roman so zu gebrauchen.

P. 19.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 AUGUST, 1812.

## *DEUTSCHE SPRACHKUNDE.*

München u. Burghausen, b. Fleischmann: *Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten zur Verschönerung und Bereicherung der Schriftsprache.* Gesammelt von *Radlof* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

VII. „Die Ansylbe *er*,“ und zwar „1) der Personennamen, sofern sie den Anhänger Jemandes bedeuten.“ Die Bildung solcher Namen hat allerdings oft Schwierigkeiten, wenn man allen möglichen Missverstand vermeiden will. Indess ist gewiss, dass die auf *er* die gewöhnlichsten und besten bleiben, obgleich die auf *isch* auch nicht zu verachten sind. Man sagt also auf beiderley Art gut: Die Alexanderer, Benedicter, Gottscheder, Calviner, Schwenkfelder u. s. w., und die Lutherischen, Papstischen, Königischen u. s. w. In den Fällen, wo der (besonders lateinische) Name auf *us* endet, kann man dieses *us* leicht weglassen, um davon abgeleitete zu bilden. Wie aber bey denen auf *as*, *es* u. s. w., wenn man Namen von Äneas, Pythagoras, Sokrates u. s. w. ableiten will? Hr. *R.* hilft sich, und sagt Äneer und Pythagoräer (S. 228), da er doch sowohl nach den hier aufgestellten Grundsätzen, als auch nach S. 204, wo er Pythagor als richtig anführt, Pythagorer sagen müste. Wahrscheinlich würde er also auch Sokrater u. s. w. bilden. Aber heisst diess nicht der Sprache und den Namen zu viel Gewalt anthun, und wäre es nicht besser, falls kein anderes Mittel übrig bliebe, sich hier durch Umschreibung zu helfen! Wird aber einmal die Sylbe *er* zu solchen Ableitungen gewählt: so sind wir auch — wenn wir folgerecht handeln wollen — genöthigt, Schillerer, Gattererer (freylich sehr übellautend), Jacobier von Jacobi, nicht Jacober, welches von Jacob abgeleitet seyn würde u. s. w., zu sagen. Unter den S. 226 angeführten abgeleiteten W. ist der Name Socinier falsch, welcher von Socinus Sociner lauten muss. 2) „Der Personennamen, sofern sie den Abkommen eines Landes oder Ortes bedeuten.“ In diesen Namen ist noch viel Schwankendes, welches Hr. *R.* auf keine Regeln zurückgebracht hat. Am häufigsten endet man auch hier auf *er*. Eines grossen Widerspruches macht er sich S. 228 schuldig, wo er auf einmal die lateinische Ableitsylbe *anus* ins Deutsche für immer einschwärzen will, und, weil man Afrikaner, Amerikaner sagt, auch Asianer, Europaner, Mantuaner u. s. w. zu sagen anräth. Besser doch noch, wir lassen das *a* in den Ableitungen weg, und bilden durch Anhängung des *er* nach Asier, Indier (welche gute Formen, wie mehrere andere dieser Art, z. B. Athener, Brasilier, Italier, Neapler, Venediger u. s. w., in Hn. Campe's Wb. d. d. Spr. von Rec. schon aufgenommen worden sind), auch Afriker, Ameriker, Europer, Mantuer u. s. w., oder nach Altonaer, Jenaer u. s. w. Europaer, Afrikaer u. s. w. Mit Hülfe der Sylben *er* und *ner* lassen sich auch sehr gut brauchbare Wörter von solchen W. ableiten, die einen Ort, Aufenthalt u. s. w. bezeichnen, z. B. Landner, Vaterlandner (also auch Ostlandner, Südlandner, nicht Ostländer, Südländer, wie S. 231 stehet), Dorfner, Waldner, Hüttner, Staatner, Stiftner, der Unterthan oder Angehörige eines Stiftes u. s. w. Dieses *ner* wäre auch in anderen Ableitungen, wo Hr. *R.* nur — *er* setzt, z. B. Amtner, der Unterthan eines Amtes u. s. w., Landschaftner u. s. w., nöthig, um sie von Amter, einer der amtet, Landschafter, der Landschaften macht oder malet u. s. w., zu unterscheiden. 3) Die Endsylben *er* und *ner*, „sofern sie den Hervorbringer oder auch den Eigener einer Sache bedeuten.“ Obgleich der Gebrauch dieser Sylben zur Bildung von Wörtern in dieser Bedeutung sehr gewöhnlich ist: so lässt er sich doch noch weiter ausdehnen, und man kann mit jenen Sylben noch viele Wörter ableiten, die man sonst durch mehrere umschreiben müsste. Der Vf. hat mehrere derselben S. 240 ff. angeführt, welche seiner Meinung nach Aufnahme verdienen, deren aber mehrere schon bekannt, gebraucht und nebst vielen anderen bereits auch in Hn. *C's.* Wb. aufgenommen worden sind, z. B. Beyständer, Beständner, Bogener, Bücherer, Bündner, Büttner, Finanzer, Gegenfüsser (unter Gegenfüssler), Lansener u. s. w., bey welchem Worte (S. 239) wie bey Schlittner (S. 244) Hr. *R.* sich das Ansehn giebt, als habe Hr. *Voss* diese Wörter erst von ihm kennen gelernt und von *ihm* angenommen. Bey Wiederholung (S. 246) dessen, was schon oben bey der Lehre vom Umlaute gesagt worden ist, möchte Hn. *R.* jeder aufmerksame Leser tadeln, dass er gegen seine eigene Lehre geschrieben habe: S. 236 Gärtner, Pferdezüchter, Empfänger, Eigenthümer, Höfener, Förster; S. 237 Weitmünder, Zöllner, Strumpfshändler, Strumpfsträger; S. 238 Messerhändler, Verkäufer u. s. w., welche alle *er* ohne Umlaut hätte schreiben müssen. Anhangweise wird von den mit der verkleinenden Ansylbe *ler* abgeleiteten Wörtern das Nöthige gesagt, welches, wie wir bemerkt haben, schon weiter oben hätte vorkommen sollen. VIII. „Nebenwort und Angehörwort.“ Dieser Abschnitt, der nach des Vfs. Erklärung ein kurzer

Auszug aus einer grofsen Abhandlung feyn foll, doch aber lang und ausführlich genug gerathen ift, befchliefst das Ganze. Er enthält viel Gutes, und verdient beherziget zu werden. „Das Angehörswort (Adj.), erklärt der Vf., ift das Prädicat einer Seynheit, das Nebenwort (Adv.) aber das Prädicat eines Prädicats.“ Nicht mit Unrecht wird geklagt, dafs man das Nebenwort (Adv.) in fo vielen Fällen feines Kennzeichens beraubt und dem Beylegewort gleich gemacht habe. Diefe Klage ift bey denen, die fich auf *s*, *n*, *en* oder auf eine andere eigenthümliche Art endigen, befonders gegründet; bey den auf *lich* fich endenden aber dürfte Hr. *R.* viel zu weit gehen, indem durch diefe und obenein durch das häufig noch daran gehängte nachfchleppende *en* die Sprache oft fehr fchleppend gemacht worden ift, und Hr. *Vofs*, der nach S. 263 (in der Anmerk.) die Nothwendigkeit diefer Unterfcheidung des Adv. vom Adj. durch ein angehängtes *lich* nicht anerkennen wollte, dürfte nicht Unrecht haben. Denn führen wir die zu empfehlende Umendung der Beylegewörter, auch wenn fie nach dem Subftant. u. f. w. ftehen, wieder ein: fo werden diefe dadurch kenntlich genug, und wir können das Adv. ohne die verlängende Sylbe *lich* gebrauchen, ohne Mifsverftand befürchten zu müffen, welches um fo nöthiger fcheint, weil die Adv. auf *lich* leicht mit den Adj. auf *lich* verwechfelt werden könnten, z. B. der Ofen fühlt fich laulich an, wo man nicht wiffen würde, ob laulich das Adv. auf *lich*, oder das Adj. auf *lich*, für, ein wenig lau, feyn folle. Hr. *R.* that daher auch dem Vf. des *campefchen* Wb., den er zu fchonen fcheint, indem er Alles, was er am Wb. tadelt, Hn. *C.* fälfchlich Schuld giebt, Unrecht, wenn er ihn S. 255 in der Anm. fo hart tadelt, dafs er nicht blofs Adv. auf *lich* als Adv., fondern auch Adj. zugleich als Adj. und als Adv. ohne die Sylbe *lich* aufgeführt hat. Und wäre hiebey etwas zu tadeln: fo ziemte es ihm nicht, diefs auf eine fo ungebührliche Art zu thun. Denn launlich ift fein Ausdruck hier wohl nicht zu nennen, wie er es vielleicht S. 260 feyn foll, wo er die Sachfen *feine königlichen* Sachfen nennt, defs ungeachtet aber tadelt, dafs fie das „verzweydeutigende *e*“ (S. 266 das liebliche *e* genannt) den Adj. fehr fleifslich anenden, welches er jedoch, wahrfcheinlich aus guter Landsmannfchaft, felber, wenn auch nicht bey Adj., thut, z. B. S. 43, wo er *fechfe*, S. 100, wo er *fo ferne*, und S. 263, wo er *zurücke* führen fchrieb. Mit Recht dürfte Hr. *R.* auch darum felbft Tadel verdienen, dafs er, nach Abhandlung der Lehre vom Umlaute, in diefem ganzen letzten Abfchnitte fo ungenau ift, und den Umlaut da fetzt, wo er nicht ftehen follte, z. B. fälfchlich, blöslich (blöfslich), fröhlich, kürzlich, wörtlich u. f. w., wofür es nach feiner eigenen Lehre falfchlich, blofslich, frohlich u. f. w. heifsen müfste.

Beym Lefen diefer Schrift, von Anfang bis zu Ende, drängt fich die Bemerkung auf, dafs der Vf. von dem Rechte, fich feine Ausdrücke zu wählen, ja felbft zu fchaffen, oft guten, oft aber auch faft zu freyen Gebrauch gemacht habe. Der guten, theils bekannten, aber weniger gebrauchten, theils neuen Wortgebilde finden fich genug, z. B. beumlauten, ermöglichen, verärmlichen, verwenigern, verzahllofen, verdehnen, vertaufen, wankeln, Nachahmler, Zeitunger, wagtoll u. f. w., und gleich in der Zueignung an den Frh. *v. Aretin*, wo er diefen, als Präfidenten des Appellationsgerichts, erften (diefs fcheint wegen des folgenden *Ober-* überflüffig) Oberleitner des Berufungsgerichts (hofes), und die Akademie der Wiffenfchaften den hohen Rath d. W. nennt. So finden fich auch nicht wenige, gegen deren Bildung und Aufnahme mehr oder weniger zu erinnern wäre, z. B. Nordener S. 151, Strichleinchen S. 52, verfpitzeln S. 13, zweitere S. 153. 254, in Gegenfatz von erftere (eben fo ungut, aber gewöhnlicher), Dreyfall, Vierfall S. 165, für Dativ und Accuf., richtiger doch Drittfall, Viertfall, wenn er nicht dritte und vierte Fall fagen wollte, hinausfernen S. 185, unterfcheidigen S. 193, zerfpalteln S. 201, fteifheiterifch S. 201, Prosner S. 217, einfreundeln S. 246, verunbeffern S. 279, erbrüften S. 291, u. a. m. Der Eigenheiten in der Schreibung der Wörter kommen auch mehrere vor. Der einen, nämlich dafs das zweyte Wort in zufammengefetzten Grundwörtern (Subft.) mit grofsen Anfangsbuchftaben ohne Trennung gefchrieben wird, was fchon Mehrere früher gethan haben, was aber wenig für fich hat, ift im Vorbericht erwähnt worden. War diefe Art zu fchreiben einmal angenommen: fo hätte fie auch im Buche durchweg beybehalten werden müffen. Die Schreibung Gebaüde, Freünd, teütfch, fleüfst, geüfst u. f. w. foll zwar, wie es fcheint, die richtige Ausfprache leiten, allein diefe Bezeichnung ift dazu nicht tauglich, denn der Unkundige kann nun Geba-üde, Fre-ünd u. f. w. ausfprechen. Als gegen Ableitung und Sprachgebrauch verftofsend müffen wir der Schreibung fizen S. 48, Plazer, pläzen, plazen S. 85 (fich felbft widerfprechend fchreibt er S. 70 plätzen), Glazen S. 60, im Gegenfaze S. 122, Anpuz, Aufpuz, Auspuz S. 193, Schnizer S. 255 verwerfen. Ein fchwer zu vertheidigender Gebrauch dürfte es auch feyn, dafs Hr. *R.* fagt: die Sprachen Engelland, Holland, Italien, Schweden, Spanien S. 12, 282 u. f. w. für Sprachen Engellands, Hollands u. f. w., oder englifche, hollandifche u. f. w. Sprache. Fehler gegen die Sprache, wie folgende, follten in einer Sprachlehre nicht vorkommen, z. B. Verwechfelung des *denen* mit *welchen*, als: S. 26 nach denen, S. 87 in denen, S. 215 von denen, und, denen der Eigenname doch folgt, S. 276 mit denen. — S. 145. „Darum wäre der Umlaut *ihnen* (den Wörtern) ein Fehler.“ anftatt bey ihnen. S. 133. „Hiezu kommt noch, dafs man diefe verfchiedenen Formen fogleich *auf* Eigennamen der Menfchen verfteht, und die beumlauteten *auf* Gemeinnamen und Thiere“, anftatt *von*. S. 128 „entleitete Form“ für abgeleitete. Der Druckfehler endlich, obgleich deren eine Anzahl am Ende des Werkes angeführt find, giebt es mehr, als fich entfchuldigen laffen. So liefet man z. B. S. 81 *Gedachtnifs* ft. Gedagtenis, 93 *Rover*, *Zeerover* ft. Roover, Zeeroover.

110 *schnitzen* st. schnitzern, 112 *handdandig* st. handdaadig, 124 *als* st. das, S. 125 *talkig* st. talpig, 127 Z. 7 v. o. *schäumen* st. schaumen, 125 Kräfte *haben* st. habend, S. 127 Z. 2. v. u. ist ein ganzes Wort ausgelassen, nämlich *gläubig*. S. 79 Z. 2. v. o. sind nach den Worten: *Jedoch*, *der auf* u. s. w. die Worte: *eine geringe* oder dergl. ausgelassen. 135 *Handbok* st. Handboek, 142 *afhankelyk* st. afhangkelyk, *beklagelyk* st. beklaagelik, *belachelyk* st. belagchelik, *dodelyk* st. doodelik, 173 *opwaards* st. opwaarts, *afwaards* ist gar nicht gebräuchlich, sondern *nederwaarts*, *benedenwaarts*; *nitwaards* st. nitwaarts, 257 *ευδαρμονως* st. *ευδαιμονως*, 277 *vor* st. von, 281 Z. 6 v. u. *einzeln fer* st. für: einzeln, 223 fehlen bey Fiesker nach *Abkomme* die Worte: *des Fiesko*. S. 181 Z. 7 v. u. muss, soll anders ein Sinn herauskommen, statt „*zertrümmert des röm. Staates*" gelesen werden, entweder: Zertrümmerer des röm. Staates, oder: zertrümmernd den röm. Staat. S. 283 welche in Geform st. welch ein G. 282 Z. 12 v. o. *Nebenw.* st. Angehörsw., 289 *coran* st. *coram*, 290 *jener* st. jene und *Adverbien* st. Adverbe. Th. B.

## *AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.*

HANNOVER, b. Hahn: *Anfangsgründe der holländischen Sprache für Deutsche.* Zum Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht von *J. Ch. H. Gittermann*, Pred. in Emden. Erstes Bändchen. 1810. 114 S. 8. (6 gr.)

Diese holländische Grammatik war zunächst für die Bewohner Ostfrieslands berechnet, die, dem Königreiche Holland einverleibt, auch die Sprache des neuen Vaterlandes lernen mussten. Ein neueres Ereigniss unserer wechselreichen Zeit hat den nächsten Zweck des Buchs bereits wieder verwischt, und an die Stelle der holländischen Grammatik wird eine französische treten müssen. Indess darf uns dieser politische Umstand nicht hindern, bey der Beurtheilung des Buchs die erste Bestimmung desselben mit ins Auge zu fassen; und da können wir es denn nicht zweckmäsig finden, dass der Vf. auch alles das in diese holländische Grammatik aufgenommen hat, was als bekannt vorausgesetzt werden konnte, und vorausgesetzt werden musste. Die Sätze und Gesetze der allgemeinen Grammatik gehören nicht in die Specialgrammatiken, die Grammatik der Muttersprache ausgenommen, in welcher ganz passend das Allgemeine, um demselben durch die Verknüpfung mit einem bestimmten Sprachkörper Anschaulichkeit zu geben, neben dem Besonderen vorgetragen wird. Ist aber dieses einmal, bey der Muttersprache, geschehen: wozu es bey jeder anderen Sprache wiederholen? Oder sollte etwa in Ostfrieslands Schulen die deutsche Sprache gar nicht mehr gelehrt werden? Dann verdiente der Vf. freylich keinen Tadel. Dieses erste Bändchen enthält nur den etymologischen Theil. Die Syntax und die Orthographie wird in einem zweyten Bändchen nachfolgen. Dem Ganzen liegen die *Rudimenta of gronden der nederduitsche taal*, welche die holländische Gesellschaft *tot nut van 't algemeen* im Jahr 1805 in zwey Heften herausgegeben hat, zum Grunde. Das dritte Heft des Originals war, als der Vf. diesen ersten Theil seiner Grammatik abfasste, noch nicht erschienen, wurde jedoch in einigen Monaten von ihm erwartet. Da der Vf. bey seiner Arbeit einem gründlichen Originale folgt: so darf ihm der Lehrling um so mehr vertrauen, da derselbe als deutscher Gelehrter seine scharfe Beurtheilungskraft hinlänglich bewährt hat. St.

## *GRIECHISCHE LITERATUR.*

AMSTERDAM, b. Peter den Hengst u. S. Ἀριστοτέλους Μηχανικὰ Προβλήματα. *Aristotelis Quaestiones mechanicae.* Recensuit et illustravit *Joannes Petrus van Cappelle.* MDCCCXII. VIII u. 288 S. 8.

Der Herausgeber, ein Schüler von H. van Swinden u. van Lennep, hat mit rühmlichem Eifer diese bisher so sehr vernachlässigte und verachtete Schrift des Aristoteles zu verbessern und zu erklären gesucht. Zu jenem Zwecke hat er 3 Handschriften, eine leidener, und 2 pariser, benutzt; bey der Erklärung stand ihm sowohl eigene Kenntniss der mathematischen Wissenschaften, als der Rath gelehrter Männer zu Dienste. Die lateinische Übersetzung ist sorgfältig nach dem Sinne verbessert worden, auch da, wo der Text noch nicht völlig berichtiget werden konnte. Zur Erläuterung, aber auch zur Widerlegung, der vorgetragenen Sätze und Lehren dienen die auf 4 Kupferplatten (die dritte fehlt in Rec. Exemplare) gegebenen 34 Zeichnungen und Figuren. Auch mit der deutschen Literatur zeigt sich in den Anmerkungen eine gute Bekanntschaft, so wie mit den künstlichen Denkmälern des Alterthums, welche zur Erläuterung der alten Künste und Werkzeuge dienen. S. 246 wird die aristotelische Fleischwage (Cap. 21. *αἱ φάλαγγες τὰ κρέα ἱστᾶσι*) erklärt, und ihr Unterschied von der *statera Vitruvii* 10 C. 8 S. 252 fg. gezeigt. Ganz falsch aber werden S. 234 das ζυγὸν und die daran befindlichen κόλλοπες erklärt, welche von einem mit Saiten bezogenen Instrumente zu verstehn sind, so wie auch die λύρα ihr ζυγὸν hat. Die zugleich erwähnten ὄνοι haben den Herausgeber irregeführt. Bey den von Vitruv übersetzten Capiteln werden die schneiderischen Veränderungen des lateinischen Textes theils gebilligt, theils bestritten. In dem 8 C. des 10ten Buchs versucht Hr. *v. C.* eine eigene sehr wahrscheinliche Änderung, indem er das Wörtchen *cito* versetzt, und liest: *caput ejus unius hominis viribus pressum cito id onus extollit.* Auch im Plinius 2, C. 47 verbessert er S. 222: *iisdem autem ventis in contrarium navigatur pro factis pedibus*, wo jetzt *prolatis* steht.

Was den griechischen Text betrifft: so hätte derselbe aus den angeführten Lesearten an vielen Stellen berichtigt werden können und sollen: vorzüglich bot dazu die zweyte pariser Handschrift die trefflichste Hülfe dar. So muss es gleich S. 5 Cap. 1 heissen τἀναντία, wo τοὐναντία steht. S. 6. ἢ πάλιν ὅταν ἐκ ταύτης γένηται, wo jetzt steht ἢ πάλιν ἐκ ταύτης γίνεται. Zeile 9 musste nach ἔρχεται das Wort τόπον eingeschaltet

werden, so wie Z. 10 εἰς τὸ nach ἀπῆλθεν. S. 7. Z. 6 sollte stehn διὰ μὲν τὸ, μιᾶς οὔσης u. Z. 9 πέρατος πορρωτέρω ὂν θᾶττον, πολλὰ, auch mit veränderter Interpunction. S. 8 Z. 4 muss es ὑπεναντίως, nicht ὑπεναντίους heissen; ferner Z. 7 u. fg. τοῦ ἐφ' οὗ α β κύκλου. Z. 8 καὶ τῆς διαμέτρου τοῦ κύκλου τοῦ ἐφ' οὗ α β κινουμένης εἰς τοὔμπροσθεν.

Im 2ten Capitel S. 10 boten die Handschriften folgende Verbesserungen dar: Z. 7 τὸ δὲ für τὸ γὰρ. Z. 10 ἰέναι für εἶναι. S. 11 Z. 5 ἐν ἴσῳ λόγῳ ὦσιν für ἐν λόγῳ τινὶ φέρηται. L. 7 αὕτη für αὐτή. S. 15 Z. 7 ἐκκρούηται für ἐκκρούοιτο. S. 16 Z. 1 u. 2. ἐπὶ τὸ μέσον τὸ μὲν τῆς ἐλάττονος ἄκρον βραδύτερον φέρεται, τὸ δὲ τῆς μείζονος τάχιον, wo auch die Übersetzung die unvollständige Erklärung gegeben hat. S. 23 Z. 3 sollte es nicht τὸ αὐτὸ βάρος τὸ μέγεθος heissen müssen, wo jetzt der zweyte Artikel fehlt? Z. 7 ἐπ' ἀμφῆν haben die Handschriften richtiger, wo jetzt ἐπὶ fehlt. Im 3ten Capitel S. 25 Z. 11 hat Hr. *v. C.* die gemeine Leseart ἐὰν οὖν ἐπὶ τὸ β ἡ ῥοπὴ ἐπιτεθείσεται, τὸ μὲν β, οὗ τὸ ε. mit der ersten par. Handschr. verändert in ἐπιτεθήσεται, aber ohne den Sinn herzustellen, welcher fodert: ἐπιτεθῇ, ἔσται τὸ μὲν β u. s. w. S. 26 Z. 6 bietet die Handsch. das richtigere μεῖζόν ἐστι für μείζω dar. Rec. enthält sich, mehrere Stellen zu berühren, wo sogar die Übersetzung die richtigere Leseart ausgedrückt hat, welche die mathematische Folge der Sätze darbot. Einige der letzten Capitel haben aber noch grosse Fehler und Lücken im Texte, wo auch die 3 Handschriften wenige oder keine Hülfe leisten: diese bleiben einem künftigen Herausgeber zu berichtigen übrig.

S. P. F.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Kiel*, akademische Buchdruckerey: Academiae Kiliensis Rector Magnif. et Senatus Solemnia natalitia Regis August. ac Seren. Friderici VI — — indicunt per *Carolum Frid. Heinrichium*, Prof. P. O. *Insunt Claudii Salmasii Notae ineditae ad Josephi Scaligeri Animadversiones in Chronologica Eusebii, e monumento Marquardi Gudii Rendsburgico, nunc primum in lucem prolatae.* (1812.) 20 S. 4. Hr. Prof. *Heinrich* macht durch dieses Programm einen literarischen Fund, den er vor Kurzem in Rendsburg, der Vaterstadt des berühmten *Gude*, gethan hat, bekannt. Nicht allein dass Rec. die Leser der A. Literatur-Zeitung auf denselben aufmerksam machen möchte, freut er sich über eine in der Einleitung aufgeworfene Frage Hn. *H.* Auskunft und seiner Vermuthung die erfoderte Bestätigung geben zu können. Über der Familiengruft des in Glückstadt 1689 verstorbenen und später in Rendsburg beerdigten *Marquard Gude* befindet sich aus dessen Nachlasse eine kleine Bibliothek, oder vielmehr ein Rest der grossen in Hamburg versteigerten Büchersammlung. *Moller* erzählt in s. *Cimbria Literata* T. III. p. 285, dass diese Bibliothek aus den Doubletten bestehe, welche Gude dem Rathe seiner Vaterstadt verehrt habe. Die grosse gudische Bibliothek wurde, nachdem sie der Sohn des Verstorbenen dem Könige von Dännemark vergebens zum Erkauf (gegen 24000 Rthlr. oder 6000 Thlr. und eine Rathsstelle, S. Schurzfleisch. epist. arcan., T. II. p. 382) angeboten hatte, zum Theil in Hamburg versteigert, zum grössten Theil nach Wolfenbüttel abgeführt. Auch C. S. Schurzfleisch reiste mit Aufträgen des Herzogs Wilhelm Ernst von Sachsen Weimar nach Hamburg, daher sich vieles aus dem gudischen Nachlasse in der herzogl. weimarischen Bibliothek vorfindet. Hr. *H.* entdeckte in der flensburgischen Bibliothek unter mehreren Classikern mit Randanmerkungen von *Lambinus*, *Vlitius* (nicht Ulitius, wie Hr. *H.* mit vielen Deutschen schreibt) auch den zweyten Theil von Scaligers *Thesaurus temporum* mit Anmerkungen von Cl. Salmasius. H. L. Schurzfleisch, der Bruder von Conrad Samuel, hat in *Notitia Bibliothecae Princip. Vinariensis* (Vitemberg. 1712) eines Bandes desselben Werkes mit Noten des Salmasius Erwähnung gethan, und diese Randbemerkungen seinen eigenen Anmerkungen einverleibt, doch so undeutlich, dass über die Sache nur durch Autopsie entschieden werden konnte, und Hr. *H.* über das Verhältniss der beiden Bücher durch eine Anfrage nähere Auskunft zu erhalten glaubte. Was Rec. an Ort und Stelle aufgefunden hat, ist Folgendes: Allerdings befindet sich auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar der erste Band des *Thesaurus Temporum Eusebii Pamphili etc. Opera et studio I. I. Scaligeri. Lugd. Bat.* 1606. in Pergament gebunden, dessen zweyter Band, wer weiss durch welchen Zufall, in Rendsburg zurückgeblieben ist. Statt dessen ist ein anderes Exemplar untergeschoben worden, wie der abweichende Einband beweist. Auch Schurzfleisch scheint diese Ergänzung nicht entdeckt zu haben; denn da er in diesem zweyten Bande nicht Salmasius Handschrift fand (der Bruder Heinrich Leonard sagt S. 84: *manus Salmasianae toto illo in libro nec vola exstat nec vestigium*): schrieb er folgende Note auf das erste Blatt: *Pertinet ad I editionem* (doch gehört auch dieser Band nicht zur zweyten amsterdamer Ausgabe), *Salmasii notis MS. auctam, quibus Latinum Eusebii Chronicon praecipue illustratur.* Auf dem Titelblatt des ersten Bandes steht von Salmasius Hand: *Sum C. Salmasii*; von Schurzfleisch's Hand; *Thesaurus Temp. Euseb. possessus et diligenti manu versatus ac notis MS. locupletatus est a Cl. Salmasio, in bibliothecam Serenissimi Ducis Sax. Vinar. Guil. Ernesti, curante C. S. Schurzfleischio, relatus.* Die Anmerkungen enthalten die Collation von drey Handschriften zu dem lateinischen Chronikon, Verbesserungen des griechischen Textes und der Epitome, und diese haben noch weit grösseren Werth als die von Hn. *H.* bekannt gemachten Anmerkungen zum zweyten Band der scaligerischen Noten. Schurzfleisch hat, was er fand, in den Schwall seiner Bemerkungen so ohne Ordnung und ohne Richtigkeit verpackt, dass eine wiederholte Bekanntmachung gewiss gewünscht werden wird. Sie soll in Kurzem an einem schicklicheren Ort geschehen. Auf dem ersten Blatte befinden sich vier Epigramme von Salmasius Hand eingezeichnet, mit der Überschrift:

*Epigrammata quae desunt in vulgatis ex vetustissimis membranis eruta.*

Es sind aber dieselben nun sämmtlich edirt, und zwar in den Analect. Brunck. T. I. p. 234. Stephan. p. 478 Λεωνίδου: Εἰ καὶ σοι πτέρυγες. Im zweyten Verse steht Σκυθικαὶ statt Σκυθικαῖν Im 3 Verse hat das auch im Cod. Vatic. befindliche γὰρ schon Salmasius ausgestrichen, und in δὲ corrigirt. T. III. p. 208 Stephan. p. 340. Εἰς εἰκόνα Σατύρου: Ἡ Σάτυρος. T. I. p. 142. Σιμωνίδου: Δῆμος Ἀθηναίων; das Epigramm, von welchem man nicht weiss, woher es Brunck entlehnt habe. Beide ohne weitere Abweichung. T. II. p. 496. Ἰουλιανοῦ: Ἄγριος οὗτος Ἄδωνις. Statt εἰς hat auch Salmasius ἐς κύνας. Übrigens interpungirt Salmasius nach σχέθλι'.

F. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 AUGUST, 1812.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

Halle, b. Hendel: *Bibliotheca Arabica.* Auctam nunc atque integram edidit D. *Christianus Fridericus de Schnurrer*, Ordin. Reg. Würtemberg. Merit. Civ. Eques, Lit. Univerf. Tubingensis Cancellarius etc. 1811. XXI und 529 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Ursprünglich entstand diese Schrift aus einzelnen Dissertationen, welche Hr. v. *Sch.* von Amtswegen zu schreiben hatte. Das Publicum kennt die im Jahr 1790 veranstaltete Sammlung von Abhandlungen, wodurch der Vf. die biblische Literatur bereicherte. An diese schliesst sich nun die gegenwärtige an. Sie enthält VI Dissertationen, welche von 1799—1806 einzeln herausgegeben wurden, nebst einer Zugabe, worin von den arabischen Schriften vermischten Inhalts gehandelt wird. „*Haec igitur postrema pars*, heisst es S. IX, *complectens omnia, quibus antea non erat locus, nunc primum in lucem prodit: caeterae repetitae sunt, sed omnes recognitae haud negligenter, multo etiam nunc pleniores, additis non modo quae recentissima aetas tulit scriptis, sed et haud paucis, quae tum essent nondum comperta. Koranica quidem classis haud quidquam incrementi nacta, nec Biblica multum ditata; sed conspicuus est numerus librorum minus adhuc cognitorum classis quartae (Christiana), inter quas eminet, cujus ne levissimum quidem vestigium antehac innotuerat, liber Concilii Libanensis, Mar-Hannae* 1788. 4., *cujus partem exposuit Programma ad festum Jesu Christi natalitium.* Tubingae, 1810."

Man überzeugt sich bald, dass der Vf. nicht zu viel gesagt, sondern dass er mit rühmlicher Genauigkeit für die grössere Vollkommenheit dieser arabischen Bibliothek gesorgt hat. Der Vf. rühmt in der Vorrede, welche sich in eine gefühlvolle Dedication an *A. J. Silvestre De Sacy* endiget, dankbar die Unterstützung, welche er von diesem ehrwürdigen Nestor der arabischen Literatur erhalten; aber das Publicum weiss doch, wem es am meisten hiebey zu verdanken hat, und achtet den Vf. dieser Bescheidenheit wegen nur noch höher.

Indem wir den Inhalt dieses gehaltreichen Werks darlegen, finden wir zugleich Gelegenheit, einige Bemerkungen über einzelne Puncte, welche der Aufmerksamkeit des Vfs. entgangen sind, mitzutheilen.

*Classis I. Grammatica.* Unter dieser Rubrik werden unter 154 Numern die vorzüglichsten Grammatiken, Chrestomathieen, Vocabularien und Wörterbücher verzeichnet. Voraus (S. 3—16) geht eine Anzeige der Schriften, welche eine Empfehlung der arabischen Sprache, die Geschichte derselben und eine Einleitung in das Studium der arabischen Literatur enthalten. Die Schriften zweyer gelehrten Schweden machen den Anfang und Beschluss. Die erste ist *Olai Celsii historia linguae et eruditionis Arabum.* Upsal. 1694; die letzte: *Erici Hedendahl de necessitate et utilitate linguae arab. cum reliquis dialectis.* Upsal. 1791. Die chronologische Ordnung ist hier nicht befolgt worden, sonst würden *Thom. Erpenii Orationes*, Lugd. 1613 und 1621, und andere eher stehen. Über Nr. 20, 21, 29, 35 und 36 ist, was sonst geschieht, kein Urtheil beygefügt, sondern bloss auf Andere verwiesen. Die *Bibliotheca orientalis* von *J. H. Hottinger*, Tigur. 1658. 4. hätte angeführt zu werden verdient, da sie sich fast allein mit der arabischen Literatur beschäftiget. Hierauf folgen (S. 16—110) die Grammatiken, Vocabularien, Lesebücher und Lexica ohne besondere Classification nach chronologischer Ordnung. Die älteste Schrift (wie überhaupt unter allen gedruckten Büchern aus diesem Fache) heisst: *Arte para legeramente saber la lingua araviga. Vocabulista aravigo en letra castellana.* Granada 1505. 4; die jüngste ist: *Grammaire Arabe à l'usage des élèves de l'école speciale des langues Orientales vivantes*, par *Silvestre de Sacy.* Paris 1810. 8. Die Nr. 142 aufgeführte Schrift; *Fables de Locman, surnommé le sage.* Edition Arabe etc. au Kahire 1799, so wie die neue Edition der Übersetzung von *Marcel* (Paris 1803), hätte nicht in dieser, sondern in der dritten Classe verzeichnet werden sollen. Dagegen hätte dem wichtigen Werke von *Casiri* (*Bibliotheca Arab. Escur.*) und *De-Rossi's Dizionario storicho degli autori arabi etc.* Parma 1807. 4. ein Platz gebührt. Auch in der angehängten *Tabula chronologica* sucht man beide Werke vergeblich. Das Polyglotten-Lexikon von *Castellus* hätte nach der Regel: *a potiori fit denominatio*, nicht fehlen dürfen. Über *Giggei Thesaurus linguae arabicae* ist die beygefügte Notiz ziemlich dürftig ausgefallen, und betrifft mehr das Äussere als das Innere des Werks. Eine Art von Supplement dazu findet man in der Vergleichung mit *Golius* S. 51, wo es auch heisst: „*Exempla (Thesauri Gigg.) venalia etiam nunc praesto esse putem in Collegio Ambrosiano Mediolani.*" Rec. wünschte wohl zu wissen, ob diese Vermuthung gegründet wäre, da er sie zu bezweifeln Ursache hat. Sehr ausführlich wird von

dem Exemplar des *Golius*, worin er Berichtigungen und Zusätze mittheilte, und welches sich jetzt auf der königl. Bibliothek zu Stuttgardt befindet, gehandelt. Hr. v. Sch. urtheilt S. 55: „*Sane igitur non est, ut permultum adjumenti ex hoc volumine Goliano petere possit, qui novam Lexici editionem parare voluerit: quod ut tandem aliquando eveniat, non possunt non, quicunque litteris arabicis bene cupiunt, in votis habere. Optabile vero et hoc, ut qui ad istam operam accesserit, in promptu habeat arabicos fontes ipsos, saltim Gieuharii et Firuzabadii opera, ex quibus Golianum Lexicon subinde sit emendandum.*“ Das Bedürfniss eines arabischen Handlexicons ist so dringend, dass sich nicht eher, als bis demselben abgeholfen wird, ein allgemeineres Studium dieser Sprache erwarten läst. Es würde vorerst genügen, wenn ein fleissiger Mann die vorzüglichsten gedruckten arabischen Schriftsteller durchläse und die nöthigen Beweisstellen aufzeichnete, damit die unsicheren Autoritäten: *Cor.* (*Coranus*), *Av.* (*Avicena*), *Abulf.* (*Abulfeda*) etc., welche im *Golius* und *Castellus* ganz ohne Nutzen dastehen, wegfielen. Möchte nur *Scheidii Glossarium* um die Hälfte vermehrt und mit den nöthigen Beweisen versehen werden. So hätte man doch Etwas, was man dem Anfänger in die Hand geben könnte; statt dass er sich jetzt mit den dürftigen Glossarien, welche den Chrestomathieen angehängt sind, elend behelfen muss.

*Classis II. Historica.* Von Nr. 155—195 werden die wichtigsten historischen, biographischen, chronologischen und geographischen Schriften verzeichnet und zum Theil ausführlich recensirt. Manches, was beygebracht wird, dürfte als überflüssig erscheinen. Z. B. S. 124 fg. die in extenso mitgetheilte Ankündigung, womit *Jo. Gagnier* im Jahr 1728 seinen Vorsatz, die ganze Geographie Abulfed'as zu ediren, bekannt machte. Andere Bemerkungen entfernen sich zwar auch etwas zu weit vom Zweck, sind aber sonst nicht ohne Interesse, wie S. 132 über die neugriechische Übersetzung des Abulfeda; oder S. 141 über die berühmte Stelle aus *Abulpharagii Historia Arab.*, welche von der angeblichen *Versio Syriaco figurata* handelt. Dagegen vermisst man die *Numismatik* ganz, welche doch ein vorzüglich cultivirter Zweig der arab. Literatur ist. Bey *Abulfeda* (S. 117—132) fehlen einige Erläuterungs-Schriften, z. B. *Christ. Rommel Abulfedea Arabiae descriptio commentario perpetuo illustrata.* Götting. 1802. 4., welche eben so gut als *Hartmann's* Schrift über *Edrisi* angeführt zu werden verdiente. Die Preisschrift von *Wilken: de bellorum cruciatorum ex Abulfeda historia* 1798 wird zwar S. 120 angeführt, aber der neuen Umarbeitung derselben nicht erwähnt. Über die zuletzt angeführte Schrift: *Libro del Consiglio di Egitto tradotto da Giuseppe Vella*, Palermo 1793. Fol., wird bloss auf *Eichhorn's* allg. Bibliothek Th. IX. 1 St. verwiesen. *Hager's* Nachricht von einer merkwürdigen lit. Betrügerey. Leipz. u. Erlangen 1799. 4., welche doch das Haupt-Document ist, wird nicht angeführt. Überhaupt hätte diese Sache auch hier eine ausführlichere Relation erfodert.

*Classis III. Poetica.* Da einmal auch Übersetzungen z. B. von *Reiske, Hartmann* (sogar manche Nachbildungen im deutschen Mercur) u. a. angeführt werden sollten: so hätte dieser Artikel reichlicher ausgestattet werden sollen. Rec. gesteht gern das Mühsame einer solchen Nachweisung zu; allein das Verdienst des Vfs. wäre auch desto grösser gewesen. Die Beyspiele von *Carlyle's* treuloser Übersetzung S. 208—209 waren überflüssig.

*Classis IV. Christiana.* Die grössere Ausführlichkeit dieser Rubrik (von Nr. 235—316) rührt von den vielen Auszügen her, welche der Vf. seinen Anzeigen beygefügt hat. Sie hätten bey manchen Gebetbüchern und Missalen wohl kürzer seyn können. Die Nachrichten von den im Melchiten-Kloster *Mar-Hanna* (i. e. Johannis-Kloster) auf dem Libanon seit 1732 gedruckten arab. Büchern sind dem Literator schätzbar. *Niebuhr* sagt kein Wort davon, obgleich die Typographie dieses Klosters zur Zeit, als er sich in der Nähe desselben befand, in Thätigkeit war. Der Vf. folgt *Volney* und *Seetzen* (Nachricht von den in der Levante befindlichen Buchdruckereyen im Int. Bl. der J. A. L. Z. 1805. No. 76), fügt aber noch manche Notiz hinzu, welche man bey Beiden nicht findet. Am ausführlichsten verweilt der Vf. bey Anzeige des Buchs: كتاب المجمع اللبناني (denn so muss es statt des Druckfehlers اللبنان heissen) (*Liber Concilii habiti in Libano monte*; typis monasterii Mar-Hanna. 1788. 4.). Die Geschichte dieses im Jahr 1736 gehaltenen und von Benedict XIV bestätigten Concil's der Maroniten, welchem der berühmte *J. S. Assemani* (selbst ein Maronite) als päbstlicher Legat beywohnte, war zwar bekannt, aber nicht die hier angezeigte Schrift, welche übrigens keine nähere Nachricht über Zeit und Veranlassung dieses Concils giebt.

*Classis V. Biblica.* Mit Übergehung der Polyglotten werden die vorzüglichsten arabischen Übersetzungen der ganzen Bibel, oder einzelner Theile und Bücher derselben recensirt. Den Anfang macht *Rutger Spey's Epistola Pauli ad Galatas* etc. Heidelberg 1583. 4. Zuletzt wird von der im Jahr 1803 und 1804 von *Carlyle* und *Ford* in England angekündigten arabischen Übersetzung des N. T., welche aber unseres Wissens nicht erschienen ist, gehandelt. Von dem unter N. 318 (S. 243—51) ausführlich beschriebenen Buche: *Evangelia quatuor.* Romae 1591. Fol., wovon es eine bloss arabische und eine arabisch-lateinische Edition giebt, besitzt Rec. ein sehr schönes Exemplar mit lateinischer Interlinear-Version. Die 148 Holzschnitte, womit es versehen, rühren von dem berühmten Künstler *Antonio Tempesta* her, dessen Namen vom Vf. nicht angeführt wird, und worunter einige treffliche Umrisse sind. Das Exemplar kömmt mit dem S. 346—47 genau beschriebenen überein; nur feh-

let die Dedication an *Madrutius* und dessen Bildniss. Das Wort عليها p. 103 lin. ult., welches in der Vorrede des Druckers statt des Druckfehlers علبها corrigirt wird, steht richtig (und zwar nicht „*calamo* emendatum"). Dagegen ist p. 230 in der lateinischen Version der angeführte Druckfehler nicht verbessert. Die letzte pagina ist 462 ohne weitere Notiz. Hr. *v. Sch.* hat S. 348—49 eine vollständige Nachweisung über die verschiedenen Exemplare einer und derselben Ausgabe mitgetheilt. Die im Johannis-Kloster auf dem Berge *Kesroan* von 1735 bis 1789 gedruckten Psalterien, Evangelistarien u. s. w. hätten schicklicher zusammengestellt werden mögen, ohne sich ängstlich an die Chronologie zu binden, damit man diese typographischen Merkwürdigkeiten mit einem Blicke übersehen könnte.

*Classis VI. Koranica.* Zuerst werden einige historische Schriften über den Koran, sodann die Ausgaben und Übersetzungen desselben, und endlich die Erläuterungs-Schriften und das, was sich auf die muhammedanische Religion bezieht, mit ziemlicher Vollständigkeit und guter Ordnung angeführt. Was Rec. zu erinnern hat, besteht in Folgendem: 1) S. 401 ist vergessen: *J. C. Wichmannshausen Dissert. de Alcorano.* Vitebergae 1708. 4. 2) Obgleich für die *Kritik des Korans* noch sehr wenig geschehen ist: so hätte doch das Wenige, was wir besitzen, nicht übergangen werden sollen. Es gehören hieher, ausser *Ol. Celsius* und *Acoluth*, welche in dieser Beziehung zu nennen waren, *J. G. C. Adler descriptio codicum quorundam Cuficorum partes Corani exhibentium.* Altonae 1780. 4. *Toderini's* Abhandlung: Über zwey sehr alte Korane und einige kufische Münzen. S. Literatur der Türken. 2 Th. 1790. S. 136 ff. Ob die Abhandlung von *Rink*: Was steht von der Kritik für den Koran zu erwarten? S. Fundgruben des Orients 1 B. S. 129 ff. dem Vf. schon bekannt seyn konnte, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. 3) Über die so oft bestrittene venediger Ausgabe des Korans aus dem Anfange des XVI Jahrhunderts, worüber *J. Mich. Lange* (1703) und neuerlich *De-Rossi* (1805) besondere Abhandlungen geschrieben, urtheilt Hr. *v. Sch.* S. 404: „*Sed largimur, Ambrosii illud testimonium* (der angeblich neue Beweis *de-Rossi's*), *neque ipsum tamen immune a multis difficultatibus, efficere, ut dubitare nunc nequeas, Koranum arabice fuisse editum, vel edi coeptum. Neque vero id factum circa annum* 1530, *quod Erpenius accepit, neque circa annum* 1518, *quae est sententia celeb. De Rossi*". Der Vf. nimmt, wie in der hall. A. L. Z. 1806. No. 124, an, dass diese Ausgabe vor 1509 gesetzt werden müsse, weil *Paganinus Brixiensis* (der Vater) bloss von 1485 bis 1509 Bücher gedruckt habe, wie aus *Panzers* Annalen erhelle. Dieser Beweis scheint uns doch nicht zuverlässig genug, weil zuviel auf das *a silentio* und auf die wohl nicht genau beachtete Unterscheidung des Vaters und Sohnes *Paganinus* gebauet wird. 4) Nach S. 410 vgl. mit S. 414 bleibt es zweifelhaft, ob *J. A. Danz* seinen Vorsatz, den ganzen Koran zu ediren, desshalb aufgab, weil *Hinckelmann's* Ausgabe angekündigt wurde, oder weil er sich gegen einen *Acoluth* zu schwach fühlte. Rec., welcher einige Briefe von *Danz* über diesen Punct zu lesen Gelegenheit gehabt, kann versichern, dass *Danz* theils durch die Rücksicht, seinem Freunde *Hinckelmann* nicht in den Weg zu treten, theils durch Mangel an Musse seinen Vorsatz aufgab. Über *Acoluth's* Thrasonismus und Geschmacklosigkeit erklärt sich *Danz* in dem Briefe an einen seiner Verwandten in Gotha mit feiner Ironie. 5) Von der französischen Übersetzung des *Du-Ryer* erschien, unseres Wissens, die erste Ausgabe schon 1633. Die verschiedenen amsterdamer Ausgaben von 1672, 1685 und die antwerpener von 1719 und 1734 sind auch nicht angeführt. Die Übersetzung, welche 1688 aus dem Französischen ins Englische gemacht wurde, rührt von *Taylor* her. S. 429 fehlt die Anzeige einer metrischen Übersetzungs-Probe des Korans (Sur. I) in französischer Sprache, welche *Marcel* in seinen *Mémoires sur l'Egypte etc.* Paris an VIII. Nr. XVIII geliefert hat. Eine *russische* Übersetzung des Korans erschien zu Petersburg 1716. Rec. weiss aber nicht, ob sie zu den unmittelbaren oder mittelbaren gehört. 6) Zu den Schriften, welche S. 435 als „*Koranici argumenti*" aufgeführt werden, wären noch hinzuzufügen: *A. Baumann ad loca S. S., quibus Turcae Persaeque Muhammedem Prophetam fuisse probare satagunt.* Jenae 1685. 4. *A. Svanborg: Quo successu Davidicos hymnos imitatus sit Muhammed?* Pars I. Upsal. 1806. 8. *Demetr. Kantemir Systema relig. Muhamed.* Petropol. 1722. Fol. *Dav. Mill: Dissertat. de Muhamedismo ante Muhammedem.* S. *D. Millii Dissertat. selectae.* Trajecti 1724. 8. p. 299—447. Unter den Abhandlungen über das *Testamentum et Pactum Muhammedis* fehlt der geraume Zeit vor *Tychsens* citirter Abhandlung geschriebene Aufsatz über diesen Gegenstand in der *Minerva* Febr. 1801, und in der *Theol. Monatsschrift für das J.* 1801. 2 Heft S. 110 ff. Hier ist auch das S. 445 angeführte, von *Tychsen* übersehene, Argument vom Beynamen الصديق, welchen Abu-Bekr führet, beygebracht.

*Classis VII. Varia.* Unter dieser Rubrik wird (Nr. 393—431) Nachricht von einigen medicinischen, philosophischen und mathematischen Schriften gegeben. Etwas Vollständiges scheint der Vf. nicht beabsichtiget zu haben. Es sind auch *Nachträge* zu der Bibliothek gegeben. Sonst würden Schriften, wie N. 412: *Evangelium Infantiae*, und N. 413: *Historia Josephi Fabri lignarii*, unter eine andere Rubrik gekommen seyn. S. 500—512 folgt ein *Auctarium de typis Arabicis:* 1) *Savaryanis*; 2) *Lebeanis*. Den Beschluss macht eine (nicht ganz vollständige) *Tabula, qua librorum unusquisque rela-*

*tus est ad annum, quo in lucem prodiit.* Druck und Papier sind höchst mittelmässig, was bey einem so wichtigen, im Ausland kommenden Werke Tadel verdient. N.

# KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Göttingen*, b. Dieterich: *Henrici Middeldorpf*, Hamburgensis, *Commentatio de institutis literariis in Hispania, quae Arabes auctores habuerunt*; in certamine lit. civium Acad. Georgiae Aug. d. 15 Nov. 1810 ab illustri Philosoph. Ordine praemio ornata. 1811. 68 S. 4. Wie vollkommen diese Preisschrift mit der Absicht und Einrichtung der oben angezeigten Bibliothek harmonire, ersieht man alsbald aus der ganzen Anlage und aus der eigenen Erklärung des Vfs. in der Vorr., wo er sagt: „*Sensum quaestionis (ab Ordine Philosoph. in Acad. Goetting. propositae) ita accepi, ut argumentum mere historico-literarium interpretarer, ut colligerem summa diligentia notitias de singulis institutis Arabum in Hispania, quibus res literarum bonarum fructus capere potuerit. Nihil ex conjectura addere apud me constitui, nullam lacunam philosophando supplere. Auctorum locos, hac de re agentes colligendos, ordinandos, disponendos duxi, non mea placita offerenda.*" Hr. Prof. *Middeldorpf* hat nicht mehr versprochen, als er geleistet hat, und sein Versuch verdient daher nicht nur als ein schöner Beweis seines gelehrten Fleisses, sondern auch als ein wichtiger Beytrag zu diesem noch sehr wenig bearbeiteten Theile der Literaturgeschichte aufgenommen zu werden. Ob nicht eine Verarbeitung der Materialien nach anderen Gesichtspuncten und nach den verschiedenen Wissenschaften zweckmässiger gewesen wäre, ist eine andere Frage; allein diese Abänderung des Plans stand nicht in der Freyheit des Vfs., sondern hing von der Stellung der Preisfrage ab. Dem Zwecke derselben gemäss, zerfällt die ganze Untersuchung, nachdem die *Prolegomena* einen gedrängten Abriss der arabischen Cultur-Geschichte überhaupt geliefert, in folgende Abschnitte: I. *De Academiis et Scholis Arabum in Hispania.* §. 1. *De Academia Cordubensi.* Sie ward von *Hakem II* oder *Almostanser Billa* bald nach d. J. 961 gestiftet und dauerte lange in einem blühenden Zustande fort. §. 2. *De Academia Granatensi.* Dem Vf. ist wahrscheinlich (S. 23), dass ihr Ursprung ans Ende des XI Jahrhunderts zu setzen sey. §. 3. *De schola Toletana.* Toledo fiel schon 713 in die Gewalt der Mauren, und ward 1084 von Alphons VI wieder erobert. Der Anfang ihrer gelehrten Schule fällt ins X Jahrhundert. §. 4. *De Academia Hispalensi.* Sie scheint zu der Zeit entstanden zu seyn, als Sevilla, nach seiner Trennung von Cordova, von eigenen Königen regiert wurde, welches seit 910 geschah. §. 5. *De schola Deniensi.* Bestimmte Nachrichten fehlen; doch ist wahrscheinlich, dass sie vom IV bis VII Jahrhundert der Hedschra dauerte. §. 7. *De schola Valentina.* §. 8. *De schola Silvensi.* §. 9. *De schola Septana.* §. 10. — — *Juetensi.* §. 11. — — *Murciana.* §. 12. — — *Almeriensi.* Sie fallen sämmtlich zwischen das IV—VII Jahrh. der Hedschra. §. 13. *De Academia Malacitana.* Der Vf. glaubt den Ursprung der Akademie zu Malaga erst ins VIII Jahrh. d. H. setzen zu dürfen. §. 14. *De schola Velesiana (Velez)*, wahrscheinlich im VII Jahrh. §. 15. *De schola Belienensi, Quesaduna et Caxoxena*, deren Geschichte völlig dunkel ist. §. 16. *De constitutione, indole atque gubernatione academiarum et scholarum Hispano-Arabum.* In zweckmässiger Kürze wird hier von den Elementar-Schulen (مكتب) und von der Einrichtung der höheren Lehranstalten (مدرسة), worin Koranistik, Jurisprudenz, Mathematik, Philosophie, Rhetorik u. s. w. gelehrt wurde, gehandelt. Als ein Beweis von der Toleranz der Araber wird S. 54 angeführt: „*Judaeos academiae Cordubensi praepositos invenimus. Itaque Arabes doctrinae magis et eruditionis, quam superstitionis praejudicataeque opinionis rationem habebant*".

II. *De Bibliothecis Hispano-Arabibus (Arabicis).* §. 1. *De Bibliothecis Hispano-Arabum in universum.* Über die Erfindung des Papiers werden S. 56 verschiedene Meinungen angeführt. Wenn es heisst: „*Alii usum chartae Graecis saeculi IX et X vindicare voluerunt, alii anno 1470 primam chartam esse confectam contendunt*": so hätte diese letzte Behauptung eben so, wie die erste, belegt werden sollen. Man findet diese Meinung von *Schmidt* und *v. Aretin* (über die frühesten universalhistor. Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst. München 1808. S. 31 ff., wogegen *Bodmann* u. *Fischer* Beschreibung typogr. Seltenheiten VI Liefer. bewiesen haben, dass schon 1320 in der Gegend von Mainz unser Papier verfertigt wurde) vorgetragen. Es ist aus mehreren Thatsachen gewiss, dass die Araber schon im VIII Jahrhundert n. Chr. das Papier kannten und sodann den Gebrauch desselben in Spanien einführten. S. 57 (Note) wäre noch die Schrift: *Franc. Cannes Diccionario Espannol Latino-Arabigo.* Madrid 1787, anzuführen gewesen. §. 2. *De Bibliothecis privatis.* §. 3. *De Biblioth. publicis.* Bekannt sind die von Cordova, Toledo, Granada, Velez und Malaga. Von der ersteren wird behauptet, dass sie 600,000 Bände stark war und dass der Catalog davon 44 Bände füllte. Doch wird (und gewiss mit Grund) hinzugesetzt: „*Nisi fortassis hujus rei auctores falsa quaedam hic tradunt*". Es ist bekannt, wie sehr die Araber übertreiben. Fand doch Saladin im XII Jahrhundert in Ägypten, diesem berühmten Bücher-Arsenal, kaum 100,000 Bücher! III. *De itineribus literarum causa ab Hispano-Arabibus susceptis.* Es werden XVII Reisende namhaft gemacht, welche theils gelehrte Reisen machten, theils dieselben in ausführlichen Werken beschrieben. Solcher Beschreibungen gab es sechs, wovon *Casiri* Nachricht ertheilt. IV. *De nonnullis Arabum in Hispania minoris momenti institutis literariis.* Im Cordova war im XII Jahrh. n. Chr. eine *Academia linguae Arabicae*; im XIII Jahrh. zu Granada eine *Academia Coranistica*; zu Setabis im XII Jahrh. eine historische Akademie. Von S. 65 folgen noch 2 *Epimetra*: 1) *De literatura Hispano-Arabum per Europam dispersa.* 2) *De versionibus graecorum auctorum ab Arabibus confectis.* Auch hier findet man, wie in der ganzen Schrift, eine lobenswerthe Genauigkeit und Sorgfalt. Dass es kein leichtes Geschäft war, aus so vielen zerstreuten Notizen ein Ganzes zusammenzustellen, sieht Jeder leicht ein, der nur einigen Begriff von der Sache hat. Dass, bey der Sparsamkeit, womit die Quellen hier fliessen, *Casiri* oft der einzige Führer des Vfs. war, gestehet er selbst mit Offenheit in der Vorrede. Wie sollte diess auch anders seyn? Aber es wäre ungerecht, behaupten zu wollen, dass der Vf. sich durch das ganze Buch hindurch nur an *Casiri* gehalten und diesen excerpirt habe. Man überzeugt sich durch angestellte Vergleichungen bald, dass die im vorausgeschickten *Index Auctorum in hoc opusculo laudatorum* aufgezählten Schriften nicht bloss zur Parade dastehen, sondern von Hn. *M.* treufleissig benutzt worden sind. Schade, dass die kleine Schrift durch so viele Druckfehler verunstaltet ist. Es ist diess besonders bey den vielen Eigennamen unangenehm. S. 19 sind auf einer Columne 5 Namen unrichtig: Abu Abdalla st. *Abi Abdallah*; Josephi Ben Tasphin st. *Jos. Ben Taschfin*, und Elba Baker st. *Abu-Baker.* S. 68. Z. 19 ist statt *Constantinopolin* Hierosolyma gedruckt, was sich jedoch sogleich wegen der beygesetzten Jahrzahl der Eroberung 1453 als Druckfehler zeigt. Auf derselben Seite soll es *Geazi* st. *Genzi* heissen. Die Schreibart des Vfs. ist einfach und dem Gegenstande angemessen. N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 AUGUST, 1812.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Bremen, b. Heyse: *Kampf und Sieg*, ein Roman von *Franz Horn*. 1811. 1 Th. 256 S. 2 Th. 240 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Liebe rettet aus Gefahren, Tod und Hölle, ist die Idee, welche der Vf. in diesem neuesten Werke seiner fruchtbaren Muse ausführen wollte, und man darf demselben das Zeugniss geben, dass es ein Hinstreben zur wahren Poesie überall offenbart, wovon man in den gewöhnlichen Romanen keine Ahnung findet. Ob aber dem Dichter diese Idee immer klar vorgeschwebt habe, ob er, anstatt die mannichfaltigen Situationen aus einem in dem Geiste entworfenen idealischen Bilde organisch zu entwickeln, nicht vielmehr romantische Situationen mit poetischem Sinne zusammengefügt habe, ob ferner, anstatt ein anschaulich vollendetes Gedankenbild des individuellen Menschenlebens vor der Seele des Lesers zu erzeugen, oder der Idee des Romans gemäss das Leben unter dem Bilde des sich entwickelnden subjectiven Lebens poetisch und also darzustellen, dass man erkenne, wie der Mensch in seine Umgebung einwirke, und diese wiederum zu seiner Entwickelung wirke, hier nicht vielmehr nur Umstände und Schicksale wechseln, über welche der Dichter in verschiedenen Gestalten reflectirt: dieses überlassen wir einem späteren Urtheile des einsichtsvollen Vfs., so wie dem tieferschauenden Theile der Leser, zu beantworten. Gewiss sind hieraus einige Missverhältnisse in den Hauptparthieen des Werks zu erklären, welches durch Zusammendrängen derselben an Klarheit gewonnen haben würde, da jetzt die Idee desselben erst am Ende hervorspringt.

Überall aber läst sich die Herrschaft einer trüben, düsteren Stimmung des Dichters nachweisen, die selbst in den witzigen Parthieen des Werks gewaltsam hindurchdringt. Mit dem Gefühle eines regenschwangeren Wintertags treten wir ein. Trübschwere Warnungen treffen den Helden, ehe er noch seine Laufbahn beginnt, und obwohl sich die Jünglinge, welche sich zur Reise in die Welt verbunden, gar oft vornehmen, das Gespenst der Traurigkeit zu verbannen: so vermögen sie doch nimmer, sich desselben zu entledigen. Auf dem Grunde ihres Gefühls ist eine schwere Stimmung verbreitet, und ihre Freude ist nur ein gewaltsames Aufstreben, dieser zu entgehen, das sich mit vielen Worten Luft macht; nicht die Fröhlichkeit, die in dem tiefen Grunde des gesunden Herzens erzeugt wird. Ja selbst der Dichter scheint sich im ersten Theile der Erzählung seines Geisterapparats nicht sehr erfreut zu haben: denn die allzu grell ausschlagende Ironie Albrechts zerstört unaufhörlich die Geburten einer trüben Phantasie, die immer von Neuem gleich Irrlichtern aufflackern. Flüchten mag er sich in dieses Gebiet vor dem Andrange der prosaischen Wirklichkeit, aber die Gebilde, die er hier erblickt, sind unbeständig, alle diese Gestalten mistrauen, erklären und vernichten sich selbst, und so bleibt der Leser oft ohne Glauben und Antheil. Der feurige Gustav und sein Freund, der Vater, wie der melancholische Oheim, beschwören die Gespenster mit den beliebtesten Aufklärungsformeln aus dem 18 und 19 Jahrhunderte, während die Scene auf ein früheres Jahrhundert angelegt war, dagegen der Böse, der weniger durch das böse Princip, als durch eine gewisse hypochondrische Langweile und Gleichgültigkeit bewogen, zum Unheilstifter aus der Erde steigt, sich mit einem von mythologischen und ästhetischen Kenntnissen zeugenden Witze revanchirt (vgl. 1 Th. 242 ff., 251. 2 Th. 200 u. s. w.). Überhaupt sind wir durch nichts an die frühere Zeit (die Geschichte ist in die Mitte des 17 Jahrhunderts verlegt) erinnert worden, als durch einige eingeschobene Stellen des Abraham von Sanct Clara, durch die flüchtige Erwähnung einiger Verhältnisse der damaligen Zeit, und einige von dem Stile des Ganzen hie und da abstechende Ausdrücke, z. B. Bekanntniss st. Bekanntschaft. — In Summa: Die Geister, welche hier den Anstoss geben sollen, sind erschöpft, sie wollen in unseren Romanen nicht mehr Stand halten; daher die zuvorkommenden Zusätze: „Halten sie mich nicht für einen Träumer" u. s. w., bey welchen dem Leser jedes Wunder zu Wasser, ein böser Geist zu dem bösen Humor des Vfs. wird, und die Figuren sich aus dem leeren Gedankenleben nicht ablösen wollen.

Indessen müssen wir gestehen, dass in dem zweyten Theile, und besonders mit dem Tode Albrechts, wo alles einfacher und klarer geworden ist, jener Teufel etwas bedeutender auftritt, und sein Erscheinen mehrere tiefergreifende Situationen hervorbringt. Damit es aber nicht scheine, als hätten wir unser Urtheil über diese Dichtung auf das Einzelne gegründet: so möge hier der Plan des Ganzen angedeutet stehen.

Gustav, Sohn eines reichen Edelmanns in Westphalen, wird unter schwarzen Vorbedeutungen geboren. Ein böser Geist strebt *schon bey seiner Geburt*, ihn seiner Gewalt zu unterwerfen; aber vergebens. Dieses wird ihm warnend durch seines hypochondrisch-melancholischen Oheims hinterlassenen Brief entdeckt, als er mit seinem Jugendfreunde, Albrecht, die Reise aus der Heimath anzutreten im Begriff ist. Die erste unerfreuliche Bekanntschaft, welche wir auf dieser

Reiſe machen, iſt Xaver, Guſtavs Vetter, auf deſſen Bildung und Schickſal des Oheims böſe Laune haftet, ſo weichlich und mädchenhaft, daſs er anfänglich von den Jünglingen für ein Weib gehalten wird, ein Menſch, deſſen Name uns den bitteren Gegenſatz von Geſundheit und Krankheit vorzuhalten beſtimmt iſt, und deſſen Leiden, wie Albrecht nicht unwahr ſagt, alle etwas kunſtreich Gezähmtes haben; übrigens ein Dichter, in der Folge Almeidos genannt. Sie werden Freunde. Auch finden ſie in Xavers Nähe eine Seherin, Veronica, welche bey Guſtavs Anblick mit den Zeichen der höchſten Exſtaſe entflieht, und ihr Prophetengeſchäft, über deſſen Natur uns der Vf. mit Recht in Dunkelheit gelaſſen hat, aufgiebt. Sie finden wir nachher mehrmals wieder, beſtimmt, als ein Bild entſagender Liebe ohne eigentlichen Einfluſs auf das Ganze neben Guſtav herzugehen. Von ihr gilt recht eigentlich, was von dem Mädchen aus der Fremde: man wuſste nicht, woher ſie kam, und ſchnell war ihre Spur verloren u. ſ. w. Die beiden Jünglinge kommen nach Wien, und ſpielen daſelbſt eine ausgezeichnete Rolle in der Geſellſchaft. Zu dieſer Zeit drängt alles ſich um Claren, die als der Gegenſtand der gemeinſchaftlichen Schmerzen von den Jünglingen angebetet, von den Weibern gefürchtet, und von dem Volke als Zauberin geſchmäht wird. Sie iſt von ihrem Oheim einem Grafen Hugo von Gadaro beſtimmt. Florens, ein Pendant zu Xaver, den wir unter ihrem Fenſter klagen ſehen, giebt ſich um ihrentwillen den Tod. — Hier ſind elegiſche Monologen nicht geſpart. — Auch Xaver, den ſie plötzlich in Wien treffen, und in dem Zweykampf mit Florens retten, glüht für Claren, und zieht ſich, verſchmäht, in ein Kloſter zurück, wo wir auch weiter nichts von ihm erfahren. Hiebey können wir uns nicht enthalten, eine Probe von Albrechts Jovialität beyzufügen. Bey jenem Zweykampfe hören wir folgende Worte: „Steckt ſogleich eure Degen ein — du Glückſeliger und du ſegenloſer Jüngling, ſeyd ihr nicht ohnehin ſchon ſchneidende Gegenſätze genug, daſs ihr noch die Schneide eures Degens dazu nehmen wollt? Euer Schickſal iſt ſchon ſo epigrammatiſch, daſs ihr es auch wohl erſparen könnt, noch eins mit Blut dazu zu ſchreiben." — So viele Perſonen hat der Vf. zu ſeinem Zwecke ohne dringende Noth aufgeboten. — Guſtav und Albrecht gerathen in Clarens Nähe. Beide werden von ihr angezogen. Guſtav erklärt ihr ſeine Liebe. Sie erwiedert, „daſs ſie keine Liebe für ihn fühle; ſie verlange einen Mann, den ſie über alles hochachten und verehren, in dem ſie ſeine ganze Gattung, die Menſchheit, in ihrer höchſten Blüthe und Reinheit finden könne." Dieſe Erklärung, bey welcher uns Clara, in der Nähe betrachtet, bey weitem nicht ſo intereſſant, als aus der Ferne der vorhin erwähnten Umgebungen erſcheint, iſt es, welche dem Böſen Gelegenheit verſchaffen muſs, mit uns näher bekannt zu werden. Er erſcheint unter der Geſtalt eines Fremden, Namens Manuel, und bietet dem Jüngling ſeine Hülfe an, unter der Bedingung, daſs er ihm ſich ganz zu eigen geben wolle. Guſtav ſchlägt dieſe Hülfe edelſinnig aus. Jener ſchwindet drohend.

Hier beginnt der *zweyte* Theil und eine neue Periode für unſeren Helden. Die Drohung beſtätigt ſich. Alle Unannehmlichkeiten dringen auf ihn ein. Auch ſein Vater ſtirbt, verkannt und ohne Vermögen, doch Veronica iſt ihm im Unglück treu zur Seite. Da bricht der Krieg aus, in welchen Guſtav, getrieben von Hoffnung und Verlangen, durch Thatenruhm ſich der Geliebten Huld zu erwerben, mit ſeinem Freunde zieht. Überall tritt der Graf, in welchem Guſtav den Fremden erkannt hat, von Albrecht in tiefſter Seele gehaſst, mit feindlicher Erſcheinung neben ſie. Sie kehren mit Ehre gekrönt aus dem Kriege zurück. Guſtav findet in Clara's Armen die Belohnung der Liebe. Albrecht, voll Ingrimm, daſs Hugo des Freundes Glück ſich in den Weg ſtelle, geräth mit ihm in Zweykampf und fällt. — Nur ſein Tod verſöhnt uns mit jener forçirten Jovialität, welche ſo oft mit fröſtelndem Witze die poetiſchen Regungen Guſtavs erkältet und in langweilige Proſa geſchwätzig auflöſt. Auch ſcheint uns die Berührung zwiſchen ihm und Guſtav mehr eine äuſsere als innere zu ſeyn, ungeachtet er für dieſen ſtirbt, und ſeine Liebe unterdrückt. Übrigens erkennen wir in dieſem und Hugo's Charakter zwey Lieblingsperſonen unſeres Dichters. — Die Schilderungen, welche nun folgen, ſind die trefflichſten und lebendigſten der ganzen Dichtung, und des Vfs. Räſonnement ſtört hier weniger als im erſten Theile. Ergrimmt bietet Guſtav Hugo den Zweykampf an; er gilt Clarens Beſitz. Hugo nimmt ihn voll warnender Verachtung an. Nochmals erſcheint Guſtav der Geiſt, und erbietet ſich, verſchmäht, zur Hülfe im entſcheidenden Augenblicke. Schon von zwey Wunden entkräftet, kämpft Guſtav gegen die kalte Rieſenkraft Hugo's, endlich in der äuſserſten Gefahr des Todes, da alle Hoffnung ſchwindet, ruft er verzweifelnd Manuels Namen an, — und Hugo fällt.

Allein ſtehen nun die Geliebten, ſiegend und in unausſprechlicher Liebe umfangen. Guſtav kehrt mit Claren auf ſeines Vaters Burg zurück. Ihr Leben daſelbſt erſcheint uns wie ein Erwachen nach bangen beängſtigenden Träumen. Allein bald kehren dieſe zurück. Immer mehr drängt ängſtliche Beſorgniſs Guſtavs Herz, und die drohende Erſcheinung Manuels verdunkelt die Seligkeit ſeiner Liebe. Schon erwartet er bange den letzten Tag ſeines Lebens; es erſcheint der böſe Geiſt in Sturm und Wetter, und ſetzt die Burg in Flammen, Guſtavs Leben fodernd. — Die kräftigſte Scene des Ganzen und wirklich meiſterhaft dargeſtellt. Doch Clara, über welche der Böſe keine Gewalt hat, laſst den Geliebten nicht aus ihren Armen. Unverſehrt dringen ſie durch die Flammen, die Burg ſtürzt ein, und der Eremit, in welchem ſie Veronica erkennen, ſetzt ihnen den Kranz aufs Haupt, ſo daſs uns erſt am Ende des Buchs recht eigentlich wohl wird.

Man wird aus dieſem Plane ſehen, daſs gar Vieles zuſammengedrängt werden konnte, daſs der erſte Theil übermäſsig gedehnt, die Gruppirung etwas vernachläſſigt iſt, viele Perſonen bedeutungslos dahingehen, daſs endlich das Schickſal hier nicht als nothwendiger Zuſammenhang der Dinge, ſondern viel-

mehr als willkührlich blindwirkendes Misſverhängniſs regiert, welches doch zuletzt nicht ganz conſequent der poetiſchen Gerechtigkeit weicht. Aber bey allem dieſem iſt uns beſonders die Hauptfigur dieſer Dichtung, Guſtav, durch ſeinen frommen und kräftigen Sinn eine ſehr erfreuliche Erſcheinung geweſen; auch hat ihn der Vf. von ſchiefen Reflexionen und paradoxen Sentenzen, welche er anderen Perſonen in den Mund gegeben, ſo ziemlich frey erhalten.

Der Stil der Dichtung iſt leicht, und beſonders in den lyriſchen Monologen ſehr flieſsend und gefällig. — Auch das Äuſsere dieſes Werkchens iſt empfehlend.

H . . . t . . . e.

Carlsruhe, b. Macklot: *Briefe über den Geſchmack in der Muſik*, von *Johann Baptiſt Schaul*, königl. wirtemb. Hofmuſicus. 1809. VI u. 389 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nach der Vorrede enthält dieſes Buch die Überſetzung einiger von dem Vf. in italiäniſcher Sprache, unter dem Titel: *Conversazioni istruttive* 1806 herausgegebener, wahrſcheinlich aber nicht ſehr bekannt gewordener, Dialoge. Der ſchmeichelhafte Beyfall von *Salieri* und *Clementi*, deren Worte der Vf. als *teſtimonia auctoris* anführt, obgleich ſie dem Rec. nur eine dürftige Vergeltung des ihnen im Buche geſtreuten Weihrauchs ſcheinen, bewog den Vf., ſie durch eine deutſche Überſetzung und eine „manchen weit angenehmere Form gemeinnützig zu machen." Indeſſen hat er ſich dieſs ſehr leicht gemacht, indem er in einigen Briefen, die man kaum an der Anrede und Unterſchrift als ſolche erkennt, die Geſpräche in unveränderter Form mittheilt, wobey wir zugleich ſehen, daſs vom eigentlichen Dialoge hier gar nicht die Rede geweſen. Auch finden wir nicht, daſs ſeine Mittheilungen durch die Briefform eine beſondere Annehmlichkeit erhalten hätten. Was den Inhalt betrifft: ſo würde der Titel dieſer Schmiererey richtiger gelautet haben: *Planloſe Mittheilungen, beſonders über muſikaliſche Gegenſtände.* Denn der ſechſte und ſiebente Brief handelt gar nicht von Muſik, ſondern von der Schauſpielkunſt, und giebt von einigen vormals berühmten Schauſpielern, z. B. *Garrick* und *Le Cain*, einige oberflächliche und längſt bekannte biographiſche Notizen; und wenn gleich dieſe Mittheilungen den beſonderen Geſchmack des Vfs. charakteriſiren: ſo handeln ſie doch nicht von dem Geſchmacke, d. h. von der Natur des wahren Geſchmacks in der Muſik, geſchweige denn daſs ſie denſelben einzuflöſsen im Stande wären.

Als Beleg reichen die ſchwülſtigen Apoſtrophen hin, in welchen der Vf. *Pleyel* und *Boccherini* als Muſter der Quartettmuſik, *Clementi* als „König der Tonſetzer für das Clavier," *Salieri* als einen muſikaliſchen Philoſophen preiſt, und mit der erhabenſten Verachtung *Mozart's* ausruft: „O welch ein Unterſchied zwiſchen meinem *Salieri* und ihrem *Mozart!*" Allein darüber klärt uns ſein Glaubensbekenntniſs (im dritten Briefe) leicht auf. „Das erſte Geſetz aller Künſte, heiſst es da, iſt die *edle Einfalt*, nach *Boileaus* ſchöner Sentenz: Nichts iſt ſchön als das Wahre u. ſ. w. Schade nur, daſs dieſer Satz in der Anwendung ſo viel verloren hat; denn da heiſst es (S. 64): „man werfe mich auch in einen glühenden Feuerofen, ich werde dennoch der *ſchönen Natur und ihren Nachahmern, den Italiänern, Loblieder ſingen.*" Es iſt eine edle Sache um die edle *Einfalt;* leider wird aber dieſe Foderung nur ſo *einfältig* miſsverſtanden! — Es hieſse das Papier verſchwenden, wenn wir den ſogenannten Dialog näher beleuchten wollten, in welchem der Buchſtabe A die abgeſchmackteſten Vorwürfe gegen *Mozart* ausſtöſst, welchen litera B ganz armſelig nachzugeben beſtimmt iſt. Wenn dieſer groſse Tonkünſtler ja zuweilen in etwas (jedoch bey weitem nicht ſo ſehr als unſere heutigen Componiſten) ausſchweifte: ſo war es in der Fülle der Inſtrumentalbegleitung, welche aus der Fülle ſeines Genius ſelbſt hervorgehend, die Selbſtſtändigkeit der Inſtrumentalmuſik zu vollenden, kräftig mitgewirkt hat. Dieſer von einer Kritik, die das Deutſche, wie das Italiäniſche, zu würdigen weiſs, ausgeſprochene Tadel wird hier in einem weitſchweifigen und planloſen Geſchwätze ſo weit ausgedehnt (z. B. S. 56 u. 58), daſs es ſcheint, als tadle der Vf. *Mozarten*, weil er kein Italiäner geweſen. Bey jeder Gelegenheit wird dieſer Tadel wiederholt, wie im fünften Briefe, wo der Vf. *Mozart* bedauert, „daſs er nicht ſchon in ſeiner früheren Jugend unter *einer* italiäniſchen muſikaliſchen *Erziehung geweſen ſey*, und ſich durch den Ruhm, für einen gelehrten Componiſten gehalten zu werden, auf ſo *ſteile Pfade* habe hinleiten laſſen." Wer ſelbſt ſeinen muſikaliſchen Geſchmack ſo verdächtig machen kann, und das Geſetz der Simplicität ſo miſsverſteht, daſs er dieſe mit dem Leichten, Melodiöſen, deſſen Charakter ſogleich in die Augen, oder vielmehr in die Ohren fällt, ſo ziemlich gleichſetzt, und überall zeigt, daſs er über das Verhältniſs zwiſchen Melodie und Harmonie ſo wenig im Reinen iſt; wer endlich ſchreiben kann, „auſser einigen Stücken iſt alles Übrige im *Titus* ſo langweilig und trocken, daſs man es vielmehr für den erſten Verſuch eines aufkeimenden Talents hält," der ſollte es nicht wagen, Briefe über den muſikaliſchen *Geſchmack* dem Publicum vorlegen zu wollen. Wie der Vf. nun, nach einer ſchwülſtigen Lobpreiſung *Jomelli's*, auch behaupten könne, „daſs die Deutſchen nicht einmal *den Begriff* von einer Oper hätten," über welche das Bekannte theils nach Arteaga geſagt, und in einem jämmerlichen Tone der Mangel der Recitative in den deutſchen Opern beklagt wird; wie er ferner den *italiäniſchen Geſang*, ſammt der italiäniſchen Sprache, als den einzigen in der Welt preiſen könne, von welchem Lobe jetzt doch ſo Manches abgehen würde: — alles dieſes wundert uns nach dem Vorigen nicht mehr.

Nächſt dieſen Hauptgegenſtänden wird auch noch von vielen anderen Dingen mit gleichem Glücke, und wie es der Zufall trifft, geſprochen, z. B. über die Reize der Natur und Einſamkeit, und über *Klopſtock* im fünften Briefe. So kommt der Vf. von dem Urtheile des Volks über den Geſang, deſſen Zweck er, wie die Tendenz des Schauſpiels in die Rührung ſetzt, auf die berühmte Sängerin *Todi.* Hier bricht er in eine Klage über die Sterblichkeit vortrefflicher Künſt-

ler aus, und giebt dabey ein sehr weitläuftiges Verzeichniss berühmter, meistens italiänischer Sänger des 17 und 18 Jahrhunderts, in welchem es an Übertreibungen nicht mangelt. Denn etwas stark ist es doch ausgedrückt, wenn er (S. 176) von *Farinelli's* Stimme sagt: „Sie enthielt ohne Unterschied alle Töne, sie mochten so hoch oder so tief seyn, als sie wollten." Die Erwähnung der Sängerin *Bulgarini* bringt ihn dann auf Metastasio, welcher mit dieser Sängerin in einer freundschaftlichen Verbindung gestanden. Von dieses Dichters Leben wird nun eine lange Beschreibung geliefert, mit vielen Nutzanwendungen versehen, und in einem sehr veralteten Tone geschrieben, der uns des Vfs. Begrift von Dichtkunst in keinem günstigen Lichte zeigt. Wir erfahren hier auch, dass der Abt *Gravina* den Namen *Trapassi* in *Metastasio* verwandelt habe, „welches *nach griechischer Sprache Seelenhälfte heisst*." Im zehnten Briefe, in welchem über die Reinheit der Kirchenmusick (so schreibt der Vf. immer) geredet wird, die nach einer sehr vagen Bemerkung „ihren Ursprung von (von dem) *Canto firmo*" haben soll, „dem es nicht an Schönheit und Majestät fehlt," kommt der Vf. auf eine Biographie des Pater *Martini*, aus dessen Geschichte der Musik lange Stellen entlehnt werden, welche doch längst veraltete Ansichten enthalten, und nicht geeignet sind, dieses Mannes eigentliches Verdienst kennen zu lernen. Diesen fügt der Vf., welcher sich nun ganz verlaufen zu haben scheint, seine eigenen, natürlich sehr schwankenden und unbegründeten Behauptungen über die Musik der Alten, namentlich der Griechen, ja selbst über die weltbekannte Vieldeutigkeit des Worts Musik bey. Besonders aber ist die Beschreibung der Instrumente sehr lustig. Dazwischen spricht er von der Musik der Araber. Hieraus leuchtet des Vfs. Begriff vom Briefe ein. Dass nicht einige Stellen eine gewisse Kraft des Ausdrucks haben, und manchem Musiker zu empfehlen wären, wollen wir nicht ableugnen. So z. B. die Bemerkungen über die Behandlung und Kenntniss der musikalischen Instrumente (im ersten Briefe); über das Clavierspiel, dann über die Erfodernisse des Violinspiels und die Bildung eines Virtuosen (im zweyten); über den Gesang (im achten), in welchem er leider in einem zu weitschweifigen, predigenden Sermone alles auf sein „Gesetz der Ordnung," gegen welches er doch in diesen Briefen so heillos sündigt, zurückzuführen sucht, und dabey manches Gute aus *Arteaga* beybringt, und endlich über den Kirchengesang im zehnten Briefe. Aber alles dieses ist doch schon oft in einem besseren Zusammenhange gesagt worden, und der Vortrag wimmelt von Sprachfehlern und orthographischen Unrichtigkeiten (wie z. B. *Kor*, Tyrehner, Likurg, m*y*stisch, Kirie, sta*p*at mater u. s. w.), von Druckfehlern (wie Contra*ct*stimmen st. Contraalt) so sehr, dass dem Leser das noch übrige Gute dadurch völlig verleidet wird. A . . . . . a.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *Travestieen und Burlesken*, zur Darstellung im kleinen geselligen Verein von *Julius von Voss*. Mit Kupfern. 1811. 214 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn wirklich die Meinungen und Behauptungen in den ästhetischen Lehrbüchern gegründet wären, dass das Komische in Anhäufung von Contrasten, in Auffindung von Widersprüchen, in einer Umkehrung und Vernichtung der Welt und alles reellen Zusammenhangs zu setzen sey, und dass der Dichter auch seine eigene Form wieder zerstören müsse, kurz, dass das Wesen des Komischen in blosser Subjectivität bestehe: dann müsste man in der That diese Burlesken für Meisterstücke erklären. Denn der Vf. hat darin wirklich einen recht frechen Übermuth geübt, überall die Contraste gehäuft, und auch zur Zerstörung seiner eigenen Schöpfung nicht unterlassen, fleissig mit dem Parterre, mit dem Lampenputzer und dem Aufzieher des Vorhangs zu sprechen, was auch, wie es scheint, ihm gar nicht sauer angekommen ist. Auf diesem Wege wäre freylich — fast auf eine mechanische Weise — der Ruhm der Komik leicht zu erlangen, und die Dichter der neueren Zeit ermangeln auch nicht, von der gütigen Erlaubniss Gebrauch zu machen. So lange aber noch ein gesunder Sinn gegen die falsche Philosophie, die sich in ihren Übertreibungen nur vergallopirt hat, besteht, wird man solche überlustige Dramen, wie diese, für weiter nichts als für eine Gelegenheitsmacherey ansehen, Witz und Einfälle anzubringen, den Verstand mit Unsinn, die Phantasie mit undenkbaren Dingen, die Einbildungskraft mit Missgestalten und Carricaturen zu reizen und dissonirend aufzuregen, was den Beschauer bald mit Überdruss und Widerwillen erfüllen muss. Je toller die Erscheinungen sind: desto mehr Geist und Erfindung gehört dazu, sie mit neuer Schöpfungskraft in lebendigen Zusammenhang zu setzen, und den Unsinn unter höheren Sinn zu bringen. Diese Mühe hat sich der Vf. aber nicht gegeben, und so kann ihm auch das Lob, dass er viel Witz, viel gute Einfälle habe, nichts helfen, denn das Einzelne wirkt zu keinem Zusammenhange, zu keinem Ganzen, ja es steht öfters auch für sich unnütz und sinnlos da. Was liegt z. B. darin, wenn es heisst:

*Rougenoir.*
Sie sind mir ein altes Spittelweib!
*Rinaldo.*
Ein Spittelweib, und dazu ein *altes?*
Das tönet weder löblich noch *schallt es.*

Oder, wer kann es noch komisch finden, wenn Kinder in grosse *Thränentonnen* weinen? — Am besten von den fünf Spielen, die das Buch machen, hat uns noch *der gehörnte Siegfried* gefallen, weil hierin noch die meiste Phantasie und bey kühnem Witz der meiste Zusammenhang anzutreffen ist. Wenn es von einigem Unsinn und einigen Übertreibungen gereinigt würde: so könnte es ein recht gutes Puppenspiel geben; besonders sind die ersten Scenen, worin die Hofetikette mit einiger Haltung persiflirt wird, sinnreich und belustigend. Schade um das Talent des Vfs., dass er den Witz und die Einfälle so verloren um sich her streut, und nicht für die Erfindung und Anordnung eines Spieles sorgt, worin das Einzelne zur Fügung eines wirklichen Kunstwerks dienen könnte! T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 AUGUST, 1812.

## *LITERATURGESCHICHTE.*

Rom, in der Druckerey der heil. Congregatio de propaganda fide: *Catalogus codicum Copticorum manuscriptorum, qui in Museo Borgiano Velitris adservantur.* Auctore *Georgio Zoega*, Dano, equite aurato ordinis Danebrogici. (Opus posthumum.) Cum VII tabulis aeneis. MDCCCX. XII und 663 S. gr. Fol. *).

Endlich ist denn dieses Werk, das grösste und wichtigste seiner Art, an das Tageslicht gekommen. Es ist dem König Friedrich VI dedicirt. Man sieht aus einer Anmerkung zur Vorrede, dass der zwischen *Zoega* und der Familie des Cardinal Borgia über dieses Werk angefangene Process mit dem Tode des Vfs. aufhörte, indem die Familie des Cardinals ihr vermeintliches Recht zu Gunsten der Erben des Vfs. abtrat. Auf die Vorrede folgt eine Übersicht des ganzen Werks, welches aus drey Theilen besteht. Der erste enthält die Handschriften der memphitischen, der zweyte die der basmyrischen, und der dritte die der sahidischen Mundart der koptischen Sprache. Die memphitischen Handschriften enthalten: 1) Bibelübersetzungen aus dem alten Testament, eine ausgenommen, welche Stücke aus der Offenbarung Johannes hat; 2) liturgische Sachen; 3) ein copto-arabisches Wörterverzeichniss; 4) patristische Handschriften, wozu gerechnet werden Homilieen, Predigten, Episteln, Lebensbeschreibungen der Kirchenväter und Märtyrer, mit kleinen Auszügen und Übersetzungen des Wissenswürdigsten. In solchen Auszügen und der Auswahl der Sachen ist *Z.* ein grosser Meister. Nichts Triviales, nichts Überflüssiges: überall steter Hinblick auf die Geschichte und auszeichnende Eigenheit der damaligen Zeit. Unter solchen Arbeiten dehnt sich der Blick *Zoegas* über einen ungeheuren Raum und eine lange Reihe von Vorzeit und Nachwelt mit allen ihren Folgen und gegenseitigen Verhältnissen aus. Von der basmyrischen Mundart waren, als er schrieb, nur 12 Folioblätter, die zu drey verschiedenen Handschriften gehörten, vorhanden. Der erste Entdecker dieser Mundart war der Augustiner *Georgi*, welcher von demjenigen Stück, welches das neunte Capitel des ersten paulinischen Briefs an die Korinther enthält, 6 Verse, vom 10ten bis zum 15ten, in der Vorrede seines Werks: *Fragmentum evangelii S. Joannis Graeco-Copto-Thebaicum e Veliterno Museo Borgiano*, Romae 1789, herausgab und erklärte. Die drey nun bekannten koptischen Mundarten bestehen aus Vermischungen mehrerer in dem alten Ägypten zu verschiedenen Zeiten gänge gewesener Sprachen. Alle kommen überein, dass sie bedeutende Reste der alten Sprache Ägyptens enthalten. Die basmyrische ist eine Zwischenmundart der memphitischen und der sahidischen; doch so, dass sie sich mehr dieser als jener nähert. Man war Anfangs sehr ungewiss, wo die basmyrische eigentlich die Provincialmundart gewesen sey. *Georgi* suchte zu beweisen, dass sie in einer gewissen Gegend auf der Grenze des alten Libyens gebraucht worden sey. *Zoega* aber hat mit vielen wichtigen Gründen im Anfange des zweyten Theils seines Werks bewiesen, dass die basmyrische Mundart ihre eigentliche Heimath in dem untersten Theile Ägyptens hatte, welcher von den beiden grossen Armen des Nils umgeben und unter dem Namen Delta bekannt ist. Die Bewohner, Basmyriten genannt, waren rohe, unlenksame und meist wandernde Hirten. Ihre Wildheit und die von Morästen und Canälen herrührende Unzugänglichkeit ihres Landes hatte sie der Gemeinschaft mit anderen Völkern Ägyptens beraubt. Doch haben sie, wie aus geschichtlichen Umständen dargethan wird, mit Oberägypten, wo die sahidische Mundart besonders geredet wird, in einiger Verbindung gestanden. Diess kann der Grund seyn, weswegen der basmyrische Dialekt mehr von der sahidischen als von der memphitischen Mundart hat. Von letzterer bemerken *Georgi* und *Zoega*, dass sie, ungeachtet sie die späteste der drey Mundarten zu seyn scheine, die am meisten cultivirte und berichtigte sey. *Zoega* hat diese basmyrischen Bruchstücke bloss abdrucken lassen, und seinem Lehrling, dem Propst *Engelbreth*, ihre genauere Herausgabe und Erklärung in Dänemark überlassen. Die eigenen Worte, mit welchen er die Einleitung zu den basmyrischen Bruchstücken endigt, sind: *Haec sunt, quae amplius quam duodecim abhinc annis de Aegyptiae linguae dialectis disputavi, quo tempore membranis ex Aegypto advectis sedulo incumberem, earumque praesidio et linguae gentis et antiquitatis novam nec spernendam lucem me aliquando allaturum esse sperarem. Sed aliis deinceps curis detentus ejusque linguae studium seponere coactus, si veriora firmioraque ad dialectos illustrandas, praesertim ad Bas-*

*) Die Exemplare dieses Buchs liegen noch zusammen in Rom, einen unternehmenden Käufer erwartend; nur zwey waren schon früher durch den dänischen Gesandten, Baron *Schubart*, der auch um die Rettung desselben für die Erben des Verfassers grosses Verdienst hat, ausgewirkt und nach Kopenhagen geschickt worden. Für ein dortiges Blatt ist auch zunächst diese Rec. geschrieben worden, die hier aus dem Dänischen übersetzt erscheint.

*myricam dialectum uni alterive ex Aegypti provinciis vindicandam, in medium sint allata, me ignorare fateor, et hac super re plenius erudiri operior ab Engelbretho, viro patria mihi et amicitia juncto, qui ante hos annos Basmyrica fragmenta in museo Borgiano adservata Romae descripsit et in patriam redux versione, vocabulario et commentariis ornata in lucem edere pollicitus est. Interea, donec is fidem liberaverit, rem harum litterarum studiosis haud ingratam me facere confido, dum ipsa fragmenta nuda ad manuscriptorum codicum fidem hic exprimam. En ea.* (So schrieb *Z.* schon wenigstens im Jahr 1803.) Das hiedurch angekündigte Werk ist mit dem *zoegaschen* fast zu gleicher Zeit herausgekommen unter dem Titel: *Fragmenta Basmyrico-Coptica veteris et novi Testamenti, quae in Museo Borgiano Velitris asservantur, cum reliquis versionibus Aegyptiis contulit, latine vertit, nec non criticis et philologicis adnotationibus illustravit W. F. Engelbreth, ecclesiarum Lydersloviae et Frosloviae in Siaelandia verbi divini minister et praepositus honorarius. Havniae, MDCCCXI, pp. XXVI in 4to. Excudebat Sebastianus Popp.* Der Hr. Propst hat darin, seines grossen Lehrers würdig, die Erwartungen aller Kenner erfüllt und dadurch *Zoegas* Andenken geehrt. Das Werk des Lehrers braucht das Werk des Lehrlings zu seiner Vollständigkeit; dieses ist das Supplement zu jenem. Man muss beide besitzen oder studiren. Aus *Shows* Bericht von *Zoegas* Leben und Verdiensten in der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften und aus der Einleitung zu den basmyrischen Fragmenten in seinem koptischen Werk ist deutlich zu ersehen, dass er, als er den Anhang zu dieser Einleitung schrieb, und diess war, zufolge seiner Briefe, kurz vor seinem Tode, die Untersuchungen von *Quatremère* über das Vaterland der basmurischen Mundart gar nicht kannte. Die Gründe also, die *Z.* in seiner Einleitung anführt, und die schon überzeugend sind, gehören ganz ihm an. *Quatremère* hat seinerseits vielleicht *Zoegas* Meinung auch nicht gekannt, und sie werden sich auf dem Wege zur Wahrheit begegnet seyn. Dieses wird bemerkt, weil man vielleicht durch *Engelbreths* Werk verleitet werden könnte, zu glauben, dass *Zoega* in seiner Meinung durch *Quatremère* bestimmt worden sey, welches unrichtig wäre. (Hr. *Engelbreth* drückt sich übrigens so aus: *Hanc opinionem, provinciam Deltae, ab Arabicis scriptoribus Baschmour appellatam, dialecti Baschmuricae esse patriam, Zoega ut veram contra Georgium jamdiu contendit, et ab eo acceptam cum Ill. Müntero communicandi veniam mihi dedit, eandemque in Catalogo suo Manuscriptorum Copticorum Mus. Borgiani teste Ill. Thiebaut de Bernaud proposuit et defendit. At palma in hac opinione de patria dialecti Baschmuricae defendenda jam merito debetur Ill. Quatremère. —— Multis argumentis hypothesin suam Georgi defendere conatus est; sed, ut jam supra dixi, Zoegae nostro, viro tam eximia doctrina tamque subtili acumine praedito, testimonia Abulfedae aliorumque luculentiora, dialectum in Delta usurpatam fuisse, persuaserunt, et, opinioni ejus ut assentiar, me tam argumenta e scriptoribus Historiae et Geographiae Aegypti mecum ab ipso in brevi conspectu communicata, quam propriae meae perscrutationes adduxerunt, ut etiam rationes, quibus Ill. Quatremère pro eadem hypothesi propugnat, quasque praecipue e manuscriptis Arabicis bibliothecae Imperialis Gallicae hucusque ineditis, egregiae doctrinae ope adjutus, publici juris fecit, rem adeo certam et indubitatam efficere, ut certe Georgi, si adhuc in vivis esset, hypothesin suam omittere minime dubitaret.*) Besonders ist es, dass der französische Gelehrte, nachdem er das Richtige gefunden, ins Licht gesetzt und durch historische aus den arabischen Handschriften der kaiserlichen Bibliothek genommene Beweise bestätigt hat, seine Meinung verändert, und die Mundart, die man nun übereingekommen ist, die basmurische zu nennen, nach den beiden Oasen versetzt, wogegen der Propst gegründete Einwendungen macht.

Von sahidischen Handschriften findet sich in dem borgiaschen Museum eine grosse Menge. In der Recension derselben befolgt *Z.* dieselbe Ordnung, wie bey den memphitischen. Zuerst stehn die biblischen aus dem alten und neuen Testament nach der in der Bibel angenommenen Ordnung. Von dieser Art werden 99 Numern recensirt. Darauf folgt eine Übersicht aller biblischen Stellen, welche in diesen sahidischen Bruchstücken enthalten sind. Ungeachtet *Z.* an mehreren Orten seines Werks erklärt, dass er nicht Theolog sey und nicht dafür angesehen seyn wolle, hat er doch, zu grösserer Bequemlichkeit und Brauchbarkeit des Werks selbst von dieser Seite, sich der grossen Mühe unterzogen, unter dem Buchstaben *D*, S. 207, *specimina versionis bibliorum Sahidicae e codicibus mss. Borgianis cum variantibus lectionibus ex iisdem* zu geben. Diese *specimina* des alten Testaments gehen von erwähnter Seite bis S. 218, wo *specimina* aus dem neuen Testament vom Briefe an die Epheser und von der Offenbarung Johannis bis S. 220 hinzugefügt werden. Es ist den gelehrten Bibeldolmetschern bekannt, dass alle Handschriften der siebenzig Dollmetscher sich in zwey Hauptclassen theilen. Der Originaltext der einen ist im Codex Vaticanus und der der anderen im Codex Alexandrinus. Merkwürdig ist es, dass die koptischen Übersetzungen des alten Testaments gewöhnlich dem Texte des vaticanischen Codex folgen; doch haben sie hin und wieder ganz eigene Lesarten. Für den gelehrten Theologen, der die Bibelkritik zu seinem Hauptstudium macht, wird daher das Studium der koptischen Mundarten ganz unentbehrlich. Nach dem, was nun in diesem Studium geleistet worden ist, wird dasselbe auf viele wichtige Untersuchungen und Entdeckungen leiten. Liturgische Handschriften werden 10 angeführt. In diesen findet sich meist der griechische Text mit koptischer Übersetzung unter demselben. Nun folgen *Acta Jesu, Mariae, Josephi et Apostolorum* von der 111ten bis 137sten Numer mit Auszug und lateinischer Übersetzung des Wichtigsten. Darauf *Acta martyrum*, worunter z. B. *Acta Theclae*, von der 138sten bis 158sten Numer. Hier wird *Z.* genöthigt, verschiedene Fehler in den von *Georgi* herausgegebenen Numern zu berühren, und es ist schön, die Schonung zu sehen, mit wel-

cher er den achtungswürdigen, aber zugleich sehr schwachen Greis behandelt. Die 10 Numern der *Histo ia ecclesiastica* sind sehr wichtig, weswegen sie *Z.* auch ganz, zugleich mit wortrechter Übersetzung, gegeben hat. Diese Bruchstücke handeln von *Actis concilii Niceni*. Zuerst wird der Text gegeben; dann folgt eine lateinische Übersetzung mit untergelegten Anmerkungen. Die Unterschrift der Bischöfe ist sogar wichtig in Rücksicht auf die damalige Erdbeschreibung; denn die Orte, woher die Bischöfe waren, sind den Namen beygefügt. Die Rubriken *Patristica et Monastica Aegypti*, die von Numer 169 bis 248 gehen, enthalten auch viele aufklärende und den Theologen wichtige Dinge. Unter dem Auszuge dieser Bruchstücke stehen kritische Anmerkungen und Worterklärungen. In dieser Rubrik wird zuweilen der Inhalt lateinischer, zuweilen und bey grossen Numern ein alphabetisches Verzeichniss der in dem Stücke vorkommenden Namen und merkwürdigsten Sachen gegeben. Doch werden hier auch einzelne Stellen übersetzt, wenn sie sehr wichtig sind. Von Numer 248 bis 267 erstrecken sich *Scripta variorum auctorum*. Hierunter finden sich einige Homilieen. Darauf folgen *Inserenda* von N. 268 bis 276, Bruchstücke von *Synodalibus* und einige Predigten. N. 278 handelt *de re medica*, und ist das einzige weltliche Stück der ganzen Sammlung. Es besteht aus 2 Blättern, Resten eines grossen in Capitel eingetheilten Werks. In diesen zwey Blättern wird gehandelt von der Art, wie gewisse Hautkrankheiten geheilt werden können. Es ist nicht übersetzt, aber die Worterklärungen sind desto vollständiger. Die Sammlung schliessen *Miscellanea* von N. 279 bis 312. In diesen kommt eine merkwürdige Probe von geistlicher koptischer Mönchspoesie vor, die für die Sprache wichtig ist. *Zoega* behauptet, sie sey aus dem Anfange des 6 Jahrhunderts. Sie ist gereimt und dürfte das fruheste bekannte Beyspiel vom Reim seyn. Was den Werth dieses grossen Werks insbesondere erhöht, ist der Fleiss und die Genauigkeit, mit welchen es verfasst und abgedruckt ist. Den abgedruckten Text hat *Z.* von neuem mit den Handschriften verglichen, und nie die letzte Correctur abgegeben, bis der gedruckte Text vollkommen berichtigt war. Dieselbe Genauigkeit findet sich auch in den Kupfern, die zugleich eine sehr vollständige koptische Paläographie ausmachen, mit Rücksicht auf die Zeit der Schrift in 9 Classen eingetheilt. Am Ende der Schriftproben werden einige Figuren, die in den beschriebenen Handschriften befindlich sind, hinzugefügt.

SW.

RUDOLSTADT, in d. Hofbuchh.: *Handbuch der classischen Literatur der Römer* oder *Anleitung zur Kenntniss der römischen classischen Schriftsteller, ihrer Schriften, der besten Ausgaben und Übersetzungen derselben.* Zum Gebrauch der Schullehrer und aller Freunde der classischen Literatur von *Wilh. David Fuhrmann*, Prediger u. s. w. I Bd. 1809. XXXII u. 907 S. II Bd. 1810. XXVI u. 1038 S. 8. (6 Rthlr.)

Diese beiden Bände machen die Fortsetzung und den Beschluss des bekannten Handbuchs aus, wovon die ersten Bände, die Literatur der Griechen umfassend, schon von einem anderen Rec., gegen welchen sich B. IV. S. IX—XX eine geharnischte Antikritik befindet, in diesen Blättern 1809 No. 147, 148 beurtheilt worden sind. Die Geschichte der römischen Literatur handelt Hr. *F.*, nach einer kurzen Einleitung, die bloss die benutzten Hülfsmittel angiebt, in XIII Abschnitten ab: I. Dichter; II. Mythographen (diese beiden füllen den ganzen ersten Band!); III. Romanschreiber; IV. Redner u. Rhetoren; V. Epistolographen; VI. Grammatiker; VII. Philosophen u. Naturforscher; VIII. Ärzte; IX. Geschichtschreiber; X. Geographen; XI. Mathematiker u. Taktiker. XII. Ökonomen; XIII. Rechtsgelehrte. Hierauf folgen Nachträge, und das Ganze beschliessen zwey zweckmässige Register. Das Unbequeme dieser Anordnung fällt in die Augen. Hr. *F.* kam dadurch in die Verlegenheit, dass er z. B. den Petronius (B. IV) unter die Romanschreiber und die Apocolocyntosis des Seneca unter die philos. Schriften setzen musste! Hätte es dem Vf. gefallen, uns, statt einer dürftigen Angabe der gebrauchten Hülfsmittel, eine kritische Geschichte der lat. Sprache, ihres Ursprungs, ihrer allmählichen Ausbildung und Verbreitung zu geben (und wir sehen nicht ein, warum diess nach Bd. IV. S. 298 ausser den Grenzen dieses Handbuches lag): so würde ihm gewiss das Unzweckmässige seiner befolgten Eintheilung bemerklicher geworden seyn. Rec. erkennt mit Achtung den guten Willen und löblichen Eifer des Vfs., und verkennt keinesweges das mannichfaltige Gute und Brauchbare dieses Werkes, welches einen rühmlichen Beweis von dem Fleisse des Vfs. ablegt: er wünscht daher, dass folgende Ausstellungen von der rechten Seite betrachtet und aufgenommen werden mögen.

Das Hauptverdienst des Hn. *F.* bey diesem Handbuche besteht, nach seinem eigenen Ausspruche B. I. S. XII—XVI, in dem fleissigen Aufsammeln und in der zweckmässigen Zusammenstellung und Benutzung des gesammelten Apparats. Hieraus ergiebt sich, dass das Urtheil des Rec. fast einzig auf das Formelle dieses Handbuches gerichtet seyn müsse, da die Verschiedenheit der Ansichten bey diesem oder jenem Schriftsteller ihn zu einem Kampfe mit vielen Gelehrten, deren Schriften der Vf., ohne sie jedesmal zu nennen, benutzte, führen würde. Ob wir nun gleich dem Sammlerfleisse des Hn. *F.* gern ein gutes Zeugniss geben: so müssen wir doch auf der anderen Seite gestehen, dass wir sehr oft das kritische Urtheil in Unterscheidung des Nöthigen und Brauchbaren vom Unnöthigen und weniger Brauchbaren vermisst haben. Wir rechnen hieher die weitläuftigen Relationen von den Lebensumständen eines Schriftstellers, wo, statt psychologisch die geistige Bildung desselben zu entwickeln, oft im chronicalischen Wuste und mit lästiger Weitschweifigkeit die unbedeutendsten Dinge erzählt werden. Der unbefangene Leser schlage nach und urtheile! Hier erfahren wir, dass Horazens Vater mit gesalzenen Fischen gehandelt haben soll (B. III. S. 397); dass Virgil viel Kopfschmerzen gehabt habe (ebendas. S. 297); dass Lucilius den Lälius einmal mit einer zusammengerollten Serviette um den Tisch gejagt habe (ebendas. S.

139); dass Ennius von vielem Weintrinken die Gicht und das Podagra bekommen habe (ebendas. S. 16), wobey wenigstens die Disputation: *De morbo Q. Ennii poëtae sive Podagra e vino: disp. Joan. Joach. Chuedenius.* Viteberg. 1694. 4. anzuführen war. Manches, das einer Erwähnung werth war, ist übergangen: z. B. dass *Ruhnken* in *Bibl. Crit. II.* 1. S. 84 unbedenklich der Meinung des *Nicl. Ignarra*, Petronius habe unter den beiden Antoninen gelebt, beytrat (B. IV. S. 12), und dass *C. Barth.* z. Stat. Sylv. I, 6, 41 den Cornelius Severus für einen Christen hielt. Beym Vitruvius (B. IV. S. 930) hätte *Hirts* Abhandlung in Wolfs u. Buttmanns Mus. 1 Bd. 2 St. S. 219—33, und bey den Apiciern *Lipsius* z. Tacit. Annal. IV, 1, und *Casaubon.* und *Schweigh.* z. Athen. I, 12 nachgesehen und benutzt werden sollen. Mehreres übergehen wir der Kürze wegen.

Einen grossen Vorzug vor vielen dergleichen Handbüchern hat Hr. *F.* dem seinigen dadurch gegeben, dass er sich über die Ächtheit und den Werth der Werke der lat. Schriftsteller verbreitete und sie überhaupt charakterisirte: wenn es nur mit genauerer Prüfung und festerem Urtheil und mit mehr Kürze und Gediegenheit geschehen wäre! Er folgte hiebey freylich mehr dem Urtheile Anderer, als dem seinigen: diess brachte Weitläuftigkeit, Schwanken, Wiederholungen und Widersprüche hervor. Man vergleiche nur die Beurtheilungen des Terentius (B. III. S. 108—19), des Lucilius (ebendas. S. 173), des Lucretius (ebendas. S. 157, und besonders 166, wo vieles zweymal gesagt ist), des Tibullus (ebendas. S. 235), des Horatius (ebendas. S. 468) und des Phädrus (ebendas. S. 660). Wie breit und nachlässig ist der Inhalt der Lustspiele des Plautus (B. III. S. 349), des Terentius (ebendas. S. 95), der Eclogen des Virgilius (ebendas. S. 300, wo S. 303 bey der IV Ecloge in der Not. 1 *J. H. Vossens* S. 178 einzig richtige Erklärung wohl einer Erwähnung verdiente), der Georgica u. Aeneis (ebendas. S. 313—358). Noch führen wir das an, was über die Geschichte des Vellejus (B IV. S. 676) und über die Briefe des Cicero (ebendas. S. 212) mit vielen Wiederholungen gesagt ist, und bemerken, dass S. 216, wo von der Lectüre der ciceron. Briefe auf Schulen gesprochen wird, dasjenige, was *Martyni-Laguna* in Praefat. p. XXV. Epist. Cicer. wider dieselbe kräftig erinnert, einer Anführung werth war. Will man das Schwanken des Hn. *F.* in Beurtheilung der Ächtheit einer Schrift, wo er durch verschiedene Meinung der Gelehrten ins Gedränge kommt, kennen lernen: so schlage man nur z. B. nach, was beym Phädrus (S. 647 u. s. w.), beym Seneca (S. 718), wo *J. G. C. Klotzsch de Annaeo Seneca, uno Tragoediarum, quae supersunt, omnium auctore.* Viteberg. 1802. 4. anzuführen war, beym Gallus (S. 291) über das Gedicht *Ciris*, welches *J. H. Voss* z. Virgils Eclog. V. S. 321—31 mit trifftigen Gründen dem Gallus vindicirt, und beym Vf. des Dialogs *de caussis corruptae eloquentiae* (B. IV. S. 185) gesagt wird. Hr. *F.* wird uns hoffentlich deshalb nicht zürnen. Dass er mehr auf das Urtheil Anderer, als sein eigenes, fusste, lehrt ein flüchtiger Durchblick seines Buches. Da, wo die Quellen reichlich fliessen, ist er sehr ergiebig und giebt öfters wörtliche u. weitläuftige Auszüge; hingegen da, wo Andere schweigen, sieht man sich vergeblich nach einer Beurtheilung um; z. B. beym Nemesianus (B. III. S. 836) ist er sehr dürftig, während dass er beym Calpurnius (S. 840), durch *Weiss* Abhandlung unterstützt, reichlich spendet. Und so oft. Doch wir wollen Hn. *F.* die Benutzung Anderer gar nicht als Vergehen anrechnen, nur hätte er behutsamer prüfen und urtheilen sollen; um nicht z. B. den Valerius Flaccus (B. III. S. 753), unrechtmässiger Weise, einen blossen Versificator zu nennen, und den Sedulius (ebendas. S. 884) seines Kirchenlateins wegen zu tadeln, und ihm gleichwohl auf derselben Seite Correctheit zuzuschreiben. Durch solche Urtheile muss selbst ein Ungeweihter aufstützig werden! — Was die Ausgaben anlangt: so wollte Hr. *F.*, ausser der *Editio princeps* und der vorzüglich älteren, bloss die neuesten und brauchbarsten anführen. Diess war dem Zwecke dieses Handbuches sehr gemäss: wir bedauern daher, dass der Vf. hierin sich nicht ganz treu geblieben ist. Denn bey den neueren vermissen wir sehr die Auswahl; z. B. beym Ovidius S. 589, beym Cicero S. 221, wo die *corte'sche* zu empfehlen war, und beym Cornelius Nepos, wo S. 623 mit Unrecht die in Noten schwimmende und wahrhaft hydropische Ausgabe von *Paufler* der zweckmässiger eingerichteten *tzschuckischen* vorgezogen wird. Prachtausgaben und besonders Nachdrücke und verstümmelte Ausgaben hätten ganz unerwähnt bleiben können. Dass Hr. *F.* die Ausgaben, namentlich die *Edit. princ.*, näher beschreibt, ist zu loben; doch hätte dabey mehr auf die Geschichte des Textes Rücksicht genommen werden sollen. Bey den neueren Ausgaben richtet er sich nach den Recensionen, woraus man leicht auf die buntscheckige u. lächerliche Gestalt der Urtheile, die der Vf. auszieht, schliessen kann. Doch wir würden diess erträglich finden, wenn er nur dabey nicht bis zum Ekel weitläuftig geworden wäre. Dadurch hat vorzüglich dieses Buch eine bedeutende Corpulenz erlangt. Man vergleiche nur folgende Urtheile über Ausgaben: B. III. S. 212, 365—71. 636. 676. B. IV. S. 104. 136. 179. 256. 454. 669—71; selbst bey ganz unbedeutenden und kaum der Erwähnung werthen, z. B. B. I. S. 592. 598. Wo die Recens. fehlen, schweigt Hr. *F.* natürlich auch, z. B. B. I. S. 83. B. II. S. 573. In der Anführung der franz. Übersetzungen ist ebenfalls nicht die gewünschte Auswahl getroffen, indem er oft mehrere und ganz werthlose anführt. Die Erwähnung der besten war hinlänglich. Überhaupt sehen wir keinen hinlänglichen Grund, warum es dem Vf. gefiel, bloss die franz. Übersetzungen aufzuführen, da wenigstens die englischen u. italiänischen mit nicht minderem Rechte einen Platz verdient hätten. Dass sich in Rücksicht der Literatur manche Nachträge machen liessen, leuchtet ein; doch wir fügen dem, was beyläufig beygebracht ist, der Kürze wegen, nichts hinzu, und wünschen nur, dass Hr. *F.*, besonders bey den ältesten lat. Dichtern, die trefflichen Zusätze zu *Eberhardts* Buche (üb. den Zustand d. sch. Wiss. b. d. R.) mehr benutzt hätte, die ihm manche Berichtigung dargeboten hätten. — Der Stil des Vfs. ist, so sehr er sich auch der Kürze beflissen zu haben versichert (B. IV. S. V.), dennoch sehr breit u. flüchtig. B. III. S. 639 werden *sechsfüssige* Hexameter erwähnt, gleichsam als ob es auch zweyfüssige Hexameter gäbe. Die Verlagshandlung hat ihre sonstige Genauigkeit und Sorgfalt diessmal nicht überall bewährt.

† ch †.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 AUGUST, 1812.

## *NATURGESCHICHTE.*

Berlin, b. Saalfeld: *Caroli Illigeri*, D. (Acad. Reg. Scient. Berolinens. et Bavaricae Sod., Museo Zoologico Berolin. Praefecti extraord.), *Prodromus Systematis Mammalium et Avium*, additis Terminis zoographicis utriusque Classis, eorumque Versione Germanica. 1811. XVIII u. 286 S. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

Der würdige Vf. beurkundet auch durch dieses Werk seinen unermüdeten Fleiss, seine vertraute Bekanntschaft in den stillen Werkstätten der Natur und seinen feinen geübten Sinn der Beobachtung, der allein uns auf dem Dornenwege des Systems mit einiger Sicherheit leiten kann. Durch seine frühere Untersuchung und Beschreibung der brasilianischen Säugethiere und Vögel des Grafen *Hoffmannsegg*, fand er oft genug Gelegenheit, die bisherigen systematischen Beschreibungen mit der Natur selbst zu vergleichen, und die Bemerkung konnte ihm nicht entgehen, dass die systematischen Eintheilungen mit den wahren Unterscheidungen der Natur keineswegs immer harmonirten, und dass die charakteristischen Merkmale der bisherigen Schriftsteller oft nicht nur unvollkommen angegeben waren, sondern selbst in einem deutlichen Widerspruche mit den vor Augen liegenden Exemplaren standen. Besonders fand er die Beschreibungen der ausländischen Thiere, wovon viele nur auf dem Wege der Abbildung in das Fachwerk des Systems gekommen waren, oft sehr unvollendet, indem sie das Äussere nur berührten, nicht aber erforschten. Zur Herausgabe dieses *Prodromus* veranlasste ihn zunächst die Nothwendigkeit, jene Fächer anzudeuten, in welche die Schätze des königlichen Museums gelegt werden sollten, und die Ordnung zu rechtfertigen, in welcher es geschehen war; überdiess erwartet der Vf. mit Recht von der Herausgabe desselben für den leichteren und nützlicheren Gebrauch einer bald herauszugebenden geographischen Zoologie mannichfaltige Vortheile.

Voran geht eine zwar gedrängte, aber sehr vollständige und deutliche Aufzählung der zoographischen Kunstwörter. Dem lateinischen Texte gegenüber steht die deutsche Übersetzung: eine nicht zu verwerfende Einrichtung, weil hier alles auf Bestimmtheit und Deutlichkeit ankommt, und offenbar zwey Sprachen dafür mehr leisten, als eine. Das fleissige Studium dieser Kunstwörter ist nicht nur bey der Beurtheilung und bey dem richtigen Verstehen des Systems selbst unentbehrlich; sondern auch der Freund eigener Beobachtung findet hier manche Andeutungen und Fingerzeige zu den vielseitigsten Ansichten des Äusseren der Thiere. Rec. darf daher jedem Freunde des praktischen Naturstudiums das fleissige Lesen dieser zoographischen Terminologie aus eigener Erfahrung anempfehlen. Unzählig viele neue Entdeckungen in dem wundervollen Baue des äusseren thierischen Körpers bleiben im Verborgenen, weil, auch sonst fleissige, Beobachter nicht immer durch sich selbst auf die feinen Verbindungen der äusseren Theile und auf die Heimlichkeiten des Gliederbaues aufmerksam gemacht werden. Diese Aufmerksamkeit auf manches bisher noch nicht genau Beachtete wird durch das fleissige Studium dieser Terminologie in der That sehr rege gemacht. Wäre für eine künftige Bearbeitung derselben noch etwas zu wünschen übrig: so dürften es ganz kurze Erläuterungen durch beygesetzte Beyspiele an manchen Thieren selbst seyn; dadurch würde die etwas trockene Beschreibung der Ausdrücke nicht wenig gewinnen. So würden, um nur Eins anzuführen, in dem sehr vollständigen Artikel: *Dentes*, wo die feinsten Unterscheidungen angegeben sind, hie und da solche erläuternde Beyspiele von einzelnen Thieren dem Leser sehr zu Hülfe kommen. Um einen Begriff von der Vollständigkeit und Genauigkeit dieser trefflichen Terminologie zu geben, will Rec. nur einen Artikel hersetzen: 9. Gliedmassen, E Arten der Beine. — Hand, Daumen, Zeigefinger, Tatze, Handhohlung, gespaltene, halbgespaltene Füsse, verwachsene Zehen, Schwimmfüsse, halbe Schwimmfüsse, gesäumte Füsse, Schwimmhaut, Flugbeine, Flatterbeine, Flughaut (Zehenflughaut, Halsflughaut), Seitenfittig, Steissfittig, Flugfell, Flughaut, Springbeine, Gangbeine, Grabfüsse, Scharrfüsse, sohlenschreitende Beine, zehenschreitende Beine, spalthufige, zweyhufige Beine, einhufige, ganzhufige Beine, vielhufige Beine, Nebenhufe, Afterklauen, Lauf (Röhre) (*Gamba*), Fessel. — Die Erklärung dieser Gliedmassen ist eben so vollständig, wie die Andeutung derselben.

Was das System selbst betrifft: so hat der Vf. bey den Säugthieren ungefähr dieselben Ordnungen beybehalten, welche *Cuvier* und *Dumeril* aufgestellt haben, nur sind sie anders verbunden; auch hat der Vf. eine neue Ordnung: *Salientia*, aufgestellt. Die Ordnungen stehen auf dem sicheren Grunde der unveränderlichen thierischen Organe, besonders der Zähne, der Zeugungstheile, der Füsse. Die Nahrung, der Aufenthalt, die Lebensweise geben keine sicheren An-

deutungen. Die Namen der Ordnungen find gröſstentheils von den Füſsen der Säugthiere und ihren Verrichtungen entlehnt, z. B. *Pollicata*, *Salientia* u. ſ. w. — Eben die Sorgfalt, wie bey den Ordnungen, finden wir in den Familien und Geſchlechtern der Säugethiere. Auch hier find die bleibenden Merkmale den veränderlichen vorgezogen. Sehr richtig iſt die Bemerkung, daſs ſonſt ſehr nahe verwandte Thiere, die ſich in den bleibenden Merkmalen einander ſo ſichtbar nähern und von dieſer Seite zuſammengehören, in der Nahrung und der Lebensweiſe ſehr von einander abweichen; dieſelbe Erfahrung findet ſich unter den Inſecten oft genug beſtätigt, und Rec. hat mehrere Erfahrungen dieſer Art geſammelt.

Damit die Leſer die Abweichungen in dem Syſteme des Vfs. von denen ſeiner Vorgänger mit einem Blicke überſehen, theilen wir die Folge der Ordnungen bey den Säugethieren mit: I. *Erecta*, aufrechte Säugethiere. II. *Pollicata*, Daumenfüſser. III. *Salientia*, Springer. IV. *Prenſiculantia*, Pfötler. V. *Multungula*, Vielhufer. VI. *Solidungula*, Einhufer. VII. *Biſulca*, Zweyhufer. VIII. *Tardigrada*, Schleicher. IX. *Effodientia*, Scharrfüſser. X. *Reptantia*, Kriecher. XI. *Volitantia*, Flatterfüſser. XII. *Falculata*, Krallenfüſser. XIII. *Pinnipedia*, Ruderfüſser. XIV. *Natantia*, Meerſaugethiere. Dieſe 14 Ordnungen faſſen 39 Familien in ſich. — Um die Vergleichung dieſes Syſtems mit dem *älteren* linneiſchen Syſteme zu erleichtern, und die Fortſchritte ſeit jener Periode deſto beſſer zu beurtheilen, ſtellen wir hier die alten linneiſchen Ordnungen gegenüber: I Ordn. *Primates*. Dieſe Ordnung iſt bey Hn. *I.* in Hinſicht des Allgemeinen in die drey erſten Ordnungen zerſpalten; auſserdem gehört in dieſe erſte linneiſche Ordnung auch die XI Ordnung des Vfs. (*Volitantia*). — II. *Bruta*. Die Thiere dieſer Ordnung ſtehen bey Hn. *I.* zum Theil in der V Ordnung, *Multungula*; zum Theil in der VIII, *Tardigrada*; in der XI, *Effodientia* u. ſ. w. Hieher gehören aus der fünften als Beyſpiel der Elephant; aus der achten *Bradypus tridactylus*; aus der neunten *Myrmecophaga*. — III. *Ferae*. Dieſe linneiſche Ordnung umfaſst mannichfaltige ſehr verſchiedene Thiere, als da ſind *Phoca*, *Canis*, *Felis*, *Viverra*, *Muſtela*, *Urſus*. — Die meiſten davon gehören bey Hn. *I.* in die XII Ordnung, *Falculata*, Krallenfüſser; in die XIII Ordnung (*Pinnipedia*, Ruderfüſser), die *Phoca* des Linné. — IV. *Beſtiae*. *Sus* (bey Hn. *I.* unter die O. *Multungula*); *Daſypus* (bey Hn. *I.* unter *Effodientia*); *Erinaceus* (bey Hn. *I.* unter *Falculata*); *Talpa* (eben dahin); *Sorex* (eben dahin); *Didelphys* (bey Hn. *I.* unter die II Ordnung, *Pollicata*). — V. *Glires*. *Rhinoceros* (bey Hn. *I.* unter *Multungula*); *Hyſtrix* (bey Hn. *I.* unter *Prenſiculantia*, Ordn. 4); *Caſtor*, *Mus*, *Sciurus* (eben dahin). VI. *Pecora*. *Camelus* (bey Hn. *I.* unter *Biſulca* Ordn. 4); *Moſchus*, *Cervus*, *Capra* (eben dahin); *Ovis* (ſ. *Capra*); *Bos* (eben dahin). Die *illigeriſche* Ordnung *Biſulca* trifft am meiſten mit der linneiſchen: *Pecora*, zuſammen. VII. *Belluae*. *Equus* (bey Hn. *I.* unter *Solidungula*, Ordn. 6); *Hippopotamus* (bey Hn. *I.* unter *Multungula*, Ordn. 5). VIII. *Cete*. *Monodon* (bey Hn. *I.* unter *Natantia*, Ordn. 14); *Balaena* (eben dahin); *Phyſeter* (eben dahin); *Delphinus* (eben dahin). — Eine ſolche Gegeneinanderſtellung mit dem *neueren* linneiſchen Syſteme würde ebenfalls ſehr lehrreich ſeyn, wenn Rec. nicht fürchten müſste, die Grenzen einer Recenſion zu überſchreiten. Indeſs können die Leſer ſchon aus dieſer Vergleichung mit dem *älteren* linneiſchen Syſtem die Fortſchritte zum Natürlichen und Beſſeren leicht beurtheilen. Bey dem Syſteme der Ornithologie will Rec. die Überſicht der Ordnungen des Vfs. nur andeuten, da eine ähnliche Vergleichung mit irgend einem neueren Syſtem zu weit führen würde. I Ordnung: *Scanſores*, Klettervögel, z. B. *Pſittacus*, *Trogon*, *Cuculus*, *Picus* u. ſ. w. II. *Ambulatores*, Gangvögel, z. B. *Alcedo*, *Merops*, *Upupa*, *Certhia*, *Sitta* (?), *Motacilla*, *Muſcicapa*, *Parus*, *Alauda*, *Loxia*, *Corvus*, *Hirundo* u. ſ. w. III. *Raptatores*, Raubvögel, z. B. *Strix*, *Falco*, *Vultur* u. ſ. w. IV. *Raſores*, Scharrvögel, z. B. *Numida*, *Meleagris*, *Pavo*, *Gallus*, *Tetrao*, *Ortygis*, *Columba*, *Didus*. V. *Curſores*, Laufvögel, z. B. *Caſuarius*, *Struthio*, *Rhea*, *Otis*, *Charadrius* u. ſ. w. VI. *Grallatores*, Wadvögel, z. B. *Palamedea*, *Grus*, *Ciconia*, *Tantalus*, *Ibis*, *Scolopax*, *Tringa*, *Parra*, *Fulica* u. ſ. w. VII. *Natatores*, Schwimmvögel, z. B. *Rhynchops*, *Sterna*, *Larus*, *Procellaria*, *Diomedea*, *Anas*, *Anſer*, *Mergus*, *Pelecanus*, *Alca* u. ſ. w. — Unter den Geſchlechtern ſind einige des ſcharfſichtigen *Briſſon* mit Recht wieder hergeſtellt.

Ein vollſtändiger Index beſchlieſst dieſes nützliche Werk, das jedem Freunde eines ernſthaften Naturſtudiums unentbehrlich ſeyn wird. Möge der Vf. nicht ermüden, uns die ſchönen Früchte ſeiner künftigen Forſchungen und Beobachtungen zu liefern! Zum Schluſs bemerkt Rec. nur noch einige nicht angezeigte Druckfehler: S. 122. Z. 14 *pecterreo* l. *perterreo*. S. 109. Z. 4 *colloſae* l. *calloſae*. S. 257. Z. 15 v. u. *confirmatum* l. *conformatum*. S. 274 v. u. *connates* l. *connatas*.

+ λ +

WINTERTHUR, b. Steiner: *Das Muſeum der Naturgeſchichte Helvetiens in Bern. Oder Beſchreibungen und Abbildungen der merkwürdigſten Gegenſtände, die in den naturhiſtoriſchen Sammlungen auf der Bibliothek-Gallerie in Bern enthalten ſind.* Herausgegeben von *Friedrich Meisner*, Prof. der Naturgeſchichte und Geographie in Bern. No. 5 und 6. Mit der Abbildung des alten Steinbocks und der ſmaragdgrünen Eidechſe. 1811. S. 34—48. gr. 4. (16 gr.)

Auch dieſe Fortſetzung beweiſet aufs Neue, daſs in Helvetien ein gründliches Studium der Natur immer weiter und glücklicher ſich ausbreite.

No. 5 enthält eine Fortſetzung und Ergänzung der im 1 Hefte angefangenen Naturgeſchichte des Steinbocks; und zwar dieſsmal eines alten Steinbocks, der im Jahr 1809 am 15 Aug. auf einer der unzugänglich-

ften Gebirgshöhen an den Grenzen Piemonts erlegt wurde. Die Länge des Thiers betrug 4′ 6″, und die Höhe von der Schulter bis zur Sohle der Vorderfüsse 2′ 6″ 1‴. Die Länge der Hörner über die Krümmung gemessen 2′ 6″ 1‴. Von einem Barte zeigt sich keine Spur. Die Hauptfarbe des alten Steinbocks ist weisslich-grau; alle vier Beine sind nach unten zu schwärzlicher. Die kurzen straffen Haare liegen am ganzen Körper glatt an. Die hier gelieferte treffliche Abbildung des Steinbocks ist unstreitig die einzig richtige, die bis jetzt da ist. Sie unterscheidet sich von allen bisherigen durch die gänzliche Abwesenheit des Bocksbartes, der nach den oft wiederholten Beobachtungen und Ansichten des Vfs. diesem Thiere gänzlich fehlt. Bemerkenswerth ist bey der Winterhaut des Steinbocks, dass die einzelnen sehr dicken Haare sich in keine Spitze endigen, sondern ganz stumpf und gleichsam wie abgesengt sind. — Die Steinböcke gehören jetzt in der Schweiz unter die naturhistorischen Antiquitäten; des Nachts nur weiden sie, am Tage ruhen sie unter sonnenreichen Felswänden; Gletscher betreten sie nie. Der sonst bezweifelte Umstand, dass der Steinbock sich mit der Hausziege begatte und Bastarde erzeuge, wird hier durch eine merkwürdige Thatsache erwiesen. Sehr anziehend werden die grossen Gefahren und Mühseligkeiten der Steinbocksjagd erzählt, die mit denen der Gemsenjagd in gar keine Vergleichung kommen.

No. 6 enthält eine eben so lehrreiche Beschreibung der smaragdgrünen Eidechse (*Lacerta Smaragdina*). Der Vf. unterscheidet sie als eigene Art, und trennt sie nach sicheren Beobachtungen von der prachtvollen Perleidechse (*Lacerta margaritata*); die mit äusserster Sorgfalt angestellten Vergleichungen bestätigen diese Trennung unwidersprechlich. Nur Einiges darf Rec. aus dieser Beschreibung auszeichnen. Diese Eidechse frisst alle Insecten beynahe ohne Unterschied, niemals aber die todten. Bey kalter trüber Witterung halten sie sich unter Steinen und Moos verborgen; bey dem ersten Sonnenblicke kommen sie hervor und erquicken sich, zum Theil schlafend, in den Sonnenstrahlen. Der Winterschlaf dieser Thiere ist unterbrochen (vielleicht im natürlichen Zustande der Freyheit vollständiger). Sie gehören unter die sehr nützlichen Thiere. Zu wünschen wäre vielleicht noch, dass die fleissigen Beobachter dieser munteren Thiere etwas Befriedigendes über den merkwürdigen Bau ihrer Zunge, und über den Gebrauch derselben bey dem Fange der Insecten liefern möchten. Übrigens zeichnet sich diese vollständige Beschreibung auch als Sittengemälde aus, was bisher noch so wenig Beschreibungen sind, ungeachtet sie dadurch so belehrend werden. Mögen die Vff. auf diesem Wege standhaft fortgehen, und die systematischen Erörterungen jedesmal mit dieser lieblichen Würze begleiten; solche anziehende Sittengemälde der Thierwelt können freylich nur bey einer so fleissigen und anhaltenden Beobachtung gefördert werden, wie wir sie hier finden. Rec. schliesst mit dem lebhaften Wunsche, dass dieses treffliche Institut eine lange Dauer und eine eifrige Unterstützung finden möge!

+λ+

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden, in Commission b. Arnold: *Beschreibung der verschiedenen Zeichnen- und vorzüglich beym Bergbau nöthigen Vermessungs-Instrumente*, von *Joh. Gotth. Studer*, königl. sächs. Hof- und Münz-Mechanicus zu Dresden. 1811. XVI u. 110 S. 8. Mit 8 Kupfern in Querfolio. (2 Rthlr.)

Es ist sehr erfreulich, wenn Männer, die durch praktisches Talent sich auszeichnen, zugleich wissenschaftliche Bildung zeigen, und nicht bloss ihrem Künstlerberufe nachleben, sondern sich auch der Wissenschaft nützlich zu machen suchen. Diese Freude verschafft uns das vorliegende Werk des Hn. S., welcher als einer der ersten mechanischen Künstler, ganz besonders in Hinsicht der Verfertigung von Markscheiderinstrumenten, in Deutschland gekannt und geschätzt ist, und welchem die Markscheidekunst mehrere wesentliche Verbesserungen an den Instrumenten zu verdanken hat. Fern von kleinlicher Geheimnisskrämerey, theilt derselbe hier Beschreibungen von den wichtigsten Zeichnungs- und besonders bey dem Bergbau nöthigen Vermessungs-Instrumenten mit, nicht allein zur Anleitung für die, welche solche Instrumente verfertigen; sondern besonders auch zur Belehrung für Andere, welche von denselben Gebrauch machen. Die Beschreibungen sind, wie sich erwarten lässt, sehr genau und richtig, und nach den neuesten Verbesserungen entworfen, welche die Instrumente erhalten haben. Zweckmässig sind die, welche in der Praxis durch bessere verdrängt worden, entweder gar nicht oder nur kurz beschrieben. Die Beschreibungen der Instrumente sind um so nützlicher geworden, da ihnen Anleitungen beygefügt sind, wie man sie zu prüfen und etwanige Fehler derselben zu verbessern hat.

Die *Einleitung* handelt von dem Zwecke der Schrift. Im 1 Abschnitt, von *Zeichnen-Instrumenten*, nimmt den grössten Theil natürlich die Betrachtung der verschiedenen Arten von *Cirkeln* und ihrer einzelnen Theile ein. Bey dem *Handcirkel* zieht der Vf. das einfache Stahlblättchen am Cirkelkopfe den doppelten, durch eine messingene Zunge getrennten vor, weil jenes sich weit leichter und genauer von durchgängig gleicher Stärke fertigen und auf beiden Seiten fein schleifen und poliren lasse, welches bey den doppelten, die bloss durch einen Sägeschnitt getrennt werden, nicht möglich sey. Rec. räumt dieses ein, ob sich gleich anderer Seits nicht leugnen lässt, dass ein doppeltes oder gar ein dreyfaches Stahlblättchen die Festigkeit der Bewegung der Cirkelschenkel befördert. — Statt des *Haarcirkels*, dessen Stelle ein vollkommen guter Handcirkel füglich ersetzt, schlägt der Vf. den *Federcirkel* vor, der weit mehr Festigkeit hat. — Soll ein Cirkel zum Verlängern eingerichtet werden: so zieht der Vf. vor, dass man beide Spitzen zum Herausnehmen fertige, und dann die Schenkel durch die Verlängerungs- oder Zwischen-Stücke gleichförmig verlängere. — S. 17 f. wird ein zweckmässig scheinendes, von Hn. S. vor einigen Jahren erfundenes und verfertigtes *Abtrag*.

*Instrument zu Dreyecken* ausführlich beschrieben, welches dem *dreyschenklichten Cirkel* zu substituiren ist. — II Abschnitt. *Von den vorzüglichsten Vermessungs-Instrumenten beym Bergbau.* Bey der Beschreibung des Grubencompasses giebt der Vf. u. A. auch die Einrichtung an, bey welcher mit dem Compasse ein Gradbogen verbunden ist, indem man auf der unteren Platte des Instruments einen Halbkreis mit seinen 180 Graden anbringt, an welchem sich ein kleines Pendel in einer in den Stift eingedreheten Nuth frey bewegt. Rec., der viel mit einem solchen, von einem vorzüglichen Künstler verfertigten Compass gearbeitet hat, kann doch diese Einrichtung nicht besonders empfehlen. Es ist leicht einzusehen, dass ein Gradbogen *in* dem Compasse und von einer solchen Kleinheit nicht zu genauen, sondern nur zu ungefähren Abnahmen dienen könne, wie sie u. A. der Geognost gebraucht. Dieselbe Genauigkeit nun, welche diese Einrichtung bey dem Abnehmen von Neigungswinkeln gewährt, wird man bald bey einiger Übung auch durch das Augenmass erreichen können. Dazu kömmt, dass die Bewegung des Pendels in dem Compasse diesen leicht in etwas verderben kann. — Was der Vf. S. 60 von dem üblen Einflusse sagt, welchen das Reiben des Glases auf dem *Taschencompasse* und die dadurch erregte Elektricität auf das richtige Einspielen der Magnetnadel äussere, scheint Rec. von keiner Erheblichkeit zu seyn. Auch würde sich dieses Übel leicht durch eine metallene Capsel über dem Glase heben lassen. — Sehr lesenswerth ist, was der Vf. S. 61—65 über die Hauptfehler der Compasse und ihre Verbesserung mittheilt. — Bey der Beschreibung des Gradbogens wird eine nähere Angabe über die Verfertigung und den Gebrauch des von *Kästner* (Anmerkungen über die Markscheidekunst S. 45 f.) in Vorschlag gebrachten Gradbogens mit einem Vernier vermisst, den Rec. neuerlich von einem bekannten Künstler trefflich ausgeführt sah. Der Vf. bemerkt nur, dass ein solcher Gradbogen für den gewöhnlichen Gebrauch nicht anzurathen sey. Wenn gleich der geübte praktische Markscheider lieber seinen gewöhnlichen Gradbogen und die Schätzung der kleinen Theile nach dem Augenmasse wegen der grösseren Bequemlichkeit beybehalten wird: so lässt sich doch nicht leugnen, dass jene Einrichtung im Allgemeinen, zumal für den Ungeübteren, eine ungleich grössere Genauigkeit gewährt, und daher allerdings eine Verbesserung genannt zu werden verdient. — Im 50 §. beschreibt der Vf. ein überaus einfaches, wohlfeiles und leicht transportables *Hängeinstrument*, welches für den gewöhnlichen Gebrauch sehr zu empfehlen ist. — Der Bau der von Hn. *S.* sehr wesentlich verbesserten *Eisenscheibe* ist bereits aus einer früheren Schrift desselben, der *Beschreibung eines vollständigen Apparats zu ökonomischen Vermessungen* u. s. w., bekannt, daher hier nur eine gedrängte Beschreibung des Instruments geliefert wird. — Den Beschluss dieses Abschnitts macht die ausführliche Beschreibung eines von dem Vf. neuerlich verbesserten *Nivellirinstruments.* — In einem *Anhange* ist noch manches Nützliche über die zweckmässige Einrichtung der *Probirwagen* beygebracht. Statt der Schnuren an den Wagschaalen empfiehlt der Vf. ganz feine, plattgedrückte Silberdräthe, welche den Vortheil gewähren, keine Feuchtigkeit anzuziehen und nicht so leicht Staub anzunehmen.

Die gut gezeichneten und gestochenen, den grössten Theil der beschriebenen Instrumente deutlich und richtig darstellenden Kupfer erhöhen noch den Werth der sehr zu empfehlenden Schrift. O. *α.*

Breslau, b. Korn d. Ält.: *Gottfried Gerhard's,* der h. Schr. Doctors, königl. Oberconsist. Rathes, Superint. des breslauischen Kreises u. s. w., *Leben, von ihm selbst beschrieben,* und mit einigen seiner noch ungedruckten Aufsätze, besonders seinen letzten Reden, nach seinem Tode herausgegeben. 1812. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

Man lernt hier einen Mann kennen, der zwar in der gelehrten Welt keinen grossen Namen erlangt hat, aber in seinem häuslichen und öffentlichen Leben gleich achtungswürdig erscheint, und als Muster eines evangelischen Geistlichen aufgestellt zu werden verdient. Der Vf. dieser Autobiographie spricht mit der grössten Bescheidenheit von sich und dem, was er geleistet, und sein religiöser Sinn führt alles so auf die göttliche Vorsehung zurück, dass seine Schrift auch vorzüglich von Seiten ihrer ascetischen Tendenz empfohlen zu werden verdient. Es erweckt einen hohen Grad von Achtung für diesen Mann, wenn man sieht, mit welcher rastlosen Thätigkeit und Ordnungsliebe er seinen wichtigen Ämtern vorstand. Das S. 186 mitgetheilte summarische Verzeichniss seiner Amtsarbeiten ist in seiner Art einzig, und verdient seiner Seltenheit wegen hier mitgetheilt zu werden. Der sel. *Gerhard* hielt: 3100 Predigten, 1364 Trauungsreden, 41 Leichenreden, 352 Ordinationsreden, 148 Installations- und Einweihungs-Reden, 871 Candidaten-Examina (theils für's Predigtamt, theils für bestimmte Ämter) und 160 Kirchenvisitationen. Obgleich sein Dienstalter sich auf beynahe 50 Jahre belief: so muss doch gewiss Jeder eine solche Thätigkeit für ungewöhnlich halten und ehren. Rechnet man noch dazu, dass er Verfasser von 10 ascetischen und homiletischen Schriften, von 76 einzeln gedruckten Predigten, und 140 gedruckten Installations-, Ordinations-, Trauungs- und Leichen-Reden war, und dass er eine Menge geistlicher Oden und Lieder componirte, die Herausgabe des neuen breslauer Gesangbuchs besorgte u. s. w.: so ist es gewiss nicht zu viel gesagt, wenn man ihn unter die vorzüglich thätigen Männer seines Zeitalters rechnet. Die angehängten Gedichte documentiren den religiösen Sinn des Vfs., lassen aber in kritischer Hinsicht viel zu wünschen übrig. Die Herausgeber (die beiden ältesten Söhne des Verstorbenen, wovon der eine Oberlandesgerichts-Rath, der andere aber Senior zu St. Elisabeth ist) haben durch diese Schrift zugleich ein Denkmal ihrer kindlichen Liebe gestiftet.

N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 AUGUST, 1812.

## ÖKONOMIE.

1) STUTTGARDT, b. Erhard: *Leichte und gründliche durch Erfahrungen erprobte Anleitung, die Weine durch sorgfältige Anlage und Bau der Weinberge, wie auch durch gute Pflege und Wartung in der Kelter und dem Keller zu veredeln, und auch in schlechten Weinjahren aus einem geringern und sauren einen guten trinkbaren und der Gesundheit dienlichen Wein zu bereiten.* 1804. 116 S. 8. (8 gr.)

2) FRANKFURT a. M., in der andreäischen Buchhandlung: *Praktische Anweisung über den Weinbau* nach den Erfahrungen des Pfarrer *Füssi* am Zürcher- und Boden-See, Prof. *Gotterers* am Neckar, Pfarrers *Nau* zu Münster an der Nahe und Hofgerichtsraths *Schmitt* am Rhein. Herausgegeben von *Bernhard Sebastian Nau*, kurerzkanzlerischem Hofrath u. s. w. 1804. 7 Bog. 8. (9 gr.)

3) WIEN, b. Degen: *Theoretisch-praktische Abhandlung über den Weinbau; nebst der Kunst, Wein, Brantwein, Weingeist, einfache und zusammengesetzte Essige zu bereiten.* Von den Bürgern *Chaptal*, Abbé *Rozier*, *Parmentier* und *Düssieux*. I Band. Mit 12 Kupfern. 1804. 559 S. II Band. 655 S. 8. (5 Thlr. 12 gr.)

Der Vf. von No. 1, Hr. Pfarrer M. *Kolb* in Kürnbach, ist ein sachkundiger Mann, und seine Anweisungen sind fast durchgängig anwendbar. Ein guter Wein ist flüchtig, rein, geistreich, und süss. Die Verbesserung muss daher sich damit beschäftigen, ihm diese Eigenschaften in so hohem Grad zu geben, als es möglich ist. Der Vf. fängt von der Anlage eines Weinberges an, und er hat ganz Recht, dass die Morgen- und Mittags-Lage, auch der kiesige Mergel-Boden der beste ist. Die Traubensorten müssen auch gut seyn, z. B. von der schwarzen Sorte: schwarzwelsche, clevener, burgunder, weislauber, und schwarzer Gutedel; von der rothen: Gutedel, Muscateller, veltliner, traminer u. s. w. Nicht zu flach, aber auch nicht zu tief sollen die Weinstöcke gelegt werden. Die Anweisung vom Setzen oder Legen derselben ist durchgängig richtig. Auch die Anweisungen vom Schnitt sind gut. Man muss jeden Stock beurtheilen, was er zu leisten im Stande ist. Der Vf. schneidet drey Knoten und eine Boge, und noch ein oder zwey Wasserenden, welches auch hinlänglich ist. Bey sehr guten Stöcken lässt er zwey Schenkel, und giebt auch zwey Pfähle. Er empfiehlt mit Recht das Tiefhacken, und das Unkraut möglichst bald wegzuschaffen, damit die Sonnenstrahlen besser wirken können. Beym Brechen und Heften soll besonders darauf Rücksicht genommen werden, dass das Träubchen seiner Decke nicht beraubt werde. Die übermässige Düngung schadet, weil der Wein leicht zäh wird. Die Weinlese soll erst nach einigen starken Reifen gehalten werden, welches allerdings die Güte des Weins befördert, wenn nicht zugleich zu starke Nässe eintritt. So lange das Holz nicht reif ist, zeitiget auch die Traube nicht. Noch unreif verfaulte Beeren taugen nichts, aber völlig reife und verfaulte geben einen guten Wein. Beym Lesen sind die reifsten Trauben zuerst abzuschneiden und zu keltern, wenn man auf die Veredelung des Weins im Keller nicht zuviel Mühe verwenden will. Die Trauben müssen so frisch als möglich abgetreten werden, und nicht zu lange auf der Kelter bleiben. Kann man die Hälfte der Kämme wegnehmen: so trägt es zur Veredelung des Weins sehr viel bey. Der erste Ablauf von der Kelter und nach dem ersten Verhauen ist der beste Most, nicht aber der vom Abtreten allein, dieser ist nicht so geistig und haltbar. Vor der Gährung kann man noch Zuckertheile und andere Verbesserungsmittel hinzuthun. Gefässe, die lange nicht gebraucht worden sind, müssen mit siedendem Wasser, worein einige Hände voll Kochsalz gethan worden, ausgebrannt, dann einige Tage lang mit Wein bezogen, und, nachdem dieser wieder abgezogen, nochmals ausgeschwefelt, aber vor dem Gebrauch wieder mit kaltem Wasser ausgewaschen werden. Verdorbene Fässer kann man auch nach dem Auswaschen mit Haferstroh ausbrennen. Beym Auswaschen alter Gefässe muss man genau untersuchen, ob nicht Schimmel hinter dem Weinstein sich findet; ist dieses: so muss er sorgfältig abgekratzt werden. Die eisernen Reife sind wegen des Rostes mit einer Mixtur von drey Theilen von reinem altem Harze und einem Theil ausgelassenes Unschlitts oder Wachses anzustreichen. Der Vf. hält S. 65 die langsame Gährung für besser; allein die meisten Weinbauer glauben das Gegentheil, und das mit Recht. Bey der Gährung wird die halesische Röhre empfohlen, und zur Verhinderung der zu starken Ausdünstung Baumöl oder Weingeist. Der erste Zug des Mostes geschieht, ehe der Weinstock zu treiben anfängt. Sauern Wein nimmt man bald von der Hefe, aber wenig geistigeren lässt man länger drauf liegen. Unter den Verbesserungsmitteln S. 72 sind

die aus dem Pflanzenreich die vorzüglichsten, als Zucker, Honig und andere süsse Säfte, wozu etwas *sal tartari* gemischt wird. Vor der Gährung giesst man Weingeist, zerschnittene Zibeben, gekochten Most, ausgefrornen Wein u.s.w. in den Most. S. 86 werden noch einige künstlichere, aber ebenfalls unschädliche Mittel angegeben. — Die Schrift ist wegen ihrer Fasslichkeit und aus der Erfahrung her genommenen Grundsätze empfehlungswerth.

No. 2. Hr. *Nau*, Pfarrer zu Münster an der Nahe, schrieb 1791 eine Abhandlung über den Weinbau seiner Gegend, die voll wichtiger Bemerkungen war; er machte nachher noch mehr Beobachtungen, und theilte sie dem Herausgeber mit. Hr. Pfarrer *Fäsj* schrieb ebenfalls eine Abhandlung über diesen Gegenstand. Hr. *Schmitt* theilte, so wie Hr. Prof. *Gatterer*, seine Bemerkungen und Abweichungen mit, und so entstand diese nützliche Schrift. Der Vf. will ebenfalls, dass man nicht sogleich wieder Weinreben da anlege, wo vorher dergleichen ausgerottet worden, sondern erst einige Jahre lang andere Früchte erbaue. Unter gewissen Umständen hat er im Kleinen Recht. Beym Anlegen ist es allerdings gut, dass die obere Thauerde unten in den Graben kommt. Die Anweisung vom Setzholz S. 17 ist empfehlungswerth, allein die Reislinge sind besser; in Sachsen nennt man sie Fächser. Die Setzlinge muss man einige Tage nur in frisches Wasser stellen, nicht in Mistpfütze, welche zu scharf ist. Beym Setzen ist ein Hauptvortheil, dass die Reben mit Boden gut geschlossen und nicht zu enge gesetzt werden. Im Rheingau setzt man die Stöcke enger und im Quadrat. Es ist aber hier die Rede vom Schnittholz, das man in dasigen Gegenden mit einem Setzstichel in Linien anpflanzt; diess geschieht im April, nachdem die Reben unterdessen im Wasser gelegen. Erde darf an diesen Setzlingen nicht angehäufelt werden, damit der Regen besser eindringen kann. Reislinge oder Ableger sind besser, weil sie schon Wurzeln haben; allein die von Setzlingen oder Blindholz sind dauerhafter, weil die ausgehenden Wurzeln in der Lage ihrer Freyheit bleiben. S. 36 werden die Fehler, die man gemeiniglich beym Anpflanzen begeht, richtig angegeben. Die Bearbeitung bis ins fünfte Jahr S. 43 f. verdient alle Nachahmung. S. 47 sollen die Sorten angegeben werden, welche am Rhein und an der Nahe vorzüglich gepflanzt sind. Der Vf. bekennt aber seine Unwissenheit, doch nennt er den Riesling und den Kleinberger als die gemeinsten und besten. Die zweyte Hacke, oder, nach der Rheinsprache, das zweyte Rühren oder das Lauterrühren, ist die vorzüglichste. In Sachsen wird sie der Kosten wegen grösstentheils vernachlässigt. Alle Arbeit muss nur bey trockenem Wetter geschehen. Die Arbeiten (S. 55 f.) werden nicht in der gehörigen Ordnung abgehandelt, denn erst S. 59 wird Nachricht vom Schneiden, Sticken, Biegen, Heften, Ausbrechen, Gipfeln oder Verhauen gegeben. Auf drey Knoten und eine Boge zu schneiden ist im Rheingau die üblichste, und auch, wenn der Stock frisch ist, die beste Art. In Hochheim und an anderen Orten schneidet man bloss auf Knoten, und zwar auf 4 bis 5, die mehr Trauben als Bogreben bringen. Das zeitige Verhauen oder Gipfeln räth der Vf. sehr an, weil der zurückgesetzte Saft sich in den Augen versammle, und sie dicker und tragbarer mache. Unter den Vorsichtsmassregeln zur Erhaltung der Weingärten gegen den Frost ist das Decken mit Erde, welches aber mit Schonung der Augen geschehen muss, die gewöhnlichste. Die Düngung ist nicht zu häufig nöthig, je nachdem der Boden ist. Die S. 76 angegebenen Düngungsmittel, z. B. mit den Abfällen der Häute, mit wollenen Lumpen und dergl. sind bekannt. Das Senken wird nur bey eingegangenen Weingärten gebraucht. Diese Schrift gehört zu den brauchbarsten; besonders lässt sich für den sächsischen Weinbau sehr viel daraus anwenden.

No. 3. Verdient je ein Agronom die Dankbarkeit und Achtung seiner Zeitgenossen: so ist es der Abbé *Rozier*. Die Natur war sein erster Lehrer, und die Erfahrung sein Führer. Er verband mit der Feldbaukunst Physik und Naturgeschichte, und beobachtete selbst. Auf den Weinbau heftete er besonders seine Aufmerksamkeit. Seine Beobachtungen über alle Zweige der Feldwirthschaft waren, alphabetisch in Form einer Encyklopädie geordnet, bis auf 8 Bände angewachsen, als er bey der Belagerung von Lyon den 29 Aug. 1793 von einer gesprungenen Bombe getödtet wurde. Aus diesem grossen Werke hat der Übersetzer *Rozier's* Grundsätze über den Weinbau und die Kunst, den Wein zu bereiten, abgesondert, sie in einer gewissen Ordnung dargestellt, und die von *Dussieux* beygefügten neuen Ansichten, so wie die von *Rozier* ihm hinterlassenen schätzbaren Anmerkungen, eingeschaltet. *Chaptals* vollständige Abhandlung von der Kunst, den Wein zu bereiten, *Roziers* Anweisung, den Brantwein abzuziehen, und die Kunst, die Gefässe und die zur Weinbereitung nothwendigen Werkzeuge zu verfertigen, und *Parmentier's* Weise, die besten Essige zu bereiten, sind hier in systematischer Ordnung zusammengestellt, so dass dieses Buch nun als ein Hauptwerk für die Weincultur angesehen werden kann. Eine grosse Unbequemlichkeit ist es, dass der Übersetzer für deutsche Leser das neue französische Mass und Gewicht beybehalten hat. Er hat zwar den Gebrauch dadurch zu erleichtern gesucht, dass er dieses Mass in der Einleitung nach dem wiener Zollstab reducirt; aber noch besser hätte er gethan, wenn er diese Reduction im ganzen Werke angebracht hätte.

Der *erste* Band beschäftigt sich mit der Cultur des Weinstocks. In den vorläufigen Bemerkungen werden noch eine grosse Anzahl französischer Weinbesitzer genannt, die ihre Bemerkungen mitgetheilt haben. 1 Hauptstück. *Historische Nachrichten von den Weingärten und den Weinen Frankreichs.* Die Phönicier, welche oft die Küsten des mittelländischen Meeres durchstreiften, führten die Cultur des Weinstocks in den Inseln des Archipelagus, in Griechenland, in Sicilien, endlich in Italien und im Gebiete von Marseille ein. Sie verbreitete sich allmählich in Gallien, bis Domitian, als einst die Getreideärndte schlecht, die Weinärndte aber sehr ergiebig ausgefallen war,

aus Geistesschwäche anbefohl; alle Weinstöcke ohne Schonung auszurotten. Der weise Probus endlich begünstigte den Weinbau wieder. Seit Anfang des 5ten Jahrhunderts machte er mächtige Fortschritte, welches die Barbaren des Nordens anlockte, die Provinzen des Reichs zu überschwemmen, sich Wein selbst zu holen, sich im Lande niederzulassen, oder den erlernten Anbau in ihren Gegenden in Ausübung zu bringen. Um Rennes, Dol, Dinon, Montfort, Fougeres und Savigne entstanden auch Weinberge; von diesen aber sagt der Geschichtschreiber *D. Morice*, sie würden wohl tauglicher seyn, uns mit Holz, Eicheln und mit Kohlen, als mit Wein zu versehen. Der Bourdeauxwein war schon seit dem 14 Jahrh. bekannt. Die ersten Herzoge von Burgund liessen auf ihre eigene Rechnung viele Weinpflanzungen anlegen, und liessen sich in ihren Verordnungen: *unmittelbare Herren der besten Weine in der Christenheit, wegen ihres guten Landes von Burgund angesehener und berühmter, als jedes andere im Weinwuchs*, betiteln. Bey der Krönung Philipps von Valois 1328 zu Rheims ward ein Fass von Beaune um 56 Fr. verkauft. Fast in allen Provinzen wurden Weingärten angelegt, bis Heinrich III seinen Stellvertretern anbefohl, Sorge zu tragen, dass der Ackerbau durch zu häufige Anlegung der Weingärten nicht vernachläfsigt würde. Die bordeauxer Weingebirge der ersten Ordnung sind die von Medoc, die Graveweine, das weisse Weingebirge; die der zweyten Ordnung: Entre deux Mers, das Gebirge von Bourgais und von Blayois, und das von Canon und St. Emilion. Diese Weine sind alle sehr theuer, die Flasche kommt am Orte selbst 6 Franken. Der Weinkrieg zwischen den Bourdeauxern und denen in Champagne wegen des Vorrangs, der 1652 in den medicinischen Schulen zu Paris untersucht wurde, S. 93, ist merkwürdig. 2 Hauptstück. *Von den Kosten des Baues und dem Ertrage der Weingärten in Frankreich.* Zuerst Berechnungen im Departement der Rhonemündung, wo von einem Morgen Land der reine Ertrag 57 Fr. 50 Cent. angegeben wird, und so durch alle Departements. Die Anzahl der in Frankreich zu dem Weinbau benutzten Morgen Landes wird S. 150 auf 1,600,000 angegeben; auf einen halben Morgen 6½ Fass gerechnet, ist der Ertrag 9,688,000 Fass oder 10 Millionen, und doch können nicht über 332,000 Fass ausgeführt werden. Nach Abzug der Kinder und Armen verbleiben im Reiche 10 Millionen Weintrinker, auf den Mann jährlich 2 Fass und auf die Frau die Hälfte. Werden zwey Drittel auf die Männer und eins auf die Weiber gerechnet: so ist dieses ein Bedarf von 15 Millionen Fass; nimmt man dazu noch die Menge, die zu Brantwein, zum Essig und sonst verbraucht wird: so entsteht ein Deficit von 800,000 Fass. Zur besseren Erläuterung sind S. 161 zwey Tabellen beygefügt. Die eine aus den Papieren *Turgots* legt die Berechnungen der Ausfuhr der Weine, Liqueurs und Essige von 1778 vor, nach welchen der Werth der Weine 24,627,517 Fr., des Brantweins 3,552,774 Fr., der Liqueurs 707,447 Fr., der Essige 141,893 Fr. betrug. Die andere belehrt uns über die Fortschritte der französischen Ausfuhre von 1720 bis 1790. Diese hat sich in einem Zeitraum von 60 Jahren fast verdoppelt, und die Vergleichung der letzten Resultate von 1790 mit den Summen von 1778 zeigt, dass die Ausfuhr in 12 Jahren um 18,944,223 Fr. zugenommen hat. — Das 3 Hauptstück liefert eine meisterhafte *Naturgeschichte des Weinstocks.* Die Nomenclatur der Arten und Abarten in Frankreich ist vollständig, aber nicht deutlich genug, um unsere Gattungen danach zu beurtheilen. Die Tabelle der auffallendsten Unterscheidungsmerkmale zur leichteren Kenntniss der Arten an Blättern und Trauben würden wir gern ganz abschreiben, um sie allgemeiner zu machen, wenn es der Raum verstattete. Sie ist sehr charakteristisch. Von den genannten Trauben werden gut gezeichnet in Kupfer beygefügt: Muskateller von Alexandrien, weisse Corinthen, weisse Muskateller, rother dergleichen, frühe weisse Magdalenentraube, die gemeine schwarze Burgundertraube, die weisse Malvasiertraube, der Färber, *le petit Gamé*, die halbwälsche, die frühe leipziger und *le Gouais.* — Das 4 Hauptstück beschäftigt sich mit der *Physiologie des Weinstocks.* Die Ausdünstung desselben ist wenigstens siebzehenmal stärker, als die des Menschen. D. *Halles* hat bey angestellten Versuchen gefunden, dass die grösste Ausdünstung des Stocks während zwölf Stunden bey Tage 6 Unzen 244 Gr., seine mittlere 5 Unz. 46 Gr. oder 9⅓ Cubikzoll betragen. Alle Zufälle, die sie hemmen, z. B. der Mehlthau, Frost u. dgl., veranlassen den Untergang der Pflanze und hindern die Zeitigung der Früchte. Die Wurzel des Weinstocks ist an ihrem Ende ausgehöhlt, und mit einer unzähligen Menge kleiner Löcher wie eine Giesskanne durchstochen. Die Beschreibung der übrigen Theile des Weinstocks giebt den deutlichsten Aufschluss aller Vegetation. Das 5 Hauptstück beginnt mit der *Cultur des Weinstocks.* Zuerst wird von dem Klima und Boden gehandelt. Hier ist vor allen Dingen die Regel des Virgil in Obacht zu nehmen: *Denique apertos Bacchus amat colles.* Die wesentliche Eigenschaft einer guten Weinerde ist eine Mischung von Quarz, Kiesel und grobem Sand mit Mergel oder leichtem Thon. Allenthalben, wo der Feigen-, der Mandel- und der Pfirsich-Baum gedeiht, ist für den Weinstock auch der Erdboden zuträglich. Die Zubereitung des Grundes, die Wahl der Pflanzen, ihre Entfernung von einander und die verschiedenen Arten, sie einzulegen, sind sehr umständlich beschrieben; die Vorschriften aber weichen von den in anderen Werken schon deutlich angegebenen wenig ab. Oft wird der Vf. etwas zu weitschweifig, und mischt zu viel Anekdoten ein. Eben diess gilt von den Vorschriften über die Höhe des Weinstocks, das Beschneiden, das Pfahlsetzen, das Verhauen u. s. w. Hier wird der Schnitt im Herbste vorgezogen, weil im Frühjahr die Spätfröste leichter in die Poren eindringen könnten. Es ist aber die Rede vom wärmeren Frankreich.

Zu den Pfählen wird Eichen- und Kastanien-Holz empfohlen. Die Abblätterung und der Ausbruch würde in Deutschland nicht anwendbar seyn. Viermal soll der Weinberg behackt und alles Unkraut vertilgt werden, weil dieses die kalten Feuchtigkeiten zu sehr herabziehe. S. 413 werden die Kräuter namhaft gemacht, die vorzüglich in den Weingärten wachsen. Zur Düngung muss durchaus Moos, Rasen und andere Vegetabilien unter den Mist gemischt werden, weil sonst der Wein nicht so schmackhaft und der Rebensaft weniger gereinigt wird, sondern nur ein starkes Holz treibt. Zufälle und Krankheiten der Weinstöcke und die Mittel dagegen. Wegen der Frühjahrsfrüchte räuchert man früh bey Sonnenaufgang mit feuchtem Stroh und halbgefaultem Mist mit dem besten Erfolg. Unter die schädlichen Insecten gehört der Weinstockwurm, der Rüsselkäfer, der Weinrebe, *rhinomacer niger*, Blattkäfer, *scarabaeus melolontha*, die Hausschnecke. Da diese Insecten sich Anfangs in der Erde aufhalten: so können durch blosses Auflockern der Erde während der rauhen Jahrszeit Myriaden vertilgt werden. Die weitläuftigen Anweisungen zum Pfropfen S. 460 sind wohl nicht allenthalben anwendbar. Die Einsammlung und Aufbewahrung der Trauben ist eine Hauptsache; die besten Sorten sind besonders zu keltern. Besser, wenn man drey Abtheilungen macht. Im Anhang folgt ein sehr unterrichtender Weinbau-Kalender, der zum Besten des Landmanns besonders abgedruckt zu werden verdiente, weil das ganze Werk nicht leicht in dessen Hände kommen möchte, für ihn auch nicht geeignet ist.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Jena*, b. d. Vf.: *Allgemeiner astronomischer Wetterverkündiger, oder Rathgeber über die wahrscheinliche Beschaffenheit der zukünftigen Witterung eines jeden Tages im Schalt-Jahr* 1812. Von D. *Joh. Wilh. Nöthlich*, der Societät für Mineralogie zu Jena Mitglied u. s. w. VIII und 56 S. 8. (6 gr.) Der Vf. ist bescheiden. Unser Wissen, sagt er, ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk! — Aber die ächte Bescheidenheit wäre doch wohl die, über Dinge zu schweigen, die wir gar nicht wissen. Freylich wird der Vf. uns zu dem Beweise, dass auch er sie nicht wisse, herausfodern; er wird sich stützen auf seine Prophezeihungen für 1811, die unter 300 Tagen 220 mal zutrafen, u. s. w.; und wir sind also genöthigt anzugeben, wie sich dieser Beweis führen lässt. Hr. *N.* nennt sein Buch einen *allgemeinen* Wetterverkündiger. Das scheint doch wohl zu heissen: eine überall passende Vorausbestimmung; nun aber weiss Jeder, wie sehr verschieden das Wetter in verschiedenen Gegenden ist, und dass es folglich keinen *allgemeinen* Wetterverkündiger geben kann. — Giebt es aber keine solche allgemeine — selbst auch nur für die Länder, wo deutsch geredet wird, allgemeine — Vorausbestimmung: so müsste der Vf. die Provinz bestimmen, wo es zutreffen soll, und das fürwahr nicht bescheidene Wort: *allgemeiner* W. v. weglassen. Ferner, der Vf. giebt durchaus nicht an, woher ihm diese Vorempfindung der Zukunft komme; er verwirft das *haberlesche* System, welches doch sich wenigstens den Schein von Gründlichkeit zu geben suchte, und sagt von seinen Vermuthungsgründen nichts, als dass seine — nur muthmasslichen — Vorausbestimmungen „nach praktischen Wetterbeobachtungen dargelegt sind." Wie man aber aus dem Wetter der Vergangenheit das Wetter der Zukunft bestimme, davon ist Rec. noch nichts bekannt. Was endlich den stärksten Grund *für* dieses Unternehmen betrifft, dass im J. 1811 unter 300 Bestimmungen 220 zugetroffen haben: so haben wir dabey folgende Bedenklichkeiten. Der Vf. sagt wieder nicht, wo es zugetroffen hat, und irgendwo wird jede Prophezeihung (wenn sie bloss das Wetter betrifft) zutreffen. Ferner, die Angaben sind oft so unbestimmt, dass sie mit allem möglichen Wetter in Harmonie zu bringen sind. So stehn z. B. folgende Bestimmungen angegeben: 11 Jan. Gemischt, hell, ziemlich kalt. Trübe, Frost, Schnee. 12 Jan. wie gestern u. s. w. 20 Jan. Trübe, Regen, Thauwetter, Sonnenschein, Frost. 28 Jan. die Stimmung des Wetters ist einer Änderung fähig. 29 Jan. Veränderung kann auch der heutige Charakter des Wetters seyn. Nimmt man nun hiezu die vielen: *vielleicht*, bey denen der Vf. wegen des nothwendig damit verknüpften: vielleicht auch nicht! — allemal Recht hat, dann das, zum Theil Eintreffen [z. B. am 26 März 1812 sollte es Frost, *ziemlich heiter* und wohl gar stürmisch seyn, es war aber Frost, stürmisch und *entsetzlicher Schnee*; — also zugetroffen, wird Hr. *N.* sagen]: so sieht man wohl, was man von dem häufigen Eintreffen zu denken hat.

Die allgemeinen Angaben für die ganzen Monate sind meistens so unbestimmt, dass sie ziemlich auf alle *Jahre* in unserem Klima passen; indess hat Hr. *N.* sich beym April doch nicht genug vorgesehn, denn dass Schnee *nur wenig* fallen könnte, hat sich nicht bestätigt. In künftigen Jahrgängen würde daher Rec. rathen, die Quantität gar nicht anzudeuten, sondern alles so hübsch unbestimmt zu lassen, wie es die Worte: es wird oft kalt, es wird manchmal warm seyn, schon von selbst sind.

Das ganze Büchelchen ist völlig das, was die gewöhnlichen Kalender sind, die man zu 2 oder 3 Gr. kauft, und anstatt dieser sehr gut zu gebrauchen. Ausser dem, was solche Kalender gewöhnlich enthalten, findet man hier zu Anfang jedes Monates einige ganz gute Bemerkungen über den Einfluss, den gewisse Witterung in diesem Monate auf die Fruchtbarkeit u. s. w. hat; ferner eine beträchtliche Menge Bauern-Regeln, kluge und einfältige durch einander [die, dass es allemal an den Jahrmärkten regne, und dass ein niedergefallenes Butterbrod allemal auf die Butterseite fällt, haben wir nicht gefunden]; auch sind die sogenannten Loostage bemerkt. — Ob man nun sagen darf, dass das Wetter richtiger angezeigt sey, als in anderen Kalendern, das hängt vorzüglich wohl von dem Glauben oder Unglauben eines Jeden ab.

i. e. e.

ÖKONOMIE. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Anbau und Bearbeitung der Flachspflanze bis zum Spinnen* von *J. G. Kögel.* 1812. 48 S. 8. (6 gr.) Über den Flachsbau haben wir schon so viele ältere und neuere Schriften, dass es in der That ganz unnöthig war, ihre Zahl durch eine neue zu vermehren, zumal da diese durchaus nichts Neues enthält, sondern nur das Allbekannte wiederholt. Jeder gemeine Landwirth weiss zuverlässig das Meiste, was Hr. *K.* ihn hier lehren will, eben so gut ohne schriftliche Anleitung. Diese Compilation, welche gar keinen Zuwachs an landwirthschaftlichen Kenntnissen gewährt, hätte also füglich ungedruckt bleiben können. Nicht einmal des so sichtbar nützlichen Walzens unmittelbar *vor* der Saat des Leins und dann wieder ein paar Tage *nach* der Saat wird hier gedacht, vieler anderer Mängel nicht zu gedenken.

—sch—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 28 AUGUST, 1812.

## ÖKONOMIE.

Wien, b. Degen: *Theoretisch-praktische Abhandhandlung über den Weinbau* u. s. w. Von den Bürgern *Chaptal*, Abbé *Rozier*, *Parmentier* und *Düssieux* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Den *zweyten* Band eröffnet *Chaptals* Abhandlung oder Versuch über den Wein. Nach einer sehr lehrreichen Einleitung über die ersten Weinbereitungen der alten Griechen und Römer und über die Ursachen der bisherigen Vernachlässigung dieser Kunst spricht der Vf. im 1 Hauptstück von dem Weine in Bezug auf den Boden, das Klima, die Lage, die Jahreszeiten und den Anbau. Er behauptet, dass über dem 50 Grade der Breite der Traubensaft nie in eine solche Gährung gerathe, die ihn in ein angenehmes Getränk verwandeln könnte. Nur vom Ufer des Rheins bis an den Fuss der Pyrenäen fänden sich die angenehmsten und geistigsten Weine Europas. Frankreich sey ganz zum Bau desselben geeignet. Die Güte des Weins stehe fast nie mit der Stärke des Stocks in Verhältniss; daher tauge schwere und thonartige Erde zum Weinbau nicht, und auch die feuchten Erdstriche seyen ihm nicht günstig. Am fruchtbarsten sey die vulkanische Erde, worauf der Tokayer und die besten Weine Italiens wüchsen. *Derczeny v. Derczen über Tokays Weinbau, dessen Fächsung und Gährung*, Wien 1796, hält die Erdart des tokayer Gebirges nicht für vulcanischen Thon, sondern für verwitterten Porphyr. Die Morgen- und Mittags-Lage ist die glücklichste.

*Opportunus ager, tepidos qui vergit ad aestus.*

Die in regnerischen Jahren gewachsenen Weine erhalten sich schwer; die geringe Menge des Alkohols, den sie enthalten, kann sie nicht genug vor der Zersetzung bewahren, und das starke Übermass des Extractivstoffs, der darin vorhanden ist, veranlasst Bewegungen, die ohne Unterlass nach Zerstörung streben. Die Regen zur Weinlese oder kurz vor derselben sind die allerschädlichsten, die aber in den ersten Zeitpuncten des Wachsthums der Traube eintreten, die günstigsten. Je öfterer die Erde eines Weinbergs umgearbeitet wird: desto weniger bedarf man einer Düngung. In manchen Gegenden Frankreichs ist sogar die Düngung durch Decrete untersagt. Zu stark verfaulter Dünger ist der schädlichste. 2 Hauptstück. *Von dem günstigsten Zeitpuncte zur Weinlese und von der Art*, *dabey zu verfahren.* Die Kennzeichen der Reife der Trauben sind: Der Stiel wird braun, die Traube hängend, die Beere durchsichtig, sie lösen sich leicht ab, der Saft ist süss und klebricht und die Kerne von keiner klebrichten Substanz. Man soll nicht eher lesen, als bis die Sonne alle Nässe von der Oberfläche zerstreuet hat, und Abtheilungen der Trauben machen. 3 Hauptstück. *Von den Mitteln, die Trauben zur Gährung zu bringen.* Der Vf. räth nicht an, alle Trauben abzubeeren, und legt den Kämmen eine sehr nützliche Eigenschaft, besonders in heissen Himmelsstrichen, bey. Das Treten in einer Tretbütte mit Löchern ist die beste Methode und den Handmühlen, die ein Amerikaner, *Lavoyepierre*, erfunden, vorzuziehen. Die Gährung muss geschwind von Statten gehen, und nicht unterbrochen werden, welches in dem 4 Hauptstück, *von der Gährung*, mit den triftigsten Gründen bewiesen wird. Als Ursachen, die zur Erzeugung der Gährung beytragen, führt der Vf. an den Einfluss der Temperatur der Atmosphäre, den Einfluss der Luft, die Menge der gährenden Masse und den Einfluss der Bestandtheile des Mostes. Die Erscheinungen u. Erzeugnisse der Gährung sind: Die Entstehung der Wärme, die Entbindung des Gases, die Bildung des Alkohols und die Färbung der Flüssigkeit. S. 105 giebt der Vf. noch allgemeine Vorschriften über die Kunst, die Gährung zu leiten. Man darf nie den Gesichtspunct verfehlen, dass die Gährung nur der Natur der Traube und der Beschaffenheit des Weines, den man gewinnen will, anpassend geleitet werde. Die zwey vorzüglichsten Erscheinungen bey derselben sind die Verschwindung des Zuckerstoffes und die Bildung des Alkohols. *Lavoisier* hat alle Resultate der Gährung durch die Vergleichung der Zersetzungsproducte mit den Stoffen selbst berechnet, wovon S. 124 sehr genaue Tabellen mitgetheilt werden. Desgleichen S. 129 Versuche in Hinsicht der Weingährung von *Poitevin*. 5 Hauptstück. *Von dem Zeitpunct und der Art, den Wein von der Kufe abzulassen.* Der Wein muss bald abgelassen werden, wenn er zuckerhaltig ist; wenn man saures Gas zurückhalten und schäumende Weine erzeugen will; wenn man ihn weniger gefärbt verlangt, und wenn die Witterung warm ist. Aus den Trestern kann man Essig bereiten, oder sie zu Asche verbrennen; 4000 Pfund geben 500 Pf., welche 110 Pf. Potasche liefern. Das 6 Hauptstück lehrt *die Behandlung des Weins in den Fässern*, und hier wird die Kunst auf das Schwefeln und auf die Clarificirung zurückgeführt. Alle

Arten dieses Geschäfts werden umständlich und deutlich vorgetragen. 7 Hauptstück. *Über die Krankheiten der Weine, und die Mittel ihnen vorzubeugen und sie zu heilen.* Viele sind schon hinlänglich bekannt; allein manche werden hier auch mit neuen Erfahrungen bestätigt. 8 Hauptstück. *Von dem Gebrauche und den Vorzügen des Weins.* Das 9 Hauptstück enthält eine *Analyse des Weins*, nach den richtigsten chemischen Grundsätzen entworfen. Zugleich wird das Verfahren angegeben, Essig und Brantwein aus Wein zu verfertigen, auch die dazu nöthigen Instrumente genau beschrieben, und auf verschiedenen Kupferplatten anschaulicher gemacht. Eben so werden auch alle Werkzeuge, Gefäse und Maschinen, die zur Weinverfertigung nöthig sind, beschrieben und auf Kupfertafeln dargestellt. Dieser Abschnitt verdient in jeder Rücksicht gelesen zu werden, und die Weise, die Pressen mit einfachen oder doppelten Kasten anzuwenden, ist besonders empfehlungswürdig. Von den Vorrathsgewölben und Kellern wird nicht viel Neues vorgetragen. Die besten sollen seyn, wo der Thermometer sich stets zu 10 Graden der Wärme erhält. Die eigentliche Abhandlung vom Brantweinbrennen, S. 433 ff., ist sehr gründlich. Die Steinkohlenöfen der Hnn. *Beaumé* und *Moline* werden sehr deutlich beschrieben und gerühmt. Die sehr einfache Maschine des Hn. *Devanne*, das Anbrennen der Weinhefen zu verhindern, S. 499, verdient Nachahmung. Obschon der Weinbau in Sachsen und Deutschland nicht so beträchtlich ist, als in Frankreich, und also wohl weniger Wein zu Brantwein umgeschaffen wird: so können doch viele hier anzutreffende Brennmethoden auf andere Brennereyen angewandt werden. Die Abhandlung von der Bereitung der einfachen und zusammengesetzten Essige ist ebenfalls von groser Wichtigkeit.

W.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Beytrag zur Kenntniss der neuen Grundsätze der Landwirthschaft.* Von *Karl v. Varnbüler*, königl. würtemberg. Kammerherrn. 1812. XIV u. 199 S. 8. (18 gr.)

Weil unter den vielen, seit Kurzem über die *fellenbergische* Landwirthschaft erschienenen Schriften keine einzige sich mit der Aufsuchung eines allgemeinen Resultats dieser Wirthschaft und mit der Analysirung ihres Calculs beschäftiget habe: so will der achtungswerthe Vf., wie er in der Vorrede sich ausdrückt, diese Pflicht gegen sein Vaterland erfüllen, und er glaubt dazu in den Stand gesetzt zu seyn durch eine Erfahrung von acht Jahren, in welchen er sich mit der Vollziehung der *thaerischen* Grundsätze auf einem, mit allen Local-Schwierigkeiten belasteten Gute beynahe ausschliessend mit einem sehr guten Erfolge beschäftiget habe. Jedoch soll man hier keineswegs eine gründliche Lehre der neuen Cultur, sondern nur eine allgemeine Übersicht derselben erwarten; es sey ihm, sagt er, vorzüglich darum zu thun, bey seinen Landsleuten den Eifer für eine höhere Cultur anzufachen, und er empfiehlt ihnen daher auch zur gründlicheren Kenntniss der neuen Lehre *Thaers* Schriften. — Der edle und patriotisch gesinnte Vf. hat uns mit der tiefsten Achtung gegen sich erfüllt durch seine rastlosen Bemühungen, seinem Vaterlande zu nützen; aber auch des Ausland muss ihm den wärmsten Dank zollen für die Mittheilung der gelungenen Versuche nach den neueren landwirthschaftlichen Grundsätzen. Wir zählen ihn unter die ersten rationellen Landwirthe unseres Zeitalters, und müssen ihm das Zeugniss geben, dass er den Geist der neuen Agricultur richtig aufgefasst habe. Nach ihm sind die Grundsätze derselbelben folgende: 1) Freye Willkühr in der Eintheilung des Feldes nach der Beschaffenheit des Grundes und Bodens, des Klima's und der Bedürfnisse der Gegend. 2) Die Abwechselung zwischen Halmfrüchten und anderen Gewächsen, und in beschränkterer Hinsicht zwischen breitwürfig gesäeten und bearbeiteten oder behackten Gewächsen. 3) Dass, wo möglich, alle Gewächse während ihres Wachsthums bearbeitet werden müssen. 4) Dass der Acker sich selbst ernähre. 5) endlich, dass, mittelst einer genauen Rechnungsführung, Licht sowohl über das Ganze, als auch über die einzelnen Theile der Wirthschaft verbreitet, und der Werth der Arbeit und des Düngers, so wie der wahre reine Ertrag der Wirthschaft, ausgemittelt werde. Man vergleiche den 1 Abschn., in welchem die Hauptgrundsätze der neuen Agricultur aus einander gesetzt, die Entbehrlichkeit der natürlichen Wiesen, und die Nothwendigkeit der Calculation dargethan wird. — Doch, wir empfehlen die Lectüre dieser vortrefflichen Schrift jedem Verehrer der neueren Landwirthschaft sowohl, als dem, der gegen die allgemeine Einführung derselben noch so Manches einzuwenden hat, insbesondere auch den Cameralisten, recht angelegentlich; und theilen hier, um die Aufmerksamkeit auf den Inhalt derselben anzuregen, nur noch die richtige Ansicht des Vfs. von der Wechselwirthschaft S. 148 mit dessen eigenen Worten mit: „Wenn sich sonst in der Landwirthschaft alles nach einem einmal angenommenen Leisten bewegte, und dieselbe ein, mehr den Körper, als den Geist beschäftigendes Handwerk war, in welchem der Herr nicht klüger war, als die Knechte: so ist die Wechselwirthschaft jetzt eine Maschine, die von dem Geiste ihres Führers getrieben wird, und in welcher die Knechte nur die Räderwerke sind. Mit einem Worte, die Wechselwirthschaft erhebt die Landwirthschaft, die sonst ein Handwerk war, zur Kunst."

— sch —

LEIPZIG, b. Engelmann: *Über Teichfischerey.* Von *Friedrich Teichmann*, praktischem Landwirthe. 1812. XII u. 168 S. 8. (16 gr.)

Der durch mehrere gehaltreiche Aufsätze in ökonomischen Zeitschriften, z. B. in *Sturms* Jahrb. der thüring. Landwirthschaft, bekannte Vf. übernahm, wie wir aus der Vorrede sehen, nach seines Vaters Tode, der die Rittergüter Frohburg und Klein-Eschefeld in Sachsen gepachtet hatte, die Wirthschaftsführung bis zum Ablauf der Pachtzeit; eine kleine Ei-

genthumswirthschaft, welche er in Gemeinschaft mit seinem Bruder hierauf antrat, liess ihm manche freye Stunde übrig, welche er mit dem Niederschreiben seiner, besonders auf jenen Gütern, gemachten Erfahrungen ausfüllte. So entstand unter anderen auch diese treffliche Schrift über einen bey manchen Gütern nicht unwichtigen Gegenstand. Die beträchtliche Teichfischerey bey jenen Gütern gab ihm Gelegenheit, neue Erfahrungen darüber einzusammeln, und die Schrift ist so gut gerathen, dass wir dem beygefügten Urtheil des Hn. Ökonomieinspector *Fr. Pohl* in Leipzig, dieses competenten Richters in landwirthschaftlicher Hinsicht, welcher auf Bitten des Verlegers die nähere Prüfung des Manuscripts übernahm, völlig beystimmen. Er erklärt diese Schrift, nach seiner gewissenhaften Überzeugung, für classisch in der Literatur der Fischerey, und versichert, kein einziges Werkchen zu kennen, welches die Teichfischerey so gründlich behandle, als dieses. *Thaer* hat die Fischerey aus seinem Plane bekanntlich ausgeschlossen; um so mehr freuen wir uns, diese Lücke in den „Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft" auf diese Weise vortrefflich ausgefüllt zu sehen. Auch dem Verleger gereicht es zum Ruhme, dass er die Schrift durch Druck und Papier auszeichnete. Zum Überfluss theilen wir noch das Inhaltsverzeichniss mit, überzeugt, dass schon dieses die Aufmerksamkeit rege machen werde. I Abtheilung. *Kenntniss und Bestimmung der Teiche*, und zwar: Lage und Beschaffenheit derselben überhaupt, ihre Umgebungen; mit welchem Wasser sie angefüllt werden können, oder müssen; Bestandtheile des Bodens und Beschaffenheit der Oberfläche; Grösse und Tiefe der Teiche, einzelne Theile derselben; Eintheilung und Bestimmung der Teiche insbesondere: Streichteiche, Streckteiche, Hauptteiche, Winterhaltungen. II Abtheilung. *Das Wesentliche der Teichfischerey:* Anfüllung der Teiche mit Wasser; Zuziehung der Fische und Besetzung der Teiche; Erzeugung der Karpfen und Besetzung der Streichteiche; Zuziehung des Satzes und Besetzung der Streckteiche, Besetzung der Hauptteiche, Zuziehung einiger anderer Fischarten. Ablassung des Wassers von den Teichen; Ausfischung derselben; Sortiren, Abwiegen und Transportiren der Fische; Auswinterung derselben. III Abtheilung. *Einige die Teichfischerey betreffende Gegenstände:* Aufsicht, Reparaturen und einige Verrichtungen; *über die Buchführung bey der Teichfischerey;* Besetzung und Ausfischung der Winterhaltungen und Teiche; Verbesserung derselben. —sch—

## *TECHNOLOGIE.*

WIEN u. TRIEST, b. Geistinger: *Galiziens Strassen- und Brücken-Bau.* Nach dem System des Hn. *Johann Gross*, k. k. Strassenbau-Directors, entworfen von *Franz Joseph Jekel*, der Rechte Doctor u. s. w. Mit 2 Planen. 1809. (1 Rthlr.)

Vorliegende Abhandlung ist nicht des Strassenbaues wegen zuerst erschienen, sondern der Vf. hat sie aus seinem grösseren Werk, *Polens Staatsveränderungen*, besonders abdrucken lassen, wofür wir ihm danken. Zugleich giebt derselbe Hoffnung, aus des Hn. *Gross* Papieren ein ausführlicheres Werk ans Licht treten zu lassen, so dass dieses als ein Prospect angesehen werden kann. Rec. wünscht aber, dass Hr. *Jeckel* auf das im Jahr 1807 von *Joseph Schemerl* herausgegebene Werk: „*Ausführliche Anweisung zur Entwerfung, Erbauung und Erhaltung dauerhafter und bequemer Strassen,*" Rücksicht nehmen möge, damit nicht ohne Noth Manches wieder gesagt und gestochen, und sonach das Werk unnöthigerweise vertheuert werde.

Die Abhandlung selbst besteht aus 11 §§. oder Capiteln. Der 1 §. handelt von der *Geschichte und Darstellung des Strassenbauwesens in Galizien.* Aus diesem §. ersehen wir, dass Galizien unter der österreichischen Regierung, und durch die Bemühungen des Hn. *Gross* (wo wir auch dessen Thätigkeit selbst kennen lernen), in Rücksicht der Landcommunication unendlich gewonnen hat. §. 2. *Vorschlag des Strassenzuges für Westgalizien, Plan zum Strassenfonds, Entdeckung der Vereinigung des Dniesters mit dem Sannflusse.* Im J. 1796 waren in Westgalizien noch 300 Meilen Strasse in verschiedenen Districten zu bauen. — Jede daselbst lebende Familie muss jährlich 5 Tage an den Strassen arbeiten. — Hr. *Gross* hat in Ostgalizien in 9 Jahren 250 Meilen Chaussée mit dem unbedeutenden Aufwand von 2 Millionen Gulden rhein. gebauet. Durch eine leichte Verbindung des Sannflusses mit dem Dniester kann eine Wassercommunication zwischen dem baltischen und schwarzen Meere hergestellt werden. §. 3. *Anzahl und Kosten der auf den bestehenden 250 Meilen Chaussée erbauten Brücken.* Sämmtlicher Brücken sind mehr denn 3000, und neun der vorzüglichsten, von 18 bis 84 Klafter Länge, erfoderten nur 80,900 Gulden rhein. Baukosten! —. §. 4—10 Strassenbau-System des Hn. Director *Gross*. I. *Von den Gräben.* Dessen Raisonnement darüber ist ganz richtig, und es wird jetzt, so viel Rec. weiss, allenthalben nach gleichen Grundsätzen verfahren, nämlich nur die Gräben zu machen, wo, und wie sie nöthig sind. II. *Die Planirung.* Die Planirung verdient, als der wesentlichste Theil des Strassenbaues, die höchste Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit; es sollen dabey keine Kosten gescheut werden, da sie nur einmal verwendet werden dürfen, und die Bequemlichkeit darauf am meisten beruhet. Sie besteht in einem richtigen Niveau des Steigens und Fallens, in regelmässigen Wendungen, dann gleicher Höhe der Seitenwände oder Terrassen, wonach sodann die erfoderliche Convexität beurtheilt werden kann. Dass man bisher bey aller Geldversplitterung nicht darauf gesehen, beweisen nicht nur die Berge, sondern sogar die Hügel, welche man ohne Vorspann, oder Sperrung der Räder, nicht befahren kann. — Diese Worte des Vfs. lassen sich wohl allenthalben anwenden. Der irrige Begriff, den man von der Plaine hatte, rührte von

Schriftstellern der Civilbaukunst und von *Gautier* her, und ward durch unterlassene Naturkunde erhalten. III. *Brücken- und Canal-Bau.* Aus diesem §. sieht man, wie schwierig die Communication in Galizien unter polnischer Regierung gewesen ist, indem man bey der Übernahme nirgends eine Brücke, und auch selten eine Fuhrt vorgefunden. Die bey dem Werk befindlichen 2 Kupfer stellen 2 Brücken mit Sprengwerken vor, wovon die eine über die Donau bey Wien, die andere aber über den Waagfluss projectirt war. Der letztere Überschlag, auf 54 Klafter im lichten, wird auf 30,000 Gulden gerechnet, und wurde eben ausgeführt. Rec. hat gar nichts gegen die Construction der *grossischen* Brücken [die der Vf. mit Unrecht für neu ausgiebt, denn der Vorschlag dazu ist schon in dem *Brückenbau* von *Caspar Walter* 1766 Tab. XVIII zu sehen]; hält aber die *wiebekingischen* doch für einfacher, also leichter reparabel. Die Dauer einer hölzernen Brücke auf 100 Jahre hinauszusetzen, ist viel zu lang. IV. *Die Stein- oder Grund-Lage* — weicht nicht von den deutschen Bauen ab. V. *Von der Beschotterung ohne Steine.* Auch Rec. hat dergleichen Strassen anlegen lassen; gestehen muss er aber, dass eine Chaussée von geschlagenen Steinen, mit einem dauerhaften Grund, ihm doch besser gefällt, weil solche unter kritischen Umständen nicht so leicht zu Grunde geht, wie eine leichte Kiesstrasse. Freylich ist nicht zu leugnen, dass eine Kiesstrasse äusserst leicht erhalten werden kann. Wo also Steine theuer kommen, und Kies genug zu haben ist, da kann man ohne Bedenken eine solche Strasse anlegen. Denn wenn man die Gleisen nur 3—4 Zoll tief werden läst: so ist es einerley, was in der Tiefe steht, Stein oder Kies. VI. *Die Barrieren oder Geländer.* Mit Recht meint auch Hr. *Gross*, dass die Geländer grösstentheils überflüssig sind. Rec. hat eine Strecke Chaussée, welche über einen 18 Fuss hohen Damm ging, mit beschnittenen Weissbuchen-Selbstwuchs, statt eines Geländers, besetzen lassen. Dieser Selbstwuchs, in der Schere gehalten, giebt in der Folge nicht allein die beste Sicherheit, sondern erhöhet sogar die Ansicht. VII. *Die erfoderliche Breite der Strasse.* Man hat sich hierin nach den Localumständen zu richten. Rec., der Strassen von verschiedener Frequenz unter seiner Aufsicht hat, kann versichern, dass auf den Strassen, wo eine Meile monatlich 100—130 Rthlr. Wegegeld einträgt, und wo der Steindamm 24' breit angelegt ist, auf jeder Seite 2 Fuss breit Steine befindlich sind, die noch kein Rad berührte. Eine der allerstärksten Strassen braucht daher zu seinem Steindamm nur 20 Fuss Breite. §. 11. *Betrachtungen über das Strassenbau-System* des Hn. Director *Gross.* Eine Lobrede auf *Gross.* Rec. wünscht, dass das durch ihn in Galizien angefangene Werk durch die neuerdings eingetretenen politischen Veränderungen nicht gestört werden möge.

Die beygefügten beyläufigen Präliminar-Berechnungen können den obersten Behörden des Strassenbauwesens zu einem Leitfaden dienen, um einen Fonds zu Anlegung einer bedeutenden Chaussée auszumitteln und zu sichern. Die Schreibart zeichnet sich vor anderen österreichischen Schriftstellern zum Vortheil aus. Der Druck ist gut; nur Schade, dass zu den Kupfern schlechtes Papier genommen worden.

S—s.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Jahrszeiten in höherer Ordnung*, oder *über einen Gegenstand der physischen Geographie*, von *Rohde*, kön. preuss. Major. 1 Bog. 4. Die Idee, die dieser kleinen Schrift zum Grunde liegt, ist folgende: Man hat bemerkt, dass die südliche Hemisphäre der Erde im Ganzen kälter ist, als die nördliche, und davon unter anderen als Ursache angegeben, dass das Sommerhalbjahr der nördlichen länger ist, als das der südlichen. Der Unterschied zwischen beiden hängt von der Lage der Apsidenlinie der Erdbahn ab, und diese verändert sich fast den Zeiten proportional, und wird ihn mit der Zeit ganz verschwinden lassen, und dann ihn auf die andere Seite bringen. Dadurch entsteht nun, in der Voraussetzung, dass wirklich die grössere Kälte der südlichen Halbkugel diese Ursache hat, eine grössere Kälte der nördlichen. Dieses periodische Wechseln der Temperaturen belegt der Vf. mit dem auf dem Titel angegebenen Namen, und untersucht hier die näheren Umstände davon.

In dem mathematischen Theile dieser Abhandlung hat uns Einiges nicht befriedigt. Der Vf. löset die Aufgabe, den Unterschied der Sommer- und Winter-Halbjahre zu finden, durch eine Reihenentwickelung auf, die nicht zweckmässig ist, da man leichter einen ganz genauen Ausdruck dafür angeben kann. Wenn p die Länge des Apogaeum der Sonne, e die Excentricität der Erdbahn, T ein Sideraljahr bedeutet: so findet man ohne Mühe den Unterschied der beiden Halbjahre $= \frac{T}{\pi}(\lambda + \text{Sin.}\,\lambda)$, wo λ durch die Gleichung $\text{Sin.}\,\lambda = \frac{2e\sqrt{1-ee}\ \text{Sin.}\,p}{1-ee\ \text{Cos.}\,p^2}$ bestimmt ist. Hieraus ergiebt sich eine artige Construction dieses Unterschiedes: er ist nämlich das zwischen beiden Ordinaten $\frac{T}{\pi} \cdot \frac{1-ee}{1-ee\ \text{Cos.}\,p^2}$ liegende Stück der Axe einer Cycloide, deren ganze Axe = T.

Was Hr. *R.* S. 6 über die Abnahme der Excentricität der Erdbahn sagt, verdient eine Berichtigung. Es ist zwar gewiss, dass der von *Laplace* angegebene Ausdruck nur eine Näherung ist, und desshalb nicht über die von diesem Geometer ihm angewiesene Grenze ausgedehnt werden darf: allein das, was Hr. *R.* bey dieser Gelegenheit anführt, würde dieses nicht beweisen: — die Excentricität kann allerdings = 0 werden, und auch in der Annahme einer negativen Excentricität liegt nichts Widersinniges, falls man sich dabey nur eine Ellipse mit veränderter Apsidenlinie denkt. — Allerdings läst es sich heut zu Tage noch nicht entscheiden, ob nicht nach Hunderttausenden von Jahren die Excentricität der Erdbahn viermal grösser wird, als jetzt; wodurch ein 4 Mal grösserer Unterschied in der Dauer der Halbjahre, und ohne Zweifel ein sehr merklicher in der Temperatur beider Hemisphären erzeugt werden würde.

I. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 AUGUST, 1812.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Xanthippus.* Ein Gedicht in zehn Gesängen, von *Karl Andreas von Boguslawski.* Erster Theil. I—V. 1811. XVI u. 316 S. Zweyter Theil. VI—X. 248 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Xanthippus hiefs, nach den Berichten der Alten, derjenige Lacedämonier, der fich im erften punifchen Kriege der Sache des bedrängten Karthago wider das fiegreiche Rom annahm, und ihr einen fo vortheilhaften Ausfchlag gab, dafs die Römer eine gewaltige Niederlage erlitten, und ihr tapferer Feldherr Regulus gefangen wurde. Was weiter gefchehen fey, gehört nicht hieher. Aber man braucht nicht fehr neugierig zu feyn, um die Frage aufzuwerfen: Wer war der heldenmüthige Xanthippus? Was machte ihn zu einem folchen Patrioten für Karthago? Wo ift er feitdem geblieben? Dafs fich ein folcher Mann, der durch grofse Eigenfchaften unfere Bewunderung auf fich gezogen, aus der Gefchichte verliert, kommt uns nicht wahrfcheinlich vor; und follte es deffenungeachtet wahr feyn: fo betrübt es uns. In den Alten findet man weiter nichts über ihn, als dafs er fich, um dem Neide zu entgehen, davon begeben habe. Diefe Dunkelheit kann nur ein Dichter erhellen, der ftatt der verftummten Gefchichte das Wort nimmt, und die räthfelhaften Loofe des myftifchen Schickfals eröffnet. Er hat das Recht, von uns zu fodern, dafs wir ihm ohne Beweis glauben, dafs Xanthippus nur ein verkappter Lacedämonier, dafs er in Karthago geboren und daraus verbannt, dafs fein wahrer Name Aderbal Barkas war. Jetzt find wir zufrieden, erkennen in dem Krieger den Menfchen, knüpfen die Wirkung der Urfache an. Für Karthago, feine Vaterftadt, ficht ein edler Mann, den das Herz, nicht ein Handwerk, zu glänzenden Thaten auffodert. Wenn es der Dichter verfteht, fo lange wir ihn lefen, uns für Karthago's Sache gegen die Quiriten einzunehmen: fo ift es uns nicht mehr einerley, wer fich den Ruhm des Ausgangs zueignet; wir find Feinde der Römer, wie fein Held und deffen Waffenbrüder. Hr. *v. B.* erinnerte fich feiner Gerechtfame in dem Augenblicke nicht, da er, S. V der Vorrede, fürchtete, dadurch zu mifsfallen, dafs er die Partey der Karthager zu ergreifen fchiene. Wir haben ohnehin kein fonderliches Befugnifs mehr, zwifchen dem Capitol und Byrfa zu entfcheiden. Ohne Zweifel war die *fides Romana* in Africa eben fo übel berüchtigt, als die *fides Punica* in Italien. Jedes Denkmal der karthagifchen Bildung ift von den Römern vertilgt; in den Augen der Politik führt die Überlegenheit mit dem Schwerdte das Scepter, und ertheilt Gefetze; die Augen der Gerechtigkeit und Menfchlichkeit führen einen ganz anderen Blick. Der Mann mifsfällt uns nicht, wir ehren ihn, der auch nur einen Scheit aus dem Brande zu retten fucht. Römer befeinden, Karthager umarmen, ift nicht das Werk eines feigen Gemüths. *Caufa Diis victrix placuit, fed victa Catoni.*

Zur Würdigung eines epifchen Gedichts ift eine Expofition nöthig, die wir fo gedrängt als möglich machen wollen, mit Anführung einiger Stellen, die fich leicht mitnehmen laffen. *Erfter Gefang.* Der Genius des Vfs. räth ihm, den vom Peloponnefus, zur Rettung von Dido's Staate, über das libyfche Meer gekommenen Jüngling zu befingen. Hamilkar Barkas, karthagifcher Feldherr in Sicilien, erfährt, dafs die römifche Flotte nach Africa unter Segeln fey, und fchickt feinen Vertrauten Gesko, Hülfe zu fodern, an die Häupter des achäifchen Bundes zu Korinth. Er findet fie bey Sicyon in einem Olivenhaine, und fchildert ihnen die gemeinfchaftliche Gefahr von den bisher im Landkriege übermächtigen Römern, die feit Kurzem auch das Meer zu unterjochen anfangen. Aratus und Agis müffen ihm, wegen innerer griechifcher Unruhen, die Bitte weigern. Da erfcheint Xanthippus als junger glücklicher Krieger, der den Tyrannen von Thermon, Pantaleon, gebändigt hat, und gefangen bringt. Gesko erkennt ihn; beide fuchen einen einfamen Platz, wo X. von G. über den dringenden Zuftand feines Vaterlandes unterrichtet wird. Agis tritt zu ihnen, und erfährt, dafs fein junger Freund der Karthager Aderbal fey. Diefer fängt an, ihm feine Gefchichte zu erzählen. *Zweyter Gefang.* Sein Vater, Narbo, erfter Suffet von Karthago, gab ihm früh eine Stiefmutter, Antisba, die aus Liebe zu ihrem leiblichen Sohne, Silifa, den Aderbal immer verfolgte. Silifa verliert durch einen unglücklichen Sturz den Gebrauch des Verftandes. Aderbal begeht vor Muth und Unwillen eine Thorheit, um welcher willen er nach Hippo-Diarrhytus verbannt, und Gesko's Aufficht übergeben wird, unter deffen Leitung er feinen Geift bildet. Einmal erfcheint ihm eine bezaubernde Geftalt mit einem hefperifchen Apfel in der Hand, den fie eben in ein Gefäfs ausdrücken will, um ihm einen befeligenden Trank zu bereiten, als eine andere Geftalt ihm zuruft: Ehre dich felbft, und folge mir, Jüngling! Jene war die Wolluft, diefe die Tugend. Aderbal ift belefen, wie man fieht, und hat herculifche Vifionen. Antisba veranftaltet, dafs er feinen alten kränklichen Vater vergiftet zu haben fcheint. Er wird dafür zum

Kreuze verurtheilt; doch sein aufgelebter Vater verwandelt den Tod in Verbannung. Er zieht nach Syrakus, durchwandert Griechenland, und erwirbt sich in Lacedämon die Freundschaft des Königs, bey welchem er zu leben beschliesst. Gesko's Auffoderung aber reizt ihn, wieder nach Karthago zu gehen. Agis ist seiner Meinung, und verspricht ihm, seinen Mitkönig und die Ephoren wider die Römer zu stimmen. „Sie hassen den Thybris und die Tyrannengewalt der capitolinischen Felsburg." Agis, Xanthippus und Gesko umarmen sich. *Dritter Gesang.* X. und G. schiffen sich mit gewährten Hülfstruppen ein; in Karthago wird der nahende Feind verkündet. In der Noth wird das Orakel der Juno befragt; es antwortet: „Narbo, wo ist dein Sohn? Der soll Karthago mir retten." Vieldeutigkeit desselben. Die römische Flotte landet und bedroht die Festung Aspis. Bostar rückt den Italern entgegen, Aspis zu entsetzen. Erster Kampf, wo die Karthager die Oberhand haben. Der Commandant ist ein Verräther; Regulus kauft ihm die Festung ab, erforscht das punische Lager, und überfällt es. Gräuliches Morden. Endlich siegen die Römer, und ergiessen sich über das Land. Die Nachricht dringt bis nach Sicilien zu Hamilkar, bey welchem Gesko und sein Neffe, Aderbal, angekommen sind. Er erzählt ihnen, was während ihrer Abwesenheit in Karthago vorgefallen ist; von Antisba's Schändlichkeit und Narbo's Schwäche ist er vollkommen überzeugt. Die Römer haben ihm seine Tochter, Elisa, geraubt; seine Gattin, Sitta, ist aus Gram darüber gestorben, nachdem sie noch kurz vorher den Hannibal geboren hat, den er zur Geissel des römischen Namens erziehen will. Er verlangt, Aderbal soll ihm unversöhnliche Feindschaft und ewigen Hass wider die Römer geloben. Aderbal schwört, doch nicht auf immer; nur so lange, bis Byrsa gerächt sey. Hamilkar verfällt vor Wuth über seines Neffen Menschlichkeit in ein Fieber. *Vierter Gesang.* Der Grimm des kranken Hamilkar hat sich gelegt; er treibt den Aderbal zu Schiffe, trauernd, dass er nicht mitsegeln darf. Gespräch zwischen A. und Gesko während der Fahrt. G. entwirft ein Gemälde der karthagischen Heerführer: Hamilkar, Bostar, Tyron, Golossar, Hasdrubal, Myrson. Unterschied des römischen und tyrischen Charakters. Jener ist kriegerisch, dieser kaufmännisch. Die Flotte begegnet einem Theile der feindlichen, die mit Manlius nach Italien zurückschifft. Sie wird durch Klippen und Fuhrten getrennt; die Karthager greifen sie an, und mit Glück; viele Schiffe zerstreut ein Sturm. Xanthippus landet auf einer Insel, und trifft auf ein genommenes italisches Schiff, wo er angenehme Nachrichten für seine Absicht erhält. *Fünfter Gesang.* Das Eiland, wo Xanthippus gelandet, ist die verrufene Galata, von einem verborgenen glücklichen Volke bewohnt, das die Fremden gastfrey aufnimmt. Von der Höhe der Felsen sieht man Africa. Lebensart, Sitten und Feste der Einwohner. Ihre einzige Gottheit ist Physis. „Seliges Volk, ruft Gesko, ja dreymal seliges Eiland, das nie Helden gekannt, und nie von Helden gekannt ward!" *Sechster Gesang.* Regulus freut sich, den Kampf wider Karthago allein zu bestehen. Die Punier sammeln sich in einem furchtbaren Lager. Dem Consul erscheint Vater Quirinus, „furchtbar gepanzert wie Mars, gekrönt mit Thürmen wie Vesta," heisst ihn mitgehen in die Luft, über den Mond hinauf, bis dahin, wo die Planeten wie bewegbare, strahlende Tempel erscheinen, und das Gewölbe unter dem Fusse der Schreitenden fest wird, wie geglätteter Sapphir. Er räth ihm, rasch vorwärts auf Karthago los zu eilen. Glück weissagende Zeichen treten hinzu, und Regulus entwirft einen Plan, der zwar nicht seiner List, aber desto mehr der ausonischen Tapferkeit gelingt. Es wird schrecklich gemetzelt, das punische Lager in Brand gesteckt, der Rest der Geschlagenen entflieht. Der Genius der Menschheit weint über den Leichnamen.

> Seufzend wälzt' er ein schweres Gewölk vor die Sonne, und deckte
> Sanft, mit schonenden Schatten, den Mord und die jubelnden Mörder.

*Siebenter Gesang.* Bestürzung, Rachgier und Volksunruhen in Karthago. Narbo's Sohn wird gefodert; Antisba unterschiebt den blödsinnigen Silisa, welcher in wüthender Vermessenheit die römischen Schaaren, die der Stadt die Zufuhr abschneiden, angreift, und mit dem Leben dafür büssen muss. Die aufgebrachte Mutter, der nach seinem Tode Karthago nichts mehr gilt, schickt verrätherische Botschaft an Regulus, mit dem Versprechen, ihm die Schlüssel eines Thors zu überliefern; R. nimmt das Erbieten an. Unterdessen zettelt Hanno, Narbo's Feind, eine Empörung wider ihn an, und dieser versammelt die Archonten. Zwiespalt in der Versammlung; am Ende wird beschlossen, den römischen Consul um Frieden zu bitten, und drey Männer an ihn abgefertigt. *Achter Gesang.* Xanthippus verweilt noch in Galata; die nahe Flotte der Italer wehrt ihm die Überfahrt. Er wird ungeduldig.

> Siehe, so nagt im Grimm ein gefesselter Adler ins Eisen,
> Taucht oft Augen und Geist in die heitere Bläue des Äthers,
> Reget und schwingt die Kraft der Fittige, während sein Block zieht.

Da erscheinen neun achäische Schiffe, mit der römischen Flotte im Kampfe. X. eilt seinen Freunden zu Hülfe, besiegt die erschrockenen Römer, landet, mit jenen vereint, in Tabraka, und zieht nach Utika, wo er flüchtige Karthager und Numidier antrifft, die ihn zu ihrem Heerführer wählen. Die drey Gesandten kehren zurück mit erschütternden Nachrichten. Der Consul hat ihnen Frieden gewährt, aber unter Bedingungen, die Karthago schlechterdings ohne Schande und Ruin nicht annehmen darf. Ausser dem Verständnisse mit Antisba, sieht sich R. frisch im Besitze der wichtigen Festung Hadis, Karthago's Vormauer. „Wer nicht zu siegen vermag, zieh' sanft am Wagen des Siegers!" war den Gesandten zugeherrscht. Die Punier schnauben Rache; Hanno bereitet Narbo's Sturz vor. Auf die Meldung, dass Griechen bey Tabraka gelandet, schickt Regulus ihnen einen Legaten mit Kriegsvolk entgegen. X. bedient sich einer Kriegslist, wirft sie, und dringt schnell bis auf funfzig Stadien von Karthago's Thoren vor. Aber

das setzt ihn noch in keine Verbindung mit der Stadt; denn Piso hat den Dianenhügel inne. X. bemächtigt sich desselben nach schwerem Blutvergiessen. In der Nacht ist Antisba, in Begleitung ihrer Getreuen, mit den Thorschlüsseln aus der Stadt geschlichen, und auf den Dianenhügel zugeeilt. Sie wird von den Wachen aufgefangen, und vor den General geführt, in welchem sie, an Regulus Statt, Aderbal erblickt. Schrecken, Angst, Ohnmacht. Sie wird nach Utika in Verhaft gebracht, und die Schlüssel im Namen des Sparters Xanthippus in die Stadt zurückgesandt, wo sie Hanno empfängt, an dem eben die Reihe des Wachens ist. Er erklärt seinen Feind Narbo für mitschuldig an Antisba's Verrath, und beredet die Archonten, ihn in Ketten zu legen, und als Staatsverräther im Kerker zu bewahren. Xanthippus der Sparter wird zum obersten Feldherrn der Punier ernannt, und ihm die Wahl durch Gesandten kund gethan. *Neunter Gesang.* X. nimmt die angebotene Würde an, darf sich aber wegen des Bannspruchs noch nicht als Aderbal zeigen. In seinem Namen redet Gesko, und entwickelt den Puniern die begangenen Kriegsfehler, besonders, dass sie ihre Elephanten nicht gegen die Italer gebraucht haben; auch des Sparters Bedingungen, welche sind, dass Narbo aus dem Gefängniss befreyt, und der Bann von seinem Sohne Aderbal abgenommen werde. G. geht selbst in die Stadt zum Tempel der Juno. Alles wird bewilligt, wie sich auch Hanno's Partey dagegen sträuben mag. Regulus empfängt mit bekümmertem Erstaunen die Nachricht von der doppelten Niederlage seiner Tribunen, bricht mit dem Heer auf, und lagert sich wieder, um Gelegenheit zur Wiedereroberung des Dianentempels zu suchen. X. eilt unerkannt mit G. in das Gefängniss, wo Narbo schmachtet. Der Greis wird seines vormaligen Irrthums überführt; Wiedererkennung, Versöhnung, Freude, Entfesselung. Doch erkennt er in seinem Sohne nur den Aderbal, nicht den Helden Xanthippus, dessen Waffengefährte jener zu seyn vorgiebt. N. nimmt die entzogene Würde wieder an, und A. begiebt sich zum Heere, der entscheidenden Schlacht entgegen. *Zehnter Gesang.* Malerische Herzählung der punischen Schaaren und ihre Hülfsvölker. Aufmunternde Anrede des Feldherrn X. Die Reiter und Elephanten ziehen ins Blachfeld. Gesko zündet mit Brandern die Schiffe der Römer im Hafen an. „Bang retten sich alle Delphine;" der Dampf erstreckt sich über das römische Lager. Die Schlacht beginnt. Anfangs richten die Elephanten Verheerung an, ziehen aber nachher abwärts, und Regulus jubelt. Im Verfolgen der iberischen Reiter fallen die Römer den versteckten Numidiern in die Hände, und mit diesen stürmt die gesammte Gewalt der Griechen und Libyer auf die Capitoliner ein; sie sind überwunden. Aderbal erkennt den Consul, und ruft ihm Frieden zu. Regulus antwortet trotzig, sein Pferd wird erschossen, und er gefangen. Unterdessen stehen Narbo und seine Genossen auf dem Thurm des Castells, und sehen der kritischen Schlacht zu. Da sie ihrer Partey den Sieg gesichert sehen: eilen alle aus dem Thor, wo der Feldherr ihnen prangend entgegen kommt. Aderbal giebt sich seinem Vater als Xanthippus zu erkennen. Von Regulus kein Wort weiter.

Die Erfindung des Gedichts ist unverwerflich, alles ist gehörig eingeleitet und klar. Nicht einmal Episoden hat sich der Vf. erlaubt; denn der Aufenthalt des Helden auf Galata drängt sich in die Begebenheiten ein, und in der Beschreibung der glücklichen Insel und der Einladung Alkmäons liegt ein Wink für diejenigen, welche erforschen wollen, wo Xanthippus am Ende geblieben sey. Die Ausführung hat Feuer und Leben. Der Stil ist weit von Schwulst und falscher Erhabenheit entfernt; eher könnte man ihn mitunter gewöhnlich und prosaisch nennen. So sieht Regulus die Stärke des karthagischen Lagers nicht ohne *Verlegenheit* an. VI, 72. Die Stelle v. 165 ff. „Ja, wüthet nur, Völker, haltet vergeblichen Rath, ihr Könige! Roma zermalt euch, gleich wie ein eiserner Hammer u. s. w." erinnert an den zweyten Psalm. Die *sinkenden Rinder* IX, 286, möchte Rec. wegwünschen, auch den öfteren Gebrauch des j für i; als: Kastanjen, Spoljen, Pinioljen. *Romanisch,* für *römisch* gesetzt, ist doch eigentlich etwas Anderes. Auf den Hexameter wird bey einer künftigen Ausgabe mehr Fleiss zu wenden seyn. Rec. kann nur einiger fehlerhaften gedenken, als II, 14: Silifa war schön, edel geformt, von Jupiters Gnade; 238: unvergesslicher Lenz, o bleibst du der einzige für mich? Die mittlere Sylbe in *Aquilo* ist zweymal lang gebraucht. I, 359 steht durch Versehen des Setzers ein Heptameter. Er ist zu lesen: Sprach Lysiades. Führt ihn hinweg aus dem Haine der Göttin! Wst.

GOTHA, b. Perthes: *Über den Einfluss des Schauspiels auf die Bildung der Jugend.* Von *A. L. P. Schröder*, Prediger in Nordhofen. 1804. VI u. 182 S. 8. (14 gr.)

Unseres Zeitalters Vorliebe für das Theater, als eine blosse Erholung, ist ein Symptom der Schwäche. Des Sinnes, der Kraft und des Muthes ermangelnd, der Wirklichkeit die Ideen einzubilden, ergötzt es sich an ihrem Schattenspiel. Oder erstarkt wo sein vorübergehender Eindruck zum bleibenden Entschluss, zur lebendigen That? Für die Jugend allein, die in den Bildern der Kunst kein blosses Spiel, vielmehr durch sie den Schleyer ihrer noch unverhüllten Welt gelüpft sieht, für sie allein ist das Schauspiel eine Vorschule des Lebens.

Erfreut nahmen wir daher diese kleine Schrift in die Hand. Wenn nun auch ihr Inhalt weder aus der Tiefe der Kunst noch des Lebens geschöpft ist: so ward er doch nicht ganz von der Oberfläche abgegriffen. Genügt sie also der kleinen Anzahl der Denker nicht: so bietet sie dagegen der Menge blosser Beobachter und nur erfahrner Erzieher desto mehr Brauchbares an.

Nach einigen Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Erziehung überhaupt, geht der Vf. auf das Spielen der Jugend über, und bemerkt richtig, dass dasselbe weit mehr zur Erziehung benutzt werden könne, als gewöhnlich geschieht. Das Vergnügen am Schauspiel, zumal die jetzt so gewöhnliche eigene Aufführung derselben mache den Einfluss des Schau-

spiels auf die Bildung der Jugend einer näheren Prüfung werth. — Das Schauspiel könne zur Beförderung sittlicher Ausbildung und Veredlung benutzt werden; denn es belehre über die mannichfaltigen Verhältnisse des Lebens, gewähre Menschenkenntniss; aber in Hinsicht auf die Vorschriften der Sittenlehre taugen die öffentlichen Schauspielhäuser für die Jugend von 12 — 18 Jahren nicht. Man könne, wenigstens in grösseren Städten, eigene Schauspielhäuser für die Jugend haben. Der Trieb zur Nachahmung sey ein Wink der Natur, diesen Weg der Bildung durch Schauspielaufführung einzuschlagen. Von dramatischen Spielen, als Übergang zur Aufführung wirklicher Schauspiele. Die Theilnahme an einem Gesellschaftstheater für das erwachsene Publicum sey nicht anzurathen; aber das eigene Aufführen dem Jugendalter angemessener Schauspiele sehr vortheilhaft. Hier zeichnet der Vf. Mehreres aus, was in solchen Schauspielen dargestellt werden soll, was nicht. Dann über die Eigenschaften solcher Schauspiele selbst, über Aufführung, Vertheilung der Rollen und Beurtheilung nach geendigtem Schauspiele.

Wir glauben dem Vf. unsere Anerkennung seiner lesenswerthen Schrift nicht besser äussern zu können, als wenn wir diese kurze Inhaltsanzeige mit ein paar berichtigenden Bemerkungen begleiten. Am meisten vermissen wir, dass der Vf. fast gar keine Rücksicht auf die ästhetische Bildung genommen hat, und das scheint doch der wichtigste Punct. Denn das Schöne, der wesentliche Zweck aller Kunst, ist mit dem Guten innigst verwandt, ja das Gute selbst, nur in schöner Gestalt. Wenn aber das Gute durch die Kunst befördert werden soll: so kann es das nur als Schönes. — Der Vf. glaubt, gesunden, vernünftig erzogenen Knaben müsse bis zum 16 — 17 Jahre das Schauspiel langweilig seyn, weil, was darin vorkommt, nicht aus ihrer Sphäre, ihnen fremd ist. Vielmehr, möchten wir sagen, hat die Neuheit, mit der eine, bis jetzt nur geahnete Welt vor ihre Seele tritt, einen allgewaltigen Reiz für sie, wenn sie anders Kenntniss und Phantasie besitzen. Indess wollen wir desshalb nicht den früheren Besuch anrathen, aus Gründen, die im Buche gut angegeben sind und daselbst nachgelesen werden müssen. — Wenn behauptet wird, dass die Theilnahme an dem Dargestellten gleichsam zum Besten gehabt werde, weil es nur ein Spiel war: so ist das ein Irrthum, der sich auf eine zu körperliche Ansicht der Welt gründet. Ist das Dargestellte nur in sich selber wahr: so ist es schon eine Veredlung des Menschen, wenn er sich für diese höhere Wahrheit lebhaft interessiren kann, und sein Unwille, sich beym Fallen des Vorhangs getäuscht zu sehen, entsteht aus einem wirklichen Mangel an geistiger Erhebung.

Ungern haben wir Sprachfehler gefunden, wie S. 7 *volles Genüge* leisten. S. 12. „So lange er *dann* nicht erfüllt wird," wo selbst *denn* nicht recht passt. Der Stil ist sonst weder nachlässig, noch gemein. Vielen wird er gut scheinen: der tiefere Blick indess vermisst daran vorzüglich jene innere Harmonie, die den uneigentlichen Ausdruck auf den eigentlichen zurückführt. Z. B. S. 1, wo der Übergang von dem Bilde des *Erschütterns* zu dem des *Erquickens* ein Sprung in eine andere Region ist.

S. x.

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Paris*, b. Schöll u. Nicolle: *Alphonse de Lodève*, par *Mme. la Comtesse de G****. 1809. Tome I. 255 S. Tome II. 205 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) Hier wird uns ein durch Eifersucht gehinderter, und eben desswegen desto mehr genährter Liebeshandel dargestellt, der, nach der moralischen Gerechtigkeit, ein unglückliches Ende nehmen muss. Es herrscht wenig Verwickelung darin; die Charaktere sind flach gehalten; man findet viele Worte, wenig Handlung. Der Eifersüchtige ist ein gemeiner grober Ehemann, seine Leidenschaft stammt aus dem plumpsten Egoismus, ist weder gehörig motivirt, noch von milderen Seiten, als Schwäche der Menschlichkeit, aufgefasst. Er kommt um in einem Zweykampfe, in welchen er sich als ein völlig Rasender einliess; sein Tod bleibt dem Leser so gleichgültig, wie sein Leben. Der Held des Romans soll eben kein Geck seyn; dazu geberdet er sich zu ernsthaft. Wenn man ihn aber genauer betrachtet: so findet man nichts, als einen in Grundsätzen verwahrloseten jungen Müssiggänger, der das, was er sein Herz nennt, eigentlich seine Sinnlichkeit, für die Gebühr feil trägt, und, weil er einen hohen Preis darauf setzt, es nicht bald vortheilhaft anbringen kann. Nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen geräth er an die Marquise von Veletri, die Ehefrau jenes Eifersüchtigen, und leidet in seiner Bewerbung Anfangs grosse Noth, weil sie ihm kein Zeichen ihrer antwortenden Empfindung geben kann. Sie ist eine hart gedrückte Dulderin, zurückhaltend, sanft und tugendhaft, wenigstens vor Augen. Ihr leises Wohlvernehmen mit Alphons entspinnt sich durch mehrdeutige Mienen, Gesten und ganz kleine Vergünstigungen, die allmählich deutlicher werden. Der heimliche Briefwechsel, den er mit seiner Geliebten führt, ohne die Urheberin zu verrathen, macht weder ihrer Züchtigkeit, noch seinem Verstande sonderlich viel Ehre. Auf ein anonymes Billet, worin er um den Zustand seines Herzens befragt wird, gleich zu antworten: *Oui, j'aime avec idolâtrie*, zeugt nicht von Discretion. Gerne möchten wir für die noch unschuldige Dame Achtung behalten, um doch eine reine Theilnahme an irgend einer Person im ganzen Buche haben zu können: aber sie zerstört unser Vergnügen an ihren sanften Eigenschaften durch den Leichtsinn, womit sie ihren Corydon auf einem Maskenball, als Fledermaus verkleidet, aufsucht, und dem übereilten Thoren das Geständniss seiner Leidenschaft ablockt. Durch dieses Betragen rechtfertigt sie einen Theil der Brutalität des Marquis, an welchem wir ein Interesse zu nehmen wenigstens in sofern aus Noth gezwungen sind, da wir sehen, dass seine Eifersucht nicht ohne Grund ist, und er von seiner allgemein bedauerten Frau, und von seinem Freunde, dem er doch manche Dienste leistet, betrogen wird. In einem plautinischen Lustspiel würde er zum Lachen reizen, da er immer auf eine unrechte Fährte geräth, und einen Nebenbuhler ausser dem Hause verfolgt, den er innerhalb seiner Wände suchen musste. Alphons steht da wie ein roher Sünder, indem er den Marquis als Secundant zu dem mörderischen Duell begleitet, um einen Nebenbuhler zu strafen, der ihm keineswegs gefährlich ist. Die Marquise musste sterben, und Alphons in ein Kloster gehen; eines anderen Ausgangs war die Handlungsart beider Heuchler nicht fähig. Wenn dem Mangel an innigem Interesse, wenn dem Unwerthe der wechselseitigen Gesinnungen einigermassen abgeholfen werden sollte: so konnte diess nur durch die schriftstellerische Kunst der Vfn., durch die Schilderung der Stufenfolge in dem leidenschaftlichen Benehmen geschehen. In Absicht des Helden hat Fr. *v. Genlis* alles Mögliche gethan, um seine Fortschritte auf der Bahn der Begierden zu zeichnen. Die Marquise bleibt dagegen im Dunkeln stehen, gleich als fürchtete sich die Vfn., ihr Geschlecht der Unehre preis zu geben. Sie handelt immer verdeckt; doch findet sich am Ende, dass diese Frau, die man in allen Umgebungen höchst beengt glaubt, eine Menge Agenten hat, und sie recht wohl zu gebrauchen weiss.

Dvl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 AUGUST, 1812.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Maler Müllers Werke.* Erster Band. 1811. 376 S. Zweyter Band. 410 S. Dritter Band. 420 S. 8. (6 Rthlr. 16 gr.)

Oben im Zeitenstrome schwimmen, nach Klopstock, die Werke, die den Meister loben; die Werkchen der Gesellen trinken des Stroms, und sinken. Der Maler *Friedrich Müller* müsste also ein Meister, kein Gesell seyn, da seine Werke nach wenigstens einem Drittel-Jahrhundert aufs neue auftauchen, statt in die Zeit zu versinken. Der einst nicht unempfohlene Name würde dadurch seinem Volke abermals wichtig, und am Ende heilig. Denn was dem Volke als unvergänglich gepriesen, und ihm immer wieder in die Hände gespielt wird, das muss es als Muster annehmen, und kehrt sich an einzelne Stimmen dawider nicht. Da wir kein anderes Mittel haben, als den Druck, um die Trefflichen der Zeit in die Folge neuer Generationen einzuführen: so ist es Pflicht, ihre Werke von Periode zu Periode der Presse zu übergeben, und die Beförderer verdienen Dank für ihren uneigennützigen Patriotismus. Aber der so verjüngte Schriftsteller muss der Unsterblichkeit würdig seyn; sonst ist das Unternehmen eitel. Gern möchte Rec. die Erweckung *Mullers* aus der Vergessenheit rühmlich und nützlich nennen; denn ihn freut Alles, was patriotisch ist: aber seine Überzeugung treibt ihn zum Gegentheil. *M.* war ein Mann von reger Phantasie, ein sehr warmer Kopf, voll Eifer, sich empor zu drängen. Er machte Aufsehen, erhitzte ähnliche jugendliche Köpfe von unreifem Urtheil, die das Sonderbare liebten, denen Alles recht war, was neu, derb, leidenschaftlich klang. Es war die Zeit, wo Werthers Leiden und Götz von Berlichingen die Gemüther bezauberten, auf welche in Deutschland noch kein Dichter so unwiderstehlich gewirkt hatte. Es war, bey der damaligen Frische und Wirksamkeit der Literatur, von nichts als diesen Producten die Rede; man stritt dawider und dafür. Der Widerspruch machte ihnen erst rechte Bahn; wer Partey dafür nahm, ward oft darüber zum Schwärmer. Da zog ein zahlreiches Volk Nachahmer daher, wovon die bescheidensten nur nach einigen Fetzen aus *Goethe's* Mantel trachteten; die vermessenen gingen viel weiter, und machten sich eigene Mäntel nach *goethischem* Schnitte, so gut sie ihn treffen konnten. Dass sie ihn nicht trafen, dafür hatte die Natur gesorgt. Aber sie hiessen doch Genies, und machten erhabene Ansprüche, bey denen sie sich zu weit verstiegen, und vom Parnass herunter taumelten. Doch machten sie nicht viel daraus; es war schon eine Ehre, ein verunglücktes Genie zu scheinen. Mangel an Geschmack und gänzlicher Nichtgebrauch der Feile bezeichneten diese Classe vorzüglich. *M.* gehört um so sichtbarer zu ihr, da man selbst aus seinen rohesten Erzeugnissen wahrnimmt, dass er sich ein anderes Verdienst hätte erwerben können, wenn er nicht auf sein Genie gepocht, nicht so schnell und viel geschrieben, und der Schicklichkeit den gebührenden Zoll entrichtet hätte. Dieses Urtheil ist entscheidend genug, um einiger Belege zu bedürfen; man wird indessen von Rec. nicht verlangen, dass er aus allen vorliegenden drey Bänden die Beweise zusammensuche. Den ersten hat er am aufmerksamsten durchgelesen, und es ist ihm zu schwer geworden, allen Unrath aus dem zweyten und dritten zu mustern.

Den Anfang des ersten Theils, bey welchem wir die nöthige Vorrede vermissen, macht: *Adams erstes Erwachen und erste selige Nächte.* Welch ein Gegenstand, wenn er nach allen poetisch-philosophischen Foderungen ausführbar wäre! Der erste Mensch, wie er sich mit Weib und Kindern von den ersten Empfindungen seines Daseyns bespricht! Aber dieser Adam ist ein empfindsamer Bauer, von eingelernten religiösen Gesinnungen nicht sowohl begeistert, als aufgedunsen. Er geht die einleitenden Capitel der Genesis durch, und mengt Beschreibungen hinein, die alle auf eine weit fortgeschrittene Stufe der Cultur deuten. Dazwischen wird Halleluja gerufen, als ob er im Tempel zu Jerusalem wäre. Eva bäckt Kuchen aus Semmelmehl und Honig; Adam schnitzt Trinkschalen mit kleinen Muscheln; Rosinen und Mandeln werden gedörrt. Der Genuss des Gaumens verursacht ihm selige Freuden. „Ich ging unter die Bäume, erzählt er, beschaute die schöne Frucht, lachte, pflückte begierig einen *Pfirsching* ab, hielt ihn in der Hand, o Freude! besah ihn, bracht' ihn zum Mund, roch, ass, ass begieriger, riss noch einen herunter, noch einen, und noch einen; o unaussprechliche Wonne, die neu wieder über mich einstürzte. Heilige Gottheit! Liebe, die Alles dem Menschen in Liebe gegeben, in jedem Sinne Wollust, so süsses, heiliges, reines Entzücken bereitet!" Kain ruft Uh! über Abel, der ihm ein Lamm versagt hat, und: Wie ist mir doch so dumm! Eva küsst dem Adam die Hand mit den Worten: „Ach Theurer! So viel hat Eva nicht verdient, segne dich Gott für deine Zärtlichkeit." Weiter folgen: *Der erschlagene Abel.* Dem Vf. hat Ossian vorgeschwebt, ist aber sehr verfehlt worden. Abels Geliebte fällt über seinen Leichnam hin. „Nein, er ist nicht todt. Nein, nein, nein! Gelt, mein Abel? Gelt, bist nicht so gestor-

ben, willst nicht so verlassen deine Tirza?" Kain fährt seinen Vater an: „Kommt mir nicht! Schuld seyd ihr an Allem. Gelt, immer gekos't und geleckt den Knaben, das habt ihr. All meinen Segen stahl er mir. Küsst ihn nun, so lang ihr wollt. Verderben und Elend über euch!" *Der Faun*, eine Idylle. Ein seltsamer Faun, dessen Frau ihm Gras und Kräuter übers Gesicht zieht, dass sie auf seinen Bart von vielfarbigem Moos herabfallen; ihn dann, artig im Gesicht bemalt, mit einer langen Gerte vor sich hertreibt; und laut ruft: Ich komm' aus Bambelumbe, Bambelbunde! Wer will gute Wahrsagung? *Der Satyr Mopsus*, eine Idylle in drey Gesängen, wäre eine gute Erfindung, wenn sie mit anständiger Schalkheit und Zartheit durchgeführt wäre. Aber Mopsus sagt zu seinem geliebten Quellenmädchen unter vielen anderen pöbelhaften Liebreden: Ein Kuss ist saftiger als weicher Käse. Hingst süsser an meiner Schulter als Honigseim an eines Bären Schnauze. Ich will dir die Schenkel so lange *pletschen*, dass sie dir funkeln sollen, wie eine zeitige Granate. Mir wackelt vor Trübsal das Herz im Leibe, wie ein Lämmerschwänzchen. Ich wollte dich mästen, dass du einen Kragen von Speck bekämst, wie ein fettes Ferkel. *Bacchidon und Milon*, auch eine Idylle, in welcher der Mund zur Nase spricht: Komm herunter, Näschen, herunter; wenn du kannst, schnüffl' ein Bischen. Die schönste Nase steht einem nicht besser zum Gesicht, als das Bierschild zu einer Klippschenke. Milon wird fuchswild, und droht dem Bacchidon; er soll kein Maulvoll mehr zu trinken bekommen, sollte er auch darüber *verzwatzeln*. *Ulrich von Cosheim*, eine deutsche Idylle, ist wenigstens züchtig, hat aber fast keinen Zusammenhang. Was sollen die gesungenen Scenen aus Golo und Genovefa darin? *Die Schafschur*, eine pfälzische Idylle. Walter schilt seine Tochter eine Bestie, weil sie ein Lied nicht fortsingen kann, das ihm gefällt; der Schulmeister ist ihm ein Lauskerl, weil er neumodische Lieder und reine Reime vorzieht; die neumodischen Dingerchens liegen ihm so krausdick im Magen, als hätt' er Hobelspäne gefressen. Sie sind voll von der Doris und Damötas und Myrten und Rosen und Knoblauch und Zwiebel und weiss der Henker all. Er hat keinen Haspel im Maul, dass er alles so grad herausklingeln könnt'. Der Schulmeister schnupft *Seudemeer*. Zu seiner anderen Tochter, die einen Liebhaber hat, sagt er: Sollt fühlen, was das heisst, hinter deinem Vater löffeln, du Canaille! Sie und ihren Bräutigam nennt er Canaillepack. Das soll pfälzisch seyn. Noch eine pfälzische Idylle: *Das Nusskernen*. Allerley durch einander, Prose und Verse, z. B.: O Hexe! o Falsche! Vetter! Spitzbub! o weh! Crispin! Was thust? Ja was? Geh, alter Narr — steh — nein, geh! Erhenk' dich! Stürz' dich in Bronn! Vom Fenster 'runter! Hum! Ziemlich hoch! Eine Pistol' her! — Nein, bohr' mir lieber ein Loch, dass heraus kann der garstige Liebesgeist. *Kreuznach*. Declamationen auf des Vfs. Geburtsstadt.

Im zweyten Theile befinden sich vier Dramen und drey Bücher Gedichte. *Fausts Leben* macht den Anfang. Es wird von Teufeln, Juden und Studenten gespielt. Lucifer ist der Teufelkönig. Er ist krank, und spricht: „Moloch soll sich verkriechen. Gefällt ihm diese Welt? Hi hi hi! Der Schuft, ihm solls nicht gefallen; wills nicht leiden. Wenn ich den schweren Zepter über ihn los donnre, rasseln soll er im Staub. Phu! Mein Athem, wie trocken! Doctor, stellt euch her neben mich. Phu! Dass die Welt nur in diesem einzigen Hauch versengte! Doctor, plagt mich gewaltig hier in der Hüfte." Itzick, der Jude: „Au way! Zwölf sunnehelle ungeranftelte kremnitzer Ducate, die ich de wosler Spitzbube gegiebe. Au way! Das verfluchte Lebche, wo's bleibt, das Schwätzerche! Kriegs de Tippel in sei wacklich Bonum. Memme, die Thür garrt, guck, guck, Memme! Au way! Ufgesperrt drausse de Hausgang wie 'e Maul! Wer kümmt? Krieg di Mise Maschine! Wer is do? 's Lebche!" Die Studenten treiben auch rechte Tollheiten. *Situation aus Fausts Leben*. Er wird von Mephistopheles erinnert, dass die Hälfte seiner Dienstzeit um sey; eben wie ihm die Königin von Arragon zu trinken eingeschenkt hat. In dem Sinnenrausche verschmäht er die Warnung. *Die Pfalzgräfin Genovefa*. Siegfried entdeckt seine unglückliche Gemahlin, und lässt den Verräther Golo schlachten. Es sind nur die Scenen der Katastrophe. Vollendet ist das Schauspiel: *Niobe*. Es hat starke Stellen, ist aber über die Grenzen hinaus grässlich und lang. Die *Gedichte* sind von der lyrischen Gattung, und einige darunter wohl des Aufhebens werth. Im Schrecklichen thut sich der Vf. auch hier hervor. Da singt ein bluttrunkener Wodansadler, ein rasender Geldar u. s. w. Aber auch Bacchus wird gepriesen, und Amor geneckt. Das Freudenlied und das an die Liebesgötter könnte *Gleim* gemacht haben, so leicht sind sie. — Der dritte Theil ist voll von *Golo und Genovefa*, einem Schauspiel in 5 Aufzügen, 420 Seiten lang. Rec. hat sich hineingelesen; weil er aber nirgendwo Antheil fassen kann: so hört er lieber auf einmal auf, ohne Neugier und Reue. Wst.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Nauck: *Lehrbuch der Hodegetik oder kurze Anweisung zum Studiren*, von *J. G. Kiesewetter*, D. und Professor der Philosophie. 1811. VIII u. 263 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Ausführlichkeit, mit welcher Hr. *K.* die Fragen beantwortet: „Wer soll studiren? wann soll er sein Studium anfangen? wie soll er dasselbe einrichten?" und das oft etwas zu weit getriebene Streben nach Deutlichkeit eignen die vorliegende Schrift allerdings für angehende Studirende, um auch ohne mündliche Erläuterungen Nutzen daraus zu ziehen. Überall offenbart sich ein achtungswerther Eifer für Beförderung allgemeiner wissenschaftlich - ästhetisch-sittlicher Bildung, und es verdient Lob, dass besonders auch genaue und mit Rücksicht auf Verschiedenheit der Köpfe und Vorkenntnisse mannichfaltige Vorschriften über fruchtbare Einrichtung der Lectüre und über Angewöhnung zum Selbstdenken mitgetheilt werden; wobey Rec. jedoch S. 155 die nothwendige Belehrung über zweckmässige Anlegung der Adversarien und Collectaneen vermisst hat. Die Literatur ist

mit zu grosser Freygebigkeit und in zu bunter Mischung, meist in chronologischer Ordnung, beygebracht. Dieser Überfluss macht bestimmtere Erklärungen und beschränkende Winke eines erfahrenen Lehrers nöthig. Dem Anfänger würde mit strenger Auswahl des Besten und mit Zugabe einer kurzen treffenden Charakteristik der angeführten Schriften mehr gedient gewesen seyn; und dennoch fehlen mehrere Bücher, welche genannt zu werden verdienten, z. B. S. 106 *Conradi's* medicinische Encyklopädie; S. 126 *Lehne* und *Herbart* Lehrbücher der Pädagogik; S. 134 die Schriften über historische Encyklopädie von *Schönemann, Fessmaier, Fabri, Pöschmann, Rühs;* S. 213 die *Encyclopédie méthodique* und die bey Michaud erscheinende *Biographie universelle;* S. 217 *Baur* hist. biograph. lit. Handwörterbuch; S. 218 die synchronistischen Tabellen von *Bredow, Kruse, Wedekind;* S. 257 *Schaller's* Magazin für Verstandesübungen u. s. w.

In der speciellen Hodegetik ist, wie leicht zu erachten, auf Darstellung der Methodik des Studiums der Mathematik und Philosophie der meiste Fleiss verwendet; doch läst sich über kärgliche oder einseitige Behandlung der übrigen Fächer des menschlichen Wissens keine Klage führen. Die besseren Anweisungen und Erörterungen hat Hr. *K.* zu benutzen gewusst. S. 76 hätte in der Theologie auf die von *Daub* so trefflich herausgehobene Grundbedingung aller theologischen Studien, auf Erweckung und Befestigung der Religiösität, aufmerksam gemacht, und die Zweydeutigkeit in den Winken S. 82 u. 83 vermieden werden sollen.

Auch scheint es ein bedeutender Mangel dieser Hodegetik zu seyn, dass über das *Leben* nichts gesagt ist, da der Jüngling in einer ihm neuen Umgebung gerade hier durch einfache Vorschriften und Warnungen gegen unrichtige Ansichten und verderblich-folgenreiche Einwirkungen geschützt zu werden bedarf.

Auf die Sprache sollte grössere Sorgfalt verwendet seyn; man begegnet vielen Nachlässigkeiten des Ausdrucks, S. 3. 4. 5. 23. 36. 205 u. s. w., und die fremdartigen Wörter, wie Exhibition, Lucubriren u. dgl., konnten sehr leicht mit angemessenen deutschen umgetauscht werden. du.

Hamburg, auf Kosten des Vfs.: *Hamburg, topographisch, politisch und historisch beschrieben.* Zweyte Auflage, umgearbeitet und vermehrt. Erster Theil. 1810. 504 S. Zweyter Theil. 1811. 444 S. Dritter Theil. 472 S. 8.

Bey der sehr günstigen Aufnahme, die dieses Werk vor mehr als zwanzig Jahren gefunden, muss man sich wundern, dass der Vf. in unserer Zeit erst eine neue Auflage veranstaltet hat, und die Verspätung auf den Drang der jetzigen Periode schieben. Es ist eine so genaue, beglaubigte und ausführliche Arbeit über die erste der weiland Reichs- und Hanse-Städte, dass man schwerlich eine vorzüglichere über einen anderen Ort wird aufweisen können. Hamburg ist nach allen örtlichen, bürgerlichen und sittlichen Verhältnissen dargestellt, und immer auf die Gelegenheit, wie solche entstanden und sich verändert haben, Rücksicht genommen. In der neuen Auflage ist ungemein Vieles hinzugekommen, wie denn auch Manches frisch untersucht und berichtigt worden ist. Der erste Theil der alten hatte 424, in der neuen sind 80 Seiten mehr, obgleich jener noch die Beschreibung der Kirchen und öffentlichen Gebäude mit begreift, wogegen dieser mit der Topographie der Gassen endigt. Übrigens ist die Eintheilung und Behandlungsart dieselbe geblieben, wenigstens im ersten Theil, in welchem lauter allgemeine und specielle topographische Nachrichten enthalten sind. Bey Gelegenheit der historischen Bemerkung, dass Hamburg den 13 Nov. 1806 den Titel einer Hansestadt angenommen habe, stellt der Vf. eine Untersuchung des Worts *Hanse* aus vorzüglich etymologischen Gründen an, und giebt die ziemlich wahrscheinliche Vermuthung, dass es keinen Bund bedeuten könne, sondern zusammengetretene reiche Bürger. Wenn von einem hanseatischen oder Hanse-Bunde die Rede ist: so kann das wirklich keinen verbündeten oder Bundes-Bund bezeichnet haben. Was S. 79 von der Entstehung des *Millernthors* gesagt ist, kommt uns nicht ganz verständlich vor. Da an beiden Seiten des Thors Mühlen-Statt fanden: so kann solches leicht nach dieser benannt worden seyn, und hiesse also eigentlich das *Müller-* (sassisch: Möller-) Thor. Die Herleitung aus dem Lateinischen findet auch Rec. wunderlich: obgleich *porta militis* nicht sowohl durch *Soldatenthor*, als, nach dem lateinischen Ausdrucke des Mittelalters, durch *Ritterthor* übersetzt werden müsste. So hat nämlich *Spelman: Milites, Gall. Chivalers.* Die *Twieten* kommen gewiss nicht von *tuitio*, sondern von *twie* oder *twee*, zwey, und sind nichts als Zwischengässchen. Die Klagen über das schlechte Gassenpflaster sind ungegründet; es ist besser, zum Theil weit besser, als in manchen Residenzen, geschweige Landstädten. Wo in der Welt würde auch so viel Geld darauf verwendet werden können? Die Stadt hat in 9 Jahren, von 1800 — 1809, für ihr Gassenpflaster 367,717 Mark ausgegeben. Wo kann man ihr dieses gleichthun? Mit vielem Glücke hat der Vf. manche alte unverständliche Ausdrücke aus dem Schwedischen zu erklären gesucht. Z. B. stupen, staupen, von stupa, S. 233. Schon im J. 1725 wurden in Hamburg 456,250 Mk. jährlich für Milch bezahlt; jetzt mehr als dreymal so viel. Der 1805 abgebrochene Dom nahm eine Fläche von 142,520 Quadratfuss ein. Die S. 303 befindliche sonderbare Supplik eines Scharfrichters hatte Rec. bisher für den Einfall eines lustigen Kopfes gehalten; hier kommt sie im ganzen Ernste mit dem Namen *Christ. Albr. Pickel* und unter der Jahrzahl 1722 vor. Sehr belehrend sind die Nachrichten S. 352 ff. über die vormals bestandenen Handelsverhältnisse zwischen Hamburg und London. Der Nominalwerth der hamburgischen Wohnungen in der Stadt wird auf 80 Mill. Mark geschätzt. Dem ersten Theile liegt ein schöner Aufriss bey, die Stadt und ihre nächsten Umgebungen vorstellend; der bey der ersten Auflage befindliche ist mit diesem nicht im mindesten zu vergleichen.

Der zweyte Theil ist ganz angefüllt mit der Beschreibung der Stadtgebäude, und die 120 Seiten der ersten Auflage hier zu 444 ausgedehnt, wodurch Gründlichkeit und Ausführlichkeit nicht wenig gewonnen haben. So sind z. B. die Nachrichten von dem Wai-

fenhause, von dessen Einrichtung, der Zucht und Pflege der Kinder, sehr erweitert und zu einer kleinen Abhandlung geworden. Es wurden im J. 1809 bey dieser Anstalt 288,913 Mk. eingenommen und ausgegeben. Auch über das Zuchthaus kommt viel Neues vor. Es kostete 1809 nur 68,208 Mk. Überhaupt findet man über die Verwaltung der milden Stiftungen in Hamburg am Ende die Jahrrechnungen von 1808 und 1809. Die von den Freymaurern erbauten und eingerichteten Krankenhäuser sind ein neuer Artikel, auch das Schulhaus der Armenanstalt, die Börsenhalle, *Rödings* Museum und mehrere andere. Aber die Artikel sind nicht nur neu, sondern auch manche schätzenswürdige Bemerkungen; z. B. dass unter 100 Wahnsinnigen 78 schwärzliches Haar haben. Im Krankenhofe stirbt der dritte Mensch jährlich. An Arme und Kranke überhaupt sind in Hamburg vom Publicum im J. 1809 gespendet worden 1,112,738 Mk. 13 ss. 8 pf. S. 333 ist das alte Wort *fast* unrichtig gedeutet; es hatte die Idee: *jetzt*, welche in dem Zusammenhange die anwendbare ist. Das oft als Alterthum angeführte Gesetz: man solle dem Gesinde wöchentlich nicht mehr als zweymal frischen Lachs zu essen geben, findet Hr. *von H—ss* ohne allen Grund; es steht nicht in der *Buersprake*. Die Zahl aller im zweyten Theile beschriebenen Gebäude und Stiftungen ist 48.

Zum dritten Theil gehört eine Charte von dem hamburgischen Stadtgebiete, welchem auch Ritzebüttel und die Insel Neuwerk beygefügt sind. Die Vorstädte, Dörfer, Güter und Höfe geben 73 Artikel. Die Charte ist mit höchst möglicher Genauigkeit und Schönheit von Hn. *Heinrich* verfertigt worden. Zuletzt folgen zwey Tabellen, deren erste die Menschenzahl innerhalb der Stadt nach den kleinsten Specificationen in sich fasst. Das Total ergiebt 100,192 Köpfe. Die zweyte legt ein Detail aller Feuerstellen und Haushaltungen dar: die Summe jener ist 24,585; dieser 23,966. Für das Gebiet hat Hr. *v. H.* die Summe von 46,228 Köpfen gefunden; eine Zahl, die um mehrere Tausend von der in der alten Ausgabe berechneten abweicht. Übrigens enthält der dritte Theil das, was man sonst im zweyten der vorigen Ausgabe fand, nur berichtigt, erweitert, auch nach Befinden verkürzt. Die Ethognomik ist fürs erste weggeblieben. Vormals machte die Politologie, die sich besonders durch den kräftigen Geist der hamburgischen Gesetzgebung auszeichnete, den dritten und vierten Theil aus. Wahrscheinlich wird uns Hr. *v. H.* solche in einem künftigen vierten Theile liefern, welcher vielleicht noch nicht der letzte seyn wird. Wir wünschen ihm Musse, Muth und patriotische Unterstützung dazu. Den Hamburgern muss ihr Wohnort der nämliche seyn, wenn sie gleich den alten Staat und die von ihnen selbst beliebten Gesetze nicht mehr darin finden. Cht.

WINTERTHUR, in der steinerschen Buchhandl.: *Vermischte Schriften*, von *Georg Gessner*. Erstes Bändchen. 1811. 216 S. 8. (16 gr.)

Im Jahr 1809 gab der Vf. vermischte Blätter in Form einer Quartalschrift heraus, deren Fortsetzung hier in einer anderen Gestalt erscheint. Er traf diese Abänderung, weil theils er selbst, theils der Verleger, zu sehr gedrängt war, als dass die Hefte immer regelmässig hätten herauskommen können; auch ward die Versendung ins Ausland wegen der geringen Verbindung des Verlegers mit auswärtigen Buchhandlungen immer beschwerlicher. Die neuere Einrichtung hat die Bequemlichkeit, dass der in jedem Bändchen enthaltene Stoff gleichartiger seyn wird, und dem zufolge kommen in dem ersten Bändchen bloss Predigten vor. Es sind Reden, vor dem Volke gehalten, nach schwunglosen, volksmässigen Gesinnungen, doch in so edeln Ausdrücken, als der Zuhörer ertragen kann. Der Vf. meint es gut mit dem Christenthum und den Gliedern seiner Gemeine; er ist verständlich, herzlich und tolerant. Da wir seine Vorträge nicht ganz durchgehen können: so wollen wir nur einige Anmerkungen über schwache Stellen machen. Nach Anleitung des Textes, Lucas XVI, 19—31, wird der Einfluss der Liebe auf das verschiedene Loos der Menschen in vier zusammenhängenden Reden vorgetragen. Wir stossen hier gleich S. 5 auf einen Sprachfehler. „Man muss sein Glück nicht in *dem* (das) setzen, was dem Herzen nichts giebt." S. 10 braucht der Vf. von dem zeitlichen Tode den Ausdruck: „der Vorhang fällt;" und erinnert dadurch auf eine unschickliche Art in der Kirche an die Bühne. Er erklärt die Behauptung Jesu nicht, dass, wer Mosen und den Propheten nicht glaubt, auch nicht glauben würde, wenn Jemand aus den Todten auferstünde. Die meisten Zuhörer werden einer anderen Meinung seyn. Käme ein für todt erkannter, beweislich gestorbener Mensch aus dem Grabe, verkündigte seinen Bekannten das wahrhafte Daseyn der Hölle, und schilderte die Leiden, die dort der Ungläubigen warten: so würden der Gläubigen gewiss mehrere werden, mancher würde einen Theil seines Eigenthums und seiner Lüste aufopfern, um den Himmel zu gewinnen. Der Vf. huscht darüber hin, und sagt nur: „Der erleuchtete Bewohner des Lichtreiches müsse eine solche Behauptung für unwahr erkennen." Wer seine Vernunft nicht gefangen nimmt unter dem Gehorsam des Pfarrers, der wird ihm im Herzen widersprechen, und sich zum Unglauben neigen; welches er gerade verhüten wollte. Was er S. 29 über das Wiedererkennen unserer Freunde in jenem Leben äussert, ist höchst ungenügend. Jesus, meint er, hätte dadurch jeden Zweifel verbannt, dass er den Lazarus in den Schooss Abrahams versetzt. Lazarus könnte nicht, sagt er, in Abrahams Schoosse gelegen haben, ohne ihn zu erkennen. Das heisst den Zweifel keinesweges gelöst. Denn Lazarus stand mit seinem Stammvater Abraham, der über anderthalb Jahrtausende vor ihm gelebt hatte, ja nicht in demselben Verhältnisse, als Jemand mit den ihm befreundeten Zeitgenossen. Die übrigen Predigten behandeln eben so interessante fromme Gegenstände in mehreren Abtheilungen. Es sind folgende: Die Lehre vom Vergeben; die Feindesliebe; und das Festhalten an Gott. Was der Vf. den zukünftigen Bändchen aufgespart habe, hat er nicht angezeigt. In der Vorrede nennt er nur Briefe und Gedichte. Cht.

# Monatsregister

vom

August 1812.

## I. Verzeichniss der im Monat August in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

## II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)



---

## III. Intelligenzblatt des Auguſt.

### Ankündigungen.



### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 SEPTEMBER, 1812.

## THEOLOGIE.

Stettin u. Leipzig, im Verlage des Herausgebers: *Die neutestamentliche Bibel, oder die heiligen Urkunden der Christusreligion*, für alle christlichen Glaubensgenossen genau und unparteyisch übersetzt, nebst Inhaltsanzeigen, Anmerkungen, und einer Abhandlung über die Vereinigung der christlichen Confessionen. Von dem Professor *Christian Friedrich Preiss*. 1811. Erster Band. XVIII. u. 540 S. Zweyter Band. 448. S. 8. (3 Rthlr.)

Seit einem ganzen Menschenalter, sagt der Vf. in der Vorrede, habe er an dieser Übersetzung mit Bekämpfung unzähliger Schwierigkeiten gearbeitet. Wer wollte es ihm demnach verdenken, ungeachtet der in unseren Tagen so vielfach erschienenen, aber in so verschiedenem Geiste aufgefassten Arbeiten der Art, die Resultate seines Studiums auf ähnliche Weise bekannt zu machen? Warum er dieses so lange vorbereitete Werk gerade jetzt erscheinen läst, darüber giebt er zwey Beweggründe an, die für sein lebendiges Interesse an Religion und deren Beförderung alle Achtung erregen, wenn gleich der beabsichtigte Erfolg nach dem Urtheil Anderer weniger, als ihm scheint, dadurch erreicht werden möchte. Es ist nämlich auf der einen Seite die in unseren Tagen, wie es dem Vf. vorkommt, allgemein gesunkene Religiosität, welcher durch eine frühe Unterweisung aus und nach der Bibel am kräftigsten entgegengearbeitet werden könne; und auf der anderen die jetzt vielfach, besonders in Frankreich, wieder besprochene Vereinigung der getrennten christlichen Religionsparteyen, in Ansehung welcher ein sorgfältiges Studium der christlichen Urkunden als das schicklichste Mittel zur Erreichung des vorgesetzten Zweckes empfohlen zu werden verdiene. Ob dem so sehr beklagten Verfall der Religion in den Gemüthern zuvörderst durch einen gründlichen biblischen Unterricht, oder nicht vielmehr auf einem ganz anderen, die ganze Denk- und Sinnes-Art des Zeitalters in Anspruch nehmenden Wege begegnet werden müsse, und in wiefern eine *deutsche* Übersetzung, die *nur* das N. T. begreift, einer Vereinigung der verschiedenen Religionsparteyen zweckmässig vorarbeiten könne: diess sind Fragen, die wir hier nicht näher untersuchen, da sie den Gegenstand unserer Anzeige nicht unmittelbar berühren.

Wir geben zuerst die äussere Ökonomie des Werks an. Der Vf. hat es wegen der traurigen Lage des Buchhandels auf eigene Kosten abdrucken lassen, und wird ausser dieser noch eine zweyte Ausgabe veranstalten, die mit Weglassung der vorläufigen Abhandlung und der Anmerkungen ungefähr auf 20 Bogen erscheinen soll, und bey welcher er die ihm über diese erste Ausgabe zugekommenen Kritiken zu benutzen verspricht. Jedes Buch ist mit Inhaltsanzeigen versehen, und mit Anmerkungen unter dem Text der Übersetzung begleitet. Erstere folgen nicht der Ordnung der gewöhnlichen Capiteleintheilung, sondern unabhängig von ihr (obgleich sie und die Verseintheilung überall beybehalten) hat der Vf. den Text in so viele einzelne Abschnitte zerlegt, als er ihm seinem natürlichen Inhalt nach zu haben schien. So hat Matthäus 100, Marcus 90, Lucas 130, Johannes 80 solcher Abschnitte. Sie geben über die exegetischen Grundsätze und Ansichten des Vfs. manche Aufklärung, wie er sich den Zusammenhang einzelner Theile gedacht hat. So ist z. B. die Bergpredigt bey Matthäus, C. 5—7, als ein zusammenhängendes Ganzes, worin er die Hauptsumme seiner Sittenlehre vortrage, aufgeführt worden. Eben so der Abschnitt C. 9, 35—11, 1 unter der Aufschrift: *Jesus ertheilt seinen Vertrauten das Apostelamt nebst einigen dazu nöthigen Belehrungen.* Wir verdenken es dem Vf. nicht, dass er die Resultate der höheren Kritik über die Zusammensetzung unserer Evangelien bey dieser Analysis unberücksichtigt gelassen, da für seinen Zweck, als Übersetzer, nur der Zusammenhang, wie er jetzt vor uns liegt, gehörte. Übrigens sind diese Inhaltsanzeigen im Ganzen sehr gut gerathen, und können dem Leser, ausser den schicklichen Ruhepuncten, die sie ihm darbieten, durch Hinweisung auf den Hauptgedanken das Verständniss des Abschnitts im Zusammenhang sehr erleichtern. In den Anmerkungen, die hin und wieder einzelnen Stellen beygesetzt worden, hat es der Vf. meistens mit seinem unmittelbaren Vorgänger, Hn. D. *Hezel*, und einigemal auch mit den Hnn. Gebrüdern *van Ess*, zu thun, deren Übersetzungsart, gewöhnlich nicht mit Unrecht, er tadeln zu müssen glaubt. Oft scheint sein Tadel doch zu sehr ins Kleine zu gehen, z. B. zu Matth. 1, 3, wo bemerkt wird, dass *Judas*, und nicht *Juda*, geschrieben werden müsse, wie D. *Luther*, und nach ihm auch D. *Hezel* schreibe. Nach einer Anmerkung zu Matth. 5, 3 war es eigentlich nicht seine Absicht, die gegenwärtige Übersetzung mit Anmerkungen zu versehen, sondern diese insgesammt für den Commentar aufzubehalten; indessen habe er ihr doch einige Berichtigungen der beiden oben gedachten neuesten Übersetzungen beyfügen wollen. Nach

Rec. Dafürhalten wären ſie ſchicklicher ganz weggeblieben, da ungelehrte Leſer ſie nicht verſtehen, und Kenner des Originals nichts Neues in ihnen finden.

Wenden wir uns nun zur Beurtheilung der Arbeit ſelbſt: ſo ſcheint es uns hier auf einen dreyfachen Geſichtspunct anzukommen, der von der Kritik feſtgehalten zu werden verdient: Übereinſtimmung des Sinnes, Übereinſtimmung des Ausdrucks, und Befolgung eines kritiſch möglichſt berichtigten Textes. Um mit dem letzteren zuerſt anzufangen, weil ſich darüber am kürzeſten reden läſst: ſo ſcheint der Text der zweyten *griesbachiſchen* Hauptausgabe (1796 und 1806) zu Grunde gelegt zu ſeyn, nur mit der Ausnahme, daſs einzelne, theils aus den Liturgieen, theils aus den Lectionarien im Anfang der Perikopen eingewanderte Zuſätze, vielleicht der Gewöhnung der Leſer wegen, beybehalten ſind. - So die Doxologie am Schluſs der *Oratio dominica* Matth. 6, 13; ſo die Austheilungsworte des Prieſters beym Abendmahl 1 Cor. 11, 24; ſo der ganze Vers Apſtgſch. 8, 37, weil die darin vorkommende Formel zum ſpäteren Taufritual gehörte; ſo manches ὁ Ἰησοῦς, und andere beſtimmtere Ausdrücke im Anfang der Perikopen Matth. 8, 5. 14, 22. 25. Apſtgſch. 3, 11. 6, 13 u. ſ. w. Der Vf. erklärt ſich nirgends darüber, und auch Rec. hält die Sache für zu unbedeutend, als um ſich tadelnd oder billigend darüber zu äuſsern. Dagegen hält er es für nothwendig, über das zweyte Erforderniſs einer guten Überſetzung, Übereinſtimmung des Sinnes, ſein Urtheil zu ſagen, weil gerade in dieſer Hinſicht dieſes Werk ſich mit anderen ähnlicher Art in Vergleichung ſtellt, und auch wirklich beträchtliche Vorzüge vor ihnen voraus hat. In der Vorrede giebt der Vf. ſelbſt die getreue Überlieferung der Gedanken des Originals als das Princip an, dem er im Überſetzen gefolgt ſey, und äuſsert mit Recht ſeine Unzufriedenheit über diejenigen Schriften, in welchen man verſucht habe, den poſitiven Charakter der Chriſtusreligion beynahe ganz zu entfernen. Rec., und mit ihm gewiſs jeder einſichtsvolle Exeget, iſt hier ganz des Vfs. Meinung; er erkennt ſeiner Arbeit in dieſer Hinſicht den Vorzug vor vielen ähnlichen zu, und trägt kein Bedenken, in den meiſten Stellen, welche poſitive Sätze enthalten, die hier gegebene Überſetzung auch für die ſeinige zu erklären. Nur achtet er es auch für ſeine Pflicht, den Vf. auf einen Fehler aufmerkſam zu machen, in den jetzt ſo Manche verfallen, welche, wie er, die hiſtoriſche Erſcheinung des Chriſtenthums in ſeinem poſitiven Charakter zu vindiciren verſuchen. Das Poſitive wird von den Meiſten gern angenommen und beybehalten dann, wann ſein Inhalt geradezu ſich auf etwas Überſinnliches bezieht, wie die höhere göttliche Würde Jeſu, ſeine Wunder an ihm und durch ihn, u. ſ. w. Hingegen ſobald daſſelbe ſich in Dingen ausſpricht, die eher das Gepräge des Widernatürlichen, als des Übernatürlichen, an ſich zu tragen ſcheinen: ſo erlauben ſich auch dieſe Ausleger ſogenannte unhermeneutiſche Milderungsverſuche, ohne darauf zu achten, ob in den Augen und nach dem Urtheil der neuteſtam. Verfaſſer dieſs unſeren Einſichten nach Unnatürliche nicht eben ſoviel galt, als die übrigen poſitiven Sätze. Wir beſchränken uns bloſs auf zwey Beyſpiele aus dem vorliegenden Werke. Matth. 2, 9 werden die Worte: καὶ ἰδοὺ ὁ ἀστὴρ, ὃν εἶδον ἐν τῇ ἀνατολῇ, προῆγεν αὐτοὺς, ἕως ἐλθὼν ἔστη ἐπάνω οὗ ἦν τὸ παιδίον, mit *Stolz*, *Schott*, *Hezel* und anderen Auslegern überſetzt: *Und ſiehe, der Stern, den ſie im Morgenlande geſehen hatten, war ihnen zuvorgekommen, und ſtand über dem Hauſe, worin das Kind zu finden war.* Wäre dieſe Überſetzung die richtige: ſo bliebe die Erwähnung des προάγειν höchſt müſſig und unnöthig, und der Geſchichtſchreiber würde ſich unſtreitig nur begnügt haben, zu ſagen: καὶ ἰδοὺ ὁ ἀστὴρ, ὃν — ἀνατολῇ, ἔστη ἐπάνω u. ſ. w., ohne des Zuvorkommens ausdrücklich zu erwähnen. Matthäus will aber wirklich ſagen, daſs der Stern ihnen vorangegangen, und ihnen den Weg gezeigt habe, der ſie zum Meſſiaskinde führte. Dieſs zeigt unwiderſprechlich die Verbindung: προῆγεν αὐτοὺς, ἕως ἐλθὼν ἔστη, wodurch kein beſonderes, getrenntes, ſondern ein in Beziehung auf ſie Statt findendes προάγειν ausgedrückt wird. Das zweyte Beyſpiel giebt die Stelle Matth. 4, 8, wo es von dem Verſucher heiſst: καὶ δείκνυσιν αὐτῷ πάσας τὰς βασιλείας τοῦ κόσμου, καὶ τὴν δόξαν αὐτῶν, welche Worte bey dem Vf. ſo geleſen werden: *und er zeigte ihm alle umherliegenden herrlichen Ländereyen.* Der Text ſagt aber, wie Jedem einleuchtet, etwas ganz anderes. Es gehört nicht weniger zur Treue des Dollmetſchers der chriſtlichen Urkunden, auch dasjenige Poſitive getreu zu überliefern, deſſen Inhalt etwas Unglaubliches enthalten ſollte, da wir nicht unſeren Maſsſtab der Glaubwürdigkeit, ſondern den der neuteſtam. Schriftſteller daran halten dürfen. Sucht man an dieſem zu deuteln, und durch Künſteleyen das Anſtöſsige zu entfernen: ſo verfällt man vollkommen in denſelben Fehler, den man ſo laut und bitter an der entgegengeſetzten Partey der Ausleger rügt, welche mit allem Poſitiven dieſs Experiment machen. Leider, daſs es ſo wenige Ausleger giebt, die ſtark genug ſind, vor der Auslegung ihr theologiſches Syſtem, beſonders in Beziehung auf die Perſon der neuteſtam. Verfaſſer, zu vergeſſen, und erſt nach dem gefundenen Reſultat derſelben daran wieder zu denken. Dann würde auch der ganze ſonderbare Streit aufhören, den man ſeit einiger Zeit wieder hingeworfen, ob die hiſtoriſch-grammatiſche Interpretation die allein richtige ſeyn könne. Allerdings iſt ſie die einzig richtige, wenigſtens die erſte, und immer unentbehrliche, auf welcher jede höhere Auslegung beruht. Das Chriſtenthum will zuerſt als äuſsere Erſcheinung hiſtoriſch aufgefaſst ſeyn, ehe man über die höhere ſymboliſche Bedeutung der einzelnen hiſtoriſchen Hauptmomente deſſelben, ſo wie über die allgemeinen moraliſchen und religiöſen Ideen, die ſeinem doctrinellen Inhalt zu Grunde liegen, mit Sicherheit, und ohne ſich in die traurigen Irrgänge ſogenannter philoſophiſcher Auslegungen zu verlieren, etwas beſtimmen kann. Ohne Philoſophie iſt freylich der Ausleger der chriſtlichen Urkunden nur halb, und ohne ſie kann das Chriſtenthum nie als allgemein gültige, für alle Zeiten und Bildungsepochen beſtimmte Religion ergriffen werden. - Allein die höhere philoſophiſche Conſtruction deſſelben, ſo

wie besonders die höhere symbolische Entwickelung seiner historischen Hauptmomente, beruht allein auf einer gründlichen historischen Exegese, und nichts rächt sich mehr als die Vernachlässigung dieser, wozu unsere Zeit traurige Belege in Menge geliefert hat. Sie giebt den Stoff und das Materiale, das unter den Händen des philosophischen Auslegers aus seinem Inneren weiter entwickelt, und allen in ihm verborgenen Keimen und Beziehungen nach aufgedeckt werden soll. Ist dieser Stoff unrichtig aufgefasst: so wird die nüchternste Philosophie in der weiteren Bearbeitung desselben Fehlgriffe thun, noch weit mehr eine solche, die gewohnt, der schaffenden Phantasie mehr, als der besonnenen Reflexion, zu folgen, sich selber den Stoff mit leichter Mühe schafft, den sie ihren Philosophemen unterlegen will.

Nach dieser Erklärung, die wir, als ein Wort zu seiner Zeit für nothwendig, hielten, kommen wir wieder auf vorliegendes Werk zurück. Sind wir gleich im Ganzen mit der Art zufrieden, mit welcher der Vf. den positiven Inhalt der christlichen Urkunden behandelt hat: so findet sich doch in anderen Stellen Manches, was, um völlige Identität des Sinnes darzustellen, eine genauere Feile und eine fleissigere Sorgfalt verlangt hätte. Um von den historischen Büchern Beyspiele zu geben, bleiben wir bey der Bergpredigt im Matth. stehen. Cap. 4, 15. *Das ausländische Galiläa* ist eine sehr dunkle Übersetzung von dem Γαλιλαία τῶν ἐθνῶν des Originals; warum nicht lieber: das von Heiden bewohnte Galiläa? Denn diese sind hier τὰ ἔθνη. — 4, 24 steht *Epileptische* für σεληνιαζόμενοι; es sind aber Mondsüchtige, die allerdings epileptische Zufälle haben können, allein diess macht das Charakteristische der Krankheit nicht aus. — 2, 25 ist ἀπὸ τῆς δεκαπόλεως, *aus dem Umkreise von zehn Städten*, viel zu unbestimmt wieder gegeben: es hätte wenigstens heissen müssen: *der* zehn Städte, da der Name Dekapolis zehn bestimmte Städte mit ihrem Gebiet begriff. — 5, 17 wird das πληροῦν durch *seine Vollgültigkeit zu bewähren* übertragen. Jesus will aber wahrscheinlich mehr sagen, auf eine Vervollständigung des Gesetzes durch seine Sittenlehre hinweisen; dahin führen wenigstens alle im Folgenden angeführten Beyspiele und Gesetzesauslegungen, in denen insgesammt der Gesichtspunct höher genommen, und neben der Legalität der That auch noch die Moralität der Gesinnung gefodert wird. — 5, 41 ist der Ausdruck: *eine Meile weit Postdienste thun*, zu wenig alterthümlich; warum nicht lieber: eine Meile weit mitzugehen nöthigen? — 6, 24 ist μαμμωνᾶς genau genommen nicht der Götze der Habsucht, sondern des Reichthums; auch spricht Jesus hier nicht von der Habsucht, sondern von der Unvereinbarkeit des irdischen und himmlischen Interesse. — Zu Cap. 6, 27 finden wir eine kleine Übereilung in der Anmerkung. Der Vf. übersetzt den griechischen Text: τίς δὲ ἐξ ὑμῶν μεριμνῶν δύναται προσθεῖναι ἐπὶ τὴν ἡλικίαν αὐτοῦ πῆχυν ἕνα, durch: *wer von euch kann wohl zu seiner körperlichen Grösse eine Elle hinzufügen, wenn er auch* u. s. w., und sucht diese von Luther schon gegebene Auslegung durch die Bemerkung zu rechtfertigen, dass die Lebensdauer eines Menschen sich nicht mit einem örtlichen Masse, dergleichen eine Spanne ist, sondern nur durch ein Zeitmass von Jahren, Tagen, Stunden ausmessen lasse; das griechische Wort πῆχυς bedeute auch nie eine Spanne, sondern eine Elle, oder ein Längenmass von zwey Fuss. Ἡλικία werde daher am richtigsten von der Statur oder Leibeslänge verstanden, die Niemand um eine Elle verlängern könne. Allein diess Argument des Vfs. fällt mit der Anmerkung, dass der Hebräer die Lebenslänge auch mit einem räumlichen Masse vergleicht, z. B. Ps. 39, 6 mit einer Hand-Breite, Hiob 9, 25 mit einer Laufbahn. Dazu kommt noch die grössere Convenienz des Sinnes, da im Vorhergehenden von Sorgen für Nahrung, Kleidung und andere unentbehrliche Bedürfnisse die Rede gewesen ist, wovon sich gar kein schicklicher Übergang auf körperliche Grösse denken lässt. Treffend ist auch gegen des Vfs. Auslegung die Bemerkung im *paulus'schen* Commentar, dass Verlängerung der Statur mit einer πῆχυς nicht ein *minimum*, sondern ein *maximum* seyn würde, was hier gar nicht Statt finden darf. — 7, 6 *sie möchten solche mit den Fussen treten, um sich hauen, und euch verwunden;* καὶ στραφέντες hat nicht den Sinn, den ihm hier der Vf. giebt. Es ist nur, der gewöhnlichen orientalischen Sitte gemäss, den Erfolg nach seinen einzelnen Theilen darzustellen, eine Art von Pleonasmus, deren in der sinnlichen, alles der Anschauung so nahe als möglich bringenden Erzählung viele vorkommen. — 7, 14 durfte ζωή, unbeschadet der Wörtlichkeit, durch *Heil* übersetzt werden, wie es auch bey Johannes immer gegeben ist. Um auch eine Probe von der Übersetzung der Briefe zu geben, wählen wir noch einige Beyspiele aus dem Brief an die Römer. Die schwere Stelle gleich zu Anfang desselben, 1, 4, die Worte κατὰ πνεῦμα ἁγιωσύνης betreffend, scheint Rec. unrichtig aufgefasst zu seyn. Der Vf. übersetzt: *aber dem göttlichen Geiste nach, durch die Auferstehung von den Todten, kräftiglich als Gottes Sohn Bewährten.* Er lässt sich hier, wie andere Ausleger, unstreitig verführen durch die Gleichheit des Ausdrucks κατὰ πνεῦμα mit dem vorhergehenden κατὰ σάρκα. Dass aber ein solcher Gegensatz nicht da sey, erhellt aus dem Beysatz ἐξ ἀναστάσεως νεκρῶν. Diese, als äusserer Act, konnte nicht für die Göttlichkeit des Geistes in Jesu zeugen; vielmehr zeigt schon die verschiedene Wortstellung an, dass der Ausdruck κατὰ πνεῦμα ἁγ., als Anzeige des bewirkenden Princips, mit ὁρισθέντος verbunden werden muss, und dass ἐκ hier als Zeitpartikel zu fassen ist, womit die neutestam. Vorstellung genau übereinkommt, die in dem Wunder der Auferstehung den Hauptbeweis für die Messiaswürde Jesu findet. Wir würden demnach die ganze Stelle so fassen: *der seit seiner Auferstehung von den Todten durch heilige Geisteskraft herrlich ist als Gottes Sohn erklärt worden.* — Auch die Übersetzung des Vfs. von χάριν καὶ ἀποστολήν, *Würde des Apostelamtes*, im folgenden V. wissen wir nicht zu rechtfertigen; es muss, wie Jeder einsieht, heissen: das Geschenk, die Gnade des Apostelamtes. — In ὀργή V. 18 liegt der Begriff von *Straf-*

gerechtigkeit nicht, wodurch es hier gegeben; es bezeichnet Strafe, Strafgericht. — Nicht weniger muss διότι γνόντες τὸν θεὸν V. 21 bloss von der Möglichkeit der Erkenntniss verstanden werden, da Paulus im Vorhergehenden sowohl als Folgenden den Heiden den Besitz aller wahren Gotteserkenntniss abspricht. Nicht also: *ungeachtet sie nun Gott erkannten*, wie es hier gegeben; sondern: *denn obschon sie Gott wohl erkennen konnten*, müssen die Worte gefasst werden. — V. 24 ἐπιθυμίαι τῶν καρδιῶν εἰς ἀκαθαρσίαν sind mehr als bloss *sinnliche Lüste*, es sind unreine, schändliche Begierden. — V. 38 τὸ δικαίωμα ist nicht, *was Gott für recht anerkennt*, sondern es bezeichnet den Rechtsausspruch, das Urtheil Gottes, das durch das folgende ὅτι seinem Inhalt nach angegeben wird. Ohne Noth macht der Vf. aus dem Einen Gedanken des Originals mehrere Sätze. — C. 2, 10 δόξα ist nie *Vollkommenheit*, sondern es bezeichnet durchgängig die Herrlichkeit eines überirdischen Zustandes, mag es nun von der Gottheit selbst, oder von Jesu, oder von der Zukunft seiner Verehrer gebraucht werden. — 2, 16 ist διὰ Ἰησοῦ Χριστοῦ zu verbinden mit κρινεῖ ὁ θεὸς, *wann Gott richten wird in der Person Jesu Christi*, nicht mit εὐαγγέλιόν μου, wie es der Vf. giebt, *nach der durch den Messias Jesu mir zu Theil gewordenen Heilslehre*, denn Jesus Christus erscheint als Weltrichter im Namen Gottes, 2 Timoth. 4, 1. 1 Petr. 4, 5. —

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

# KLEINE SCHRIFTEN.

## THEOLOGIE.

Obige Recension der *preissischen* Übersetzung des N. T. erinnert uns an eine früher erschienene Ankündigung derselben, von welcher wir eine durch Zufall bey uns verspätete Anzeige eines anderen Mitarbeiters an diesen Blättern hier nachzuliefern für Pflicht halten:

*Stettin*, b. Kaffke: *Der Brief an die Hebräer*, als Versuch einer neuen und zwar genauen und unparteyischen Dollmetschung aller Bücher des Neuen Testaments. Nebst kurzen Inhaltsanzeigen und einem merkwürdigen Vorberichte von *Christ. Friedr. Preiss*, Prof. in Stettin. 1804. 77 S. 8. Diese Probe einer neuen Übersetzung der heil. Urkunden des Christenthums ist zwar nicht schlecht zu nennen, denn es fehlt dem Vf. weder an Kenntniss der hellenistischen und deutschen Sprache, noch im Ganzen an Fleiss und Sorgfalt (er hat, nach S. 10 das *nonum prematur in annum* fast *dreyfach* beobachtet); aber wenn sie gut heissen sollte: so müsste der Vf. mehr in den Geist und die eigenthümliche Manier seines Schriftstellers eingedrungen seyn, sich feste Übersetzungsgrundsätze mehr zu eigen gemacht haben, und vor allen Dingen mehr Geschmack besitzen, als er in dieser Probe an den Tag legt. Da Hr. P. nur eine einzige Anmerkung S. 25. 26 mitgetheilt, alle übrigen aber für einen künftig herauszugebenden Commentar über die sämmtlichen Bücher des N. T. zurückbehalten hat (was bey einer solchen Probeschrift keinesweges zu billigen ist): so können wir uns weniger an die Stellen halten, welche „ihrer Neuheit wegen auffallend seyn möchten (S. 26)," (wiewohl wir dergleichen eben nicht bemerkt haben); sondern wir müssen an einigen Stellen, wie sie sich uns darbieten, zeigen, was der Vf. eigentlich geleistet habe.

C. 1, 1—4: „(V. 1) Nachdem Gott ehemals zu verschiedenen Zeiten und auf mannichfaltige Art unsere Vorfahren belehret hatte; (V. 2) liess er in dieser letzten Zeit uns durch seinen Sohn belehren, den er zum allgemeinen Erben eingesetzet, durch den er auch die Welt erschaffen hat; (V. 3) Der als ein Abglanz seiner Herrlichkeit und ein Ebenbild seines Wesens, Alles mit seinem kraftvollem (kraftvollen) Befehle regierend, durch seinen Tod Vergebung unserer Sünden bewirkt und sich zur Rechten der himmlischen Majestät gesetzet hat; (V. 4) Indem er so weit über die Engel erhaben ist, als sein Name über den ihrigen hervorragt." Über die willkührlich veränderte Vers-Abtheilung in V. 1 u. 2 wollen wir nichts bemerken; aber auffallend ist es, dass Hr. P. die Worte: ἐν τοῖς προφήταις ganz ausgelassen hat. Hält er sie für unächt (aber dann durfte dieser kritische Verdacht um so weniger verschwiegen werden, da unsere kritischen Ausgaben des N. T. nichts hierüber sagen), oder ist es Nachlässigkeit? Das wäre aber kein Beweis von der verheissenen Genauigkeit! Hr. P. tadelt in der schon erwähnten einzigen Note die neueren Auslagen wegen verschiedener Übersetzung von ἐπ' ἐσχάτων τῶν ἡμερῶν. Seine Erklärung ist richtig; aber er hätte den Idiotismus *Tage* ausdrücken sollen, wenn er ganz genau übersetzen wollte. Der *allgemeine Erbe* ist auch nicht genau der κληρονόμος πάντων, der Erbe (Eigenthümer, Herr) aller Dinge; τὰ πάντα bezeichnet die ganze Schöpfung und ist keinesweges mit αἰῶνες einerley. Wenn man auch nicht leugnen kann, „dass αἰῶνες ohne Zweifel die *Welt* bedeutet" (S. 26): so ist es doch in allen Stellen des N. T. nur die Welt, in wiefern sie in der Zeit existirend gedacht wird. Φέρων τὰ πάντα τῷ ῥήματι τῆς δυνάμεως αὐτοῦ ist nicht: „Alles mit seinem kraftvollen Befehle regierend," sondern: *er bringt durch seinen Allmachts-Spruch das All hervor*, wobey nicht bloss an das: *es werde!* der Genesis, sondern an die fortwährende Schöpfung und Einrichtung in der Welt zu denken ist. *Durch seinen Tod Vergebung unserer Sünden bewirkt.* Das ist nicht Übersetzung, sondern Paraphrase der Worte: δι' ἑαυτοῦ καθαρισμὸν ποιησάμενος τῶν ἁμαρτιῶν ἡμῶν. Reinigung ist ein anderer Begriff als Vergebung (ἄφεσις) und das emphatische δι' ἑαυτοῦ ist *durch seinen Tod* bey weitem nicht erschöpft; es bezeichnet das *in eigener Person*, und ist dem μεσίτης entgegengesetzt, wenn nicht auch dem Doketismus. Wie ungenügend endlich V. 4: ὅσῳ διαφορώτερον παρ' αὐτοὺς κεκληρονόμηκεν ὄνομα durch: *„als sein Name über den ihrigen hervorragt*, leuchtet auf den ersten Blick ein.

Eben so sind im XI Capitel mehrere Stellen nichts weniger als musterhaft übersetzt. V. 1. „Es ist aber der Glaube eine zuversichtliche Erwartung dessen, was man hoffet," πίστις ἐλπιζομένων ὑπόστασις, die Grundlage, Basis aller unserer Erwartungen; ohne πίστις kann keine ἐλπὶς seyn. V. 2: „Durch ihn haben sich unsere Vorfahren vielen Ruhm erworben." Der Text stellt die Alten *als Zeugen und Muster* auf (ἐμαρτυρήθησαν). V. 6. *Denn wer Gott verehren will;* τὸν προσερχόμενον τῷ θεῷ muss hier wörtlich übersetzt werden, weil von Enoch, der zu Gott kam (in die Wohnung Gottes), die Rede ist. Der ganze Vers sollte auch wohl nicht als allgemeine Sentenz genommen, sondern bloss auf den unmittelbar vorhergehenden Fall bezogen werden. Die Vorfahren, welche Hr. P. V. 33 „Tugend befördern" lässt, haben bloss *Gerechtigkeit gehandhabt* (εἰργάσαντο δικαιοσύνην). Wenn V. 35 übersetzt wird: „Weiber erhielten ihre auferweckten Todten wieder. Andere liessen sich zu Tode martern, und verlangten keine Rettung, um einer desto herrlichern Auferstehung theilhaftig zu werden" — so gesteht Rec., dass er diese Übersetzung nicht recht versteht. Die „*Bastarte*" C. 12, 8 hätte der Vf. bey Morus lassen sollen.

Nach solchen Proben (die wir nöthigen Falls noch mit einigen Dutzenden zu vermehren bereit sind) wird wohl Jeder an dieser Übersetzung noch vieles vermissen, wiewohl Hr. P. selbst eine sehr hohe Meinung von derselben zu haben scheint. Wir wollen indess der düstern Hypochondrie des Vfs. Manches zu gut halten, besonders auch das, was er, ohne Grund, auf blosse Wahrscheinlichkeit bauend, gegen den edlen hochherzigen *Koppe*, an dessen persönliche Bekanntschaft sich Rec. noch jetzt mit Freude und — Wehmuth über den zu früh Vollendeten! erinnert, als Beschuldigung vorbringt, und die verheissene Übersetzung selbst, welche die Frucht eines mehr als 25 jährigen Studiums seyn soll, ruhig erwarten.

N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 SEPTEMBER, 1812.

## THEOLOGIE.

Stettin u. Leipzig, im Verlage des Herausgebers: *Die neutestamentliche Bibel, oder die heiligen Urkunden der Christusreligion* u. s. w. Von *Christian Friedrich Preiss* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Röm. 3, 22 ist die Übersetzung des Textes: δικαιοσύνη δὲ θεοῦ διὰ πίστεως Ἰησοῦ Χριστοῦ, *diese Begnadigung bey Gott, die der Glaube an Jesus Christus bewirkt*, ungeachtet ihrer Ausführlichkeit undeutlich und unbestimmt. Man möchte leicht diess Bewirktwerden der Begnadigung durch den Glauben missverstehen, leicht diesen, den Glauben der Menschen an die versöhnende Kraft des Todes Jesu (denn diess ist der Inhalt des Glaubens bey Paulus in Beziehung auf die Begnadigung, vgl. Röm. 3, 25), für die *caussa movens* der Begnadigung bey Gott halten. So hat sich aber Paulus den Zusammenhang zwischen Glauben und Begnadigung nicht gedacht. Das Princip der letzteren war ihm die χάρις τοῦ θεοῦ: von dieser Huld und Gnade Gottes ging ihm die Begnadigung aus; seine unendliche Liebe und Güte gegen das Menschengeschlecht bestimmte ihn zu dem messianischen Rathschluss, seinen Sohn in die Welt zu senden, ihn für die Sünden der Menschen sterben zu lassen, und diesen Tod als Sühnopfer für diese Sünden anzunehmen. Vgl. 3, 24 δικαιούμενοι δωρεὰν τῇ αὐτοῦ χάριτι, 25. Eph. 2, 5. Das Aneignungsmittel dieser geschenkten Begnadigung war nun von Seiten des Menschen der Glaube, die wahre *caussa instrumentalis*, und an seiner Stelle eben so unentbehrlich, als jene *caussa movens* bey Gott. Denn der Mensch musste glauben, dass der Tod Jesu wirklich jene versöhnende Kraft gehabt, dass er von der unendlichen Güte Gottes als Sühnopfer für seine Sünden angenommen sey, wenn ihm die Möglichkeit seiner Aussöhnung mit Gott klar werden sollte. Gott begnadigt aus Liebe, der Mensch aber wird begnadigt im Glauben. Dieser Ansicht nach, die unstreitig die ächt paulinische ist, erscheint die gegebene Übersetzung als unrichtig. Es durfte nicht heissen: *Begnadigung, die der Glaube an Jesus Christus bewirkt*, sondern, wenn ja umschrieben werden soll, *die vermittelst des Glaubens an J. C. festgehalten, zugeeignet wird*. Rec. würde am liebsten bey der Kürze des Originals stehen bleiben: *Begnadigung Gottes, vermittelst des Glaubens an J. C.*

Wir halten diese Beyspiele für hinreichend, um den Grad von Genauigkeit anschaulich zu machen, womit in dieser Übersetzung der Sinn der neutestam. Verfasser wiedergegeben ist. Ein tieferes Eindringen in die religiösen Ideen, sowie in den religiösen Sprachgebrauch des Urchristenthums, bleibt allerdings noch zu wünschen übrig; doch verkennen wir keineswegs das mancherley Gute, das diese Arbeit vor ähnlichen ihrer Art auch in dieser angegebenen Hinsicht voraus hat.

Es ist nun noch kurz von dem dritten Gesichtspunct zu reden, welcher in der Beurtheilung dieses Werks festgehalten werden muss. Er betrifft die Übereinstimmung des Ausdrucks zwischen Original und Übersetzung, nicht bloss in Ansehung des gleichbleibenden Gebrauchs von einzelnen für gewisse Ausdrücke des Originals in bestimmten Bedeutungen gewählten Wörtern, sondern auch in Ansehung des Ganges der Rede, der Construction, der Verbindung einzelner Sätze. Dass die Kritik in Beziehung auf die alterthümliche Form nicht weniger, als in Hinsicht der getreuen Darstellung des Sinnes, gerechte Foderungen an einen Übersetzer zu machen habe, erkennt der Vf. selbst an. Denn theils in der Vorrede S. XIII wird der Unterschied seiner Arbeit von der neuesten *hezelschen* unter anderen auch dahin angegeben, dass er an mehr als hundert Stellen die directe Rede des Originals beybehalten, und nicht, wie dort geschehen, in die indirecte verwandelt habe; theils aber auch in den Anmerkungen trifft sein Tadel die unmittelbaren Vorgänger besonders häufig wegen der Vernachlässigung dieser Genauigkeit, die dem Ausdruck des Originals, so viel als es die fremde Sprache erlaubt, nahe zu kommen sucht. Aber auch hier vermissen wir noch das aufmerksame, lang fortgesetzte Studium, das allein zur Vollendung führen kann, und fodern daher den Vf. bey einer zweyten Ausgabe zur wiederholten sorgfältigen Durchsicht auf, wohl wissend, dass eine Vollendung der Art bey einer so ausführlichen, in ihren einzelnen Theilen nicht von Einem Geist durchdrungenen Arbeit nicht das Werk der ersten Feile seyn kann. Einzelne Beyspiele solcher nöthiger Verbesserungen mögen diese Anzeige beschliessen. Matth. 1, 15 ist πρὶν ἢ συνελθεῖν αὐτοὺς gegeben: *noch vor der Hochzeit*; warum nicht lieber bey den Worten des Originals geblieben, wie *Stolz: noch ehe sie zusammenkamen?* Der ganze Vers ist überhaupt in der Übersetzung verunglückt, da sowohl Construction als Ausdruck im höchsten Grade frey gewählt sind. Der Schluss von C. 2, 12: *daher wählten sie einen anderen Rückweg in ihre Heimath*, macht einen Zusatz, von dem im Text keine Spur da ist. Auffallend ist das Missverständniss

bey Matth. 5, 2. Hier tadelt der Vf. mit Recht die *van efsische* Überſetzung, welche die Formel ἀ οἴξας τὸ στόμα αὐτοῦ, als einen überflüſſigen Pleonasmus, ganz ausgelaſſen hat, weil, wie ſehr richtig bemerkt wird, Wendungen dieſer Art ganz vorzüglich zu den Eigenthümlichkeiten der Manier und Erzählungsweiſe der neuteſtam. Schriftſteller gehören. Wie konnte er nun aber fortfahren: „man kann ſie entweder ganz wörtlich ausdrücken, *er öffnete ſeinen Mund*, oder, um doch wenigſtens einen ähnlichen Pleonasmus an die Stelle dieſes neuteſtamentlichen zu ſetzen: *er begann zu ſprechen;*" welches letztere dann auch geſchehen iſt. Rec. kann hier gar keine Alternative zuläſſig finden, ſondern muſs auf der wörtlichen Übertragung der Formel beſtehen. Wir wollen ja nicht bloſs irgend einen Pleonasmus überhaupt hier leſen, ſondern wir wollen den Pleonasmus des Originals, d. h. gerade denjenigen, der in der Vorſtellungsart und Ausdrucksweiſe der neuteſtam. Schriftſteller ſeinen Grund hatte. Wie nun der Erzählungsſtil des Orientalen gerade darin ſein Charakteriſtiſches findet, daſs er die einzelnen Acte der Handlung im Vortrag unterſcheidet, und dadurch eine gewiſſe Polylogie veranlaſst, wozu ihn die Lebendigkeit ſeiner Phantaſie und die daraus reſultirende Neigung zu einem ſinnlich anſchaulichen Vortrag verleitet: ſo würde offenbar dieſs Charakteriſtiſche verſchwinden, ſobald es dem Überſetzer erlaubt ſeyn ſollte, an die Stelle jener, der Vorſtellungsart des Schreibenden eigenthümlichen Pleonasmen andere willkührlich aus ſeinem Idiom zu wählen, die ihrem Urſprung nach oft auf eine ganz andere Vorſtellung zurückführen. — Matth. 5, 6 ὅτι αὐτοὶ χορτισθήσονται, *ihre Begierde wird geſtillt werden*, iſt um ſo weniger zu billigen, da der erſte Satz wörtlich überſetzt iſt. — Matth. 5, 22 iſt γέεννα durch *Feuerſchlund* gegeben; V. 29 ſteht für denſelben griechiſchen Ausdruck in der Überſetzung *Feuer*, ein willkührlicher Wechſel, der auch noch in anderen Stellen vorkommt, z. B. Matth. 6, 2. 5, wo dieſelbe Formel: ἀπέχουσι τὸν μισθὸν αὐτῶν, das erſte Mal durch: *ſie haben ihre Belohnung weg*, das zweyte Mal: *das iſt ihre ganze Belohnung*, gegeben wird. — Matth. 5, 37. *Braucht daher in euren Geſprächen nichts, als Ja und Nein*, für das griechiſche: ἔστω δὲ ὁ λόγος ὑμῶν ναὶ ναί, οὒ οὔ, mögen wir auch nicht rechtfertigen. — Nicht bloſs Willkühr des Ausdrucks, ſondern auch ein ganz fremder Sinn iſt in der Stelle Matth. 6, 31 ausgedrückt: *dergleichen Sorgen ängſtigen nur Heiden*, wofür im Original geleſen wird: πάντα γὰρ ταῦτα τὰ ἔθνη ἐπιζητεῖ. Wir enthalten uns, mehrere Beyſpiele zu geben, überzeugt, der Vf. werde, bey ſeinem achtungswerthen Eifer für ſein Unternehmen, auch in dieſer Hinſicht demſelben durch ein fortgeſetztes ſorgfältiges Studium eine gröſsere Vollkommenheit zu verſchaffen wiſſen.

P. A.

1) Stuttgardt, b. Metzler: *Über Religions-Vereinigung.* Ein Wort ruhiger Prüfung und offener Erklärung, als Beytrag zur Sicherung des Friedens in der chriſtlichen Kirche. Von *Friedrich Steudel*, Diaconus in Canſtadt. 1811. VIII u. 223 S. gr. 8. (16 gr.)

2) Stettin u. Leipzig, im Verlage des Vfs.: *Die Vereinigung oder vielmehr das beſte Religions-Annäherungsmittel für alle chriſtlichen Confeſſionen*, empfohlen von dem Dollmetſcher der neuteſtamentlichen Bibel, *Chriſtian Friedrich Preiſs*. 1811. 68 S. gr. 8. (6 gr.)

3) Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Entwurf einer Kirchen- und Toleranz-Verfaſſung*, aus den Papieren eines ſtaatsklugen Indifferentiſten, und mit Anmerkungen begleitet von dem Herausgeber. VI u. 112 S. 8. (12 gr.)

Unter den vielen Schriftſtellern, welche ſeit mehreren Jahren über die Wiedervereinigung der getrennten chriſtlichen Religionsgeſellſchaften ihre Stimmen abgegeben haben, hat ſich auch nicht Einer bis zu einem höheren, ideal-weltbürgerlichen Standpunct erhoben, und von dieſem aus die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, die Wahrſcheinlichkeit oder Unwahrſcheinlichkeit einer einſtmaligen *allgemeinen* Vereinigung aufgefaſst und beurtheilt. So lange aber dieſes nicht geſchieht, werden wir uns ewig in demſelben Kreiſe kirchlich-dogmatiſcher Anſichten, Hoffnungen und Befürchtungen einſeitig und ängſtlich herumdrehen, jede Partey wird das Bekannte für ihre Meinungen wiederholen, und keine die andere überzeugen. In der That iſt dieſs auch, wie die Sachen nun ſtehen, gar nicht anders möglich. Der Weltgeiſt ſchreitet fort, langſam, in ſeinen Zeichen und Wirkungen lange oft Tauſenden kaum vernehmbar, aber ſicher und unaufhaltſam. Er iſt bereits ſo weit fortgeſchritten, daſs der Katholik nicht mehr Proteſtant, und der Proteſtant nicht mehr Katholik werden kann oder werden ſoll. Iſt die katholiſche Kirche gegenwärtig noch dieſelbe, welche ſie zur Zeit der Reformation war? Die Beſchränkung der Obergewalt des Papſtes, die Seculariſation der groſsen geiſtlichen Beſitzungen, die Aufhebung der Klöſter u. ſ. w. — Alles muſs uns überzeugen, daſs dem Katholicismus in ſeinem Inneren eine weſentliche Veränderung bevorſteht. Auf der anderen Seite iſt dieſs derſelbe Fall bey dem Proteſtantismus. Er war unſtreitig zu ſeiner Zeit eine neue Zurückführung des Geiſtes aus dem Endlichen zum Unendlichen. In dem feſten, und — ſo weit es möglich war, conſequenten Bau, worin ihn ſeine erſten Begründer als Gegenſatz des Katholicismus aufführten, vermochte er, ſchon allein um dieſes Gegenſatzes willen, durch den Lauf einiger Jahrhunderte nach ſeinen einzelnen Theilen ſich zu behaupten. Wie ſehr aber haben ſich ſeit funfzig und mehreren Jahren die Verhältniſſe deſſelben nach Innen und nach Auſsen verändert! Das alte, in ſeiner Art conſequente Syſtem wird nun gleichwohl ſchwerlich mehr behauptet werden können: die neuere ideenleere Behandlungs- oder vielmehr Verwäſſerungs-Weiſe deſſelben genügt noch weit weniger. Der Geiſt des Proteſtantismus aber wird bleiben, und wird in inniger Verknüpfung mit den weſentlichen Urformen des Chriſtenthums, denen der Katholicis-

mus in sehr Vielem weit näher verwandt ist, als nun noch Viele glauben, für beide Theile, für Katholiken und Protestanten, ein neues Besseres und Vollendeteres erzeugen, das weder Katholicismus, noch Protestantismus in dem engen Sinne seyn wird, wie diese Ausdrücke jetzt noch in allen den verschiedenen Schriften über die Religionsvereinigung gebraucht werden. Das Christenthum ist, als religiöses Institut oder als Kirche betrachtet, seinen inneren und äusserlichen Formen nach eine positive Religion, alles Positive aber ist mit der Zeit unvermeidlichen Modificationen und Veränderungen ausgesetzt. Das Christenthum selbst, seinem Geiste oder seinem inneren Wesen nach, hat hiebey durchaus nichts zu befürchten, vielmehr wird es in der ihm bevorstehenden neuen Beseelung lebensreich und göttlich, liebenswürdig und gross erscheinen. Es kann nie wieder für unser Geschlecht verloren gehen, da es die Einheit des Sichtbaren und des Unsichtbaren, die ewige Verbindung des Irdischen und des Göttlichen, von religiösem Gesichtspuncte aus in seiner innersten Natur ausgesprochen und dargestellt hat. In welchen äusserlichen Formen alsdann aber auch das innerliche Wesen seiner Lehren und Ansichten als Kirche dargestellt werden wird: — die erhabensten und ewig wahren Ideen aller Religion werden darin ausgesprochen werden. Von dem Zeitpunct an, da wir das, was wir jetzt nur noch in einseitigem kirchlichem Sinne als Dogma nehmen und behaupten oder bestreiten, in das Reich der Ideen verpflanzen, — wird die Vereinigung der getrennten christlichen Gesellschaften möglich seyn, und im Laufe der Zeiten wirklich zu Stande kommen. Wann diess geschehen werde, weiss Niemand; aber gewiss werden wir damit dem berühmten *mercierschen* Jahre 2440 noch zuvoreilen. Es ist vor langer Zeit schon von einem denkenden Gelehrten, wiewohl aus anderem, beschränktem Gesichtspuncte, der Beweis geführt worden, dass das Kirchlich-Positive einer Religionsform, als solches, mit den Jahren nach der stufenweisen Abnahme seiner Anwendbarkeit - *berechnet* werden könne. (Siehe *Joh. Craig's* (eines zu seiner Zeit berühmten Mathematikers) *Theologiae Christianae principia mathemat. Lond.* 1699. 4. *Lips.* 1755.) Nach zwey tausend Jahren hatte der Mosaismus sich überlebt: nach zwey tausend Jahren wird das Christenthum, das sich als Offenbarung des Unendlichen nie überleben kann, noch so neu und innerlich lebensreich seyn, als es in seinem ersten Entstehen war, aber eine andere, dem ganzen Zustande unseres jetzigen intellectuellen und gesellschaftlichen Lebens entsprechendere, äusserliche Formen erhalten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen haben wir zu näherer Bezeichnung gegenwärtiger Schriften nur noch Weniges zu bemerken nöthig.

No. 1 ist gegen die Schrift: *Friedensworte an die katholische und protestantische Kirche für ihre Wiedervereinigung* (Sulzbach, b. Seidel. 1810) verfasst. Der Vf. schreibt mit aufrichtiger Überzeugung, das sieht man, und verdient in sofern Achtung. Er ist von ganzem Herzen Protestant; doch befleissigt er sich einer lobenswerthen Mässigung, was um so mehr Pflicht war, da sein Gegner auch mit Bescheidenheit geschrieben hat. Tadeln müssen wir es indess an seinem Buche, dass er nicht den Muth hatte, in Allem ganz streng und consequent bey dem orthodoxen System seiner Kirche zu bleiben, denn dadurch giebt er seinem Gegner manche Blösse. Nach aufmerksamer Durchlesung dieses Buchs fühlt Rec. es von Neuem sehr lebhaft, dass jetzt so wenig, als ehemals zur Zeit der Reformation, ein Katholik einen Protestanten, und umgekehrt ein Protestant einen Katholiken, durch das, was Beide ihre „Gründe" nennen, überzeugen wird. Wie Vieles lässt sich doch über die auch hier wieder so ausführlich zur Sprache gebrachten dogmatischen Sätze von dem entscheidenden Ansehen der Bibel zugleich neben einem unbedingten Vernunftgebrauch, von der Tradition, von den Sacramenten, von der Verehrung der Heiligen u. s. w., wie Vieles lässt sich über alle diese Sätze *Für* und *Wider* sagen, wie man die Sache nämlich nach begrenzten dogmatischen Ansichten eben auffasst! Wie kleinlich erscheint z. B. auch hier wieder und nach allem dem, was unser Vf. so weitläuftig darüber beybringt, der ganze Streit über die Transsubstantiationslehre! Als dogmatische Behauptung hebt sie allen Vernunftgebrauch auf, und kann nicht behauptet werden. Diess muss der Katholik erkennen. Aber nicht durch Verstandesvernünfteleyen soll hier gerichtet und entschieden werden, wie der Protestant thut, der Ausser- oder Über-Natürliches in sein System aufnimmt, und sich dann auf einmal für verständiger als der Andere hält, weil er vielleicht ein oder ein anderes Unbegreifliches weniger behauptet, als dieser. Diess muss der Protestant einsehen. Gleichwohl wird die oben angedeutete Zeit gerade in Ansehung auch dieser Lehre, in Absicht auf welche unser Vf. mit Anderen jede Vereinigung schlechthin für unmöglich erklärt, eben auf die leichteste Art eine Vereinigung bewirken. Wenn das katholische Dogma von der Transsubstantiation unmöglich in der nächsten Periode weiter behauptet werden kann: so spricht es als Idee den Inbegriff aller Religion aus: Einheit des Realen und Idealen, Verknüpfung des Irdischen und Göttlichen. Ist Religion Anschauung und Erkenntniss des schlechthin Idealen: so ist ihr tiefstes innerstes Wesen in der Idee einer solcher Feyer veranschaulicht. Hienach bestimmt sich denn auch die hier mit so vieler Wärme erörterte Frage, ob das Abendmahl (oder vielmehr, wie wir sagen würden, ein ihm entsprechendes Ritual bey neuer Beseelung der Formen des Christenthums) gefeyert werden könne und dürfe, ohne dass jedesmal eben Brod und Wein dabey wirklich genossen werde, die von unserem Vf. natürlich durchaus verneinend entschieden wird. — Eben so ermüdend ist's, hier das ewige Einerley des *Für* und *Wider* über die Fragen von der Heiligenverehrung, vom Fegefeuer u. s. w. ohne Ideen vorgetragen zu lesen.

Was No. 2 betrifft: so muss Rec. die Beurtheilung dieser Blätter durchaus von der Beurtheilung der Übersetzung, für welche solche (obgleich sie auch einzeln verkauft werden) zunächst zur *Vorrede* bestimmt sind, trennen. Diese Übersetzung ist von der

Art, daſs ihr das Publicum ohne Zweifel den Vorzug vor allen unseren neuesten Übersetzungen, namentlich der *stolzischen, eckischen* und *hezelischen*, einräumen dürfte. Die gegenwärtige Schrift dagegen enthält zu gleicher Zeit so *viel* und so *wenig*, und trägt beides in einer so trockenen Sprache und nach einem so übel angelegten Plane vor, daſs Rec. sich in der That in Verlegenheit befindet, ein ihm selbst genügendes Urtheil über sie zu fällen. Sie enthält erstaunlich viel. Denn sie zählt in ihrem ersten Abschnitt auf 15 eng gedruckten Seiten alle christlichen Secten auf — von den Ebioniten und Nazaräern bis zu den Weigelianern und Gichtelianern. Darauf theilt sie uns nicht mehr und nicht weniger, als — 39 Einigungsmittel oder Versuche mit, welche bereits ohne Erfolg zur Vereinigung der verschiedenen Religionsgesellschaften gemacht worden sind u. s. w. Bey diesem Allen aber enthält sie von dem, was der Titel sagt, sehr wenig, oder eigentlich nichts. Inzwischen sieht man S. 68 aus dem Beschlusse des Ganzen noch wohl, was der Vf. eigentlich beabsichtigte. Die Schrift soll seiner Übersetzung des N. T. zur Empfehlung dienen, und deren Verbreitung befördern helfen. Diese aber wird sich durch ihren inneren Gehalt gewiſs weit mehr empfehlen, als durch diese nicht gelungene Arbeit geschehen dürfte.

No. 3 enthält ein recht verständiges Räsonnement über achtzehn wichtige Aufgaben in Beziehung auf die auf dem Titel bezeichneten Gegenstände, wobey denn auch die Religionsvereinigung, und was sich für und wider diese Sache sagen läſst, zur Sprache gebracht wird. Daſs bey der Wichtigkeit der verschiedenen Aufgaben, worüber hier abgeurtheilt wird, nichts wissenschaftlich und gründlich durchgeführt seyn könne, bedarf kaum bemerkt zu werden. Wahr und beherzigenswerth inzwischen ist, was der Vf. im *Anhange* über die in unseren Zeiten so wichtig gewordene Frage von der Rechtmäſsigkeit oder Unrechtmäſsigkeit der Besteuerung der geistlichen Güter sagt, indem er mit den bekannten Gründen darthut, daſs die Immunitäten der geistlichen Güter nicht mit den Immunitäten der Feudal-Besitzungen verglichen, und folglich auch nicht mit diesen nach gleichem Maſsstabe besteuert werden können. H. II.

## KURZE ANZEIGEN.

Theologie. 1) *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Vollständiger christlich-katholischer Religionsunterricht.* Zum Gebrauche für Lehrer und Schüler in drey Theilen, mit einleitenden Begriffen vom Daseyn Gottes. Eine vom fürstbischöflichen Ordinariate zu Constanz gekrönte Preisschrift, bearbeitet von *Johann Nepomuk Biechele*, der Gottesgel. Doctor, bischöfl. Deputat und Pfarr-Rector zu Rothweil im Breisgau. 1810. XIV u. 310 S. gr. 8. (14 gr.)

2) *Wien*, b. Schaumburg u. Comp.: *Exposition familière de la doctrine de l'Eglise catholique.* 1810. XXIV u. 221 S. 12. (16 gr.)

Beide Lehrbücher entsprechen ihrer Absicht, und können mit Nutzen als Leitfaden des Religionsunterrichts gebraucht werden, wenn gleich No. 1 sowohl in Ansehung des ausführlicheren Unterrichts, als auch in Ansehung der Methode den Vorzug verdient. Recht zweckmäſsig ist die Cursus-Abtheilung (weſshalb auch jeder mit einem besonderen Titel versehen worden); doch hätten wir gewünscht, daſs in der dritten Abtheilung auf die verschiedenen Classen der Katechumenen mehr Rücksicht genommen wäre. Sehr richtig sagt Hr. *B.* S. V: „Ich glaube, ein Katechismus soll kein bloſses Register, aber auch kein weitläuftiges Religions- und Sitten-Buch, sondern ein kurzer Inhalt aller Religions- und Sitten-Wahrheiten seyn, in sofern erläutert und erklärt, daſs auch der Alte Unterricht für sich darin finden kann, und der Jüngling und das Mädchen, die danach belehrt wurden, es ohne Ekel auch bey reiferen Jahren wieder lesen können." Nach diesen Grundsätzen ist nun der gegenwärtige Katechismus recht zweckmäſsig ausgearbeitet; die Glaubens- und Sitten-Lehre ist harmonisch verbunden, und die aus Bibel und Vernunft entlehnten Beweise sind gut gewählt und angewendet. Die Bibelstellen sind nach den besten neueren Übersetzungen der kathol. Gottesgelehrten abgedruckt. Auch die Religionsgeschichte ist den Bedürfnissen eines Katechismus sehr gut angepaſst. Daſs der Vf. „*Religions- und Sitten-Wahrheiten*" unterscheidet, verdient Tadel, weil es bey dieser Eintheilung scheinen könnte, als ob die Sittenlehre nicht eben so gut, wie die Glaubenslehre, zum Wesentlichen der christl. Religion gehöre, was doch Hr. *B.* gewiſs nicht will.

No. 2 ist durchaus in Fragen und Antworten abgefaſst, wonach Ältern die Religionskenntnisse ihrer Kinder prüfen und berichtigen sollen. Diese Methode hat indeſs manche Unbequemlichkeit, und kurze Sätze, mit Fragen abwechselnd, würden besser zum Zweck führen. Das Werkchen besteht aus 3 Abschnitten: I. Die eigentliche Glaubenslehre (*Les vérités, que le chrétien doit croire*). II. *De la nature de la vie chrétienne.* III. *Des moyens de mener une vie chrétienne.* Die Vorrede enthält einige lesenswerthe Gedanken über den Religionsunterricht für Kinder von 8—10 Jahren.

— ft —

*Göttingen*, b. Dieterich: *Em. Aug. Phil. Mahn Observationes exegeticae ad difficiliora quaedam Veteris Testamenti loca, quae partim illustrantur, partim nova ratione explicantur.* 1812. 48 S. 8. Zwey Disputationen, die eine zur Promotion in der philosophischen Facultät, die andere zur Habilitation öffentlich vertheidigt, die denselben jungen Gelehrten zum Vf. haben, dessen im Jahr 1809 gekrönte, und im vorigen Jahr im Druck erschienene theologische Preisschrift vor Kurzem (No. 24. 1812) in diesen Blättern angezeigt worden. Sie enthalten lauter Bemerkungen lexikalischen und grammatischen Inhalts, ausgehoben aus einer Sammlung ähnlicher Observationen, welche der Vf. bey seinen Vorlesungen, die er als Mitglied des Repetentencollegiums zu Göttingen drey Jahre lang zu halten verpflichtet war, zu machen Gelegenheit hatte, und können zur Probe der gröſseren Sammlung dienen, die von ihm dem Drucke zubereitet wird. Sie bewähren gründliche Kenntniſs der morgenländischen Sprachen, und eine feste Grundlage zur richtigen Interpretation des A. T. Um einiges daraus anzuführen: פְּרָזוֹן (Richt. 5, 7. 11. Habak. 3, 14) ist ihm *Held, Anführer*, ein Synonymon von שֹׁפֵט (unter den Bestätigungen aus den Dialekten hätte wegbleiben können, was aus dem Persischen beygebracht ist). נַחֲלָה Jes. 17, 11 ist *Trauer;* חָלָל Jes. 22, 2, *Verwundender* (ein Krieger) und *Verwundeter*, nach einer häufigen Vereinigung transitiver und intransitiver Bedeutung; אַרְגּוֹת יָדָיו Jes. 25, 12 *seine geballte Faust;* דֹּדִים im Hohenliede *Küsse* u. s. w. Sehr ausführlich wird gezeigt, daſs das dunkele יְחִיתַן Habak. 2, 17 die dritte weibliche Person des Futurums in Peal sey, von חוּת, *herumflattern* (vom Vogel), *nachstellen* (von anderen Thieren); und der Prophet (wie Jes. 34, 11—15) Babel als eine Wohnung solcher wilder Thiere, die sich in zerstörten Schlöſsern und Wüsteneyen aufhalten, darstelle. Der Vf. macht dabey zu einer Abhandlung über das Hoffnung, was die hebräische Dichtersprache aus dem Syrischen möge angenommen haben. Ihm ist auch die schwache Seite unserer jetzigen hebräischen Sprachlehren nicht entgangen, welches erwarten läſst, daſs die seinige, die nächstens erscheinen wird, sich durch neue Seiten auszeichnen werde. G. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 SEPTEMBER, 1812.

## JURISPRUDENZ.

Wien, aus der k. k. Hof- und Staats-Druckerey: *Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie.* 1811. I Theil. 110 S. II Theil. 395 S. III Th. 56 S. Nebst einem unter besonderem Titel herausgegebenen *alphabetischen Register* über den Inhalt der drey Theile, nach der Zahl der Paragraphen. CLXXVI S. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Wären Gesetze nichts weiter, als Enunciationen des Willens der Gesetzgeber, und Gesetzbücher nichts weiter, als Sammlungen solcher Enunciationen, und liesse sich bey der Betrachtung der Einen und der Anderen kein anderer Gesichtspunct auffassen, als nur der eben angegebene: so würden beide allerdings nie in den Kreis der Kritik gezogen werden können; in einen Kreis, der nur dasjenige aufnehmen kann, was der Wissenschaft angehört. Oder sollte die Kritik sich berechtigt halten, Gesetze und Gesetzsammlungen, von dem oben angegebenen Gesichtspuncte aus betrachtet, dennoch in ihren Kreis zu ziehen: so würde sie sich bey deren Beurtheilung immer nur auf Einen Punct beschränken müssen, auf nichts weiter, als auf eine Untersuchung der Frage, ob der Gesetzgeber in seinen Enunciationen seinen Willen klar und deutlich genug ausgesprochen habe; und Kritik und Gesetzauslegung würden auf diese Weise, wenn auch nicht ganz identisch seyn, doch wenigstens in ihren Resultaten so ziemlich zusammenfallen; die Kritik würde nichts weiter seyn, als eine Vorbereitung und Einleitung der Interpretation. — Aber darüber ist wohl keine Frage, dass der eben angedeutete Gesichtspunct gewiss der niedrigste sey, der sich bey der Betrachtung eines Gesetzes und eines Gesetzbuchs ins Auge fassen lässt. Seitdem man nicht mehr zweifelt, dass Gesetze keineswegs nur Aussprüche einer Willkühr sind, sondern Aussprüche des Verstandes, der Gerechtigkeit und Weisheit, oder — um mit *Hippeln* zu reden — mit Noten versehene Übersetzungen der Gesetze der Natur; — seitdem man darüber übereingekommen ist, dass jeder Gesetzgeber bey jeder Gesetzgebung gewisse Gesetze zu achten habe, die er nie verletzen darf; — seitdem sich die Menschheit das früherhin leider zu sehr vernachlässigte Recht vindicirt hat, Untersuchungen über die Frage anzustellen, ob jene Gesetze von einem Gesetzgeber geachtet oder nicht geachtet sind, und seitdem sich die Menschheit durch diese Vindication gleichsam über die Gesetzgebung erhoben hat: — kurz, seitdem man die Gesetzgebungspolitik als eine eigene Wissenschaft anerkannt, und ihre Grundsätze und Foderungen zum Codex für die Gesetzgebung selbst gemacht hat; — seitdem, sagen wir, lassen sich Gesetze und Gesetzbücher wohl keineswegs mehr betrachten, als Erscheinungen, liegend ausserhalb dem Kreise der Kritik, und ausgeschlossen von dem Umfange kritischer Blätter. Diese mögen, seitdem man sich auf diesen Gesichtspunct erhoben hat, mit Recht solche Erscheinungen beleuchten, und dasjenige für ihre Competenz ziehen, was man ehemals ihrem Forum nicht untergeordnet ansah. — Aber diese Beleuchtung selbst ist möglich in einer zwiefachen Beziehung: einmal in metapolitischer, in Rücksicht auf die Harmonie oder Disharmonie der zu würdigenden Gesetzbücher mit den Foderungen der Gesetzgebungspolitik überhaupt; und dann wieder in politischer, mit besonderer Hinsicht auf die individuellen Verhältnisse des Staats, für welchen sie bestimmt und gegeben sind. Dass sie die Wissenschaft in beiderley Beziehung interessiren, ist wohl nicht zu bezweifeln. Aber unverkennbar ist es doch, dass diess Interesse bey weitem grösser sey in der ersten Beziehung, als in der letzteren. Um desswillen beschränken wir uns denn bey der Anzeige des vor uns liegenden Gesetzbuches bloss auf diese, auch der Tendenz unserer Blätter bey weitem mehr als jene zweyte angemessene, erste Beziehung. Und die Hauptpuncte, auf welche wir, diess vorausgesetzt, unsere Betrachtung beschränken zu müssen glauben, scheinen die zwey Fragen zu seyn: 1) Entspricht das hier angezeigte allgemeine bürgerliche Gesetzbuch den Foderungen der Gesetzgebungspolitik seiner *Form* nach? 2) Genügt es diesen Foderungen in Ansehung seiner *Materie?*

Was 1) die erste hier angegebene Frage betrifft: so müssen wir vor allen Dingen bemerken, dass das vor uns liegende Gesetzbuch nach dem vorausgeschickten *Publicationspatente* vom 1 Junius 1810, und den hierin enthaltenen Erklärungen, von der Periode an, wo es in Gesetzeskraft getreten ist (dem 1 Januar 1812), das angenommene gemeine Recht, den am 1 Nov. 1786 kund gemachten ersten Theil des früher entworfenen bürgerlichen Gesetzbuchs, das für Gallizien ehehin gegebene bürgerliche Gesetzbuch, sammt allen auf die Gegenstände dieses allgemeinen bürgerlichen Rechts beziehenden Gesetzen und Gewohnheiten, ausser Wirksamkeit gesetzt hat; jedoch in der Masse, dass eines Theils die hierin enthaltenen

Dispositionen auf solche Handlungen, die dem Tage, an welchem dieser Codex verbindliche Kraft erhält, vorhergegangen sind, und auf die nach den früheren Gesetzen bereits erworbenen Rechte keinen Einfluss haben sollen; gleichviel, diese Handlungen mögen in zweyseitig verbindlichen Rechtsgeschäften bestehen, oder in solchen Willenserklärungen, die von dem Erklärenden noch eigenmächtig abgeändert, und nach den in dem gegenwärtigen Gesetzbuche enthaltenen Vorschriften eingerichtet werden konnten, und dass anderen Theils der Militärstand und die zum Militärkörper gehörigen Personen die für ihre Privatverhältnisse bestehenden Gesetze fernerhin zu beobachten haben, auch nächstdem Handels- und Wechsel-Sachen nach den besonderen Handels- und Wechsel-Gesetzen beurtheilt werden sollen, falls diese von den in dem vorliegenden Gesetzbuche enthaltenen Bestimmungen abweichen sollten. — Diess vorausgesetzt, ist also diess Gesetzbuch keineswegs für ganz unbedingt allgemein zu achten, sondern gewissermasen nur bedingt; seine verbindende Kraft umfasst bloss die Personen des Civilstandes, und auch diese nur mit Ausnahme der Handels- und Wechsel-Sachen. Da übrigens aber die österreichische Gesetzgebung, wie wir eben bemerkt haben, die bisher geltenden Gesetzbücher, und alle auf die Gegenstände dieses bürgerlichen Gesetzbuches sich beziehenden Gesetze und Gewohnheiten für aufgehoben erklärt, auch in der Einleitung (§. 10 u. 11) ausdrücklich andeutet, dass auf Gewohnheiten nur in den Fällen, in welchen sich ein Gesetz darauf beruft, Rücksicht genommen werden könne, und dass ferner nur jene Statuten einzelner Provinzen und Landesbezirke Gesetzeskraft haben sollen, welche *nach der Kundmachung dieses Gesetzbuchs* von dem Landesfürsten *ausdrücklich bestätigt* worden sind —: so ist für diejenigen Classen von Staatsbürgern und diejenigen Rechtsverhältnisse, welche es umfasst, der eigenthümliche Charakter seiner verbindlichen Kraft wohl ganz klar ausgesprochen, so wie dasjenige, worin es sich unterscheidet von der ihm vorangegangenen preussischen und französischen Gesetzgebung. Das vor uns liegende allgemeine bürgerliche Gesetzbuch giebt für diejenigen Personen und Gegenstände, für welche es bestimmt ist und Gesetzeskraft hat, nicht etwa bloss subsidiarisches Recht, wie das ehedem in Deutschland geltende römische Recht, oder wie in den preussischen Staaten das allgemeine preussische Landrecht: sondern in dieser Beziehung ist seine verbindliche Kraft ganz unbedingt und unbeschränkt. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, kommt es, seiner Bestimmung nach, ganz mit dem *Code Napoléon* überein, und man sieht ohne unser Erinnern, dass die österreichische Gesetzgebung sich in diesem Puncte ganz zu den Grundsätzen und Maximen bekennt, von welchen die französische beym *Code Napoléon* ausging. — Überhaupt zeigt das ganze Gesetzbuch deutlich, dass sich die österreichische Gesetzgebung in der Hauptsache bey weitem mehr den *Code Napoléon* zum Vorbilde bey ihren hier gelieferten Arbeiten gewählt habe, als das früher erschienene *pr. A. L. R.* So wie der *Code Napoléon*, in der bekannten Sanction des Art. 4, den Richter in den Fällen, wo ihn das positive Gesetz verlässt, zwar mehr indirect, als direct, auf die höheren und allgemeineren Principien des Rechts zurückzugehen zur Pflicht macht: eben so geschieht das auch hier, und zwar ausdrücklich, durch die allen Richtern (§. 7) gegebene Weisung: „Lässt sich ein Rechtsfall weder aus den Worten, noch aus dem natürlichen Sinne eines Gesetzes entscheiden: so muss auf ähnliche, in den Gesetzen bestimmt entschiedene Fälle, und auf die Gründe anderer damit verwandten Gesetze, Rücksicht genommen werden. *Bleibt der Rechtsfall noch zweifelhaft: so muss solcher*, mit Hinsicht auf die sorgfältig gesammelten und reiflich erwogenen Umstände, *nach den natürlichen Rechtsgrundsätzen entschieden werden.*“ So wie ferner die französische Gesetzgebung in dem *Code Napoléon* nichts weiter gegeben hat, als das eigentliche Privatrecht, mit Ausschluss des in dem *A. Pr. L. R.* mit behandelten Theile des Regierungsrechts: eben so thut diess auch die österreichische. In Gemässheit der an die Spitze des allgemeinen Gesetzbuchs gesetzten Erklärung (§. 1), „das bürgerliche Recht bestehe aus dem Inbegriffe der Gesetze, wodurch die Privatrechte und Pflichten der Einwohner des Staats unter sich bestimmt werden,“ giebt sie nichts weiter, als das Personen- und das Sachen-Recht, und die demselben gemeinschaftlich zukommenden Bestimmungen (§. 14). So wie nächstdem die französische Gesetzgebung bey der Zusammenstellung ihrer Enunciationen und Sanctionen in der Hauptsache die Ordnung der justinianischen Institutionen zum Grunde gelegt hat und befolgt: eben so thut diess auch hier die österreichische Gesetzgebung, jedoch minder treu als die französische, und in einer mehr systematischen Ordnung. Im ersten Theile giebt sie in *vier* Hauptstücken das *Personenrecht*, die Bestimmung der Rechte, welche sich auf persönliche Eigenschaften und Verhältnisse beziehen, das Eherecht, das Familienrecht (zwischen Ältern und Kindern) und das Vormundschaftsrecht. Im zweyten Theile folgt dann das *Sachenrecht*, a) in Bezug auf *dingliche Rechte*, Besitz, Eigenthum und die verschiedenen Erwerbsarten desselben, Pfandrecht, Dienstbarkeiten, Erbrecht, und die verschiedenen Bedingungen desselben; b) in Bezug auf *persönliche Sachenrechte*, die Lehre von den Verträgen überhaupt, den einzelnen Arten derselben, und von dem Rechte des Schadenersatzes und der Genugthuung. Hierauf machen im dritten Theile den Beschluss *gemeinschaftliche Bestimmungen der Personen- und Sachen-Rechte*, enthaltend gesetzliche Vorschriften über die Befestigung der Rechte und Verbindlichkeiten, die Umänderung und Aufhebung derselben, und die Verjährung und Ersetzung. So wie endlich die französische Gesetzgebung sich bloss darauf beschränkt hat, in ihrem Gesetz-Codex nichts weiter zu geben, als die allgemeinen Grundsätze des Rechts, bloss die Grundprincipien für die Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse der Bürger, ohne sich in das Detail der

Fragen einzulassen, welche sich über jede Materie erheben können: eben so thut diess auch hier die österreichische. Auch sie bestimmt die privatrechtlichen Verhältnisse der Staatsbürger bloss in ihren allgemeineren Beziehungen, mit Übergehung der mannichfachen Modificationen, über welche sich die preussische Gesetzgebung mitzuverbreiten für gut fand; nur hie und da geht die österreichische etwas mehr ins Detail, als die französische, jedoch bey weitem nicht mit der Ausführlichkeit wie die preussische. — Ob diese Annäherung an die französische Gesetzgebung der österreichischen zum Vorzug gereiche? Eine vollständige Untersuchung dieser interessanten Frage erlaubt uns der beschränkte Raum dieser Blätter nicht. Nur so viel glauben wir bemerken zu müssen, und auch ohne die der österreichischen Gesetzgebung schuldige Ehrfurcht zu verletzen, bemerken zu dürfen, dass es uns, nach unserer individuellen Ansicht von der Sache, zweckmässiger geschienen hätte, wenn das von der preussischen Gesetzgebung bey der Construction des A. Pr. L. R. beobachtete Verfahren mehr berücksichtigt worden wäre, als hier geschehen ist. Höchst zweckmässig finden wir es zwar, dass das allgemeine Gesetzbuch für die österreichisch - deutschen Staaten ein unbedingt, und nicht nur zur Aushülfe geltender Gesetz - Codex seyn soll; diese Aufstellung desselben verdient bey weitem den Vorzug vor der von der preussischen Gesetzgebung verfolgten und durchgeführten Idee, im A. Pr. L. R. nur ein subsidiarisches Recht aufzustellen, erst in Ermangelung der Provincialgesetze und des statutarischen Rechts geltend (A. Pr. L. R. Einleit. §. 1). Auch abgesehen von den in dem Wesen des Staats überhaupt liegenden (metapolitischen) Gründen, welche der Erhebung des allgemeinen österreichischen Gesetzbuchs zur alleinigen und unbedingten Rechtsquelle für den Civilstand der österreichischen Staaten gewiss ausreichend rechtfertigen, foderten gewiss die individuellen (politischen) Verhältnisse der österreichischen Monarchie diese Aufstellung auf das dringendste; ohne sie war der Zweck, den die Regierung durch das allgemeine Gesetzbuch erreichen wollte, die möglichst innige Verkettung aller Theile der Monarchie zu einem gehörig organisirten und nach einem Geiste sich bewegenden Ganzen wohl nie möglich; und wünschenswerth wäre es, um dieses hochwichtigen Zweckes willen, gewiss, dass das bis jetzt nur für die deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie gegebene allgemeine Gesetzbuch dieselbe Gesetzeskraft, welche es hier hat, auch in Ungarn und den übrigen eximirten Theilen der österreichischen Monarchie erhalten möge. Aber wenn wir auch in dem eben angegebenen Puncte die Entfernung der österreichischen Gesetzgebung von den Maximen, zu welchen sich die preussische bekannte, vollkommen billigen: so können wir diess doch nicht in Rücksicht auf die übrigen vorbin angedeuteten Puncte der Form unseres vorliegenden Gesetzbuchs. Wir mögen zwar nicht leugnen, dass das eigentliche Privatrecht eines Staats immer bey weitem fester und unveränderlicher besteht, als die zum Regierungsrechte gehörigen Enunciationen und Sanctionen aller Gesetzgebungen. Die nähere Verkettung dieser Parthie des bürgerlichen Rechts an das Wogen der öffentlichen Verhältnisse und das immer fortschreitende Annähern der Gesetzgebung an die Idee und den Endzweck des Staats — beides giebt dieser Parthie bey weitem nicht die Festigkeit, wir möchten beynahe sagen, die Selbstständigkeit, deren Gesetze über das eigentliche Privatrecht fähig sind. Allein welches Gesetzbuch mag wohl seinem ganzen Umfange nach, und in allen seinen Bestimmungen, für die Ewigkeit bestimmt seyn? Uns scheint die grössere Wandelbarkeit der Gesetzgebung in Rücksicht auf Gegenstände des Regierungsrechts, die Verweisung dieser Gegenstände und der Gesetze darüber aus dem allgemeinen Gesetzbuche noch keineswegs ausreichend zu rechtfertigen. Die durch das Regierungsrecht bestimmten und normirten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens greifen eben so tief, und vielleicht noch tiefer, in das Leben und Treiben und in das Wohl und Wehe des Bürgers ein, als die in das Gebiet des Privatrechts gehörigen Verhältnisse und Normen. Und ist diess der Fall: so ist es gewiss keine Frage, dass dem Bürger die möglichst genaue Kenntniss und Bestimmung jener Normen eben so dringend nothwendig sey, als die Kenntniss dieser. Aber nichts weiter, als den Bürger mit diesen Normen ausreichend bekannt zu machen, ist der Zweck aller Gesetzbücher; und nur halb hat die Gesetzgebung ihr Pensum absolvirt, oder vielleicht gar nur zum dritten oder vierten Theile, wenn sie weiter nichts giebt, als die Normen für die eigentlichen privatrechtlichen Verhältnisse des Bürgers. Soll aber das Gesetzbuch dem Bürger in jeder Beziehung das leisten, was man mit Recht von einem solchen Codex erwarten und fodern mag: so ist es ferner keineswegs genug, dass es bloss die Grundprincipien gebe, nach welchen die rechtlichen Verhältnisse der Bürger zu bestimmen sind, mit Übergehung der hier zu berücksichtigenden Details und Modificationen für einzelne besondere Fälle. Wir wissen zwar wohl, dass wir bey dieser Behauptung die Meinung manches angesehenen Politikers gegen uns haben, der sich auf den Vorgang und die Autorität der französischen Gesetzgebung stützt. Indessen wird man uns die Bemerkung verzeihen, dass, wenn die Vorzüge des *Code Napoléon* nicht auf anderen Eigenschaften, und nur auf dieser beruhten, dass man sich bloss auf die Darstellung der allgemeineren Begriffe und Regeln beschränkt hat, dieses vortreffliche Gesetzbuch bey weitem nicht die Achtung verdienen würde, die ihm die ganze cultivirte Welt bisher geschenkt hat, und ferner schenken muss, so lange nicht eine auffallende Barbarey die Stelle der dermalen errungenen Cultur einnimmt. Statt dass der grössere Theil unserer Politiker es der preussischen Gesetzgebung zur Schuld zuzurechnen pflegt, dass ihre Enunciationen das möglichste Detail der einzelnen Fälle umfassen, müssen wir offenherzig gestehen, darin einen ihrer Hauptvorzüge zu finden. Wenn man der Meinung ist, die Gesetzgebung brauche sich keineswegs

so in das Detail der einzelnen möglichen Fälle einzulassen, wie diess die preussische Gesetzgebung gethan hat, weil es unnöthig und unschicklich sey, die Jurisprudenz in der Legislation zu anticipiren, und auch der Doctrin und den Rechtsgelehrten ihr Theil gelassen werden müsse; — wenn man dieses behauptet: so scheint man wohl nicht bedacht zu haben, dass Gesetze und Gesetzbücher nicht zu dem Ende gegeben werden, um den Rechtsgelehrten Stoff und Gelegenheit zur Übung ihres Scharfsinns zu verschaffen, sondern dass man dadurch die ganze Masse des Volks über ihre Rechtsverhältnisse belehren wolle, und nicht etwa nur diese oder jene Caste, welche sich vielleicht zu Depositären aller Gesetz- und Rechts-Kenntniss gemacht haben mag; — wohl nicht, dass es dem allgemeinen Wohl bey weitem inniger zusage, wenn Jeder sich über sein Rechtsverhältniss in allen Fällen schon in dem Gesetzbuche ausreichend Raths erholen kann, als wenn er aus Unzulänglichkeit der Gesetze sich erst Rathgebern anvertrauen muss, die ihn über den Inhalt und Sinn der Gesetze verständigen; — wohl nicht, dass die Doctrin, welche der Gesetzgebung nachhelfen muss, nichts sey, als eine höchst schwankende und unzuverlässige Krücke, die die Rechtssicherheit untergräbt, welche durch die Gesetzgebung hergestellt und befestigt werden soll; — wohl nicht endlich, dass, je grösser der Spielraum ist, welcher der Doctrin zugestanden seyn mag, um so schwächer das Ansehen der Gesetze, die Erhaltung ihrer Herrschaft und die Einführung ihrer Vorschriften ins wirkliche Leben. Wenn wir es kurz sagen sollen, die Gesetze sind der Einfältigen wegen da, nicht aber um der Gelehrten willen, die sie nicht bedürfen, weil diesen ihr Verstand und ihre intellectuelle Bildung die Normen giebt, welche jene sich nur aus dem Gesetzbuche holen können; und sind die Gesetze um der Einfältigen willen da: so müssen sie auch vorzüglich auf diese und ihre Fassungskraft berechnet seyn. Es ist wahrhaft traurig und niederschlagend für den Menschen und Bürgerfreund, wenn er die Stimmen so vieler denkender Männer vereinigt sieht, der Doctrin und der Jurisprudenz das Ansehen zu erhalten, das ihr die Unzulänglichkeit unserer bisherigen Gesetzbücher verschaffte, deren ganz eigenes Wesen (freylich im Widerspruche mit der Natur der Dinge) die Gesetzkunde zu einem äusserst schwierigen Studium machte, und den grossen Haufen über die wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens in einer fortdauernden Ungewissheit liess. Zwar geben wir gerne zu, es übersteigt alle menschlichen Kräfte, und es wird keiner Gesetzgebung je gelingen, irgend einmal ein Gesetzbuch zu schaffen, das für jeden, im wirklichen Leben vorkommenden, Fall ausreichende Normen giebt; und um dieser Schwierigkeit willen wird immer, selbst neben dem vollständigsten und detaillirtesten Gesetzbuche, die Doctrin und Jurisprudenz bestehen müssen. Allein um jener Unmöglichkeit willen lieber unvollständige, und nur die Hauptpuncte bestimmende, als vollständige und ins möglichste Detail gehende Gesetzbücher zu wünschen, dazu werden sich wohl Wenige verstehen. Und es ist auch wahrlich nie zu fürchten, dass selbst das vollständigste Gesetzbuch je der Doctrin und der Jurisprudenz das ihr gebührende Ansehen rauben werde, wenn man nicht, wie in Preussen, (was freylich gar nicht zu loben ist) in allen zweifelhaften Fällen den Richter an eine gesetzgebende Behörde verweist, deren Aussprüche ihn der Mühe des eigenen Nachdenkens überheben, und deren Daseyn ihm die Gelegenheit raubt, der Doctrin je praktische Realität zu verschaffen. Sucht man dagegen statt einer solchen Hinweisung, die den Richter lediglich zur Maschine macht, ihm durch solche Weisungen, wie ihm die österreichische und französische geben, Aussicht und Gelegenheit zu verschaffen, nicht bloss seine Gesetzkenntniss, sondern auch seine Rechtskenntnisse zu üben, und zur Anwendung zu bringen: so darf man gewiss mit Zuverlässigkeit darauf rechnen, dass selbst das detaillirteste Gesetzbuch die Doctrin in Ansehen erhalten wird. Der in dem preussischen Staate seit dem Erscheinen des A. Pr. L. R. überall bemerkbare Mangel an gründlichen Kennern der Rechtswissenschaft hatte gewiss weniger Grund in der Anlage des Gesetzbuches selbst, als vielmehr in der eben angedeuteten Institution, welche der Doctrin allen praktischen Werth benahm, und auch in theoretischer Beziehung alle Aufmunterung zu einem gründlichen Rechtsstudium vernichtete. Offenherzig gestanden, fürchten wir, die französischen Rechtsgelehrten bald auf demselben Puncte zu sehen, wo wir die preussischen Justizmänner erblickten; denn nothwendig müssen und werden sie dahin kommen, wenn die Jurisprudenz dort die Achtung fortgeniesst, welche ihr jetzo zu Theil geworden zu seyn scheint. Bald wird auch dort das ganze Wissen und das ganze Studium des Justizgeschäftmannes sich auf nichts weiter beschränken, als auf die Kenntniss der Vorschriften des Gesetzbuchs und der Präjudicien der Gerichtshöfe, besonders des Cassationstribunals, mit Vernachlässigung des tieferen Studiums der Rechtswissenschaft, welche durch diese Präjudicien und das ihnen überall gewidmete Ansehen ihre praktische Realität und alle Aufmunterung zu ihrem Studium verliert. Es sey denn, dass man dem Richter durch eine Erklärung der Gesetzgebung seine Autonomie in den Fällen zu sichern suche, wo ihn das Gesetz verlässt, wie diess die österreichische Gesetzgebung gethan hat.

*(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)*

## NEUE AUFLAGEN.

Amberg, b. Uhlmann: *Neues Gebetbuch zur Beförderung des wahren Christenthums.* Herausgegeben von *Joh. Baptist Schenkl.* Zweyte Auflage. 1812. 152 S. 8. (8 gr.)

Salzburg, in der Mayr'schen Buchhandlung: *Katholisches Gebetbuch zur Beförderung des wahren Christenthums unter nachdenkenden und gutgesinnten Christen.* Herausgegeben von *Matthäus Reiter*, Pfarrer in Ainring. Dreyzehnte einzig rechtmässige Originalausgabe. 1812. 328 S. 8. (10 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 SEPTEMBER, 1812.

## *JURISPRUDENZ.*

WIEN, aus der k. k. Hof- u. Staats-Druckerey: *Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das österreichische Gesetzbuch nämlich enthält (§. 12) folgende Weisung: „die in einzelnen Fällen ergangenen Verfügungen und die von Richterstühlen in besonderen Rechtsstreitigkeiten gefällten Urtheile haben nie die Kraft eines Gesetzes, sie können auf andere Fälle oder andere Personen nicht ausgedehnet werden." Diess ist der einzige Weg, der Doctrin ihr Ansehen zu erhalten, und sie dafür zu sichern, dass sie nicht über kurz oder lang von der Jurisprudenz verschlungen werde, wiewohl freylich dabey auf Gleichförmigkeit des Rechts nie mit Erfolg zu hoffen und zu rechnen seyn wird. — Nur darin nähert sich die österreichische Gesetzgebung der preussischen mehr als der französischen, dass sie bey weitem mehr als die letzte (z. B. §. 44, 45, 147, 187, 223, 285, 288, 292, 293, 301, 305, 309, 354, 357, 359, 531, 532, 536, 825, 864, 938 u. a. a. O. m.) bloss doctrinelle Bestimmungen in den Codex aufgenommen hat, wiewohl gerade in diesem Puncte die preussische am wenigsten Nachahmung verdient, weil die Legislation durch ein solches Einmischen in die Doctrin leicht manche Veranlassung zu Irrungen geben kann, welche nicht entstanden seyn würden, wäre die Gesetzgebung in ihrer eigenthümlichen Sphäre geblieben. Definitionen insbesondere, deren die österreichische Gesetzgebung hier so manche giebt, können schon um der legislativen Form willen in einem Gesetzbuche in der Regel keinen Platz finden. Sie gehören in die Schriften der Rechtsgelehrten, keinesweges aber in die Gesetzbücher, den einzigen Fall ausgenommen, dass sie gesetzliche Bestimmungen enthalten.

So viel über die Form des vor uns liegenden Gesetzbuchs. — Was 2) seine *Materie* angeht: so ist im Ganzen in diesem Gesetzbuche überall der liberale Geist unverkennbar, in dem sich in der neueren Geschichte der eigenthümliche Charakter der österreichischen Regierung immer ausgesprochen hat. Überzeugende Beweise dieser Behauptung geben gewiss die Grundsätze, welche besonders in den §§. 17, 20, 35, 37, 39 ausgesprochen sind: „Was den angeborenen natürlichen Rechten angemessen ist, wird so lange als bestehend angenommen, als die gesetzliche Beschränkung dieser Rechte nicht erwiesen ist"; „Sclaverey oder Leibeigenschaft und die Ausübung einer darauf sich beziehenden Macht, werden nicht gestattet"; „auch solche Rechtsgeschäfte, die das Oberhaupt des Staats betreffen, aber auf dessen Privateigenthum, oder auf die in dem bürgerlichen Rechte gegründeten Erwerbsarten sich beziehen, sind von den Gerichtsbehörden nach den Gesetzen zu beurtheilen"; „wenn Ausländer mit Ausländern, oder mit Unterthanen dieses Staats im Auslande Rechtsgeschäfte vornehmen: so sind sie nach den Gesetzen des Orts, wo das Geschäft abgeschlossen worden, zu beurtheilen, es sey denn, dass durch die hiesigen Gesetze ihre Fähigkeit zu jenen Handlungen beschränkt sey"; und „die Verschiedenheit der Religion hat auf die Privatrechte keinen Einfluss". Auch sieht man überall, dass es der Gesetzgebung ernstlich darum zu thun ist, jedem in jeder Beziehung und unter allen möglichen Verhältnissen die möglichste Sicherheit seines Eigenthums und den möglichst uneingeschränkten Gebrauch desselben zu gewähren, und insbesondere den zur Beförderung des Nationalwohlstandes so nöthigen Übergang der Objecte des Verkehrs aus einer Hand in die andere möglichst zu erleichtern, und möglichst zu sichern, und die Hindernisse wegzuräumen, welche, vorzüglich in diesem Puncte, die römische Gesetzgebung dem Verkehr so häufig in den Weg legt. Dieser Tendenz gemäss wird dem Vater in Ansehung des eigenthümlichen Vermögens seiner Kinder (§. 149 u. 150) nichts weiter eingeräumt, als das Recht der Verwaltung, und von dem Ertrage die Erziehungskosten (keineswegs aber den etwanigen Überschuss) sich anzueignen, und selbst dem noch minderjährigen, jedoch ausser der älterlichen Verpflegung stehenden Kinde ist (§. 151) die Befugniss zugestanden, über Alles, was es durch seinen Fleiss erwirbt, oder was ihm nach erlangter Mündigkeit zum Gebrauche übergeben worden, frey zu verfügen; ferner (§. 362) der vollständige Eigenthümer soll berechtiget seyn, in der Regel seine Sache nach Willkühr zu benutzen oder unbenutzt zu lassen, sie nach Gefallen zu erhalten und zu behalten, oder zu vertilgen und aufzugeben; (§. 360) aus der blossen Abführung eines fortdauernden Zinses oder jährlicher Renten von einem Grundstücke soll noch nicht auf die Theilung des Eigenthums und ein Obereigenthumsrecht des Zinsberechtigten geschlossen werden, vielmehr soll in allen Fällen, in welchen die Trennung des Rechts auf die Substanz von dem Rechte auf die Nutzungen nicht ausdrücklich erhellet, jeder redliche Besitzer als vollständiger Eigenthümer angesehen werden; auch soll (§. 367)

die Eigenthumsklage gegen den redlichen Besitzer einer beweglichen Sache nicht Statt finden; wenn dieser beweist, dass er diese Sache entweder in einer öffentlichen Versteigerung, oder von einem zu diesem Verkehre befugten Gewerbsmanne, oder gegen Entgeld von Jemandem an sich gebracht hat, dem sie der Kläger selbst zum Gebrauche, zur Verwahrung, zum Verkaufe (§. 1088) oder in was immer für einer anderen Absicht anvertrauet hatte; der vorige Eigenthümer soll in allen diesen Fällen nichts weiter haben, als eine Klage auf Schadloshaltung gegen denjenigen, der ihm verantwortlich seyn muss; (§. 376) wer den Besitz einer Sache vor Gericht leugnet, und dessen überwiesen wird, soll dem Kläger schon um deswillen allein den Besitz abtreten müssen; doch behält er das Recht, in der Folge seine Eigenthumsklage anzustellen; (§. 392) der Finder verlorener Sachen erhält selbst dann, wenn er den Eigenthümer vorschriftsmäsig hat auffodern lassen, und dieser sich binnen Jahresfrist nicht gemeldet hat, doch das volle Eigenthum der gefundenen Sache nicht eher, als nach Ablauf der Verjährungszeit; vorher ist er bloss für einen redlichen Besitzer zu achten, hat die diesem zustehenden Befugnisse; (§. 456) wird eine fremde bewegliche Sache ohne Einwilligung des Eigenthümers verpfändet: so hat dieser, in der Regel, zwar das Recht, sie von dem Pfandnehmer zurückzufodern; aber in solchen Fällen, in welchen die Eigenthumsklage gegen einen redlichen Besitzer nicht Statt hat, ist er verbunden, entweder den redlichen Pfandinhaber schadlos zu halten, oder das Pfand fahren zu lassen, und sich mit dem Ersatzrechte gegen den Verpfänder zu begnügen; (§. 529) werden persönliche Servituten ausdrücklich auf die Erben ausgedehnt: so sind im Zweifel nur die ersten gesetzlichen Erben unter diesem Ausdrucke zu verstehen; (§. 537) hat der Erbe den Erblasser überlebt: so geht das Erbrecht, auch vor Übernahme der Erbschaft, wie andere frey vererbliche Rechte, auf seine Erben über, wenn es anders durch Entsagung, oder auf eine andere Art, noch nicht erloschen war; (§. 554 u. 713) hat der Erblasser einen einzigen Erben, ohne ihn auf einen Theil der Verlassenschaft zu beschränken, unbestimmt eingesetzt: so erhält er den ganzen Nachlass; ist aber dem einzigen Erben nur ein in Beziehung auf das Ganze bestimmter Erbtheil ausgemessen worden: so fallen (§. 727) — gegen die Verordnungen des römischen Rechts — die übrigen Theile den gesetzlichen Erben zu, und (§. 556) sind mehrere Erben, und zwar alle in bestimmten Erbtheilen, die aber das Ganze nicht erschöpfen, eingesetzt worden: so fallen die übrigen Theile den gesetzlichen Erben zu; nur dann haben die gesetzlichen Erben in einem solchen Falle keinen Anspruch, wenn der Erblasser die Erben zum ganzen Nachlasse berufen hat, obschon er in der Berechnung der Beträge, oder in der Aufzählung der Erbstücke etwas übergangen hätte; überhaupt (§. 562) gebührt einem bestimmt eingesetzten Erben in keinem Falle das Zuwachsrecht, sondern wenn kein unbestimmt eingesetzter Erbe übrig ist, fällt ein erledigter Erbtheil, nicht einem noch übrigen, für einen bestimmten Theil eingesetzten, sondern dem gesetzlichen Erben zu; und um auch sonst durch letzte Willensverordnungen die gesetzliche Erbfolge der gesetzlichen Erben so wenig als möglich beeinträchtiget zu sehen, sollen (§. 559) in dem Falle, wenn unter den eingesetzten Erben solche Personen zusammentreffen, wovon einige bey der gesetzlichen Erbfolge gegen die übrigen als Eine Person angesehen werden müssen (z. B. Bruderskinder gegen den Bruder des Erblassers), jene auch bey der Theilung aus dem Testamente nur als Eine Person betrachtet werden; (§. 612) in Rücksicht solcher Nacherben, welche zur Zeit des errichteten Testaments noch nicht geboren sind, kann sich die fideicommissarische Substitution in Bezug auf Geldsummen und andere bewegliche Sachen bis auf den zweyten Grad erstrecken, in Bezug auf unbewegliche Güter aber gilt sie nur bis auf den ersten Grad, doch wird bey der Bestimmung der Grade nur derjenige Nacherbe gezählt, welcher wirklich zum Besitze der Erbschaft gelangt ist; (§. 614) ist eine Substitution zweifelhaft ausgedrückt: so ist sie auf eine solche Art auszulegen, wodurch die Freyheit des Erben, über das Eigenthum zu verfügen, am mindesten eingeschränkt wird; (§. 627) Familienfideicommisse können ohne besondere Einwilligung der gesetzgebenden Gewalt nie errichtet werden; und bey der Errichtung derselben ist ein ordentliches, beglaubtes, Verzeichniss aller zu dem Fideicommisse gehörigen Stücke zu verfassen und gerichtlich aufzubewahren; dieses Inventarium dient bey jeder Besitzveränderung und bey Absonderung des Fideicommisses von dem freyen Vermögen zur Richtschnur; (§. 635) der Fideicommissinhaber kann ein Drittheil des Fideicommissgutes verschulden, oder, wenn es in Capitalien besteht, ein Drittheil davon erheben; dazu bedarf es keiner Einwilligung der Anwärter oder Curatoren, sondern nur der Genehmigung der ordentlichen Gerichtsbehörde, und (§. 640) der Nachfolger im Fideicommisse ist verbunden, die mit gerichtlicher Genehmigung gemachten Schulden seines Vorfahren zu bezahlen; doch kann (§. 642) ein Fideicommissgläubiger die Bezahlung einer, selbst mit gerichtlicher Bewilligung auf dem Fideicommisse haftenden Schuld nicht aus dem Stammgute, sondern nur aus den Einkünften desselben verlangen; (§. 711) wenn der Erblasser die Absicht, wozu er den Nachlass bestimmt, zwar ausgedrückt, aber nicht zur Pflicht gemacht hat: so kann die bedachte Person nicht angehalten werden, den Nachlass zu dieser Absicht zu verwenden; (§. 720) eine Anordnung des Erblassers, wodurch er dem Erben oder Legatar unter angedroheter Entziehung eines Vortheils verbietet, den letzten Willen zu bestreiten, soll für den Fall, dass nur die Ächtheit oder der Sinn der Erklärung angefochten wird, nie von einiger Wirkung seyn; (§. 803) der Erblasser kann dem Erben den Vorbehalt der rechtlichen Wohlthat des Inventariums nicht benehmen, und die Inventarserrichtung nicht verbieten; selbst die in einem Erbvertrage zwischen Ehegatten darauf geschehene

Verzichtsleistung ist von keiner Wirkung; (§. 728) entsagen die Erben der Erbschaft: so werden die Legatare verhältnismäfsig als Erben betrachtet; (§. 811) für die Sicherstellung oder Befriedigung der Gläubiger des Erblassers wird vom Gerichte bey Erbschaftsausantwortungen nicht weiter gesorgt, als sie es selbst verlangen; die Gläubiger sind aber nicht schuldig, eine Erbserklärung abzuwarten; sie können ihre Ansprüche gegen die Masse anbringen, und begehren, dass zur Vertretung derselben ein Curator bestellt werde, gegen welchen sie ihre Foderungen anbringen können; (§. 855) jeder Mitgenosse kann eine gemeinschaftliche Mauer auf seiner Seite bis zur Hälfte der Dicke benutzen, auch Blindthüren und Wandschränke dort anbringen, wo auf der entgegengesetzten Seite noch keine angebracht sind; doch darf das Gebäude durch einen Schornstein, Feuerheerd, oder andere Anlagen nicht in Gefahr gesetzt, und der Nachbar auf keine Art in dem Gebrauche seines Antheils gehindert werden; (§. 862) wenn zur Annahme eines Versprechens kein Zeitraum bedungen worden ist: so muss ein mündliches Versprechen ohne Verzug angenommen werden; bey dem schriftlichen aber kommt es darauf an, ob beide Theile sich an demselben Orte befinden, oder nicht; im ersten Falle muss die Annahme in vier und zwanzig Stunden, im zweyten aber innerhalb jenes Zeitraums, welcher zur zweymaligen Beantwortung nöthig ist, erfolgen, und dem versprechenden Theile bekannt gemacht werden; widrigenfalls ist das Versprechen erloschen; vor Ablauf des festgesetzten Zeitraums kann das Versprechen nicht zurückgenommen werden; (§. 903) ein Recht, dessen Erwerbung an einen gewissen Tag gebunden ist, wird mit dem Anfange des Tages erworben; zur Erfüllung einer Verbindlichkeit aber kommt dem Verpflichteten der ganze bestimmte Tag zu Statten; (§. 942) aus einem bloss mündlichen, ohne wirkliche Übergabe geschlossenen Schenkungsvertrage erwächst dem Geschenknehmer kein Klagrecht; dieses Recht muss durch eine schriftliche Urkunde begründet werden; (§. 1386 und 87) ein redlich errichteter Vergleich kann aus dem Grunde einer Verletzung über die Hälfte nicht angefochten werden, und eben so wenig kann er entkräftet werden durch neugefundene Urkunden, wenn sie auch den gänzlichen Mangel eines Rechts auf Seiten einer Partey entdeckten; (§. 944) ein unbeschränkter Eigenthümer kann mit Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften sein ganzes gegenwärtiges Vermögen verschenken; ein Vertrag aber, wodurch das künftige Vermögen verschenkt wird, besteht nur in soweit, als er die Hälfte des Vermögens nicht übersteigt, und (§. 954) dadurch, dass einem kinderlosen Geschenkgeber nach geschlossenem Schenkungsvertrage Kinder geboren werden, erwächst weder ihm, noch den nachgeborenen Kindern das Recht, die Schenkung zu widerrufen; doch kann er oder das nachgeborene Kind, im Nothfalle, sowohl gegen den Beschenkten, als gegen dessen Erben, das jedem Geschenkgeber auf den Fall des Nothstandes nachgelassene Recht auf Abreichung des Betrags der gesetzlichen Zinsen des Geschenks geltend machen; (§. 988) gesetzliche Münzveränderungen ohne Veränderung des inneren Gehaltes gehen auf Rechnung des Darleihers; er empfängt die Zahlung in der bestimmten, gegebenen Münzsorte, z. B. von 1000 St. kaiserlichen Ducaten oder 3000 Zwanzig-Kreuzer-Stücken, ohne Rücksicht, ob deren äusserer Werth in der Zwischenzeit erhöhet oder vermindert worden ist. Wird aber der innere Werth geändert: so ist die Zahlung im Verhältnisse zu dem inneren Werthe, den die gegebene Münzsorte zur Zeit des Darleihens hatte, zu leisten; (§. 989) sind zur Zeit der Rückzahlung dergleichen Münzsorten im Staate nicht im Umlaufe: so muss der Schuldner den Gläubiger mit zunächst ähnlichen Geldstücken in solcher Zahl und Art befriedigen, dass derselbe den zur Zeit des Darleihens bestandenen inneren Werth dessen, was er gegeben, erhalte; (§. 998) Zinsen von Zinsen dürfen nie genommen werden, doch können zweyjährige oder noch ältere Zinsenrückstände mittelst Übereinkommens als ein neues Capital verschrieben werden. (§. 1070) Der Vorbehalt eines Wiederkaufs findet nur bey unbeweglichen Sachen Statt, und gebührt dem Verkäufer nur für seine Lebenszeit; er kann sein Recht weder auf die Erben, noch auf einen Anderen übertragen, und zum Nachtheile eines Dritten nur in sofern ausüben, als es den öffentlichen Büchern einverleibt ist, und dasselbe gilt auch vom Verkaufsrechte.

Hoffentlich werden unsere Leser durch die hier ausgehobenen Gesetzstellen, deren Anzahl wir noch ansehnlich vermehren könnten, wenn es der Raum dieser Blätter erlaubte, unser vorhin ausgesprochenes Urtheil über den Geist dieses Gesetzbuchs in den angegebenen Beziehung ausreichend gerechtfertiget finden. Das einzige, was wir bey der eben nachgewiesenen, wohlthätigen Tendenz des vor uns liegenden Gesetzbuchs bedauern müssen, ist das, dass von Seiten der Gesetzgebung nicht dieselbe Sorgfalt und Genauigkeit auf möglichste Sicherung des Eigenthums und seines Gebrauchs in öffentlicher Beziehung verwendet zu seyn scheint, welche diesen Puncten in privatrechtlicher Beziehung gewidmet wurde. Über die Sicherheit des Eigenthums in öffentlicher Beziehung sagt das Gesetzbuch weiter nichts, als: (§. 365) wenn es das *allgemeine Beste* erheischt, muss ein Mitglied des Staats gegen eine angemessene Schadloshaltung selbst das vollständige Eigenthum einer Sache abtreten. Aber man wird uns die Bemerkung erlauben, dass durch diese Bestimmung sich beynahe jeder Eingriff der höchsten Gewalt in das Privateigenthum rechtfertigen läst; denn wer weiss nicht, welcher vagen Deutung der Ausdruck *allgemeines Beste* fähig ist? Den österreichischen Unterthan sichert gewiss nur der bekannte liberale und durchaus rechtliche Geist seiner Regierung gegen die Folgen, welche eine solche Missdeutung mit sich führen könnte. Um indess dem Unterthan alle mögliche Furcht vor ei-

ner solchen Missdeutung im Voraus und auf alle Fälle zu benehmen, hätten wir gewünscht, die österreichische Gesetzgebung hätte wenigstens die Bestimmung noch beygefügt, welche die französische Gesetzgebung ihren diese Frage betreffenden Verfügungen hinzugesetzt hat. Auch diese bekennt sich zwar in der Hauptsache zu denselben Grundsätzen; — aber statt dass die österreichische Gesetzgebung dem Eigenthümer in einem solchen Falle nichts weiter als eine angemessene Entschädigung zusichert, sichert ihm die französische (*Cod. Napol.* Art. 545) noch eine vorgängige (*préalable*) Entschädigung zu; sichert ihn also gegen das Übel, sein Eigenthum für öffentliche Zwecke hergeben zu müssen, noch ehe er die ihm gebührende Entschädigung erhalten hat, und giebt ihm dadurch einen sicheren Stützpunct zur Befestigung seines Eigenthums gegen jeden etwa möglichen Missgriff der öffentlichen Macht und ihrer Beamten. Uns wenigstens scheint dieser Stützpunct haltbarer und zur völligen Sicherstellung des Eigenthums in öffentlicher Beziehung bey weitem fester zu seyn, als die Distinctionen, durch welche sich die preussische Gesetzgebung (A. Pr. L. R. Th. I. Tit. VIII §. 29—31) zu helfen gesucht hat: denn auch dort kann der Unterthan in die Verlegenheit kommen, sein Eigenthum für öffentliche Zwecke hergeben zu müssen, und erst lange nachher die ihm zugesicherte vollständige Entschädigung zu erhalten, deren vorgängige Leistung die französische Gesetzgebung mit Recht als Vorbedingung seiner Verbindlichkeit zu diesem Opfer aufgestellt hat. Dass die französische Gesetzgebung diese Vorbedingung aufstellte, ist übrigens wohl nichts, als eine Frucht des republicanischen Sinnes, der in der ganzen Gesetzgebung überall vorherrschend erscheint; — eines Sinnes, der ihre Vorzüge vor jeder anderen Gesetzgebung so ausnehmend begründet, und ihr, so trefflich auch die preussische und österreichische seyn mögen, dennoch vor beiden den Vorzug gewährt; denn in beiden weht nichts, als nur der Geist eines liberalen Monarchismus. Am auffallendsten zeigt sich der unterscheidende Charakter dieser Gesetzgebungen in den Grundsätzen, welche die österreichische über das Vormundschafts- und Curatel-Wesen (§. 187 — 284) aufgestellt hat. So wie die preussische Gesetzgebung (A. Pr. L. R. Th. II. Tit. XVIII), hat auch sie im Geiste des eben angedeuteten liberalen Monarchismus der höchsten Gewalt bey weitem mehr vindicirt, als dieser nach der Natur der Sache zu vindiciren seyn mag. Wie dort, spielt auch hier einzig und allein und ausschliesslich das Gericht die Hauptrolle; es bestellt die Vormünder von Amtswegen (§. 190), begründet dadurch ihre Rechte und Pflichten (§. 204), führt die Aufsicht über ihre Geschäftsführung, und bey ihm muss der Vormund in wichtigen und bedenklichen Angelegenheiten erst die Genehmigung und nöthigen Vorschriften einholen (§. 216); das Gericht bestimmt die Unterhaltungskosten des Pfleglings (§. 219), sucht dessen Vermögen zu erforschen, es durch Sperre, Inventur und Schätzung sicher zu stellen (§. 222); es nimmt die unter diesem Vermögen befindlichen Juwelen und andere Kostbarkeiten, baares Geld und Schuldbriefe, so wie alle wichtigen Urkunden, in Verwahrung (§. 229 u. 230); ohne seine Bewilligung und Autorisation kann der Vormund kein seinem Pfleglinge gehöriges Capital zurückgezahlt erhalten (§. 234); ihm werden die Rechnungen abgelegt (§. 238 folg.); kurz es concurirt bey Allem, und leitet Alles, was der Vormund in Ansehung der Person oder des Vermögens seines Pflegbefohlenen vornehmen mag, und der Vormund ist, genau betrachtet, nichts als eine blosse Maschine, nur abhängig vom Gerichte und nur bewegt und geleitet durch dieses; die Verwandten des Pfleglings haben auf dessen Erziehung und die Bewirthschaftung beynahe ganz und gar keinen Einfluss; ihnen steht weiter nichts zu, als bey Gerichte die etwanigen Pflichtvergessenheiten des Vormundes zur Anzeige zu bringen (§. 217). Dass diese Organisation des Vormundschaftswesens der Natur der Sache und dem wahren Besten des Pflegbefohlenen bey weitem nicht so innig zusage, wie die französische, — darüber wird wohl jeder sachkundige Leser mit uns einverstanden seyn. Nicht zu verkennen ist es zwar, dass dabey die wohlwollendsten Absichten von Seiten des Gouvernements zum Grunde liegen; es ist ferner auch wohl nicht zu leugnen, dass solche Personen, welche für sich selbst zu sorgen nicht im Stande sind, unter der besonderen Aufsicht und Vorsorge des Staats stehen müssen (A. Pr. L. R. Th. II. Tit. XVIII. §. 1): aber ein freylich im Wesen des Monarchismus liegender Missgriff scheint es uns doch zu seyn, wenn der Staat Alles, was ihm in dieser Beziehung zukommen und obliegen mag, unmittelbar selbst thun will, ohne auf die Stimme der Natur und auf die Winke zu achten, welche diese ihm giebt. Es ist ausgemacht, dass die Kunst die Natur nie ersetzt; dass alle künstlichen Institutionen nicht das leisten, was die Natur durch ihren regelmässigen Gang zu bewirken vermag; und dass die kalte Dienstpflicht, welche den, noch dazu mit einer Menge anderer Geschäfte beladenen, Richter zur Vorsorge für den hülflosen Waisen u. s. w. treibt, bey weitem nicht die Wirksamkeit haben mag, welche in der Regel das natürliche Band der Verwandtschaft hat. Dass dieses Band von der französischen Gesetzgebung bey der Organisation des Vormundschaftswesens in Anspruch genommen und benutzt worden ist, diess giebt gewiss dem französischen Vormundschaftswesen in jeder Beziehung bedeutende Vorzüge vor der künstlichen — wir möchten beynahe sagen — gekünstelten Obsorge, worin sich der Geist des preussischen und österreichischen, und überhaupt des deutschen Vormundschaftswesens ausspricht; und sehr gut wäre es wohl gewesen, wenn in diesem Puncte die österreichische Gesetzgebung die alte deutsche Sitte weniger treu verfolgt hätte; denn hier ist das Neue und Fremde gewiss besser, als das alte Einheimische. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 SEPTEMBER, 1812.

## *JURISPRUDENZ.*

Wien, aus der k. k. Hof- und Staats-Druckerey: *Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Auch beym Eherechte hätten wir weniger Anhänglichkeit an das Alte zu finden gewünscht, als die österreichische Gesetzgebung wirklich zeigt. Mit Recht hat man zwar hier den bürgerlichen Gerichten sowohl die Erörterung der über die Ungültigkeit einer Ehe entstehenden Streitigkeiten (§. 97), als auch die Verhandlung der Streithändel über die Zulässigkeit der von dem einen oder anderen Theile verlangten Ehescheidung (§. 103) zugesprochen; auch verdient es allen Beyfall, dass man bey der Erörterung der Ehedissidien den Pfarrer (§. 104 u. 107) nur gleichsam als Friedensrichter hingestellt, und den Parteyen zur Pflicht gemacht hat, ihre Händel vor der Erörterung derselben vor Gerichte diesem zur gütlichen Beylegung vorzulegen. Doch da man einmal die Ehe in dem zuerst angegebenen Puncte als ein bürgerliches Institut dargestellt und behandelt hat: so hätte sie auch nach dieser Ansicht durchaus behandelt werden sollen. Aber diess ist nicht geschehen. Vielmehr hat man (§. 111) den Grundsatz sanctionirt: „das Band einer gültigen Ehe kann zwischen katholischen Personen nur durch den Tod des einen Ehegatten getrennt werden; und eben so unauflöslich ist das Band der Ehe, wenn auch nur Ein Theil schon zur Zeit der geschlossenen Ehe der katholischen Religion zugethan war.“ Die Religionsbegriffe der Katholiken verdienen, so wie alle religiösen Begriffe, zwar überall von der Gesetzgebung geachtet zu werden; aber die Nothwendigkeit einer solchen Achtung macht es der Gesetzgebung wohl keineswegs zur Pflicht, durch solche Sanctionen, wie die eben angedeutete ist, bloss religiöse Begriffe ohne Noth in den Kreis der bürgerlichen Gesetzgebung zu ziehen, und was das Gewissen heischen mag, als Foderungen der äusseren Gerechtigkeit hinzustellen. Die bürgerliche Gesetzgebung kann die Ehe nur als ein bürgerliches Institut betrachten, und wenn sie die dabey vorkommenden religiösen Puncte achtet: so kann diess nur in soweit geschehen, dass sie bey Ehescheidungen, gleichsam nur im Vorbeygehen, und mehr ermahnungs- als gebotsweise, jedem die Erörterung der Frage ans Herz legt, ob ihm die Begriffe seiner Religion eine gänzliche Trennung und eine weitere Verehelichung gestatten. Diess zu bestimmen, ist bloss Gewissensache der Parteyen, welche also auch von dem bürgerlichen Richter und der Gesetzgebung bloss dem Gewissen überlassen bleiben muss, und welche der Richter etwa auch bloss durch die in das Scheidungserkenntniss aufzunehmende Formel, „dass dem geschiedenen Theile die anderweite Verehelichung nachgelassen bleibe, *falls er vor seinem Gewissen einen solchen Schritt sich zu verantworten getraue*,“ dem Gewissen der Geschiedenen nachlassen könnte, so wie man sich bey protestantischen Gerichtshöfen bekanntlich bey der Scheidung protestantischer Ehegenossen der Formel zu bedienen pflegt, „dem Geschiedenen sey nachgelassen, sich anderweit christlich zu verehelichen, daferne er ohne Verletzung seines Gewissens nicht ausser der Ehe seyn kann.“ Auf jeden Fall scheint es uns zu weit gegangen zu seyn, wenn die österreichische Gesetzgebung in der angeführten Sanction die Unauflöslichkeit der Ehe nicht bloss für Ehen zweyer katholischer Eheleute ausgesprochen hat, sondern auch selbst noch für den Fall, wenn auch nur Ein Theil schon zur Zeit der geschlossenen Ehe der katholischen Religion zugethan war. Dem protestantischen Ehegenossen eines Katholiken ist hier ganz ohne alle Noth die Aussicht auf gänzliche Trennung seiner Ehe benommen, ungeachtet seinen Religionsbegriffen nach eine solche Trennung sehr wohl zulässig ist, und ihm sein Gewissen sehr wohl eine andere Verehelichung gestattet. Sollte auch eine solche Ehe für den Katholiken unauflösbar seyn: für den Protestanten ist sie es keineswegs. Sehr zweckmässig und ganz der Natur der Sache angemessen ist übrigens die Verordnung, dass eine Trennung der Ehe, welche beide Eheleute (in den Fällen, wo sie überhaupt gesetzlich möglich ist) auf den Grund einer unüberwindlichen Abneigung verlangen (§. 115), nicht sogleich verwilligt werden, sondern dass hier erst eine vorhergegangene Scheidung von Tische und Bette, und nach Beschaffenheit der Umstände auch zu wiederholten Malen, vorhergehen soll. Doch möchte es noch zweckmässiger gewesen seyn, das hier nöthige Verfahren etwas genauer und ganz so zu bestimmen, wie diess für ähnliche Fälle im *Code Napoléon* Art. 275 f. bestimmt hat. Denn wirklich spricht sich in diesen Bestimmungen die höchste gesetzgeberische Klugheit aus, und die von der österreichischen Gesetzgebung (§. 104) vorgeschriebenen dreymaligen Ermahnungen des Geistlichen werden wohl bey weitem das nicht leisten, als die von der französischen Gesetz-

gebung vorgeschriebenen, tief in das Wesen der Sache eingreifenden Förmlichkeiten.

Die am besten bearbeiteten Parthieen des hier angezeigten Gesetzbuchs sind wohl die vom Besitz (§. 309—352), vom Pfandrechte (§. 447—478), von Nacherben und Fideicommissen (§. 604—646), von den Vermächtnissen (§. 647—690), von Einschränkung und Aufhebuung des letzten Willens (§. 695—725), von Verträgen überhaupt (§. 859—937), vom Kaufvertrage (§. 1053—1089), von Bestand-, Erbpacht- und Zins-Verträgen (§. 1090—1150), von entgeltlichen Verträgen über Dienstleistungen — wohin auch der Verlagsvertrag (§. 1164 f.) gerechnet wird — (§. 1151—1174), von den Ehepacten (§. 1217 1266) — die eheliche Verbindung allein begründet noch keine Gemeinschaft der Güter zwischen den Eheleuten, dazu wird ein besonderer Vertrag erfodert, und wird die Gütergemeinschaft in der Regel nur auf den Todesfall verstanden; sie giebt dem Ehegatten das Recht auf die Hälfte dessen, was von den der Gemeinschaft unterzogenen Gütern nach Ableben des anderen Ehegatten noch vorhanden seyn wird (§. 1233 u. 1234), — die Einkindschaft, wodurch Kinder aus verschiedenen Ehen in der Erbfolge einander gleich gehalten werden sollen, hat keine rechtliche Wirkung (§. 1259); — von dem Rechte des Schadenersatzes und der Genugthuung (§. 1293 bis 1341), und von der Verjährung (*praescriptio*) und Ersitzung (*usucapio*) (§. 1451—1502). Die allermeiste Aufmerksamkeit verdient jedoch, als die gelungenste Parthie des Ganzen, das Capitel von der gesetzlichen Erbfolge (§. 727—761). Die hier gesetzlich sanctionirte Erbfolgeordnung ist eine reine Linealfolge, und gewiss die reinste und natürlichste, welche es giebt. Die Verwandtschaftslinien werden auf folgende Art bestimmt (§. 731). Zur ersten Linie gehören diejenigen, welche sich unter dem Erblasser, als ihrem Stamme, vereinigen, nämlich seine Kinder und ihre Nachkömmlinge. Zur zweyten Linie gehören des Erblassers Vater und Mutter, sammt denjenigen, die sich mit ihm unter Vater und Mutter vereinigen, nämlich seine Geschwister und ihre Nachkömmlinge, jedoch diese Letzten nicht zugleich mit Jenen, sondern nur nach dem Abgange des Einen oder des Anderen, repräsentationsweise (§. 735). Zur dritten Linie gehören die Grossältern, sammt den Geschwistern der Ältern und ihren Nachkömmlingen; die eine Hälfte des angefallenen und zu vertheilenden Nachlasses gehört den Ältern des Vaters und ihren Nachkömmlingen, die andere den Ältern der Mutter und ihren Nachkömmlingen (§. 738). Zur vierten Linie gehören des Erblassers erste Urgrossältern, sammt ihren Nachkömmlingen, d. h. (§. 741) die Ältern des väterlichen Grossvaters und ihrer Nachkömmlinge; die Ältern der väterlichen Grossmutter mit ihren Nachkömmlingen; die Ältern des mütterlichen Grossvaters mit ihren Nachkömmlingen, und die Ältern der mütterlichen Grossmutter mit den Ihrigen; und jede dieser beiden Hauptbranchen erbt den ihr zufallenden Theil ausschliesslich, ohne Rucksicht, ob in der Hauptbranche ein oder zwey Stämme vorhanden sind (§. 743). Zur fünften Linie gehören des Erblassers zwey Urgrossältern, sammt denjenigen, die von ihnen abstammen, d. h. die vier Stämme väterlicher und die vier Stämme mütterlicher Seite (§. 744). Zur sechsten Linie gehören endlich des Erblassers dritte Urgrossältern, sammt denjenigen, welche von ihnen entsprossen sind, d. h. acht Stämme väterlicher und acht Stämme mütterlicher Seits (§. 748). Entferntere Verwandte des Erblassers sind von der gesetzlichen Erbfolge ausgeschlossen (§. 751). Der überlebende Ehegatte des Erblassers erhält, ohne Unterschied, ob er ein eigenes Vermögen besitzt oder nicht, wofern drey oder mehrere Kinder vorhanden sind, mit jedem Kinde einen gleichen Erbtheil; wenn aber weniger als drey Kinder vorhanden sind, den vierten Theil der Verlassenschaft zum lebenslangen Genusse, das Eigenthum davon bleibt den Kindern; ist kein Kind oder ein anderer gesetzlicher Erbe vorhanden: so erhält der überlebende Ehegatte das unbeschränkte Eigenthum auf den vierten Theil der Verlassenschaft; wenn aber weder ein Verwandter des Erblassers in den oben angeführten sechs Linien, noch ein legitimirtes, uneheliches oder Wahl-Kind vorhanden ist: so fällt dem Ehegatten die ganze Erbschaft zu; ist auch der Ehegatte nicht mehr am Leben: so wird die Verlassenschaft, als ein erbloses Gut, entweder von der Kammer, oder von denjenigen Personen eingezogen, welche vermöge der politischen Verordnungen zur Einziehung erbloser Güter ein Recht haben (§. 757 bis 760). — Dass bey diesen Bestimmungen die Bestimmungen des *Code Napoléon* Art. 731 f. zum Grunde liegen, brauchen wir wohl nicht zu bemerken. Übrigens aber hat gewiss die von der österreichischen Gesetzgebung sanctionirte Successionsordnung in jeder Beziehung bedeutende Vorzüge vor der französischen. In ihr spricht sich das Wesen der Linealerbfolge rein und klar aus, ohne die Anomalieen, welche in mehreren Puncten der französischen Gesetzgebung bemerkbar sind, z. B. bey der dort verordneten Concurrenz der Ältern und Geschwister und Geschwisterkinder (C. N. Art. 750, 751 u. 752), und durchaus herrscht in diesen Sanctionen der österreichischen Gesetzgebung die innigste und tiefste Achtung der die gesetzliche Erbfolge überall begründenden Familienverhältnisses. Das Einzige, das noch eine nähere Prüfung zu verdienen scheinen könnte, möchte nur die Frage seyn, ob nicht die Ehegatten etwas zu sehr zurückgesetzt seyen, wenn sie, selbst in dem Falle, wo sie mit Erben der dritten, vierten, fünften und sechsten Linie concurriren, nichts weiter erhalten, als den ihnen beschiedenen vierten Theil des Nachlasses ihres Ehegatten, mit dem sie doch gewiss näher und inniger verbunden waren, als die in diesen Fällen zur Erbfolge kommenden entfernten Verwandten des Verstorbenen — oft wahrhaft lachende Erben, statt dass der hinterbliebene Ehegatte gewiss in den meisten Fällen die tiefste Trauer empfindet.

Schliesslich bemerken wir noch, dass das angezeigte Register durch seine Vollständigkeit den Ge-

brauch dieses Gesetzbuchs sehr erleichtert, und dass der gegenwärtige deutsche Text desselben in dem oben angeführten Publicationspatente ausdrücklich als der Urtext davon erklärt ist; wonach die veranstalteten Übersetzungen in die verschiedenen Landessprachen der österreichischen Provinzen zu beurtheilen sind. ZC.

**Frankfurt** a. M., in der andreäischen Buchhandl.: *Vollständige Einleitung in die Lehre von der peinlichen Gerichtsbarkeit und dem peinlichen Gerichtsstande*, mit Rücksicht auf die rheinische Bundesacte, von Dr. *Gallus Aloys Kleinschrod.* 1812. 176 S. 8. (16 gr.)

Es ist ein neues Zeichen des grossen Interesse, welches der würdige Hr. *K.* für die Criminalrechtswissenschaft besitzt, dass er sich entschlossen hat, die so trockene Lehre von der peinlichen Gerichtsbarkeit und dem peinlichen Gerichtsstande in einer besonderen Abhandlung zu bearbeiten. Eine solche Abhandlung scheint auch um so weniger überflüssig, je weniger sich die Handbücher und Systeme auf umständliche Entwickelungen einlassen können, welche doch bey mehreren Gegenständen dieser Lehre erfodert werden. Die vorliegende Schrift handelt im I Cap. von der peinl. Gerichtsbarkeit überhaupt; im II Cap. von den Personen, welchen sie zusteht; im III Cap. von den Arten, dieselbe zu erwerben, zu beweisen und zu verlieren; im IV Cap. von den Wirkungen und Folgen derselben, und im V Cap. von dem peinlichen Gerichtsstande. Der Vf. hat alle diese Gegenstände mit eben der Gründlichkeit und Deutlichkeit behandelt, mit welcher seine übrigen Schriften abgefasst sind. Um so mehr ist es zu bedauern, dass er sich hiebey mehr beschränkt hat, als nach der Bestimmung dieser Schrift nöthig war. Er liefert nämlich nur die rechtlichen Grundsätze von dieser Lehre, mit Hinsicht auf die Geschichte der darüber vorhandenen Gesetze. Die politischen Rücksichten, deren es doch hier so viele giebt, und die insbesondere bey Vervollständigung der positiven Gesetze ganz vorzügliches Interesse haben, übergeht er ganz. Daher findet man hier nichts über die Unzweckmässigkeit der Patrimonialcriminalgerichtsbarkeit; nichts von der Nothwendigkeit, sie aufzuheben; nichts von den Gründen, aus welchen dem Gerichtsstande des Wohnortes, oder der Ergreifung nach Verschiedenheit der Fälle, der Vorzug vor dem Gerichtsstande der begangenen That zu ertheilen sey; nichts von der Nothwendigkeit gesetzlicher Bestimmungen über die Führung der Untersuchung gegen mehrere Verbrecher vor einem und demselben Gerichte; nichts von der Erschwerung der Untersuchungen durch die allzu grosse Ausdehnung des befreyten Gerichtsstandes u. s. w. Auch hat Rec. ungern die Entwickelung verschiedener staatsrechtlicher Grundsätze vermisst, z. B. über die Frage, ob die höchste Justizbehörde an die im Staate festgesetzten Gerichtsstellen gebunden sey, oder ob und in wiefern sie die Untersuchung gewisser Verbrechen Commissarien übertragen könne, welche nicht an und für sich als untersuchende Richter im Staate angestellt sind u. dgl. Überhaupt gehört die Lehre von Commissionen in peinlichen Sachen zu den hier zu kurz abgefertigten, deren es hier allerdings einige giebt, wie unter anderen die Lehre von der Prävention und von dem privilegirten Gerichtsstande. Es scheint zwar — um hierüber etwas Genaueres anzugeben —, als ob es z. B. bey der Untersuchung der Frage, wodurch die Prävention entstehen könne, genug gewesen sey, dass der Vf. S. 152 bloss der Citation diese Kraft zuschreibt, und seine Gründe dazu angiebt. Allein da es so verschiedene Meinungen über die Handlungen giebt, welche einer Citation gleich geachtet werden müssen: so bedurfte es allerdings einer näheren Erörterung derselben. Diess wäre um so nöthiger gewesen, da der Vf. S. 149 u. f. nur von den Bestimmungen und Beyspielen ausgeht, durch welche die römischen Gesetze eine Prävention als begründet annehmen, den allgemeinen Grundsatz aber, auf den es bey Entscheidung dieser Frage ankömmt, unberührt lässt. Wenn auch die Gesetze, kann man sagen, nur die Citation als Grund einer Prävention nennen: so schliessen sie doch andere Handlungen deswegen nicht aus; und so werden sich denn die Praktiker, z. B. über die Frage, ob *Pfändung* eine Prävention begründe (für deren Bejahung und Verneinung *Leyser*, Spec. 74. Med. 8 und *Böhmer ad Carpz. Pract. Qu.* 110. Obs. 10 mit gleich wichtigen Gründen streiten), hier keines Raths erholen können. — Von dem privilegirten Gerichtsstande führt der Vf. S. 165 u. f. nur eine Gattung an. Sey es auch, dass das gemeine Recht in Ansehung des *Ortes*, wo das Verbrechen begangen wird, keinen privilegirten Gerichtsstand kennt: so gilt dieser in mehreren deutschen Ländern doch eben so gut, als der privilegirte Gerichtsstand in Ansehung der *Person* oder des *Standes* des Verbrechers (auf den sich der Vf. allein beschränkt), und in Ansehung der *Art des Verbrechens*. Auch das, was hier über den privilegirten Gerichtsstand gewisser Personen gesagt wird, ist mitunter viel zu kurz, besonders in Rücksicht der Militärpersonen und der Gesandten. Wegen der Befreyung der letzteren giebt es so viel wichtige Fragen in Beziehung auf den Anfang und das Ende derselben sowohl, als in Rücksicht der verschiedenen Gattungen des Gesandschaftspersonales, des Gefolges u. s. w., dass ihre Erörterung in einer Abhandlung, wie diese, nur mit Bedauern vermisst werden muss. — Hätte sich der Vf. nicht, wie gesagt, bloss auf Rechtsgrundsätze eingeschränkt: so würde er auch manche Fragen anders und so entschieden haben, wie es im Staate ausführbar ist. Rec. erwähnt hiezu nur die Behauptung S. 59, dass der Gerichtsherr auch zur Anlegung eines Zuchthauses berechtigt sey, und S. 88, dass der Verlust der Gerichtsbarkeit nur nach erfolgtem Urtheile Statt finden könne. Die Gründe gegen die erste Behauptung sind schon hinlänglich bekannt. Was die zweyte betrifft: so ist ein förmliches Urtheil nicht nöthig. Die Entscheidung der höchsten Justiz-

ſtelle muſs dem förmlichen Urtheile gleich ſeyn. — Zu weit geht der Vf., wenn er dem Gerichtsherrn S. 104 das Recht zuſchreibt, von ſeinen Gerichtsunterthanen alle Dienſte zu verlangen, welche zur Ausübung ſeines Rechts der Gerichtsbarkeit unumgänglich nöthig ſind; insbeſondere ſoll er von ihnen Hand- und Spann-Dienſte fodern können, wenn Gefängniſſe, Gerichtsplätze, Galgen, Räder u. ſ. w. zu errichten ſind. Sind dieſe Verbindlichkeiten nicht durch beſondere Verträge oder Obſervanz begründet: ſo kann auch der Gerichtsherr dergleichen Leiſtungen nicht fodern, und nach dem ſehr richtigen Grundſatze, daſs derjenige, der die Vortheile der Gerichtsbarkeit habe, auch die Laſten derſelben zu tragen verpflichtet ſey, hat der Gerichtsherr in zweifelhaften Fällen ſogar die Präſumtion gegen ſich, wie auch mehrmals von den oberſten Tribunälen entſchieden worden iſt. — Die Gewohnheit, daſs die Gerichtsunterthanen zur Leiſtung des Eides der Gerichtsunterwürfigkeit angehalten werden, von welcher der Vf. S. 102 ſpricht, iſt heut zu Tage wohl nur in wenigen Ländern im Gebrauch. Gr.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Anleitung zum Verfahren in Gemeinheits-Theilungs-Sachen.* Von *O. C. Niemeyer*, kurhannöverſchem Amtsſchreiber zu Ilten. 1808. VIII u. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieſer ſtaatswirthſchaftlich-juridiſchen Schrift hat beſonders die lüneburgiſche Gemeinheits-Theilungs-Ordnung von 1802, und die Inſtruction von 1806, wie von Beamten und Landes-Ökonomie-Commiſſarien in Gemeinheitstheilungen zu verfahren, zum Grunde gelegt. Nach ihnen ſtanden die Gemeinheitstheilungen unter der Aufſicht des Landes-Ökonomie-Collegii, welches auch, wenn die Gemeinden oder Gemeindeglieder ſich an daſſelbe zu Regulirung ihrer Sache wendeten, eine Art von Special-Jurisdiction ausübte. Wenn gleich bey veränderter Verfaſſung die Schrift Mehreres von ihrer Anwendbarkeit verloren hat: ſo wird ſie doch durch die Auseinanderſetzung der verſchiedenartigen Intereſſen ſowohl der Gemeindeglieder als dritter Perſonen, und durch die vorzüglich ausführliche Erörterung über den Theilungsmaſsſtab denen, welche mit jenen Geſchäften zu thun haben werden, nützlich ſeyn. =

## KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. 1) *Hannover*, b. den Gebr. Hahn: *Über das Contumacial-Verfahren bey den weſtphäliſchen Gerichtshöfen, zur Erläuterung der Art.* 104 *und* 388 *der Proceſsordnung.* Vorzüglich zur Erwägung für alle Friedensrichter. (Nach den Ankündigungen des Verlegers, von dem Dr. jur. *Vezin.*) Zweyte vermehrte Auflage. 1810. 32 S. 8. (3 gr.)

2) *Wolfenbüttel*, b. Albrecht: *Verſuche eines rechtlichen Beweiſes, daſs nach Art.* 104 *und* 388 *der weſtphäliſchen Proceſsordnung lis in contumaciam pro negative concertata angenommen werden müſſe*; zur näheren Erläuterung der über dieſe Frage geäuſserten verſchiedenen Meinungen u. ſ. w., von *Hermann Carl Schönijahn*, Friedensrichter des Stadt-Cantons Wolfenbüttel. 1810. 37 S. 8. (4 gr.)

Der Art. 104 der weſtph. Pr. Ordn. lautet: „*Le defaut sera prononcé à l'audience par l'huissier audiencier; les conclusions de la partie qui le requiert, seront adjugées, si elles se trouvent justes et prouvées.*" Der *Code de procéd. franç.* hingegen drückt die letzte Vorſchrift dahin aus: „*si elles (les conclusions) se trouvent justes et bien vérifiées.*" Daſs dieſe Ausdrücke des franzöſiſchen Geſetzes keinesweges dahin zu erklären ſind, als ſey es nöthig, daſs der Kläger ſtets den Grund ſeiner Klage vorher völlig erweiſe, ehe er ein Contumacial-Erkenntniſs, wodurch ihm ſeine Concluſionen zuerkannt würden, erhalten könne, darüber waren ſowohl die älteren proceſſualiſchen Schriftſteller Frankreichs (bereits die *Ordonnance* von 1667 Art. 4. Tit. 14 enthielt wörtlich dieſelbe Vorſchrift als der *Code de proc.*), als die neueren völlig einig; wie denn auch die meiſten franzöſiſchen Gerichte dem erſcheinenden Theile ſtets die Concluſionen zuerkannten, wenn ſie gerecht und gehörig verificirt, d. i. mit den factiſchen, als eingeräumt angenommenen Umſtänden der Klage in gehöriger logiſcher und juriſtiſcher Harmonie ſtanden. Da die weſtph. Pr. Ordn. die Worte: „*Justes et bien vérifiées*" in „*justes et prouvées*" abgeändert hatte: ſo wurde die Sache in Weſtphalen zweifelhaft. War es die Abſicht des Geſetzes geweſen, in der gegenwärtigen Materie die Grundſätze des gemeinen deutſchen Proceſſes beyzubehalten? — So bedeutend, wichtig, und im höchſten Grade, von dem Geſetzgeber vorzüglich, auch die Gründe der verneinenden Beantwortung dieſer Frage ſind, welche zuerſt von dem Präſidenten *von Strombeck* in den bekannten Formularen und Anmerkungen zur Proceſsordnung vorgetragen wurden (der hier unſtreitig mehr das allgemeine Beſte, den *Geiſt* des Geſetzes und die franzöſiſche Jurisprudenz, als die *Worte* der weſtphäliſchen Proceſsordnung vor Augen hatte): ſo behielt doch bald die entgegengeſetzte, mit den alten Ideen, von denen ſich die Menſchen nur ungern trennen, mehr harmonirende Meinung in der Praxis die Oberhand. Nachdem der Vf. von No. 1, ein Rechtsgelehrter, welcher durch ſein allgemein geſchätztes Handbuch für Friedensrichter gezeigt hat, daſs er den Geiſt der neuen Juſtizverfaſſung vollkommen ſich zu eigen gemacht habe, in der erſten Auflage der gegenwärtigen Schrift die *ſtrombeckſche* Meinung auf das geiſtreichſte vertheidigt, und durch abſchreckende Beyſpiele gezeigt hatte, daſs, wenn man das Gegentheil annehmen wolle, bey dem jetzigen Proceſſe nur eine unerträgliche Juſtizverzögerung davon die Folge ſeyn müſſe: ſo ſetzte hierauf der Dr. *Pfeiffer* zu Caſſel, Subſtitut des Generalprocurators bey dem Appellationshofe daſelbſt, in einer äuſserſt gründlich abgefaſsten Schrift, welche dieſes vorzüglichen Rechtsgelehrten vollkommen würdig iſt (in den *Rechtsfällen*), das Gegentheil aus einander. Der Präſident *von Meyerfeld* zu Caſſel trat in dem *öſterleyſchen* Magazine dieſer Meinung bey, welche auch von dem Tribunalrichter *Öſterley* in der zweyten Auflage ſeiner praktiſchen Erörterungen, und von dem jüngeren *von Strombeck* (Tribunalrichter zu Celle) in dem Handbuche vertheidigt wurde. Selbſt der Appell-Gerichtspräſident *von Strombeck* zeigte S. 431 des zweyten Theils ſeiner Formulare an, daſs er, durch die Mittheilungen eines der vorzüglichſten Redactoren der weſtph. Proceſsordnung und erſten Staatsmänner Weſtphalens, der ſeines eigenen Werks beſter Ausleger ſeyn muſste, bewogen, *wiewohl ſehr ungern*, ſeine Meinung aufgebe. Der Streit iſt alſo gewiſſermaſsen auf eine authentiſche Art entſchieden. — Der Vf. von No. 1 hat, wie bereits bemerkt, die Meinung der franzöſiſchen Rechtsgelehrten angenommen, und auf eine Weiſe, welche eben ſo ſehr ſeinen Kenntniſſen, als ſeinem Scharfſinne Ehre bringt, entwickelt. Dieſe paar Bogen ſind eine der beſten praktiſchen Schriften, welche über den weſtph. Proceſs erſchienen ſind, und werth, vor die Augen des Geſetzgebers zu kommen. Unendlich unterſchieden von dieſer ſchönen Schrift iſt No. 2, welche in einem äuſserſt fehlerhaften und gemeinen Stile, die zweyte, dem deutſchen Proceſſe analoge Meinung mit fremden Gründen (die hinzugefügten eigenen ſind eben ſo unerheblich als ſchlecht abgefaſst) vertheidigt. Man glaubt bey dem Leſen dieſer Schrift mehr eine ſchlecht geſchriebene gerichtliche Deduction, als ein literariſches Product vor Augen zu haben. — e —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 SEPTEMBER, 1812.

## MEDICIN.

1) Wien, b. Kupffer u. Wimmer: *Johann Adam Schmidt's*, der Med. u. Chir. Doct., weil. k. k. Rathes, Stabsfeldarztes, der permanenten Feldsanitäts-Commission Beysitzers, ordentl. öffentl. Lehrers der allgem. Pathologie, Therapie und Materia medica an der k. k. med. chirurg. Josephs-Akademie zu Wien u. s. w., *handschriftlich hinterlassenes Lehrbuch der Materia medica.* Revidirt und zum Druck befördert von seinem Freunde und Amtscollegen Dr. *Wilhelm Joseph Schmitt.* 1811. XVIII u. 515 S. 8. (5 fl. 24 Kr.)

2) Ebendaselbst: *Johann Adam Schmidt's*, d. Med. u. Chir. Doct., weil. k. k. Rathes u. s. w., *Prolegomena zu der allgemeinen Therapie und Materia medica.* Abgedruckt nach dem Manuscripte des Vfs. 1812. 115 S. 8. (20 gr.)

Das letzte Vermächtniss eines Mannes, der in der Fülle männlicher Kraft und Reife die Kunst, für welche er im eigentlichen Sinne des Wortes lebte und starb, noch um Vieles weiter gefördert haben würde, wenn ihn das Schicksal nicht zu früh aus unserer Mitte geführt hätte. *J. A. Schmidt* war einer von den Menschen, bey denen die Begierde und der Drang nach den Höhen der Wissenschaft immer gleich rege ist, und bey welchen die Reibungen in der eigenen Sphäre der geistigen Kräfte diese in immerwährender Spannung und Wirksamkeit erhalten. Vielleicht, dass dadurch auch die Consumtion seiner körperlichen Kräfte beschleunigt wurde, und so frühe ihre Grenze erreichte. Eben daher kam es, dass *J. A. Schmidt* alles Neue, das sich auf dem Boden der Wissenschaft zeigte, mit einer Wärme und Begierde ergriff, die sonst nur das Eigenthum jugendlicher und wenig erfahrener Gemüther ist. Allein was ihn über diese und wohl auch über manche Veteranen der Kunst, bey denen das Neue nur aus Leichtgläubigkeit oder aus Mangel an tieferer Einsicht und Gründlichkeit eine gastfreye Aufnahme findet, bedeutend erhob, und was alle seine Werke vor so manchen ephemeren und seichten Producten der neuesten Zeit auszeichnet, war die kalte Prüfung, mit welcher er hier zu Werke ging, und die Sparsamkeit in der Mittheilung seiner eigenen Ideen und Grundsätze, die oft sogar an Kargheit grenzte. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn, einige Aufsätze in der Bibliothek der neuesten med. chir. Literatur für die k. k. Feldchirurgen und seinen *Commentarius de nervis lumbalibus* ausgenommen, eigentlich erst im J. 1801, nachdem er schon eine Reihe von Jahren hindurch sich als Lehrer und praktischer Arzt vielseitig ausgebildet, und besonders von Seiten der Empirie eine seltene Fertigkeit erworben hatte. Die Speculation zog ihn, dem Scheine nach, beynahe zu gewaltig mit in die neuesten Reformen der theoretischen Medicin hinein, und besonders fand *Schellings* Naturphilosophie an ihm einen Freund und Anhänger, der ihre Höhen, vor denen es Manchem schwindelte, zu erglimmen nicht scheute. Aber weit entfernt, sich einseitig der Speculation hinzugeben und ihr die Resultate seiner eigenen Beobachtungen, so wie der Beobachtungen älterer hellsehender Köpfe, zum Opfer zu bringen, schritt er in ihrer Begleitung nur langsam vorwärts, und ging aus dem Gebiete der Empirie in das der Theorie hinüber. Als wolle er erst einen Niederschlagungsprocess aus jenem Gemisch ätherischer Ideen und Meinungen abwarten, hütete er sich wohl, eine der herrschenden medicinischen Theorieen geradezu zu verdammen, und liess nur da einzelne helle Blitze in das Dunkel fallen, wo er sie am nöthigsten fand; wobey sich ihm dann oft Gelegenheit darbot, vermöge seines trefflichen Talentes, zu polemisiren, die Gebrechen des Zeitalters in das hellste Licht zu stellen. Auch unsere A. L. Z., an welcher er von ihrem Entstehen an Mitarbeiter war, kann von diesem Talent treffliche Proben aufstellen.

Diese Eigenthümlichkeit seines Charakters lässt sich, wie mehr oder weniger in allen seinen Werken, so besonders in dem *Lehrbuche* (No. 1) nachweisen, und giebt diesem vor manchem anderen entschiedene Vorzüge. Einem Manne von so vielseitiger Bildung wäre es gewiss ein Leichtes gewesen, diesem Werke einen mehr modischen Zuschnitt zu geben, um es dadurch besonders bey der jungen Welt leichter einzuführen; aber es war ihm vorzüglich darum zu thun, in seinen Schülern brauchbare praktische Ärzte zu erziehen, und aus diesem Grunde liess er es nicht bey Einer naturhistorischen oder therapeutischen Ansicht bewenden, sondern nahm alle bisher bekannt gewordenen Gesichtspuncte, unter welchen man die verschiedenen Arzneykörper betrachtete, in sein Werk auf. Von dieser Seite würde demselben nur compilatorischer Werth zukommen, und es würde den Schüler leicht zu weit auf die empirische Bahn hingezogen haben, hätte der Vf. nicht, besonders in dem speciellen Theile, durch einzelne treffliche, Andeutungen den Weg bezeichnet, auf

welchem er den empirischen Stoff zur Theorie zu steigern und ihm so Bedeutung zu geben gewohnt war. Mehr als Andeutungen aber können selbst die rigorosesten Anhänger irgend einer medicinischen Secte von ihm nicht fodern in einer Zeit, in welcher noch Alles in voller Gährung begriffen war, und noch so Manches vorgearbeitet werden muss, bis wir gerade in dieser Doctrin zu festeren Principien gelangen. Freylich werden diese Andeutungen nur verwandten Geistern ganz verständlich seyn; Anfängern möchte es schwer werden, sich auf den Standpunct zu stellen, welchen der Vf. bey seinen Untersuchungen über die Wirkungsweise der Heilmittel genommen hat: allein auch von diesem Vorwurf ist der Vf. frey zu sprechen. Denn einmal hatte er sein Werk zunächst nur für seine Zuhörer bestimmt, und diese erhielten den Schlüssel zu dem, was hier noch nicht offen vor das Auge tritt, in seinen Vorträgen über allgemeine Pathologie und Therapie; und zweytens hatte er ja die Absicht, über diese Lehrgegenstände noch besondere Lehrbücher zu verfassen, ein Vorsatz, bey dessen Ausführung ihn leider der frühe Tod übereilte. Hätte er länger gelebt: so würde das Werk wahrscheinlich auch in anderer Hinsicht noch reicher und vollständiger in die Welt getreten seyn. Denn es läst sich nicht wohl glauben, dass der Vf. Mittel, wie z. B. *Acet. vini, Acidum sulphur., — nitric., — muriat., Aether sulph., — acet., — nitr., Arsenicum, Balsam. canad., copaiv., — peruvian., Baryt. muriat., Bilis bovis, Castoreum, Cicuta, Flores Zinci, Rad. seneg., Spirit. sulph. aeth., — muriat. aeth., — nitr. aether., Mercurius, Saturnus* mit seinen Präparaten u. a., welche darin gänzlich fehlen, vergessen, oder gar absichtlich übergangen haben sollte. Dessenungeachtet müssen wir uns freuen, und es seinem mehr noch am Geiste als am Namen verwandten Freunde und Amtscollegen, Hn. Prof. *Wilh. Jos. Schmitt*, Dank wissen, dass er uns diesen schätzbaren Nachlass eines genialen Mannes zu erhalten wusste. Denn für jene fehlenden Artikel geben wieder andere, welche der Vf. mit besonderer Liebe bearbeitet zu haben scheint, wie z. B. *Camphora, Cantharides, China, Ferrum, Lich. island., Aconitum, Moschus, Opium* u. a. m., hinreichenden Ersatz.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen werfen wir noch einige Blicke auf die einzelnen Theile des Werkes. Schon die Einleitung unterscheidet es vortheilhaft von ähnlichen, über den gewöhnlichen Leisten verfertigten Lehrbüchern, und beurkundet das philosophische Talent des Vfs. Wir zeichnen hier folgende Fundamental-Sätze aus. 1) Die *Mat. mat.* handelt von der Influenz der äusseren Natur auf die Menschen- und Thier-Natur. 2) Aber die ganze äussere Natur influirt auf die Menschen- und Thier-Natur: somit könnte sich die *Mat. med.* des Universums bemächtigen. 3) Die Menschen- und Thier-Natur, und jedes Individuum dieser Natur hat ein in sich geschlossenes Spiel von Kräften, die sich wechselseitig und unaufhörlich bestimmen. In wiefern aber die *Mat. med.* ein Einzelnes der äusseren Natur als Mittel betrachtet, weil es die Menschen- oder Thier-Natur zu einer besonderen Thätigkeit bestimmt, in sofern könnte sie auch selbst einzelne Kräfte des Menschen- und Thier-Organismus als Mittel betrachten, denn auch eine Kraft des organischen Körpers bestimmt die andere zu besonderen Äusserungen. 4) Nach solchen Beziehungen ist die *Mat. med.* für die Anschauungsweise des Arztes unübersehbar. Sie muss also von diesen unübersehbaren Beziehungen losgemacht und begrenzt werden. 5) Die *Mat. med.* wird dadurch begrenzt, dass aus der Totalität nur einzelne Potenzen in ihr Gebiet übertragen und einheimisch gemacht, und dass alle der äusseren Natur nicht angehörigen Potenzen (z. B. die organischen Kräfte) von ihr ausgeschlossen, und in anderen ärztlichen Doctrinen enthalten vorausgesetzt werden. 6) Zur *Mat. med.* gehören alle äusseren Dinge, die auf irgend eine Weise dem Menschen oder Thiere einverleibt, jene Form des Seyns des Lebens, welche wir Gesundheit nennen, umwandeln, und dauernd machen können. 7) Die *Mat. alimentaria* fügt sich in die *Mat. med.* nur ein, in sofern gewisse äussere Dinge, die man als Nahrung geniesst, nothwendig sind, um die gestörte Selbstreproduction des Organismus auf ihre Norm zurückzuführen. 8) Äussere Dinge, welche unter gesetzten Verhältnissen das Leben bedrohen oder gar vernichten, und desswegen Gifte heissen, unter anders gesetzten Verhältnissen aber sich als Heilmittel legitimiren, gehören nur in dieser letzteren Beziehung in die *Mat. med.*, in der ersteren Beziehung gehören sie zur Ätiologie. 9) Die *Mat. med.* zerfällt ihrem Inhalte nach in eine Erkenntnissart äusserer Dinge, die man als Arzneyen voraussetzt, eigentliche Arzneykunde (*Pharmacognosis*), und in eine Erkenntnissart der Arzneykräfte (*Pharmacodynamik*). 10) Bey der ersteren Erkenntnissart wird ganz abgesehen von dem Thätigen des äusseren Dinges; es wird nur für sich und in seiner Natur angeschaut, um erkannt zu werden. Bey der letzteren aber wird das Thätige dieses äusseren Dinges in der Natur des Menschen oder Thieres angeschaut, um erkannt zu werden. 11) Die *Pharmacognosis* ist eine Combination der Kenntnisse von den sinnlichen Eigenschaften, dem chemischen Verhältnisse der Verwandtschaft, der inneren Güte und Ächtheit und der äusseren Gestaltung der sogenannten Arzneykörper. Sie greift also in die Physik, Chemie, Naturgeschichte und Pharmacie ein, holt sich ihren zu bearbeitenden Stoff aus diesen Fächern des menschlichen Wissens, und bildet sich denselben an. 12) Die *Pharmacodynamik* ist eine Combination der Kenntnisse von einem bestimmten Verhältnisse der Thätigkeit äusserer Dinge zu einer bestimmten Thätigkeit des Menschen- oder Thier-Organismus, womit es auf ein Product abgesehen ist. Die Action des äusseren Dinges wird beschränkt durch die Action des Menschen- oder Thier-Organismus, aber die Action des Organismus wird zugleich auch beschränkt durch die Action des äusseren Dinges. Dieses die Wechselwirkung. Indem sich beide Actionen beschränken und durchdringen, kömmt ein Drittes zu

Stande, in welchem beide Actionen in *Eins* übergehen. Dieses ist der *gemeinschaftliche Effect*, und, für die Anschauung fixirt, das *Product*. 13) Dieses so erzeugte Product wird, auf die Zeit bezogen, als die *primitive Wirkung* angeschaut. Aber da es bey diesem Product nicht verbleiben kann, weil es selbst wieder productiv wird; so muss später ein anderer Effect hervorgehen, der als ein Product des Productes anzusehen ist. Dieses spätere Product heisst die *secundäre Wirkung*. 14) *Einfache, zusammengesetzte*, und *Total-Effecte* der Arzeneyen giebt es zwar in dem Gebiete der *empirischen Anschauung*, aber von dem Standorte der *Reflexion* aus ist ein *einfacher, zusammengesetzter* und *Total-Effect* ganz etwas anderes. 15) Es giebt nach gewissen Beziehungen *zufällige* und *nothwendige Wirkungen arzneylicher Potenzen*. Die *zufälligen Wirkungen* sind auf *Seiten der arzneylichen Potenz* von der Quantität, Form und Assimilirbarkeit, *auf Seiten des Organismus* von der Individualität, der Zeit und der Stelle der Anwendung abhängig. — Die *nothwendigen Wirkungen* sind das constante Product von der Thätigkeit des äusseren Dinges und der Thätigkeit des Organismus. 16) Die *M. m.* kann, je nachdem ein Standort gewählt wird, in verschiedenen Formen (der therapeutischen, chemischen, naturhistorischen und sinnlichen) dargestellt werden. Eine jede dieser Formen ist in einem besonderen Abschnitt behandelt, und bey der naturhistorischen sind ihre verschiedenen Varianten nach *Linné, Murray, Rudolph August Vogel*, bey der therapeutischen aber nur 3 Varianten aufgestellt. Von den letzteren enthält der eine Abschnitt die Anordnung des Arzneyapparates theils nach der gemeinen Anschauung der Krankheiten, theils nach der Reflexion über Krankheitsursache, theils endlich nach den unmittelbaren Wirkungen, die auf ihre Anwendung erfolgen, und womit es auf eine Gesammtwirkung abgesehen ist; der andere die Eintheilung der Arzneymittel nach Grundsätzen der Erregungstheorie; der dritte nach naturphilosophischen Grundsätzen, wobey die 4 Grundstoffe, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff, den verschiedenen organischen Functionen, der Sensibilität, Irritabilität und Reproductionskraft, gleichgestellt sind.

Im zweyten Abschnitt, welcher die *specielle Materia medica* enthält, richtet sich die Auswahl unter den verschiedenen Arzneyen nach der österreichischen Militär-Pharmakopöe, und zwar nach alphabetischer Ordnung. „Wenn es der Charakter aller speciellen Disciplinen, somit auch der speciellen *Mat. med.* ist, immer nur ein Einzelnes auf ein anderes Einzelnes zu beziehen, nur das Einzelverhältniss auszumitteln, und das ausgemittelte darzustellen: so kann auch in der speciellen *Mat. med.* ausser diesem nichts gefodert, und mehr nicht geleistet werden. In welcher Ordnung auch immer die Naturerzeugnisse, welche sich als Arzney in der Erfahrung legitimirt haben, dargestellt werden, ist in Bezug auf den Arzt ganz gleichgültig, wenn nur die Darstellung die einzelnen pharmakognostischen und pharmakodynamischen Verhältnisse richtig umfasst." Hiedurch sucht der Vf. die gewählte Ordnung zu rechtfertigen. Allein wenn man bedenkt, dass das Ganze eines Lehrbuches auch noch eine andere Beziehung zu dem habe, der daraus die Hauptgrundzüge einer Wissenschaft zu schöpfen gedenkt, welchem also auch jede Hülfe, die seinem Erinnerungsvermögen und seiner Fassungskraft gegeben wird, willkommen seyn muss: so möchte wohl eine Ordnung der speciellen Heilmittel nach der Ähnlichkeit ihrer Wirkungen einer so willkührlichen und bedeutungslosen vorzuziehen seyn. Eine solche Classification wird dem praktischen Arzte besonders dann nützlich, wenn er ein Mittel dem anderen substituiren soll. — Bey jedem Mittel ist der officinelle sowohl als der naturhistorische Name, oder, wo sie vorhanden sind, seine Synonymen angegeben, und die Stelle bezeichnet, welche es nach der chemischen, naturhistorischen, sinnenqualitativen, therapeutischen Form und nach den besonderen Varianten dieser Formen einnimmt, und hierauf die pharmakognostische und pharmakodynamische Ansicht, grösstentheils sehr ausführlich, dargestellt worden. Unter der letzteren Rubrik wird auch die Dosis und die schicklichen Verbindungen eines jeden Mittels mit anderen angegeben, und hierin zeichnet sich dieses Lehrbuch an Ausführlichkeit vor anderen besonders aus. — Als Zusatz zu einzelnen Mitteln mögen hier einige kurze Bemerkungen stehen. *Gummi arabicum*. S. 140. Die Indifferenz dieser, so wie anderer mit demselben in einer Classe stehender Mittel kann Rec. nicht so geradehin zugeben. Offenbar haben die Pflanzenschleime eben sowohl eine bestimmte und differente Beziehung zu der organischen Metamorphose als andere Arzneymittel, wenn sie gleich nicht so viel Geräuschvolles in ihren Wirkungen zeigen, als jene; und es heisst sie unverdienter Weise hintansetzen, wenn man ihre Heilsamkeit, z. B. in Brustkrankheiten, auf eine bloss mechanische Einhüllung zurückweist. Überhaupt darf der praktische Arzt nie vergessen, dass ein für den gesunden Organismus scheinbar indifferenter Stoff, z. B. manches Nahrungsmittel, in ganz andere Beziehungen zu dem kranken tritt, dessen Actionen nun ganz andere geworden sind, als sie zuvor waren, und nur Heil in der Apotheke suchen. Seine Apotheke sey die Welt mit allen ihren Kräften und Stoffen! *Calamus aromaticus*. S. 142. Unter den Wirkungen dieses Mittels vermissen wir die Wirkung auf die Knochen. *Aloe*. S. 146. Wir gestehen dem Vf. gerne zu, dass man ehemals mit diesem Mittel zur Beförderung des Hämorrhoidal- und Uterinal-Flusses Missbrauch getrieben; aber wir möchten dessen Gebrauch in den erwähnten Zuständen auch nicht geradehin verwerfen, wie er thut. Es giebt z. B. Mädchen, besonders auf dem Lande, welche an mangelnder Menstruation leiden, als Folge einer phlegmatischen Constitution und eines so energielosen Zustandes der Gebärmuttergefässe, dass man ohne solche starke Mittel

nicht wohl zum Zwecke kommt. *Amygdalae amarae.* S. 167. Enthalten nach neueren chemischen Versuchen: Blausäure. *Anisum vulgare.* S. 177. Hier fehlt die Eigenschaft, die Milchsecretion zu befördern. *Tartarus emeticus.* S. 136. Unter den angegebenen Zersetzungsmitteln werden besonders Schwefel- und Salpeter-Säure vermisst. *Camphora.* S. 230. Es wäre zu wünschen, der Vf. hätte sich bey diesem vortrefflichen Mittel etwas länger verweilt, und darüber aus seinem reichen Erfahrungsschatze mehr mitgetheilt. Besonders hätte seine specifike Wirkung auf die Haut eine nähere Berücksichtigung verdient. *Cortex peruvianus.* S. 274. Obgleich wir mit dem Vf. einverstanden sind, dass Gallen- und Faul-Fieber nicht Product gastrischer Unreinigkeiten sind: so glauben wir doch, dass bey weitem in den meisten Fällen alienirte Secretion in den Digestionsorganen und daraus entstehende Unreinigkeiten der Erscheinung dieser Fieber vorhergehen; und gerade in diesen Fällen halten wir, gegen die Meinung des Vfs., die Entfernung dieser fremden Stoffe, welche oft in zu grosser Menge vorhanden sind, als dass sie durch die Absorptionskraft der Eingeweide bezwungen werden könnten, für nothwendig, bevor man zur Anwendung der China schreitet. *Cremor tartari. Sal essential. tart. Tartarus tartarisatus.* Es ist eine bedeutende Lücke dieses Werkes, dass viele Mittelsalze ganz übergangen und manche, unter welche auch die eben genannten gehören, so kurz behandelt worden sind. Nur wenige, als *Nitrum*, *Sal ammoniacum* und *Borax*, machen eine Ausnahme. Der Vf. hat sich hier den Staub der Erregungstheorie, welche in diesen Salzen bloss Schwächungsmittel sieht, noch nicht ganz von den Füssen geschüttelt. Es wird aber eine Zeit kommen, wo man ihre Wirksamkeit, besonders in kleinen Dosen, sowohl gegen acute, als gegen chronische Krankheiten, nicht mehr verleugnen wird. *Manna.* S. 359. Ausser den angegebenen Sorten der Manna giebt es noch eine: *Manna di fronda*, welche man in Gestalt vertrockneter kleiner Körner auf den Bäumen und in der Nähe derselben auf dem Boden findet. Sie sind nach *Espers* Untersuchungen (s. Abhandlungen der phys. med. Societät zu Erlangen I Bd. S. 131) Excremente der Tettigonien. *Nitrum.* S. 389. Nach *Trommsdorff* wird dieses Salz von dem Glaubersalze nur sehr unvollkommen und nur bey starker Frostkälte zersetzt, und beide können daher ohne Bedenken mit einander vermischt werden. *Squilla.* S. 489. Der Vf. giebt in Bezug auf den Gebrauch dieses Mittels die pharmakodynamische Regel: „Je mehr die *Squilla* das gastrische System differenzirt: um so weniger differenzirt sie das lymphatische und uropojetische System. Je mehr sie diese letzteren Systeme differenzirt: um so gewisser verhält sie sich zum gastrischen System indifferent." Zufolge dieser Regel scheint er die Verbindung dieses Mittels mit Purganzen verwerflich zu finden. Wenn wir aber nicht leugnen können, dass durch Purgirmittel, wohin auch die *Squilla* in manchen Fällen zu rechnen ist, die Thätigkeit in den Lymphgefäfsen der gastrischen Organe aufgeregt und durch damit verbundene Darmausleerungen eben so gut als durch gesteigerte Diuresis die Entleerung und Entfernung des Wassers in der Wassersucht bewirkt werden könne: so möchte eine solche Verbindung eben nicht so ungereimt seyn.

Sollten wir nach dieser Hinweisung auf die Schattenseite des Werkes auch die Lichtseite desselben in einzelnen trefflichen Andeutungen und Ideen kenntlich machen; so würden wir uns zu weit ausser den Grenzen einer Anzeige verlieren. Ohnehin erwartet ja Jeder von einem so kräftigen Geiste nichts Schales oder Gemeines.

No. 2. Das letzte Stück von dem gelehrten Nachlasse des Vfs., gleichfalls von seinem Freunde, Hn. *Wilh. Joseph Schmitt*, herausgegeben. Auch hier erkennen wir den freyen Geist, der die gewöhnlichen Formen der Schule zu beleben weiss, aber auch den behutsamen Lehrer, der nicht voreilig da niederreisst, wo noch kein neues Gebäude an der Stelle des alten steht, der kein Spiel mit leeren Worten und hohlen Phrasen treibt, und dessen ganzes Augenmerk darauf gerichtet ist, in der Seele des Zöglings die Idee von dem Höchsten der Kunst, die sich eben so wenig durch Worte erfassen, als mit Händen greifen lässt, zu erwecken und festzuhalten. Diese Absicht ist hier unverkennbar, und man darf sich daher nicht wundern, wenn der Vf. ältere Formen, z. B. in dem Abschnitte von dem klinischen Examen die Trennung desselben nach einem ätiologischen und nach einem symptomatologischen Gesichtspunct, in dem von den Curen die alte Regel über das *Cito, tuto et jucunde curare*, ja in dem von den Curplänen und Curmethoden die Eintheilung in die ausleerende, restaurirende, herzstärkende, besänftigende u. s. w., so wie ihre Unterabtheilungen, bestehen lässt, da auch diesen Formen lebendige und begeisternde Ideen zum Grunde gelangt werden können, obwohl in der Regel und von dem Tross der gemeinen Curirer nicht zum Grunde gelegt werden. So z. B. betrachtet der Vf. den specifischen Curplan als das Höchste, was der genialische Heilkünstler entwerfen kann. Dieser nämlich soll jeden einzelnen seiner Kranken so ergreifen, als ob er in seinem Besonderen das Allgemeine rein vor sich habe; in diesem Mikrocosmus den Makrocosmus erblickend, zieht er das Ganze des Universums wieder ins Kleinere zusammen, und sieht nur das Allgemeine in dem Besonderen reflectirt; welcher Begriff freylich mit dem, was man gewöhnlich unter specifischer Methode versteht, und wonach der gemeine Empiriker zu handeln pflegt, der in jedem einzelnen Kranken nicht eine Welt, ein Ganzes, sondern einen einzelnen Theil, nur eine isolirte Besonderheit erblickt, auf die zufällig und glücklicher Weise eine andere Besonderheit passend durch die Erfahrung gefunden worden ist, sehr contrastirt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 SEPTEMBER, 1812.

## *MEDICIN.*

WIEN, b. Kupffer u. Wimmer: *Johann Adam Schmidt's* u. s. w. *Prolegomena zu der allgemeinen Therapie und Materia medica* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Hin und wieder finden sich treffliche Andeutungen, von denen manche dem Bedürfnisse der jetzigen Zeit, in welcher das einseitige Benehmen einer aufs Reformiren ausgehenden Schulzunft schnell vernichtet, was das Alter mit Bedacht und Fleiss aufgerichtet, gar wohl zusagen. Statt mehrerer stehen hier nur zum Beweis die gediegenen Worte des Vfs. über die Einfachheit im Curiren. „Es ist eitler Wahn", heisst es, „wenn unser Zeitalter glaubt, dadurch, dass es nicht so vielerley arzneyliche Körper unter einander mengt, oft nur einen einzigen Arzneykörper darreicht, sey es dem Ideal der Simplicität, wo nicht gleich, doch unendlich näher gekommen, als die Vorzeit. Nein, auch die finster verrufene Vorzeit hatte ein gleiches Recht an diesen Glauben, und die Alexipharmaker, welche unter ihre Theriake 40 Stücke und noch mehr einmengten, waren dem Glauben an die Einfachheit ihrer Curen so nahe, als unsere Ärzte, indem sie das Quecksilber, oder die Perurinde, oder das Opium allein geben. Die ganze gepriesene Simplicität der Curen unseres Zeitalters ist, genau betrachtet, eine schlechthin quantitative, numeräre, also eine arithmetische. Die Idee des Einfachen aber, welche allen Ärzten bewusster oder unbewusster Weise vorschwebt, ist nicht bloss eine quantitative, numeräre, arithmetische, sondern auch eine qualitative und geometrische; sie ist sonach in ihrer Realität quantitativ und qualitativ zugleich. Nicht dadurch curirt man eben einfach, dass man ein einzelnes, und nur dieses und kein anderes Pharmacum anwende, sondern dadurch, dass man mit diesem einzelnen oder mit noch zehn anderen verbunden den einzig möglichen und nothwendigen Genesungsprocess bestimmt einleite. Die Einfachheit des Curirens liegt also nicht bloss in dem Numerus der Arzneyen, welche zu gleicher Zeit angewandt werden, sondern hauptsächlich darin, dass immer und einzig darauf ausgegangen wird, die nur nothwendigen Determinationen des Lebensprocesses und Organismus, und keine andere, hervorzurufen. Ob nun solche Bestimmungen durch ein einzelnes oder durch zehn unter einander verbundene Arzneymittel zu Stande kommen, simplificirt oder multiplicirt die Heilung an sich nicht u. s. w."

Es ist zu bedauern, dass die hinterlassenen Handschriften des Vfs., welche er seinen Vorlesungen über allgemeine Pathologie und Therapie zum Grunde legte, nicht bis zu dem Grade der Vollendung gediehen sind. Ohne Zweifel würden dann diese *Prolegomena* in Verbindung mit ihnen mehr Interesse gewährt und grösseren Nutzen gestiftet haben. Indess ist uns auch ein Fragment, in sofern es das Vermächtniss eines einsichtsvollen, denkenden Arztes und beliebten Lehrers ist, immer eine willkommene Gabe, welche besonders angehende Ärzte und solche akademische Lehrer, in deren Gebiet die hier behandelten Gegenstände gehören, nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen werden.

Unbegreiflich bleibt es, wie ein Mann, wie der Vf., welcher Kraft und Besonnenheit genug besass, sich über alle Einseitigkeit und über Alles, was nicht zum Wesen der wahren Heilkunst gehört, ihr als modischer Tand in unseren Tagen angehängt wird, zu erheben, doch hie und da den falschen Schein von Originalität in der Sprache anzunehmen, nicht unter seiner Würde hielt, ja zuweilen sogar sich neue Wörter bildete, als: ein *Schwerkranker* st. ein schwerer Kranker; *erkenntlich* st. deutlich, wahrnehmbar; *anschuldigen* st. die Schuld beymessen u. s. w., an denen weder ein gebildetes Ohr, noch ein gebildeter Verstand Behagen finden kann.

Hbm.

ERFURT, b. Beyer u. Märing: *Katechismus der Apothekerkunst*, oder Grundzüge des praktischen Wissens in Fragen und Antworten für Lehrer und Lernende; besonders zum Leitfaden bey Prüfungen junger Pharmaceuten bestimmt und in systematischer Ordnung abgefasst von D. *Chr. Fried. Buchholz.* 1810. 852 S. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Die Hauptabsicht des Vfs., ist die Summe der vorzüglichsten Grundsätze und Kenntnisse der verschiedenen wissenschaftlichen Zweige der Pharmacie nach Möglichkeit in systematischer Ordnung zusammenzustellen, um nicht allein dem jungen Pharmaceuten eine Übersicht über die ihm nothwendigen wissenschaftlichen Kenntnisse als Pharmaceut zu geben und demselben ein Buch zur Selbstprüfung zu liefern, sondern auch dem Lehrer das nöthige Prüfungsgeschäft zu erleichtern, und hauptsächlich es möglich zu machen, dass die amtliche Prüfung der Apotheker,

vorzüglich an Orten, wo es nicht durch mehrere den verschiedenen Fächern der Pharmacie gewachsene Personen geschehen kann, durch die dazu bestellten Physiker mit mehr Gründlichkeit und Zweckmäſsigkeit, als bisher, geschehen könne. Zu diesem verschiedenen Gebrauche hielt der Vf. die katechetische Form in Fragen und Antworten für die zweckmäſsigste, und dieſs um so mehr, da gewissermaſsen *Hermbſtädts* Katechismus darin als ein glücklicher Vorgänger zu betrachten sey. Ohne Zweifel ist ein Werk, welches dem jungen Pharmaceuten durch eine genaue Auseinandersetzung aller wissenschaftlichen Kenntnisse, die ihm als gelehrtem Apotheker nöthig sind, sehr zweckmäſsig; allein die katechetische Form wird weder dazu beytragen, dem Schüler das Studium zu erleichtern, noch die Schwächen des Physicus, oder des prüfenden Apothekers lange Zeit zu bedecken. Männern, welche mit den erfoderlichen Kenntnissen ausgerüstet sind, wird das Fragen nicht schwer fallen; wenn aber die Prüfung kenntniſsvoller junger Männer Ignoranten übertragen ist: dann werden diese, ihrer auswendig gelernten Fragen und Antworten ungeachtet, doch überall Blöſsen zeigen, ihrem Zwecke nicht entsprechen, und auf ihre Zöglinge sehr nachtheilig wirken.

Dieses Werk enthält den Begriff, Zweck, Nutzen, die Eintheilung, den Umfang und die Hülfskenntnisse der Pharmacie, die pharmaceutische Naturgeschichte, die Zoologie, Phytologie, Mineralogie; die einfachen gasförmigen Stoffe, die Salze, Säuren, Alkalien, die Erden, die Metalle, die Körper des Pflanzenreichs, des Thierreichs; darauf folgt ein Abschnitt über die spirituösen Körper, die Ätherarten, versüſsten Säuren u. s. w., und endlich die pharmaceutischen Arbeiten, oder die pharmaceutische Mechanik. — Die Art und Weise, nach welcher diese verschiedenen Zweige der Wissenschaft zusammengestellt sind, ist sehr zweckmäſsig; aber hin und wieder bemerken wir ungern Fehler der Übereilung, welche bey Büchern dieser Art höchst nachtheilige Folgen haben können. So ist S. 9 auf die Frage: „womit beschäftigen sich die drey Haupttheile (Terminologie, Systemkunde und der historische Theil) des historischen Theils der Naturgeschichte? die Antwort: „Die Terminologie, bey der Mineralogie Oryktognosie genannt, beschäftigt sich mit Benennung und Beschreibung der äuſseren Merkmale der Naturkörper und ihrer verschiedenen Theile u. s. w." Dieſs hat gewiſs Hr. *B.* nur in Übereilung gesagt. — Bey der Eintheilung der Thiere in Mammalien, Vögel, Amphibien u. s. w. heiſst es: Fische sind Thiere mit kaltem Blut, die durch die Kiefern und nicht durch die Lungen athmen. *Ermans* treffliche Versuche über die Respiration der Fische scheinen Hn. *B.* noch gänzlich unbekannt zu seyn; nach diesen ist höchst wahrscheinlich bey einigen Fischen der Darmcanal bey der Respiration thätig, überhaupt aber das Geschäft der Respiration der Fische noch in ein groſses Dunkel gehüllt. — In dem Abschnitt über die Säuren vermissen wir die Chinasäure, deren Eigenthümlichkeit, wie Rec. schon vor einigen Jahren aus eigenen Versuchen fand, nicht bestritten werden kann. — Den Abschnitt vom Wärmestoff, so wie den vom Lichtstoff, hat Hr. *B.* sehr kurz gefaſst. — Weniger nothwendig war es, alle Fossilien namentlich aufzuführen. Übrigens würden auch hier, wo Hr. *B.* die Mineralien nach des unvergeſslichen *Kirsten* mineralogischen Tabellen geordnet hat, noch mehrere Fossilien einzuschalten gewesen seyn, die erst nach der Herausgabe jener Tabellen bekannt geworden sind. Auſserdem finden sich mehrere grobe Druckfehler, z. B. *Gadolimit* für *Gadolinit; Pimalit* für *Pimelit; Gushosian* für *Gurhofian* u. s. w. — Der Name *Klaproth* ist durch *Klapproth* entstellt. — Wärmestoff ist im Lat. *caloreum* gegeben. — Die bekannte Methode, deren sich Hr. *B.* ebenfalls bedient, um das reine Ammonium zu bereiten, nämlich das Gas, welches sich nach Vermischung des Kalks und Salmiaks bey angewandter Wärme entbindet, unter Quecksilber aufzufangen, hat in der That viele Vorzüge, und setzt den Arbeiter auſser Gefahr, die durch das Zerspringen der Gefäſse, wenn man die Destillation mit Wasser in einer gläsernen Retorte wählt, leicht herbeygeführt wird. — S. 551 rechnet Hr. *B.* die Alaunerde zu denjenigen Erden, welche mit Kohlensäure nicht vereinbar sind. Dieses ist die herrschende Meinung. Allein Rec. hält es für nicht entschieden, ob die Alaunerde absolut mit Kohlensäure unverbindbar sey. — S. 559 soll es wohl heiſsen: *terra ponderosa aerata* statt *cerata*. — Der Vf. nimmt, wie alle Chemisten, an, daſs die Sauerkleesäure aus dem Zucker, so wie den thierischen Substanzen mittelst Salpetersäure bereitet, gleiche Eigenschaften mit derjenigen besitze, welche man aus dem Sauerkleesalze scheidet. Rec. aber ist der Meinung, daſs auch hier zwischen beiden ein kleiner Unterschied Statt finde; indeſs bedarf es noch wiederholter Versuche, weil fremdartige beygemischte Körper diese Modification erwecken konnten. — Auch die Eigenschaften des liquiden geschwefelten Wasserstoffgases hätten wohl etwas weitläuftiger abgehandelt werden können. Die Benennung Hydrothionsäure für Schwefelwasserstoffgas, oder geschwefeltes Wasserstoffgas, findet Rec. unzweckmäſsig. Denn wenn Säuren sich durch Oxydation bilden, wenn sie Körper sind, die auf der Zunge den ganz eigenthümlichen Geschmack erregen, der Jedermann unter dem Namen des saueren bekannt ist: so kann jene Benennung unmöglich einer Verbindung beygelegt werden, in deren Mischung entschieden kein Sauerstoff, der den Körpern den sauern Geschmack ertheilt, enthalten ist. — Die Eigenschaften der Blausäure, so wie der blausauren Verbindungen, hätte Hr. *B.* etwas genauer entwickeln sollen. — Ist es in der That Eigenschaft des kohlenstoffsauren Ammonium, mit oxydirt salzsauerem Gas eine Entzündung zu bewirken, wie der Vf. S. 690 bemerkt? Rec. zweifelt, weil er sich erinnert, nur eine heftige Erhitzung durch die Vereinigung beider Substanzen bewerkstelligt zu haben. — Die Anzahl der bis jetzt

bekannten Metalle wird mit 28 angesetzt. Wenn die Eigenthümlichkeit des von *John* in dem Graumanganerz entdeckten Metalls, so wie des von *Delri* bekannt gemachten Erythrons sich bestätigt: so können wir 30 verschiedene Metalle zählen. — Die Bleyoxyde gehören zu den heftigsten Giften, heifst es S. 682, die niemals innerlich verordnet werden. Hier irrt Hr. *B.* Das essigsaure Bley z. B. ist von mehreren Ärzten innerlich angewandt, und noch neuerlich von Hn. *Horn* in der Phthisis. — Auch der Abschnitt von dem Zinn, S. 717, ist nur oberflächlich berührt, und des in den Apotheken oft sehr nothwendigen salzsauren Zinns gar nicht Erwähnung gethan. — S. 739 wird bemerkt, dass das Manganoxyd durch starkes Glühen einen Theil des Sauerstoffs fahren lasse, indem es sich zu einem rothen Oxyd verwandelt, und endlich zu einem braunen Glas zusammenschmelzt. Schwerlich ist diess der Fall mit reinem Manganoxyd, und *John's* Versuche machen höchst wahrscheinlich, dass diess nur von der Tiegelmasse herrührte, worin die Schmelzung angestellt wurde. — Den Bernstein für ein Pflanzenproduct zu halten, ist jetzt wohl nichts Gewagtes mehr, da Alles für seinen vegetabilischen Ursprung spricht; aber zu glauben, dass derselbe als ein Harz in den uns unbekannten Bäumen enthalten gewesen und durch fremdartige, mit dem ausgeflossenen Saft in Berührung gekommene Substanzen in eine eigenthümliche Substanz, die wir unter dem Namen Bernstein kennen, verwandelt worden sey, wie der Vf. annimmt, scheint Rec. nicht gerathen zu seyn. Denn wäre diess: woher kömmt es denn, dass die Mischungstheile aller Bernsteinarten dieselben sind, und dass in keinem wirklich Harz enthalten ist? Warum findet man nie Übergänge von dem Harz in den vollkommen ausgebildeten Bernstein? Weit wahrscheinlicher bleibt es wohl, dass der Bernstein, wie wir diess von dem Copal und Cautchouc wissen, schon als Bernstein in dem Safte jener Bäume, von welchen wir in Preussen, Grönland, Russland u. s. w. Spuren aufgefunden haben, enthalten war. —

Hr. *B.* nimmt (S. 779) an, dass das Cautchouc (nicht Caoutchuc) nicht allein in der Bergnaphtha auflöslich sey, sondern nach Verdunstung derselben daraus mit seinen vorhergehenden elastischen Eigenschaften zurückbleibe. Rec. erinnert sich, früher einen Versuch damit angestellt zu haben, der ein entgegengesetztes Resultat gab. Das nach Verdunstung der Naphta zurückgebliebene Cautchouc unterschied sich wesentlich von dem aus dem Schwefeläther erhaltenen C. — Sehr schön unterscheidet Hr. *B.* S. 788 zwischen scharfem Stoff der Pflanzen, der eigenthümlich ist, und solchem, der anderen Bestandtheilen, z. B. dem Harz bey der Euphorbia, eigen ist. — Eydotter besteht aus einem Gemische von Wasser, wenig Gallerte, Öl und Eyweissstoff. Diesen Bestandtheilen kommen aber, wie aus *John's* Versuchen hervorgeht, noch einige andere hinzu, und was sehr merkwürdig ist, freye Phosphorsäure ist im Eydotter enthalten, während das Eyweiss freyes Natrum enthält. Noch immer ist die Frage: Woher rührt die rothe Farbe des Bluts? nicht beantwortet. Hr. *B.* scheint gleichfalls zweifelhaft zu seyn, indem er *Fourcroys* bekannter Theorie nur Erwähnung thut. Die von *John* angestellten Versuche mit krankem Harn und die vollkommene Absonderung einer Substanz, die durch den Sauerstoff eine blutrothe Farbe annahm, ohne Eisen zu enthalten, verdienen in der That berücksichtigt und erweitert zu werden.

Die Menge wirklich guter Arbeiten, wodurch sich Hr. *B.* der gelehrten Welt bekannt gemacht hat, dürften schon für seine ferneren Arbeiten entscheiden. So verhält es sich auch mit gegenwärtigem Katechismus. Das Eigenthümliche desselben und die zweckmässige Zusammenstellung des Ganzen geben demselben einen Rang über viele andere pharmaceutische Schriften. Zu übergehen ist ferner nicht die Nomenclatur, deren sich der Vf. bedient, um Körper zu bezeichnen, deren Natur jetzt durch genauere Arbeiten mehr enthüllt ist. So heisst es z. B. stets das Kalk, das Baryt u. s. w. Auch Rec. bedient sich dieser Benennung schon lange. A. J.

WIEN, b. Wappler u. Beck: *Specimen practicum de remediis efficacissimis in morbis contagiosis ac pestilentialibus*, adnexa commentatione *de contagiis et febribus typhodeis*, in contemplationem et salutem publicam traditis, a *Christophoro Mayr*, M. D. olim variorum nosocomiorum medico secundario, ac quondam S. S. Caes. Reg. Apost. Status militaris medico supremo, et magni nosocomii militaris Vindobonensis medico primario, Collegii medici Vindobonensis sodali. 1806. 247 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hatte bey Herausgabe dieser Schrift zur Absicht, auf die seinem Vaterlande, den österreichischen Staaten, zunächst drohende Gefahr, von dem gelben Fieber heimgesucht zu werden, an deren Grenzen diese Seuche damals herrschte, aufmerksam zu machen, und, da sich auch bey der sorgfältigsten Wachsamkeit der polizeylichen Behörden das Eindringen ansteckender Seuchen nicht immer verhüten lässt, zugleich Massregeln an die Hand zu geben, welche man bey sich ereignendem Unglück gegen die weitere Verbreitung anzuwenden habe. Er hielt es daher für zweckmässig, zuerst eine Beschreibung von dieser Seuche zu geben, um solche sogleich bey ihrem Erscheinen erkennen zu können, und sodann die in mehreren Schriften zerstreuten Mittel, welche sich, nach bisher gemachter Erfahrung, wirksam bewiesen haben, theils um das ansteckende Gift zu zerstören, theils um die Krankheit selbst zu heilen, zu sammeln und zusammenzustellen.

Zuerst handelt er von den wirksamsten Mitteln gegen ansteckende und pestartige Krankheiten. Hier beschränkt er sich aber bloss auf die von *Smith* und *Guyton-Morveau* erfundenen und empfohlenen mineralischen Räucherungen, wobey er von jeder Art derselben die Bereitungsart, die Quantität, die Art, sie anzuwenden, und ihre Wirkung angiebt, was alles

bekannt genug ist. Hierauf giebt er, ehe er sich zur Beschreibung des gelben Fiebers, als dem eigentlichen Gegenstand seiner Schrift, selbst wendet, eine kurze Übersicht der Fieber, aus *Stolls* bekannter Fieberlehre (*Aphorism. de cognoscendis et curandis febribus.* Vindob. 1786), weil er der Meinung ist, dass diese die vollkommenste sey. Überhaupt ist er ein getreuer; fast buchstäblicher Anhänger der Lehrsätze der *stollischen* Schule und ein Gegner der Erregungstheorie und der chemischen Schule, deren Grundsätze von ihm, jedoch mit nicht befriedigenden Gründen, bestritten werden.

Der Typhus wird von dem Vf. in fünf Arten abgetheilt. 1) *Typhus verus pestilens, seu Pestis orientalis.* 2) *Typhus verus gangraenosus, contagiosus, s. Pestis occidentalis.* 3) *Typhus verus non contagiosus putrido-biliosus, s. febris putrida sanguinea Stollii.* 4) *Typhus verus nervosus seu pituitosus non contagiosus, s. febris putrida pituitosa Stollii.* 5) *Typhus spurius.* Zuerst wird die Diagnose der ersten und dritten Art aus ihrem Verlauf, welcher ziemlich vollständig abgeschildert wird, beschrieben, es werden die Ursachen dieser Fieber durchgegangen, sodann ihr Ausgang, die Heilmethode und die Prognose derselben angegeben, und endlich die Folgen angeführt, welche sie öfters zu begleiten pflegen; alles nach den bekannten Grundsätzen seines Lehrers. Der Typhus der vierten Art wird auf die nämliche Weise abgehandelt. Alsdann trägt der Vf. in einem besonderen Abschnitte seine Meinung über die Contagien vor. Er glaubt, dass irgend eine allgemein verbreitete schädliche Ursache (*causa popularis epidemica*) in Personen, welche dafür empfänglich sind, und zugleich eine übel beschaffene Mischung der Säfte haben, leichter faulichte Krankheiten erzeugen könne, als in solchen, welche diese Disposition nicht haben. Wenn nun mehrere Individuen mit gleicher Disposition durch die nämliche Ursache erkranken: so wird im Verlauf der Krankheit durch einen besonderen thierischen Process eine faulige Gährung, ein eigenes specifikes pestartiges Miasma hervorgebracht, welches sich allgemein verbreitet, und von welchem andere, sowohl lebendige als leblose Körper angesteckt werden. Es kann sich demnach die wahre Pest in einem Individuum auch ausser einer herrschender Epidemie ohne Ansteckung entwickeln, so wie durch den Zusammenfluss mehrerer gleichartiger Ursachen ein Gallenfieber in ein faulichtes, bösartiges, ja in die wahre Pest selbst umgewandelt werden kann. Die Contagien sind zwar ihrer Natur und Wirkung nach sehr verschieden, jedoch stimmen diejenigen, welche aus einer thierischen Fäulniss entstanden sind, wesentlich mit einander überein. Ungeachtet zwar die chemische Beschaffenheit der sämmtlichen Contagien noch verborgen ist: so scheinen doch besonders diejenigen, welche typhöse Fieber hervorbringen, einerley Wirkungsart zu haben, dass sie nämlich dem lebenden thierischen Körper den Sauerstoff entziehen; daher dieser das wirksamste Gegenmittel ist.

Nach dieser Einleitung folgt die Beschreibung des Typhus der zweyten Art, oder des gelben Fiebers. Da aber die Beschreibung desselben aus den neuesten Schriften über diesen Gegenstand, besonders aus *Arejula's* Werk, ausgehoben ist: so würde es überflüssig seyn, einen Auszug hievon zu geben. Der letzte Abschnitt enthält die Beschreibung des 1804 in Livorno herrschenden Fiebers, welche aus der bekannten Schrift von *Palloni*, der dasselbe beschrieben hat, genommen ist. Als Anhang wird noch ein ziemlich vollständiges Verzeichniss der Schriftsteller über das gelbe Fieber mitgetheilt.

Aus der hier gelieferten Anzeige erhellet, dass die Heilkunde durch diese Schrift, welche fast durchgehends vorlängst bekannte Sachen enthält, nichts gewonnen, und der Vf. seinem in der Vorrede gegebenen Versprechen, unsere Einsicht in die Natur der typhösen Fieber zu erweitern, wenig Genüge geleistet hat. Das, was ihm eigenthümlich zugehört, ist seine Ansicht, welche er von den Contagien vorträgt, und womit auch Rec. ziemlich einverstanden ist. Dieser Abschnitt ist ihm am besten gerathen; nur hätte der Unterschied zwischen contagiösen und miasmatischen Ansteckungsstoffen genauer aus einander gesetzt werden sollen.

S. M.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Düsseldorf*, b. Gondon: *Die Kunst, das menschliche Leben nicht zu verkürzen.* 1811.

Auch unter dem Titel:

*Einige wohlgemeinte Worte über die Kunst, das menschliche Leben nicht zu verkürzen.* Von *Anton Nägele*, d. Arzneyk. u. Wundarzneyk. Doctor, und königl. bayersch. Hofarzt zu Düsseldorf. 1810. 86 S. 8.

Die Verschiedenheit der Jahrzahl auf beiden Titeln lässt vermuthen, dass dieses Buch ein aufgewärmtes Product sey, dem übrigens dieser Buchhändlerkunstgriff eben nicht vom Laden herunter helfen wird. Denn ausser einer allgemeinen Deduction des Lebens, ganz nach *brown'schem* und *röschlaub'schem* Zuschnitt, enthält es nichts als einige zwar gutgemeinte, aber schon oft genug vorgetragene diätetische Regeln.

Hbm.

*Landshut*, b. Thomann: *Über die Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Selbstillens der Mütter.* Ein Inaugural-Aufsatz, öffentlich vorgetragen bey Erlangung der Doctorwürde in der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe (hülfe) am 31 December 1811 von D. *J. Seb. Göhl.* 1812. 20 S. 8. (3 gr.)

Gut gemeinte, aber längst bekannte und oft gesagte Wahrheiten, welche sich wohl zu einem Vortrag an ein weibliches Auditorium eignen, aber nicht für solche wissenschaftlich gebildete Männer gehören, die gewöhnlich dem Acte der Inauguration beyzuwohnen pflegen.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 SEPTEMBER, 1812.

## MATHEMATIK.

1) Leipzig, b. Göschen: *Die vornehmsten Lehren der Astronomie*, deutlich dargestellt in Briefen an eine Freundin, von *H. W. Brandes*. 1811. I Band. VI u. 217 S. 3 Kupfertaf. II Band. 306 S. 8. 7 Kupfert. (3 Rthlr.)

2) Wien, b. Schaumburg u. C.: *Epitome Elementorum astronomiae sphaerico-calculatoriae*. Aut. *Joanne Pasquich*. Pars I. Elementa theoretica Astr. sphaerico-calc. Pars II. Elementa practica Astr. sphaer. calc. 1811. 160 S. und 166 S. nebst 42 S. Anhang. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

3) Tübingen, b. Cotta: *Astronomie*, von *J. G. F. Bohnenberger*, Prof. zu Tübingen. 1811. 712 S. 8. 8 Kupfertafeln. (3 Rthlr.)

Eine unerwartete Erscheinung bieten uns die angeführten drey astronomischen Lehrbücher, durch welche, so wie vorher durch noch ein paar ganz unbedeutende, unsere Literatur bereichert worden ist, dar. Lange erwarteten wir ein die Astronomie als Ganzes behandelndes Lehrbuch vergebens; es scheint, dass mehrere Astronomen dieses Bedürfniss zugleich gefühlt haben: wir werden sehen, in wiefern es befriedigt worden ist.

Offenbar müssen die drey vorliegenden Werke, wie schon ihre Titel zeigen, von ganz verschiedenen Standpuncten betrachtet werden. Sie bilden einen, obgleich nicht vollständigen, Cyclus. No. 1 ist bestimmt, Begriffe über Astronomie zu verbreiten, bey Lesern, die keine Hülfskenntnisse besitzen; No. 2, vorzüglich auf die Vorlesungen des Vfs. berechnet, behandelt nur niedere Theile der Astronomie; und No. 3 ist ein weiter gehender Lehrbegriff, über dessen eigentliche Bestimmung wir unten unsere Meinung äussern werden. Es sind also sehr verschiedene Foderungen, welchen diese drey Werke entsprechen sollen, und keins wird durch das andere entbehrlich gemacht.

No. 1, ein Werk, bestimmt, nicht etwa einzelne Lehren der Astronomie, sondern das Ganze als Wissenschaft vorzutragen, ist ein durchaus wohlgelungener Versuch dieser Art, und ein Beweis von der Möglichkeit einer populären Darstellung der Astronomie. Der Vf. hat das schätzbare Talent, seine Gedanken mit Klarheit vorzutragen; allenthalben ist er befriedigend, und nirgends bemerkt man die Oberflächlichkeit, die bey ähnlichen, für ein grosses Publicum bestimmten Werken oft Statt findet. Rec. hält dafür, dass durch diese Briefe nicht nur dem Frauenzimmer, sondern auch unserem Geschlechte ein sehr angenehmes und nützliches, sogar der Wissenschaft erspriessliches Geschenk gemacht worden ist, indem es auf eine passende Weise die Kenntniss der Astronomie verbreitet, und vielleicht hin und wieder eine ernste Neigung und Reiz zum weiteren Studium erzeugt. Passend kann diese Schrift mit den berühmten Briefen *Eulers* an eine deutsche Princessin verglichen werden; sie ist ganz ähnlicher Natur, und behandelt mit ähnlichem Glücke die Astronomie, wie jenes Werk die allgemeinere Naturlehre. Freylich ist diese neu und jenes veraltet; allein in beiden herrscht derselbe Geist, dieselbe Ordnung und Pünctlichkeit. Das vorliegende Werk ist keines Auszuges fähig. Im Allgemeinen enthält es eine Darstellung der sphärischen, theorischen, und physischen Astronomie. Es beschäftigt sich nicht mit den Entdeckungen, die man durch Fernröhre am Himmel gemacht hat; es giebt nicht die Abbildungen und Beschreibungen der Oberflächen der Planeten, ihrer Monde und anderer Merkwürdigkeiten des Himmels. Der Vf. behält sich diese Gegenstände für eine andere Folge von Briefen vor, deren baldigen Empfang wir wünschen müssen. Die Idee, den Anfang auf diese Weise zu machen, hält Rec. für glücklich; es erhält dadurch das Ganze ein ernsteres Ansehen, und das Folgende einen Reiz, der bey der Umkehrung vielleicht weggefallen seyn würde. Der Ton der Briefe ist gut getroffen; sie lesen sich angenehm, und, nach dem Urtheil derer, für die sie geschrieben sind, leicht. — Vielleicht wünscht einer oder der andere der Leser, die Briefe ein Jahr später datirt zu sehen, um, was von den Kometen gesagt ist, auf den schönen Kometen von 1807 angewandt zu finden; allein bey dem Plane des Werkchens ist dieses nichts weniger als nothwendig, zumal da der Vf. in seinen Fortsetzungen wahrscheinlich keine Gelegenheit versäumen wird, von den Merkwürdigkeiten des Himmels etwas beyzubringen, und dort alles Neue und Interessante zu vereinigen.

Auch No. 2 können wir unseren Beyfall nicht versagen. Die Gegenstände sind in diesem Werke in einer zweckmässigen Ordnung vorgetragen, meistentheils klar dargestellt, und vorzüglich sind die Grundbegriffe der Astronomie mit Kürze und Bündigkeit entwickelt. Der erste Theil zerfällt in 5, der andere in 3 Sectionen; diesen begleitet ein Anhang, astronomische Tafeln enthaltend. Wir gehen zur detaillirteren Anzeige über, und werden dabey die Bemerkungen, die sich beym Durchlesen des Werks dargeboten haben, einschalten.

*Sect. I. De notationibus et principiis fundamentalibus, ad motum diurnum astrorum motumque annuum solis relatis.* Dieser ganze Abschnitt läfst nichts zu wünschen übrig, und möchte wohl das Planmäfsigste seyn, das in irgend einem Lehrbuche über diese Gegenstände gesagt ist. — *Sect. II. De natura et discrimine temporum astronomicorum, et ab his pendente usu ascensionum rectarum.* Auch hier ist der Gang der Darstellung ordentlich und zweckmäfsig; doch hätte Rec. lieber die Vermeidung des Unterschiedes zwischen östlichen und westlichen Stundenwinkeln gesehen; er würde entweder alle Stundenwinkel nach Westen gezählt, oder auch die östlichen als negativ anzusehen vorgeschrieben haben, wodurch die Zahl der Regeln vermindert worden seyn würde. Die Lehre von der Vergleichung der Zeiten würde sich am einfachsten auf die Gleichungen

$$15 \cdot v + AR\ \Theta\ \text{vera} = 15 \cdot s$$
$$15 \cdot m + AR\ \Theta\ \text{med.} = 15 \cdot s'$$
$$15 \cdot s + 15 \cdot a = 15 \cdot s'$$

haben gründen lassen, in welchen v die wahre, m die mittlere Sonnenzeit; s und s′ die seit den Culminationen des wahren und mittleren Frühlingsnachtgleichepuncts verflossenen Sternenzeiten (die zwischen zwey auf einander folgenden Culminationen des 0° ♈ verfliessende Zeit für 24 Stunden angenommen); a die Sternenzeit, die zwischen den Culminationen des mittleren und wahren Frühlingsnachtgleichpuncts verfliest, bedeuten. Durch diese Darstellungsart würde die Zahl der Vorschriften vermindert, und die Evidenz vermehrt worden seyn. Auch hätte man hier den Unterschied zwischen der wahren Sternenzeit und der vom mittleren Nachtgleichepuncte an gerechneten erwähnt finden sollen; diese wächst allerdings gleichförmig, allein jene keineswegs. — *Sect. III. Disquisitiones analyticae speciales in motum apparentem solis in ecliptica, et situm astrorum pendentem a motu diurno*, enthält diese Untersuchungen mit Eleganz und Ordnung geführt: jedoch dringen sich uns auch hier die zu häufigen Regeln auf, die durch eine consequentere Betrachtung der Zeichen der Formeln, und durch die oben erwähnte gleichförmigere Definition des Stundenwinkels zu vermeiden gewesen wären. — *Sect. IV. De figura et magnitudine telluris, parallaxi, et refractione astronomica.* Die Untersuchung über die astronomische Refraction §. 388 hat nicht den Beyfall des Rec.; TOA ist zwar immer *ein kleiner* Winkel; allein das berechtigt uns keineswegs, geradezu anzunehmen, dafs er zu r ein constantes Verhältnifs hat; wäre er selbst constant, wie der Vf. sagt: so würde er zu r *kein* constantes Verhältnifs haben; und wenn man r — TOA = — nr setzt: so würde n nicht constant, also die Form m Sin z = Sin (z — nr), in welcher n eine Constante ist, unerlaubt seyn. Der Vf. hat hier den rechten Gesichtspunct verfehlt; wegen der Verbesserung seines Räsonnements verweiset Rec. auf das, was über denselben Gegenstand in der unten folgenden Recension von No. 3 vorkommen wird. Da die *simpsonsche* Regel, wenn man m und n so bestimmt, dafs sie den Refractionen von 45° und 80° Zen. Distanz, so wie *Laplaces* Theorie sie angiebt, entsprechen, alle Refractionen für kleinere Zenithdistanzen ohne merklichen Fehler giebt; allein für die gröfseren bedeutend abweicht: so sucht der Vf. sie mit der Beobachtung und der schärferen Theorie übereinstimmender zu machen, indem er nicht m constant, sondern mit den Zenithdistanzen nach der Form $\alpha - \beta$ Cos z, als veränderlich annimmt. Natürlicher wäre es gewesen, n als veränderlich anzunehmen, da das m der *simpsonschen* Regel nach aller Schärfe wirklich unveränderlich ist, und das Irrige dieser Regel nur in der Voraussetzung der Unveränderlichkeit von n liegt. — *Sect. V. De motu proprio planetarum et phaenomenis inde pendentibus.* Die Vorschriften zur Berechnung der Veränderungen der geraden Auffsteigungen und Abweichungen der Fixsterne, die von der Vorrückung der Nachtgleichen und der Änderung der Schiefe der Ekliptik herrühren (§. 522 ff.), sind unrichtig, indem in den Differentiationen, die auf sie führten, die Länge *nur* wegen der Präcession veränderlich, und die Breite unveränderlich, dagegen aber die Schiefe als veränderlich angenommen wurde. Dadurch nimmt man eine Ebene (die der Ekliptik) einmal als unveränderlich, das andere Mal als veränderlich an: begeht also Fehler, die man vermieden haben würde, wenn man die gehörige Consequenz nicht aus den Augen verloren hätte. Die Theorie der Aberration am Ende dieses Abschnitts hätte Rec. deutlicher dargestellt zu sehen gewünscht; allein gut ist es, dafs der Vf. die in der That fremdartige Erklärung der Aberration aus der Zusammensetzung der Kräfte verlassen hat.

Die erste Section des sich mit der praktischen sphär. Astronomie beschäftigenden 2 Theils, *de subsidiis et elementis calculorum astronomicorum*, enthält eine Anleitung zum Gebrauch der astronomischen Tafeln, Ephemeriden und Sternkataloge. Der Vf. giebt hier u. a. die *richtigen* Formeln für Präcession; allein im §. 84 äussert er selbst Zweifel über diesen Gegenstand, und führt Autoritäten für und wider an; giebt aber den — in der That guten — Rath, bis zu völlig ausgemachter Sache die Glieder, die von der Veränderung der Schiefe der Ekliptik abhängen, wegzulassen. Rec. sieht aus dieser Stelle, dafs Hr. *Pasquich* die erwähnten Glieder mit Vorbedacht in Rechnung brachte; und doch ist es schwer zu begreifen, wie ein so augenfälliger Irrthum sich einem einigermafsen scharfen Blicke, den Hr. *P.* in mehr als einer Stelle documentirt, entziehen kann. Den Grund des so häufigen, auch von Rec. schon mehrmals gerügten Vorkommens desselben Fehlers glauben wir in der freylich starken, aber allgemein misverstandenen Autorität der *Mécanique céleste* suchen zu müssen. — *Sect. II. De calculis temporum et variis illorum usibus.* — *Sect. III. De adplicationibus praecedentis doctrinae ad observationes astrorum.* Dieser letzte Abschnitt enthält passend gewählte Beyspiele und praktische Anweisungen, die den Lernenden empfohlen werden können, allein keines Auszugs fähig sind.

Die Tafeln im Anhange sind die *delambreschen* Son-

nentafeln (abgekürzt); Tafeln für Zeitverwandlungen, correspondirende Sonnenhöhen, Reduction der in der Nähe des Meridians und der gröfsten Digression beobachteten Zenithdistanzen des Polarsterns, der Refraction, Präcession, Aberration und Nutation; endlich der neueste *piazzische* Katalog von 120 Sternen für 1805.

Man sieht aus dieser Anzeige, was man in dem vorliegenden Werke etwa zu erwarten hat. Es macht keinen Anspruch auf den Ruhm eines vollständigen astronomischen Lehrbuchs, und durfte auch in der That nicht zu ausführlich seyn, da es zum Leitfaden beym akademischen Vortrage, gröfstentheils wohl für die Zuhörer des Vfs., bestimmt ist. Es würde unbillig seyn, wenn man bey Beurtheilung des Werks seinen Zweck aus den Augen verlieren, es als ein ohne nähere Beziehung geschriebenes Lehrbuch betrachten, und nun Mancherley fodern wollte, dessen Weglassung jetzt nothwendig war. Weit wesentlicher ist hier Ordnung und Präcision, die der Vf. nie aus den Augen zu verlieren sich bemühete. — In der Anzeige eines Werks dieser Art, welches nicht viel eigentlich Neues enthalten kann, darf es nicht auffallen, dass nur einzelne Irrthümer erwähnt werden; das Bessere muss, falls nicht ein vollständiger Auszug geliefert werden soll, meistentheils stillschweigend übergangen werden; allein Rec. unterläfst nicht, die Lernenden darauf aufmerksam zu machen, dass sie viel in diese Rubrik Gehöriges finden werden.

No. 3 ist ein Werk, welches allerdings eine ausführliche Prüfung verdient, und uns länger beschäftigen wird als die vorigen. Die kurze Vorrede sagt uns schon, dass zum Verstehen des Werks nur die Kenntniss der Elementargeometrie und die leichtesten Sätze von den Kegelschnitten erfodert werden; ein grosser Theil, der mit kleiner Schrift gedruckt ist, setzt die Trigonometrie voraus, und kann bey einem ersten Durchlesen überschlagen werden; dieser enthält theils Berechnungen der im Text angezeigten geometrischen Constructionen, theils weitere Ausführungen und allgemeinere Darstellungen. Etwas eigentlich Praktisches kommt im Werke nicht vor; Instrumente und Beobachtungsmethoden sind zwar angedeutet, aber weder beschrieben, noch umständlich aus einander gesetzt. Dagegen giebt der Vf. von manchen Gegenständen so vieles Detail, als man wünschen kann.

Offenbar ist das Werk für Anfänger bestimmt, die sich *mit Ernst* der Wissenschaft widmen wollen. — Soll man aber *solchen* Lesern ein Buch in die Hände geben, dem die Ausschliessung des sogenannten höheren Calculs eine Grundidee ist? — Es stimmt natürlich mit den Ansichten des Rec. überein, dass das Studium der Astronomie nicht *unnöthig* dornenvoll gemacht werden darf; er ist auch damit völlig einverstanden, dass dafür gesorgt werden muss, dass der Anfänger zuerst etwas von der Astronomie kennen lerne, ehe er sie eigentlich studirt: also auch damit, dass ein gröfser gedruckter Text die Lehren, wenn es nicht anders seyn kann, historisch vortrage. Allein mit der Idee, bey Lehren, die ganz in das Gebiet der Analyse des Unendlichen gehören, diese ängstlich zu vermeiden, kann er sich nicht befreunden. — Obgleich ein Lehrbuch nie die *Altiora* einer Wissenschaft vorzutragen braucht, indem diese nur dem, der die Wissenschaft ergründen will, vorbehalten sind, und von diesem besser aus den Quellen selbst geschöpft werden: so muss es doch den Lernenden bis zu diesen Quellen führen, und folglich keineswegs die frühe Betretung des Wegs, der zu den neueren Entdeckungen leitete, vermeiden. Ein Lehrbuch der Astronomie sollte also nicht die Analyse des Unendlichen vermeiden; desto weniger, da oft auf Kosten der Kürze und Ungezwungenheit ein anderer Vortrag mehr Anstrengung voraussetzen wird, als die Erlernung der Anfangsgründe der Analyse des Unendlichen, durch welche doch dann immer eine allgemeinere Ansicht und grössere Klarheit gewonnen werden wird. Rec. verkennt nicht, dass manche Probleme auf ganz elementärem Wege zweckmäsig und leicht aufgelöst werden können, die man oft durch den höheren Calcul zu behandeln pflegt; bey anderen ist jene Auflösungsart mehr als ein Spiel des Scharfsinns zu betrachten, wesshalb sie mehr Interesse für den Gelehrten als für den Lernenden haben, sich also am wenigsten für ein *Lehrbuch* eignen wird. — Eher schon würde Rec. sich darüber mit Hn. *B.* einverstehen, dass das Praktische der Astronomie ganz übergangen ist; zumal da man das Werk als an das frühere desselben Vfs. über die geographischen Ortsbestimmungen sich anschliessend betrachten darf. Doch vermisst er ungern wenigstens eine kurze Beschreibung der Instrumente und Beobachtungsmethoden, durch welche man die Bestimmung der Örter der Gestirne, die so oft im Werke vorausgesetzt werden, erhalten kann; eben so eine nicht gerade detaillirte Theorie des Fernrohrs, und oft eine historische Notiz. — Dieses über den Plan im Allgemeinen; es kömmt uns nun zu, das Werk, wie es ist, von Hn. *B's.* eigenem Standpuncte, und nicht von dem aufgestellten, zu betrachten. Nehmen wir jenen an: so können wir dem Ganzen unseren Beyfall nicht versagen: denn überall zeigt sich, dass es mit Liebe zur Sache ausgearbeitet ist, und dass die besten Quellen fleissig benutzt sind. Jedoch werden wir die Mängel, die uns beym Durchlesen aufgestossen sind, anzeigen; in der Hoffnung, dadurch den Besitzern des Werks nützlich zu werden, und hin und wieder der Verbreitung eines Irrthums zu begegnen.

Das erste Buch enthält die *sphärische Astronomie.* Cap. I. *Von der täglichen Bewegung des Himmels.* Wir stossen S. 12 auf die ersten trigonometrischen Formeln, und finden dabey, so wie in allen folgenden, immer den Radius der Tafeln als Sin. tot. eingeführt; dieses hätte sich durch die voranzuschickende Bemerkung, dass immer nur von trigonometrischen Linien für den Halbmesser 1 die Rede seyn soll, vermeiden lassen. — Die Relationen zwischen den Meridianhöhen und der Declination eines Gestirns und der Polhöhe werden S. 14 aus der allgemeinen Gleichung

$$\text{Sin}\, h = \text{Sin}\, l\ \text{Sin}\, d + \text{Cos}\, l\ \text{Cos}\, d\ \text{Cos}\, a$$

(h Höhe, l Polhöhe, d Polardistanz, a Stundenwinkel) hergeleitet. Obgleich dieses Verfahren nicht das

natürlichste zu seyn scheint: so tadelt Rec. es doch keineswegs, wenn Hr. *B.* die sich hier darbietende Gelegenheit ergrifft, die speciellen Fälle aus den allgemeinen analytischen Bedingungen zu entwickeln; allein das Interesse solcher Entwickelungen wird durch Vollständigkeit und Rundung des Resultats erhöht, und beide würden vermehrt worden seyn, wenn statt der Höhen die Zenithdistanzen, und zwar südliche und nördliche mit verkehrten Zeichen, eingeführt worden wären. Man würde dadurch erhalten haben

$$\left.\begin{array}{l} z = d + l - 90^\circ \text{ über} \\ z = -d + l - 90^\circ \text{ unter} \end{array}\right\} \text{dem Pol.}$$

Cap. II. *Von der astronomischen Strahlenbrechung und Parallaxe.* Bey der Strahlenbrechung (S. 23) hätte Rec. den Satz, dass das Verhältniss der Sinus $= \sqrt{1 + kd} : \sqrt{1 + k'd'}$ ist ($k = k'$, wenn *nur* die Dichte die Verschiedenheit beider Mittel ausmacht), erläutert zu sehen gewünscht. §. 17 ist die genauere Darstellung nichts weniger als befriedigend; das Verhältniss $r' : c'$ ist nichts weniger als nahe constant, und der dafür angeführte Grund beweist nicht, was er beweisen soll. Denn $p : p + q$ hängt zwar von den Radien ab, allein nur die Function der Radien, die diese Abhängigkeit ausdrückt, und nicht die Abhängigkeit selbst konnte entscheiden, ob das Verhältniss nahe constant ist oder nicht. Nennt man die Radien x, den Erdhalbmesser a, die Dichte der Atmosphäre $\varphi(x - a)$: so ist

$$\frac{r'}{c'} = \frac{-x \cdot k}{1 + k\varphi(x - a)} \cdot \frac{d\varphi(x - a)}{dx} = -q$$

nur dann nahe constant, wenn die Dichte im arithmetischen Verhältnisse von $x - a$ wäre, welches nicht der Fall ist. Auch liegt hierin die Annäherung der *simpsonschen* Regel an die Wahrheit eben so wenig, als sie daraus folgen würde; ihr wahrer Grund ist, dass bey der Annahme einer geringen Ausdehnung der Atmosphäre alle $c'$ für constante Veränderungen von x nahe constant sind, so dass die Summe aller $r'$ zur Summe aller q ein constantes, und (indem q von den Zenithdistanzen unabhängig ist) für alle Zenithdistanzen dasselbe Verhältniss hat. Es macht auf Rec. einen unangenehmen Eindruck, Fehler so oft wiederholt zu sehen, als hier der Fall ist; wir finden im Wesentlichen denselben Fehler, nicht nur bey *Pasquich* (s. oben), sondern auch, wo wir ihn nicht erwartet hätten, in *Schuberts* theoret. Astronomie. Auch hätte Hr. *B.* hier zeigen sollen, dass die *simpsonsche* Auflösung nur Näherung ist, und *wo* sie von der Wahrheit abweicht; dieses wäre desto nothwendiger gewesen, da *Klügel* vor einigen Jahren das Gegentheil zu beweisen strebte. — Cap. III. *Von den scheinbaren Bewegungen der Sonne und der Zeitmessung.* Bey den Formeln für $(\varepsilon - \delta)$ S. 51 sieht Rec. nicht ein, warum die beiden Fälle $\alpha < 90^\circ$ und $\alpha > 90^\circ$ abgesondert sind; die dort für das Wintersolstitium gegebenen sind unrichtig, und sollten

$$\text{Sin}(\varepsilon - \delta) = \text{Sin}(\varepsilon + \delta) \text{ tgt}(45^\circ + \tfrac{1}{2}\alpha)$$

seyn; allein beide möchten schwerlich Vorzüge vor der Grundformel tang. $\varepsilon = \text{tgt } \delta : \text{Sin. } \alpha$ haben. — Bey den Formeln für die Verwandlung der auf den Äquator und die Ekliptik bezogenen Örter eines Sterns in einander (S. 54), vermissen wir die einfachen Ausdrücke, die man zur Controle der Rechnung benutzen kann:

$$\text{Sin } \lambda = \text{tang } \beta : \text{tang}(x - \varepsilon)$$
$$\text{Sin } \alpha = \text{tang } \delta : \text{tang}(y + \varepsilon).$$

Die dagegen vorkommenden Regeln über die Quadranten, in welche das gesuchte Stück fällt, sind unnöthig, und würden besser unterdrückt worden seyn; eine Betrachtung der Zeichen der trigonom. Linien, wenn man will, verbunden mit der Bedingung, dass Rectascension und Länge *zugleich* in den 1 und 4, oder 2 und 3 Quadranten fallen, macht diese Regeln ganz überflüssig; und so ist es denn besser, man lässt sie ganz weg, und untermischt nicht die analytischen Betrachtungen mit geometrischen, wodurch Anfänger verleitet werden könnten, jene für minder vollständig zu halten. — Auf einen bedeutenden Fehler sind wir auf der 58 Seite gestossen; er betrifft den schon oft und oben in der Anzeige des *pasquichschen* Werks von Rec. gerügten Irrthum bey der Berechnung des Effects der Präcession auf die Rectascension und Declination der Fixsterne; — es ist dadurch Alles, was auf der 59 S. steht, unrichtig geworden. — Cap. IV. *Von den Bewegungen des Mondes, seinen Lichtgestalten und den Finsternissen.* — Cap. V. *Von den Bewegungen der Planeten.* Diese beiden Capitel sind gut, und vorzüglich mit Benutzung der Exposition *du Système du monde* von *Laplace* bearbeitet. Nur S. 155 hätte Rec. die *schröterschen* Messungen der Durchmesser der Jupiterstrabanten, die doch weit vollständiger sind, als die einzelne angeführte von *Herschel*, gern erwähnt gefunden; und S. 173 hätte das, was *Herschel* über die Figur des Saturns bemerkt, nicht so als ausgemachte Thatsache gegeben werden sollen, da doch im XV Bande der *monatl. Corresp.* Zweifel dagegen geäussert wurden, und *Herschel* bey einer, wahrscheinlich dadurch veranlassten, neuen Untersuchung seine Behauptung zurücknahm. Auf den beygefügten Figuren des Saturns sind die dem Äquator parallelen Streifen viel zu dunkel ausgefallen. — Die S. 166 vorkommende Äusserung, dass die Entfernungen des Saturns, zur Zeit der Conjunction und Opposition, weniger von einander verschieden sind, als die der übrigen Planeten, ist wohl nur ein Schreibfehler.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

---

## NEUE AUFLAGEN.

*Halle*, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Was fangen wir heute an?* Eine Sammlung gesellschaftlicher Spiele und Lieder für gebildete Cirkel. Freunden geselliger Fröhlichkeit geweihet von *Wilhelm Besser*. Zweyte sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe, nebst einigen Melodieen. 1812. 188 S. 8. (16 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1807. No. 135.)

---

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 SEPTEMBER, 1812.

## MATHEMATIK.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Astronomie*, von *J. G. F. Bohnenberger* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Das 2 Buch beschäftigt sich mit der *theorischen* Astronomie. Cap. I. *Von der Gestalt und Grösse der Erde.* Die besten Gradmessungen sind hier zusammengestellt und benutzt; jedoch nicht nach der einzig wahren Methode der kleinsten Quadrate. Diese Methode macht gewissermaßen eine neue Epoche in der rechnenden Astronomie, und Rec. hält ihre Vernachlässigung, und gar ihre Ersetzung durch eine andere, für einen wesentlichen Mangel des vorliegenden Werks. Die Schwierigkeit der Darstellung dieser Methode kann der Grund nicht gewesen seyn, warum wir sie hier vermissen: denn sie ist theils in der That nicht so gross; theils kommen manche andere Dinge vor, die schwieriger sind, überdiess auch oft Resultate, die nur als Resultate erscheinen, indem ihre Erfindung ohne Analyse des Unendlichen unmöglich war. — Rec. hätte übrigens gern die Resultate der *bis Iviza verlängerten* französischen Gradmessung hier gefunden. — Cap. II. *Von den Bewegungen der Erde und den davon abhängenden Erscheinungen.* Die Art der Untersuchung der Parallaxen und der Aberration in diesem Capitel hat nicht den Beyfall des Rec.; — warum wurde nicht die lichtvollere und mehrumfassende Betrachtung der rechtwinklichen Coordinaten gewählt? — Alles, was von den Parallaxen gesagt worden ist, würde sich dadurch besser haben geben lassen, und den Untersuchungen über die Aberration näher gekommen seyn Der 159 §. scheint uns nicht mit der nöthigen Kritik, die wir auch an mehreren Stellen vermissen, geschrieben zu seyn; die von *Piazzi* gefundenen Declinationsparallaxen einiger Sterne würden Rectascensionsparallaxen voraussetzen, die sich mit *Bessels* auf die sehr genauen *bradleyschen* Beobachtungen gegründeten Rechnungen durchaus nicht vereinigen lassen, und die auch längst von *Bradley*, *Maskelyne*, *v. Zach*, *Piazzi* und allen Astronomen, welche Hülfsmittel zu genauen Rectascensionsbeobachtungen besitzen, hätten gefunden werden müssen, wenn sie in dieser Grösse wirklich existirten. Cap. III. *Von den Gesetzen der Bewegung der Planeten um die Sonne und der Gestalt ihrer Bahnen.* Das Geschichtliche ist hier nicht vernachlässigt, und *Keplers* Entdeckungen sind sehr gut beygebracht. Auch enthält dieses Capitel viele bequeme Formeln (die hiehergehörigen aus *Gauss Theoria motus corporum etc.*) und die Tafel der Elemente der Planetenbahnen aus *Laplace's* Exposition. Allein auch hier würde man besser zur Auflösung der Aufgabe, aus dem heliocentrischen Orte eines Himmelskörpers den geocentrischen zu finden, gelangt seyn, wenn man eine allgemeinere Auflösung des Parallaxenproblems zum Grunde gelegt hätte. — Eine Anweisung, wie man die Anomalie in einer der Parabel sehr nahe kommenden Bahn berechnen soll, vermissen wir bey der übrigen Vollständigkeit dieses Capitels ungern. Wenigstens hätten wir eine Andeutung des Verfahrens, und eben so eine Nachricht von der weiteren Ausdehnung des *lambertschen* Thorems auf Ellipsen und Hyperbeln, und von der allgemeinen Auflösung der Aufgabe, aus zwey Örtern eines Himmelskörpers, und der Zeit, die er gebrauchte, um von dem einen zum andern zu gelangen, seine Elemente zu finden, zu sehen gewünscht. Cap. IV. *Von den Bahnen der Kometen.* *Olbers* Methode ist hier erläutert und auf ein Beyspiel angewandt. Die Formeln §. 214 sind nicht richtig; sie sollten seyn:

$$\mathrm{Cos}\, z' = \frac{2\sqrt{r'\,r''}}{r''+r'}\,.\,\mathrm{Cos}\,\tfrac{1}{2}\,(u''-u')$$

$$\mathrm{Cos}\, z'' = \frac{2\sqrt{r'\,r'''}}{r'''+r'}\,.\,\mathrm{Cos}\,\tfrac{1}{2}\,(u'''-u')$$

$$k' = (r''+r')\,\mathrm{Sin}\, z'$$

$$k'' = (r'''+r')\,\mathrm{Sin}\, z''.$$

Allein genauer rechnet man mit folgender:

$$\mathrm{tang}\, y' = \frac{2\sqrt{r'\,r''}}{r''-r'}\,.\,\mathrm{Sin}\,\tfrac{1}{2}\,(u''-u')$$

$$k' = (r''-r')\,\mathrm{Sec}\, y'$$

oder, wenn man die Ausdrücke für Cos $z'$, Cos $z''$ $=$ tang $\psi'$, tgt $\psi''$ setzt:

$$k' = (r'+r'')\sqrt{\frac{2\,\mathrm{tgt}\,\psi'}{\mathrm{tgt}\,2\,\psi'}}$$

Jedoch kann man die Berechnung der Chorden ganz vermeiden, und die Zeit direct nach der Formel

$$T = \frac{3\,K}{2\,g}\,(r'+r'')^{\frac{3}{2}}\,(\mathrm{Sin}\,\alpha + \tfrac{1}{3}\,\mathrm{Sin}\,3\,\alpha)$$

berechnen, in welcher

$$\mathrm{Cos}\,2\,\alpha = \frac{2\sqrt{r'\,r''}}{r'+r''}\,\mathrm{Cos}\,\tfrac{1}{2}\,(u''-u')$$

oder

$$\mathrm{tang}\,\alpha = \sqrt{\mathrm{tgt}\,(45^\circ-\psi)}$$

ist. Diese Formel ist allgemein richtig, der Winkel $u''-u'$ mag grösser oder kleiner als 180° seyn; wobey sich jedoch von selbst versteht, dass man das

Zeichen von Tang $\psi'$ beachten muſs; — der Logarithme von $\frac{3}{2}\frac{K}{k}$ ist $=$ 1,4633885629, wenn man die Maſse der Erde $= \frac{1}{334110}$ ſetzt. — Das V Cap., *von der Bahn des Mondes um die Erde, und den Bahnen der übrigen Nebenplaneten um ihre Hauptplaneten*, hat Rec. keinen Stoff zu Bemerkungen dargeboten.

Die *Geſetze der Bewegung und ihre Anwendung auf die Bewegung der Himmelskörper* ſind im 3 Buche enthalten. Rec. kann dieſem Buche das Zeugniſs nicht verſagen, daſs es gut, mit *eigener* Einſicht des Vfs. und mit fleiſsiger Benutzung der Schriften *Newtons* und *Laplace's* bearbeitet iſt; auf der anderen Seite fühlt er hier an ſehr vielen Stellen das Drückende der Einengung, der ſich der Vf. unterwarf, indem er allen höheren Calcul ausſchloſs. Über dieſe Ausſchlieſsung und die daraus erwachſenden Nachtheile hat ſich Rec. ſchon oben geäuſsert. — Da die Anzeige der den vorhergehenden Büchern gewünſchten Verbeſſerungen nur den Zweck hat, dem *bohnenbergiſchen* Werke bey einer ihm vielleicht bevorſtehenden neuen Auflage zu nützen: ſo unterdrückt Rec. eine umſtändlichere Anzeige des 3 Buchs, indem er dem Vf. ſeinen Wunſch zu erkennen giebt, dieſes Buch, trotz der darin oft vorkommenden ſinnreichen Wendungen, im erwähnten Falle ganz umzuarbeiten, und dadurch den Lernenden an einem nicht abgeriſſenen Faden zu den Schriften unſerer heutigen Geometer zu führen. — Der Inhalt dieſes Buchs beſteht in der Darſtellung der Geſetze der Bewegung, der Wirkung der Schwere, der Theorie der Bewegungen der Himmelskörper und der allgemeinen Schwere, der Störungen der elliptiſchen Bewegungen durch die gegenſeitige Anziehung, der Geſtalt der Himmelskörper, der Schwere auf ihren Oberflächen, und der Veränderung der Lage ihrer Umdrehungsaxen. Es iſt das reichſte im Werke, und verdient von den Kennern der Wiſſenſchaft geleſen zu werden. I. W.

**Dessau**, auf Koſten des Vfs., b. Schlieder: *Anfangsgründe der Algebra.* Zum Nutzen der Jugend herausgegeben von *Meyer Elkan Fürth.* Dritter Theil. 1811. Mit einem Anhange von Verbeſſerungen und Zuſätzen zu dieſem Werke. IV u. 186 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es iſt eine traurige Erfahrung, wenn mathematiſche Schriften, die mit Talent und Fleiſs geſchrieben, und daher geſchickt ſind, die Denkkraft ihrer Leſer zu wecken und zu beleben, keine ſo allgemeine Aufnahme finden, als ſie es verdienen. Dieſes widrige Schickſal traf den erſten und zweyten Theil obiger Schrift, welche wir unſeren Leſern in No. 138 vom J. 1810 vortheilhaft angezeigt haben. Der Grund davon mag nicht ſowohl in dem Mangel einer lobenswürdigen Wiſsbegierde, als vielmehr in der ungünſtigen Lage manches Studirenden liegen, was in unſeren Tagen leider nichts Seltenes iſt. Wir bedauern es daher aufrichtig, wenn der in obiger Anzeige aus ganz anderer Abſicht geäuſserte Wunſch: *der Vf. möge uns mit der weiteren Fortſetzung ſeiner Algebra beſchenken*, der mit dieſem dritten Theile zu unſerer Zufriedenheit in Erfüllung ging, nun auch ſo *buchſtäblich* ſollte erfüllt werden, daſs der Vf., welcher dem Publicum gerne mit dem Kinde ſeines Geiſtes ein Geſchenk macht, demſelben auch noch obendrein Papier- und Druck-Koſten ſchenken müſste. Um dieſs von unſerer Seite möglichſt zu verhindern, bemerken wir, daſs dieſer dritte Theil den früheren weder an Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, noch an Gründlichkeit der Bemerkungen nachſteht. Wir müſſen daher Jedem, der die Elementarlehren der niederen Algebra inne hat, und das Bedürfniſs fühlt, ſeine Kenntniſſe darin zu erweitern, dieſes ganze Werkchen, als einen zweckmäſsigen Leitfaden dazu, mit Überzeugung empfehlen. Es enthält keinen zuſammenhängenden algebraiſchen Lehrcurſus, aber eine gute Auswahl wichtiger Materien daraus, die in einzelnen kleinen Abhandlungen mit Präciſion und Deutlichkeit dargeſtellt werden. In dieſem dritten Theile wird zuerſt die wichtige Lehre von dem gemeinſchaftlichen Maſse der Gröſsen und der Primzahlen (S. 1—32) mit Ausführlichkeit entwickelt. Wir halten dieſen Abſchnitt für beſonders geeignet, den Zögling mit der Natur dieſer Gröſsen vertraut zu machen, und ihre Eigenſchaften mit den Augen des Geiſtes zu ſchauen. Der folgende, von den Eigenſchaften der Dignitäten (S. 32—62), enthält lehrreiche theoretiſche Betrachtungen, aus welchen intereſſante praktiſche Reſultate hervorgehen: Ferner werden (S. 63—89) die Eigenſchaften mehrerer Zahlenreihen entwickelt, worauf eine zwar kurze, aber wohlgerathene Abhandlung von Verſetzung den Buchſtaben (S. 90—98) folgt. In dem Abſchnitte vom allgemeinen Ausdrucke der Dignitäten (S. 99—108) werden die Formeln für $(a+b)^n$ unter den verſchiedenen Annahmen, daſs n eine ganze, eine gebrochene und negative Gröſse ſey, dargeſtellt. Das nächſte Capitel enthält lehrreiche Aufgaben über die Trigonalzahlen (S. 108—136), und den Schluſs machen (S. 136—146) einige Probleme, wovon wir eines abgekürzt mittheilen. Wie kann aus den Seiten eines rechtwinklichen Dreyecks eine ſtetige geometriſche Proportion gebildet werden? Die Katheten ſeyen a und b, die Hypothenuſe c: ſo iſt $a^2 + b^2 = c^2$, folglich 1) $c^2 - a^2 = b^2$, und 2) $c^2 - b^2 = a$. Da nun $c^2 - a^2 = (c+a) \times (c-a)$, und $c^2 - b^2 = (c+b) \times (c-b)$ iſt: ſo wird aus 1) $(c+a) \times (c-a) = b^2$, und aus 2) $(c+b) \times (c-b) = a^2$. Aus jenem folgt $c+a : b = b : c-a$, und aus dieſem $c+b : a = a : c-b$, welches die zwey verlangten ſtetigen Proportionen ſind. — Den Inhalt des Anhangs (S. 149—186) beſagt der Titel.

Δ.

## KIRCHENGESCHICHTE.

**Berlin**, b. Frölich: *Zur neueſten Geſchichte der Religion, des Kirchenweſens und der öffentlichen Erziehung.* Herausgegeben von D. H. P.

*C. Henke*. Zweyter Beytrag. 1806. 176 S. gr. 8. (12 gr.)

In diesem zweyten Beytrage, mit welchem die Zeitschrift schon geschlossen wurde, sind vier Aufsätze enthalten, von welchen insgesammt der verst. *Henke*, wie er überhaupt bey seinen Journalen zu thun pflegte, nur der Herausgeber ist. I. *Actenstücke zur Geschichte der Vermählung einer herzogl. sächsisch-coburgischen Prinzessin mit dem kaiserl. russischen Großfürsten Constantin und ihres Übergangs zur griechischen Kirche*. Der Herzog *Ernst Friedrich* giebt im J. 1795 seinem Consistorium die Nachricht, dass eine von seines Sohnes und Erbprinzen Töchtern sich mit einem kaiserlichen Prinzen von Russland vermählen dürfte. Da dergleichen Vermählungen mit dem Übertritte zur griechischen Kirche verknüpft zu seyn pflegen: so wünscht er, um sich wegen dieses Schrittes beruhigen zu können, vor allen Dingen über die Fragen belehrt zu seyn: 1) ob eine von seinen Enkelinnen, welche ihr Glaubensbekenntniss noch nicht abgelegt; 2) ob eine derselben, welche bereits ihr Glaubensbekenntniss öffentlich abgelegt, ohne Gewissensverletzung und Verlust ihres ewigen Heils zur griechischen Kirche übertreten möge. Der Herzog befiehlt dem Consistorium, dem Hof- und Stadt-Ministerium, so wie den Superintendenten zu Rodach und Neustadt ihre schriftlichen Gutachten darüber abzufodern, und sie unter Begleitung seines eigenen Gutachtens an ihn einzusenden. Alle diese Aufsätze sind hier abgedruckt. Sie finden insgesammt, besonders im zweyten Falle, große Bedenklichkeiten bey diesem Schritte, mildern sie aber dadurch, dass nur vom Übertritt von einer Partey, nicht von einer Religion zur anderen, auch nicht von einer Abschwörung und Widerrufung des bisherigen Glaubens die Rede sey, und dass in neueren Zeiten der Glaube der griechischen Kirche in Russland in der Wirklichkeit sich verbessert und dem protestantischen genähert habe. Ein paarmal wird zu verstehen gegeben, dass ja doch die Prinzessin im Herzen Protestantin bleiben könne. S. 9. „Die Prinzessinnen werden sich blos wegen politischer Verhältnisse, die nun einmal nicht zu ändern sind, zur griechischen Glaubenspartey äusserlich bekennen müssen. Trauen wir Ihnen nun so viele Ehrfurcht gegen Gott, so viele Liebe zur Wahrheit und Rechtschaffenheit zu, dass Sie im Herzen stets der besseren und richtigeren Überzeugung treu bleiben werden: so sind wir nicht abgeneigt, zu vermuthen, dass selbst Gott, der das Herz ansieht — Ihnen seinen Beyfall nicht versagen wird, das Mitleid, die Nachsicht Ihnen schenken werde, welche Personen Ihres Standes in dergleichen verwickelten Lagen so sehr verdienen." S. 19. „Nähme man aber nun die neue Religion als eine wirkliche, blos in ausserwesentlichen Stücken von der alten abgehende, ohne Ursache seines Gewissens an: so möchte doch zu wünschen seyn, dass Bücher der alten Religion zur weiteren Belehrung und Befestigung in der heilsamen Wahrheit mitzunehmen erlaubt würde." Das Consistorium in seinem Bericht erinnert übrigens ausdrücklich, dass die Prinzessinnen aus eigenem freyem Willen und aus innerer Überzeugung, ohne fremde Einwirkung, einen Entschluss fassen müssen. Es hält für nöthig, dass ihnen sämmtliche Gutachten zur strengen Prüfung und gewissenhaften Erwägung mitgetheilt werden, und erklärt dem Herzog, dass er nur nach einer vollkommen frey gefassten Entschliessung seiner Grosstöchter seine Einwilligung zur Vermählung geben könne. Der Herzog resolvirte darauf, dass der Consistorialrath und Generalsuperintendent D. *Bagge* und die beiden Hofgeistlichen über die in den Gutachten enthaltenen Bedenklichkeiten den Prinzessinnen einen mündlichen Vortrag halten, mit ihnen eine gründliche Unterredung pflegen, und ihnen einige Tage zur Selbstprüfung und Überlegung lassen, zuletzt aber ihm ihre freye Entschliessung einberichten sollen. Zwey Prinzessinnen, *Antoinette* und *Juliane* (die älteste, *Sophie*, nun vermählte Gräfin *Menzdorf Bouillis*, erklärte sich nicht, weil sie glaubte, dass sie nicht gewählt werden würde) gaben schriftliche Erklärungen von sich, welche in der Hauptsache einstimmig sind. Sie erklären beide, dass, wenn sie bestimmt seyn sollten, in Russland zu bleiben, sie den Antrag nicht abweisen würden, weil die Hauptlehren der griechischen Kirche auch die unserigen seyen, weil beide auf die Erfüllung der alten ächten christlichen Religion dringen, und weil sie, die Prinzessinnen, durch ihren Übertritt nicht gehindert werden, durch einen treuen Lebenswandel die festgeglaubten evangelischen Wahrheiten, nach ihrer bisherigen Überzeugung, frey vor der Welt zu bekennen. Auch halte ich davor, sagt die eine, dass ein Beruf, der so deutlich anzuzeigen scheint, dass er von Gott komme (da weder meine Ältern, noch ich etwas unternommen, um jenes Vorhaben zu veranlassen oder zu befördern), mich frey von dem Versprechen mache, die evangelisch-lutherische Religionsform stets zu beobachten, da diese nur das Äussere der Kirche und nicht die Religion selbst ist, der ich ja ferner auf das getreueste nachleben darf, und hiemit angelobe, unter dem Segen Gottes bis an meinen Tod auch wirklich treulich nachzuleben. Der Herzog gab hierauf seine Einwilligung; die Erbprinzessin von Coburg reiste mit ihren drey Töchtern nach Petersburg, und die Prinzessin *Juliane* wurde zur Gemahlin des Grossfürsten *Constantin* gewählt. Die Würde und Gewissenhaftigkeit, womit sich das edle deutsche Fürstenhaus in dieser Sache benahm, verdient die gröfste Achtung. II. *Berichtigung einiger Geschichtschreiber in ihren Nachrichten von den Quäkern. Eine abgekürzte Übersetzung der Schrift: A refutation of some of the more modern misrepresentations of the society of friends — by J. G. Bevan*. London 1800. Die Schriftsteller, welche hier berichtigt werden, sind *Mosheim*, *Maclaine*, *Formey*, *Hume*, die Verfasser der *brittischen Encyklopädie* und *Wesley*. Das Buch ist von einem Mitgliede der Gesellschaft mit der sie auszeichnenden Ruhe, Gesetztheit und

Mäfsigung geschrieben. Es ist um so erwünschter, dass es hier in unserer Sprache übersetzt geliefert wird, da auch in Deutschland so manche Irrthümer in Ansehung der Gesellschaft der Freunde noch immer im Umlaufe sind. Wir wollen doch einiges minder Bekannte auszeichnen. Die Quäcker werden durch die Regeln ihrer Disciplin gehindert, *einander* gerichtlich zu belangen, und sind verbunden, ihre Streitigkeiten einer schiedsrichterlichen Entscheidung zu übergeben. Weigert sich einer der Streitenden, sich in eine von diesen Anordnungen zu fügen, oder, wenn er sich darein gefügt hat, es bey dem schiedsrichterlichen Urtheile bewenden zu lassen: so verordnen die Regeln, dass er von der Gesellschaft ausgeschlossen werde. In diesem Falle hat der andere die Freyheit, ihn weiter gerichtlich zu belangen; und so wie die Glieder der Gesellschaft es sich gefallen lassen müssen, auf die Auffoderung ihrer Mitunterthanen vor Gericht zu erscheinen: so sind sie, *als Engländer*, gewiss nicht von dem Rechte, zu klagen, ausgeschlossen, auch vermeiden sie es nicht immer, es auszüuben. Sie bekleiden auch manche Ämter in der bürgerlichen Gesellschaft; sie werden z. B. Vormünder, Geschäftsträger, Testamentsvollzieher, Hofmeister, Armenvorsteher. Was andere Ämter in den Kirchspielen, Grafschaften u. s. w., worin man sie weniger häufig findet, betrifft: so muss man erwägen, dass entweder der Eid, welcher dabey erfodert wird, oder irgend eine mit dem zarten Gewissen eines *Freunds* unverträgliche Verrichtung in denselben die Ursache ist, wesshalb er sie vermeidet. Eine Abneigung, dem Staate zu dienen, liegt dabey nicht zum Grunde: denn in Fällen, wo keine solchen Hindernisse obwalten, haben die *Freunde* eine solche Dienstscheu nicht gezeigt, welches schon daraus erhellt, dass sie bey der Regierung von Pensylvanien so häufig angestellt waren, auch verwalten sie nicht selten in England gewisse öffentliche Ämter, besonders die der Armenvorsteher und Aufseher über die Heerstrafsen. Dass verschiedene unter den ersten *Freunden* in der Armee gedient hatten, läst sich nicht leugnen; auch muss man zugeben, dass einige wahrscheinlich noch während des Militärdienstes ihre Lehre annahmen. Allein da es immer ihr fester Grundsatz war, keine Waffen zu gebrauchen: so ist es noch wahrscheinlicher, dass sie die Armee sobald als möglich verliefsen. Einige blieben jedoch bey derselben, bis *Cromwell* einen Eid von ihnen verlangte, da sie denn auf ihre Weigerung verabschiedet wurden. Von *Wesley* wird, ungeachtet seiner Angriffe auf das Quäckerthum, mit grofser Achtung in diesem Buche gesprochen. Es wird bedauert, dass er, statt die Quäcker als Mitbeförderer der Heiligkeit zu lieben, sie vielmehr als Leute, die in sein Gebiet eingreifen, mit Missfallen betrachtet habe. Er wird selbst entschuldigt, dass er in seiner Kirchengeschichte so manche falsche Nachrichten und Urtheile über die Quäcker geliefert habe, und zwar damit, dass er bey der Herausgabe dieser Schrift schon 78 Jahre alt war, und sowohl dadurch, als auch durch die Geschäfte seines Lehramts und seine Reisen, verhindert wurde, die zu einem solchen Werke erfoderlichen gelehrten Nachforschungen anzustellen. III. *Zur Geschichte der Universität und der Jesuiten in Breslau.* Es hielt ganz aufserordentlich schwer für die Jesuiten, sich in Schlesien, und besonders in Breslau festzusetzen, eine lange Reihe von Jahren wurde dagegen gearbeitet und protestirt, die Jesuiten mussten selbst ein paarmal wieder abziehen; aber sie waren es doch, welche den schon im Anfange des 16 Jahrhunderts gefassten, und von mehreren Seiten, besonders durch den Papst, vereitelten Plan, eine Universität zu Breslau zu stiften, wieder aufnahmen, und nach langen und grossen Schwierigkeiten durchsetzten. Die Abhandlung ist aus guten Quellen geschöpft, und geht sehr ins Detail. IV. *Cardinal Stephan Borgia*, von D. *Friedr. Münter*, aus dem Dänischen. Eine wahre Gedächtnissschrift — sagt der Vf. selbst — denn er habe dabey fast nichts als sein Gedächtniss gehabt. Er wurde auf seinen Reisen als Jüngling von dem Cardinale mit der gröfsten Liebe aufgenommen, und stand seitdem im vertrautesten Verhältniss mit ihm. Wen sollte eine solche, aus Verehrung, Dankbarkeit und langer vertrauter Bekanntschaft geflossene Denkschrift auf einen mit Recht berühmten Mann nicht interessiren? Einiges möchte aber doch zu berichtigen seyn, z. B. wenn des *Paulinus a St. Bartholomaeo Systema Brahmanicum* immer *Museum* genannt wird.

Bschff.

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Leonora*, von *Maria Edgeworth*, bearbeitet von dem Verfasser der Heliodora. Mit Kupfern. 1809. Zwey Bände. 246 u. 230 S. 8. (2 Rthlr.) Wenn auch die äusseren Umgebungen uns nicht daran erinnerten, dass wir uns in einem fremden Lande befinden: so rufen es uns die handelnden Personen selbst mit ihrer charakteristischen Originalität zu. Leonore ist ein grosses Gemüth, wie es sich in den Dichtungen der Continentalbewohner nicht oft findet. Mit vieler Kraft vereinigt sie eine seltene Würde. Die Briefform, in welcher sich sonst der Roman nicht immer zum besten ausnimmt, ist hier recht an seiner Stelle, da die Charaktere der handelnden Personen so anziehend sind, und man sie am liebsten hört, wenn sie sich selbst aussprechen. Wie sich die deutsche Bearbeitung gegen das englische Original verhält, kann Rec. nicht bestimmt angeben, da ihm das letztere zur Vergleichung fehlt; aber verloren kann es wohl nicht viel haben, da die Geschicklichkeit des deutschen Bearbeiters bekannt, und sein Fleiss sichtbar ist. Für weibliche Bildung ist hier mancherley Brauchbares zu finden. Merkwürdig ist der Schluss: „Glücklich der Himmelsstrich, unter welchem kein giftiges Geschöpf leben kann! Dreymal glücklich das Land, dessen Gesetze und heilsame Sitten ausländische Laster zurückstofsen."

d—B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 SEPTEMBER, 1812.

## STATISTIK.

MAINZ, b. Kupferberg: *Statistisches Jahrbuch für das Departement des Donnersbergs.* — Jahr 1811. — Von *Ferdinand Bodmann*, Divisionschef bey der Präfectur. 360. S. 8. (1 Rthlr.)

Schon seit einigen Jahren zeichnet sich das bisher in französischer Sprache erschienene Jahrbuch des Vfs. vor mehreren ähnlichen Arbeiten über andere Departements sehr zu seinem Vortheile aus; noch mehr gewinnt der gegenwärtige für die durchaus deutschen Bewohner deutsch geschriebene Jahrgang vor seinen älteren Brüdern an Vollständigkeit und Bestimmtheit, da die Sorgfalt des Hn. *B.* noch durch zwey andere Gelehrte, die Hnn. *Weizel* und *Müller*, Unterstützung erhalten hat. Die sämmtlichen Bearbeiter liefern durch die lobenswerthe Arbeit zugleich den Beweis, dass offenherzige, mit dem erfoderlichen Anstande vorgetragene Äusserung der Gesinnung über bestehende Anordnungen in Frankreich keine verbotene Waare sey, wie so Mancher aus dem nicht hinlänglich gefassten Geiste einzelner Verfügungen voreilig schloss. Das Ganze zerfällt, wie in den früheren Jahren, in den Kalender, die genealogische Aufzählung der regierenden Häuser Europens, und in die allgemeine Übersicht der Hauptverwaltungszweige von ganz Frankreich. Diese aus dem *Almanach Impérial* entlehnten, hin und wieder mit näheren Aufklärungen versehenen Rubriken nehmen den dritten Theil des Raumes weg, der übrige ist dem Departem. des Donnersbergs ausschliessend gewidmet. Zweckwidrig würde die Aufzählung der einzelnen hinlänglich bekannten Rubriken der französischen Anordnungen seyn; nähere Belehrung hingegen verschaffen dem nicht hinlänglich in die Verfassung Eingeweiheten einzelne ausgehobene Bemerkungen. S. 64 erfahren wir, dass die durch frühere kaiserliche Decrete aufgehobenen Appellationsgerichte für jetzt noch vorhanden sind, aber bald durch den *kaiserlichen Gerichtshof* sollen ersetzt werden, welcher nicht bloss die Appellationen in Civilsachen und in Zuchtpolizeysachen untersucht, sondern auch eine Section der Anklagen enthält, welche auf Betrieb des Generalprocureurs bestimmt, ob ein Gegenstand vor das in den einzelnen Districten auf kurze bestimmte Zeit niedergesetzte *Assisengericht* gebracht werden soll oder nicht; diese Gerichte ersetzen die bisherigen Geschwornen-Gerichte; die näheren Bestimmungen werden sich erst bey der vollendeten Organisation zeigen. — In Rücksicht der Kriegsmacht folgt der Vf. S. 83 mit Recht nicht dem *Almanach Impérial*, sondern dem 1810 zu Paris erschienenen *Emplacement des Troupes de l'Empire François*, ob er gleich seine Quelle nicht nennt. Nach demselben sind statt der ehemaligen 122 Regimenter Linieninfanterie durch Zusammenziehung jetzt vorhanden 99 Reg., jedes zu 5 Bataillons (das fünfte dient als Depot); davon stehen 51 in Spanien. Von den 27 Reg., leichter Infanterie 21 in Spanien. 10 Halbbrigaden zu drey Bataillons, aus dem Depot errichtet, sind in ihre Regimenter in Spanien eingerückt. So auch 4 provisorische Reg. zu 2 Bataillons, und 7 Hülfsbataill. der Armee in Spanien. Von den 14 Cürassierreg. steht 1 in Spanien; von den 30 Dragonerreg. 15 in Spanien; von den 26 Chasseurreg. sind 5, und von den 11 Husarenreg. 6 in Spanien; so auch 1 provisorisches Reg. schwerer Reiterey, 10 provis. Dragonerregimenter, und 2 provisor. Chasseurreg. Von den Artillerieregimentern ist nicht angegeben, was in Spanien steht; aber von den Bundestruppen befinden sich daselbst 4 Linienreg. Schweizer, 1 Bat. Walliser, 1 Bataillon Neufchateller, 8 Infanterie Reg. zu 2 Bataillons, 4 Esquadrons Dragoner und Jäger, 1 Reg. Artillerie zu Fuss, 1 Comp. Artillerie zu Pferd, nebst dem Train von 5 Comp. Italiäner, und 3 Reg. Infanterie, nebst 2 Reg. Chasseurs Neapolitaner. Ferner 1 Reg. Infant. von Hessendarmstadt, 2 Reg. von Nassau, nebst 1 Esquadron Jäger zu Pferd, 3 Reg. Sachsen, 1 Reg. Würzburg, 1 Bataillon Frankfurt, 6 Comp. von den kleineren Fürsten, 3 Infant. Reg. Warschau, 1 Comp. Artillerie, 1 Comp. Sappeurs; 2 Infant. Reg. Holländer, 1 Esq. Husaren, 2 Comp. Artillerie u. s. w.; 3 Infant. Reg. Westphalen, von jedem nur 1 Bataillon, 1 Bat. leichte Infanterie, 1 Comp. Artillerie, 1 Reg. Jäger zu Pferd; dann 3 bergische Infant. Reg., 1 Comp. Artillerie und Train. Überdiess steht in Spanien die hannöverische Legion von 2 Bat. und 4 Esquadrons; die Weichsellegion von 4 Inf. Reg. und 4 Esquadrons Ulanen; die portugies. Legion von 5 Inf. Reg. und 2 Jäger-Reg. zu Pferd. Aus der Zusammenstellung dieser kurzen Übersicht wird es erst ganz fühlbar, mit welcher unwiderstehlichen Überlegenheit Kaiser Napoleon in Spanien kämpft, und wie sehr aller Widerstand die irre geleitete Nation ihrem Verderben immer näher führen muss. — S. 91. Das französ. Kaiserthum zählt nun 15 Erzbischöfe und 76 Bischöfe, wozu noch die in den 4 deutschen Departements anzuordnenden kommen werden.

Von dem Depart. des Donnersbergs wird S. 120 f. die Lage, Grenzen, die Grösse mit 98 geogr. Quadratmeilen angegeben, nicht nur die Flüsse, sondern alle Bäche sind beynahe zu kleinlich aufgezählt. Die Erhebung des Donnersbergs beträgt 350 Klafter; wegen seines Hervorragens über die umliegenden Berge verdient er aber seiner mittelmäsigen Höhe ungeach-

tet, dafs das Depart. von ihm den Namen trage. Die Eintheilung in 4 Bezirke ist längst bekannt; die Bevölkerung wird nach der Zählung von 1809 auf 435,870 Seelen angegeben, zugleich aber die Unzuverläfsigkeit dieser Zählungen nicht unbemerkt gelassen. Man entzog sich wo möglich der Zählung, aus Furcht, es folge eine neue Steuer, oder erhöhete Contingente der Conscription. „Zu Zeiten fanden es aber auf der Gegenseite die Verwaltungen der Gemeinden (auch wohl die Präfecten?) ihrem Interesse gemäfs, die Bevölkerung zu hoch anzuschlagen, um eine Gehaltserhöhung zu erhalten.“ Die Bevölkerung ist im Steigen; „doch scheint die Vermehrung der indirecten Abgaben der Bevölkerung, und namentlich in den Städten, nicht zuträglich zu seyn.“ Auch schadet die Auswanderung. „Sie währt auch im J. 1810, aller Vorsichtsmafsregeln der Regierung ungeachtet, noch fort; und diese Mafsregeln werden immer unzureichend bleiben, so lange die Regierung Ausländer, die unwissende Menschen verleiten, ihr Vaterland zu verlassen, und durch ihre Verhältnisse gegen die gewöhnlichen Verfolgungsmittel gesichert sind, ihr strafbares Geschäft ungestört treiben läfst.“ Die weiteren interessanten Bemerkungen über diesen Gegenstand S. 184 f. dürfen wir, um Weitschweifigkeit zu vermeiden, nicht ausheben; es wanderten aus Familien von Landleuten, Geistliche, ehemalige Beamte, Gelehrte, weil sie sich in die neue Ordnung der Dinge nicht zu finden wufsten. — Vielleicht ist die S. 188 niedergelegte Darstellung nicht allgemein bekannt, dafs es in Frankreich zwey Classen von Ärzten giebt, eine höhere, welche die Doctoren der Medicin und Chirurgie, und eine niedere, welche die *Gesundheitsbeamten* ausmachen. „Das letztere sind Leute, deren Vermögen ein kostspieliges Studium nicht erlaubt, die aber durch sechsjährige fleifsige Arbeiten, oder durch einen fünfjährigen Aufenthalt in Bürger- und Militär-Hospitälern, sich hinlängliche praktische Kenntnisse erwarben, um fähig zu seyn, Kranke zu besorgen, und die Irrthümer zu vermeiden, welche Unwissenheit und Unerfahrenheit nur zu oft begehen. Sie werden von medicinischen Jury des Departements creirt, und sind insbesondere für die Ausübung der kleinen Heilkunde auf dem Lande bestimmt.“ — Die directen Steuern, deren Totalbetrag von dem Departementalrathe unter die vier Bezirke, von diesen unter die Gemeinden und durch die Steuervertheiler an jeden einzelnen Steuerpflichtigen vertheilt werden, betragen im Ganzen 4,125,762 Franken. Sie umfassen die Grundsteuer mit 26⅓ Zulagscentimes, die Personal-, Mobiliar-, Thür- und Fenster-Steuer; dann noch die Patentengebühr, die Beyträge zu dem Rheindamme, zum Nord- oder Schelde-Kanal u. s. w. Jeder Kopf zahlt nach diesen Bestimmungen ungefähr 9½ Franken. Die indirecten Steuern lassen sich nicht auf ähnliche Weise berechnen. Nimmt man an, dafs ihr Verhältnifs zu den directen Steuern, wie bey der allgemeinen Einnahme des Reichs (nach Abzug der Domainen und aufserordentlichen Hülfsquellen), sich ungefähr verhält wie 2 zu 3: so zahlt jeder Kopf im Ganzen gegen 16 Franken, welches unter den gegenwärtigen Umständen, bey gleicher Vertheilung, keine zu drückende Auflage ist. — In Rücksicht der Religion sind (S. 245) „die Beyspiele der Intoleranz äusserst selten; man überläfst die Religion, als eine Sache des Gewissens und der persönlichen Überzeugung, der Einsicht und dem Gefühle des Menschen, und sein Schicksal nach diesem Leben der Gnade jenes höchsten Wesens, das alle seine Geschöpfe mit gleicher Milde an seinem väterlichen Herzen trägt.“ Über ein Drittheil der Einwohner bekennt sich zur katholischen Religion, der gröfste Theil der übrigen zur protestantischen. In den protestantischen Gemeinen findet sich höherer Wohlstand, doch nicht einzig der Religion wegen. „Die Erfahrung bestätigt sich in allen Ländern, dafs diejenigen, welche sich zu der am wenigsten begünstigten Lehre halten, eine angestrengtere Thätigkeit zeigen; es scheint, sie suchen das gestörte Gleichgewicht durch ihre Arbeitsamkeit wieder herzustellen. Dafs für die Departementer der Saar und des Donnersbergs ein protestantisches Generalconsistorium zu Mainz geordnet ist, wissen wir aus den allgemeinen Verfügungen des Reichs, und aus der Erzählung des Vfs. S. 92. Von den häufig vorhandenen Mennoniten liefert er ein sehr vortheilhaftes Gemälde. Sie rechnen sich zu den Reformirten in der Lehre vom Abendmahle, aber nicht in der Lehre von der Gnadenwahl. Sie schwören nicht, und nennen sich *Du*. Ihre Kleidung und ihr Hauswesen sind so einfach als ihre Sitten und Lebensweise; alles zeugt von Wohlhabenheit und Reinlichkeit, nirgends findet man Spuren von Pracht oder Verschwendung. Den Krieg halten sie nicht für erlaubt; aber diese religiöse Meinung weicht dem mächtigeren Gesetze, sie unterwerfen sich der Militärconscription so folgsam als die übrigen Bürger. Um ihre bürgerliche Pflicht indessen mit ihrem Glauben so viel als möglich zu vereinen, haben sie den Kaiser um die Vergünstigung gebeten, vorzugsweise bey dem Fuhrwesen der Armee dienen zu dürfen. Von den Wiedertäufern unterscheiden sie sich dadurch, dafs sie keinen Bart tragen. Die Prediger werden durch die Stimmenmehrheit erwählt und von den Ältesten bestätigt. Die Liebe und Achtung der Gemeine ist die einzige Belohnung, die sie erhalten. Ein sehr ehrwürdiger Theil ihres Berufs ist die schöne Bestimmung, den Frieden in ihrer Gemeine zu erhalten. „Schreckliche Strafen waren in den Vorzeiten gegen sie verhängt; auch die Protestanten suchten sie zu unterdrücken, die gegen jeden Gewissenszwang so laut gesprochen hatten, wo sie ihn ertragen mufsten.“ — Von den Schulanstalten macht der Vf. S. 255 f. keine vortheilhafte Schilderung. Ehemals fanden sich, wie in den übrigen gebildeteren Theilen Deutschlands, Volksschulen, Gymnasien und die sich auszeichnende Universität zu Mainz. Alles wurde zertrümmert in den Zeiten der Revolution, und der neuen Schöpfung ungeachtet fehlt noch viel zu der Vollkommenheit, welche der öffentliche Unterricht erreichen sollte, und wahrscheinlich mit der Zeit erreichen wird. Die Primärschulen, in welchen Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe der Rechenkunst gelehrt werden, finden selten einen guten Lehrer, da er einzig von den Gemeinden erhalten werden mufs, und bisher keine gehörige Aufsicht hat. Die Secondärschulen, welche

die Stelle der ehemaligen Gymnasien oder jeder lateinischen Schule ersetzen, bleiben ebenfalls ohne höhere Unterstützung, und die Blüthe der Einzelnen hängt bloss von dem Rufe der sich diesen Anstalten widmenden Lehrer ab. Höhere Bildung soll sich der Jüngling bis in sein achtzehntes Jahr in dem Lyceum zu Mainz erwerben; aber seines guten wissenschaftlichen Rufs ungeachtet ist es grösstentheils auf Zöglinge der Regierung beschränkt, und es steht in Rücksicht der zahlenden Zöglinge mancher kaum gekannten Secondärschule einer Landgemeine nach. Die Ursache ergiebt sich leicht aus der S. 265 beygefügten Bemerkung, dass die Pension für die erste Classe 750, für die zweyte 650 Franken, und für die dritte 600 Franken, mit einigen Nebenunkosten, jährlich beträgt. Nur sehr vermögliche Ältern können diesen Aufwand für ihre Söhne so lange Jahre hindurch für den ersten Unterricht machen, an welchen sich dann erst das Studium der Specialschulen u. s. w. schliesst. Dass alle diese Anstalten unter der Direction der grossen kaiserlichen Universität stehen, ist bekannte Sache. Die mainzer Arzneyschule gilt nach den neuesten Verfügungen bloss als medicinische Secundärschule. — Warum Hr. *B.*, bey der sehr in das Detail gehenden statistischen Auseinandersetzung, den Artikel von den öffentlichen Gewerben und Manufacturen gänzlich mit Stillschweigen übergeht, weiss Rec. nicht zu erklären; dass er aber die ganze Arbeit sehr empfehlungswürdig findet, beweisen die grösstentheils mit den Worten des Vfs. ausgehobenen Bemerkungen. Vd. Hg.

**München**, b. Lindauer: *Hof- und Staats-Handbuch des Königreichs Baiern.* 1812. 426 u. 64 S. gr. 8.

Seit dem 1802 zum letzten Mal erschienenen *kurfürstlich-pfalzbairischen Hof- und Staats-Kalender* unter der königlichen Regierung das erste längst erwartete, aber nun auch desto vollständiger und vorzüglicher hervorgegangene Handbuch, seiner systematischen Eintheilung nach, was ganz zu billigen ist, dem *Almanach Impérial* angenähert. Solche Handbücher für die deutschen neugebildeten Staaten sind jetzt nicht bloss für das Bedürfniss der Neugierde oder des Wegweisens, sondern erfullen den höheren Zweck, alle vorher vereinzelten Theile hier nun wieder unter eine Einheit gestellt erscheinen und an einander neues Interesse finden zu lassen. Vieles ist während solchen Zwischenraumen *ganz verschwunden*, das Meiste stellt sich *neu* oder *umgestaltet* dar. — Ganz verschwunden sind der Ritterorden des pfälzischen Löwens, die sogenannten zurückgebliebenen Hofstaate der nicht mehr lebenden Prinzen oder Prinzessinnen des Hauses, das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, das geheime Cabinet, der geistliche Rath, die Bücher-Censur-Commission, die Landschaft, die Collegiatstifter und Prälaturen, nebst dem Maltheser-Orden, in allem 7 Stifter, und 59 Abteyen und Probsteyen im altbairischen Herzogthum, 7 in der Oberpfalz, endlich alle Behörden der rheinischen Pfalz. — Übergangen ist auch diessmal die sonst jedem Landgericht vorausgesetzte, nicht uninteressant gewesene, kurze statistische Übersicht, welche vielleicht die jetzige Redaction bey ihrer so rühmlich bewiesenen Sachkenntniss in einer neuen Ausgabe doch wieder zuzulassen sich entschliessen könnte. — Ganz neu oder neugestaltet aber sind die Grossbeamten der Krone, der Militär- und der Civil-Verdienst-Orden, die evangelische Hofcapelle, der Oberst-Ceremonienmeister-Staab (obgleich im Übrigen der königliche Hofstaat gegen den vormaligen kurfürstlichen nicht gesteigert scheint) und der nunmehrige eigene, aber höchst bescheidene Hofstaat der Prinzen. Alle Ministerien haben General-Secretariate erhalten. Neu ist das Ministerium des Inneren und des Kriegswesens. Im auswärtigen Ministerium sind 4 Sectionen gebildet, wozu noch das statistisch-topographische Bureau und unter den Archiven das neu errichtete Reichsarchiv gekommen. Zum Finanz-Ministerium, wobey ein geheimer Referendär Generaldirector ist, und welches die Abtheilungen der Hauptbuchhaltung, des Central-Rechnungs-Commissariats, der Centralstaatscasse, der Steuer- und Domänen-Section und des Bau-Bureaus hat, ressortiren die Generaladministrationen der Salinen, der Bergwerke, Forsten, Mauten, Lotterien, ausserdem die speciellen Commissionen über Münz-, Steuer- und Staatsschulden-Wesen. Der Kammerherren, im Jahre 1802 in allem 461, sind jetzt nur noch 387, darunter sind seit 1802 neuernannte 104. Die Generalität 1802 zählte 64 Individuen, jetzt mit Einschluss der Titularen und der à la Suite 73. — *Geheime-Räthe*, vorher 135, sind jetzt noch 99, nämlich 72 nicht frequentirende und Titularen, die anderen, die eigentlichen *Staatsräthe*, 16 im ordentlichen und 11 im ausserordentlichen Dienst. Die Rubrik der National-Repräsentation ist zur Zeit unausgefüllt. Der *Hof-Zehrgaden* ist in eine Proviantkammer umgewandelt, der *Hofprofoss* ganz beseitigt, die *Pfisterey* nicht mehr angeführt. Die Regien der Gärten, Jagden und Gebäude des Hofs haben die Gestalten der Intendanzen angenommen. An die Stellen der Landesdirectionen sind die General-Kreis-Commissariate und Finanz-Directionen getreten. In der katholischen Hierarchie bestehen noch die alten Sprengel 9 verschiedener Bisthümer, die protestantischen Gemeinden sind in General- und Districts-Decanate getheilt. Der jüdische Cultus ist nicht mit aufgenommen. Oberappellationsgericht ist nunmehr ein einziges, in München selbst. Zu wünschen wäre, dass in der nächsten Ausgabe auch die Advocaten und Notarien aufgeführt werden möchten; die Akademie der Wissenschaften erscheint in erneuerter Gestalt, erweitert mit einer Akademie der *bildenden* Künste. Zur Universität Landshut ist die in Erlangen gekommen. D. d. u. n.

**Kempten**, b. Dannheimer: *Addresskalender* oder *Taschenbuch des Illerkreises für das Jahr* 1812. Verfasst von *Christian Jacob Wagenseil*, kön. bair. Rath des Illerkreises u. s. w. 186 S. 8.

Dieser recht guten und fleissigen Composition steht das Porträt des Hn. General-Commissärs, Grafens von Reisach, voran, vielleicht in dem höheren Sinn, dadurch dem noch wehenden Volksgeist zu entsprechen, der gewohnt ist, die Bilder *seiner Heiligen* zu sehen. Der Kreis, welcher gleichwohl einer von den kleinen scheint, enthält 3 städtische Polizeydistricte, Kemten, Memmingen, Lindau, 27 Landgerichte,

5 Mediatgerichte, Buxheim, graf-bassenheimisch, Edelstetten, esterhazysch, Thannhausen, graf-stadionisch, Kirchheim und Weissenborn, fuggerisch, sodann 34 Patrimonialgerichte, worunter den Familien nach der Hr. Fürst von Ötting-Wallerstein wegen seiner Besitzungen zu Füssen und Ziemetshausen der stärkste Interessent ist, dem sonach an bedeutendem Umfang folgt die Familie von Freyberg, von Kastell, die Besitzerin von Neuburg an der Kammel, Truchsess Waldburg wegen Lostenau und Festhofen, Schwarzenberg wegen Illereichen und Kellmünz, und dann abermals die Fugger wegen Mickhausen. Städte zählt der ganze Kreis 14, Märkte 47, Dörfer 1093, Weiler 2008. Einöden oder einzelne Höfe 3379. Familien 81,330, die beyläufig auf eine Population von 375,000 Seelen rathen lassen. 8001 Familien, also nicht gar der zehnte Theil des Ganzen, stehen unter den Mediatgerichten und Patrimonialherrschaften. Möchten uns doch von allen 9 Kreisen solche wohlgerathene Übersichten zu Theil werden!

D. d. u. n.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Bemerkungen über Holland*, aus dem Reisejournal einer deutschen Frau, von *Therese H.* 1811. VIII u. 400 S. 8. (2 Rthlr.)

Mit einem ächt deutschen Herzen, bereichert mit vielen Kenntnissen, sowohl aus dem Leben als aus Büchern, des Reisens und der abwechselnden Umgebungen gewohnt, macht die Vfn., die doch, nach einer Note zu urtheilen, nicht *Therese H.* selbst ist, eine Reise aus dem südlichen Deutschland nach Holland, und uns zu Zeugen derselben. Was sie sieht, erlebt, dabey empfindet und denkt, erzählt sie mit solcher Klarheit, Wärme und Theilnahme, dass es ein grosses Vergnügen macht, ihre Briefe zu lesen; es ist einem dabey, als ob man mit ihr umginge. Sie ist ganz Frau, weich, leicht gerührt, und doch jammert und winselt sie nicht. Vielmehr lacht und dahlt sie über komische Gegenstände mit einer Innigkeit, die ihr eben so gut steht, als der Ernst. Was Rec. in ihren Briefen angezogen hat, ist das ganz Unverkünstelte, sowohl der Gesinnungen, als des Vortrags. Sie scheint, nach manchen Äusserungen, eine Niedersächsin zu seyn, die sich in Schwaben niedergelassen hat. In der Schweiz muss sie oft gewesen seyn; denn die meisten ihrer Erinnerungen und Vergleiche gehen dahin zurück. Die erste Stadt, wo sie anlangt, ist Carlsruhe, von wo es über Heidelberg nach Mainz geht. Über diesen Ort und sein Ehemals ist sie ziemlich fruchtbar. Von da geht es über Biberich, Boppart und Coblenz nach Köln. Diese Reise macht sie in dem Postschiffe auf dem Rhein. Die grossen Unbequemlichkeiten dieser Fahrt, zumal für Frauenzimmer, werden in ein helles Licht gestellt. Von Köln, wo die Vfn. auch einen Blick auf die noch unversehrten heil. drey Könige thut, zieht sie über Xanten nach Cleve und Nimwegen. Gelegentlich bringt sie hier Anekdoten und Charakterzüge über den König Ludwig von Holland vor, die diesem zu hoher Ehre gereichen. Er regierte damals noch; denn die Vfn. reisete i. J. 1809. Sie versteht kein Holländisch, und kommt zum Theil gut genug mit dem Plattdeutschen fort. So gut ist es Rec. in Holland nicht geworden. Von Nimwegen über die Waal nach Utrecht und Amsterdam, in welcher Stadt sie am längsten verweilt. Sie besieht die Stadt, ihre Gassen, den Hafen, erinnert an die baiersche Jacobe, und kommt sogar nach *Felix meritis* (bald schreibt sie F. merites, bald meritus). Ihre Bemerkungen über die Nation, ihre Kennzüge, Biederkeit, Reinlichkeit, Tracht, Lebensart und ganzes Getreibe, sind treffend, oft auch höchst drollig. Der Börse besonders hält sie keine Lobrede, und die zerlumpten Bettler missfallen ihr durchaus. In Oudewater hört sie eine Mordpredigt an; erinnert mit tiefem Schmerz an die Pulverexplosion in Leiden, und bezeugt ihr wohlgegründetes Erstaunen über die polizeyliche Möglichkeit eines so leicht abzuwehrenden Vorgangs. Im Haag sieht sie das Cadettenhaus, und beschreibt den gemüthlichen Zustand der Zöglinge, an welchen sie die holländischen langen Backen wiederfindet, die mehrmals die Zielscheibe ihrer Aufmerksamkeit sind. Das Meer bey Schevelingen macht nicht den gehofften Eindruck, auf den sie sich gefreut hatte. Rotterdams Schönheit lobt sie, wie billig. Nachdem sie noch in Gouda die Fabriken und die Glasgemälde in der Kirche besehen: geht sie ungefähr auf demselben Wege nach Mainz zurück, und gedenkt bey Cleve noch der heldenmüthigen Johanna Sebus. Gern vergleicht sie den Schweizer, besonders auf dem Lande, mit dem Holländer von gleicher Beschaffenheit, und findet Ähnlichkeiten, wo man sie nicht vermuthen sollte. Sie erkennt die stete Regsamkeit, den Fleiss und das künstliche Bestreben des Holländers, seinen Zustand zu verbessern, an; aber die grosse, rohe Natur zieht sie doch vor. An den „allerliebsten holländischen Häusern" ist nichts zu idealisiren. „Diese prächtigen Buchen, schreibt sie S. 269, die zwölf bis dreyzehn Fuss im Umfang haben, sind in gerade Reihen gepflanzt; diese vollendet gearbeiteten Mauern von Backsteinen, dieser Hausähren (Flur), wo Hans und Grete neben einander am Theetopf sitzen; die Gardinchen mit Franzen, die langen Jacken der Weiber, die Schnipfelhauben, die kein Haar sehen lassen; die geraden Canäle, die der Einbildungskraft gar nichts zu thun geben, sondern der Wirklichkeit auf tausend Schritte weit entgegen sehen lassen: das alles tödtet die Phantasie." Über architektonische Schönheit, überhaupt über Geschmack, getraut sie sich nicht zu urtheilen; daher kommt es uns voreilig vor, wenn sie S. 285 einige ungeschlachte Gedanken über den neuern Gartenbau aufwirft: „Ich weiss nicht, ob die Kunst bey unserem gereinigten Geschmacke gewonnen hat; das Leben gewiss nicht. Das war lebendiger, wie jeder Garteneigenthümer sein Fleckchen noch mit einer schönen Gestaltung zierte, so zwölf thönerne Himmelszeichen, wo ein dickbäckiger Bube unter andern den Scorpion an den Bauch gedrückt hielt, oder Delphine und Vogel Greife." Zuletzt stellt sie den Holländern das trübe Prognostikon, dass ihre auf Wohlhabenheit gegründeten Nationaltugenden in unbezweifelter Gefahr sind, durch den neueren Zustand der Dinge und dessen Folgen ausgelöscht zu werden, dass sie mit ihrem Gelde Alles verlieren müssen. „Dem Franzosen blieb Enthusiasmus für Ehre und Ruhm; dem Deutschen blieb Wissenschaft; dem Britten bleibt einst Achtung für das Gesetz." Dergleichen Betrachtungen sind eigentlich für eine Frau zu hoch; wir wollen sie also weder preisen noch widerlegen.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 SEPTEMBER, 1812.

## GESCHICHTE.

Frankfurt a. d. O., in der akademischen Buchhandlung: *Geschichte des byzantinischen Handels bis zum Ende der Kreuzzüge.* Von *K. D. Hüllmann*, Professor der Geschichte zu Frankfurt (nunmehr zu Königsberg). Preisschrift, gekrönt von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. 1808. 8. (15 gr.)

Über den Werth dieser Schrift ist, dem Titel und den bekannt gewordenen Nachrichten zufolge, schon auf eine ausgezeichnete Art entschieden worden. Auch Rec. ehrt das Verdienst des Vfs., welches er sich, da er uns das Resultat gründlicher historischer Untersuchungen und einer vielseitigen und ausgebreiteten Lectüre mittheilt, um eine literarische Angelegenheit erworben hat, deren Wichtigkeit schon dadurch genug beurkundet ist, dass ein erhabener Verein gelehrter Männer die Aufmerksamkeit forschender Geschichtsfreunde öffentlich darauf zu leiten suchte. Wen daher die darin bekannt gemachten Erörterungen interessiren, was unstreitig bey Allen, die das Thun und Treiben der Menschen in den verflossenen Jahrhunderten, und die verschiedenen Gestaltungen des Lebens, die sich daraus ergaben, kennen und sich anschaulich zu machen suchen, in einem sehr hohen Grade der Fall seyn wird, der wird dem Vf. für das, was er leistete, danken, das von ihm Gegebene und Zusammengestellte benutzen, und zugleich der Veranlassung, der Winke und Vorarbeiten sich freuen, um das, was ihm unerörtert und im Dunkeln geblieben zu seyn scheint, aufzuklären, das, was übersehen worden ist, nachzuholen, weiter zu verfolgen, und so nach und nach zu einem Ganzen zu verarbeiten. Denn diess ist der Gesichtspunct, woraus das vorgelegte Buch angesehen werden muss. Aber der Vf. konnte seinen Gegenstand, weil diess, da die nöthigen Materialien so sehr zerstreut, oft bloss in Andeutungen, die überdiess noch einer kritischen Sichtung bedürfen, vorhanden sind, erst das Werk vereinter Bemühungen vieler Gelehrten seyn muss, nicht erschöpfen. Seine Arbeit trägt daher ganz das Gepräge an sich, das alle die Werke besitzen, welche die Bahn brechen helfen, und mithin dadurch in der Literatur zwar eine wichtige Stelle einnehmen, aber auch zugleich die Vorzüge entbehren, welche andere, die das Product jahrelanger Fortbildung sind, besitzen.

Das Werkchen begreift, ausser einer (etwas verwirrten) Einleitung: „Byzanz und Constantinopel," 3 Hauptstücke: I. Staatsmonopolien. II. Freyer Handel, in 3 Abschnitten: 1) Morgenländischer Handel, in zwey Perioden: a) von den früheren Zeiten bis gegen das Ende des 12 Jahrh., Waarenzug über Ägypten und Syrien; b) vom 12 Jahrh. bis in das 14, Waarenzug durch die Bucharey, sammt einem Anhange: Waarenzug über den Tauris, — Schleichhandel. 2) Abendländischer Handel, abermals in zwey Perioden: a) bis in das 12te, b) von da bis gegen das Ende des 13 Jahrh. Ein Anhang unter dem seltsamen Titel: „*Vorrichtung*," führt den Beweis, dass A) kein Grosshandel bis gegen das Ende der Kreuzzüge 1) weder zu Lande, 2) noch zur See über Belgien zwischen Italien und Deutschland, wohl aber B) ein starker Verkehr zwischen Constantinopel und den nordwestlichen Ländern Statt gefunden hätte. 3) Nordischer Handel, und zwar a) Eigenthümer, Veränderungen, b) Gegenstände desselben. III. Verfassung des freyen Handels: 1) Grossentheils Passivhandel der griechischen Häuser zu Constantinopel. 2) Zwischenhandel Constant. — Ausfuhr einheimischer Natur- und Kunst-Producte. — Einfuhr fremder Waaren zum inländischen Verbrauche. — Balance. 3) Proprehandel. 4) Verkehr der Ausländer zu Constantinopel, nicht periodisch. Cargason-Factorey-Commandit-Handel. 5) Zahlungen. — Rec. vermisst in diesem Plane Ordnung, Klarheit, Consequenz und Vollständigkeit. Man sieht leicht, dass die so geordneten Theile zu keinem harmonischen Ganzen durch strengen Zusammenhang, sich einander ergänzend und erklärend, vereinigt werden konnten. Diess zeigt sich dann auch in der Ausführung. So schätzbar die Bemerkungen, Combinationen u. s. w. sind, welche der Vf. überall macht: so wenig ist der Leser, der sich in die damalige Situation der commercirenden Welt, welche in Byzanz ihren Mittelpunct hatte, zu versetzen wünscht, wenn er das Buch aus der Hand legt, befriedigt. Dass der Vf. gleich Anfangs Monopolien und freyen Handel in zwey besonderen Hauptstücken gewissermasen einander entgegensetzt, wodurch der Zusammenhang offenbar entweder zerrissen oder doch aus den Augen gerückt wird, hebt die Gesetze der historischen Kunst auf, welche die Gegenwart aus der Vergangenheit darzulegen und alle Gegensätze zu heben sucht; dass in den Perioden keine Zeit durch Unterabtheilungen unterschieden, und das Detail, welches sie umfassen, nicht naturgemäss, d. h. eins aus dem anderen entspringend, dargestellt worden ist, entzieht der besonderen Geschichte, worin das Allgemeine und Specielle sich innigst durchdringen soll,

das Interesse, welches sie als solche besitzen muss; dass die §§., welche den 3 Abschnitt bilden, sich nicht recht angehören, mit fremdartigen Bemerkungen durchwebt sind, grösstentheils, anstatt die Verfassung des freyen Handels zu erklären, vielmehr darthun, wie sie nicht war, überhaupt nicht in einander eingreifen, weil sie nicht in das Ganze verarbeitet sind; zeigt Mangel an Einheit in der ursprünglichen Anlage, und zugleich die Ursache, warum sich der Vf. seines Gegenstandes nicht ganz bemächtigen konnte. Nach Rec. Dafürhalten wäre es weit natürlicher gewesen, wenn er einen ganz anderen, weiteren und grösseren Gesichtskreis sich gebildet, und Alles, was zur Geschichte des byzantinischen Handels gehört, in eine einfachere Verbindung, allenfalls *praemissis praemittendis* unter die zum Theil fehlenden Rubriken: Wendung, die der Gang des Handels durch Ereignisse in der Völkergeschichte nahm; Hindernisse und Beschränkungen desselben, 1) innerliche, 2) äussere u. s. w.; Richtungen und Gestaltungen, welche er unter diesen und jenen Umständen nehmen und empfangen musste u. s. w., gebracht, und zu einem Ganzen verarbeitet hätte. Dadurch hätte er sich den Weg gebahnt, theils ergiebigere Quellen sich zu eröffnen, theils in seine ganze Darstellung eine organische Verknüpfung zu bringen, das Beygebrachte zu motiviren, in die Zeitverhältnisse Grund und Ursache zu bringen, und insbesondere das erste Hauptstück, nämlich Staatsmonopolien, und viele andere Bemerkungen, hauptsächlich die zweyte Numer des 3 Hauptstücks S. 136 f.: „Ausfuhr einheimischer Natur- und Kunst-Producte," schicklich zu vereinigen, wechselseitig zu erläutern, und, was die Hauptsache ist, die Lage der Welt, den Einfluss der einzelnen Parthieen auf einander, den Geist der Nationen näher aufzuschliessen, die Zeiträume selbst heller zu beleuchten, und endlich auch noch manche historische, ja sogar philologische, Schwierigkeiten befriedigend zu lösen. Darin, dass diess nicht geschehen ist, liegt der Grund, dass, sey es, dass der Vf. nach dem einmal entworfenen Plan nicht daran denken konnte, oder dass er den Plan *so*, wie er uns vorliegt, entwarf, weil er nicht daran dachte, eine Menge Gegenstände fehlen, welche man in einer Geschichte des byzantischen Handels zu erwarten berechtigt ist. Dahin gehören 1) noch andere Handelswege, als diejenigen, welche in dem Buche genannt sind. Wir zählen namentlich hieher den blühenden und lebhaften Verkehr, der insbesondere zur Zeit der ommijahdischen Chalifen zwischen dem griechischen Kaiserstaate und den thätigen und industriösen Arabern in Spanien Statt fand, und durch Gesandschaften solennisirt, unterhalten und befestigt wurde. Constantinopel bezog von hier, ausser den Waaren in Seide und Wolle aus den Manufacturanstalten zu Granada, Baza und Murzia, namentlich: Queckſilber, verarbeitetes Eisen, Spiessglas, Schwefel, Rubinen u. s. w. Ferner Specereyen: Öl, Zucker, Safran, Ingber, Myrrhen; überdiess Korallen, Perlen, Cochenille u. s. w. (*Cardonnes* Geschichte von Afrika, übersetzt von *C. G. v. Murr*. Th. 1. S. 224. Vergl. *Const. Porph. de Them.* l. 11. Th. 10.) Reiht man an diese Verhältnisse die Verbindungen, worin die Muhamedaner mit noch anderen handelnden Nationen standen, mit den Ägyptern, den Mohren in Afrika u. s. w.: so bekommt die Geschichte des byzantin. Handels von dieser Seite her eine Ausdehnung, welche, gleichsam wie mit einem Schlage, den Schauplatz vieler Gegenden, welche ausserdem gar nicht in der Menschenwelt existiren, beleuchtet und in das Leben hervorruft. Und ist diess nicht der Zweck des Unternehmens? Wird er nicht erreicht: was kann uns dann für die mühsamen Untersuchungen entschädigen? — 2) Die Darstellung der Verhältnisse des Handelsstandes mit dem Staate, wobey der Vf. Gelegenheit gefunden hätte, die Ansichten der Alten von dem Handel selbst zu vergleichen, und, wenn er auch auf den Begriff von Mercatoren und Negotiatoren nicht hätte zurückgehen, und manche frühere Erscheinungen aus späteren erklären wollen, doch manche treffende Bemerkungen über das Benehmen Constantins (Zosim. II, 38) und Justinians zu machen und es gründlicher zu erklären, als es S. 11 f. geschehen ist. 3) Das Verhältniss Constantinopels zu anderen gleichzeitigen Staaten a) als Land-, b) als See-Macht, und was sich daraus für das Steigen und Sinken, für die Veränderungen und Wendungen des Handels, besonders zur See, ergeben musste. Die Richtigstellung des genannten Verhältnisses wäre um so nöthiger gewesen, je gewisser es ist, dass nur hieraus allein die Handelsverbindungen der ital. Seemächte, ihre Privilegien und andere Begünstigungen *ursprünglich*, mithin befriedigend erklärt und Erscheinungen gelöst werden können, die lange nachher, als kein Handel in Constantinopel mehr war, zur Hervorbringung grosser Entwickelungen mit weitreichenden Folgen fortwirkten. Die blutigen, verwüstenden, hartnäckigen Kriege, welche Venedig Jahrhunderte hindurch mit den Seeräubern führte, sind wenigstens hinreichend, um die Vermuthung zu rechtfertigen, dass ganz andere Gründe, als die, welche gewöhnlich angegeben werden, die Ereignisse der damaligen Zeit bis zum 11 Jahrhundert zwischen Constantinopel und Italien motivirten, und dass sich der gegenseitige Handelsverkehr erst hieraus erzeugte. 4) Noch andere mit der Organisation des Handels zusammenhängende Puncte, z. B. Preiscourante u. s. w., ohne einen (kräftigen) Abriss der alten Geschichte von Byzanz (denn die paar Worte S. 4 sind doch gar zu dürftig), der benachbarten Colonieen und der mit diesem Staate in Verbindung stehenden Völker, eine Charakteristik des Geistes der Regierung u. s. w. zu verlangen, ob es gleich gewiss ist, dass dadurch die ganze Darstellung die Klarheit erhalten hätte, welche man von ihr, als einem Zweige der Geschichte des Menschengeschlechts, wofür sie der Vf. mit vielem Rechte S. 1 selbst ausgiebt, nothwendig haben muss.

Diess von dem, was der Vf. übersehen hat, und, weil er durch seinen Plan beschränkt ward, übersehen musste. Wir wenden uns zu der uns gelieferten

Ausführung des einmal adoptirten Entwurfs. Die zweyte Hälfte des Buchs ist das Product der Kunde und des Fleisses; aber die erste ist — wir gestehen es — hinter der Erwartung weit zurückgeblieben, die man sich von Einem Manne, dessen gelehrte Verdienste Niemand freudiger und herzlicher anerkennt, als Rec., der ihm auf einem Wege begegnet, zu machen das Recht und die Befugniss hat. Die ganze Periode bis S. 12, „*morgenländischer* Handel" betitelt, enthält weiter nichts, als dass Constantinopel mit Venedig Handel führte, dass diese Republik nebst Genua u. s. w. des Zwischenhandels sich bemächtigte, dort Niederlagen und Fabriken hatte; dass ihr Geschäft durch Monopolien erleichtert wurde: überdiess (fremdartige) Geschichte der Treulosigkeit des Kaisers Manuel u. s. w., Vieles durcheinander. Ist diess Geschichte des *morgenländischen* Handels? Die zweyte Periode erzählt die Begründung Tanas durch die Venetianer und das Verdrängen derselben durch Genua, wodurch Caffa entstand. Rec. muss abermals fragen: Ist diess *morgenländischer* Handel? Der Anhang: „Waarenzug über Tauris; Schleichhandel", enthält nichts als eine Erzählung, wie die Venetianer, da die Genueser in den Besitz des byzantinischen Handels sich gesetzt hatten, gegen das päpstliche Verbot mit den Feinden des Reiches Christi auf einer anderen Seite sich Handelswege bahnten — über Tauris; wie sie Schleichhandel direct mit Alexandrien führten; wie sie die Geistlichen, lüstern nach den Schätzen, deren Verachtung sie lehrten, in ihren Betrug zu ziehen suchten u. s. w. Wie kann dieser Anhang die byzantinische Geschichte erläutern, da er auch in ganz und gar keiner Verbindung mit derselben steht? Rec. würde es für schwer halten, dieses Fremdartige in einer Handelsgeschichte Constantinopels zu begreifen, wenn ihm, wie gesagt, der Plan des Ganzen und die Vermuthung die Sache nicht erklärte, dass der Vf. Materialien, welche er mit so vieler Mühe aufsuchte, nicht unbenutzt lassen wollte, was er S. 65 selbst zu gestehen scheint.

Doch wir brechen ab, Mängel zu rügen, welche bey so last- und mühvollen Arbeiten, denen sich der Vf. unterzog — wir wissen es wohl — eher nachgewiesen als vermieden werden können. Rec. hat die Anstrengung, welche es kostet, die Hindernisse, womit man ringen muss, den Zeitverlust, welchen man von einem Theil seines Lebens und seiner Musse zum Opfer bringt, wenn man „aus der kärglichen Ausbeute, welche die unermesslichen historischen Vorräthe für die Geschichte der stillen Entwickelung der Völker, in welchem die Schicksale des Handels zu den Hauptfäden gehören," wir setzen hinzu: aus den Fragmenten, welche gleichsam wie in einem Ocean schwimmen, in ein Gebilde umzuschaffen sucht, wohl erwogen. Unvollkommenheiten, welche bey Versuchen der Art unvermeidlich sind, sind uns, weit gefehlt, sie unbescheiden zu tadeln, im Gegentheil Beweise von den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche in dem Gegenstand selbst liegen. Hat diess ja die Erfahrung hinlänglich bestätigt. Wie klein war die Zahl der Gelehrten, welche um den Preis der aufgestellten Frage mit dem Vf. concurrirten! Und wer erinnert sich nicht, dass, als eine andere gelehrte Societät (zu Erfurt) zu einer anderen Zeit (1778) die forschenden Liebhaber der Geschichte zu einer ähnlichen Untersuchung auffoderte, gar keine genügende Antwort erfolgte? Der Zweck unserer Erinnerungen und Ausstellungen, welche wir machen zu müssen glaubten, wird dadurch ausser Zweifel gesetzt. Er ist kein anderer, als die Fortbildung einer wichtigen Verhandlung, wofür wir die lebhafteste Theilnahme fühlen, dadurch zu befördern. Wir benutzen daher auch den uns gegönnten Raum, um dem Vf. einige Bemerkungen und Zweifel mitzutheilen, die er, dürfen wir uns anders mit der Voraussetzung schmeicheln, dass er schon lange eine Umarbeitung seiner Schrift beschlossen haben wird, vielleicht theils benutzen, theils der Entscheidung näher bringen wird.

Bey dem Verzeichnisse der Importen des abendländischen Handels S. 107 ist zwar das A. 904 auf einem Landtage zu Rasveldstadt festgesetzte Zolltarif aus *Goldast. Const. imp.* T. 1. p. 210 angeführt, aber nicht vollständig benutzt und mit anderen Abdrücken in *Oefel Script. rer. Boic.* I, 718 und *Avent. Ann. Fth.* 1627. l. IV. p. 288 (übersetzt in *Gmeiners* Chronik. Regensb. 1800. Th. 1. S. 99) nicht verglichen worden. Es ergiebt sich daraus, dass zu den Waaren, welche auf der Donau verführt wurden, auch noch Wachs, gedörrte Weintrauben und Salz gezählt werden müssen. Eben diess gilt von den beiden wichtigen Urkunden Otachers v. 1190 und Leopolds von Österreich 1192 (*ap. Scheid. origg. Quelf.* T. III. *praef.* p. 30; angeführt S. 124), weil die Stellen: „*Mercatores ultra terminos venientes videlicet de Masthrihet, item de Colonia dimid. fertonem vini, libras piperis tres, duos calceos et cyrotecas duas nobis dabunt; de uno carru vestium dent venientes* 11 *Talent. redeuntes* (von Wien) ½; *de onere alleciorum* 1 *Den. in Steine etc.* lehrreiche Notizen enthalten, Manches, was zweifelhaft ist, näher bestimmen, und die Importen, besonders die Metalle: Messing, Erz, Glockenspeiss, deutlicher bezeichnen. — Zu den Importen selbst scheinen, nach des Vfs. aufgestelltem Grundsatze, noch gezählt werden zu müssen verschiedene (vielleicht gesuchte) Kleidungsstücke (*balthei, Ilascilones, Saga Fresonica omnimodi caloris*): *Monach. St. Gall. ap. Hahn. Collect. monument.* Tom II. p. 597. Verglichen mit *Scheid.* l. c. — Zu den bedeutenden Fabrikstädten in Wollenzeug hätte unter anderen vorzüglich Mainz noch gerechnet werden müssen *Cf. Senkenb. Selecta.* — Bey den regensburger Fabricaten fehlen namentlich: Berkane (*baracani*), Damaste und schwere reiche Stoffe (*pretiosi burelli*). *Bibl. pat. maxim.* T. XXI. S. 1135. — Kurze, treffende, historische Notizen, welche die entfernten Hauptorte, wohin der byzantinische Handel ausströmte, kenntlich gemacht hätten, würden den Lesern des Buchs, welche der Geschichte desselben eine welthistorische Seite durch eine gründliche Einsicht in die Verzweigungen desselben abzugewinnen suchen, sehr anzie-

hend gewesen seyn. Rec. bedauert daher, dass diess der Vf. nicht öfters berücksichtigt hat, und dass unter anderen namentlich S. 81 u. 95 der blühenden Handel der Stadt Regensburg, die schon im 10 Jahrh. *praedivites negotiatores* hatte, erwähntermassen Fabrikanstalten besass, Russland, indem ihre Kaufleute auf der einen Seite Waarenlager selbst in Kiow hatten, und auf der anderen die Handelsleute von Mastricht, Metz, Aachen, Cöln u. s. w. ihre Märkte besuchten, mit Deutschland, den Niederlanden u. s. w. in Verbindung setzte, dessen Hausgrafen ausgedehntere Vorrechte, die sich bis zur Jurisdiction auf auswärtigen Märkten wahrscheinlich sich erstreckte u. s. w., nicht mehr von ihm hervorgehoben worden ist.

Ob Deutschland mit Italien und Venedig vor den Kreuzzügen in Handelsverbindungen stand oder nicht, ist, nach Rec. innigster Überzeugung, noch keine geendigte Untersuchung. Aber es ist der Mühe werth, sie wieder aufzunehmen, zu verfolgen, und, ist es möglich, zur endlichen Entscheidung zu bringen, weil man, wenn man die Äste des byzantinischen Handels bis Regensburg und Kiow auf der einen, und von Magdeburg bis Worms, Speyer, in die Niederlande, ja bis England, wofür es nicht an Beweisen fehlt (m. vgl. mit den bekannten Stellen *Mant. hist. Loss.* p. 69), auf der anderen lebhaft sich vorstellt, und von da entweder über Zürich nach Italien, oder bis Lyon und Marseille, Genua, Venedig und weiterhin die Linie zieht, dann erst von den weit verbreiteten Nerven der Thätigkeit in gedachtem Handel, dem Mittelpuncte der commercirenden Welt, eine grosse lebenvolle Idee sich entwerfen, und in einer Zeit Spuren von Zusammenhang der Völker entdecken kann, die, wenn sie von dieser Seite her nicht erleuchtet werden, in Nacht gehüllt hinter uns liegen. Unser Vf., und mit ihm *Heeren*, *Fischer* u. A. m. leugnen diese Verbindung, mithin auch den erheiternden Völkernexus der angegebenen Art. Dass so angesehene Männer, wie diese, entscheidend darüber abstimmen, scheint jede weitere Untersuchung unnöthig zu machen. Und doch ist dieses, nach Rec. wohlgeprüftem Dafürhalten, keineswegs der Fall. Es ist hier der Ort nicht, die Sache einer weitläuftigen Untersuchung zu unterwerfen. Aber die Gelegenheit darf er nicht vorbeygehen lassen, einige Bemerkungen darüber mitzutheilen, um den Forschungsgeist der Liebhaber auf diese unstreitig sehr wichtige Angelegenheit zu lenken, und dem ruhigen Glauben, dass die Acten darüber bereits vollkommen abgeschlossen wären, die Nothwendigkeit einer Revision wenigstens bemerklich zu machen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Chronologie. *Jena* u. *Leipzig*, b. Gabler: *Vergleichungs-Tabelle der mohammedanischen Zeitrechnung mit der christlichen.* Bearbeitet von dem Professor *Bernstein* zu Berlin. 1812. XVI u. 18 S. gr. 8. (6 gr.) Hr. Prof. *Bernstein*, vorher Privatdocent zu Jena, hat, wie er in der Vorrede meldet, diese Schrift herausgegeben, um die Anfänger in der arab. Literatur mit den Grundsätzen der mohammedanischen Zeitrechnung bekannt zu machen, und um den Kennern derselben einige Erleichterung zu verschaffen; er hat auch den letzten Zweck in der Hauptsache, den ersten aber, wegen der Kürze, weniger erreicht. — Er legt die Tafeln zum Grunde, welche der Engländer *Joh. Gravius* (*Greaves*) ehemals verfertigt, und seinem Buche: *Epochae celebriores Astronomis, Historicis, Chronologis Chataiorum, Syro-Graecorum, Arabum, Persarum, Chorasmiorum usitatae, ex traditione Ulugh Beighi.* Lond. 1650. 4. beygefügt hatte, und die seitdem von Anderen, z. B. von *Richardson* im 2 Bande seines persisch-englischen Wörterbuchs, Oxford 1780, und von *Wahl* in seiner arabischen Anthologie, Leipz. 1791. S. 63—84 — mit einigen Abänderungen wiederholt worden waren. Das letzte Jahr der Hedschra, welches Hr. *B.* angiebt, ist das 1331, und das letzte christliche das 1912; er bleibt also in sofern hinter *Wahl* zurück, weil dieser 90 Jahre weiter, bis 1421 (Chr. 2000), fortrückt, ersetzt aber diesen Mangel durch andere Vorzüge reichlich. Ein solcher Vorzug ist es unter anderen, dass der Anfang des J. der H. 1215 auf den 24 May 1800 gesetzt wird, da *Richardson* und *Wahl* ihn auf den 23 eJ. setzten, vermuthlich, weil sie nicht bedachten, dass das J. Chr. 1800 nach dem gregorianischen und verbesserten Kalender kein Schaltjahr sey. Dadurch kam es denn auch, dass beide Gelehrten von 1801 an immer einen Tag zu wenig angeben. Ein anderer wesentlicher Vorzug liegt darin, dass vom J. Chr. 1583, wo der neue Stil entstand, bis zum J. 1753, wo er von Schweden angenommen ward, beide Stile neben einander gesetzt werden. Mit 1754 nimmt diese Differenz ein Ende, weil, wie man in der Vorrede S. VI liest, „seit diesem Jahre *nur noch die Russen* den alten julianischen Kalender beybehalten haben" — welches doch nicht ganz richtig ist, indem derselbe noch vor Kurzem in einem Winkel der Schweiz Statt fand und Streit veranlasste. — In der Vorrede wird das Nöthigste von der gregorianischen Kalenderverbesserung aus *Gatterers* bekanntem Buche beygebracht, und in der Einleitung, nach demselben und Anderen, von arab. und mohammedanischen Zeitrechnungen, von dem Mondenjahre der Hedschra, von den Grundsätzen, wonach man die moh. Jahre mit den christlichen zu vergleichen hat, von den Monaten und Wochentagen, auch von anderen den Mohammedanern bekannten und von ihnen neben ihrer Aera gebrauchten Zeitrechnungen kurz gehandelt. Wir können uns bey einer so kleinen Schrift nur wenige Bemerkungen erlauben: S. VII. §. 1 steht Folgendes: „Da diese Flucht (Mohammeds) in der Nacht des 15 Jul. 622 nach Chr. Geb. u. s. w. erfolgte, so fällt der erste des Monats Moharrem, also der Neujahrstag des ersten J. der moh. Zeitrechnung, oder der Anfang derselben, auf den 15 Jul. 622." — Der zweyte dieser Sätze, der als eine Folgerung aus dem ersten abgeleitet wird, ist vollkommen richtig; aber der erste, ob ihn gleich die europäischen Chronologen annehmen, ist es desto weniger, wenn anders dem berühmten Abulfeda und seinen Gewährsmännern irgend zu glauben ist. Er sagt *Annal. Muslemic.* T. I. p. 62. 63. edit. Hafn. ganz bestimmt: „Die Hedschra erfolgte, als von diesem (ersten) Jahre die Monate Moharrem und Sefer, und 8 Tage vom ersten Monate Rabia verflossen waren." Sie erfolgte demnach 67 Tage nach dem 15 Jul., d. i. den 20 Sept. 622. Die Araber fingen freylich vom ersten Tage des Jahres, in welchem ihr Prophet geflohen war, zu zählen an, aber der Tag der Flucht war ihr Neujahrstag so wenig, als es der angebliche Geburtstag Christi (der 25 Dec. oder 6 Jan.) bey den meisten Christen war. — Billigen kann man auch nicht, was S. XII gelesen wird, dass die *Aera Martyrum* richtiger den 17 Dec. 284 nach Chr. Geb. angefangen werde: denn, mag immerhin an diesem Tage Diocletian als Kaiser ausgerufen worden seyn, die Kopten fangen doch dieses Jahr, wie jedes andere, seit dem sie den julianischen Kalender angenommen haben, den 29 Aug. an. — Was S. XI, Z. 8—10 steht, wird erst richtig und deutlich, wenn man nach *derselbe* das Wort *Wochentag* einschiebt.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 SEPTEMBER, 1812.

## *GESCHICHTE.*

Frankfurt a. d. O., in der akademischen Buchhandlung: *Geschichte des byzantinischen Handels bis zum Ende der Kreuzzüge.* Von K. D. *Hüllmann* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Regensburg war es nicht allein, welches vor den Kreuzzügen den lebhaftesten Activ- und Passiv-Handel in sich vereinigte. Auch andere Städte Deutschlands machten zu der Zeit grosse Geschäfte. Dahin gehören vorzüglich die Rheinstädte: Cöln, Mainz, Worms, Speyer, Strasburg. Aus Cöln wanderten im 11ten Jahrh. bey einer inneren Revolution mehr als 600 Kaufleute aus. (*Lamb. Schaffnab. ad a.* 1074.) In Worms herrschte schon zu Dagoberts Zeiten Handelsverkehr, welcher bis zu den Ottonen fortdauerte, was die Privilegien theils von Dagobert selbst, theils von Arnulph, theils von Otto a. 947 (in *Schan. Cod. prob. Hist. Ep. Wormat.* p. 7. 14. 18. 27 und 85) klar darthun, und der am Ende unter den Hohenstaufen in einem hohen Grade blühend wurde (*Lehmanns* Chronik. Fft. 1698. S. 311). Speyer empfängt a. 989 von Otto Handelsprivilegien, wird zu den Staffelstädten gezählt und dehnt am Ende seine Geschäfte nach allen Richtungen hin in Deutschland aus. (*Lehmann.* Fft. 1662. S. 356.) Ein Verkehr, wie der, welcher vorzüglich zu Cöln in den angeführten Zeiten Statt gefunden haben muss, setzt voraus, dass die Gegend ringsum durch Empfangen und Geben bis zu den entferntesten Hauptorten in reger Thätigkeit gestanden haben muss. Regensburg stand, wie gesagt, vorzüglich mit Constantinopel, Kiow und den nördlichen Gegenden Deutschlands in Verbindung. Sollten aber die genannten Städte, Cöln u. s. w., blos aus dem nördlichen oder östlichen Deutschland die Gegenstände ihres Vertriebes empfangen haben? Sollte der Kreis ihrer Geschäfte sich nicht jenseit der Alpen bis Italien und jenseit des Rheins bis Lyon erweitert haben, besonders da sie dort eine leichtere Communication sich bahnen konnten und die Art, die Waaren zu beziehen, weniger kostspielig seyn musste — ein Motiv, welches bekanntlich beym Handelsgeist Wunder thut — und Marseille notorisch mit indischen Producten handelte? Ist es anzunehmen, dass die römischen Kaiser, welche den deutschen Handel so eifrig zu befördern suchten, von Karl dem Grossen an, welcher den byzantinischen in das Herz seines Reiches zu leiten suchte, bis zu den Ottonen, welche fast durch unzählige Privilegien Industrie, gegenseitigen Verkehr und Umtausch der Lebensbedürfnisse zu begünstigen und zu heben landesväterlich bemüht waren, Byzanz nicht direct ihrem Kaiserstaate durch Italien näher gebracht haben sollten? Ist man nicht befugt, in Ottos Besuch zu Venedig, wo er dieser Stadt die jährliche Abgabe (*aureum pannum, quod ex publico foedere Caesaribus annuus debebatur*) erliess (*Sabell. hist. Venet.* I. p. 87), etwas mehr, als den angegebenen Vorwand zu suchen, ohne der späteren Staufen, die, wie Friederich II, Zuckerrafinerien in Sicilien begründeten, Kameele nach Europa zu versetzen suchten u. s. w., zu erwähnen, obgleich die Erscheinung der letzten Hand, welche man an ein Werk legt, eine vorausgehende glückliche Periode voraussetzt? Der deutsche Adel bezog viele Artikel des Luxus aus dem Orient, welche durch die Hände der Venetianer gingen (*Eginhart. vita Carol. M.* c. 23. Vergl. *Monach. St. Gall.* II. c. XII). Wäre es nicht eine unerklärbare Erscheinung zu nennen, und hiesse es nicht den Speculationsgeist der Kaufleute, der sich in jenen Zeiten erprobt hat, total verkennen, wenn er sich nicht in den Gegenden Absatz verschaffte, wo seine Waaren gesucht wurden? — Wenn die Rheinstädte auf der anderen Seite wirklich mit Producten des Morgenlandes handelten, wenn überdiess einzelne Lombarden Kleinhandel damit trieben: lässt es sich mit dem Charakter des Kaufmannes,

*Qui mutat merces surgente a sole, ad eum quo*
*Vespertina tepet regio* — —,

vereinigen, dass er die Preise der Waaren nicht calculirt haben und zu den nächsten Quellen hinaufgestiegen seyn sollte? —

Diess im Allgemeinen. Aber auch directe Gründe sprechen für eine Behauptung, welche die Natur der Sache schon anzunehmen nöthigt. Es lassen sich 3 Wege denken, worauf man die Waaren aus Italien bezog: a) über Genua, Marseille, Lyon, Mascon an der Saone und von da auf der Axe weiter — eine Strasse, welche bis auf den heutigen Tag fortdauert; b) oder durch die Schweiz, namentlich über Zürich; oder c) über Tyrol und Steyermark. Für jeden einige Beweise, minder oder mehr entscheidend, und mehr oder weniger einer weiteren Begründung empfänglich! Zuerst dass die *Rheinstädte* ihre Handlungsartikel über die Schweiz oder Marseille bezogen. Diess wird zum Theil angedeutet durch ein Privilegium, welches Ludwig a. 830 dem Stifte Worms ausfertigte: *ut si negotiatores, artifices seu et Frisiones apud civitatem Vangionem devenissent, omne telonium exigat. Schannat. Cod. prob. Hist. Epist. Worm.* N. V.

Worms stand mit Speyer, u. Speyer mit Strasburg in Handelsverbindung. (*Lehm.* Chron. Fft. 1662. S. 363.) Es ergiebt sich hieraus, dass, weil es (man verzeihe dem Ausdrucke) absurd wäre, wenn man zuletzt, aus gar zu finsteren Ansichten der Vorwelt, die Welt mit Bretern verschliessen wollte, da, wo Frachten zugegeben werden, auch an Rückfrachten gedacht werden muss. Man vergleiche hiemit die Stelle in dem Gnadenbrief Heinrichs V a. 1111 zum Besten der Stadt Speyer: *Piper quoque, quod de navibus exactum est, eis remittimus. Lehmann* S. 351. Was man aus diesen Urkunden anzunehmen getrieben wird, empfängt durch ein anderes Document in *Hontheim. Hist. Trev.* T. I. p. 482 den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit. Es enthält ein Zolltarif für Coblenz von 1042, autorisirt und bestätigt von Heinr. IV a. 1104. Darin heisst es: *De Hoio venientes debent dare de unaquaque nave aeneum calderum et duo bacena et duas denariatas vini. De Diecrat similiter, de Nameto similiter. De omnibus locis circa Mosam jacentibus similiter. De regno Badewini debent dare pellem arietis ad opertorium sellae, quod theutonice dicitur Hulft, et unum caseum et duas den. vini. De Thiele d. d. unum bonum Salmonem pro onere et duas den. vini. — De Straysburg VI denar: et duas den. vini. De Constantia d. d. unum Siclum. De Zurich similiter. De Treviris ven. d. d. IV den. De Tullo similiter.* — Es wäre in der That ungereimt, ähnliche Tarife in Strasburg oder Zürich und weiterhin in sich anschliessenden Kreisen entweder zu leugnen oder in diesen Städten nur eine Concurrenz von Norden oder Osten zu gestatten. Mögen ihre Kaufleute, um Waaren nach Coblenz zu bringen oder dort zu holen, oder auch um des gedoppelten Zweckes willen, die grossen Reisen unternommen haben — ob es gleich mehr wie wahrscheinlich ist, dass jene, die wormsischen und speyerischen Privilegien durch dieses Tarif erklärt werden: — so ist doch der Rang, welcher ihnen angewiesen werden muss, weiter keinem Zweifel mehr unterworfen. Innere Gegengründe, welche aus dem Fehdewesen des Zeitalters hergenommen werden, mögen wohl in derselben Quelle, worin dieses gesucht werden muss, in der Energie und dem herrschenden Unternehmungsgeiste, auch am leichtesten ihre Widerlegung finden. Wäre es, im Vorbeygehen gesagt, zu tadeln, wenn wir den kriegerischen Geist, der uns, sobald wir nur das Mittelalter zu denken anfangen, sogleich den Gesichtskreis, wie mit einem Nebel verfinstert, worin schreckliche Gestalten, auf und nieder steigend, die arme Menschheit ängstigen, vielmehr richtiger aus dem, was geschah, abschätzten, als dass wir die Verhältnisse, ehe wir ihre wahre Beschaffenheit aus Thatsachen erkannt haben, aus ihm, als einmal angenommen, unwiderruflich bestimmten? Die Worte des Bischofs von Cambray in *Sigeber. Gemblac. chron. ad a 1032. ap. Pistor.* Ratisb. 1726. p. 832: „*Genus humanum ab initio trifariam esse divisum, et unum duorum, et duos unius egere auxilio, ideo debere arma ferri etc.*, sind Rec. in der Verbindung, worin sie stehen, als vielsagender Text zu einem weitläuftigen Commentar in dieser Hinsicht immer sehr wichtig gewesen. — Was in der coblenzer Urkunde bis zur grössten Wahrscheinlichkeit erhoben worden ist, wird durch ein Schreiben des Reichskanzlers Christian, nachmaligen Erzbischofes von Mainz, an den König Ludwig VII von Frankreich zwischen den Jahren 1159 — 1165 (in der Lebensgeschichte desselben von Hippolitus Maria *Camici*, abgedruckt in *Büschings* Magazin für die neue Historie Th. XIII S. 497 und mit verificirtem Datum in *Joh. Pet. Schunks* Beyträgen zur mainzer Geschichte 3 B. 1 Hefte) zum Theil der Evidenz ganz nahe gebracht. *Ratio suggerit*, heisst es darin, *et Principum consuetudo deposcit, ut quemadmodum regni vestri negotiatores per Romanum imperium pace et securitate funguntur, ita versa vice nostri nullatenus sub vestra jurisdictione ledantur. Quia igitur Masconensis Vicecomes quosdam nostros mercatores injuste expoliavit, petimus et ex parte Augusti Serenissimi vestram Excellentiam commonemus, ut hominem et res detentas reddi faciatis.* Rec. weiss es zwar wohl, dass die marseiller Kaufleute zur Zeit der Kreuzzüge die orient. Waaren direct bezogen und schon im Anfange des 12 Jahrh. von Balduin Privilegien empfingen. Aber auch *vorher* würden dort die indischen Producte eingeführt. Und so wird auch vorher (vor 1159) der Handel, von dem die Rede ist, in Frankreich, was auch aus der Urkunde selbst hervorgeht, Statt gefunden haben. Eine weitere Auseinandersetzung gehört nicht hieher. Unseres Vfs. Finanzgeschichte. Berlin 1805. 8, worin er S. 193 diesen Gegenstand aus einem viel umfassenderen Standpunct, als in gegenwärtigem Buche, betrachtet, verdient hier verglichen und nachgelesen zu werden. In Rücksicht eines zweyten Weges über Tyrol u. s. w. bemerkt Rec. nur noch, dass Kaufleute aus Mastricht, Cöln, Aachen, Ulm u. s. w. die Märkte in Steyermark besuchten, und dass überdiess Slaven, Russen und andere Nationen ihre Waaren ebenfals dahin brachten, während Donauwerth, Amberg u. s. w. empor blühten, und eine grosse Thätigkeit in wechselseitigem Austauschen von Fabricaten und Producten in der Gegend herrschte. Ist es auch hier zu glauben, dass das nahe Venedig, dessen Speculation, wir wiederholen es, keine Gelegenheit zum Absatze seiner Waaren entgehen konnte und dessen Gewinnsucht über alle Hindernisse, selbst noch grössere, als die, über Gebirge sich Wege zu bahnen, triumphirte, gar keine Notiz hievon genommen haben sollte. — Die Geschichte in Betreff des Oberhauptes von Belluno, welcher ihren Landhandel zu stören suchte, und der mit gewaffneter Hand zu anderen Gesinnungen genöthigt wurde, giebt einen Beweis, dass sie Notiz davon genommen haben. Rec. macht nur darauf aufmerksam, dass die Richtung nach dieser Gegend sehr bedeutend gewesen seyn muss, da eben diese Venet. es der Mühe werth hielten, besondere Verträge mit ihm zu schliessen. *Sabell. Hist. Venet.* I, S. 86. Andere Belege, wohin

vielleicht die Nachricht von einem uralten italiänischen Kaufhause in Regensburg, der Römling genannt, (*inter latinos*) gehört, werden, weil diese mehr in eine besondere Abhandlung gehören, hiebey wie billig übergangen.

Zum Schlusse bedauert Rec., dass der Vf. das wichtige Werk: „*Storia civile e politica del commerzio de' Venetiani* von *C. A. Marin*. 8. nicht benutzen konnte; dass er seine Leser ohne alle Belehrung über den Gebrauch seines Buches, über die Grenzen, die er sich steckte u. s. f. gelassen, und dass er auf neuere sehr brauchbare Schriften, z. B. auf *Fischers* Geschichte, *Eichhorn* u. a. m., ganz und gar keine Rücksicht genommen hat. W. m. a. S.

1) BERLIN, b. Maurer: *Brandenburgisch-preussische Geschichte für die heranwachsende Jugend*, von *August Hartung*, Professor an der Kriegsschule in Berlin. 2te Auflage. I Theil. 1811. XII und 374 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) BERLIN, b. Schöne: *Preussisch-brandenburgische Geschichte für Junglinge und Mädchen*, von *A. F. Stein*. 1811. 290 S. 8. (18 gr.)

Beide Werke können wir füglich mit einander anzeigen, da sie, bey mancher Verschiedenheit, Vieles mit einander gemein haben. Das *hartungsche* Werk ist das vorzüglichere von beiden; nur möchte für die heranwachsende Jugend der Umfang zu stark werden (dieser Theil geht bis zum Eintritt der Hohenzollern, es folgt also wahrscheinlich mehr als ein Theil). Sehr zweckmäsig für die Jugend ist manche Erläuterung aus anderen Geschichten eingeschaltet, viele Ruhepuncte gemacht, und überhaupt mehr aus den Sitten, den inneren Verhältnissen und dem Zustande der Bewohner aufgenommen, worin ein groser Vorzug von No. 2 liegt, das blos äussere politische Ereignisse giebt. Auch durch die Darstellung gewinnt No. 1. Die Sprache ist nicht selten blühend und würdig (nur einige Mal war der Vf. zu unachtsam, und sprang über die Grenze des Schicklichen, z. B. S. 118 könnte immer der Ruhm dem Kaiser Friedrich I beym Kreuzzuge vorangehen, aber „die Posaunen des Ruhms" ist widerlich, und S. 167 sollte der Jugend kein Ärgerniss gegeben seyn, indem von Bonifaz VIII gesagt wird: er habe seine Laufbahn wie ein toller Hund geendigt); dagegen No. 2 höchst lahm und in dem gewöhnlichen gleichmäsigen Fortbewegen im Chausséengleise dahinzieht. Ähnlich sind sich beide Werke darin, dass beide im Einzelnen viele Fehler und Unrichtigkeiten haben und gar keine Kritik zeigen. Man darf nur das dem *hartungschen* Werk vorgesetzte Verzeichniss der gebrauchten Hülfsbücher ansehen, um im Voraus diesen Zustand zu ahnen; nicht eine einzige Quelle ist darunter, lauter sehr späte und entfernte Ableitungen, was die eigentliche Geschichte betrifft (denn einigen allgemeinen Werken, als *Krause's* Handbuch, wollen wir nicht zu nahe treten), und darunter manche, die man nur mit der grösten Vorsicht benutzen darf, wie *Bucholz*. Wahrheit aber, höchste Annäherung an die Wahrheit, ist an sich, und besonders in einer Schrift für die Jugend, das erste Erfoderniss jeder geschichtlichen Arbeit; nur zu leicht prägen sich die falschen Thatsachen und Ansichten dem empfänglichen Gedächtniss ein, und sind nachher nie oder nur sehr schwer daraus zu entfernen. Wir wollen gar nicht einmal die Übertragung dessen, was Tacitus von den Deutschen, die den Römern bekannt waren, sagt, auf die Bewohner der Mark erwähnen, nicht die zuversichtliche Geographie S. 7, nicht die odinschen Mährchen (S. 23); aber wir wollen von anderen Fehlern zum Beleg doch etwas mittheilen, wie sie gerade in die Händen kommen, eine Liste, die wir ohne langes Umsuchen sehr vermehren könnten. Nach S. 30 trieb Herrmann den Marbod über die Appenninen nach Italien; S. 37 behaupteten die Merowinger ihr Diadem 500 Jahr, und dass diess kein Druckfehler sey, zeigt die beygesetzte Zahl 486—987; S. 39 wurden *sämmtliche* von den deutschen Stämmen errungene Länder als Beuteantheil unter die Sieger vertheilt, da diese doch nur einen bestimmten Theil des Landes erhielten; Quedlinburg stiftete Heinrich I nicht nach dem Siege über die Ungarn, seine Gemahlin Mathilde that es, deren Witthum und Leibgedinge diese Domaine war; die Nordmark ist nicht in der Altmark gegründet, oder mit dieser einerley, zu jener gehörte auf dem linken Elbufer kein Land, und die Ostmark ist die Niederlausitz, kann also nicht im Merseburgischen liegen, S. 71; wie falsch ist Heinrich des Löwen Macht S. 105 ausgedrückt: er habe über Baiern, Braunschweig u. s. w. geherrscht. Der Knabe denkt sich dabey nur eine Herrschaft in unserem jetzigen Sinn, da doch Heinrich Baiern und Sachsen nur als *Herzog* beherrschte, und die Fürsten und Grafen ihm blos in Hinsicht der höheren Justiz und des Militärcommando's untergeordnet, nicht seine Unterthanen waren; S. 127 wird das Amt eines Erzkämmerers blos in die Ceremonie mit dem Waschbecken gesetzt, wie unwürdig! Das untergeschobene Gelübde an Wodan spielt S. 64 auch noch seine Rolle. Wir müssen dem Vf. sehr viele Aufmerksamkeit zur Pflicht machen. Wie diese zweyte Auflage sich übrigens von der ersten unterscheide, kann Rec. nicht angeben, da er diese nicht zur Hand hat. No. 2 beginnt mit einer Abhandlung von dem Angenehmen und Nützlichen der Geschichte überhaupt und der vaterländischen insbesondere. Schade nur, dass der Erfolg bey der gegebenen Geschichte nicht für die Jugend zugleich der beste Beweis dieses Satzes geworden ist! Überhaupt ist diese Darstellung zu breit. Ist es recht, in das junge Gemüth solche Schmeicheleyen zu pflanzen, wie S. 34 oben, wo den Fürsten aus dem Hause Hohenzollern *lauter Tugenden* zugeschrieben werden? Giebt die Reformation einen passenden Abschnitt in der Geschichte der Markgrafen? Suevische Priester sind die Druiden S. 45, die Barden; die *Slaven* kennen das Wallhalla S. 53; nicht aus Schutz-, sondern *Lehns*-Gerechtigkeit foderte der Erzbischof von Magdeburg die Vormundschaft S. 78; die Schlacht von *Lützen* wird gegen Tilly gewonnen 196; nicht von selbst kam Neufchatel an Preussen, sondern durch ein Urtheil der Stände dieses Landes S. 222; die Besitz-

nahme Breslau's soll die Folge des Sieges von Mollwitz gewesen seyn S. 239; nach S. 265 bekommt durch den teschner Frieden Sachsen 600,000 Gulden (6 Mill.) und Zweybrücken (Meklenburg) das *jus de non appellandi*, *denn beide Mächte machten auch Ansprüche auf Baiern*; doch das darf uns nicht wundern, stirbt doch selbst die Königin Luise zu Hohengieritz, wohin sie gereist war, um ihre durchlauchtigen *Ältern* zu besuchen, S. 283. Mehrere Fehler, die das Werk mit N. 1 gemein hat, wollen wir hier nicht noch einmal rügen. H. St. F.

## PHILOLOGIE.

DARMSTADT, b. Heyer u. Leske: *Deutsches Übungsbuch zum Übersetzen ins Lateinische für die ersten Anfänger, nebst einem Anhange für Geübtere*, von *Ernst Zimmermann*, Pfarrer zu Büttelborn und Diakonus zu Grossgerau im Grossherzogthume Hessen. Als zweyter Theil des latein. Lesebuchs von *Joh. Phil. Krebs*. 1811. XVI u. 334 S. 8. (16 gr.)

Rec. hat bey der Anzeige des *krebsischen* Lesebuchs (Jahrg. 1810 No. 269) die darin sichtbare Durchführung eines festen, auf Fortleitung des Anfängers vom Leichtesten und Einfachsten zum Zusammengesetzteren und Schwereren angelegten Plans anerkannt, wiewohl er dabey bemerkte, dass er seinerseits die Formen, die nach und nach in Übung zu bringen waren, nicht gerade in der Aufeinanderfolge angereiht haben würde, wie sie, von der ersten Declination anhebend, die Grammatiken zuzureichen pflegen. Indessen ist dieses Buch, nach Hn. *Zimmermanns* Zeugnisse, in öffentlichen und Privat-Schulen eingeführt worden, und er hat natürlich den zweyten Theil dem ersten, nach dem Gesetze der Symmetrie, angepasst. Er ist in der That kein überflüssiges Seitenstück. Das Übersetzen leichter deutscher Sätze ins Lateinische muss mit dem ersten Anfänger eben so häufig, ja noch häufiger geübt werden, als das Übersetzen aus der lateinischen in die Mutter-Sprache. Die kleinen Sätze, welche die Anfänger selbst unter Leitung des Lehrers ins Lateinische gebracht und niedergeschrieben haben, sind für sie ein sehr schicklicher Stoff, woran sie aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen lernen. Sollte denn aber, fragt Rec., der Weg, welchen vormals *Cellarius* und *Lange* in den ihren Grammatiken angehängten *tirociniis* einzuschlagen anfingen, nicht wenigstens eben so zweckmässig seyn, als der von den Hn. *Krebs* u. *Hörstel* eröffnete und jetzt von Hn. *Z.* betretene? Wenn der Lehrer dem Knaben aus einerley *verbum* mehrere kurze Formeln aufgiebt, gleichviel ob zuerst deutsch oder lateinisch, wie etwa: *puer haurit aquam, hauriet, hausit aquam, aqua hausta est, haurienda est a puero, puer exit haustum* u. s. f.: so bezielen solche Aufgaben die Fertigkeit in Anwendung der Formenlehre mit Absonderung von allem zerstreuenden Beywerk, und man kann damit durch so viele Losungsworte fortfahren, bis der Zweck erreicht ist. Übrigens kann Rec. die getrennten Übungen so ähnlicher Dinge, als *activum* und *passivum* sind, in den vorliegenden Lehrbüchern nicht zweckmässig finden. *Laudabit* und *laudabitur*, *laudaverat* und *laudatus erat* — diess und alles andere, woran Verwandtschaft und Gegensatz zu veranschaulichen ist, muss so viel möglich in gleichzeitiger Übung verknüpft werden. Zu wünschen wäre es auch, dass die Lehrer Sätze an dem Faden der Formenabwandlung so aufreihen möchten, dass sie dadurch dem Anfänger das Erwachsen der zusammengesetzteren und schwierigeren Wortfügung aus der Wurzel des Einfachsten begreiflich machten. So würde die Syntax schon mit in die Formenübung gezogen, aber nicht auf Unkosten dieser. Zur nothdürftigen Erläuterung ein Beyspiel: *Dicor*, ich werde gesagt, d. i. man sagt von mir, dass ich — *diceris, Cajus dicitur. Ambulo post coenam, Cajus ambulat — dicor a. p. c. Cajus dicitur a. p. c. soleo a. p. c. Cajus solet, solitus est, dicitur solere, solitus esse a. p. c.* u. s. w. Der Satz, auf dessen Verständniss Rec. den Schüler in Gedanken hinzuleiten anfing, war folgender aus dem ältern Plin.: *Alexandri M. tabernaculum sustinere traduntur solitae statuae.* Die Wahl des vorgelegten Stoffs ist in Hn. *Z's.* Buche im Ganzen beyfallswerth. B. d. S.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Königsberg*, b. Nicolovius: *De Apolline civitatum auctore.* Dissertatio critica quam auspicatis ominibus nascenti Academiae Vratislaviensi atque primo in ea facultatis artium decano viro longe celeberrimo Joh. Gottl. Schneidero gratulabundus dedicavit *C. D. Hüllmann*, Facultatis artium in academia Regiomontana h. t. Decanus. 1811. 23 S. 4. (6 gr.) Der Vf. beschäftigt sich, wie wir aus der Vorrede sehen, mit der Ausarbeitung eines Werkes über die Urzeit der Griechen; gleichsam als ein Bruchstück daraus giebt er die vorliegende kleine Schrift, über die er selbst sehr bescheiden spricht, wobey er auch mit Mangel an Musse sich entschuldigt. Wir wünschen ihm diese Musse um so mehr, da die vorliegende Probe, zu welcher Alles aus den Quellen gesammelt zu seyn scheint, hinlänglich beweist, dass der Vf. um die Erforschung seines Gegenstandes ernstlich bemüht ist. Der Inhalt der Schrift umfasst mehr, als der Titel. Sie handelt: I. *Von dem Ursprunge des Apollodienstes, und von den diesem Gotte zugeschriebenen Eigenschaften.* Der Apollocultus soll aus Ägypten nach Griechenland gekommen seyn. Vielleicht ist Hr. *H.* jetzt durch *Creuzer* überzeugt worden, dass die Spuren von diesem Cultus mehr nach Asien hinweisen. Der Sagen von der Bekanntwerdung desselben in Kleinasien und auf Delus durch Olen hat Hr. *H.* nicht gedacht. Was über Apollo als Prophet, Musaget und Gott der Arzneykunst gesagt ist, übergehen wir. Möchte es Hn. *H.* gefallen haben, seine Ansicht von dem Hauptpunkte der Schrift ausführlicher zu erörtern und zu beweisen. Er betrachtet die Orakel selbst als Priesterstaaten, nach dem Muster der ägyptischen und des zu Meroe; später seyen zwar diese griechischen Priesterstaaten von den benachbarten kriegerischen Stämmen, vorzüglich seit der Herakliden zeit, verschlungen worden, allein der Glaube an die Orakel habe sich erhalten. — II. *Von den vorzüglichsten Apollostaaten in Griechenland;* Hererzählung der Apolloorakel. Der Vf. glaubt, dass deren einst weit mehr gewesen, als wovon sich Spuren erhalten haben. Im ganzen Peloponnes findet sich nur *ein* Orakel des Apollo, zu Larissa in Argolis. Die ausser diesem hier noch genannten Orakel sind zu Tegyris, auf dem Ptous und zu Ismene in Böotien, zu Delphi und Abä in Phocien, auf Delus, in Klein-Asien zu Selinus, Patara, Didymä, Grynium und Adrastea, so wie auf den cyaneischen Inseln zu Apollonia. — III. *Von Apollo und der Ceres, als den Gottheiten der Amphiktyonen.* Der Vf. glaubt, dass Zusammenkünfte zu politischen Zwecken den griechischen allgemeineren Spielen und Festen ihren Ursprung gegeben haben. Die Bewohner der Gegend um Delphi, von denen die Versammlungen der Amphiktyonen gestiftet worden, sollen thracische Abkömmlinge gewesen seyn, woraus folgen würde, dass bey weitem über den grössten Theil Griechenlands Thracier sich ausgebreitet hätten, da die Völkerstämme, die als die Stifter jener Versammlungen genannt werden, später über fast ganz Griechenland sich verbreitet haben.

T. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 SEPTEMBER, 1812.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mit-Welt;* zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser. Erster Band. IV u. V Stück. 1811. S. 295—489. VI Stück. 1812. S. 490—582. 8. (Jedes Stück 16 gr.)

Auch diese drey Stücke enthalten, wie die vorhergehenden (J. A. L. Z. 1811. No. 199 u. 1812. No. 73), mehrere interessante Aufsätze, die ihrem Zwecke ganz entsprechen. Es sind folgende: IV Stück. I. *Der grosse St. Christoph* (nebst einer Abbildung Taf. 14). Die hier im alten Ton der Erzählung mitgetheilte Legende von diesem Riesen-Heiligen enthält eine Reihe von Abenteuern, die Luther mit Recht für eine sinnreiche Erdichtung erklärt hat, um dadurch anzuzeigen, wie ein Christ seyn sollte. Er hatte unter anderen das Glück, den Heiland der Welt, ohne dass er es wusste, durch das Meer zu tragen, und als er sich über die grosse Last beschwerte, gab sich ihm der Heiland zu erkennen, und taufte ihn mitten im Wasser. Es entstand daher der allgemeine Glaube, der heil. Christoph habe die vielen Millionen Schätze in seiner Gewalt, die im Wasser lägen. Über die Existenz dieses (der Gestalt nach) grössten unter allen Heiligen hat es viel Streit gegeben; aber die *Acta Sanctorum* glauben bewiesen zu haben, dass er wirklich gelebt habe. Sein Bildniss wurde an und in die Kirchen, auch an Häuser gemalt, weil sein Anblick gegen schnellen Tod schützen soll. Rec. fügt noch hinzu, dass ihm zu Ehren von Graf Wilhelm von Henneberg im J. 1465 ein besonderer Orden gestiftet wurde, von welchem jedes Mitglied das Bildniss des heil. Christophs am Halse tragen musste (*Dipl. de a.* 1465 in *Schöttgens* und *Kreysigs* dipl. Nachlese Th. 2. S. 35). — Seine riesenmässige Abbildung sieht man auf der angehängten Kupfertafel nach einem meisterhaften Original-Holzschnitte, der sich auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar befindet. — II. *Merkwürdige Beyspiel ehemaliger Verschwendung, übermässigen Luxus und Aufwand bey Festen.* Wir bemerken hier nur ein einziges vom K. Ludwig XIV von Frankreich, der in einem Kleide, mit Diamanten garnirt, das 5 Millionen kostete, dem türkischen Gesandten Audienz gab. Als er getrauet wurde, hatte seine Gemahlin einen Rock an, den man auf 60 Tonnen Goldes taxirte. — III. *Analekten und besonders merkwürdige Nachrichten aus sehr seltenen im 16 Jahrhundert erschienenen kleinen Flugschriften* (zweyte Sammlung). Da dergleichen Druckschriften jetzt eine Seltenheit sind: so ist es um so verdienstlicher, ihr Andenken zu erneuern, weil sie manches Datum zur Geschichte enthalten und uns mit dem Geiste bekannt machen, in welchem man damals zu schreiben pflegte. Nach S. 322 gab es z. B. in der Mitte des 16 Jahrh. Vagabunden in Deutschland, die vom Papste gedungen waren, um in diesem Lande zu sengen und zu brennen, mit der Versicherung, es sey ein gutes Werk und bringe ihnen Vergebung ihrer Sünden. Die Fürsten suchten sich ihrer zu bemächtigen, und durch die Eingefangenen kam auch Herzog Heinrich von Braunschweig in Verdacht eines Mitwissenden. Wie sehr Kurfürst Joh. Friedrich von Sachsen gegen ihn aufgebracht gewesen sey, sieht man aus folgendem Titel einer 1541 erschienenen Druckschrift: „Des durchl. Fürsten und Herrn Herz. Joh. Friedrich von S. Kurfürst Verantwortung wider des verstockten, gottlosen, vermaledeiten, verfluchten Ehrenschänders, bosthätigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich nennt, unvorschempt, calphurnisch Schand- und Lügen-Buch, welches derselbe durch den Druck ausgesprengt hat. 1541." IV. *Katzenliebhaberey.* V. *Thiere, welche ganz besonders auffallend Menschen liebten.* So verliebte sich z. B. ein Affe in eine Hofdame mit einer solchen Heftigkeit, dass man sich genöthigt sah, ihn vom Hofe und aus der Stadt, und dann aus dem Lande zu schaffen. VI. *Die Verwandlung. Ein Zerrbild aus dem 16 Jahrhundert. Nach einer seltenen gleichzeitigen Flugschrift.* Zur Zeit der Reformation Luthers gingen die Parteyen einander sehr heftig zu Leibe, und es erschienen mehrere, mit Holzschnitten versehene, satirische Flugschriften, die zum Theil nicht ganz ohne Witz sind. In der beygefügten Kupfertafel sind die Feinde Luthers, als: *Murner* in einen Drachen, *Wedel* in eine Sau, *Emser* in einen Bock, *de Dam* in einen Esel u. s. w. abgebildet, ein Beweis, wie frühzeitig die Deutschen schon Karrikaturen hatten. VII. *Die Passion Dr. Martin Luthers.* Im 16 Jahrhundert pflegten die Schriftsteller gewisse Zeitereignisse und Begebenheiten im Tone der biblischen zu erzählen. Eben so hat auch Luther in der gegenwärtigen Passion seine Begebenheiten zu Worms in biblischem Stile vorgetragen, und darin die Leidensgeschichte Christi nachgeahmt. Die gegenwärtige Passion fängt mit folgenden Worten an: „Es war aber ausgegangen Luther mit seinen Jüngern über den Fluss des Rheins und eingegangen gen Worms, wo der Kaiser Reichstag hielt" u. s. w. VIII. *D. M. Luther zu Jena, auf seiner Reise von Eisenach nach Wittenberg.* IX. *Über Trinkhörner* (nebst Abbildungen nach Originalen auf Taf. 16). Ein interessanter Aufsatz über den alten Gebrauch der Hör-

ner, die, als Symbol der Macht, bey verschiedenen hier namhaft gemachten Nationen, im Tempel, so wie in Palästen der Könige und in den Wohnungen der Grossen, bey Festlichkeiten geehrt wurden. Den Gebrauch der Heiden, ihren Götzen eins zuzutrinken, haben sogar die neubekehrten Christen beybehalten, und die Gesundheit der Jungfrau Maria, der Heiligen u. s. w. getrunken. Jetzt werden dergleichen Trinkhörner der Vorzeit nur noch in Kunstsammlungen aufbewahrt. Auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar befinden sich deren drey, nämlich ein Auerochsenhorn, als Tischgefäss, ein Steinbockshorn und ein gläsernes, das sogleich ausgetrunken werden musste, wenn es herumging, weil es nicht niedergesetzt werden konnte, und, ohne geleert zu seyn, von dem Nachbar nicht angenommen ward. X. *Kindernester. Eine Antike* (nebst einer Abbildung auf Taf. 17). Bey den Alterthumsforschern hat die Erklärung dieses Monuments viele Schwierigkeiten verursacht. Endlich gelang es einem gelehrten Römer, die Bedeutung desselben wahrscheinlich zu machen. Eine peloponnesische Frau hatte nämlich in 4 Wochenbetten 20 Kinder zur Welt gebracht, und weil die grössten Künstler zur Zeit des Pompejus an dergleichen Gegenständen ihre Kunst und ihren Erfindungsgeist zu beweisen pflegten: so habe der Bildhauer, um die Bildsäule der peloponnesischen Frau zu bezeichnen, neben sie einen Baum gesetzt und auf dessen Stamm 4 Nester, jedes mit 5 Kindern, abgebildet, um dadurch das Naturwunder der 20 Kinder aus 4 Wochenbetten anzudeuten. XI. *Merkwürdigkeiten weiblicher Fruchtbarkeit und hoher Kindersegen.* Ein Zusatz des Herausgebers zu vorstehendem Aufsatze. XII. *Jena im dreyssigjährigen Kriege.* Aus handschriftlichen Nachrichten. XIII. *Unterhaltende Anekdoten von Gelehrten.* Zweyte Sammlung. — Einer der ersten Vielschreiber war unstreitig *Raimund Lullo*, der, nachdem er die Hälfte seines Lebens verschwärmt hatte, noch 400 Bücher schrieb. Aber doch mag ihn der Spanier *Lope de Vega* noch übertroffen haben; denn dieser schrieb so viel, dass auf jeden Tag seines Lebens fünf Bogen kommen. XIV. *Curiose Miscellen.* Sie enthalten manche Anekdoten, die zum Theil die Thorheiten der Vorwelt bezeichnen. So wurde z. B. den Insecten, welche die Wurzeln der Bäume zernagten und die Blätter abfrassen, ein förmlicher Process gemacht und sie vom Bischof von Lausanne im J. 1479 excommunicirt.

V *Stück.* I. *Über den Zweykampf zwischen Mann und Frau.* Während der Zeit des Faustrechts, wo man die Streitigkeiten durch die Waffen zu entscheiden pflegte, war es auch den Weibern vergönnt, denjenigen, der ihre Ehre angegriffen hatte, zum Zweykampf zu nöthigen. In der Verordnung des ehemaligen *Brückengerichts* zu Würzburg (vom J. 1447) findet sich darüber ein eigenes Capitel, dessen Inhalt hier mitgetheilt wird. Da nach den Gesetzen des Zweykampfs jeder Kämpfer den anderen nicht allein in Hinsicht der Waffen, sondern auch an Stärke und Gewandtheit, gleich seyn sollte: so durften auch dem stärkeren Manne nicht zu viele Vortheile im Kampfe mit dem schwächeren Weibe gelassen werden. Beide Kämpfer wurden zu dem bestimmten Platz geführt, der Mann ward bis an die Weichen in eine Grube gestellt, die Frau aber blieb innerhalb der Schranken, die Niemand, als die für beide bestimmten Begleiter (*Grieswarten*, eine Art von Secundanten), betreten durfte; diese mussten darauf sehen, dass die vorgeschriebenen Gesetze beobachtet wurden. Nahe an den Schranken befanden sich die Kampfrichter, umgeben von den Zuschauern. Wer dann von beiden Parteyen zuerst die Waffen verlor, ward als schuldig angesehen, und musste, sobald der Gegner es verlangte, sein Leben einbüssen. Nach einer anderen Angabe musste der Mann die Frau über Kopf in seine Grube stürzen, um für den Sieger erklärt zu werden, oder die Frau zog den Mann als Siegerin aus der Grube. Die verschiedenen Arten des Angriffs und der Vertheidigung sind auf der 18 u. 19 Kupfertafel abgebildet, wo man sieht, wie der Mann die Frau oder auch letztere ihren Gegner überwältigt. Dieser merkwürdige Aufsatz ist nach einem pergamentenen Codex des 15 Jahrhunderts bearbeitet, der sich in der herzogl. Bibliothek zu Gotha befindet. II. *Über Maria Alacoque, die Andacht zum geheiligten Herzen, und die geheime Gesellschaft der Jesusopfer.* Eine fromme Schwärmerin in der Grafschaft Charlerois, wo sie 1690 als Klosterfrau im Rufe seltener Frömmigkeit starb. III. *Merkwürdige Friedensmünze vom J. 1697.* Das Original dieser silbernen Medaille befindet sich in der Münzsammlung des Hn. Geh. Raths und Oberkammerpräsidenten *v. Voigt* zu Weimar. Sie wurde nach dem sogenannten ryswicker Frieden geprägt. Auf der Vorderseite zeigt sich eine mit Lilien bezeichnete Trommel, aber das Trommelfell ist zerrissen, und die Trommel selbst hat ein Loch, welches durch die Münze durch in den Korb auf der Kehrseite geht. Über der Trommel steht: *Gott Lob der Krieg hat nun ein — Loch.* Auf der Kehrseite sieht man ein wohlgefülltes Fruchthorn, welches seine Segensfrüchte in den untergesetzten Korb schüttet, der aber leider auch ein Loch hat. Die Umschrift heisst: *Wer aber flickt dem Friede seinen Boden.* Diese Frage giebt deutlich genug zu verstehen, dass man sich von jenem Frieden keine lange Dauer versprochen habe. Die auf der 20 Tafel mitgetheilte Abbildung dieser Medaille ist um so dankenswerther, weil sie noch in keinem Münzsammlungswerke anzutreffen ist. IV. *Etwas über Talismane und magische Amulette.* (Mit Abbildung einer Talisman-Münze auf der 20 Tafel.) Hier findet man Alles, was von diesem abergläubischen und längst verschollenen Hülfsmittel, dessen man sich in der Vorzeit zu so mancherley Zwecken bediente, nur irgend bekannt geworden ist. Auch giebt es talismanische Münzen, welche einfältige Menschen anzuhängen oder bey sich zu tragen pflegten, um sich gegen Unfälle zu schützen. In der vorhin (No. III) erwähnten Münzsammlung befindet sich davon ein Original, von welchem die gegenwärtige Abbildung genommen worden. V. *Julia Astaltia. Novelle des Bandello zur Erklärung einer merkwürdigen Schaumünze.* Bischof *Gonzaga* zu Mantua, der in den Jahren 1483 — 1510 diese Würde bekleidete, liess der tugendhaften *Julia* zu Ehren, die sich, nach der Erzählung des Bandello, wegen einer gewaltsamen Weise

erlittenen Verletzung ihrer jungfräulichen Ehre, das Leben geraubt hatte, ein bronzenes Denkmal errichten, und ihre Zeitgenossen ehrten ihr Andenken durch eine, aus Bronze gegossene Medaille, deren Abbildung nach einem, in der nämlichen Sammlung befindlichen Originale auf der 21 Tafel mitgetheilt wird. Die Vorderseite zeigt das Brustbild des tugendhaften Mädchens im Feyerkleide mit der Umschrift: *Diva Julia Astallia*. Auf der Rückseite zeigt sich der Phönix mit seinem entzündeten Neste, als Symbol der Wiedergeburt, mit der Umschrift: *Unicum. For. Et Pud. Exemplum.* (*Unicum fortitudinis et pudicitiae exemplum.*) VI. *Ein Centaur von Silber, ein antikes, aus den Ruinen von Falerium bey Rom neu ausgegrabenes Kunstwerk.* Die lehrreiche Beschreibung dieses merkwürdigen Monuments des Alterthums, welches selbst in Rom, so wie überhaupt in Italien, unter die grössten Seltenheiten gehört, haben wir dem Hn. Director *Sickler* zu Hildburghausen zu verdanken. Während seiner Anwesenheit zu Rom (im J. 1809—1810) wurde es von einem Bauer, der im Bezirke von Falerium einen Hügel zu einem Weinberg mit dem Karst bearbeitete, entdeckt und an einen Goldschmidt zu Rom verkauft. Viele andere zu gleicher Zeit mit ausgegrabene antike Gefäse von Silber wurden von ihm eingeschmolzen, wodurch er bey 4000 Loth reinen Silbers gewann. Dermalen ist Hr. *Gaetano Rossi* aus Rom, der mit einer schätzbaren Sammlung von geschnittenen Steinen Deutschlands Höfe und Messen besucht, im Besitz des Centaurs, und nach der Versicherung des Hn. *Sickler* ist er nicht abgeneigt, dieses kostbare Stück einem Cabinete gegen hinlängliche Entschädigung zu überlassen. Es wäre sehr Schade (sagt Hr. S. mit Recht), wenn diese äusserst seltene Antike wieder ausserhalb Deutschlands Grenzen wandern sollte. VII. *Anekdoten von merkwürdigen Blinden.* Enthält viele Beyspiele, besonders von Gelehrten and Künstlern, die ihr Gesicht frühzeitig verloren hatten, und dennoch durch Wissenschaften und Kunstwerke sich vorzüglich auszeichneten. VIII. *Herzog Christian von S. Eisenberg und seine Unterhaltungen mit Geistern.* Als Fortsetzung der im II Stück gegebenen Nachrichten, die hier aus des Herzogs eigenhändig aufgezeichneten Relationen zu lesen sind. IX. *Markgraf Friedrich zu Brandenburg auf dem Turniere zu Nürnberg 1496.*

VI *Stück.* I. *Herzog Christian von S. Eisenberg* u. s. w. liefert den Beschluss der Visionen und alchemistischen Träumereyen dieses guten Fürsten, dessen Hang zum Wunderbaren und Überirdischen ihn in eine so traurige Lage versetzte, dass er am Ende selbst über äusserste Noth und Dürftigkeit klagte. Man suchte ihn indess noch immer durch glänzende Hoffnungen zu täuschen, und die Geister versicherten ihn 1704 von Neuem, dass für 1,088,885 Rthlr. edle Metalle für ihn vorhanden wären u. s. w. Seine Leichtgläubigkeit und seine Liebe zur Goldmacherey erlaubten ihm nicht, frey und unbefangen um sich zu blicken. Seine Schmelztiegel allein vermochten seine Blicke zu fesseln, und wo es keine Geister und Goldtincturen gab, konnte auch sein Herz keine Freude finden. Doch beweist sein Tagebuch, wie gut er die vergeblich gehofften Schätze zum Besten seines Hauses und seines Landes anzuwenden gedachte. Zu bedauern ist es, dass der zweyte Theil der vom Herzog selbst geführten Registrande nicht aufzufinden gewesen, weil darin seine eigene Erzählung von der Erscheinung Herzog J. Casimirs und seiner Gemahlin Anna (1705) anzutreffen ist. — Der Herausgeber dieser merkwürdigen Nachrichten entschuldigt die hervorstechende Geistesschwäche des Herzogs mit den damaligen Mode-Träumereyen groser Herren, die durch eigene praktische Ausübung der Goldmacherkunst sich zu verherrlichen suchten. Zu den S. 509 angeführten Beyspielen der Art fügt Rec. noch hinzu, dass auch Herzog *Johann Friedrich der Mittlere* zu S. Gotha sich mit der Zubereitung des philosophischen Steins beschäftigt, und (wie eine noch ungedruckte Urkunde bezeugt) mit zwey Pfarrherren, *Abel Scherting* zu Hohenkirchen und *Philipp Sommerung* zu Schönau, am 6 Nov. 1566 über die Ausarbeitung des Steins der Weisen einen förmlichen Vertrag errichtet habe. II. *Bemerkungen zu einem indischen Gemälde.* Dasselbe besteht, wie die Kupfertafel zeigt, in einem schnell laufenden Pferde, auf welchem eine geflügelte weibliche Figur sitzend abgebildet ist. Die Gestalt des Pferdes ist aus vierzig theils vierfüssigen und säugenden Thieren, theils Vögeln, Fischen und Amphibien zusammengesetzt. Beygefügt sind einige allgemeine Bemerkungen über indische Malerey, und insbesondere über die Deutung des gegenwärtigen Gemäldes. III. *Emanuel von Swedenborg und seine Visionen* (nebst dessen Porträt; als Titelkupfer zum ersten Bande). Man findet hier manche interessante biographische und literarische Notizen von einem vorzüglich berühmten und denkwürdigen Manne, der vielen, selbst aufgeklärten Menschen ein Räthsel bleibt. Selbst dem Leser, der den grössten Theil der hier erzählten Lebensumstände Swedenborgs schon aus anderen Nachrichten kennt, wird diese gedrängte Zusammenstellung, die keines Auszugs fähig ist, angenehm und unterhaltend seyn. IV. *Frau Venus und ihr Hof im Venusberge.* Eine alte thüringische Volkssage, nach welcher man die Hofhaltung der Frau Venus auf den *Hörselsberg* bey Eisenach verlegte, wohin einige thüringische Ritter ihre Fahrten hielten. Durch Erzählungen und Lieder sind ihre Gefährlichkeiten und Freuden bis auf unsere Zeiten gekommen, wovon das hier nach dem Original mitgetheilte Lied des Ritters Tannhäuser den Beweis liefert. V. *Merkwürdige Ringe.* Es sind deren vier, deren jeder nach seiner Merkwürdigkeit beschrieben wird: 1) der Ring des Kurfürsten Joh. Friedrichs des Grossmüthigen zu Sachsen; 2) Dr. Martin Luthers Trauring; 3) der anhaltische Wunderring, und 4) der Dreyfaltigkeitsring, der bloss als Kunstwerk merkwürdig ist. VI. *Etwas von und über Nasen.* VII. *Nachträge zu einigen Aufsätzen in diesem Bande.* Sie bestehen in Beyspielen von dicken und schwer wiegenden Menschen; von bärtigen Weibern; von Trinkhörnern; von weiblicher Fruchtbarkeit u. a. m. — Mit diesem Stücke beschliesst sich der erste Band dieser unterhaltenden und lehrreichen Zeitschrift, deren Fortsetzung wir mit Vergnügen entgegensehen. A. S.

LEIPZIG, b. Rein: *Fackeln.* Ein Journal in zwanglosen Heften. In farbigem Umschlage. *Erstes* Heft. Mit Kupfern. 1811. 314 S. 8. (2 Rthlr.)

Beleuchtung der Geschichte unseres Zeitalters, in wichtigen und scheinbar unwichtigen Dingen, soll der Zweck dieses Journals seyn. Der Herausgeber, der keine Rücksichten, sondern blofs Absichten zu haben versichert, läfst uns gleich auf der Vignette des Umschlags seine Meinung über das Zeitalter erblicken. Es ist ein Diogenes mit der Laterne darauf vorgestellt, die einen Affen beleuchtet, dessen Bildnifs in einem am Fufsgestell einer beschriebenen Säule ruhenden Spiegel erscheint. Der Affe zeigt mit der rechten Pfote auf seine Stirne und die dahinter verborgene Weisheit; er sitzt auf einem Krebse, um die Rückschritte unseres Zeitalters anzudeuten. Die Hauptabschnitte, nach welchen die Aufsätze geordnet stehen, sind: 1) Geschichte, Politik, Staatswirthschaft; 2) Humoristik; und 3) Glossen. Wir wollen über jeden der bedeutenderen Aufsätze unsere Meinung sagen. Der erste nimmt beynahe 7 Bogen ein, und enthält Briefe aus Spanien v. J. 1810. Es soll sie ein ehemaliger preussischer Officier, der zuerst bey den Österreichern, und darauf bey dem Contingent des Herzogs von Nassau-Usingen diente, während seines Aufenthalts in Spanien geschrieben haben. Furcht vor Spanien, Tapferkeit und Zügellosigkeit der deutschen Truppen. Hafs der Spanier gegen die Franzosen. Die Sage von vergifteten Brunnen ist unwahr. Die Reichen in Madrid halten ihre Baarschaften zurück; daher der Geldmangel. Der schwachköpfige Karl IV ist verachtet. Die Thierhetze ist nicht verboten. Die Geistlichkeit giebt überall den Ton an. „Sobald Napoleon diese gewonnen hat, wird er die Nation beherrschen. Dafs die Inquisition aufgehoben worden ist, hat keinen Spanier erfreut; ihm war sie ein nöthiges Staatsorgan." Um die Couriere escortiren zu können, ist die lange Strafse von Cadix über Sevilla bis Bayonne mit Truppen ganz besetzt. Wenn ein Insurgentenchef mit einem franz. Corps schlagen will: so läfst er seine Ankunft vorher ankündigen. Die Spanier können keine Schlacht gewinnen, weil sie keine Ausdauer besitzen, den Krieg noch zu wenig kennen, und Alles bey ihnen wilde Natur ist. Die Engländer sind wegen ihrer Ketzerey bey den Spaniern verhafst; daher können sie sie nicht nach Wunsch unterstützen. Den Franzosen sind das schreckliche Terrain, die ungewohnten Lebensmittel und Krankheiten entgegen. Die Nordländer essen in Spanien zu viele Feigen, Melonen, Citronen und Gurken. Über die spanische Landwirthschaft, Ärndte, den Wein- und Garten-Bau; 1 Pf. Trauben kostet 1 Sol. Heilung des Tarantelbisses durch Musik. Die Priester verhalten sich zu der Bevölkerung, wie 1 zu 15. Preise der Lebensmittel, wohlfeil nach Verhältnifs mit anderen Ländern; Kleider, Wäsche und Schuhe sind theuer. Trägheit der Weiber. „Mein Wirth zu Madrid, ein Arzt der königl. Familie, holte alle Lebensbedürfnisse in seinem Schnupftuche selbst, kochte das Frühstück, sah nach dem Essen u. s. w., ob er gleich verheirathet war, und zur Unterstützung seiner Frau noch eine arme Cousine bey sich hatte." Die ortizische Tuchfabrik zu Segovia ist sehr im Stocken. Neue Erdrosselungsmaschine zu Valladolid, mit Schrauben; sie soll gar nicht martern. So weit der Officier, dessen Beschreibung unverkennbare Spuren von Wahrhaftigkeit trägt, und manches Neue darbietet. Darauf folgen Geschichts-Bruchstücke. Merkwürdige Worte und Anekdoten von Ludwig XIV, Richelieu, und Charl. Elis., geb. Prinzessin von der Pfalz, Gemahlin des Regenten Philipp von Orleans; über Law, Mazarin, Louvois, Anna von Österreich, Ludwig XV und Philipp V von Spanien. — Die neueste Zeit im Lichte der Wahrheit, von *Ludwig Lüders.* Hier werden nahe liegende Betrachtungen über die neueren politischen Verhältnisse angestellt, und ein wenig an dem Schleyer der Zukunft gezupft; unter anderen soll über die deutsche Literatur ein trauriges Horoskop walten. Ein Auszug läfst sich nicht liefern. — Die Inquisition; eine historische Darstellung, von *V.* Aus verschiedenen Schriftstellern über dieses unchristliche Glaubensgericht gezogen. Es ist kein Hauptumstand vergessen, und neben den Proceduren der Inquisition werden auch ihre schauderhaften Grundsätze angeführt. Das zweyte Heft der *Fackeln* soll *Daltons* Schicksale in der Inquisition enthalten. — Die englische Staatsverfassung im Geiste ihrer Bewunderer und Tadler, von D. *Ar.* Das englische Volk wird getäuscht. Es ist nicht sein Wille, welcher herrscht, sondern der Wille derjenigen, die es beherrschen. Die Regierung hat, zufolge der Verfassung, den Vortheil, dafs jeder von ihr begangene Misgriff, jeder schlechte Ausgang ihrer Unternehmungen als ein unter der Autorität des Volks geschehener Fehltritt betrachtet wird. Das Mittel, wodurch die Regierung das Volk von entscheidenden Schritten zur Erlangung seiner Selbstständigkeit ableitet, ist der Handel, welcher das Eigene hat, dafs er den Volksgeist schwächt; daher sieht man alle Handelsstaaten, mit dem Verlust ihres Verkehrs, in eine gewisse Ohnmacht und Nichtigkeit versinken. Um das Volk nicht zu einem schärferen Blicke auf die Macht der Regierung kommen zu lassen, darf diese die Aufrechthaltung des Handels und der Flotten nicht aus den Augen verlieren. Daher ihr festes Beharren auf dem Rechte eines ausschliefslichen Besitzes des Meers und der Schiffahrt; Ansprüche, die England in ewigen Hader mit allen Mächten versetzen. Wenn die Basis der Blüthe des englischen Staats, der Plan und die Absicht der Regierung, vereitelt wird: so verliert er seine Stützen. — Gedanken über eine Universalmonarchie und über das politische Gleichgewicht. Jeder Staat will das Gleichgewicht, so lange er es nicht selbst zerstören kann; hat er es so weit gebracht: so ist er auch der erste, der es zu vernichten strebt. — Treffender satirischer Witz herrscht in dem Bruchstücke aus Till Eulenspiegels hinterlassener Schreibtafel. Der polemischen Ausfälle auf *Buchholz* u. A. gedenken wir lieber nicht; Manches bezieht sich auf Berlin und auf gewisse Anordnungen in den preussischen Staaten, und ist dem Ausländer zum Theil unverständlich. Die Scherze über *Cour*fürsten statt *Chur*fürsten, über die confiscable *englische* Geduld (nicht der Engel, sondern aus England), und ähnliche Wortspiele sind nicht zum Bewundern. Die Kupfer zeigen einen spanischen Insurgenten zu Pferde, sechs Opfer der Inquisition in feyerlichen Strafkleidern, die oben erwähnte Erdrosselungsmaschine, und einen sogenannten Trillo zum Dreschen.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 SEPTEMBER, 1812.

## ÖKONOMIE.

Erfurt, b. Müller: *Allgemeine deutsche Landwirthschaftsschule für Alle, die sich der Ökonomie widmen.* Herausgegeben von Dr. *Philipp Franz Breitenbach*, Prof. der Universität Erfurt u. s. w. Ersten Bandes 1 u. 2 Heft. 1811. 352 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat sich bereits durch mehrere ökonomische Schriften auf eine so vortheilhafte Art ausgezeichnet, dass wir überflüssig finden, hier zur Empfehlung seines gegenwärtigen Unternehmens etwas zu sagen. Zufolge des vorgelegten Plans soll diese Zeitschrift die Stelle einer Ökonomieschule vertreten, und sich über alle Gegenstände verbreiten, die nur irgend auf die Landwirthschaftskunde Bezug haben, und den gebildeten Landbewohnern in diesem Fache einen hinlänglichen Unterricht gewähren. Da die Mannichfaltigkeit der vorgetragenen Materien keinen vollständigen Auszug gestattet: so wollen wir nur den Hauptinhalt nach den Rubriken anzeigen.

Das 1 *Heft* besteht aus folgenden Abhandlungen: I. *Von den verschiedenen Ackersystemen.* (Von *Beckmann.*) Es sind deren 13; jedes von ihnen wird nach dem Namen des Erfinders bezeichnet, und die Verfahrungsart beschrieben. Hin und wieder äussert der Herausgeber seine Meinung über die An- und Unanwendbarkeit derselben, und giebt unter allen dem englischen Ackersystem den Vorzug. Nach diesem wird die Gemeinschaft der Felder aufgehoben, ⅔theile des Ackerfeldes mit Sommer- und Winter-Frucht abwechselnd bestellt, und ⅓theil zu künstlichen Wiesen verwendet. Die Brache wird also abgeschafft und die Stallfütterung eingeführt. — Wo es Schäfereyen giebt, möchte die Ausführung dieses Systems doch manche Schwierigkeiten finden; denn dass das Schafvieh im heissen Sommer nicht im Stall gefüttert werden kann, und nicht ohne körperliche Bewegung bleiben darf, ist eine Wahrheit, von welcher sich fast alle Landwirthe durch Erfahrungen überzeugt haben. Rec. würde also für das *borkische* Ackersystem (S. 25) stimmen, nach welchem das Feld in vier gleiche Theile getheilt wird, von denen man zwey zum Getreidebau, einen Theil zum Futterbau und den vierten zur Brache bestimmt. II. *Die botanische Bestimmung, Cultur, Wartung, Pflege, das Einärnten, Trocknen und Aufbewahren der Rhabarber.* (Vom Herausgeber.) Der Zweck dieser belehrenden Abhandlung geht hauptsächlich dahin, den Anbau dieser medicinischen Handelswurzel auch in Deutschland zu befördern, wo ihre Anpflanzung, wegen Mangel an den nöthigen Kenntnissen, mit manchen Hindernissen zu kämpfen gehabt hat. Der ausführliche Unterricht, der hier darüber mitgetheilt wird, kann vielleicht die Aufmerksamkeit der Kaufleute und Gärtner wecken, dass sie sich der Erzeugung dieses Products mehr als bisher befleissigen. III. *Vom Anbau des Safrans.* (Von *Löwe.*) Auch diese Handelspflanze spielt durch ihren häufigen Gebrauch, und durch den hohen Preis, um welchen sie verkauft wird, eine wichtige Rolle. Bisher wurde der Safran vorzüglich in drey Gegenden Niederösterreichs zwar in beträchtlicher Menge erzeugt; allein er reicht bey dem steigenden Flor der Fabriken bey weitem nicht hin, und die Einfuhr des fremden Safrans soll jährlich sich über 1 Million Gulden belaufen. Um so mehr ist der Anbau dieses ausländischen Products in Deutschland zu empfehlen, und der Vf. hat sich durch diese gründliche Abhandlung über die Culturmethode desselben ein wirkliches Verdienst erworben. Der Herausgeber hat durch manche treffende Anmerkungen ihren Werth erhöht. IV. *Die Cultur, Wartung, Pflege und mannichfaltige Benutzung des Mays oder türkischen Waizens.* In Deutschland ist diese Frucht bisher meistens zur Spielerey und Liebhaberey erzeugt worden; sie verdient aber, wegen ihres vielfachen Nutzens und ihres ergiebigen Körnerertrags, in grossen Quantitäten angebauet zu werden. Der Vf. giebt hiezu eine ausführliche Anweisung, und verbreitet sich über die grossen Vortheile derselben für den Landwirth. Sie dient nicht nur zur Nahrung der Menschen, sondern kann auch mit gutem Erfolg zur Viehmastung gebraucht werden. Aus der Pflanze bereitet man in Ungarn Zucker, und noch im J. 1786 erhielt ein Weltpriester zu Wien ein ausschliessendes Privilegium zur Erzeugung des Zuckers aus türkischem Waizen für sämmtliche k. k. Erbstaaten auf 12 Jahre, wovon auch vollkommene Proben gemacht wurden. Sehr mannichfaltig ist die Zubereitung des Mays zu Speisen, wovon man S. 108 f. eine genaue Beschreibung findet. In der Fortsetzung, welche sich im 2 Hefte findet, handelt der Vf. vorzüglich von der Zubereitung des Mehls aus Mays, von der Verfahrungsart beym Backen, und von dem mannichfaltigen Gebrauch, welchen verschiedene Nationen mit diesem Producte zu machen pflegen. In Deutschland hat man den türkischen Waizen nicht nur mit Erfolg zum Brantweinbrennen verwendet, sondern ihn auch als Stellvertreter des Kaffees zu benutzen gesucht; daher der sogenannte deutsche Kaffee, womit bedeutende Geschäfte gemacht werden.

V. *Vom Anbau und von der Benutzung des Mannaschwingels.* Diese Grasart ist besonders zum Anbau feuchter und sumpfiger Wiesen zu empfehlen, und kann im Sommer 3, 4, oft auch 5mal abgehauen werden. Sie ist ein sehr gutes Futter für Pferde und Rindvieh, und ihr Samen, der unter den Namen *Mannagrütze*, *Schwaden*, bekannt ist, dient in der Haushaltung zu einer gesunden und nahrhaften Speise. VI. *Vom Anbau des Wiesenhafers.* Auch diese Grasart wird mit Recht zum künstlichen Wiesenbau empfohlen, und verdient die Aufmerksamkeit des Landwirths. VII. *Vergleichung der reesischen Regel mit der Kette, und daraus gezogenes Resultat.* (Von *E. S. Unger.*) VIII. *Gesundheitslehre.* Sie betrifft vorzüglich das Verhalten bey der Ruhr, bey den Masern, und bey verlorner Ausdünstung der Füsse; giebt Mitteln gegen Vergiftung durch Grünspan oder durch kupferne, schlecht oder gar nicht verzinnte Gefässe, ingleichen Regeln bey dem Krankenbesuch. IX. *Nützliches Allerley.* Enthält mitunter manche brauchbare Mittel, die den Hausvätern und Hausmüttern willkommen seyn werden, z. B. Mittel gegen das Blauwerden der Milch, gegen das Aussaugen der Milch junger Kühe, gegen den schwarzen Kornwurm, gegen das schwere Kalben der Kühe, das Einsalzen des Klees u. s. w.

II *Heft.* II. *Vom Anbau des weissen Kohls.* Der Vf. beschreibt zuvörderst die verschiedenen Gattungen dieses vortrefflichen Gewächses, und giebt dann einen genauen Unterricht von der Zubereitung des Feldes, von der Verpflanzung, von den Vorsichtsregeln beym Abblatten, von der Aufbewahrungsart und von Erzeugung des Samens. Sehr zahlreich sind die vorgeschlagenen Mittel zur Vertilgung der Feinde des Kohls, z. B. der Erdflöhe, der Blattläuse, der Raupen u. s. w.; allein sie sind meistens aus anderen ökonomischen Schriften entlehnt, ohne das zuverlässigste darunter zu empfehlen. Gegen den Erdfloh hat der Vf. sich der Lauge von abgekochten Tabaksblättern mit dem besten Erfolg bedient; die jungen Pflanzen werden damit begossen, und ehe man sie versetzt, durch dieselbe gezogen. III. *Vollständiger Unterricht in dem Anbau und der mannichfaltigen Benutzung der Sonnenblume.* (Von *Lurch* zu Heiligenstadt.) In ökonomischer Rücksicht verdient die Sonnenblume eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Die Bienen gewinnen aus der Blüthe viel Honig; die Blätter sind Stellvertreter des Tabaks, können zu einer haltbaren gelben Farbe zubereitet werden, man kann sie zur Speise brauchen, auch zum Papiermachen benutzen; ihr Stengel liefert ein dauerhaftes Spinnmaterial, und kann gerade so behandelt werden, als der Hanf; der entblätterte holzige Stamm ist im Herbste ein vortreffliches Brennmaterial, aus dessen Asche man eine sehr gute Pottasche gewinnt; der Same enthält ein schönes reines Öl, das in Rücksicht des Geschmacks dem Mandelöl sehr nahe kommt, und sogar statt des Provenceröls zum Sallat gebraucht werden kann u. s. w. Bey so vielen Vortheilen, die der Vf. umständlich aus einander setzt, wäre es in der That der Mühe werth, sich die Anpflanzung derselben mit mehrerem Fleisse, als bisher, angelegen seyn zu lassen.

IV. *Vom Anbau und von der Benutzung des Tabaks.* (Von *Klinkhard* zu Duderstadt.) Diese Abhandlung, deren Fortsetzung wir noch zu erwarten haben, enthält sehr gute Bemerkungen über die zweckmässige Anlegung und Behandlung der Tabaksplantagen.

Im Ganzen können wir versichern, dass diese Zeitschrift, deren Fortsetzung wir wünschen, für die Landwirthschaft viel Gutes und Nützliches in sich fasst, und von jedem Ökonomen, dem es um Erweiterung seiner Kenntnisse zu thun ist, gelesen zu werden verdient.

A. S.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Stunden des einsamen Nachdenkens im Schosse* (Schosse) *der schönen Natur.* Vom Herausgeber des Elpizon. Erster Theil. 1810. 343 S. Zweyter Theil. 346 S. 8. (2 Rthlr.)

Man wird nach diesem Titel natürlich glauben, die Natur habe den meisten Stoff zum Nachdenken geliefert; aber so ist es nicht. Der Titel könnte eben so gut heissen: Stunden des einsamen Nachdenkens in der Studirstube. Der erste Theil besteht aus 30 Aufsätzen über ganz verschiedenartige Gegenstände, die dem Vf. zum Vehikel dienen, seine zum Theil schon bekannten Meinungen mitzutheilen. Dass der Vf. über viele Rubriken recht viel Gutes und Beherzigungswerthes sagt, lässt sich schon von ihm erwarten; aber auch das, dass er zuweilen Übertreibungen und Behauptungen aufstellen werde, die wenigstens, wie sie da stehen, bey der Wahrheit vorbeyschiessen. Erste Stunde. Bestimmung der Menschheit. Zweyte Stunde. Loos der Menschheit bisher. Hier heisst es S. 18: „Ist nicht die christliche Kirchengeschichte ein wahres Pasquill auf das Christenthum selbst?“ Wie? auf das Christenthum? Noch eher könnte man sagen: ist nicht das Ungeziefer, das von den Strahlen der Sonne ausgebrütet wird und zum Leben kommt, ein wahres Pasquill auf die Sonne selbst? Nicht doch, auf die Lehrer der Kirche, auf das Papstthum, nicht auf das Christenthum, wollte der Vf. wahrscheinlich sagen, denn er spricht ja selbst S. 20, „die Religion habe unschuldiger Weise Fehden angerichtet. Aber wahrhaft erschrocken ist Rec. über eine Äusserung des Vfs., die er unmöglich mit klarem Bewusstseyn niedergeschrieben haben kann. S. 22: „So hat auch sogar das Christenthum das nicht geleistet, was es versprach, und so steht das grosse Gotteswerk bis auf den heutigen Tag als ein vereiteltes Werk da.“ Was meinen unsere Leser dazu? Also das Christenthum ist nicht etwa ein noch unvollendetes, nein, ein vereiteltes Werk. Rec. traute seinen Augen nicht; aber für blöde Augen hat der Vf. dadurch gesorgt, dass er gerade diese Behauptung mit grosser Schrift drucken liess. Wir sehen es wohl aus dem Folgenden, der Vf. meint es so böse nicht, sondern hat nur einmal den Mund zu voll genommen. Aber bedachte er wohl, dass ein unkundiger Leser seine Worte missdeuten könnte? — Wir fragen: wo hat denn das Christenthum versprochen, dass es, wie es könne, *alle* Menschen erlösen und beglücken werde? Sagte sein Stifter nicht, gewiss auch in diesem Sinne: Viele sind berufen, aber

Wenige sind auserwählt? Also darum, weil das Gotteswerk noch nicht beendigt ist, sondern immer fortschreitet, weil es einen allmählichen Gang nimmt, wie alle Werke der Natur, alle Werke Gottes, darum ist es ein vereiteltes Werk? Nennt etwa der Vf. die Saat des Landmanns im Frühjahre auch ein vereiteltes Werk, weil nicht in den ersten acht Tagen gleich die Ärnte folgt? Das ist also in den Augen des Vfs. nichts, gar nichts, dass schon jetzt so viel durch das Christenthum geschehen ist, dass alle christlichen Länder ihm eine andere Gestalt verdanken? nichts, dass so vieler Aberglaube gestürzt ist? nichts, dass Tausende durch dasselbe in jedem Jahrhunderte belehrt und gebessert wurden? nichts, dass Millionen ihm ihre Erleuchtung und Beruhigung verdankten und noch verdanken? Wohin hat doch der Vf. sich einmal verleiten lassen. Aber, wie gesagt, Ernst kann es ihm mit dieser Behauptung gar nicht gewesen seyn, Wäre es Ernst: wie reimten sich damit seine Äusserungen S. 182: „Wo ist auf (bis auf) diesen Tag noch mehr Licht, Recht und Heil, als in christlichen Ländern? oder S. 25.: „Millionen über Millionen fanden durch ihn das wahre Leben, verdanken es ihm und verehren ihn dafür mit ewigem Nachruhm.“ Ist aber das: so kann das grosse Gotteswerk nicht vereitelt seyn. Dritte Stunde. Loos der Menschheit in Zukunft. Allen Muth muss es niederschlagen, wenn der Vf. S. 26 hier sagt: „Wenn ich frage: wie wird der Menschheit Loos (welches Loos) in Zukunft seyn? so antworte ich: wie es bis jetzt gewesen. Wodurch das grosse Gotteswerk bisher vereitelt ward, dadurch wird es nach meinem Verschwinden vereitelt werden.“ — *Probetur major*, muss Jeder hier einwenden. Gern wird zwar jeder Geschichtskundige zugeben, dass in der Menschengeschichte ein immer wiederkehrender Wechsel des Lichts und der Finsterniss, der Herrschaft des Guten und des Bösen, des Sinkens und des Fallens der Nationen Statt fand. Aber überschauet man den Gang unseres Geschlechts im Grossen, stellt man sich auf einen Punct, wo man nicht Jahrhunderte, sondern Jahrtausende abwägt, und den Zustand der jedesmaligen Cultur mit den historischen Daten vergleicht: so muss man sich doch fürwahr Gewalt anthun, um nicht den freylich nur allmählichen Fortschritt zu bemerken. Genug, wenn nur das Licht allmählich mehr Raum gewinnt! Ein Glaube ist es, der an der Erfahrung eine feste Stütze erhält, dass gerade aus den schrecklichsten Erschütterungen der Sieg des Besseren, aus der schwärzesten Nacht das erleuchtende Licht, aus den Ruinen das schönste Gebäude hervorging. Wer z. B. den Greuel der Völkerwanderungen im Mittelalter erblickt, der muss doch auch in ihnen die Mittel sehen, um der folgenden Cultur die Wege zu bahnen. — „Was, fährt der Vf. fort, hat es bis jetzt hauptsächlich vereitelt? Krieg! Krieg aber wird von Zeit zu Zeit ferner seyn.“ — Krieg allein und hauptsächlich? Warum denn nicht das allgemeine Genus, die Leidenschaften der Menschen? Man kann doch unmöglich dem Kriege allein die Schuld geben, dass die Menschen ihre Bestimmung nicht erreichen. Erreichen sie denn diese in Friedensjahren? Oder giebt es gar keine Jahre des Friedens? Vierte Stunde. Resultat der drey vorigen Stunden. S. 33: „Eben darum, weil das grosse Gotteswerk für die Menschen vollendet werden muss, und doch auf der Erde nicht vollendet werden kann, wird es mit ihrem gegenwärtigen Leben, mit ihrer ersten Existenz auf der Erde, nicht abgethan seyn. Eine Fortexistenz im Tode, eine Verpflanzung durch den Tod von der Erde auf einen besseren Stern ist ihr zugedacht.“ War es nöthig, um sich das Resultat zu erbauen, dass vorher so viel niedergerissen werden musste? Um das künftige Leben zu beweisen, muss das gegenwärtige gar nichts seyn? — 5 Stunde. Übergang zum einzelnen Menschen. 6 Stunde. Zusätze zur fünften. Hier wird gezeigt, dass der einzelne Mensch durch Streben nach Wahrheit, nach Tugend, nach Schaffen, nach Wohlseyn den Irrgarten auf Erden in ein Paradies verwandeln könne. Kann nun das der einzelne Mensch: warum nicht alle? Im Grunde wird also das wieder zurückgenommen, was vorher behauptet wurde. — Die vielen Wiederholungen in diesen beiden Aufsätzen machen das Lesen derselben etwas langweilig, wie denn überhaupt die Schriften des Vfs. an Worten nicht karg sind. 7 Stunde. Das wahre Wohl und Hochleben. 8 Stunde. Enthusiasmus für Nützlichwerden und Segenstiften. 9 Stunde. Aufschwung zur Gottheit. 10 Stunde. Todtenerscheinungen. Der Vf. leugnet, wie sich von selbst versteht, das wirkliche Erscheinen der Todten. Sonderbar aber heisst es S. 110: „Recht inbrünstig diese (die Gestalten verstorbener Freunde) mir denken, heisst euch als Geister citiren (?), und so, wie ihr so citirt werdet, seyd ihr da, wenn auch nicht ausser und bey mir, doch in mir. Wohlan, so komm du — und dann du — und dann du — und dann du. Nun sah und sehe ich euch, nämlich so, wie ich euch nur sehen kann. Ich danke euch (wirklich? denn sie haben ja etwas gethan?) für die erneuerten Gefühle aus vergangenen seligen Zeiten; ich versichere euch, ihre Erneuerung ist mir noch tröstlicher, als sie selbst mir einst waren. So ein (solch ein) Umgang mit euch, als Todten, geht weit über den Umgang, welchen ich bey eurem Leben mit euch hatte.“ Also die blosse Erinnerung, denn weiter ist doch dieser Umgang nichts, so lebhaft auch des Vfs. Phantasie seyn mag, soll noch über den Umgang mit den Freunden im Leben gehen? So sollte man wünschen, dass alle unsere geliebten Freunde sterben möchten, bloss weil der Umgang mit ihnen als Todten noch besser sey. 11 Stunde. Plötzliches Hinscheiden. Hier, wo untersucht wird, ob ein plötzlicher Tod Glück oder Unglück sey, kommt eine Apostrophe an den Mond vor, die etwas spielend ist. S. 119: „Vollmond, noch immer bist du hinter den schwarzen Gewölken; ich will mir die Sache, welche mir so sehr am Herzen liegt, recht klar, ohne deine Beyhülfe (?) klar vorstellen.“ 12 Stunde. Weise Vorkehr auf Widerwärtigkeiten der Zukunft. 13 Stunde. Betrieb moralischer Selbstausbildung. Betrieb soll hier heissen so viel als Betreiben, was aber schon in Selbstausbildung liegt; denn es lässt sich diese letztere nicht denken, ohne dass ich sie betreibe. 14 Stunde. Empfehlungswürdige Wachsam-

keit. Es ist von moralischer Wachsamkeit die Rede, mithin der Beysatz: empfehlungswürdig, ganz überflüssig. 15 Stunde. Musterung der Beweise für die Wahrheit eines Religionssistems (systems). Ganz nach der bekannten Überzeugung des Vfs., der die gewöhnlichen historischen Beweise nicht gelten lässt. 16 Stunde. Nachtrag zur vorigen. 17 Stunde. Wahre bürgerliche Gleichheit. 18 St. Im Namen der protestantischen Zeitgenossenschaft. Recht gut. 19 St. Der gute Fürst. 20 St. Der gute Bürger. 21 St. Edelfreywilliges Märtyrerthum. 22 St. Luthers Wahlspruch. 23 St. Hoffnung und Furcht in ihren heilsamen und schädlichen Wirkungen. 24 St. Kirchenstolz in seiner Blöfse. 25 St. Freundschaft in ihren höheren Segnungen. 26 St. Zufriedenheit mit seiner Weltlage. 27 St. Einkehr bey sich selbst. 28 St. Sinn für das Heil der Nachwelt. 29 St. Achtung für den gemeinen Mann. 30 St. Allgemeine Aufklärung. Von dem zweyten Theile zeichnen wir nur die 50 Stunde: Deutsche Vorwelt, und 54 St.: der Mann über Sechzig hinaus, an, welche jedem Leser gefallen werden. Zuletzt noch ein Wort über die Orthographie und Schreibart des Vfs. Er schreibt Prärogatife S. 4, Miriaden st. Myriaden S. 30, Paradis S. 16, Regirer und regirt st. regiert, wider st. wieder, dis, Verschidenheit st. Verschiedenheit u. s. w. Ferner erhub st. erhob S. 24, verlohr st. verlor S. 18, vor den Anblicken die sie reicht st. darreicht S. 10, so kaducirt S. 151. Undurchdringliche Dunkelheiten fallen mitten aus dem prächtig erleuchteten Himmel auf mich nieder S. 93. Aus dem Licht, zumal aus dem prächtig erleuchteten Himmel können keine Dunkelheiten fallen. Er erwarb sich das grofse Verdienst um die Gottheit S. 276. Kann man sich auch um Gott verdient machen? Diese Ausstellungen abgerechnet, kann die Schrift nützlich seyn.

— R —

## KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Salzburg*, in der mayrschen Buchhandlung: *Wie kann Baiern seine Unabhängigkeit vom Auslande und sein Nationalwohl am ehesten begründen? Und wie liefse sich die in Baiern sehr vernachlässigte Bienenzucht wieder empor bringen?* Ein paar Versuche von einem Landgeistlichen in Baiern. 1812. 126 S. 8. (7 gr.) Vom Patriotismus hingerissen, wagt es der Vf., in der ersten Abhandlung seine Landsleute auf das gesunkene *Nationalwohl* aufmerksam zu machen, und Mittel zur Wiederbelebung desselben vorzuschlagen. Es dünkte ihm zum Zweck hinreichend, hier nur auf die Naturproducte hinzuweisen, die man denen des Auslandes substituiren könne, ohne sich auf eine weitschweifige Anleitung zu deren Cultur und praktischen Benutzung einzulassen. In der zweyten legt er seine Beobachtungen und Bemerkungen über die Beförderung der Bienenzucht zum Beherzigen vor. Beide Aufsätze erklärt er nur als kleine Versuche, die mehr auf Patriotismus, als auf Gelehrsamkeit Anspruch machen.

Nicht Mangel an Quellen des Nationalvermögens ist es, warum in den Ländern Deutschlands das Nationalwohl gesunken ist, sondern Unordnung der Nationalwirthschaft, die aus dem Kriege und dem abgebrochenen Handel der Feinde des Continents entstand. Wie sehr die Deutschen von den Engländern durch den Handel abhängig gemacht waren, diefs haben wir erst seit der Zeit empfunden, als wir von ihnen gänzlich abgeschnitten gewesen sind. Jeder Vorschlag zur Wiederherstellung einer besseren Einrichtung, und jedes Mittel, das die Kräfte der Nation zu neuer Thätigkeit anfrischt, muss daher unseren Beyfall verdienen. Die Axe, um welche sich jetzt alles bewegen soll, ist der staatswirthschaftliche Grundsatz der französischen Regierung: Alle Gattungen von Bedürfnissen, die sich einheimisch machen lassen, im Lande selbst zu erzeugen, um desto weniger vom Auslande abzuhängen. Dieser Grundsatz giebt den wirksamen Kräften der Nation eine ganz andere Richtung, als die seitherige war, muss aber nothwendig die Nationalindustrie befördern.

Beide Aufsätze gehen von diesem Grundsatz aus, sie sind aus einem reifen Verstande geflossen, und in einer reinen Sprache leicht und fasslich vorgetragen. Im dem ersten werden alle Regierungen, welche bereits viele von den ausländischen Naturproducten einheimisch gemacht haben, als Beyspiele zur Ermunterung aufgestellt. Die Bedürfnisse der Nation führt der Vf. mehr zufällig als nach einer besonderen Abtheilung an; er untersucht sie alle, und zeigt die Mittel, welche entweder das Vaterland enthält, oder welche durch vaterländische Industrie und inländischen Kunstfleiss erzeugt und verbessert werden können. Sonderbar ist die Bemerkung, dass wegen der königlichen Culturgesetze in Baiern die Schafzucht sehr vernachlässigt werde. Der Vf. spricht die Gesetze von dem Vorwurfe frey, und schiebt die Schuld auf den Missverstand derselben und auf die Culturmissgriffe, wo man die besten Schafweiden in mageres Ackerland umgeschaffen habe. Den Handelsstand, welcher dabey zu kurz zu kommen scheint, behält der Vf. wohl im Auge, und erwägt sein Gutes, meint aber, dass es jedem Handelsmanne als Staatsbürger gleichfalls Pflicht sey, zum Nationalwohl mitzuwirken. Denn würde der Nationalreichthum durch den Handelsstand vielmehr gemindert als gemehrt: so wäre er eine Pest der Nation, und dann müsste er sich gefallen lassen, sich in eine Reform gutmüthig zu fügen. Das Resultat der ganzen Untersuchung ist, „dass wir wirklich einen grossen, ja den grössten Theil von ausländischen Natur-, Industrie- und Kunst-Producten sehr leicht entbehren, und uns alle nöthigen Lebensbedürfnisse nebst anderen Bequemlichkeiten im Lande selbst verschaffen können, wenn wir nur wollen."

Von der Bienenzucht im zweyten Aufsatz erwartet der Vf., wenn sie in Baiern wieder empor gebracht werden könne, dass sie eins der kräftigsten Mittel sey, mittelst des Honigs den ausländischen Zucker zu verdrängen; auch würde nicht für Wachs so viel Geld ins Ausland gehen dürfen. Er verspricht von ihr 30 bis 50 Procent Gewinn, und Rec. versichert, dass diess bey einer wohleingerichteten Bienenzucht nicht zu viel ist, denn im Einzelnen hat man Stöcke, welche auf 200 Procent gegeben haben. Der Aufsatz ist in *drey Abschnitte* eingetheilt: 1) von den wahrscheinlichsten Ursachen der in Baiern bisher sehr vernachlässigten Bienenzucht; 2) von den Hülfsmitteln zur Beförderung und Emporbringung der Bienenzucht; und 3) von den wichtigsten Bienenpflanzen. Zuletzt noch ein *Anhang* von der verschiedenen vortheilhaften Benutzung des Honigs a) als Zucker, b) zu Honigwein, und c) zu Essig. Auch über die Bienenzucht äussert der Vf. gesunde Begriffe und richtige Grundsätze, und Rec. würde seine Vorschläge unbedingt empfohlen haben, wenn er nicht S. 71 von Vorurtheilen gegen die Bienenkörbe eingenommen wäre, die doch eigentlich darum zur Aufnahme der Bienenzucht mit beförderlich sind, weil sie der gemeine Mann selbst verfertigt und sie ihm lange nicht so theuer zu stehen kommen, als die hölzernen Kasten. Motten und Bienenwölfe hat Rec. bey einer vierzigjährigen Erfahrung bey Körben nie eingenistet gefunden, und Mäuse lässt kein ordentlicher Bienenwirth im Bienenstande aufkommen. Da in Rec. Gegend starke Bienenzucht in allen Arten einfacher und zusammengesetzter Strohkörbe getrieben wird: so können die Gefahren bey Strohkörben keineswegs so gross seyn. Destomehr wundert sich Rec., dass der sonst so hellsehende Vf. bey der Kastenmagazinbienenzucht die Entdeckung nicht gemacht hat, dass wegen der eckigen Form die Bienen in Kästen weit kälter sitzen als in Strohkörben, und daher im Winter viel Abgang an Todten ist. Überhaupt kömmt es nicht sowohl auf die Art der Stöcke, als vielmehr auf die jeder Art wohlangemessene Behandlung an. Praktische Bienenschulen, Bienengesellschaften und Musterbienenstände, wie sie der Vf. wünscht, würden allerdings die Bienenzucht emporbringen. Über die Bienenpflanzen hat der Vf. ein dreyfaches Verzeichniss aufgestellt, damit der Gebrauch desto leichter werden möchte. Auch für guten Druck ist gesorgt; Druckfehler hat Rec. nicht gefunden.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 SEPTEMBER, 1812.

## *ERBAUUNGSSCHRIFTEN.*

HALBERSTADT, im Bureau für Literatur u. Kunst: *Jesus auf dem Gipfel seines irdischen Lebens*, eine den Urkunden seiner Geschichte durchaus treue und den Bedürfnissen gebildeter Leser angemessene Erzählung; nebst einigen Anhängen über Wunder und andere wichtige Gegenstände von *Karl August Märtens*, Prediger zu Grossquenstädt bey Halberstadt. 1811. XXVI u. 229 S. 8. (18 gr.)

Nach der Erklärung des Vfs. ist diese Schrift ursprünglich aus Vorträgen entstanden, die er über die Leidensgeschichte Jesu gehalten hat, die aber den Bedürfnissen einer Landgemeine angemessener waren, als die gegenwärtige Erzählung. Bey dieser ging das Bestreben des Vfs. dahin, sich so streng als möglich an die ersten Erzähler zu halten, und zu jeder Abweichung sich erst nöthigen zu lassen, theils durch die Unmöglichkeit, mit den vorgefundenen Worten die darin enthaltenen Gedanken und deren Zusammenhang vollständig darzustellen, theils durch Resultate einer genauen historischen und exegetischen Forschung, theils endlich durch unabweisliche Foderungen des Genius unserer jetzigen Sprache im Ausdrucke und Bau der Rede. Rec. kann dem Vf. das Zeugniss geben, dass er seinem Vorsatz grösstentheils treu geblieben ist, und eine mit den heiligen Urkunden meist übereinstimmende Darstellung der letzten Reden und Schicksale Jesu geliefert hat. Auch leuchtet aus seiner Arbeit ein lebhaftes Gefühl der Hochschätzung und Ehrfurcht gegen die heilige Religion und Person Jesu hervor. Bisweilen scheint es, als ob Hr. *M.* mehr bey der gewöhnlichen Übersetzung und Auslegung hätte bleiben können. Indess darüber will Rec. nicht mit ihm rechten, weil die Ansicht einer Stelle sehr relativ seyn kann, und der Vf. nicht sowohl neue Erklärungen geben, als die letzten Begebenheiten Jesu in einem zweckmässigen Zusammenhang darstellen wollte. Wohl hätte Hr. *M.* gethan, wenn er am Rande die biblischen Stellen angeführt hätte, damit der Leser, wenn ihm ein Zweifel aufstösst, ob der Vf. seinen Quellen treu geblieben sey, oder nicht, sie ohne Mühe aufschlagen könnte. Der Titel des Buchs scheint zu gesucht, und das nicht zu sagen, was das Buch enthält, nämlich eine Darstellung der Geistesgrösse Jesu in seinen letzten Tagen und Stunden. Warum nicht ungekünstelter: Jesus in den letzten Tagen seines irdischen Lebens? Rec. wünscht übrigens diesem nützlichen Erbauungsbuche recht viele Leser, und da man jetzt unter den gebildeten Ständen sich nicht gern mit einer so trockenen Lectüre beschäftigt, wenigstens, dass es Predigern bey ihren Vorträgen nützlich werden möge.

Nun zu den Anhängen! Der erste ist überschrieben: *Über die Wunder Jesu.* Der Vf. äussert hier zuerst, dass er zwar an Wunder im Leben Jesu glaube, aber sie nicht suche, sondern prüfe, wo sie uns wirklich die höhere weise Haushaltung giebt und wo sie sich uns unleugbar aufdringen. Hierauf bestimmt er den Begriff eines Wunders. *Wunder*, sagt er, sind *Ereignisse in einem wirklichen Menschenleben, wodurch sich die Zustimmung der Gottheit zu den wichtigen Zwecken des Menschen im höchsten Grade zeigt.* Darüber erklärt er sich weiter so: „Wenn wir von einem Inbegriff von Gegenständen nicht sogleich eine genaue, ins Einzelne gehende Erkenntniss erlangen können: so hat doch unser Geist die Fähigkeit, dem Ganzen einen *allgemeinen Charakter* abzugewinnen. So ist es mit der *körperlichen Natur*, deren Charakter ist, dass alles, was in ihr vorgeht, nach mechanisch nothwendigen Gesetzen geschieht, so dass Eins *nothwendig* aus dem Anderen folgt. Diesem Begriff von der mechanischen Nothwendigkeit steht der Begriff der *vernünftigen, überlegenden Freyheit* in vernünftigen Wesen entgegen, und diese Freyheit ist der Charakter des Innersten im Menschen. Dem menschlichen Willen wohnt das Vermögen bey, auf jene äusserliche Natur zu wirken; und weil das alltäglich geschieht: so ist es kein Wunder. Allein dieser Einfluss der menschlichen Freyheit auf die körperliche Natur ist auf gewisse Gesetze beschränkt, über welche hinaus sie nicht mehr wirken kann, so dass viele Veränderungen in der Natur bloss nach mechanischer Nothwendigkeit erfolgen, und also gewöhnlich mit unserem Willen nicht zusammenstimmen. So ist es auch mit dem, was der *einzelne Mensch* für seine Zwecke *von anderen Menschen* wünscht. Von selbst stimmt ihr Thun nicht mit unseren Wünschen gerade allemal zusammen, wenn wir nicht ihre Schritte zu unseren Zwecken *lenken* können, daher wir denn auch diese unter dem Worte *Natur* begreifen können und müssen. Es giebt indessen Fälle, in welchen die Natur sich da, wo wir selbst sie nicht mehr lenken können, von selbst nach unseren freyen Zwecken zu richten scheint, wo günstige Umstände für uns eintreten, die wir nicht in unserer Gewalt

haben. Aber diese Fälle nennen wir noch nicht *Wunder*, sondern *Zufall*. Kömmt ein solcher Zufall häufig, und begleitet er einen Menschen mit einer gewissen *Dienstbarkeit*, wo er sich *unfehlbar* nach seinem Willen zu richten scheint: so verwundern wir uns; der Begünstigte erscheint am Ende als ein solcher, der über die Gesetze der menschlichen Wirksamkeit hinaus noch eine besondere Gewalt über die Natur habe, und es entstehen Begebenheiten, in denen wir eine solche höhere Gewalt erblicken, oder *Wunder*. Durch diese sogenannten Zufälle spricht sich ein höherer Charakter in der Natur aus, als der der mechanischen Nothwendigkeit; es muss auch in ihnen der Charakter vernünftiger Freyheit herrschen, und in diesem müssen gewisse Zwecke Statt finden, welche auf nichts anderes, als auf Beförderung der Moralität vernünftiger Wesen gehen können." Hieraus leitet der Vf. die Folgerung ab: Wenn Jemand einen *moralisch richtigen* Zweck verfolgt: so wird ihm auch der sogenannte Zufall zu Gebote stehen, d. h. er kann darauf rechnen, dass die Natur seinen moralisch richtigen Zwecken und also seinem Willen entsprechen werde. Ist nun die Natur stets solchen Zwecken unterthan: so ist es nicht auffallend, wenn sich dieser Charakter der Natur bisweilen in hohem Grade, d. h. in Begebenheiten, welche wir *Wunder* nennen, ausspricht, und es kann nicht befremden, dieses bey Jesu zu finden, dessen ganzes Streben auf moralisch richtige Zwecke ging. So, meint der Vf., erscheinen uns Wunder (als Äusserungen dieses moralischen Naturcharakters nämlich) *natürlich*, jedoch *in höherer Bedeutung*; — so ist, sagt er ferner, das Leben Jesu mit dem unserigen in eine fruchtbarere Beziehung gebracht, und sein Leben wird uns Aufmunterung, wie er, moralisch richtige Zwecke zu suchen, mit der Zuversicht, dass wir dabey auf Zustimmung der äusserlichen Umstände rechnen können, und dass, wenn unsere Unternehmungen vereitelt wurden, es gut war, dass sie nicht gelangen. — So hat man endlich, dem Vf. zufolge, Gewährleistung, dass keine Macht der Welt schaden kann, und wenn einem bösen Willen Etwas gelingt: so geschieht es nur, weil sein Vorhaben für höhere Zwecke nützlich war. — Mit dieser Theorie will der Vf. diejenigen vereinigen, welche alle Wunder im Leben Jesu natürlich erklären wollen, und die, welche sie alle von der Macht der Gottheit ableiten, indem jene sie aus einem höheren Charakter der Natur abgeleitet finden, diese aber auch unmittelbar auf die Gottheit geführt werden, dadurch, dass sie zu dem höheren Charakter der Natur sich erhoben sehen. — Was nun die Wunder in dem Leben Jesu betrifft: so sey der Glaube an die Zustimmung der Gottheit zu seinen Zwecken (durch welche Zustimmung dem Menschen das Schwerste möglich ist) der Standpunct, auf welchem Jesus sich befunden habe. Denn er habe die Möglichkeit seiner Wirkungen aus der Göttlichkeit seiner Lehre und seines Unternehmens erklärt, und jene Wirkungen als Beweis dieser Göttlichkeit aufgestellt. Wo der Zweck nicht als moralisch richtig entschieden gewesen, habe er nie eine auffallende Zustimmung äusserlicher Begebenheiten zu seinem Willen verlangt; wo sich ihm aber Gelegenheiten zu merkwürdigen Erfolgen dargeboten, da habe ihn allemal lebhaft der Gedanke an das höhere Wesen und an sein ausserordentliches Verhältniss mit ihm ergriffen.

Obgleich dem Vf. nicht abzusprechen ist, dass er bey dieser Darstellung der Wunder Jesu mit Scharfsinn zu Werke gegangen: so scheinen doch Rec. durch diese Ansicht entweder alle Wunder zu verschwinden, oder ihre Zahl ungemein gehäuft zu werden. Denn wie oft stimmt nicht die äusserliche Natur mit dem freyen Willen eines Menschen zusammen? Das ist in jedes Menschen Leben der Fall, und so gehen fast täglich in jedes Menschen Leben Wunder vor. Ein alltäglicher Erfolg aber hört auf, Verwunderung zu erregen und ein Wunder zu seyn. Wenn also die Natur des Wunders in nichts anderem, als in der Zusammenstimmung der äusseren Natur mit dem freyen Willen des Menschen, zu suchen ist: so müssen alle Wunder verschwinden. Zwar sucht der Vf. sich dadurch zu sichern, dass er annimmt, nur dann errege eine solche Zusammenstimmung der Natur und vernünftigen Freyheit Bewunderung, wenn sie einen Menschen mit einer gewissen *Dienstbarkeit* begleite, und *unfehlbar* eintrete. Allein wer kann denn bestimmen, ob diese Dienstbarkeit und Unfehlbarkeit wirklich Statt finde, ob nicht der, bey dem sie vorhanden zu seyn scheint, bisweilen in seiner Wirksamkeit den entgegengesetzten Fall erlebt, ob nicht auch da, wo er einen moralisch bösen Zweck verfolgt, die Natur doch zusagt, und umgekehrt, wo er einen moralisch richtigen Zweck hat, die Natur mit ihrer Zustimmung zurückbleibt? Die Geschichte zeigt uns Monarchen, welche die äusserliche Natur bey ihren offenbar moralisch bösen Zwecken auffallend begünstigte; wir wundern uns darüber, und beruhigen uns allenfalls mit der Hoffnung, die Vorsehung werde aus dem Bösen überwiegende Vortheile zu entwickeln wissen. Sind aber darum ihre Thaten Wunder und sie selbst ausserordentliche Gesandte der Gottheit? Lassen sich ihre Thaten nicht ungleich leichter erklären, als die Auferweckung des Lazarus, die Speisung vieler Tausender mit geringen Vorräthen, die Auferstehung Jesu u. s. w.? Und wenn nun Jesus sich selbst auf seine Wunder in sofern beruft, dass er daraus seine göttliche Sendung erkannt wissen will: würde nicht mit der Wundertheorie des Vfs. diese göttliche Sendung fallen, und Jeder, dessen Zwecke mit der Natur und ihren Äusserungen zusammentreffen, sich berechtigt halten können, sich einen göttlichen Gesandten im Sinne Jesu zu nennen? Überdiess scheint des Vfs. Ansicht zu mancherley Verirrungen zu führen. Denn erfolgt bey ausgemacht moralisch rich-

tigen Zwecken allemal Zuftimmung der Natur: so folgt: ich muſs nothwendig in der Lotterie gewinnen, wenn ich den Zweck habe, den Gewinn gut anzuwenden; ich muſs nothwendig genesen, wenn ich auf dem Krankenbette mir nichts als gute Zwecke vorsetze; ich muſs eine reiche, gesegnete Ärnte erhalten, wenn ich davon einen weisen und wohlthätigen Gebrauch machen will — so folgt im Gegentheil, wenn die äuſsere Natur mit meinen Zwecken nicht zuſammentrifft, daſs diese nicht moralisch richtig waren; daſs der Vater, der seine Kinder gut erziehen *wollte*, und es zu diesem Zwecke an Nichts fehlen lieſs, einen moralisch bösen Zweck müsse gehabt haben, weil die Natur nicht zusagte.

Doch Rec. geht zum zweyten Anhang über, welcher die Aufschrift hat: *über das letzte Gespräch Jesu mit seinen Jüngern am Abend vor seinem Tode.* Der Vf. sagt, Manches in diesem Gespräche bleibe uns dunkel; die Ursachen dieser Dunkelheit liegen theils in dem wieder erzählenden Geschichtschreiber, der nicht Alles vollständig geliefert und seinen Lehrer nicht immer ganz verstanden haben möge, theils und vorzüglich in den Ideen selbst. Die Hauptideen, welche Jesus vorgetragen hat, sind nach dem Vf. folgende: ich trete nun bald eine Stufe höher zu noch bedeutenderen Verhältnissen mit meinem Vater — auch da werde ich nicht auſser Wirksamkeit seyn für den erhabenen Plan meines Vaters, vielmehr werde ich fortsetzen, worin ich hier durch eine finstere Stunde unterbrochen werde, und so werde ich die Meinen mit jener Wirksamkeit wieder unterstützen. — Mein Vater wird auf Erden noch Vieles für seinen und meinen Plan wirken; groſse Veränderungen werden noch vorgehen, vorzüglich auch in meinen Jüngern, bey welchen nichts fehlt, als daſs der ihnen mitgetheilte Reichthum des Geistes und Herzens wirksameres Leben bekomme. — Die Meinen selbst werden nach vollendeter mühevoller Laufbahn mit mir in einem höheren glückseligen Zustande sich befinden. Die Auferstehung Jesu, sagt der Vf., gehörte nicht zu den wesentlichen Ideen Jesu in diesem Gespräche, und eine deutliche Erklärung hat er den Seinen vor seinem Tode nie darüber gegeben; wo wir eine *deutliche* Erklärung darüber finden, da ist sie es nur *uns*, die wir die Begebenheit der Auferstehung einmal wissen. In diesem letzten Puncte kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, sondern glaubt, durch Gründe bestimmt, mit *Reinhard* eine solche ausdrückliche Erklärung Jesu von seiner Auferstehung annehmen zu müssen. Ohnehin scheint es, wenn man berechtigt seyn soll, so deutliche Aussprüche Jesu willkührlich und uneigentlich zu deuten, man könne mit der ganzen Bibel machen, was man wolle.

Der dritte Anhang: *Bruchstück einer Erzählung* (die schon in den halberstädtischen gemeinnützigen Unterhaltungen Jahrg. 1805. St. 16 sich befindet) hat auf die letzte ehrwürdige Stiftung Jesu Bezug, und ist so abgefaſst, daſs er seinen heilsamen Zweck nicht verfehlen kann. 7. 4. 5.

Berlin, b. Diterici: *Erinnerungen an Jesus Christus*, zehn Predigten zur Fasten-, Oster- und Advents-Zeit des Jahrs 1807 gehalten von *G. A. L. Hanstein*, Probst, Oberconsistorialrath, Oberschulrath und erstem Prediger an der Petri-Kirche in Berlin. 1808. 224 S. *Fortsetzung der Erinnerungen an Jesus Christus*, in abermaligen zehn Predigten, 1808 gehalten von *G. A. L. Hanstein.* 1809. 160 S. 8. (Beide Theile 2 Rthlr. 16 gr.)

Die Arbeiten eines Mannes, der sich im homiletischen Fache längst verdient gemacht, und besonders durch die treffenden Kritiken in seinen homiletisch-kritischen Blättern so Vieles zur Bildung jüngerer Prediger beygetragen hat, dürfen dem lesenden Publicum im Allgemeinen nicht erst empfohlen werden. Nur das Auszeichnende dieser beiden Sammlungen verdient eine besondere Bemerkung. Dieses zeigt sich vorzüglich in der trefflichen Charakteristik, welche der Vf. überall von dem herrlichen Vorbilde liefert. Man merkt durchgehends, wie tief er als Menschenkenner in das höchste Ideal menschlicher Tugend, welches sich in Jesu offenbart, eingedrungen ist, wie sorgfältig er jeden schönen Zug desselben auffaſst, ihn ganz entwickelt, und in die schöne Harmonie des Ganzen zu verweben versteht. Eben so gelungen ist die Anwendung auf die christliche Gesinnung und Handlungsweise, die sich ihm nachbilden soll. Wie der Vf. Jesum in den feinsten Nüançen seines Charakters schildert, und ihn in den kleinsten Auftritten seines häuslichen, freundschaftlichen, gesellschaftlichen Lebens begleitet: so entwickelt er gleich genau den eigentlich christlichen, dem seinigen ähnlichen Sinn, in den kleinsten Eigenthümlichkeiten des menschlichen Gemüthes, und trägt das Beyspiel Jesus als Muster der Nachahmung in die verschiedensten Situationen des täglichen Lebens über. Dabey ist seine Sprache durchaus nicht die des kalten Lehrtons; vielmehr liegt in allen seinen Ermunterungen so viel Eindringendes und Herzliches, daſs sie ein unbefangenes Gemüth nicht leicht ungerührt lassen werden. — Auſserdem verdient die feine Art, mit welcher der Vf. überall, wo es die Gelegenheit ergiebt, ohne Zwang, die Anwendung auf die bedenklichen und bedeutungsvollen Zeitumstände der Jahre macht, in welchen diese Predigten gehalten wurden, besonders bemerkt zu werden. Rec. wüſste erbauungsbegierigen Lesern, besonders für die Passionszeit und die Tage der Abendmahlsfeyer, auch Leidenden und Bekümmerten aller Art, in jedem Betracht nicht leicht ein lehrreicheres, erweckenderes und tröstenderes Andachtsbuch, zu empfehlen, als diese beiden Sammlungen. Um die Aufmerksamkeit darauf desto reger zu machen, hebt Rec. nur noch die Hauptsätze dieser Predigten aus.

1 Sammlung. Jesus in der Nähe der augenscheinlichsten Gefahr; — umgeben von einem bösen Schein; — bey dem Urtheile der Welt; — bey seinen wundervollen Thaten; — in seiner zarten und schonenden Liebe zu Petrus; — bey der Stiftung des heiligen Abendmahls; — im Tode schon verherrlicht; — das Osterfest, ein Fest der Verherrlichung Jesu; — würdige Feyer des Osterfestes in dieser Hinsicht; — von der Verehrung Jesu Christi. 2 Sammlung. Von den letzten Worten der Sterbenden; — Vater, vergieb ihnen u. s. w.; — Weib, siehe das ist dein Sohn u. s. w.; — Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn; — Mein Gott, mein Gott, warum u. s. w.; — Mich dürstet; — Es ist vollbracht; — Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist u. s. w.; — Angehängt sind diesem zweyten Theile zwey andere Reden: „Unsere Kinder sind unsere Hoffnung", eine Schulrede; und — „Von der Ordnung der Dinge, welcher das Vaterland entgegensieht", bey der erwarteten Rückkehr des Königes. — Eine besondre Sorgfalt in Hinsicht der Schreibart hat von jeher die Arbeiten des Vfs. ausgezeichnet. Früher schien sie sich etwas zu sehr zum Ängstlichen zu neigen, und der Correctheit manches Schöne und Gefällige der Rede aufzuopfern. Jetzt, da sie ganz zur Natur des Vfs. geworden ist, vereiniget sie beides auf eine musterhafte Weise mit einander. WRth.

# KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Stuttgardt*, b. Steinkopf: *Worte des Trostes für christliche Ältern, welche um ihre entschlafenen Lieblinge weinen.* Mit einem Titelkupfer. 1809. 13 B. 8. (14 gr.) Ein aus verschiedenen Gärten mit Auswahl und Geschmack gepflückter Straus, zum Theil prosaischen Inhalts, zum Theil aus Gedichten bestehend, wozu verschiedene mehr oder minder bekannte Schriftsteller, als *Herder*, *Niemeyer*, *Lavater*, *Tobler*, *Kosegarten* u. s. w. das Ihrige haben beytragen müssen. Nicht ohne tiefe Erschütterung und doch auch nicht ohne trostgebende Gemüthsbewegung hat Rec. die Rede gelesen, welche *Vogelgesang*, Prediger zu Trochtelfingen, am Grabe seiner Tochter gehalten hat. Wir können das Buch nicht nur Ältern, die um ihre entschlafenen Lieblinge weinen, sondern auch denjenigen, die noch in ihrem Besitze sind, als Vorbereitung mit vollkommenem Rechte empfehlen. Am Ende sind einige Beyspiele von berühmten Personen, die sich unter ähnlichen Umständen als ächte Christen betrugen, beygefügt. Ob aber der Trost, aus dem eigenen Vortheil der leidenden Ältern, sowohl was ihre Ruhe als ihre Tugend betrifft, hergenommen, wirklich auf der Religion beruhe, folglich wahrhaft beruhigend sey, wie ihn hie und da Einige gebraucht haben, daran zweifelt Rec. sehr. Der Tod eines Menschen, gleichviel Kind oder Erwachsener, kann von der gerechten und heiligen Vorsehung unmöglich als Mittel gebraucht werden, Ältern vom Irdischen abzuziehen, und sie zum Ewigen zu leiten u. s. w. Die Religion giebt uns nur einen Trost: *Gott hat es gethan, und was Gott thut, ist wohlgethan.* Verleger und Drucker haben ihre Schuldigkeit beobachtet. Z. f. E.

*Lübben*, b. Gotsch: *Über die Wichtigkeit der Schriftlehre, dass unsere Körper dereinst verherrlicht aus dem Grabe hervorgehen sollen.* Eine Gastpredigt in der Stadtkirche zu Triebel am Sonntage Cantate 1811 über 1 Corinth. 15, V. 42—45 gehalten von M. *August Christian Stauss*, Prediger zu Waldow. 1811. 35 S. kl. 8. (3 gr.) Rec. erinnert sich noch keinen Vortrag gelesen zu haben, in welchem die Belehrung der neutestamentlichen Urkunden, dass sich einst aus unserem gegenwärtigen, irdischen, hinfälligen Körper ein besserer und vollkommenerer entwickeln werde, so vielseitig und praktisch behandelt worden wäre, als in dieser lesenswerthen Predigt. Der Vf. zeigt mit trefflicher Benutzung der zum Grunde liegenden paulinischen Stelle, wie wichtig jene Lehre für unseren *Glauben* sey, indem sie unseren Glauben an eine künftige Wiederherstellung unseres Körpers sicher stelle, berichtige und belebe; für unser *Thun*, als Ermunterung, den Körper nicht zu missbrauchen, ihn möglichst auszubilden, und selbst im Tode den menschlichen Körper zu ehren; für unser *Hoffen*, da sie uns bey dem drückenden Gefühle der Gebrechlichkeit unseres Körpers aufrichtet, bey dem bitteren Schmerze der Trennung von unseren Lieben tröstet, und bey den Schrecken des Todes beruhigt. Nur kann sich Rec. nicht überzeugen, dass die Trennung des *Glaubens* und *Hoffens* den logischen Foderungen völlig entspreche. Auch hat sich der Vf. im ersten Theile S. 17 fgg., wo er den Satz behandelt, dass uns jene Schriftlehre die herrlichsten Ansichten von der Grösse des Schöpfers und von der Vollkommenheit unserer Natur liefert, von dem eigentlichen Zwecke des ersten Theils, die Wichtigkeit jener Lehre für unseren Glauben *an eine künftige Wiederherstellung unseres Körpers* zu zeigen (S. 11), entfernt. Der ganze Vortrag ist in einer sehr lebendigen, oft blühenden und ächt biblischen Sprache abgefasst. St.

Vermischte Schriften. *Friedrichsstadt*, b. Bade u. Fischer: *Zurückerinnerungen des 1808 Jahres, gemischten Inhalts*, von *Johann Heinrich Schulze*, Hauptprediger in Hohenwestedt im Amte Rendsburg. 1809. 96 S. 8. Diese Zurückerinnerungen bestehen: 1) aus einer Casualrede am Neujahrstage 1809, welche recht gut gemeint ist; 2) aus einer kurzen Übersicht vom Kirchdorf Hohenwestedt, und von den Belästigungen und Drangsalen desselben, der durchmarschirenden Truppen halber. Hohenwestedt liegt zwischen Itzehoe und Rendsburg, und hat ungefähr 680 Einwohner. 3) Aus Bemerkungen über das Einquartierungswesen. Sie sind gemacht, wie der Vf. sagt, „oft mitten im Gewühl rauschender Begebenheiten des Tages, verglichen mit den Bemerkungen Anderer in gleichen Lagen und Umständen, und aufgesetzt in amtsfreyen Stunden." Sie enthalten viel Gutes, und können diejenigen, denen das Geschäft der Einquartierung anvertraut ist, zu mancher Verbesserung in demselben Veranlassung geben. 4) Aus der Angabe der Einquartierung im Pastorate. Vom 10ten März 1808 bis zum 16ten December desselben Jahres hat sie bestanden aus 314 Personen, meistentheils Officieren, worunter viele vom ersten Range. Unter den Einquartierten sind auch angegeben unterm 31sten August drey Schneider des Prinzen von Ponte Corvo. 5) Aus vermischten Nachrichten, Bemerkungen, Erfahrungen, Anekdoten. Hierunter ist viel Unbedeutendes. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 SEPTEMBER, 1812.

## *SCHÖNE KÜNSTE.*

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Der arme Heinrich*, eine altdeutsche Erzählung, herausgegeben von Dr. *J. G. Büsching*. Mit Kupfern von Franz Hegi. 1810. XII u. 71 S. 12. brosch. (10 gr.)

Unter den kleineren epischen Gedichten der altdeutschen Literatur wird diese Erzählung des Hartmann von Aue (1206) immer einen vorzüglichen Rang behaupten. Die rührende Anhänglichkeit eines jungen Landmädchens für ihren Gutsherrn, für dessen Wohl sie ihr Leben darzubringen entschlossen ist, macht den Hauptinhalt aus, an den alles Übrige in jenem richtigen Verhältniss sich anreiht, wodurch bey jedem Gedicht erst der Charakter eines wohlverstandenen Ganzen sich bildet. Gleichwohl muss bemerkt werden, dass einige Reden etwas zu wortreich ausgefallen sind. Was die Darstellung selbst betrifft: so ist sie in jener gleichmässigen, untadelhaften Art unseres Dichters, bey der gerade desshalb einige harte Metaphern auffallen müssen, die man in dem grösseren Rittergedichte (Iwain) vergebens suchen würde; dahin rechnet Rec. z. B. S. 4: Er trug der Ehre Last über Rücken u. dgl. Der Text im II B. der *müllerischen* Sammlung ist so wenig in Ansehung des Sinnes als der Reinheit der Verse überall vollkommen richtig; diese Mängel liessen sich vermuthlich durch eine vaticanische HS. (*Fr. Adelung* II, 266) beseitigen, woselbst die obige Erzählung Bl. 249—258 b. unter der Rubrik „*Ditz ist der arme Heinrich*" angetroffen wird. Was die Sage selbst betrifft: so hätte in der Vorrede wenigstens die Beziehung auf Engelhart und Engeldrut (in *Eschenburgs* Denkmälern) nicht unbemerkt bleiben sollen.

Der Herausgeber hat dieses Gedicht modernisirt, d. h. in einzelnen Sprachformen und Wörtern, zum Theil auch Wortstellung, dem heutigen Deutsch näher gebracht; in sofern ist noch ungeübten Lesern das Verstehen des alten Werkes erleichtert worden. Für die äussere Form des Gedichtes hätte weit mehr geschehen sollen; es ist so wenig für das richtige Versmass als die Reinheit der Reime überall die gebührende Sorge getragen. An einigen Stellen, wo einer der originalen Reime nicht Statt finden konnte, hat Hr. *B.* mit dem einen oder anderen Verse eine Änderung vornehmen müssen; die Verse dieser Art sind nicht die vorzüglichsten. Während nur einzelne Sprachformen erneuert worden sind: so ist der Kern des Ganzen, die der jetzigen Gestalt unserer Sprache entfremdeten Wörter und Idiotismen, dennoch durchaus alterthümlich geblieben. Hier war nun die nächste Foderung, dem weniger vorbereiteten Leser durch kurze Erklärungen solcher Wörter oder Stellen entgegen zu kommen, wie dieses z. B. bey einigen alten Gedichten in dem Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, oder in der Ausgabe der Fragmente des vor-eschenbachischen Titurel geleistet worden ist, wo die Erläuterungen gleich *unmittelbar unter dem Text* sich finden. Allein der Herausgeber ist hier offenbar mit zu grosser Sparsamkeit zu Werk gegangen, und sein Postulat, „dass man bey Werken dieser Art aus seiner Zeit ganz herausgehe, und sich dem Zeitalter des Gedichtes und seinen Eigenthümlichkeiten hingebe," passt nur für diejenigen, die mit dem Eigenthümlichen der alten Sprache sich vorher hinlänglich vertraut gemacht haben. Zu kritischen Anmerkungen hätte sich hie und da wohl auch eine Gelegenheit dargeboten; Sprach- und Sachkunde allein, ohne das Instrument der Kritik, werden den Herausgeber solcher alter Werke nur zu oft im Stich lassen.

Wir wollen nun einige Seiten dieser Ausgabe näher durchmustern, nachdem wir vorher noch über den Titel S. 1: „*Diess ist von dem armen Heinrich*", die Erinnerung gemacht haben, dass Überschriften der Art nur für Sammlungen mehrerer solcher Gedichte sich qualificiren; bey einem einzelnen Abdruck ist zu dem demonstrativen Artikel kein rechter Gegensatz vorhanden. — S. 50 *da er sie vollbrachte*, st. mit ihr wirklich den Ort erreichte; da *vollbringen* in dieser Bedeutung sonst nicht vorkommt: so hält Rec. es für verdächtig. — Hast dich *des willen* selber bedacht; besser im Origin.: *Dis willen* (dieses Willens, Vorsatzes). — 51. Einem eine Rede erdrohen, st. ihn durch Drohung zu einem Entschluss zwingen; richtiger das Orig.: Ob ihr etwa ihr Herr den Vorsatz hätte *ans* erdroht, gleichsam aus ihr erdroht. — S. 52. Hr. *B.* hat das defecte „das mich (al) angest" richtig verbessert, so wie hier (nach *besworen*) und S. 55 (Liess ich u. s. w.) die verschobene Stellung zweyer Verse. — 58. Ihr handelt nicht wohl mit eurer Meisterschaft; besser das Original: Ihr handelt *es* (die Sache, den Gegenstand) nicht wohl; handeln ist hier behandeln dgl. — Waget ihr.. so *darf* ich; im Origin.: *getúrrent ir*, . *Ich getar*; beides ist sich unterstehen, etwas über sich nehmen, nicht dürfen. Derselbe Fehler findet sich S. 62: *Das nehme ich dabey wahr wol:* (kein Punct; der Vers ist hart) *Dass ich doch leiden soll*, *Das dürfet ihr nicht dulden*. Der Autor sagt: *Was* ich nicht schene zu leiden, das getrauet ihr euch nicht zu dulden, zu ertragen, zu ungeben. — Wenn ich nicht also wust. Ee

ften Muth in der Bruft; eine grofse Licenz, alfo Feften auf diefe Art zu trennen, *wuft* ift fprachwidrig ft. wüfste; das Orig. hat: *Wann daz ich mich weste Des mutes alfo veste.* — 54. Durch Gott (um Gottes Willen, hier ift das Semicolon falfch) das thut in Zeit; man follte *in-zit* (baldig) fchreiben, der öftere Gebrauch erzeugt bey folchen Wörtern in allen Sprachen den adverbialifchen Charakter. — Mich reiffet (?) *faft* dazu; *faft* ift hier heftig, fehr, ohne diefs zu bemerken, nimmt der Lefer es für beynahe, und erhält einen unadäquaten Sinn. — 55. „Lichtes Gefchlechtes“; Wenn *lihtes* (als Genit. des Subft. *Licht*) *kunnes* interpretirt wird: fo möchte dem Autor wohl zuviel zugetrauet werden; *lihtes* wäre fonft leichtes (des fchwächeren Frauen-)Gefchlechts. — Uns kann *das* nicht hindern, — im Origin. folgt, das Mädchen fey völlig gut; Hr. *B.* macht zwey unverbundene Sätze daraus. — 56. Und befchlofs ihn vor *der* Thür, giebt einen ganz unrichtigen Sinn; das Origin. war nicht fchwer zu verbeffern: *Und besloz im vor* (ift altdeutfch beffer gefagt als *vor ihm*) *dev* (nicht der) *tür.* — Das fchöne Mägdlein aller Welt würde theuer feyn; im Origin.: *dafs* ein fchöneres Mädchen die Welt nicht aufzuweifen hätte. — 57. Doch dafs es — fo fagt man nicht ft. Nur, dafs es nicht fo fcharf war, wie er gewünfcht hätte; die Interpunction ift hier falfch, es folgt als Erklärung: denn da fie einmal geopfert werden follte: fo wollte er ihr den Tod möglichft erleichtern. — 58. Sonder feinen (Gottes) Dank, klingt uns fonderbar, es ift: gegen feinen Willen; *malgré lui.* 59. Wider den Niemand nichts *mag;* warum nicht beffer: vermag? — Du weifst auch recht; negativer Satz im Origin. — beynahe fterben; das *bi-namen* des Orig. ift: zuverläfsig, *omnino.* — Ein „läfterliches“ Leben, fo Gott über Jemand verhängt; läfterlich fov. als erniedrigend, fchmachvoll. — 59. Und auch dann erwägft, ft. und überdiefs *ungewifs* bift; behält man gefait ft. gefagt bey: fo konnte hier wohl auch treift (ft. tregeft) ftehen bleiben. — Defs *bewog* er fich zu Hand; Sich einer Sache bewegen, kennt unfere Sprache nicht; Orig.: bewag, ft. er führte diefes auf der Stelle aus, oder vielmehr, unterzog fich ihm. — 61. Zwey ungereimte Verfe, weil Hr. *B.* das Imperf.: fie *fchrê* ft. fchrie, nicht brauchen wollte. — Der Ehren, der uns war gedacht; unrichtig wird man fich hier den Plur. denken; nach dem Orig.: er entbehrt der Ehre, die uns zugedacht, beftimmt war. — 63. Wie viel fie . . bat, und auch Schelt*ens* that; die Conftruction ift nicht richtig, mit dem Genit. Scheltens hat es im Orig. andere Bewandnifs, er hängt ab von: „wie *viel*“ der Verwünfchungen, der Bitten und des Scheltens fie that. Auch funde ft. fünde (finden würde) ift conftructionswidrig. — 65. „Da entbot er's denen, die er erkannte, des Heiles und der Güte“; wovon denn, da er's vorher geht, werden diefe Genitive regiert? Das Origin. bindet fie an das Verb. *erkannte;* ich erkenne dich der Güte; heifst nach diefem Beyfpiel: ich bin von deinem Wohlwollen überzeugt. Was Manche bey Vofs u. A. als Gräcismen tadeln, bietet die ältere deutfche Sprache als unerborgte Eigenthümlichkeit dar. — 66. Etwas mehr, dann drey *Stund* (dri-ftunt, dreymal), nach der eigenen Urbanität damaliger Zeit blofs fov. als: fie küfsten fie zum öftern male; der heutige Lefer wird an *Stünden* denken, und die Phrafe wird ungefchickt. — 70. Wie ich's verfchulde wider ihn; verftändlicher wäre: wie ich's verdienen mag um ihn. Der folgende Rath: entfchliefst euch, Leib und Gut Gott immer unterthänig zu machen, bedeutet nichts anders, als Heinrich folle feine übrigen Tage *im Klofter verleben*; dadurch wird die Vorführung der Braut defto überrafchender. — 71. Mit ihrem füfsen Leibe; das Orig.: Nach füfsem langen Leben (kein Punct) befafsen fie da mit einander das ewige Reich.

Das Äufsere diefer Ausgabe ift ungemein zierlich; vorzüglich zeichnet fie fich durch die beygefügten fünf verftändig gewählten Scenen, in Aqua tinta, (braun abgedruckt) aus; bis auf die wechfelnden Farben, glaubt man Copieen nach vorzüglichen Miniatur-Bildern des dreyzehnten Jahrhunderts vor fich zu fehen, fo fehr hat der Erfinder, Hr. *Hegi*, den Kunftcharakter und das Coftum jener Zeiten zu reproduciren gefucht. Die Compofition und Behandlung der meiften diefer Bilder ift beyfallswürdig; an Intereffe gewinnen fie noch dadurch, dafs fie zur Verftändigung über den Werth, die Anwendung und Grenzen folcher Wiederbelebungen der älteften deutfchen Kunftdenkmale auffodern.

B. J. D.

Chemnitz, b. Maucke: *Die Inquiraner.* Eine Robinfonade. Neu erzählt vom Vf. der grauen Mappe. 1810. VIII u. 360 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Herausgeber, der diefen aus der älteren Literatur erneuerten Roman als eine Fortfetzung der bis zum fünften Bande fortlaufenden Bibliothek der Robinfone will angefehen wiffen, fagt davon in der Vorrede: „Näher fchliefst fich diefs Werk an die Idee an, welche der *Infel Felfenburg*, mit der es beynahe gleichzeitig ans Licht trat, zum Grunde liegt; denn in beiden ift die Entwickelung einer, der übrigen Welt unzugänglichen, ein glückliches Völkchen bildenden Colonie, durch ihre verfchiedenen Bildungsftufen hindurch, das intereffante Thema, welches, wiewohl in fehr divergirenden Richtungen, durchgeführt werden foll“. Es hat allerdings für die Phantafie oder vielmehr für das fympathifirende Gefühl etwas Anziehendes, mit Menfchen, die durch das Schickfal umhergetrieben und auf dem Meere durch Sturm verfchlagen werden, in ganz entfernten und fremden Gegenden ein infularifches Leben zu führen, und fich in den erften Naturzuftand menfchlicher Gefellfchaft zu verfetzen, und auch die *Inquiraner* (Leute, die von der Inquifition mancherley Ungemach leiden) gewähren in diefer Hinficht Unterhaltung; doch müffen alsdann auch die Menfchen als im Kampfe mit den Elementen oder der äufseren Natur die Hauptfache bleiben, und fich nicht ganz und gar in die Dinge verlieren, welches gefchieht,

wenn der Verstand wie nach einem aufgegebenen Thema mit der Erfindung von mancherley Mitteln und Geräthen und mit der Entstehung der Handwerker hinter einander fort beschäftigt wird, wie das hier wirklich leider der Fall ist, so daſs das Buch zuletzt mehr einer praktischen Technologie als einem Romane ähnlich sieht, worüber die Aufmerksamkeit des Lesers, der eine ganz andere Unterhaltung sucht, endlich ermüdet. Und wenn auch in der That Alles von auſsen her so glücklich und so schnell von Statten ginge, als hier berichtet wird: so ist doch sehr zu verwundern, wie die ans Eiland verschlagenen Menschen gerade so viel Geschicklichkeit besitzen, daſs sie mit einer solchen Geschwindigkeit so viele Handwerke in Ausübung setzen können, wozu, auch bey aller Vorkenntniſs, gewiſs mehrere Jahre und schon besonders begabte Köpfe gehören. Kurz: das Erfinden und technologische Schaffen sticht hier zu sehr als Thema und als Absicht hervor, und man sieht bey allen Wendungen immer schon im Voraus, wie der Erzähler von einer Erfindung zur anderen eilt, so daſs wohl die Mechanik in kein organisches Leben übergeht, wie man es doch von einem Romane erwartet. Darüber, daſs der Herausgeber auf *seine* Weise erzählt, kann man gerade nicht mit ihm rechten, wenn seine Fülle nur nicht öfters in zu groſse Umständlichkeit ausartete, als z. B. indem er, um auszudrücken: in den Dornen und Disteln wurde er gewahr, daſs er ein Paar Schuhe nöthig habe — mit Anspruch auf einen geistreichen Stil sagt: seine ganze Glückseligkeit schien ihm demnach an den baldigen Besitz von ein Paar tüchtigen Schuhen gebunden. Sonst ist der Vortrag des Erzählers in geläufigen, runden, vollen Perioden abgefaſst, die wohlklingend und angenehm vor dem Ohre vorübergleiten, und sich daher sehr schnell lesen lassen.

T. Z.

HEIDELBERG, b. Braun: *Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs.* 1811. 269 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Verleger dieses sonderbaren Buchs bezeichnet dasselbe — was selten geschieht — sehr richtig, wenn er sagt: „Schattenbilder des Lebens, Träume und Phantasieen über dasselbe. So wie im Traum Eine Person, Gestalt, Stimme und Namen oft wechselt, und über die ganze Traumwelt ein wunderbarer Schleyer geworfen ist, der uns Alles glaublich macht: so gestalten sich auch die Wesen in diesem Buche jeden Augenblick anders." Aber der Zusatz ist nicht wahr: „und doch vergessen wir, wie im Traum, alle Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche." — Je mehr Freyheit sich die Phantasie nimmt in der Annahme von Erscheinungen und Gestaltungen: desto mehr Genie und Kunst gehört dazu, dem, was wird und entsteht, doch einen Zusammenhang, eine in gröſster Freyheit wirkende Ordnung und den Schein eines wirklichen Daseyns zu geben. Der Vf., *Justinus Kerner*, verwechselt die Kühnheit der Verwirrung mit der Kraft der Schöpfung. Wohl lieſsen sich Träume denken, die mit den auffallendsten, widersprechendsten Bildern uns dennoch wunderbar ansprächen, und mit einer unerklärlichen Schönheit und Überredung der Phantasie zusagten; und sicher hat der Vf. solche Arabesken-Malerey im Sinne gehabt: aber er erlaube uns zu sagen, daſs es ihm damit keinesweges gelungen ist. Dazu besitzt er bey weitem nicht Sicherheit und Übermacht der Phantasie genug. Seine kühnen Sprünge gehen nicht gleichmäſsig fort, bleiben nicht in der dunkelgefühlten Proportion, in der Alles wahrscheinlich wird, sondern gehen abspringend zu oft bey Seite, um in einer kleinen Mannichfaltigkeit hüpfend auszuruhn. So kommen nur einzelne groteske Bilder vor, die das rechte Staunen erwecken, als z. B. der Einfall, daſs sich der Teufel auf ein Kloster setzt, und mit demselben davon reitet, dem das andere daneben nicht groſs und kühn genug entspricht. Viele Leser werden sich wundern, daſs wir über ein solches Product ganz ernstlich eine solche Sprache führen; aber man kann sich einen Phantasten nicht anders verständlich machen. Der Streitpunct betrifft eigentlich die Behauptung, daſs eine tolle Unordnung ja seine Absicht sey, was wir ihm aber keinesweges zugeben, weil er trotz derselben — und sollte es auch unbewuſst geschehen — doch nach einer versteckten Ordnung trachtet, in welche sich vor den Blicken des höheren Geistes die Unordnung auflösen muſs, wenn sie nicht wirklicher Wahnsinn seyn soll. Der Vf. täuscht sich hierin selbst: eine völlige, regellose, ungebundene Freyheit giebt es in der Kunst gar nicht, weder im Gebiet des Komischen, wo er diesen Irrthum mit vielen Philosophen theilt, noch im Schöpfungskreise der Mährchen und der Träume; die Regel ist nur bey gröſserer Kühnheit immer schwerer zu erkennen, und für den Phantasirenden auch — schwerer zu treffen. Wir rathen ihm, bey Zeiten diesen Weg zu verlassen, sein Kunsttalent nicht muthwillig selbst zu zerstören, und seine Gedanken, statt sie — vielleicht mit Anstrengung — in Träume zu verhauchen, in sich zu einem Ganzen reifen zu lassen; sonst verwechselt er Schein und Wesen der Kunst eben so, wie sein verrückter Dichter Holder, der in einer Stadt vor einem Schusterhause stehen bleibt, und nicht von dem ausgehangenen Schilde wegzubringen ist, weil er durchaus die gemalten Stiefeln anzuziehen begehrt.

T. Z.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Pantheon der deutschen Dichter.* Herausgegeben von *Karl Wilhelm Hermann*, evang. Prediger zu Schatthausen im groſsherzogl. bad. Neckarkreise. 2te vermehrte Ausgabe. 1811. XXXII, 14 u. 395 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Rec. hält das vorliegende Buch für die *beste lyrische Anthologie aus neueren deutschen Dichtern* (so sollte der Titel eigentlich heiſsen), welche ihm in diesem Umfange zu Gesicht gekommen ist. Denn wenn man auch an der Wahl der *einzelnen* aufgenommenen Stücke immer etwas wird aussetzen können: so beurkundet sich doch im Ganzen ein gebildeter und umfassender Geschmack des Sammlers, und *so* weit reicht auch nach unserer Meinung sein Ver-

dienst. Allein der Herausgeber dieser Sammlung war mit diesem Lobe nicht zufrieden, denn er erklärt in der Vorrede, dass man von seinem Buche keine gewöhnliche Anthologie, keine neue Beyspielsammlung für die verschiedenen Dichtungsarten erwarten solle; vielmehr sollten nur diejenigen Stücke unserer modernen lyrischen Poesie in dieser Sammlung niedergelegt werden, welche (doch wohl in ihrer *Verbindung?*) das Leben selbst, die innere Welt in ihrer Gesammtheit anzudeuten schienen. Nicht lose oder zufällig verknüpft, sondern nach einem festen Plan zusammengeordnet, und auf das innigste unter einander verbunden, sollten diese *nur ein lebendiges Ganzes ausmachen, in welchem jedes einzelne Gedicht entweder Fortsetzung oder Commentar des anderen, oder beides zugleich wäre.* Um dieses zu bewirken, hat Hr. *H.* diese Sammlung in drey Abschnitte eingetheilt, welche den Lebensabschnitten gemäss eine *Jugend* (warum hat der Herausgeber die *Kindheit* übergangen?), eine Zeit des thätigen, erfahrenen, reiferen Lebens im *männlichen Alter*, zuletzt ein *Greisenalter* nicht sowohl enthalten, als vielmehr poetisch andeuten, abspiegeln und nachbilden sollten. Voran geht eine andeutende und erläuternde Übersicht als Einleitung in die ganze Sammlung, durch welche die Verbindung und Aufeinanderfolge der einzelnen hier zusammengestellten Gedichte nach dem angegebenen Gesichtspuncte nachgewiesen werden sollte. Allein Rec. kann sich nicht überzeugen, dass der Herausgeber hier etwas mehr als eine allgemeine Abtheilung der Gedichte gewonnen habe, und würde ohne obige Erklärung und die erläuternde Übersicht schwerlich etwas mehr darin gesucht haben. — Selbst der Gedanke scheint ihm nicht probehaltig. Denn gesetzt auch, es liesse sich bey den so verschiedenen Charakteren und Tonweisen der benutzten Dichter durch Zusammenstellung die Einheit *eines* Kunstwerks hervorbringen, — was jedoch Rec. nicht also scheint —: so ist doch jedes Bild des Lebens ein individuelles, und also auch und nothwendig in der Schilderung des Dichters *individuell*, zugleich auch jedes Leben ein *verschiedenes*, durch allgemeine Züge unerreichbares, der Folge der Gefühle und Zustände nach unbestimmbares. (Daher in ersterer Rücksicht manches Gedicht hier unter einer zu allgemeinen Rubrik aufgenommen worden ist, wie z. B. *Goethe's* Junggesell und der Mühlbach unter der Rubrik: „Erste Regungen der Liebe und naiver Ausdruck derselben, in sofern beide noch mit Innigkeit und Wärme für Natur übereinstimmen, — in männlicher Form;" und dessen *Blümchen Wunderschön* als Ausdruck der Liebe unter Gatten.) Es muss daher auch ferner die Folge der hier in Gedichten geschilderten Stimmungen und Situationen, in Hinsicht auf das nur individuelle Leben, als etwas *Willkührliches* erscheinen, wodurch eine *poetische Einheit*, auf welche diese Sammlung als solche Anspruch macht, und vermöge deren jedes einzelne Gedicht als nothwendiges Glied sich mit den Übrigen *innerlich* vereinigen müsste, schon ausgeschlossen ist; so wie auf der anderen Seite Rec. schwerlich glauben will, dass es Jemanden einfallen könnte, für seine jedesmalige Stimmung einen poetischen Reflex in dieser Sammlung zu suchen, und also auch in dieser Rücksicht keinen Vorzug dieser Anthologie erblicken kann. So bleibt also nur jene einfache allgemeine Abtheilung der Gedichte nach den Lebensaltern, deren Charakter sie schildern, nebst einigen Unterabtheilungen (z. B. nach den charakteristischen Zügen der Jugend, des männlichen Alters u. s. w.), als eine Abtheilung, welche die Gedichte äusserlich und in Hinsicht auf die Begriffseinheit der eben angegebenen Rubriken verbindet, stehen, und Rec. kann, wie sehr er auch wünscht, zu denen zu gehören, „die ein unsichtbares Band in allen Dingen erblicken, und auch die poetische Welt nicht abgerissen und zerstückelt, sondern als ein lebendiges Ganzes nehmen," dennoch diese Sammlung für nichts anderes als eine künstliche Mosaik von poetischen Juwelen ansehen, welche, nach des Herausg. eigenen und strenggenommenen Worten, bestimmt ist, den Tempel des Lebens *in seinen grossen Hauptfeldern auszuschmücken.*

Allein auch letzterer, durch jene allgemeine Abtheilung bedingter Foderung einer planmässigen Mannichfaltigkeit scheint uns Hr. *H.* nicht hinlänglich Genüge geleistet zu haben. Denn abgerechnet, dass er, wie schon oben erinnert worden, die Spiele und Ansichten der Kinderwelt ganz übergangen hat: so ist auch die *Ältern-* und *Kinder-Liebe*, besonders aber die *Freundschaft* in diesen Schilderungen fast leer ausgegangen, und die Abtheilung des Jugendalters beschränkt sich *lediglich* auf Darstellung des Gefühls der *Liebe* in ihren mannichfaltigen Situationen. Der Abschnitt des Mannesalters ist mannichfaltiger, aber sonderbar ist es, dass die *Religion* erst *hier* eintritt. Wir übergehen andere Inconvenienzen dieser Art.

Dabey konnte es auch nicht fehlen, dass der Vf., seiner gefassten Tendenz zu Liebe, manchen Gedichten in der rubricirenden Erläuterung eine einseitige Deutung gab. So ist es fast lustig unter der Rubrik *Familienfreuden* das witzige Epigramm *Schillers*: die *Entschuldigung* zu finden: *Du verklagst das Weib* u. s. w.; unter Rubrik: „die Liebe unter den Ruinen der Zeit und des Schicksals" *Matthisons* Elegie: die Ruinen eines alten Bergschlosses, welche gerade das *Gegentheil* zu enthalten scheint; als Vorwort über wahre Begeisterung und Dichterweihe; der *Geist Gottes* von *Voss*; noch mehr aber in dem dem Alter gewidmeten Abschnitte unter der Rubrik: der freudensatte Unglückliche, *Goethes* Harzreise. So möchte auch, um das „ursprüngliche Geschlechtsverhältniss" und die erste Regung der Liebe poetisch darzustellen, *Schillers* poetische *Reflexion* über das Geschlechtsverhältniss nicht treffend gewählt seyn. Doch dieses sind nur Missgriffe in Beziehung auf jene Tendenz.

Auch die erste Vorrede ist eine Anthologie von prosaischen Aussprüchen unserer ersten Denker und Dichter zum Preise der Dichtkunst, die der Vf. als Einleitung und Commentar zu dem Buche dem Leser selbst in Verbindung zu bringen überlässt. Eine Vergleichung der Ausgaben kann Rec. nicht anstellen, da ihm die erste nicht zu Gesicht gekommen ist. Das Äussere ist der Verlagshandlung würdig.

A . . . . s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 SEPTEMBER, 1812.

## *DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.*

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Deutsche Gedichte des Mittelalters*, herausgegeben von *F. H. von der Hagen* und Dr. *J. G. Büsching*. Erster Band, mit 4 Holzschn. 1808. Vorr. und allgem. Einleitung. LII S. König Rother, Herzog Ernst, Wigamur, der heilige Georg, Salomon und Morolf, sämmtlich besonders paginirt; die Einleit. LXXXVIII S., die Gedichte selbst nebst den Anmerk. 387 S. 4. (5 Rthlr. 8 gr.)

Ein ganzes Jahrhundert hindurch hatten, meist mit undankbarem Erfolg, und ohne recht in den wirklichen Bestand des deutschen Schriftenthums einzugreifen, die Bestrebungen zur Aufhellung einer vorzeitigen einheimischen poetischen Literatur sich vorübergehend nur dort und da kund gegeben. So gewiss diese Wahrnehmung: so wohlgegründet die Hoffnung, dass erst im neunzehnten Jahrhundert eine allgemeinere Anregung und willigere Anerkennung diesen Studien vorbehalten sey. Möchte nur die bisherige günstige Stimmung des Publicums dadurch ganz belohnt worden seyn, dass jeder weitere Fortschritt, welcher Art er sey, durch verständige Wahl, durch edle Behandlung und gründliche Kritik sich ausgezeichnet hätte; durch letztere in sofern freylich, als sie, erst sich versuchend, zwar stets das Rechte zu erstreben, aber doch nach Maſsgabe der unzureichenden Hülfsmittel durch jeden Zuwachs der Erkenntniſs sich noch stets mehr auszubilden und zu begründen hat. Nehmen wir nun aber auch an, dass die Mitarbeitenden (wie Jeder das gern von sich bekennen wird) häufig von ihrer Seite mehr guten Willen, als Untadeliches gezeigt haben: so ist in solchem Fall zwar nicht diess, sondern die hiedurch bedingte gegenseitige Belehrung, auch Tadel, etwas für Alle Wünschenswerthes; das Publicum, bey seiner Theilnahme an dem immer weiter sich aufthuenden neuen Lande, gewinnt selbst an Einsicht durch den Gegensatz, und seine etwanigen Klagen bey diesem Bestreben nach einem schönen Ziele träfen ohne Zweifel nur die Missgriffe im Grossen, und den Mangel einer wohlverbundenen Succession der Untersuchungen und Mittheilungen.

Selbst von der Bestimmung Mehrerer der Ersten und Besten abgesehen, glauben wir die günstige Ansicht der meisten Deutschen, denen überhaupt ein gebildeter Geist inwohnt, und die dem nicht verschlossen sind, was im Grossen die deutsche Literatur bewegt, nicht zu sehr auf unsere Seite geneigt zu haben. Wir glauben nämlich, dass es die Wenigeren sind, die etwas Verkehrtes in den Bestrebungen zur Aufhellung unserer Vorzeit erblicken, oder wohl gar vermeinen, man wolle hiedurch etwas Fremdes (!) einführen, was sich gar gut entbehren liesse, und dass der Rückblick auf ein einheimisches Alterthum im Grunde nur auf ein *Zurückgehen* deute, welches der errungenen Ausbildung unserer Cultur keineswegs vortheilhaft seyn könne. Lassen wir hierauf nicht durch ein vages Wort, sondern durch bestimmte Aussagen erwiedern; ohne diese Entgegnung wäre ja auch die vorliegende *Sammlung* einem wenig ehrenvollen Urtheil ausgesetzt, welches (im Allgemeinen) uns eben so verkehrt als beklagenswerth erscheint.

Sehen wir auf den gesammten Bestand unserer jetzigen Sprache und Literatur: so stellt sich uns zunächst die Atmosphäre dar, in der wir eingewohnt wie gute Kinder leben, ohne viel um das Vormals und Weiterhin uns zu bekümmern. Was vor uns entsteht, sind Erscheinungen, die wir vielleicht bewundern, die jedoch bey so naher Umgebung uns gar nicht ungewöhnlich vorkommen. So ist das Ganze unserer Literatur, weil wir nur die Gegenwart kennen, uns eine vage, schwimmende Masse. Wie die Zeit sich forttreibt, schöne oder herbe Früchte bringend: so gehen wir ohne wahre Einsicht und passiv mit ihr hin, in gleicher Masse, wie wir das unerwartete, mit dem Vorbestandenen so ganz widersinnige Umwälzen in politischen Dingen, im Strome selbst mitbegriffen, nur leidenschaftlich oder mit dumpfem Gleichmuth erfahren. Wir waren, hinsichtlich unserer Literatur, bisher wie Kinder, die von dem Vergangenen nichts wissen und solches also auch für sich *nicht zu nützen vermögen;* dagegen streckten wir nach allem Fremden begierig die Hände aus: das sicherste Mittel, uns am Ende völlig zu *entnationalisiren.* Was in Deutschland gewusst und gedacht wird, darüber kann es bey einem so schreibseligen Volke nicht an einer Schrift, oder mehreren Schriften fehlen; nun nenne man uns aber doch Eine, wo mit Einsicht und Kenntniss der Sachen (von unfruchtbaren bibliographischen Nomenclaturen reden wir nicht) die Entwickelung und alle die verschiedenen Schicksale unserer Literatur und Sprache dargestellt wären, so dass dieses Ganze, ungeachtet seiner Widersprüche, in seinem eigentlichen geschichtlichen Zusammenhange uns klar wäre! Ist nun im Sinn einer solchen Aufgabe nichts Bedeutendes bisher geschehen: so ist offenbar, dass wir bey der Frage: „*Was ist* die deutsche Literatur?" beschämt unsere Unwissenheit bekennen müssen, indem sie in ihrer Ganzheit noch von Keinem erfasst worden, und dadurch eigene Schuld uns unbekannt ist, auf welchen Wegen sie so geworden, wie wir sie jetzt erblicken. Dieses, was uns

mangelt, nennt Rec. die *Selbsterkenntnifs* unserer Literatur, deren Werth und Nothwendigkeit er, für gemeinhin, sehr gern nicht so gar hoch ansetzen will, wenn nur anerkannt wird, dafs der Gegenstand es vollkommen verdiene, dafs Viele sich damit beschäftigen, und von nun an es Jedem möglich machen, die Cultur des deutschen Volks auf allen den wechselnden Stufen zu erkennen und zu verstehen, wo es durch das bleibendste und vernehmlichste Organ aller geistigen Thätigkeit, durch die Schrift, sich bemerkbar gemacht hat.

Nächst dieser vermifsten Selbsterkenntnifs ist aber noch ein zweytes Princip nachzuweisen, das für den ganzen Stand und die Forterhaltung unserer Bildung ungleich wichtiger ist, und dafür auch von allen denen, die auf die Literaturen der Griechen und Römer alle Grundbildung zurückführen möchten, anzuerkennen ist, im Fall sie nicht etwa die Selbstverleugnung so weit treiben wollen, dafs man am Ende gar nicht mehr sieht, mit welchem Rechte sie sich Deutsche nennen möchten. — Erinnern wir uns, dafs fast drey Jahrhunderte lang, ungeachtet uns die Natur eine herrliche, allfähige Sprache gegeben, wir durch eigene Versclavung des steten Lateinschreibens uns selbst wie entnationalisirt hatten, als die fortgeschrittene Bildung anderer naher Nationen aus diesem Todesschlummer uns erwachen liefs, damit wir uns antrieben, selbst etwas zu versuchen, und in der eigenen Rede zu wirken, weil doch alles Fremde ohne Spuren tiefer Wirkung dahin schwindet. Was wir nun vorbrachten, war, aufser wenigem Guten und Verkehrten eigener Art, durchgängig nur solches, dessen Antrieb und Gestaltung von *fremden* Vorbildern, französischen, engländischen u. s. w., ausging und bedingt wurde; nicht die Verfassung, kein grosser Mittelpunct leitete uns, dafs wir die Gebilde unserer Dichtung wahrhaft einheimisch zu machen gewagt hätten, so dafs in dem Punct unser Bestes, wie in klopstockischer Wesenlosigkeit, zwischen Himmel und Erde schwebt, und wir den künftigen Geschlechtern, gröfstentheils, eine Literatur ohne Heimath und Vaterland hinterlassen. Dafür haben wir den für ein Volk wenig ehrenhaften Ruhm, fast Alles idealisirt, d. i. entnationalisirt zu haben; bey den Griechen dagegen war Alles die lebendigste Gegenwart; wir aber wähnen, das Wahre nicht anders zu finden, als indem wir die Gegenwart tödten oder doch sorgsam *verstecken*. Wodurch denn jene fatale Sentimentalität und das üble Mifsverhältnifs zwischen dem Unsichtigen, das wir erstreben, und den Halbheiten, die wir kärglich und ekel noch aus der Wirklichkeit gestalten, entstehen mufste; wodurch endlich die Gegenwart selbst uns so werthlos werden, und jene kleingeistische Pädagogik immer mehr um sich greifen mufste, die das Gefühl aller bürgerlichen Existenz untergrub, um ihre Menschenpuppen zu bilden; wie diefs schon 1773 in *Goethe's* Tragikomödie vom Pater Brey vorhergesagt worden. Dieser Humanismus der Pädagogen, der recht gut seyn möchte, wenn die Welt ohne Krieg und die Natur ohne Elasticität wäre, hat wie eine Seuche vor unseren Augen um sich gegriffen, und ganze Regierungen bethört, in seinem verderblichen System zu handeln. Oft wollte es uns scheinen, als ob es ganz andere Menschen müfsten gewesen seyn, denen wir die frischen, guten alten Lieder von 1450 — 1570 verdanken, wogegen unsere ganze Calamität sich, Allen unbewufst, in einem Gesange an die Freude zu erkennen gebe, wie in so manchen anderen Verkehrtheiten, den Symptomen innerer Auflösung, die jetzt ihre Krisis bald wird überstanden haben, um, geb' es der Himmel, in dem deutschen Volke ein besseres Getriebe hervorzubringen, und alle die bisherigen Irrungen und Mifsverständnisse uns vergessen zu machen.

Diefs die bisherigen Schicksale unserer Literatur, worüber Weiteres hinzuzufügen wir diefsmal uns gern enthalten *). Aber das traurige Bewufstseyn, Eigenes fast nichts selbst zu haben, hier allen Antrieb von den Franzosen, Italiänern u. s. w., dort durch Nachahmerey der Griechen und Römer empfangen zu haben, und nebenher, bey dem Mangel eigenes Grundes und Bodens, so viele Mifsgestalten einer ärmlichen Sentimentalität sich zu denken zu haben, und Jenem sich gleichstellen zu müssen, von dem das Epigramm sagt (*Anthol. ed. Jacobs* III, 127)

„γευόμενος πάντων οὐδὲν ἔχεις ἴδιον,"

dieses Bewufstseyn sollte doch wahrlich uns aufregen, darauf bedacht zu seyn, ob denn Nichts zu einer achtungswerthen Selbstständigkeit uns führen könne, zu einer Selbstständigkeit, die zugleich dem heillosen Verderbnifs steuerte, welches unserer edlen Sprache jede Mifsgestalt droht; die uns ermächtigte, bey ihrer weiteren Fortbildung (weil *Stillstand* unmöglich) auf eine sichere, unwankende Grundlage zu fufsen. Rec. wenigstens hegt die Überzeugung, dafs es ein solches Mittel giebt, damit unsere Literatur und Sprache zu jener Selbstständigkeit gelange; es mufs aber hier vorläufig der eigenen Überlegung des Lesers die weitere Ausführung des Satzes überlassen bleiben, dafs dieses Mittel nur durch die gründliche Kenntnifs und Einsicht unserer Literatur in jenen früheren Zeiten, wo sie ungleich selbstständiger und *sui juris* da stand, als seit der Reformation, zu erwerben sey. Diese Zeiten liegen bey weitem nicht so weit aus einander entfernt, als bey den Griechen z. B. es Homer vom Hekatäus oder Herodot war; denn das erste prosaische *Buch*, woran unsere dermalige Literatur und Sprachbildung zunächst sich anschliefst, ist bekanntlich Luther's *Bibelübersetzung*, der gerade defshalb, von allem theologischem Interesse abgesehen, schon längst eine philologisch-kritische Ausgabe hätte zu Theil werden sollen. Gleichwohl ist unzweifelich, dafs dieses nur übersetzte Werk völlig ungenügend und unzureichend ist, um den Grundpfeiler jeder weiteren Hinanstrebungen zu bilden; und ein solcher Grund und Boden ist dem Ganzen doch nothwendig, wenn es nicht immer mehr in schwankender Willkühr alle Haltung verlieren soll.

Damit nun wäre angedeutet, dafs es für die ge-

*) Zu kläglich in der That wären jene Schicksale, wenn nicht Mehrere, die *frey* blieben in der herrschenden Verkehrtheit, z. B. *Goethe* und *Joh. Müller*, uns da. y trösteten und Entschädigung gewährten. Gemeinhin jedoch beruht obige Ansicht auf so vielfältigen Wahrnehmungen, dafs wir zu einer umständlicheren Auseinandersetzung hierüber uns verpflichtet erachten. *Der Rec.*

sammte deutsche Literatur und Sprache keinen sichereren und ächteren Weg gebe, sich selbst zu erkennen und der entäusserten Selbstständigkeit sich wieder zu nähern, als die Anschauung, Erkennung und Wiederbelebung ihrer früheren, blüthereichen und *selbstterwachsenen* Zustände; wobey die sogenannten Modernisirungen oder widernatürlichen Mischungen zwischen alten und neuen Sprachformen auf keine Weise von uns mit verstanden sind. Die von uns erheischte Selbsterkenntniss ist dem deutschen Schriftenthum, wenn ein solches bestimmt anerkannt seyn will, unumgänglich nöthig; ohne Selbstständigkeit müsste unsere Literatur immerhin ohne Ziel und Zweck irrlichterngleich und in wesenlosem Scheine hinschwanken; für beide Fodernisse haben wir ein und dasselbe Mittel nachgewiesen, und nichts Zweckmässigeres glaubten wir voranschicken zu können, um den Lesern ein Unternehmen vor Augen zu führen, welches ganz darauf berechnet ist, ein vergessenes und verkanntes grosses Zeitalter unserer Literatur uns wieder erkennen zu lehren, in Wiedererweckung solcher Werke des menschlichen Geistes, die in ihrer ungetrübten Form eben so sehr von theilnehmenden Gemüthern gelesen und wiedergelesen zu werden verdienen, als ausheimische Producte, die den Sinn ungleich weniger sammeln und befriedigen, als das geistige Mitleben unter den Empfindungen und der Denkweise unserer Ahnen. Dahin zu wirken, muss das Bestreben aller derer seyn, die als Herausgeber solcher einheimischer Denkmäler auftreten; möchte denn dieser Zweck gegenwärtig überall auf eine genügendere Art erreicht werden, wie in dem vorigen Jahrhundert, welches manche Abdrücke, nur nicht Eine tadellose *Ausgabe* uns geliefert hat. Auch die Hnn. *v. d. Hagen* und *Büsching* haben in der vorliegenden Sammlung nur *Abdrücke* handschriftlicher Texte geliefert; die Genauigkeit ihrer Besorgung, so wie die beygefügten Einleitungen, verdienen Dank: aber wie weit bedeutender wäre ihr Verdienst, wenn sie in dem Nothwendigsten und Wichtigsten, sich als eigentliche *Herausgeber* gezeigt hätten! —

Die hier befindlichen sechs Gedichte sind Werke des XII, XIII und XIV Jahrhunderts. Eine Auseinandersetzung dessen, was in den deutschen Gedichten dieser Zeiten Gutes, Schönes und Treffliches, was immerdar den göttlichen Geist der Menschennatur bekundet, in Schöpfungen der Phantasie, Gesinnungen, Gefühlen, in dem Gebiet des Verständigen und Wahren, und in Darstellung menschlicher Verhältnisse, verborgen oder vielmehr offenbar daliege, kann nicht an diesen Ort gehören, da die obige Sammlung unter der Gesammtheit dessen, was schön ist und edel, nur einzelne Seiten uns öffnet, und wir also die allgemeine Übersicht nach dem zufälligen Stoff dieses 1 Bandes einschränken müssten. Gemeinhin dürfen wir jedoch jenen ästhetischen Werth fast allen hier gelieferten Werken zusprechen. Wenn weder Inhalt noch Darstellung in dergleichen Denkmälern ein solches Bedeutniss zu erkennen geben: so kann ein Werk der Art, im Fall nicht der Historiker nähere Ansprüche darauf hat, immer noch für den Sprachforscher von grossem Interesse seyn, im letzteren Fall aber müssen wir uns durchaus gegen die vollständige Herausgabe erklären, da es genügt, wenn die Philologen, denen solche Dichtereyen zur Hand kommen, den sprach- oder alterthumskundlichen Gehalt uns kurz und gut daraus mittheilen. — Was die Herausgabe selbst der obigen Denkmäler betrifft: so finden wir uns hier in dem Raum einer unerfreulichen Wirklichkeit. Von den hier bekannt gemachten 6 Gedichten ist, nach dermaliger Erfahrung, nur jedesmal *eine* Handschrift uns erhalten worden, keine darunter zu den *besseren* gehörend. Nach *Casparson's* unlesbarem Abdruck des Wilhelm von Oranse musste uns längst bekannt seyn, dass die mit vieler Sorgfalt von ihren Verfassern geschriebenen Gedichte in der Gestalt, worin die Nachlässigkeit so vieler unwissender, „tummer" (unbesonnener) Abschreiber sie uns überliefert hat, beynahe ganz ungeniessbar sind, so dass, wenn hier nicht die Kritik mit allen den ihr zuständigen Rechten das Verkehrte bessert, und so dem Autor, wie dem jetzigen Publicum, zu gleicher Masse Recht widerfahren läst, die Leser um den grösten Theil des Vergnügens gebracht sind, das ein solches Werk ihnen darbieten würde. Unsere beiden Herausgeber haben sich sehr viele Mühe gegeben, vielleicht mehr wie irgend ein früherer; sie haben für die vormaligen Diphthongen eigene Typen beordert, sorgfältige (mitunter freylich irrige) Interpunction hinzugethan, für möglichste *Druck*fehlerlosigkeit gesorgt, und meist ausführliche Einleitungen vorgesetzt. Dessenungeachtet fehlt es, wie gesagt, in der Hauptsache überaus; diese Texte sind alle aus jüngeren, meist sehr verderbten Handschriften, mit beynahe allen Fehlern des Sinnes, allen Entstellungen der Orthographie wieder gegeben, wozu nur die missverstandene Schätzung der Form eines vor vierthalbhundert Jahren gefertigten Manuscript verleiten konnte. Es ist keins unter diesen Werken, worin nicht ungeahnet und ungeahndet die häslichsten Fehler stehen geblieben wären; dagegen sind eine Unzahl von Unwichtigkeiten verschwenderisch in den jedem Gedichte angehängten *Anmerkungen* niedergelegt, worunter selbst das wenige Brauchbare uns nicht einmal recht zu Statten kommt, weil man im Texte selbst nie durch irgend ein hinweisendes Zeichen darauf vorbereitete. Rec. hat sich in dem Raume zweyer Jahre die gröste Mühe gegeben, die Texte dieser sechs Gedichte von ihren tausendfältigen Corruptelen zu reinigen; die Resultate dieser kritischen Sichtung, verbunden mit manchen historischen Erläuterungen, wird er binnen Kurzem den Besitzern jener Sammlung und den übrigen Interessenten besonders gedruckt darlegen. Für den Umfang dieser Blätter gehörten sie nicht; wir wünschen hier bloss durch eine allgemeine Ansicht des bisher Gelieferten dem grösseren Publicum zu genügen.

Von jenen Foderungen abgesehen, haben wir, was vor uns liegt, als genaue Copieen der einzelnen Handschriften, nur an gar wenigen Stellen interpolirt, anzusehen; die Änderungen trafen meist den *zweyten* Reim, um ihn dem *vorderen* gleichstimmig zu bilden: ein durchaus ungewisses Kriterion des Richtigeren! — Der Druck selbst, mit unger'schen Let-

tern, ist schön und nett, doch schienen lateinische Typen für solche Werke uns immer angemessener. Auf Nutzung des Raums ist wenig gesehen; man würde, wie in der *myller'schen* Sammlung, lieber drey Columnen, als so weit aus einander ihrer zwey, gesehen haben; überhaupt wär' es ja weit zweckmäsiger, alle die Gedichte in kurzen 5—9zeiligen Versen in dem bequemeren Octavformat (wie die Klage bey *v. d. Hagen's* Ausgabe des Nibel. Liedes 1810) abdrucken zu lassen. Die *Interpunctionen* würde ein geübter Leser gar leicht entbehren, nur dass sie in der Mitte der Verse und bey nicht gleich klarer Construction auch am Ende nie fehlen sollten. Was die literarisch-historischen Einleitungen betrifft: so dünken sie uns viel zu lang; wenigstens hätten sie, wenn auch vorerst nicht bey Seite gelegt, doch an einem *anderen* Ort bekannt gemacht werden sollen, da jede weitere Entdeckung sie ungenügend darstellt, was doch in einer solchen Sammlung, wovon keine zweyte Auflage zu hoffen, auf keinen Fall wünschenswerth ist. Übrigens werden wir hier auf keine weiteren Prüfungen dieser Einleitungen uns einlassen; wir erkennen darin die Bemühungen der Herausgeber, wie billig, an, so wie in den schon erwähnten Anmerkungen ihren pünctlichen, gewissenhaften Fleiss, wiewohl wir die geringe Bedeutung und Unbequemlichkeit dieser stets im Kleinen beschäftigten Anhänge durchaus nicht in Schutz nehmen können. — Nun zu einer kurzen Aufzählung der in dem I Bande mitgetheilten Werke. Nur eines darunter läst uns einen bestimmten Ausspruch über seine Herkunft und Zeitalter thun: *Reinbot's von Doren* (Dorum im Herzogth. Bremen) Gedicht von dem h. Georg, verfasst auf Begehren des baierischen Herzogs Otto des Erlauchten um 1252, mithin aus der schönsten Zeit der älteren deutschen Kunst. Indess bot dieser christliche Heros nicht einen überall gleichen poetischen Stoff dar, auch hatte die Herzogin jede weitere Ausschmückung des (altfranzös.) Originals dem Autor untersagt, sonst, traut er sich zu, hätte er es „bass" dichten können. Die *möser'sche* Handschrift, im Ganzen noch leidlich, enthält manches Fehlerhafte, auch ist sie viel zu reich an niederdeutschen Formen, die doch sonder Zweifel in *Reinbot's* Buch, wie er es dem Baier-Herzog überreichte, *nicht* Statt fanden! Das ältere Fragment, welches Rec. den Herausgebern sandte, ist aus dem XIV Jahrh., aber zu sehr bavarisirt, als dass es für die Feststellung der Orthographie hätte Muster seyn dürfen, wie Rec. in dem Dichterverzeichniss zweifelnd anmerkte. Die Mensur der Verse ist in der *möser'schen* Handschrift noch sehr geschont, desto leichter wäre mithin die übrige Nachhülfe gewesen. Ist von einem alten Gedichte, wie es Namen habe, nur eine nicht correct zu nennende Handschrift übrig: so muss diese, wenn sonst das Werk selbst Bekanntmachung verdient, wenigstens drey bis viermal überlesen und Alles genau geprüft werden, um einen so viel möglich lesbaren Text zu liefern. Wir Herausgeber haben mithin als unsere erste Pflicht anzuerkennen, die alten Denkmäler unserer Literatur sowohl als das gegenwärtige Publicum zu ehren, und die Dichter gegen die gefühllosen Schänder ihrer Werke, die elenden Copisten, zu schützen. Es scheint, dass hiebey nicht wohl umgangen werden dürfe, räthselhafte oder dunkele Stellen zu erklären; von dem Herausgeber erwartet man, dass er Alles wohl verstanden habe, im Gegenfalle sollte er das Nichtzuerklärende als solches bemerken, überall aber dem Standpunct solcher Leser sich nähern, die gelegentlicher Fingerzeige bedürfen, um nicht im Dunkeln umher zu tappen. Wir waren Willens, als Probe eines gebesserten Textes und des Gedichtes selbst die an poetischen Blumen überreiche Rede des Demetrius an seinen Bruder den Markgrafen Georg V. 729—853 hieher zu setzen; da jedoch der Raum dieses untersagt: so mögen hier wenigstens einige Anmerkungen *der* Art Platz finden, die wir so eben als unerläslich bey solchen Ausgaben bezeichneten. 49. „*So wenig ein schachzabil-bret iemant zwispelden mag,*" so nämlich, dass er es in zwey *völlig gleiche* Hälften spalte. 56. *Vnd vor der erden gruft*, giebt keinen Sinn, etwa: *und füre durch der erden gruft?* 61. *Damit sich alles das entswebit*, ist völlig unverständlich, vielleicht sind hienächst zwey Verse ausgefallen? 64. „*Der sant, der da lit an des meres trum,*" ein ungewöhnlicher Ausdruck; *trum* heisst hier *Ende; mit zal durch die hant lassen*, ist so viel, als: an den Fingern herzählen 73. *Magsi-u das understan*, könntest du diess überstehen? Die Interpunction ist irrig, man verbinde: *Durch minen willen nu belib etc.* 95. *Nu wilt-u von mir scheiden, so* — statt *Nu* wird wohl *Vnd* stehen müssen; nachher bey V. 807. *Vnd wiltu nu*, bleibt *Vnd* besser ganz weg, da es den Vers stört. 803. *Vnd das mich taubte*, ist *da* st. *das* zu lesen. 16. *Das min herze davor gestet*, nicht hinsinkt, Stand hält. 17. *Wer'(e) es als(o) gros, als mons Olivet; mons* ist auf jeden Fall ein nichtswerthes Glossem; *Olivet* möchte aber dem von Rec. einst vermutheten *Munelet* vorzuziehen seyn, da vorhin V. 630 eine ähnliche Vergleichung auf den Berg Olympus vorkömmt. 20. *Das es keine quale mag* (l. *müg*) *gehaben*, (:) *es zuvar* (d. i. es zerbräche doch) *und breche in soliche* (man lese: *kleine*) *stücke gar*, (;) *Was* (l. *swas*) *craft hat es* (l. *es hat*) *begriffen*, *solde man in tusent schiffen Solichen*(?) *iamer füren tusent* (man verbessere: *eine*) *stunt* u. s. w. 35 *Vnd wirt ir* (*ir* bleibe weg) *truren gemeret*; (nicht interpungirt) *ubir-al uf unser marke* (;) *Vnfride vnd orlog* u. s. w. — Es möge nun je oder niemals eine bessere Handschrift des *Reinbot* sich vorfinden: so ist doch klar, dass jeder, an sich verbesserliche Fehler, der hier durch den Druck fixirt worden, eine grosse Unannehmlichkeit ist, und bleibt, wenn nicht Jeder sein Exemplar nach den richtigeren Angaben durchcorrigirt; das kritische Vermögen an diesen alten Denkmälern zu üben, wird immer nur die Sache sehr Weniger seyn; aber lesen und kennen ohne so grosse Umständlichkeiten möchten doch Manche diese Werke, um in der Nähe den Stand der deutschen Bildung durch alle Jahrhunderte zu erfassen, und den Namen und Grund kennen zu lernen, auf welchen unsere ganze neuere Literatur ruht (sich selbst freylich dessen nur zu sehr unbewusst), und aus dessen Urkraft sie am sichersten sich wieder verjüngen kann.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 SEPTEMBER, 1812.

## *DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.*

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Deutsche Gedichte des Mittelalters*, herausgegeben von *F. H. von der Hagen* und Dr. *J. G Büsching.* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wenige Jahrzehende später, oder auch früher, ist das allen inneren Gründen zum Trotz dem Heinrich von Veldeck beygelegte Gedicht von Herzog Ernst von Baiern das Erneuerungswerk eines unbekannten, nicht niederdeutschen, eher fränkischen Dichters. Die gothaer HS. ist mittelmäsig; die meisten Fehler sind in der ausführlichen Beurtheilung verbessert, woselbst auch der historisch-literarische Stoff weiter ausgeführt ist, dem wir schon zwey Aufsätze in dem Museum für ältere deutsche Literatur II, 1 widmeten; diese Forschungen, *von der Hagen's* Einleitung hinzugerechnet, beweisen, wie wenig wir glauben dürfen, die aus solchen Gedichten hervorgehenden Untersuchungen beym ersten Anlauf beenden zu können. Dieser jüngere Ernst ist durchaus in einem edlen, gleichen Stil gedichtet; es finden zwar keine Minne-Abenteuer Statt, doch verdiente das Werk in jeder Rücksicht die Bekanntmachung. — Aus der ersten Hälfte des XIV Jahrh. wahrscheinlich, und von einer weniger gebildeten Herkunft ist der *Wigamur*, nur um einige Grade besser, als der Roman von Herzog Friederich von Schwaben. Die wolfenbüttler HS. (einst in Baiern) ist in jeder Hinsicht so verderbt und durch Lücken entstellt, dass deren Herausgabe weit besser vorerst unterblieben wäre; Eschenburg's Auszug konnte einstweilen genügen. Die vielen Blätter der *Bemerkungen* sind überaus unfruchtbar, so dass man lieber einen Abdruck ohne alle Noten, wie in der *myller'schen* Sammlung, sich zu wünschen veranlasst werden könnte. Auch die Einleitung ist dasmal sehr oberflächlich; Hr. *B.* verspricht, als Zugabe zu einer künftigen Bearbeitung des Iwain, über König Artus und die ganze Tafelrunde ausführlichere Untersuchungen, wobey freylich die *historische* Seite, wie bisher, noch ganz mit Nebel bedeckt seyn wird und auch nicht anders kann; die Zusammenstellung der bekannten alten Romanzen und Heldengedichte ist indessen immer wünschens- und dankenswerth. Eine wichtige literarische Notiz, von Niemanden noch beachtet, wollen wir doch hieher setzen, um weitere Aufklärungen darüber zu veranlassen. *Jo. Pitseus* in dem Werke *de Scriptoribus Angliae* S. 166 (vor ihm vielleicht schon *Leland* und *Baleus*) erzählt umständlich von dem Benedictiner *Gildas* Banchorensis, nach ihm Gildas IV, wie er in seine Schriften so viel Fabelhaftes und Falsches eingemischt habe, und setzt sodann, ohne alle weitere Beglaubigung, hinzu: *Scripsit, ut habet Vion* (wer dieser *Vion* gewesen, erfahren wir wenigstens durch ihn und Jöcher *nicht*), *de milite Leonis Lib. I* (kein anderer als der Iwain); *de milite quadrigae* (gewiss Wigoleis mit dem Rade); *de Rege Arthuro*; *de Percevallo et Lancelotto Lib. I* (als ob beide in einem Werke!); *de Galguano* (Gawan?) *et quibusdam aliis Lib. I.* Dieser Gildas lebte um 860, aber wie es mit den angeführten Schriften stehe, wird wohl schwerlich der Continent entscheiden. — Vermuthlich auch aus dem XIV Jahrh., und von einem niederdeutschen Geistlichen ist die Bearbeitung des *Salomo und Markolph*, nach dem Lateinischen, der hier als zweyter Theil des viel älteren und in jeder Rücksicht ihm heterogenen Salomo und Morolfs uns vorgelegt wird. Die Bearbeitung ist nicht ungeschickt; man vergisst gern dabey, dass der Verfasser ein Original (welches wahrscheinlich aus Italien, aus dem Ende des XIII Jahrh. datirt) vor sich hatte. *Eschenburgs* Handschrift ist nicht frey von Fehlern, die also hätte gebessert werden sollen. Eine zweyte Abschrift ist seitdem im Vatican entdeckt worden. —

Aus einer früheren Zeit, und von ganz anderer Art, sind die noch übrigen beiden Gedichte, deren Vorzüglichkeit und Originalität selbst in den höchst verderbten Copieen nicht ganz verdunkelt werden konnte, aus denen sie hier mitgetheilt worden. Beide Werke sind ächt deutscher Heimath, wenn etwa auch nicht ganz dem Inhalt, doch dem Charakter der Behandlung und Sprache nach. So diese munteren, belebten *Abentüren von Salomo und Morolf*, die wir leider wohl nie in ihrer ächten Gestalt wieder vor uns sehen werden, weil sie längst von den Sängern des Volks von Ohr zu Ohr getragen wurden, ehe Jemandem der Gedanke kam, sie aus dem Gedächtniss, untreu und entstellt genug, aufzuzeichnen. Daher die so schwer auszugleichende Ungleichheit des Versmasses, welches zuweilen eine ganze Seite durch seinem Gesetz angepasst bleibt, dann aber in vier längere Zeilen auswächst, die gegen die richtige Eintheilung sich hartnäckig sträuben. Das Ganze nämlich ist in einer einfachen, raschen Strophe von fünf Zeilen gedichtet, die auf unbegreifliche Weise von dem Herausgeber nicht bemerkt und anerkannt worden, da doch die Auszüge bey *Eschenburg* schon eine strophische Form ahnen liessen. Rec. giebt zu, dass es un-

gemein schwierig sey, nach dem, was aus der HS. und dem alten Druck hier vorgelegt worden, alle diese Strophen richtig wieder herzustellen, z. B. die 40ste Seite. Aber aus jenen beiden Hülfsmitteln hätte unter der Leitung einer sorgfältigen Kritik etwas weit Besseres sich darstellen lassen, als der hier gedruckte Text, der ja bey der Nichterkennung des Versmasses der ersten und nöthigsten Richtschnur ermangeln musste. (Die drey nicht verglichenen Blätter des alten Drucks wünschten wir aus dem von *Grimm* nachgewiesenen gothaer Exemplar an einem bequemen Ort, etwa in der breslauer Alterthums-Zeitung, *vollständig* mitgetheilt zu sehen.) — Das zweyte Werk ist *König Rother*, vorangehend dem Zeitalter der Minnesinger, ein höchst schätzbares Denkmal des *alten Stils*. Der einzige vaticanische Codex ist, wie umständlicher bewiesen worden, von einem ganz unwillenden Niederrheiner verfertigt, der nicht einmal die Schriftzeichen zu gebrauchen wusste; auch in der Abschrift ist Manches versehen durch Nichtunterscheidung leicht zu verwechselnder Buchstaben. Hier nun möchte immerhin der alte Text mit allen seinen *wirklichen* Fehlern wiedergegeben worden seyn, aber fortlaufende kritische Anmerkungen wären sodann unentbehrlich gewesen. Die meisten Fehler hoffen wir getilgt zu haben; nach fünf Jahren wird von den übrigen wohl auch nicht viel mehr zurückbleiben. Im Übrigen darf Rec. wohl nicht erinnern, dass diese ältesten epischen Gedichte unserer Nation einer ganz vorzüglichen Beachtung würdig sind. Möchten nur unsere besten Dichter diese Werke durch eigene *belebende* Kraft dem grösseren Publicum wieder zugänglich machen, um uns von den missverstandenen Versuchen derer, welche dieses dadurch zu bewirken suchen, dass sie die alten Worte nach der heutigen Aussprache umschreiben, endlich ganz zu befreyen. —

Noch haben wir einige Worte über die allgemeine Einleitung dieser Sammlung (40 S.) hinzuzufügen, worin die Herausgeber eine literarische Übersicht aller noch vorhandenen deutschen Gedichte vom XI bis XV Jahrh. (nur nach zu allgemeinen Rubriken geordnet, wie auch *Bouterwek* unlängst bemerkte) mitgetheilt haben. Uns schien immer diese Literatur unserer älteren Poesie *hier* nicht so ganz an ihrem Platze zu seyn, da mit jedem Jahre die Entdeckungen sich vermehren, und hier doch auf etwas *Bleibendes* billig hätte gesehen werden sollen. Eine allgemeine Charakteristik der älteren deutschen Dichtkunst nach ihren verschiedenen Richtungen würde hier weit passender gewesen seyn. Beide Herausgeber haben seitdem diese sonst dankeswerthe Übersicht nach einem erweiterten Plan in dem „Literarischen Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie", Berl. 1812, von neuem bearbeitet; man s. unsere Rec. 1812. No. 136. Ein paar Bemerkungen wollen wir hier noch nachtragen, da sie der Einleitung sowohl wie dem Grundriss angehören. S. 297. Das alte *Heldengedicht* „Vom ungenäheten Rock Christi" (welcher dem König Arendel von Trier zu Theil wird) scheint handschriftlich sich in der Johanniter-Bibliothek zu Strassburg zu befinden, da in *Witter's* Katalog (1746.) unter B, 92, ein gereimtes Werk „vom *gnogen Roch* Christi, chart. fol." verzeichnet steht; Rec. vermuthet nämlich, dass in diesem verdruckten Titel von dem *Graurock* (Arendels Zuname) die Rede seyn solle. *Meisterlieder* von 1420 finden sich das. B, 121. Unter A, 82 wird angeführt: „*Unser frowen lobsam gediht*", vermuthlich der noch ungedruckte Gesang Gottfrids von Strassburg. Daselbst B, 141 ein *Tractatus dictus Regimen s. Calendarium teuton. cum expositione rhythmica*, *ch.* 4, glaublich Heinrichs von Laufenberg Regimen Sanitatis; der Vf. ist im Grundriss u. s. w. ganz übergangen. Ferner A, 77: *Legenda SStor. rhythmis teuton. antiquis*, *membr. fol.*, und B, 100: *Der Apostel Buch*, *rhythm. teuton.* — S. 188 wird bey *Friderich von Schwaben* ganz unbemerkt gelassen, dass dieses Werk von Vielen (auf eine falsche Angabe des *rinckischen* Katalogs) dem *Wolfram* von *Eschenbach* beygelegt worden. Einen anderen Vf. hat *Rinck* nie genannt, wie S. 191 gemeint ist. Über die wenigen Verse, die *Eccard* daraus anführt, wird in der Einleitung behauptet, sie gehörten gar nicht zu diesem Werke; im Grundriss fehlt diess, vielleicht absichtlich? Von dem Zeitalter dieser anonymen Reimerey wird nichts erwähnt; Rec. bemerkt daher, dass sie zwischen 1370—1470 fällt. Das (strophische) Gedicht des Suchenwirts „von fünf Fürsten" S. 408 gehört nicht in den literarischen Grundriss, in sofern die Werke rein-historischen Inhalts von den Vff. ausgeschlossen wurden.

Doch, wir wollen unsere gegenwärtige Anzeige dieses I Bandes nicht weiter ausdehnen. Wir wollen die grosse Mühe und Gewissenhaftigkeit der Herausgeber nicht verkennen, wodurch, wie durch die historisch-literarischen Einleitungen, diese Abdrücke von denen der *myllerischen* Sammlung sich unterscheiden, die überall noch einer Revision bedürfen. Aber aus dem Vorhergehenden erhellt zur Genüge, dass wir für jede weitere Fortsetzung nur einzig den Wunsch hegen, die Herausgeber möchten nur solche Werke, die entschieden der Bekanntmachung würdig sind, und in *guten* gleich- oder nahezeitigen Copieen sich erhalten haben, aufnehmen, mit Unterdrückung jeder kleinlichen, zu nichts führenden Bemerkung über unwichtige, sich selbst verbessernde Fehlerchen oder Besonderheiten der Manuscripte. Auch sähen wir das unbequeme Format lieber für die Gedichte des alten Heldenbuchs, den Loherangrin und ähnliche, aufgespart, so dass die Unternehmer eine zweyte Sammlung in gr. 8 begönnen, und, nach den besten Handschriften, die Gedichte von *Wilhelm von Österreich*, *Wigoleis*, *Lancelot*, *Reinfrit von Braunschweig*, *Wilhelm von Orleans* u. a. zum ersten Mal den Freunden unserer älteren Poesie wieder allgemein zugänglich machten. Möge sodann, wenn dieser Wunsch Erfüllung erhält, es den Besorgern an mannichfaltiger Unterstützung und Theilnahme des Publicums nicht fehlen!

B. J. D.

## PÄDAGOGIK.

Freyburg u. Constanz, b. Herder: *Hülfsbuch für Schullehrer und Erzieher bey den Denkübungen der Jugend*, nach Zerrenner neu bearbeitet von *Ignaz Demeter*, Director des Schullehrer-Seminars, Professor der Pädagogik, Schulvisitator und Stadtpfarrer in Rastatt. 1810. XXIV u. 408 S. 8. (1 Rthlr.)

Man nannte bisher solche Bücherfabricanten, welche aus 99 Büchern das hundertste zusammenschrieben, elende Plagiarier und unwürdige Freybeuter in der Gelehrtenrepublik. Welches Wort aber soll man erfinden, um den gewissenlosen, frechen Abschreiber zu bezeichnen, der *ein* Buch, das gelungene Werk eines namhaften Schriftstellers, in der Vorrede zu seinem Machwerk herabwürdigt, dann excerpirt, Wort für Wort abschreibt, nur hie und da das Bessere auslassend, das Schlechtere von seinem Eigenthum unterschiebt, und wenn er abschreibt, nie das Fremde von dem Seinigen durch den Druck, oder andere Bezeichnungen dem Leser bemerkbar zu machen sucht, so dass dieser das ganze Buch für das Eigenthum dieses Abschreibers zu halten veranlasst wird, welcher unredlich genug war, diesen Irrthum vorsätzlich zu begünstigen.

Wir zeihen Hn. *D.* öffentlich dieser Unredlichkeit, und fühlen uns im Gewissen verpflichtet, den muthwilligen, frevelnden Eingriff in fremdes Eigenthum zu rügen, dessen sich Hr. *D.* schuldig gemacht hat. Wenn leider gegen den Diebstahl der Nachdrucker noch kein genügendes Sicherungsmittel hat erfunden werden können: so ist es um so empörender, wenn ein Schuldirector, ein Professor der Pädagogik, ein Religionslehrer, der die Würde des Schriftstellers kennen, der die Religionsgebote nicht nur kennen und lieben, sondern auch üben sollte, wenn der sich einer Sünde theilhaftig macht, die der weltliche Richter zwar nicht ahnden kann, die ihm aber die Geringschätzung aller Redlichen zuziehen muss, welche um so gerechter ist, da Hr. *D.* als *Nachdrucker* und *Plagiarius* doppelte Züchtigung verdient.

Hr. *C. Ch. G. Zerrenner*, Prediger der Kirche z. heil. Geist in Magdeburg, hatte ein sehr brauchbares „*Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bey den Denkübungen der Jugend*" in den Jahren 1806 und 1807, Leipz. b. Barth, herausgegeben, von welchem wir 3 Bändchen vor uns haben. Diess Buch enthielt in einer fasslichen Sprache die Erklärung schwerer Begriffe und sinnverwandter Ausdrücke, mit erläuternden Beyspielen begleitet, es fand allgemeinen Beyfall und insbesondere bey Schulmännern eine günstige Aufnahme, denen es um Materialien bey Verstandesübungen mit ihren Zöglingen zu thun war.

Hr. Director *D.* erkannte unstreitig die Zweckmässigkeit dieser Übungen, und gewiss auch den Ideenreichthum dieses Buchs. Er wünschte einen wohlfeilen Auszug aus diesem Werke den seiner Führung anvertrauten Seminaristen in die Hände geben zu können. Das Alles war lobenswerth; aber entweder musste er für seine Seminaristen einen Auszug anfertigen und in der Handschrift circuliren lassen, oder von dem noch lebenden Verfasser sich die Erlaubniss zur Publicirung desselben erbitten, oder diesen um Anfertigung eines solchen Auszuges für Landschullehrer ersuchen, wozu sich Hr. *Z.* gewiss gern verstanden haben würde, denn das grössere Buch blieb immer noch höheren Bürgerschulen, und selbst gelehrten Schulen unentbehrlich. Was thut aber der besonnene, feinsinnige, gerechte Hr. *D.*? — Wie schaltet er mit fremdem Eigenthum, wie mit der Achtung, die er Hn. *Z.* schuldig war, dessen Werk er Belehrung verdankte, und welches er eben im Begriff stand, theils abzuschreiben, theils zu verstümmeln? —

Er nennt in der Vorrede S. 5: „*Zerrenners* Buch *zu gross* (ja wahrlich zu *gross* zu dieser schmachvollen Entwürdigung) und weitschweifig, indem der Vf. in drey Bänden ein grosses Magazin von Wörterklärungen aufgehäuft habe, wodurch dessen Ankauf den gering besoldeten Schullehrern unmöglich gemacht werde"; sodann habe dieses Buch noch folgende Fehler: „1) Die Abtheilungen der Worterklärungen in drey Bände, deren jeder ein für sich bestehendes Ganzes ausmache, wobey der ohnehin beschäftigte Lehrer oft alle drey Theile durchsuchen muss, bis er das gewünschte Wort gefunden hat. 2) *Beynebens* sind die Wörter nicht in alphabetische Ordnung gereihet, wodurch die zur Vorbereitung karg zugemessene Zeit unnütz verschwendet wird" (dass aber jedem Bändchen ein alphabetisches Verzeichniss aller erklärten Wörter beygefügt ist, verschwieg Hr. *D.*). 3) „Eine wahre *Rüge* verdiene die ungewählte Zusammenhäufung solcher Wörter, welche weder in den Kreis der Kinder gehören, noch in einem guten Lesebuch für die Schüler gefunden werden." Hätte denn Hr. *Z.* sein Buch allein für Landschullehrer in Rastatt bestimmt, oder hatte er nicht auch an höhere Bürgerschulen und gelehrte Schulen gedacht, als er die Wörter *Elasticität, Rechtskunde, Reinigungseid, Leumund, Abgunst*, aufnahm? „Auch verdiene es Tadel, dass die gegentheiligen, die Bey- und Zeitwörter erklärt worden, welche sich ja leicht durch das Hauptwort erklären liessen; die dadurch erzeugte *wassersüchtige Dicke* des Buchs (man sehe den *urbanen* kritischen Ton, mit welchem Hr. *D.* das Schlachtopfer, welches für seinen Schriftstellerruhm fallen soll, um alle Ehre und Würde zu bringen sucht) könne keinen anderen Zweck gehabt haben, als — das Buch zu vertheuern."

Er aber, — (so baut sich Hr. *D.* den Altar seines Ruhmes, nachdem er das Verdienst eines braven Schriftstellers in den Staub zu treten gesucht) — „Er habe alle diese schädlichen Ranken vom edlen Rebstocke weggeschnitten, und die vielen *unrichtigen, undeutlichen*, oft *unvollständigen* und *überflüssigen* Erklärungen *weggelassen*; er habe 1) die *drey* Bände in *einen* zusammengefasst, 2) alle Wörter in eine alphabetische Ordnung gereihet, 3) nur die Wörter aufgenommen, welche in den Lesebüchern für Kin-

der von 6 bis 14 Jahren vorkommen." (Gehört denn das Wort *Elasticität* hieher? Wir glauben für 14jährige Knaben allerdings. — Warum machte denn oben Hr. *D.* Hn. *Z.* daraus einen Vorwurf, dass er dieses Wort aufgenommen, und warum nahm *er* es hier in seinen preiswürdigen Auszug S. 91 doch auf? — Wie consequent!) 4) „habe er alle Beysätze von Zeit-, Bey- und gegentheiligen Wörtern weggelassen, und 5) alle Erklärungen richtig, deutlich und vollständig bearbeitet."

Das ganze Verdienst, welches sich hier Hr. *D.* anmasst, besteht im *Weglassen* und *Alphabetisiren;* das konnte ein Schulknabe auch verrichten. Was das zuletzt von sich und seinem Unternehmen gerühmte Verdienst betrifft, dass alle Erklärungen vollständig, richtig, deutlich bearbeitet sind: so ist diese Äusserung nichts als eine plumpe Anmasung fremdes Verdienstes. Denn alle in seinem Buche aufgeführten Erklärungen sind Hn. *Z's.* Eigenthum, und bey der sorgfältigsten Vergleichung haben wir keinen Zusatz des sich auf dem Titel so nennenden *neuen* Bearbeiters der *zerrennerschen* Schrift gefunden, wodurch die Begriffsbestimmung an Präcision und Deutlichkeit gewonnen hätte.

Wir wollen nicht *Proben* von dem Plagiat des Hn. *D.* geben, denn das ganze Buch vom ersten bis zum letzten Worte ist ein aneinanderhängender Gedankenraub. Nichts bleibt uns übrig, als Hn. *Zerrenner* aufrichtig zu bedauern, dass sein achtungswerthes Buch in *solche Hände* fiel, und jeden ehrliebenden Schullehrer und Erzieher feyerlich zu bitten, seine Büchersammlung nicht mit einem verstümmelten Werk zu besudeln, und kein Unternehmen zu begünstigen, welches den Stempel der Verächtlichkeit an sich trägt, und nur dazu taugen kann, einen Beytrag zu *Menkens charlataneria eruditorum* und zu *Höhn's* bekanntem *Betrugslexikon* zu liefern.

FRHT.

---

## KURZE ANZEIGEN.

PAEDAGOGIK. *Blankenburg*, b. Wesche: *Über einige erfreuliche Erscheinungen der neuesten Zeit in dem Gebiete der weiblichen Erziehung und Bildung.* — Eine Rede — von *J. W. H. Ziegenbein*, Consistorialrath und Superintendenten zu Blankenburg. 1811. 48 S. 8. (4 gr.) In den Schulschriften des Hn. C. R. *Z.* wurde S. 3—58 von ihm ein Aufsatz geliefert, welcher historische Blicke über Entstehung und Fortbildung der Töchterschulen enthielt. (M. s. Jen. A. L. Z. 1810. No. 136.) Einen Nachtrag zu diesem Aufsatz enthält die angezeigte Rede. Hr. *Z.* stellt mit der Herzlichkeit, welche ihn für seinen Gegenstand belebt, die erfreulichen Erscheinungen in folgenden Sätzen auf: 1) das Bedürfniss einer Verbesserung der Erziehung des weiblichen Geschlechts wurde in unseren Tagen von Neuem lebhaft zur Sprache gebracht; 2) man suchte diesem tief gefühlten Bedürfniss abzuhelfen, indem man Schulanstalten anlegte, und von Seiten des Staats unterstützte; die Schulen zu *Habsthal, Nordhausen, Münden, Zerbst, Altenburg, Erfurt* werden besonders ausgezeichnet; 3) edle Frauen und Männer setzten das Bedürfniss einer *religiösen Bildung* der Kinder in ein helles Licht. Allerdings frohe Erscheinungen in einem Zeitalter, in welchem es den Anschein gewinnen, als sollten die Engel der Finsterniss und nicht die Engel des Lichts in ihren Bestrebungen glücklich seyn.

FRHT.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Über die Confirmation der Kinder und den Confirmanden-Unterricht, nebst einigen Confirmations-Reden*, von *J. L. Parisius*, Superintendent zu Gardelegen, im Elb-Departement. 1810. 140 S. 8. (10 gr.) Diese Schrift handelt von der Wichtigkeit des Confirmanden-Unterrichts, von dem Alter der Katechumenen, welche in den Confirmanden-Unterricht aufgenommen werden, den nöthigen Vorkenntnissen derselben, und der Zeit, die zu diesem Unterricht erfoderlich ist; von Zweck, Grenzen und Umfang, Methode des Confirmanden-Unterrichts; von der öffentlichen Confirmation der Kinder, von der ersten Feyer des heiligen Abendmahls; und liefert zum Schlusse drey Confirmations-Reden, welche unserer Erwartung nicht entsprochen haben, und so gut sie auch ausgearbeitet sind, doch das Herz nicht so ganz ansprechen und nicht so ganz aus dem Herzen geflossen sind, welches doch der Vf. selbst verlangt. Wir versichern übrigens, dass in dieser wohl gearbeiteten Schrift beynahe Alles erschöpft ist, was über die Sache gesagt werden kann.

φ.

*Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Das Damenspiel, auf feste Regeln gebracht, durch Musterspiele erläutert und mit vier noch unbekannten Spielarten bereichert* von *Johann Friedrich Wilhelm Koch*, Domprediger in Magdeburg. Mit 6 Kupfertafeln. 1811. XVI u. 259 S. gr. 12. (1 Rthlr.) Die Freunde des Damenspiels werden ihre Freude an diesem Buche haben. Eine neue Ausgabe seines Werks über das Schachspiel veranlasste den Vf., der mit diesem Werke verbundenen Anhang über das Damenspiel davon zu trennen, und ihn in einer ausführlicheren und nutzbareren Gestalt hiemit dem Publicum vorzulegen. Die vier noch unbekannten Spielarten sind das Englische, oder *à l' egytienne*, das Schach-Damenspiel, das Drey-Damenspiel und das Zahl-Damenspiel. Die drey ersteren sind eine neue Erfindung des Franzosen *J. G. Kallement*, der im J. 1802 zu Metz ein ziemlich unbekanntes Buch über das Damenspiel in drey Bänden herausgegeben, und das vierte ist eine vergessene Spielart, die schon in dem Buche des unter dem Namen *Gustav Selenus* versteckten Herzogs *August* von Braunschweig und Lüneburg, über das Schach- oder Königs-Spiel, als ein sehr altes Spiel unter dem Namen *Rythmomachia* aufgeführt wird. Dieses Zahlengefecht ist aber für ein Spiel fast zu verwickelt und schwer. Bey jeder der genannten Spielarten werden die Einrichtung, die Gesetze, einige allgemeine Regeln und einige Musterspiele angegeben. Die letztern haben den Zweck, die Anwendung der gegebenen Regeln an wirklichen Spielen zu zeigen, weil allgemeine Vorschriften nur allgemeine Fälle berücksichtigen können; ferner durch die Mittheilung wohlberechneter Meisterzüge in kritischen Lagen den Sinn für die Feinheiten des Spiels zu wecken, und endlich dem Freunde des Spiels ein Hülfsmittel zu verschaffen, wodurch er, ohne eines Mitspielers zu bedürfen, sich an dem Spiele vergnügen, und Fortschritte in der Kunst machen kann. Rec. hat mehrere dieser Musterspiele durchgespielt, und sie durchaus musterhaft und belehrend gefunden. Bisweilen sind die angegebenen Züge recht ingeniös. S. 225—238 findet sich auch eine Vergleichungstafel über die Übereinstimmung und den Unterschied der verschiedenen Damenspielarten ohne das Zahl-Damenspiel, was die Übersicht derselben erleichtert. Mit einem Worte, Hr. *K.* hat Alles gethan, was für diese Art der Unterhaltung, die man zu den besseren zählen muss, zu thun war.

Cf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 SEPTEMBER, 1812.

## GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

BERLIN, in d. mylinsschen Buchhandlung: *Griechische Grammatik*, von *Philipp Buttmann*, Dr. Sechste vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1811. 594 S. 8. (20 gr.)

Es ist gewiss nicht zu leugnen, dass Hr. *B.* sich viele Verdienste um die griechische Grammatik, besonders durch die letzten Bearbeitungen, erworben. Durch eigenes Studium und durch die Bemerkungen Anderer, welche er jedoch nicht ohne Prüfung und mit bedachtsamer Mäfsigung befolgt, ist geschehen, dass die ganze Formenlehre allmählich ein viel besseres Ansehen gewonnen, und Manches bestimmter und umfassender geworden ist; und da zu gleicher Zeit Hn. *B's.* Behandlung grosse Deutlichkeit und Einfachheit hat: so muss diese Grammatik (deren 3te Ausgabe bereits 1805. No. 246—249 von einem anderen Recensenten beurtheilt worden ist) mit Recht als eine der brauchbarsten für Schulen gelten. Freylich ist nun aber auch durch dieses Absehen auf den Schulgebrauch manche Unbehülflichkeit entstanden, Altes neben dem Neuen stehen geblieben, Manches weitläufig geworden, das, aus einem tieferen Mittelpuncte abgeleitet, einfacher und bestimmter sich hätte darstellen lassen. Dass die Accentenlehre hier nach der gewöhnlichen Art betrachtet wird, mag Hn. *B.* Niemand verargen, da ihr Zusammenhang mit dem Rhythmus und der Metrik dem Anfänger unverständlich seyn würde. Belehrender aber hätte gleich die ganze Lehre von den Buchstaben und deren Zusammenhange werden können, wenn der Vf. auf das Neuere mehr Rücksicht hätte nehmen wollen. In dem, was von den Consonanten- und Aspiraten-Anhäufungen gesagt wird, ist ja nicht *der* Fall der erste, dass die Griechen überhaupt nicht gern zwey auf einander folgende Sylben mit Aspiraten anfangen lassen, sondern dass sie die Verdoppelung der Aspiraten nicht gern haben, wie in πεφίληκε, ἔπεφυε, ὄχχος, nur in der Zusammensetzung gilt die Regel nicht für ϑ und φ, als ἀμφαφάασθαι, ἀμφεφόβηϑεν, ἀμφιφορεύς, ὀρνιϑόϑηρας, und in den Verlängerungen Κορινϑόϑι, ἀπέφϑιθον; aber gar nicht hieher gehören πανταχόϑεν, ἀγχόϑι, ἀμφεχέοντο, ὀρχηϑμός. Zweytens ist in der Verdoppelung der Aspiraten ϑ und φ noch zu unterscheiden von χ; man sagt wohl ὀρϑωϑεὶς, aber χ kann gar nicht verdoppelt werden, daher nicht bloss ἀκαχάζομαι, auch ἐκεχειρία u. s. w. Eben so wenig gehören hieher ἐϑέλχϑην, πευϑέσϑαι, μάχεσϑαι, πέφανϑαι, φάσϑαι, wo ein Consonant vor den zweyten Aspiraten tritt. Nun erst schreitet die Regel weiter fort, und duldet auch kein ϑ vor φ und χ in τρέχω, τρέφω, τρίχες, τάφος, weil der Grieche ϑ vor den so alleinstehenden φ und χ nur in Zusammensetzungen sprach, wie ἀνϑαφόρος; daher sich denn auch wieder ϑαφϑεὶς, ϑρεφϑεὶς sagen läſst; welche letztere Fälle ja nun gar nicht zusammen gehören mit ἀρϑώϑην und ἐϑέλχϑην. Die Lehre von der Contraction sollte eigentlich unmittelbar in Verbindung stehen mit der Lehre von den Diphthongen, indem es nur dadurch einleuchtend wird, warum hier Manches gerade so und nicht anders zusammengezogen worden. Auch läſst sich hier Manches hie und da vereinfachen. Zum Beyspiel kann die Contraction des α und ε dienen. Für die ionisch-attische Mundart gilt hier die Regel αε = α, und εα = η, d. h. es fragt sich nur, welcher Vocal voran steht. Daher müssen die Fälle, wo εα = α wird, sich als nothwendige Ausnahmen ergeben. Vorerst in der zweyten Declination neutr. gen. ἀργύρεα, weil sonst das Genus unkenntlich geworden wäre; zweytens in den *puris* der dritten Declination plur. accus. χοᾶς, wo ebenfalls die Contraction in η gegen die Form des Casus gewesen wäre, und nicht conform dem *accusativ. singul.* der *purorum.* Dass man aber auch hier ἐνδεᾶ, εὐκλεᾶ u. s. w. sagte, stammt aus der früheren Sprache. Homerus bildet bekanntlich solche *pura* auf doppelte Weise wegen des Rhythmus, entweder mit der Contraction nach vorn, wie ἀγακλῆα, εὐκλῆα, oder er stiess das ε aus, wie δυσκλέα, ἀκλέα, ὑπερδέα. Denn diese Formen werden hoffentlich auch ferner gelten, wie ἀγακλέα Pind. Pyth. 9, 187, und εὐκλέα daselbst 89, und Nem. 5, 27; 6, 49, Sophocl. Oed. R. v. 161. So setzte sich nun das α hier fest, und wurde dann in der Contraction circumflectirt, vorerst bey Pindar Pyth. 12, 42. Eben so war ganz einfach zu sagen, dass α in der Combination mit ο (ο, ω, ου, οι) und υ immer übertönt wird: denn die dorische Contraction αο = ᾶ war ja auch nur jener in O klingende Ton der Bergvölker, und ἁπλόα und dergleichen waren nöthig, um das Genus zu bezeichnen. Überhaupt war das ᾶ und αο nach O hinüber den Doriern eigenthümlich, wie die nicht geschriebenen pindarischen Contractionen τετραοριᾶν, λαομεδοντιᾶν gesprochen werden müssen, wiewohl bey Hn. *B.* die ganze Lehre von dem Verstummen der Vocale fast leer ausgegangen ist, die doch auch auf die Accentenlehre zum Theil Einfluss hat, *cf. Hermann de Emend. rat. gr. gr.* p. 30, und meist auf halbem Wege zur wirklichen

Contraction liegt. Nicht selten muss bey der Contraction und Verwandlung der Vocale auf die Aussprache Rücksicht genommen werden. So klang η weder überall ι, noch auch überall ae: so hat αι bestimmt bald den dunkleren, bald den helleren Ton gehabt, und es muss daher sonderbar erscheinen, wenn man bey den Vocalen und Diphthongen überall nur an eine Aussprache denkt. Hat nicht bey uns e z. B. mehrere ganz verschiedene Aussprachen in verschiedenen Worten? — Ungern haben wir bey Hn. *B.* noch Undeutlichkeit in Bestimmung der Elision, Krasis, und was dazu gehört, bemerkt, welche freylich auch bey Anderen herrscht. Zwey Fälle sind hier offenbar wesentlich von einander verschieden. Einmal die Ausstossung des Vocals oder Diphthongs des vorhergehenden Wortes (ἀλλ' ἐγώ), das allein ist und heisst Elision; zweytens die Wegnahme des Anfangsvocals im folgenden Wort (λήψομαι 'γώ), und diess sollte ein für allemal *Aphaeresis* heissen. Von dieser ist die Elision offenbar als das älteste und regelmässige anzusehen, wie denn bey Homerus keine *Aphaeresis* vorkommt. Ja auch die Krasis kommt in den meisten Fällen, wo nicht Vermischung der Laute Statt findet, was freylich die eigentliche Krasis ist, durch Ausstossung des Endvocals zu Stande, als in μεντ' ἄν, τ' ἀνδρός, τ' ἀγαθοῦ, wenn gleich noch ausserdem hier Dehnung des zurückbleibenden Vocals eintritt. In der *Aphaeresis* ist mehr Zwang, und folglich muss in den von Hn. *B.* angeführten Stellen aus den Wolken nicht κολάσαι 'ξεστι v. 7, und γῆμαι 'πῆρε v. 42 mit *Hermann*, sondern mit dem neuesten Herausgeber κολάσ' ἔξεστι, und γῆμ' ἐπῆρε geschrieben werden als Elision, und so in allen Fällen, wo nur die Elision nach dem Gesetz der jedesmaligen Dichter und dem Rhythmus erlaubt ist. *Aphaeresis* ist dagegen in ποῦ 'στιν, ὅπου 'στιν, und folglich keine Krasis, so wenig als τῇ 'ρημία, γῆμαι 'πῆρε Elision seyn würde, wie doch dieses S. 55 genannt ist; wodurch eben alles das vermischt wird, was wir unterscheiden wollen. — Ausführlicher in mehrerer Rücksicht ist allmählich der ganze Abschnitt vom Nomen geworden. Hr. *B.* schreibt ἱππῆς, βασιλῆς, ἱερῆς, mit *Erfurdt* Oed. R. v. 18, und den meisten; wir ἱππῆς, βασιλῆς mit *Lobeck* z. Ajax S. 247. Und woher auch sollte diese Form anders entstanden seyn, als aus ηες, wenn man sich genau besinnt? Über die Quantität der Wörter in ες giebt Eustath. eine passende Regel zu Il. 1, 17. Dessgleichen über die abweichenden Verwandlungen der Adjectiva in den Comparations-Graden spricht er zu Od. 2, 190. Da die Lehre von den *adjectivis gen. commun.* und *omn.* noch zu wenig genau behandelt worden: so kann man in einer allgemeinen Grammatik natürlich auch nur wenig erwarten. Einiges über die Sache hatte Lobeck zuletzt erinnert zum Ajax S. 242, und S. 270 in Beziehung auf das Attische; hier soll desswegen, um auch Etwas beyzutragen, über den *Homerus* das Nöthige erinnert werden. Zuvörderst also kommen natürlich hier gar nicht vor solche Compositionen, wie δρομάσι βλεφάροις, φοίνικι λίνῳ, φοιτάσι πτεροῖς, wovon Brunck zum Aeschyl. Sept. 226, Porson z. Orest. 264, und den Phoeniss. 1138, oder wie πένητι σώματι, ἀργῆτι ἄνθει (Hom. nur ἀργῆτι κεραυνῷ), φυλλαστρῶτι πέδῳ und andere, wovon Lobeck S. 270; es kommen überhaupt nicht vor jene Formen in ας, φυγάς, λογάς, νομάς, σποράς, aber ἄναλκις, πολύμητις, δολόμητις, θέσπις, πολύδρακυς, ἔπηλυς. Communia sind alle Privativa, auch ἀπόρθητος Il. 12, 11, ausser ἀθανάτη ἀδμήτῃ, ἀπειρήτη (Hymn. in Ven. 134), ἀπειρέσιαι; einmal ἀβρότη Il. 14, 78 wiewohl ἄμβροτος stets gen. commun.; ferner ἀσβέστη, Il. 16, 23, aber ἀσβέστῳ Il. 17, 89 und ἄσβεστος Il. 13, 169, wegen des Rhythmus; endlich ἀεικελίην Od. 9, 503, cf. Od. 4, 244, und ἀεικελίῳ Od. 19, 341. Communia sind alle Composita mit ευ, nur, wie sich versteht, nicht Participia, wie ἐϋκτιμένη; ferner ist ausgenommen ἐϋρρείτη Od. 14, 257; dann εὐποιητάων, Il. 16, 636 wegen des Rhythmus; Il. 5, 466 lesen Harl. und Townl. εὐποιητοῖσι für εὐποιήτῃσι, nämlich wie εὐποίητον Od. 3, v. 434, und εὐποίητος Hymn. in Ven. v. 75, und wie πλεκτή, aber εὐπλέκτους Il. 23, 115, wie γναμπτή, aber ἐϋγνάμπτοις Od. 18, 294, und τυκτή, aber εὔτυκτον Od. 14, 276. Sonderbar variirt ἐΰξεστος. Denn so ist stets ἐϋξέστας ἀσαμίνθους, Od. 4, 48; 17, 87; Il. 10, 576, ferner ἐϋξέστῃ χηλῷ Od. 13. v. 10, ἐϋξέστης σανίδεσσιν Od. 21, 137 cf. Il. 7, v. 5, ἐϋξέστης ἀπήνης Il. 24, 275, cf. 590, ἐϋξέστῃ φάτνῃ daselbst 280, wozu περιξεστῇ gehört Od. 12, 79; aber doch ἐϋξέστου ἀπήνης Il. 24, 578, ἐϋξέστῳ ἀπήνῃ Od. 6, 75 ἐΰξεστοι σανίδες Il. 18, 276, cf. Od. 15, 333. Auch von den übrigen Compositis bilden einige das Femininum, als ἀμφιλύκη Il. 7, 433, ferner ἀντιθέη, ἀμφιελίσσῃ, πολυμνήστη, ἀμφιρύτη (auch bey Pindar), ναυσικλείτη H. in Apoll. 31 (auch bey Pindar), ἀγακλείνῃ, aber τηλεκλειτοῖο Il. 14, 321, ferner δορικλητή Il. 9, 543, und περικλύστη, Hymn. in Ap. 181. Andere variiren, als ἀριζήλη Il. 18, 219, und ἀρίζηλοι Il. 22, 17, Il. 13, 244; ferner πολυφόρβου Il. 14, 200, und πολυφόρβην Il. 9, 568; auch ἰφθίμους Il. 1, v. 3, cf. Il. 11, v. 55, aber ἰφθίμη Il. 5, 415; dann ἀγχίαλον Il. 2, 640 und ἀγχιάλη Hymn. in Ap. v. 32, endlich πρόφρων und πρόφρασσα, öfterer dieses, jenes Od. 5, 143. Noch sind anzumerken ἀσπάσιος Od. 23, 233, und ἀσπασίη H. in Ap. v. 63, und einigemal κλυτός, während die übrigen Verbalia regelmässig sind, als δινωτή, ὠνητή, τυκτή, ποιητή, ὀνομαστή, ξεστή, πλεκτή, ῥαπτή, ἀκεστή, κρυπτή, ὀρυκτή, γναμπτή (auch Hymn. in Ven. 87 ἐπιγναμπτή), ὀρεκτή, λεπτή, κολλητή, ἐλετή, λεϊστή, μνηστή, χυτή, κληϊστή, ὑφαντή, κλειτή, ἑλικτή, ἀκουστή, ἱμερτή. Zu diesen können endlich noch gefügt werden die Abweichungen in den einfachen. Diese sind φοίνιξ Il. 14, 521, ferner δήμιος Od. 3, 82, ὀλοώτατος Od. 4, 442, ἄγριον Il. 19, 88, χάλκεον Il. 18, 222, πικρὸν Od. 4, 406; einigemal θῆλυς und ἡδύς (Od. 5, 467; 6, 122; 12, 369); ferner auch des Rhythmus wegen einigemal ἁλὸς πολιοῖο, Od. 5, 410, Od. 9, 132, Il. 20, 229, während es sonst regelmässig ist; endlich ταναοῖο Il. 16, 589. Im übrigen ist Alles in der Ordnung.

Über den Begriff der Redetheile hat sich Hr. *B.* aller genaueren Erörterung enthalten, wiewohl hier Manches zur sicherern Bestimmung verschiedener Dinge

hätte dienlich ſeyn können. Wir wollen hiemit nicht ſagen, daſs eine abſtracte Entwickelung, wie ſie etwa von *Hermann de emendanda ratione Grammaticae graecae* gegeben worden, in einer populären Grammatik an der Stelle geweſen wäre; allein auch ſo hätte ſich Genaueres z. B. über den Genitiv, Accuſativ, Optativ, Conjunctiv u. ſ. w. beybringen laſſen. Die Darſtellung der Grammatik nach den Kategorieen, welche *Hermann* vorgetragen hat, iſt freylich aus der Schule; aber ja auch nicht die einzige mögliche und wahre. Denn nur ſo kam der treffliche *Hermann* dahin, die *Gradus Comparationis* als Poſition, Relation, Limitation darzuſtellen, was denn auch wieder in dem Genere maſculino, feminino und neutro gefunden wird; ferner aus den Perſonen Ich, Du, Er, Nothwendigkeit, Möglichkeit, Wirklichkeit herauszubringen, was man noch weniger begreift; weiter die Nomina unlogiſch nach dem Umfang der Begriffe abzutheilen, anſtatt nach dem Inhalt; zu behaupten, das Genus ſey eigentlich unnöthig, wo alſo auch z. B. die Tugenden, welche nach *Herder* meiſt Feminina ſind, ohne Genus ſeyn müſsten. Freylich nöthig iſt es nicht, aber doch ſchöner, meinen wir, und lebendiger zugleich, wenn Allem ſo viel möglich Geſtalt geliehen wird. Dahin gehört auch die ganze Eintheilung der Adverbia nach den kantiſchen Formen des Urtheils, welches fehlerhaft iſt, weil ſie das Nothwendige und Zufällige des logiſchen Urtheils durcheinander wirft. Dieſes und Anderes, wie geſagt, iſt durch die Kategorieen gekommen, und Niemand wird es Hn. *B.* verargen, daſs er ſich daſſelbe nicht zu eigen gemacht; aber in einer einfachen populären Weiſe, wie ſie Hn. *B.* eigenthümlich iſt, hätte ſich doch Vieles darſtellen laſſen, wodurch die *indirecte* Manier vermieden ſeyn würde, welche hier in ſo Vielem herrſcht. Doch wir wollen mit dem Vf. nicht rechten über das, was er nicht gegeben hat, und uns zu dem Vorhandenen wenden. In Beziehung auf das Verbum nun, von dem jetzt die Rede ſeyn ſoll, ſtimmt Hr. *B.* darin gewiſſermaſsen überein mit *Hermann*, daſs er Präſens, Perfectum, Futurum als Haupttempora ſetzt, und ſo laſſen ſich denn Imperfectum, Plusquamperfectum, Aoriſt, wie die Sache nun einmal ſteht, als Nebentempora anſehen. Wenn aber der Vf. auch zu ſagen ſcheint, das Perfectum ſey ſelbſt hiſtoriſch die Grundlage oder das erſte der Temporum praeteritorum: ſo können wir ihm hierin nicht beyſtimmen. Denn ſo hat ja bekanntlich das Verbum *εἶναι* und *ἰέναι* kein Perfect, ſondern nur ein Imperfect; ſo hat das ganze Verbum in *μι* urſprünglich kein Perfect, denn die vorhandenen Formen zeigen ſich auf den erſten Blick als weitere Fortbildungen, welches derſelbe Fall iſt mit dem Perfect in der Conjugation O. Wir wollen nun in dieſem Abſchnitte über das Verbum uns nicht bey einzelnen Kleinigkeiten aufhalten, wie z. B. warum ſo wenig Ausführliches über die Auslaſſung des Augments, nicht bloſs bey Pindar oder Homerus, welcher *ὤχετο, εὗρεν, οὔτασε* ſagt freylich, aber auch *ἕλκε, ἕζετο, καθέζετο, καθῆστο, καθεῦδεν, ἑστήκει, ἅζετο, ἄνυτο, αἴδετο, ἄχνυτο, ἀρνύσθην, ἆλτο, ἕννυτο, ἑλίσσετο, ἔγρετο, οἰ ἵζετο, οἰώθη* und anderes, ſondern auch im Attiſchen, wie denn gleich namentlich die Tragiker ſagen *καθεζόμην, καθεῦδον, καθήμην, ἄνωγα* cf. *Porſon praefat. ad Hec.* p. 18. — wir halten uns, wie geſagt, hiebey nicht auf, ſondern wollen nur auch hier wieder auf ein *indirectes* Verfahren aufmerkſam machen, wodurch die Behandlung des Verbi an Klarheit verliert. Trotz aller Erklärung, was Hr. *B.* unter Syncope verſtehe, muſs es doch immerfort Verwirrung erregen, wenn die kürzere Form ſchlechthin als ſyncopirt angeſehen wird, zumal ja auch dieſes keineswegs etwas ſo allgemein Natürliches iſt, die kürzere Form immer als Syncope der längeren zu betrachten. Mag *ἐρημοῦτε* ſyncopirte Form von *ἐρημώσετε* heiſsen: aber iſt wohl auch in demſelben Sinne *τέτλαμεν* Syncope oder *θέμεν*? Wobey wir nun gar nicht fragen, was eigentlich bey einer Syncope des *θέμεν* zu denken, und ob es überhaupt mehr als ein Wort ſey, das Verbum in *μι* als eine Syncope zu betrachten. Wenn nun alſo doch das Wort Syncope in verſchiedener Bedeutung genommen wird, und alſo gewiſs die Darſtellung verwirrt, wie denn auch Rec. mehrere Schulmänner kennt, die hierin nicht folgen: was iſt beſſer, das Verſchiedenartigſte ſo unter ein Wort zu bringen, wie denn auch Hr. *B.* nöthig findet, eben deſswegen zu wiederholten Malen auf ſeinen Begriff von Syncope zu verweiſen, und zu ſagen, daſs zwar nicht immer eine Syncope ſey, doch aber die Sache ſo genannt werden müſſe, oder aber geradezu die Syncope nur da anzuwenden, wo ſie ſich erweislich findet, das Übrige aber ebenfalls vorzuſtellen, wie es wirklich entſtanden iſt. Rec. wenigſtens liebt in dieſen Dingen keine Umwege, ſondern mag gerade herausgeſagt wiſſen, wie die Sache wirklich iſt und entſtand. Hiedurch würde nun die ganze Darſtellung des Verbi den directen Gang genommen haben, und die vielen Nebenanmerkungen zum Theil vermieden worden ſeyn, welche den ſyſtematiſchen Fortſchritt hindern. Ein Umweg iſt es denn doch in der That, um hier beyſpielsweiſe bey dem Perfect ſtehen zu bleiben, wenn man erſt ſich jenes *ηκα, ηκαμεν, ηκασι* einprägen muſs, und dann nun wieder als ſyncopirt jenes *βέβαμεν* oder gar *δείδιμεν*, und endlich alles dieſes auch noch mit *τέθναθι, τέτλαθι* für *τέτληκε* in Verbindung ſetzen ſoll. Alſo warum nicht lieber hiſtoriſch Alles in der Ordnung? So nun aber iſt bekannt, daſs urſprünglich das einfache *α* im Perfect das älteſte war. In der Form *δείδια* iſt dieſes am deutlichſten zu ſehen. Sodann herrſchte dieſe Art in den Verbis auf *άω*, als

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| τέτλαμεν, | τέτλατε, | τετλᾶσι, | τετλαίην, | τέτλαθι, | τετλάναι. |
| ἕσταμεν, | ἕστατε, | ἑστᾶσι, | ἑσταίην, | ἕσταθι, | ἑστάναι. |
| τέθναμεν, | τέθνατε, | τεθνᾶσι, | τεθναίην, | τέθναθι, | τεθνάναι, |
| μέμαμεν, | μέματον, | μεμάασι. | | | |
| γέγαμεν, | | γεγάασι. | | | |
| βέβαμεν, | | βεβάασι. | | | |
| | | δεδαασι. | | | |

und *πεφύασι*. Davon ſind die Participia *δεδιώς, γεγαώς, δεδαώς, μεμαώς, βεβαώς, ἑσταώς, πεφυώς*.

Dieses sind die Rudera dieser alten Formation; die Nebenformen des Infinitivs hier zu übergehen. Nächstdem wurde nun hier bekanntlich üblich die längere Form, also βέβηκα, ἕστηκα, τέθνηκα, βεβίηκα, τέτληκα, πέφυκα, δέδυκα. Eben so bey Pindar, als παρέστακε Pyth. 8, 100, ἐμβέβακε Pyth. 10, 19, aber μεμαῶτες Nem. 1, 64, ἐπεμβεβαῶτας Nem. 4, 47, ἑσταότα Nem. 5, 4, τεθναότα Nem. 10, 139, γεγάμεν Ol. 9, 164. Die Formation in κα haben nun auch zweytens die in οω und εω oder die ihnen nachgebildeten, als τεθαρσήκασι Il. 9, 420, δεδειπνήκει Od. 17, 359, δεδάηκε Od. 8, 134, παρώχηκεν Il. 10, 252, τετύχηκε Od. 10, 88, κέκμηκας Il. 6, 262, die sehr üblichen δείδοικα und βέβληκα, dann μέμβλωκε Od. 17, 190; in diesen Fällen also herrscht das κα regelmäfsig, wodurch die Bemerkung S. 493 der Grammatik näher bestimmt wird. Im Participio werfen diese das κ zum Theil ab, conform denen in άω, als κεκμηότας Il. 16, 44, κεχαρηότα Il. 7, 312, κεκαφηότα Il. 5, 698, ὑποπεπτηῶτες Il. 2, 312, κεκορηότε Od. 18, 372, τετιηότες Il. 9, 13, βεβαρηότες Od. 3, 139, κεκοτηότι Od. 9, 501, welchen conform sind aus άω τεθνηότες und τεθνηῶτες, τετληώς Od. 9, 435, ἑστηώς Theogon. 519. Dagegen behalten das κ δεδαηκότες Od. 2, 61, ἀδδηκότες Il. 10, 98, τετυχηκώς Il. 17, 748 und die in όω als βεβρωκώς Il. 22, 94, συνοχωκότε Il. 2, 218. Und so hat sich dieses dann weiter gebildet. Dafs nun zweytens das κ in den Verbis λ. μ. ν. ρ. bey Homerus nicht vorkomme, ist bekannt, wiewohl *Hermann* ehemals als allgemeinen Charakter des Perfect das κ angegeben hatte, *d. Emend. rat. gr. gr.* p. 234, als wenn z. B. aus δεδρεμκα erst δέδρομα geworden, was er doch gewifs jetzt selbst nicht mehr glaubt, auch unseres Wissens von Niemand angenommen worden ist. Eben so existirt auch das sogenannte aspirirte Perfectum im Homer gar nicht, sondern es herrscht das ehemals sogenannte Perfectum medii, welches jetzt bey Hn. *B.* und *Matth. perfectum secundum*, lieber *primum*, heifst. Denn es ist ja doch der Zeit und Form nach das erste. Auch hier können wir zu den S. 493 f. aufgezählten Formen, wo dieses Perfect intransitiv ist, und zweytens wo es präsentische Bedeutung erhielt, eine Nachlese geben; daher denn hier von beiden Arten, was bey Homer vorkommt, aufgezählt werden soll. Erstlich die mit intransitiver oder immanenter Bedeutung: ἔρριγα, ἔαγα, τέτρηχα (τετρηχυῖα), ὄλωλα, διέφθορα, δέδηρα, τέτηκα, σέσηπα, σέσηρα, ἄρηρα, πέπηγα, ἕστηκα, συνοχωκότε, ὄρωρα, ἐνήνοθα, βέβηκα, δέδυκα, ἐγρήγορθε, πέφυκα, γέγονα und γέγαα, τέτροφα, τετευχώς (Od. 12, 423), πέποιθα, δέδαα, ἔμμορα, ἔολπα, κέκηδα, τετιηώς, ἀδδηκότες, κεκορηότε, βεβαρηότες. Zweytens diejenigen, welche präsentische Bedeutung haben, welches darauf beruht, dafs eine Handlung mit gleichem Recht als seyend und als ein begonnenes Seyn vorgestellt werden kann, sind folgende: κέχανδα, κέκευθα, μεμαρπώς, ἀναδέδρομα, ἐπιδέδρομα, ἀναβέβροχα, τέθηλα, ὄδωδα, εἴωθα, μέμηλε, ἔοικα, δέδορκα, δέδουπα, λέληκα, μέμυκα, κέκληγα, μέμηκα, κέκραγα, τέτριγα, κέκριγα, βέβρυχα, γέγωνα, ἀμφιαχυῖα, δείδια, δείδοικα, πέφρικα, ἔρριγα, γέγηθα, τέθηπα, κεκοτηώς, τετληώς, ἄωγα, μέμονα, μέμαα, προβέβουλα, μέμηνα, βέβριθα, πεπληγώς. Rec. hat für nöthig geachtet, die Sache ausführlich darzustellen, weil dieses bisher noch nicht geschehen, sondern gewöhnlich das älteste, was doch die Grundlage des Folgenden ist, nur unvollständig in zerstreuten Anmerkungen vorgetragen wird. Die Participia εἰκώς, εἰδὸς leitet Hr. *B.* aus εἶκα, εἶδα ab, wo nämlich erst das ε des Präsens herausgeschafft wird, und dann wieder ει durch das Augment entstehen soll. Wiewohl nun eine ähnliche Ausstofsung vorkommt in ἴδμεν, πέπιθμεν: so ist doch leicht einzusehen, dafs hier die Ausstofsung durch den Zusammenstofs der Consonanten erzwungen ward, da man nicht gern πέποιθμεν, οἴδμεν sagen möchte; aber in jenen Fällen ist dazu kein Grund, und wir überlassen es dem Ermessen des Vfs., ob wohl durch jene Erklärung etwas erklärt werde. — Die Verkürzung des ευ in υ im *perfecto passivi* ist allen Verbis eigen, ausser ἔζευγμαι, und dann natürlich denen, die ευω in der Endung haben. Sehr Recht thut übrigens Hr. *B.*, wenn er bey diesen Verbis S. 109 die Möglichkeit frey läfst, keine Urformen in υ, gleichsam φυγω, τυχω anzunehmen. Denn man weifs wohl von dem umgekehrten Fall in der griechischen Sprache, dafs υ hinter dem ε öfters hineingekommen, wie in ἠλεύατο, ἔχευα, δεύομαι, πνεύσω, θεύσομαι und sofort in allen Formen der Art, eben so in der Declinationsform ευς, Ὀδύσσευς z. B., welches ursprünglich bekanntlich ης war; desgleichen υ nach α, wie καύτω, γραῦς, ναῦς *cf. Koen. ad Gregor.* p. 145 u. s. w. in vielen anderen Fällen υ hineingekommen ist; man weifs auch dasselbe von dem ι, als φθείρω, σπείρω, κτείνω, ἐγείρω, δείκω, κλείω, εἶπον, εἰρύσσονται (Il. 18, 276), wie denn ι und υ, welche die Diphthongen bilden, gern so gebraucht wurden. Sind also zwar wohl diese in der Mitte nachgesetzt worden, aber nicht das ε so in der Mitte voran, so verstehen wir nun auch nicht, wie doch wieder noch ein Stammort λιπω, φυγω, τυχω auch nur möglich seyn soll nach S. 178, wie auch nach *Matthiä* S. 232. Ferner wenn die Formen καλέει, καλέουσι, τελέεσθαι, τελέουσι, καρέει u. s. w. alte homerische Futura sind: warum nicht gleich gesagt, was doch die Sache ist, das sogenannte *fut. attic.* existire vorerst nur in gewissen alten Verbis λ, μ, ν, ρ, zu denen später ἀμφιῶ sich gesellte, und könne eben deswegen nicht in allen Verbis auf εω herrschen, wie denn Niemand in ποιέω, αἰτέω, νοέω, δεινοπαθέω u. s. w. dergleichen entdecken mag. Aber auch die Futura σκεδᾶ, ἐλᾶ, κρεμῶ u. dgl. sind im Homer vorgebildet durch κρεμοῶ Il. 7, 83, ἐλόωσι Il. 13, 315, welches alte Conjunctiven waren. So dafs als attischer Zusatz fast nichts bleiben will, als das Futurum derer in ιζω, νομιῶ, welches der Dorismus schon νομισῶ sprach.

*(Der Beschlufs folgt im nächsten Stück.)*

# JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 SEPTEMBER, 1812.


## GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, in der mylius'schen Buchhandlung: *Griechische Grammatik* von *Philipp Buttmann* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Der Syntax wird hier bekanntlich nach dem Grundsatz des Vfs. nur kurz abgehandelt. Wir wollen mit dem Vf. nicht darüber streiten, was sich dafür oder dawider sagen lässt; nur bedauern wir, dass so der Syntax eines Patronus beraubt wird, der bey anerkannter grosser Präcision auch hier gewiss Vieles weiter bestimmen würde, wenn es ihm gefiele, uns eine detaillirtere Ausführung zu geben. Vieles haben wir hier mit Vergnügen bemerkt, Anderes hätten wir ausführlicher gewünscht, wie die Lehre von den Casibus, der Comparation, oder die Construction der Verba, welche eine Verneinung enthalten. Beyspiele von dieser fanden sich schon in *Vigerus* bey *Hermann* S. 777 und bey *Matthiä* S. 760, die noch vermehrt werden könnten. Eine besondere Bedeutung enthält aber noch diese letzte Sache, wenn auf das Rücksicht genommen wird, was von *Hermann* in der Abhandlung *de ellipsi et pleonasmo* scharfsinnig entwickelt ist. Auch in manchem anderen Fall muss man diese Lehre zur Hand haben, wie bey *Sophocles Oed. R.* 58

ἔρημος ἀνδρῶν μὴ ξυνοικούντων ἔσω.

wo *Erfurdt* unrichtig an *genitivos absolutos* denkt; *cf. Philoct.* 31. — Ausführlicher auch hätte von den *Modis* gehandelt werden müssen, um nur das Nöthigste zu sagen. Zum Beyspiele diene der Conjunctiv. Es hat derselbe einen viel beschränkteren Gebrauch, als öfters geglaubt wird, zumal im Vergleich mit dem Lateinischen, auch abgerechnet alle die Fälle, wo dieser als Optativ steht. Wenn man von dem weiteren homerischen Gebrauch abstrahirt, und zweytens die zweifelhafte Frage, wovon S. 512, und die Ermunterung in der ersten Person (für die übrigen Personen gilt dann der Optativ oder Imperativ) übergeht; so kann der Conjunctiv regelmässig, und noch in zwey Fällen stehen, nämlich in den bedingten Sätzen mit ὅταν, ἐὰν, ὃς ἂν u. s. w. (welchen bey Dichtern die einfachen zum Theil gleich sind), und zweytens nach den Worten dass, damit, ἵνα u. s. w., wo jedoch noch manche bekannte Bestimmungen eintreten. Überall aber ist der Conjunctiv, wie sich gebührt, an strenge Abhängigkeit gebunden. Daher kann er in der regelmässigen Sprache nicht im Nachsatz stehen, z. B. οὐκ ἂν γένηται, oder mit dem Relativ im Nachsatz, z. B. ἐν οὐκ ἂν δύνησθε; von dergleichen Fehlern ist der *weiskische* Xenophon voll. Keinesweges Regel daher, und sehr mit Einschränkung zu verstehen sind zweytens die Fälle, wo der Conjunctiv nach *relativis*, welche eine Absicht involviren, steht. Z. B. Bey Thucydides 7, 25: Καὶ τῶν νεῶν μία εἰς Πελοπόννησον ᾤχετο, πρέσβεις ἄγουσα, οἵπερ τὰ σφέτερα φράσωσιν. Aber Memor. Xenoph. 2, 1, 14: Καὶ ὅπλα κτῶνται, οἷς ἀμύνονται τοὺς ἀδικοῦντας wurde mit Unrecht ἀμύνωνται gemuthmasst, auch von *Matthiä*, was *soloecum* wäre. Denn es kömmt auf das Tempus an. Gewöhnlich und regelmässig folgt in den Fällen wirklicher Abhängigkeit das Futurum. Iph. T. 1217:

Καὶ πόλει πέμψον τιν' ὅστις σημανεῖ.

Also den Indicativ setzt hier der Grieche, wo lateinisch der Conjunctiv so üblich ist. Dessgleichen in allen von Verbis des Wissens und Sagens abhängigen Sätzen steht zuvörderst in der *oratio directa* nie der Conjunctiv, wie im Lateinischen, auf *tempora praesentia*, sondern der Indicativ, wenn ein Seyn, Gewesen-Seyn, Seyn-Werden, schlechthin bezeichnet wird. Xenoph. Anabas. 2, 6, 4: Ἤδη δὲ φυγὰς ὢν ἔρχεται πρὸς Κῦρον, καὶ ὁποίοις μὲν λόγοις ἔπεισε Κῦρον, ἀλλαχοῦ γέγραπται. Eben so in den Sätzen mit εἰ, ob, οὐκ οἶδα, εἰ ἔστιν u. s. w. Weiter in allen Fällen, wo οὕτως-ὃς, oder ὅστις steht, hat der Conjunctiv nicht Platz. Z. B. Τὶς οὕτω μαίνεται, ὅστις οὐ σοὶ βούλεται φίλος εἶναι, *qui nolit*. Vgl. die Beyspiele bey *Schäfer melet. crit.* p. 71, und *Wyttenb. biblioth. crit.* III, 2, p. 63. Hier kann nur der Indicativ stehen oder der Optativ mit ἄν, nach Massgabe. Endlich alle diese Fälle gelten auch für die *oratio indirecta* im Praesens, mit Ausnahme derer, wo der Infinitiv stehen muss. Überhaupt ist der Indicativ in dieser Rücksicht eben so vorherrschend im Griechischen als der Conjunctiv im Lateinischen, welches eine merkwürdige Verschiedenheit bildet. So auch nach dem Wunsch setzt der Grieche nicht selten in dem davon abhängigen Satz das *Futurum indicativi*. Hom. Odyss. 1, 403:

Μὴ γὰρ ὅγ' ἔλθοι ἀνήρ, ὅστις σ' ἀέκοντα βίηφιν
Κτήματ' ἀποῤῥαίσει.

Ausserdem kann in diesem Falle, um es beyläufig zu erinnern, nach dem *relativo* noch der Conjunctiv mit ἄν, κε, oder der Optativ ohne ἄν stehen. Od. 1, 45:

ὡς ἀπόλοιτο καὶ ἄλλος, ὅτις τοιαῦτά γε ῥέζοι,

welches *Schäfer* mit Unrecht in ῥέζῃ oder ῥέζει ändern wollte, *meletem. crit.* p. 132. Aber so ist ja Od. 8, 239:

Ttt

stellung der Liebe des Patroklus zum Achilles bey Platon im Gegensatz der xenophontischen aufmerksam. Diess sucht Hr. B. dadurch zu beseitigen, dass Platon nicht dem Xenophon selbst, sondern nur dem Phädrus widerspreche, und diesen so einführe, dass die Rede desselben ins Lächerliche fallen solle; denn die ganze Rede des Phädrus habe nur Spott gegen Lysias zum Zweck. Wir wollen hier nicht untersuchen, auf welcher sicheren Voraussetzung diese Annahme überhaupt so wie jene erstere Unterscheidung beruhe, da der Vf. für letztere eine strengere Beweisführung verspricht. Das letzte Moment, welches *Cornarius* aufführte, dass Pausanias bey Platon eine zweyfache Aphrodite (οὐρανίαν καὶ πάνδημον) annimmt, der xenophontische Sokrates hierüber zweifelt, war leicht zu beseitigen, da auch Xenophon in der Sache mit Platon einstimmt, und nur in anderer Wendung zum Zweifel übergeht. Auch gegen den scheinbaren Contrast des xenophontischen Sokrates, der mässig aus kleinem Becher trinkt und des platonischen, der aus voller Humpe (ψύκτηρ) bis Tagesanbruch zecht, wendet der Vf. eine scharfsinnige Widerlegung, und gelangt zu dem Resultat, dass in den beiden Gastmählern selbst, bey verschiedenem Zweck und verschiedener Darstellungsweise, kein Beweis für die Spannung zwischen den Verfassern zu finden sey. Leichter liess sich freylich Anstoss nehmen an den scheinbar widerstrebenden einzelnen Puncten, als sie durch freye Beschauung, ohne Voraussetzung, in der speciellen Wahrheit, erkennen und vor Verdacht schützen, was Hr. *B's.* Scharfsinn gewandt und fertig unternommen hat. Eine Hauptstütze bleibt der zu führende Beweis, dass Xenophons Gastmahl früher geschrieben sey als das platonische, welcher, wenn er nicht chronologisch gewiss werden kann, keinesweges dadurch gewonnen scheint, dass Platon die von Xenophon aufgestellte Darstellungsweise freyer und edler behandelt habe. Gewiss ist dagegen, dass den einzelnen bis jetzt ausgehobenen Stellen keineswegs eine feindselige Absicht untergeschoben werden kann. Doch mag noch anderem Zweifel Raum bleiben. Wie, wenn Platon in der Darlegung einer höheren Ansicht und besseren Darstellung fein genug und nicht auf gemeine plumpe Weise habe den Abstand sichtbar machen wollen? wenn das ideale Kunstwerk im Gegensatze des von der Wirklichkeit entnommenen Gemäldes überhaupt fühlbar werden liess, dass hier auch eine persönliche Trennung Statt habe, und nur die Nachweisung im Einzelnen, wie sie der gemeinere Sinn versuchte, verunglücken musste? Der Sage lag zuverlässig etwas Wahres zum Grunde; allein von Platon lässt sich nicht erwarten, dass er freyere Schöpfungen durch verengende Persönlichkeit getrübt haben sollte.

Eine zweyte Beschuldigung, dass Platon die Aufführung der sokratischen Schüler im Phädon nicht des Xenophon erwähnt, fertigt Hr. *B.* mit Recht als lächerlich ab, da Xenophon zu jener Zeit in Asien beym Heere war, so wie er auf die Ungleichheit des Alters von beiden aufmerksam macht. Hiebey erwähnt er zugleich die Verschiedenheit der Charaktere und der Lebensweise, und die Untauglichkeit des Xenophon, als sprechende Person in Platons Dialogen eingeführt zu werden. Treffend ist hiebey das Einzelne charakterisirt; allein eben jener angedeutete Gegensatz, in welchem Platon nie Vertrauter des Xenophon werden konnte, der ganz verschiedene Kreis, in welchem Jeder von beiden hoch geehrt ward, das entgegengesetzte Streben der Lebensklugheit und der über das Wirkliche erhabenen Speculation, welcher sich nirgends und nie ohne Widerstand und geheimen Kampf beysammenfand, diess konnte und musste eine Spaltung bewirken, welche freylich aus Selbstschätzung edler Art hervorging, doch aber den Abstand fühlbar machte in der Gesinnung, ohne dass diese vollständig in Schrift und Buchstaben ausgesprochen wurde. Wer wird bey Platon an Gemeinheit denken? wer, wenn dieser als Lehrender nicht das persönliche Verhältniss aufgab, sogleich Stolz und Hass ahnden? wer ein modernes Verfahren der Schulphilosophen den Alten beymessen? Eine solche Beschuldigung verdient keine Vertheidigung. Doch ist von Einsichtsvollen auch nichts ethan worden, und auch *Valckenaer* scheint Hr. *B.* im Einzelnen Unrecht zu thun. — Kurz wird der Vorwurf in Hinsicht auf die Verschiedenheit der Charakterzeichnung des Menon widerlegt, da er augenscheinlich falsch ist, und wie Hr. *B.* glaubt, auch mit der Zeit streitet, denn Platon schrieb nach seiner Annahme den Menon vor Olymp. 96, 3, Xenophon die Anabasis nach der Rückkehr des Agesilaos aus Asien, früher als die Geschichte, etwa Olymp. 105, 4. Ein wichtigeres Moment liegt in einem anderen Vorwurf, dass nämlich Xenophon seine Kyropädie gegen die zwey ersten Bücher Platons von der Republik gerichtet, und dass hierauf Platon im dritten Buch von den Gesetzen ein anderes Bild des Kyros dem Xenophon entgegengestellt habe. Hr. *B.* vertheilt die Gegengründe also. Zwar lässt sich die Zeit, in welche die Abfassung der Bücher von der Republik fällt, nicht genau bestimmen; da aber in ihnen Rücksicht genommen scheint auf die Bekanntschaft mit dem älteren Dionysios: so sind sie wahrscheinlich vor Olymp. 98 verfasst worden. Überhaupt aber gehören sie zu den neuesten Schriften, obgleich auch nicht widersprochen werden kann, wenn man die ersten Bücher als früher erschienen annimmt. Unwahrscheinlich findet Hr. *B.*, dass die ersten Bücher früher so bekannt geworden seyen, dass sie zu Xenophon gelangen konnten, ferner dass Xenophon eine Kyropädie gegen diese Bücher, in denen wenig von Verwaltung des Staats gehandelt wird, gerichtet habe. Hier scheint Hr. *B.* zu schnell abzusprechen. In Hinsicht auf die Zeit ist kein bestimmter Beweis zu führen, so wie sich gegen das frühere Bekanntwerden der ersten Bücher nichts einwenden lässt. Platons Lehre war dem Xenophon wohl bekannt, und er konnte mit dem, was er in diesen Büchern ausgesprochen fand, die weitere Verfolgung der Betrachtung verbinden. Die Entgegnung Platons im dritten Buche der Gesetze giebt Hr. B. in sofern zu, als Platon für die, welche Xenophon in einer historischen Deutung missverstanden, da er ein allgemeines sokratisches Bild dem Kyros untergelegt hatte, zeigte, was Kyros wirklich gewesen, ohne den Vf. des Buchs selbst persönlich zu tadeln. Doch sey auch das Abweichende nicht in allen, nur wenigen Puncten zu finden. Könnte der Zwischensatz in dieser Schlussfolge begründet werden: so würde sie hinreichenden Beweis enthalten. Platon konnte voraussetzen, dass jeder Leser bey Kyros an Xenophons Zeichnung denken und das Abweichende als Widerspruch aufnehmen würde. Eine offene Invective lässt sich kaum ahnden, und es kommt auch hier auf die Frage an, ob solcher mangelhafter und schwankender Beweis, aus den Schriften gezogen, oder dessen Widerlegung, etwas für das im Leben bestehende Missverhältniss entscheiden könne oder nicht. Auf dieses aber bezieht Hr. *B.* seine Widerlegung. — Zuletzt gedenkt er der grundlosen Beschuldigung, als habe Xenophon in der vermeinten Leugnung, dass Sokrates sich vom naturphilosophischen und mathematischen Studium entfernt gehalten, auf Platon gezielt, so wie des von ungeschickter Hand untergeschobenen Briefes des Xenophon, den die älteren Ankläger noch nicht gekannt haben. Und so hat der Vf. scharfsinnig bewiesen, dass die aufgestellten Beweisgründe für die Annahme eines Missverhältnisses nicht ausreichen. Er gesteht selbst ein, dass der Standpunct beider Philosophen verschieden war, dass verschiedene Lebensansicht sie leitete und bildete, folgert aber weiter, dass die Entgegnungspuncte ihnen gar nicht gegeben waren, und sie höchstens in Rücksicht der schönen Darstellung und des Vortrags haben wetteifern können, jedoch auf gleichem Wege. Aus den Schriften ist kein Rückschluss auf eine gemeinhin gedachte Feindschaft möglich, aber dagegen glaublich, dass den Versuchen und den Schriften die Beweisstellen nachzuweisen, etwas vorausgegangen war im Leben der Philosophen, und dass jene Versuche missglücken mussten, weil es nicht gemeine, dem Persönlichen anhängende und diesem die Wahrheit aufopfernde Menschen waren, die hier für andere höhere Zwecke schrieben. Genug aber; Hr. *B.* hat wenigstens den Satz, also gestellt, hinlänglich bewiesen, dass die von Athenäos, oder wer weiss von wem, versuchte Nachweisung eines vorausgesetzten Missverhältnisses zwischen Platon und Xenophon unstatthaft und die Beweise falsch gefasst sind. Hiebey noch besonders auf des Vfs. Gewandheit, Umsicht, scharfsinnigen Blick hinweisen und mit einer Achtungsbezeugung schliessen wollen, hiesse Eulen nach Athen tragen.

XP.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 SEPTEMBER, 1812.

## *FREYMAURERSCHRIFTEN.*

Köthen, in der aueschen Buchhandlung: *Franz Hell, oder die Irrwege;* für Geweihte und Suchende. Herausgegeben von *Karl August Ragotzky* (Prediger zu Nahrstedt). In zwey Theilen, mit 11 Kupfern (von *Rosmaesler* und *Schule;* darunter das Porträt des Vfs.). 1803. 1 Theil. 349 S. 2 Theil. 339 S. 8.

Die Romane, welche den materiellen Zweck der *Belehrung* haben, tragen den Stempel der Prosa so deutlich an sich, dass man es sogleich aufgeben muss, sie als *romantische Bücher* zu behandeln. Sie sind nach einer Disposition ausgearbeitete Lehrvorträge, wobey die damit verbundenen Geschichten den Empfehlungen gleichen, womit man für Manche die Arzneyen zu begleiten pflegt. Beiderley Zuthaten und Versilberungen kann man eben nicht als Kunstwerke ansehen. — Zu dieser Classe von Büchern gehören alle bisher erschienenen Maurer-Romane, die im Ganzen von einerley und leichter Erfindung sind: ein Mann nämlich, von so viel oder so wenig Charakter, als man ihm geben will oder kann, sucht den Stein der Weisen eines *Ordensgeheimnisses*, wird zuerst von Betrügern und Betrogenen mannichfaltig geäfft, und findet endlich volle Befriedigung in Dingen, über welche der Vf. mit vornehmer Miene — *schweigt*. St. Nicaise fand das goldene Vliess in einem Kloster; Franz Hell — doch wir wollen ihn lieber auf seinen Irrwegen begleiten, und an seinem Orte den grossen Aufschluss finden.

Dieser *Franz Hell*, ein eitler, genussüchtiger, nach neuen Dingen strebender Jüngling, der wahrscheinlich viel Geld und wenig zu thun hat, lässt sich in der Loge einer kleinen Stadt zum Freymaurer aufnehmen, weil er doch auch hier dabey seyn will (weitläuftige Beschreibung seiner Präparation und Aufnahme). Er strebt nach Licht durch Logenbesuch und Lectüre, wird als eifriger Bruder befördert, und fängt an, die Loge durch unaufhörliche Reden (Phrasen) zum Besten zu haben. Sein besserer Genius bringt den jungen Geck zur Besonnenheit, und führt ihm den edlen *Seelwerth* (No. I) zu, der ihn belehrt: Maurerey bestehe weder in Wörtern, noch Hieroglyphen und Symbolen, sondern sey eine Coalition guter Menschen zu guten Handlungen, und ihr Geheimniss sey die Verborgenheit ihrer Wohlthätigkeit (S. 76). Ferner belehrt er ihn (unhistorisch) über zwey Ausartungen in höheren Graden, und räth ihm, in seinen Vorträgen die *Moral maurerisch* zu behandeln. In eben dem Grade, in welchem ihm der erhaltene Unterricht klar wird, erkaltet sein Eifer, bis ihm der Br. *Salvio* (No. II) von S. 106 an das sogenannte System von No. I ganz richtig widerlegt, und er einsieht, Seelwerth sey ein „Stümper" und man müsse alle Hallen des maurerischen Tempels durchwandern, um ins Allerheiligste zu dringen. Nun wird Hell, der schon lange als ein grosses Licht gegolten hat, endlich auch zum Meister befördert, ist als Orakel der BB., die er nach der bekannten Art gewisser *Meister* aushorcht, und sowohl dadurch, als durch erneute Studien, seine Ansichten erweitert. Besonders sind die hohen Grade seines Systems sein Ziel; er hält darum in einem süffisanten Tone an. Um sich indess die Zeit zu vertreiben, stiftet er mit der *Schwester W..* eine Damenloge, die er abermals durch Reden persiflirt uud mit höheren Graden seiner Fabrik beschenken will. Die h. Obern ermahnen ihn nun zur Geduld, und zum ruhigen, nützlichen Arbeiten auf seiner Stelle; die erhaltenen Winke bringen ihn zum Nachdenken; er zieht sich zurück, und fängt aufs neue an zu studiren. Ein hochgraduirter Br., *Herr von G.* (No. III), kommt in seine Stadt, und belehrt ihn abermals: die Maurerey sey bestimmt, das Christenthum, das aus einer göttlich reinen Quelle herstammend, von Generation zu Generation den Tempelherrn, und von diesen den Maurern anvertraut worden, treu und unverfälscht aufzubewahren (S. 177), wobey er ihn zugleich bedeutet, dass in den *Logen* keine Aufschlüsse zu suchen seyen. Nach vielen Ehrenbezeigungen reist der Tempelherr von G. ab, und Hell zu Salvio (No. II), der ihn auf *unbekannte Obere* verweist, und sein Staunen darüber durch die Behauptung vermehrt, dass auch die bekannten grossen Logen nur von solchen regiert würden. Nachdem sich unser Hell die Furcht vor den Unbekannten glücklich wegräsonnirt hat, und gegen die Joh. Logen gleichgültig geworden ist, erhält er ein mystisches Schreiben von Salvio, das ihn zur Weihe ruft. Nun macht man ihn zum Rosenkreuzer; er aber erklärt, dass diese Maurerey (!) seinem Charakter zuwider sey, sagt sich von ihr los, reist ab und steht wieder auf der alten Stelle. — Durch einen *Baron von Stern* (No. IV), der mehrere BB. zu seinem Krankenlager ruft, und mit dem Bekenntniss: „*Religion und Maurerey* führen uns treulich und recht durchs Leben, und bereiten uns eine seegensvolle Ewigkeit," stirbt, wird sein gesunkener Glaube an die Realität der Maurerey aufs neue gehoben. Nach einer gutge-

meinten Einschaltung über *maurerische Feste*, stellt Hell mit dem Freunde des Verewigten, *Br. v. Seld* (No. V), ein Räsonnement über den Zweck der Logenbesuche an, der, wie schon No. III sagt, *keiner* ist. Der Indifferentist verweist ihn auf die allgemein bekannte Geschichte des Tempelherrenwesens, den wilhelmsbader Convent, den wohlthätigen Ritter, die vereinigten Logen, Zinnendorf, den Übergang der Schweden zur stricten Observanz(!), und argumentirt daraus, dass die Maurerey keine Realität habe, jeder sich, nach seinem Charakter daraus etwas mache und Alles gutmüthige Selbsttäuschung sey (S. 299 f.). Nachdem unser Hell abermals gründlich überzeugt ist: nimmt er das Princip der *Lebensklugheit* in Absicht der Maurerey an, die er nun als eine unterhaltende Zeitkürzung in leeren Stunden ansieht; er geniesst ihre geselligen Freuden, verwaltet Ämter u. s. w., bis eine abermalige Reise nach der Residenz ihm einen neuen grossen Schwung giebt. Doch vorher noch eine Einschaltung! Br. *Dahlwy* (No. VI), ein maurerischer Schriftsteller und Redner — als jener aufgeklärt, als dieser orthodox (der Vf. erklärt sich darüber S. 317 ganz richtig) — verhandelt mit ihm das Capitel von Maurer-Reden und *Recensionen*. „Wie kann bey einem so gänzlichen Mangel an einem festen Puncte bey allen Maurersystemen (sehr wahr!) eine sichere Kritik Statt finden?" fragt Br. Dahlwy; aber Hell antwortet ihm nicht, dass die Leerheit der Systeme eben keinen Einfluss auf die Sicherheit der Kritik habe, und dass gerade der feste Standpunct der Kritik die Leerheit jener aufdecke. Auf den Vorwurf, dass die Beurtheilung gewöhnlich nicht auf maurerische Realitäten, sondern auf Nebensachen gehe, vergisst er ihm ebenfalls zu antworten, dass maurerische Realitäten da seyn müssen, wenn sie beurtheilt seyn wollen. Endlich bey der Schlussfrage: „Wozu überhaupt Recensionen maurerischer Schriften? Wer diese lieset und sie beurtheilen kann, wird sich dergleichen Recensionen selbst machen," vergisst er gar, ihn zu bedeuten, dass er dadurch nicht den maurerischen, sondern *allen* Recensionen in der Welt den Tod ankündige. — Br. Dahlwy (der uns mehr Bedürfniss des *Vfs.*, als der Geschichte, zu seyn scheint) leitet ihn nun den höheren Graden und dem hochw. Br. *Golf* zu, der ihm nach vierzehn Tagen zum gewöhnlichen schottischen Mitbruder verhilft. *Norunt fideles!* ruft er nach einigen bombastischen Andeutungen aus, drückt den Dolch auf seine Lippen und — schweigt. Unter den ernsten und eifrigen BB. der h. Gr. findet er auch den verschlossenen *San Guionzano* (No. VII). Hell macht ihm seine Confession, erklärt sich bey den *Symbolen* für unbefriedigt, da sie seinem Herzen fremd und unnatürlich sind, und verlangt *deutliche Einsicht in das Wahre*. Der Verschlossene eröffnet ihm: das Geheimniss der Maurerey sey eben nicht blos in den Logen zu finden, und verweist ihn in der Nähe seiner Heimath in ein — Benedictinerkloster.

In dieses eilt er nun zu Anfange des *zweyten Theils*. Der Prälat (No. VIII), der schon 36 Jahre im Kloster ist, aber mit tiefer Sachkenntniss von den Weltangelegenheiten spricht, ladet ihn zu einem längeren Aufenthalte in dem Wohnsitze der Contemplation ein. Lange vermag er in diesem und in seinen Freunden, dem Prior und P. Bernhard, nichts Maurerisches zu entdecken. Ein Bruder *Coelestin* (No. IX) aber, der S. 13 schlechte Verse singt, ihm seine Geschichte und Philosopheme über die Bestimmung des Menschen mittheilt, und ihm eröffnet, er habe die Aufschlüsse der Maurerey *in sich selbst* gefunden, beschäftigt seine Phantasie bis zur Erscheinung zweyer Fremden, in welchen, verbunden mit den Klostermännern, er die Häupter der wahren Maurerey vermuthet. Nach einer vergeblichen Untersuchung in unterirdischen Gewölben, wo Hell Geräusch vernommen hat, tritt endlich der Prälat näher, spricht von der Möglichkeit, dass Priester bey den geheimen Verbindungen mitwirken, giebt als Zweck der Maurerey *Religion* und *Religiosität* an, und als Mittel dazu den *katholischen Glauben* (mit der gewöhnlichen Unterscheidung von Privat- und öffentlicher Religion). So viel Gutes, Wahres und in der That Vortreffliches auch der Prälat bey dieser Gelegenheit sagt: so ist doch Hell's *Gefühl* dagegen, und er reist ohne Weiteres ab.

Nun ist er wieder zu Hause, aber er hat Langeweile und wartet auf neue *Zufälle!* Indess stellt er allerley Betrachtungen an, macht Vorschläge, wie sie die höheren Grade recrutiren, und wie die Logen periodisch durch Präfecten revidirt werden sollen (woraus man sieht, dass der Vf. in einer Provinz lebt, zum System der L. Loge gehört und ein das Gute wollender Maurer ist). Jetzt kommt der Bruder N (No. X) an seinen Wohnort, sammelt junge, excentrische Brüder um sich, lehrt sie die Maurerey als eine *Tabula rasa* zu behandeln, und deutet auf bürgerliche Reformationen. Hell arbeitet ihm entgegen, und die Loge erklärt sich gegen alle und jede Neuerung im Orden; worauf der Vf. abermals den Vorschlag wiederholt, den Logen bestimmte Vorsteher aus dem höheren Orden zu geben. Hell wird, indess Seelwerth, als Logenmeister, eine stille Reform vornimmt, immer ruhiger und gesetzter, und kommt bey Gelegenheit einer Staatscommission mit dem Vorsitzer derselben *Br. S.* (No. XI) in Verbindung, dem er abermals seine Geschichte erzählt. Dieser wundert sich höchlich, dass Hell keinen *Zusammenhang* finden könne, da der Orden ja deutlich genug spreche, und Alles ganz einfach unmittelbar vor Augen liege (!!), und schliesst: „Nicht durch Anstrengung unserer Nachforschung, sondern einzig durch den Orden selbst erhalten wir diejenigen Kenntnisse, welche er als das Ziel und den Lohn des Maurers aufgestellt hat" S. 176. (Man kennt die Sprache der Gläubigen eines gewissen Systems, die hier der Vf. gutmüthig nachspricht.) Hell denkt darüber fleissig nach, kommt mit sich selbst in Einverständniss (?), besucht eifrig die Logen, um aus den ersten Gegenständen des Logenunterrichts zu lernen, hält einen Vortrag über das Lesen maurerischer Schriften (der den Vf. wohl vom Nutzen maurerischer Re-

censionen überzeugen könnte), kurz, ist auf dem besten Wege, ein tüchtiger und wohlgefälliger — *Systembruder* zu werden. Die seelwerthsche Loge wird weiter geschildert, ein Vortrag daraus mitgetheilt (S. 206 f.), und bey Gelegenheit der lehrreichen Tafellogen die Geschichte des Accisebeamten Br. Dornfeld mitgetheilt. Hell's Correspondent Br. S. macht über das Alles die ganz unrichtige und lächerliche Reflexion: Seelwerth's Irrthum habe für den Standpunct einer St. Joh. Loge *beynah Realität.* — Eine gute Episode zeigt, wie man sich gegen einen gebildeten Juden, der Maurer werden wolle, zu verhalten habe.

Endlich ändert sich Hell's äussere Lage, er verlässt das unstäte Leben, und wird zu einen Amte in der Hauptstadt berufen, wobey man zugleich erfährt, dass er auch verheirathet ist. (Oben bey Erwähnung seiner Liebschaft ist auch gezeigt worden, wie der Maurer sich gegen Frauenzimmer zu verhalten habe.) Dort besucht er an der Hand des Br. S. verschiedene Logen; in einer derselben wird ein junger Mann bey seiner Aufnahme von seinem Vater überrascht, welches dem Vf. Gelegenheit giebt, auf die Einholung der älterlichen Einwilligung, ja sogar der Gattin, vor der Aufnahme zu dringen. (Häusliche Angelegenheiten bleiben dem selbstständigen Manne am besten selbst überlassen.)

Nun steht — überraschend genug! — unser Irrfahrer am Ziel. Es folgt das 47 Capitel, überschrieben: *Licht!* „Ich lag, selig belohnt, heisst es, zu den Füssen der stillen, wohlthätigen Göttin." — „Hab' ich endlich deinen Lohn errungen? Sey mir dreymal gesegnet" u. s. w. *Er steht auf dem Gipfel des erklommenen Berges.* — Von dort aus macht er Betrachtungen über die verschiedenen Wege zum Ziele, wirft Rückblicke auf seine Irrfahrten, giebt allerhand Nutzanwendungen und schliesst mit einer nochmaligen Recapitulation.

Aber was ist denn nun endlich dieser Gipfel und dieses Ziel? — Man wird es kaum glauben, aber es ist nicht zu zweifeln, — es sind die sogenannten *höheren Grade* der sogenannten *grossen Landesloge* zu Berlin. Also *dazu* diese gewaltigen Anlaufe und Ausholungen, diese mannichfaltigen Irrungen, um im Schosse eines *Systems* auszuruhen, das, wie alle übrigen, in seinem höheren Gradenwesen aufhört, Maurerey zu seyn, und das, wie consequent auch seine Bekenner handeln, doch weder die Prüfung der Philosophie noch die der Geschichte aushält, und dessen Ursprung und Fortgang, eben so wenig wie das Innere irgend eines anderen Systems, dergleichen Declamationen und sanguinische Verheissungen rechtfertigen möchte! — Wenn der Vf. das System, so weit es in Deutschland da ist, ganz *kennt:* so ist nicht zu begreifen, wie er seinen Hell (der sich bey dem schott. MBr. so freymüthig erklärte) hier volle Befriedigung finden lassen konnte; wenn er es aber *nicht kennt:* so ist noch weniger zu begreifen, wie *er* den jüngeren BB. aller Systeme, deren Lehrer er seit seinem Freydenker so oft geworden ist, dieses Ziel als allein befriedigend aufstellen konnte. Wohl thut er Recht daran, die Maurer auf die Logen zu verweisen (so schnell sich auch, bey der *Verschiedenheit* der Systeme, die Frage aufdringt: *Wo* sind die wahren Meister zu finden?), denn wer *befriedigt* ist, ist *glücklich;* aber mit gleichem Rechte könnte man, bey gegenwärtiger Lage der Dinge, die Logen auf die *Maurer* verweisen. — Doch es ist hier nicht der Ort, sich weitläuftig darüber zu erklären; genug, wenn die lesenden BB. sehen, dass hier, wie in allen Maurerromanen, der endliche Aufschluss nicht zu suchen sey.

So viel ist klar, dass der Br. Franz Hell aus seinen Irrwegen, oder, gelinder gesprochen, aus seinen *Lehrjahren*, *noch nicht* heraus ist. Mag er auch am Ende dieses 2 Theils (es könnte gar wohl ein *dritter* geschrieben werden!) so zufrieden seyn, wie er es schon oft im Laufe seiner Geschichte war: so ist er doch keinen Tag vor einem neuen N. N. (einer No. XII u. s. f.) sicher, der ihn aus seiner seligen Ruhe aufschüttelt und mit der Fackel der Geschichte und Philosophie seinen Verstand aus dem Schlummer weckt. *Kann* er aber darin verharren: so wollen wir ihn glücklich preisen und ihm sein Glück nicht missgönnen! Nur müsse seine *gepriesene* Ruhe nicht für unerfahrene BB. anderer Systeme zur Unruhe werden.

Wir wollen den Roman (um uns nicht den Vorwurf des Vfs. zuzuziehen, als ob maurerische Rec. sich nur bey Nebendingen aufhielten) nicht ästhetisch würdigen; aber das müssen wir sagen, dass der 2 Theil, wo Hell, und mit ihm der Vf., verständiger wird, bey weitem uninteressanter als der erste, und sogar etwas langweilig sey; obgleich in beiden viel Reflexionen und Einschaltungen vorkommen, die dem Verstande und dem Herzen des Vfs. gleiche Ehre machen.

Übrigens hat die Geschichte schon in dem bekannten köthener Taschenbuche gestanden; da aber der Vf. behauptet, sie erst jetzt in ein Ganzes vereinigt zu haben: so haben wir sie ohne Weiteres hier als ein Ganzes und Neues angesehen. Doch hat uns das Neue gering, und die Ganzheit sehr mangelhaft geschienen. — Die Kupfer sind aus dem Taschenbuche bekannt; Druck und Papier sind gut. Y.

## SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Strauss: *Gedichte*, von *H. J. v. Collin.* 1812. 288 S. 8. (2 Rthlr.)

Diese Gedichte des leider zu früh verstorbenen *Collin* sind von so gediegenem, unzweifelhaftem Werthe, dass Jeder, auch wer an seinen zum Theil berühmten Dramen noch manches Wünschenswerthe vermissen sollte, davon mit grosser Achtung für sein Talent und mit eben so grosser Liebe für seine edle Gesinnung muss erfüllt werden. Charakter und Talent scheinen hier auf das innigste mit einander verschmolzen, indem in Allem, was die Phantasie ergreift, bey der Erhabenheit des Geistes sich ein Ausdruck des Herzens offenbart, welcher mit unmittel-

barer Theilnahme der heldenmüthigen Tugend, der ausharrenden Standhaftigkeit und männlichen Kühnheit, dem Gott ehrenden frommen Vertrauen, der deutschen Biederherzigkeit und Treue, der dankbaren Vaterlandsliebe, der in mancherley Thaten sich offenbarenden Grossmuth und Seelenhoheit, der unter Freunden und Verwandten oft so rührend erscheinenden Anhänglichkeit und liebevoller Ergebung, der edeln Geistesverbrüderung verwandter, sich begegnender Gemüther, kurz allem Schönen und Herrlichen im Leben sowohl als in der Kunst feyerlich huldigt. Ein männlicher Ernst, eine kraftvolle Sprache der Erhabenheit, mit Einfachheit verbunden, eine verständige Klarheit und Gediegenheit, eine pathetische Haltung und Würde, die stets der Wahrheit, ja selbst der Erscheinung ihrem Wesen nach treu bleibt, und lieber ungezwungen und nachdrücklich sich ausspricht, als um schöner Bilder und Vorstellungen willen sich höher aufschwingt — das sind die Charakterzeichen seiner Gedichte, unter welchen, wie es diese Richtung des Geistes zum Theil schon erwarten läfst, ein gedrungenes Heldenlied, eine erfreuende und lobpreisende Ode, uud ganz vorzüglich ein episches, die That irgend eines Vorfahren beschreibendes und verherrlichendes Gedicht seiner Muse am meisten zusagt. Man lese hier, um ganz von Liebe zu dem Dichter hingerissen zu werden, *Rudolph Vater und Sohn*, *Rudolph und Lobkowitz*, *Herzog Leupold vor Solothurn* und *Max auf der Martinswand*. Zuweilen ahmt er auch in Vers und Sprache fremde und alte Weisen, aber nicht sclavisch, sondern nach einem richtigen Gefühl mit Beobachtung dessen nach, was gerade darin zu unserem Herzen spricht. So hat er *Kaiser Albrechts Hund* um der alten Treuherzigkeit willen im Versmafs der Nibelungen abgefafst. Ganz besonders aber ist ihm *Haydn's Jubelfeyer* gelungen, wo die Terzerime den alten ehrwürdigen Mann dunkel und schauerlich umschweben, und in der gewundenen Stetigkeit von der Rührung erschauern, welche die Versammlung ergriffen hatte. *Collin* hatte den Gedanken oder zunächst nur den Wunsch zu einer *Rudolphiade* gefafst. Sehr Schade, dafs seine Umstände und zuletzt sein Tod ihn daran verhinderten; denn nach den Proben zu schliessen, ist in ihm ein grosser epischer Dichter, und zwar ächtdeutscher Art, verloren gegangen.

Übrigens gehört es mit zu seiner Eigenheit, dafs er seinen Ruhm nicht in eine sehr grosse Mannichfaltigkeit von Gedichten oder in eine grosse Gewandtheit und Vielseitigkeit des Geistes setzt; seine Heimath ist der Ernst und die Erhabenheit, sowohl in Betrachtung als Beschreibung und theilnehmender Empfindung; sich selber treu und wahr meidet er das Herabschweben zu leichten Scherzen, zum ergötzenden Witz und zu lieblich tändelnden oder süfs schwärmenden Ergiessungen und schalkhaften Spielen. Alles strebt bey ihm nach Bedeutung, Werth und Würde. Will man daher angeben, womit sich seine Art zu dichten am ersten der Grenze der Poesie nähert: so ist es das Hinneigen zum Praktischen, zur Reflexion und zur lehrenden Unterweisung, wovon er auch hier gerade nicht übel gelungene Proben geliefert hat, und nur mit Sorgfalt vermeidet er es, wie es scheint, dafs sein Ernst nicht hin und wieder in Trockenheit übergeht; doch desto rühmlicher für ihn, dafs er auch in der Nähe der Prosa seinen Kranz mit Ehren trägt.

T. Z.

## KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Fleischer d. J.: *Die frohen Abende, oder Erzählungen eines Vaters im Kreise seiner Kinder*, von *Jakob Glatz*. Erstes Jahr. Mit 10 illuminirten Kupfern. Ohne Jahrzahl. 266 S. in 6to (d. h. 6 Blätter auf einen Bogen). (1 Rthlr.) Das Buch ist nach einem grossen Plane angelegt, und umfasst Alles, was erzählbar ist. Wenn die Jahre nicht aufhören, der Stoff, hundert Abende von jedem mit Erzählungen auszufüllen, hört gewifs sobald nicht auf. Dabey hat Hr. *G.* die Vorsicht gebraucht, Manches, was sich recht gut in einem halben Abende auserzählen liefs, in zwey oder drey Abende zu vertheilen. An sogenannten moralischen Erzählungen scheint der Vf. das meiste Wohlgefallen zu finden. Man findet hier einen abgehärteten Eduard, einen arbeitsamen Dieterich, einen unartigen Martin, eine artige Marie, einen unachtsamen Fritz und eine unachtsame Judith, einen aufrichtigen Jakob, einen beharrlichen Theobald, einen unbescheidenen Georg und eine bescheidene Julie, einen unbeständigen Ephraim und eine beständige Lisette, eine weinerliche Jette, eine dienstfertige Amanda, eine ehrliche Margrethe, einen eigennützigen Johann, einen eigensinnigen Thomas und eine eitle Veronica. Die Furcht vor Beynamen wird auch hier, nach des Vfs. Gewohnheit, unterhalten. Emilien, die sich eine schreyerische Stimme angewöhnt hatte, nannten, nach S. 16, mehrere Menschen, die eben nicht das beste Herz hatten, eine *Nachtwächterin*, einen *Holzheher*, eine *Älster* u. dgl. m.; Conrad, der immer den Kopf hängen liefs, wenn er vor sich hinsah, hiefs überall der *Kopfhänger*, und einige nannten ihn einen *zehnjährigen Greis* S. 17. Hannchen, welche bey Tische oft schmatzte, nannten Viele ein — *Ferkelchen* S. 18. Siegismunden, welcher in seinem dreyssigsten Jahre sich in einem Gasthofe an öffentlicher Tafel gegen einen vornehmen Officier so unanständig benahm, dafs er ihm vor mehr als dreyssig Gästen eine Ohrfeige gab, nannte man lange Zeit hindurch den *geohrfeigten* Siegmund S. 32 u. s. w. Auch das Übrige ist alles in der gewöhnlichen Manier des Vfs. Selbst zu dem Unbedeutendsten, das aus der Naturgeschichte beygebracht wird, wird eine Einleitung gemacht, aber die Erzählung daraus in einer anderen Erzählung gegeben. Oft weifs man nicht, was die Hauptsache seyn soll. Die beygegebenen Kupfer sind auch nicht die besten.

Cf.

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

# Monatsregister

vom

September 1812.

## I. Verzeichniss der im Monat September in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

## II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)



## III. Intelligenzblatt des September.

### Literarische Nachrichten.



### Ankündigungen.



### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

## Nekrolog.



## Gelehrte Gesellschaften und Preise.



## Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.



## Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

# JENAISCHE
# ALLGEMEINE
# LITERATUR-ZEITUNG

## VOM JAHRE
## 1812.

## NEUNTER JAHRGANG.

## VIERTER BAND.

## OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition
1812.

Num. 196.

# JENAISCHE
# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 OCTOBER, 1812.

## *THEOLOGIE.*

Dorthmund u. Leipzig, b. d. Gebr. Mallinkrodt: *Bemerkungen über den Gebrauch der apokryphischen Bücher des Alten Testaments zur Erläuterung der neutestamentlichen Schreibart* von M. *J. H. Beckhaus*, evangelisch-reformirtem Prediger zu Iserlohe. 1808. II u. 148 S. 8. (16 gr.)

Der durch frühere exegetische Arbeiten und zuletzt noch durch die gründliche Prüfung der *schleyermacherschen* Schrift über den Timotheus rühmlichst bekannte Vf. liefert hier eine abgekürzte deutsche Übersetzung seiner im J. 1806 von der haagschen Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums gekrönten Preisschrift. In der Vorerinnerung wundert sich Hr. *B.* mit Recht, dass die apokryphischen Schriften des A. T. verhältnissmäsig nur wenig zur Erläuterung der im N. T. herrschenden Schreibart von den Auslegern benutzt worden, und fügt ein sehr lehrreiches, von guten literarischen Kenntnissen zeugendes Verzeichniss der bisher zu diesem Behufe gelieferten Erläuterungsschriften und einzelnen Beyträge bey, denen noch *Thomae Gatakeri Opera Critica.* Traj. ad Rhen. 1698 Fol. und *Bretschneiders Liber Jesu Siracidae Ratisbon.* 1806 hätten hinzugesetzt werden können. Ungern vermisst hier Rec. eine bündige Untersuchung über das enge Verhältniss, worin die Apokryphen des A. T. zu den neutestam. Schriften in Hinsicht der Sprache und der einzelnen Vorstellungsarten stehen. Diese an die Spitze des Buchs gestellt, würde dem Gebäude, welches hier aufgeführt werden sollte, eine sichere Grundlage bereitet, den durch die einzelnen Paragraphen zerstreuten Beweisen einen festeren Zusammenhang und den beygebrachten erläuternden Beyspielen eine überzeugendere Kraft verliehen haben. Denn entweder sind die Apokryphen des A. T. ursprünglich *griechisch* geschrieben, oder ihnen liegt, wie sich dieses von der Mehrzahl zwingend erweisen läst, eine *hebräische Urschrift* zum Grunde. Im ersteren Falle haben wir Schriften von *gebornen Juden* vor uns, die grösstentheils bey ihrer schülerhaften Kenntniss der griechischen Sprache, welche sie gründlich zu studiren, vermöge ihrer vorurtheilsvollen Denkart, unter ihrer Würde hielten, die Eigenheiten der hebräischen Sprache in Ausdruck und Gedanken, in Hinsicht der Bedeutung, Stellung und Zusammfügung der einzelnen Wörter der fremden Sprache gewaltsam aufdrangen und mithin das hebräische Urbild durch die griechische Übertünchung hell genug hervorschimmern liessen. Im zweyten Falle besitzen wir eine ebenfalls von *gebornen Juden* verfasste griechische Übersetzung, die sie theils aus schwerfälliger Unbehülflichkeit, welche die ungewohnten Fesseln einer so abweichenden Sprache ihnen auflegten, theils aus Furcht, die Wichtigkeit und Schönheit des Originals möchte durch die geringste Abweichung von dem Buchstaben an Kraft und Glanz bedeutend verlieren, der hebräischen Urschrift mit irgend zulässiger sclavischer Genauigkeit ängstlich nachbildeten. Die von unseren biblischen Lexikographen bey weitem nicht aufmerksam genug ausgespähte und noch weniger vortheilhaft benutzte Ähnlichkeit des in den Apokryphen des A. T. herrschenden Ausdrucks mit der im Koheleth, Malachia, Nehemia, Esra und Daniel gewählten Sprache, ferner die durch eine Anhäufung von Tautologieen angeschwellte Wortfülle und die aus althebräischen Bildern, Redensarten und Reminiscenzen häufig versuchte Zusammenstoppelung — liefern sie nicht mehr oder weniger wichtige Nebenbeweise für den angedeuteten Ursprung dieser späteren Überreste der hebräischen Literatur? Zu demselben Resultat führt auch der den meisten unter ihnen tief eingedrückte engherzige, jeder fremden vortheilhaften Einwirkung schnöde widerstrebende Nationalstolz, der die Israeliten als das geweihte, auserlesene, mit allen Vollkommenheiten bereicherte Volk, die Nicht-Israeliten hingegen als verfinsterte, lasterhafte Menschen, als den Ausbund aller Schlechtigkeit betrachten hiess. Schriften aber, die ein so reines Erzeugniss des Judenthums sind, und deren Verfasser eine übertriebene, oft ins Ungereimte ausartende Vorliebe für Jerusalem, den Tempel und die einzelnen Theile der mosaischen Constitution verrathen, werden auch ein unwandelbares Festhalten an den religiösen und moralischen Vorstellungen ihrer Väter als ein unverletzliches Heiligthum bewahren und *nur* denjenigen fremden Ideen, mit denen ein Aufenthalt im babylonischen Exil und Alexandrien bekannt machte, einen Eingang gestatten, *welche* an frühere Nationalideen bequem sich anschlossen oder diese genauer entwickeln halfen. Und so verhält es sich auch wirklich! — Wenden wir uns mit Rücksicht auf diese hier mitgetheilten allgemeinen Umrisse zu den Schriften des N. T., welche mit der Darstellung einer neuen Lehre sich beschäftigten, die aus dem Judenthum unmittelbar hervorgegangen war und den Verkündigern derselben selbst zunächst als ein veredel-

tes vervollſtändigtes Judenthum ſich darſtellte: ſo offenbaren ſich bey einem vergleichenden Studium die groſsen Vortheile unvermerkt, welche die apokryphiſchen Bücher des A. T. zu einer glücklicheren Aufhellung des N. T. dem Exegeten darbieten. Auch die Verfaſſer der neuteſtamentlichen Schriften, in ſofern ſie geborne Juden waren, man mag nun dem Abgang einer gelehrten wiſſenſchaftlichen Bildung und ihrer Ungeübtheit in der griechiſchen Sprache, oder der peinlichen Beſorgniſs, das Nationalgepräge ihrer dogmatiſchen und moraliſchen Vorſtellungen durch eine vom Buchſtaben ſich entfernende Übertragung gänzlich zu entweihen, die Schuld beylegen, eigneten ihre Empfindungen, Gedanken und Anſichten mit allen den Merkmalen des vaterländiſchen Gepräges in Wendungen, Bildern und Begriffen, die ſie gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen hatten, der griechiſchen Sprache, die ſie zum Werkzeuge ihrer Darſtellung gewählt hatten, bis auf Wortbedeutungen, Nebenzüge und Verbindungen von Sätzen, die jener völlig fremd waren, ſclaviſch treu an. Die neuteſtamentlichen Schriften und die Apokryphen des A. T. ſtehen dieſen Bemerkungen zufolge in einer ſichtbaren Verwandtſchaft zu einander, und ſind der Hauptſache nach mit derſelben Phyſiognomie bezeichnet, deren weſentliche Züge wir uns erſt durch eine Vergleichung mit dem Charakter der hebräiſchen Sprache ganz aufklären können. In Hinſicht der Formenlehre, der Syntaxis einzelner Wörter und Redensarten, ſo wie ganzer moraliſcher und dogmatiſcher Vorſtellungsarten leiſten daher die Apokryphen des A. T. bey der Erklärung des N. T. um ſo weſentlichere Dienſte, da die hebräiſche Sprache, welche in ihnen ſich abſpiegelt, mit den einzelnen Veränderungen, Verunreinigungen und Erweiterungen hier erſcheint, die ſich in Zeiten, welche der Periode des Chriſtenthums nicht ſehr fern und fremd waren, in die alte hebräiſche Sprache eingeſchlichen hatten. Nach dieſen Ideen, die durch einzelne Beyſpiele, wozu ſich weiter unten eine natürliche Veranlaſſung darbieten wird, noch deutlicher hervortreten werden, kehren wir zur *beckhauſiſchen* Schrift zurück.

Nachdem der Vf. einige durch paſſende Beyſpiele gut erläuterte Vorſichtigkeitsregeln, die bey dem Gebrauche der Apokryphen zu beobachten ſeyen, vorausgeſchickt hat: ſucht er zunächſt aus ihnen S. 22 fg. mehrere Hebraismen des N. T. zu erläutern. Die *a*) aus der Claſſe der Nennwörter gewählten Beyſpiele ſind zwar überzeugend; aber aus dem Geiſt der hebr. Sprache und durch eine ſorgfältige Beobachtung des pſychologiſchen Ganges, auf welchem in der Seele des Morgenländers Vorſtellungen ſich zu erzeugen und auszubilden pflegen, hätten die einzelnen Bedeutungen ſchärfer und lehrreicher entwickelt werden können. Wäre z. B. der Stammbaum des vielumfaſſenden Worts צְדָקָה in ſeine Hauptäſte und Zweige geſondert worden: ſo würde die Bedeutung des buchſtäblich nachgebildeten W. δικαιοσυνη als „Almoſen" in das klärſte Licht getreten ſeyn, welches man S. 25 vermiſst. Daſs das Wort δυν:μις im N. T. *Ve herrlichung*, *Glanz*, *Majeſtät* bedeute, hat ſeine Richtigkeit; aber wie das hebr. W. עֹז, welches dieſem Sprachgebräuche zum Grunde liegt, dieſe *Bedeutung* erhalten habe, läſst ſich ohne Schwierigkeit einſehen, wenn man Folgendes erwägt. Das Wort עֹז, Macht, Stärke, wird, wie das entſprechende W. عزّ, ſehr häufig (ſ. *Sylloge Diſſ. Philoll. ſub praeſidio A. Schultens etc.* T. II, 1096 ſqq.) auf die *Herrſcher-Macht* bezogen, und da dieſe, ſo wie die Perſon des Monarchen überhaupt in Aſien, in *Majeſtät*, *Glanz* ſich einhüllt und den Augen der Menſchen Ehrfurcht und Aufforderung zum verherrlichenden Lobe einflöſst: ſo iſt klar, wie δυναμις mit τιμη und עֹז mit כָּבוֹד als gleichbedeutend zuſammengeſetzt worden, zumal da עֹז im A. T. von der Allmacht und Majeſtät Jehovens im Beſonderen gebraucht wird. Beyſpiele finden ſich in der *Diſſ. phil. de Notabili Correctt. Maſoreth. genere ed. Van Voorſt* L. B. 1778 p. 124. Daſs das Wort ειρηνη, eig. *Friede*, in Beziehung auf das W. שָׁלוֹם *Glück* überhaupt anzeigt, iſt bekannt. Warum? Weil dem unter einem heiſsen, erſchlaffenden Himmelsſtriche lebenden Morgenländer (ſ. 1 Kön. 4, 24. Mich. 4, 4. Zachar. 3, 10. 1 Maccab. 14. 8) *ungeſtörte Ruhe* den höchſten Grad des Wohlbefindens bezeichnet. Bey dem Worte γλωσσα hätte die Hauptbeweisſtelle Geneſ. 10, 31 angeführt werden mögen. Bey dem Worte σαρξ S. 29. 30 vermiſste Rec. die Anführung der beiden wichtigen Bedeutungen von *Sinnlichkeit* und *Hinfälligkeit*, in welchen dieſes Wort im N. T. mehrmals vorkommt. Sie laſſen ſich aus dem hebr. Wort בָּשָׂר und den Apokryphen ganz bequem ableiten. Dieſes W. bezeichnet bekanntlich unter andern die *äuſsere*, *körperliche* Natur des Menſchen; dieſe aber iſt, wie die Bibel an vielen Stellen lehrt, der Hinfälligkeit, Auflöſung unterworfen: der Körper iſt zugleich (ſ. B. d. Weish. 9, 15. Tob. 3, 6) der Sitz der Sinnlichkeit und belaſtet den Geiſt. Wir gehen zur zweyten Claſſe fort, die von Zeitwörtern und Partikeln handelt. Auch hier muſs Rec. dieſelben Erinnerungen wiederholen. Der Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Bedeutungen, den Rec. faſt mit eben ſo wenig Worten, als bey den einzelnen Beyſpielen gebraucht worden ſind, genau zu beſtimmen ſich anheiſchig macht, iſt ſelten recht ſichtbar geworden, und wie viel Licht würde eine ſolche Entwicklung auf andere ähnliche Fälle verbreitet haben? Man vergleiche nur die Bemerkungen über die Worte περιπατειν und πορευεσθαι S. 35! Wie fruchtbar zur Erläuterung des bibliſchen Sprachgebrauchs hätten ſie in Hinſicht auf das Wort ὁδος, דֶּרֶךְ, welches durchaus nicht fehlen durfte, geordnet werden können! Eben ſo hätten aus dem Geiſt der alten Sprachen überhaupt und der Natur der hebr. Sprache insbeſondere die vielfachen Verhältniſſe, die

durch die Partikel כ bezeichnet zu werden pflegen, schärfer bestimmt und zu einer deutlicheren Übersicht verbunden werden können. Die S. 39 fg. aus der Wortfügung entlehnten Erläuterungen sind sehr lehrreich, dürften aber noch eine grössere Vollständigkeit zulassen. So würden S. 43 einige allgemeine Betrachtungen über die Pleonasmen der hebräischen Sprache den nachfolgenden Bemerkungen mehr Haltung gegeben und die Einsicht in den N. T. Sprachgebrauch sehr glücklich erweitert haben. Die Redensart οἱ του Ζεβεδαίου S. 47 scheint eine *ächt griechische* Redensart und kein *Hebraismus* zu seyn. Der Hebräer fügt immer in solchen Fällen das Wort בן hinzu. Der Vf. des Buchs Tobi konnte einen Ausdruck, der im täglichen Leben unzählige Mal vorkommen musste, aufnehmen, ohne den hebräischen Sprachgebrauch zu befolgen. Die S. 48 ff. von ganzen Redensarten und Zeitwörtern gewählten Beyspiele sind trefflich erläutert. S. 57 würde Rec. das Zeitwort τιθεναι, hebräisch שים, hinzugesetzt und zu dem Beyspiele ανοιγειν das Wort καθιζειν, welches ebenfalls oft überflüssig steht, beygefügt haben. Der Pleonasmus, den das hebräische Wort עין und οφθαλμος bildet, würde statt S. 56 bequemer S. 46 eine Stelle erhalten haben. S. 59 — 72 werden in einem wichtigen Abschnitte die Worte und Redensarten, welchen religiöse Begriffe zu Grunde liegen, im Ganzen sehr gut aufgeklärt. Nur hätten manche Begriffe, die z. B. in dem Worte δικαιος, ἁγιος (welches gar zu kurz S. 65 abgefertigt worden ist) enthalten sind, schärfer und gründlicher erörtert werden sollen; auch würde Rec. den Worten σκοτιζειν, φωτιζειν, απολλυεσθαι, σωζεσθαι eine Stelle eingeräumt haben, da dieselben sich, wenn auch nicht gerade aus einzelnen Worten, doch aus dem ganzen Sprachgebrauch der Apokryphen befriedigend erläutern lassen, und mit den übrigen von Hn. *B.* abgehandelten Ausdrücken in einem engen Zusammenhange stehen. S. 73 — 81 wendet der Vf. seine Aufmerksamkeit auf mehrere Worte und Redensarten, welche in der Glaubens- und Sitten-Lehre des Evangeliums von besonderem Gewichte sind. Hier ist aber die Entwickelung des vielbegreifenden Ausdrucks βασιλεια του Θεου, der *allein* aus dem Daniel vollständiges Licht erhalten kann, leider ganz verunglückt. Die Bemerkungen über δικαιουν und δικαιωθηναι ermangeln auch der nöthigen Klarheit, weil aus der reichhaltigen Quelle des arabischen und hebräischen Sprachschatzes mit sorgfältiger Erwägung der Hauptstellen, welche in dem A. T. und den Apokryphen von צדק und δικαιος vorkommen, so gar nicht geschöpft worden ist. Die abgeleitete Bedeutung von σαρξ, „Sinnlichkeit," die oben erläutert worden, hat hier eine Aufnahme gefunden. Aber die Stufenfolge der einzelnen Bedeutungen tritt nicht hervor. S. 81 — 92 erhalten wir eine lehrreiche Vergleichung dogmatischer und moralischer Behauptungen und Vorstellungsarten in den Apokryphen mit ähnlichen des N. T. Rec. bittet folgende Vorstellungsarten, die alle aus dem Sirach entlehnt worden sind, hier nachzutragen. (a) Almosen erwerben Gottes Beyfall, ausgezeichnete Wohlthaten und sogar Befreyung von mehreren Sünden, Cap. 21, 5. 3, 3. 17, 22. 40, 17. 24. (b) Dem Gebet wohne eine Hauptkraft gegen Krankheiten bey, Cap. 38, 9. 14. (c) Durch Adam und Eva habe mit der Sünde zugleich der Tod über das ganze Menschengeschlecht sich verbreitet, C. 25, 24. (d) Das Schicksal eines Menschen hänge gänzlich von der freyen Willkühr Gottes ab, Cap. 36, 10 und 13. (e) Die Weisheit sowohl, als alles Böse sey von Gott schon bey der Geburt vorherbestimmt. Diesen ewigen, von den späteren Handlungen unabhängigen Rathschluss könne der Mensch nicht abändern, C. 1, 10. 6, 37. 15, 9. 39, 18. 49, 7. Von S. 93 — 139 erläutert Hr. *B.* durch eine lange Reihe gut gewählter Beyspiele aus den Apokryphen theils einzelne schwierige Worte, theils ganze Redensarten des N. T. Eine genauere Berücksichtigung des hebräischen Sprachgebrauchs würde aber manche Bedeutung, z. B. von αληθεια und ονομα, schärfer bestimmt haben. Zuletzt von S. 145 bis zu Ende wird noch der Satz erörtert, dass ganze Stellen der Apokryphen mit ähnlichen des N. T. in der Anordnung und Einkleidung übereinstimmten.

Hier haben unsere Leser eine vollständige Übersicht einer nützlichen Schrift, durch welche vorzüglich junge Studirende mit dem Sprachgebrauche des N. T. eine lehrreiche Bekanntschaft zu machen Gelegenheit haben. Hätte der Vf. durch eine allgemeine oben bezeichnete Einleitung den Zweck und die Wichtigkeit seiner Arbeit deutlicher hervorgehoben und aus einem gründlichen hebräischen Sprachstudium die mitgetheilten Erläuterungen fruchtbar bereichert: so würde eine grössere Vollständigkeit mit einer gehaltreicheren Kürze vereiniget und in manche Abschnitte eine bequemere Ordnung gebracht worden seyn. As. Hg.

MARBURG, in der akad. Buchhandlung: *Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte* von D. *Wilh. Münscher.* 1811. 222 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Wie in seinem Lehrbuche der Kirchengeschichte hat sich der Vf. auch hier zum Gesetze gemacht, die Sachen mehr anzudeuten, als auszuführen, eine ausgewählte Literatur beyzubringen, eine Ordnung zu befolgen, welche nach bewährten Erfahrungen am meisten dazu dient, dem Anfänger den Gang der Begebenheiten am anschaulichsten vor Augen zu legen und am tiefsten einzuprägen, sich der möglichsten Kürze zu befleissigen, auf das Lob eines pragmatischen Geschichtschreibers, jedoch nicht darauf Verzicht zu thun, die Materialien zu einer pragmatischen Verarbeitung zu liefern. Übrigens nimmt er hier noch weniger Perioden an, als dort, und vermeidet noch mehr die Einförmigkeit in der Behandlung derselben. Er unterscheidet die alte Zeit,

J. 1—600; die mittlere, 600—1517; die neuere, 1517—1810, schickt jeder dieser Perioden eine allgemeine Geschichte voran, und läst die der einzelnen Dogmen folgen, aber in jeder Periode wieder nach einem anderen Plane. Was die Literatur betrifft: so läst er in der ersten Periode die Stellen der Kirchenväter, welche zu Belege dienen können, bis auf wenige Ausnahmen ganz weg, weil der, welcher sie verlange, sie in seinem Handbuche der Dogmengeschichte finden könne. Aber wird dann der Anfänger dieses schon aus vier Bänden bestehende Werk gerade zur Hand haben und lesen, und die vornehmsten Beweisstellen aussuchen können? In der zweyten Periode weist Hr. *M.* die Stellen der Scholastiker ebenfalls selten nach, und zwar deswegen, weil sie dem Anfänger zu nichts dienen, und derjenige, welcher mit jenen Schriftstellern, die in ihren Systemen gröſstentheils einerley Ordnung befolgen, bekannt sey, sie leicht finden könne. Allein es ist nicht einzusehen, warum es dem Anfänger, wenn ihm die Dogmengeschichte überhaupt zu etwas dienen soll, zu nichts dienen soll, zu erfahren und zu wissen, wo sich in den Werken der Scholastiker die vornehmsten zu dieser Geschichte gehörigen Beweisstellen finden, sie nachschlagen, sich mit der Methode und dem Sprachgebrauche dieser Schriftsteller bey den Hauptdogmen in der Quelle bekannt machen zu können, wenn auch nicht jetzt, doch in der Folge bey fortgesetztem Studium oder bey besserer Gelegenheit. Desto mehr Schriften werden in der dritten Periode genannt. Wir sind der Meinung, daſs, wenn hier sparsamer wäre verfahren worden, und wenn auch schon in den vorhergehenden Perioden hie und da ein unbedeutendes, oder schlechtes, nicht zu den Quellen, sondern zu den späteren Hülfsmitteln gehöriges Buch ungenannt geblieben wäre, wenn sich der Vf. bloſs auf die ursprünglichen und classischen Beweisstellen und die Hauptbücher beschränkt hätte, ein Ganzes hätte geliefert werden können, welches das gegenwärtige nicht an Extension, wohl aber an Intension übertroffen hätte. Warum sind z. B. die Abhandlungen zur Dogmengeschichte von *J. F. Grab* genannt, von welchen der Vf. selbst in seinem Handbuche I. S. 65 urtheilt, daſs sie nur flüchtig hingeworfene Bemerkungen enthalten, und welche diese Eigenschaft auch mit den anderen Schriften dieses Verfassers theilen? Warum bey der dritten Periode die elenden Aufhellungen der neueren Gottesgelehrten in der christlichen Glaubenslehre von *Fuhrmann?* Sonst ist dieses Lehrbuch sehr zweckmäſsig eingerichtet und mit ungemein viel Leichtigkeit und Einfachheit geschrieben. Tz.

## KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. 1) *Würzburg*, b. Stahel: *Unterricht in der christkatholischen Glaubens- und Sitten-Lehre.* Mit einer Vorerinnerung über den Religionsunterricht, von P. *Aegidius Jais*, Doctor d. Theologie u. groſsherzogl. würzburg. geistl. Rath. Mit Approbation des bischöflichen Vicariats zu Würzburg. 1807. XVIII u. 172 S. 8. (3 gr.)

2) Ebendaselbst: *Katechismus der christkatholischen Glaubens- und Sitten-Lehre*, von *Aegidius Jais.* Mit Approbation des bischöfl. Vicariats zu Würzburg. 1807. XXII u. 146 S. 12. (1 gr. 6 pf.)

3) *Potsdam*, b. Horvath: D. *Martin Luthers kleiner Katechismus*, nebst einem Lesebuche zum Gebrauch bey dem Unterricht der Jugend, von *Johann Gottfried Krüger*, Jugend-Lehrer in Bochow. 1807. XVIII und 152 S. gr. 8. (8 gr.)

4) Ohne Druckort u. Verleger: *Religions- und Pflichten-Lehren der Vernunft und des Herzens* übereinstimmend mit den Sprüchen und Geboten der heiligen Schriften. Grundlage beym Unterricht der Jugend von allen christlichen Parteyen. 1807. IV u. 71 S. 8. (3 gr.)

Hr. *Aegidius Jais* (oder wie er sich am Schluſs von Nr. 1 unterzeichnet *Jais Aegid*) hat schon eine beträchtliche Anzahl von Jugend- und Volks-Schriften herausgegeben, welche ein groſses Publicum gefunden haben, öfters aufgelegt und nachgedruckt worden sind — ein Beweis, daſs seine Methode bey vielen Lesern Beyfall gefunden haben muſs. Rec. ist auch weit entfernt, den Vf. darum bringen zu wollen, zumal da seine beiden Lehrbücher sich wirklich durch zweckmäſsige Auswahl und faſsliche Darstellung, die sich jedoch nicht gleich bleibt, auszeichnen. Aber miſsfällig war uns der Schluſs der Vorrede Nr. 1: „Es ist aber auch nichts anderes zu erwarten, als daſs sich dieser Unterricht bey der jetzigen äuſserst verschiedenen und gährenden Denkungsart gegen die *Eine* Partey verstoſsen werde. Sollte er sich gegen *beide* verstoſsen; so blieb' dem Vf. noch der einzige Wunsch übrig, sich mit dem Gedanken an den göttlichen Lehrer und Erlöser beruhigen zu können: „*Pharisäer* und *Sadduzäer* riefen einhällig: *Ans Kreuz mit ihm*" !!

In Nr. 3 „sind aus anderen guten Schulbüchern ganze Sätze unverändert aufgenommen worden, welches man mir nicht verargen wolle, zumal ich kein Gelehrter bin, nicht nach Schriftsteller-Ehre trachte, sondern nur nützlich seyn will. Diese Entschuldigung gilt auch den übrigen Unvollkommenheiten, die der Scharfblick des ächten Pädagogen entdecken wird." Rec. weiſs hierauf nichts zu erwiedern als die Frage: Warum denn also dieses durch gar nichts ausgezeichnete Buch gedruckt wurde? Zur Auffindung der Unvollkommenheiten ist selbst ein schwacher und flüchtiger Blick hinreichend. Die Erzählung Nr. 76: *Der Alte*, ist nicht die einzige, der alles Interesse fehlt.

Der Vf. von Nr. 4 lieſs seinen Abriſs zunächst für seine Schüler von verschiedenen Confessionen drucken, — „ohne zu hoffen, daſs er von mehreren Lehrern werde beliebt oder benutzt werden". Seine Schüchternheit (S. 3) war ungegründet; sein Werkchen ist nicht schlechter als so viele seines Gleichen, ja es hat sogar vor vielen den Vorzug richtiger Begriffe und guter Darstellung. Er hätte also immer seinen Namen, oder doch wenigstens Verleger und Druckort nennen mögen. Gefahr war für keinen vorhanden! —ft—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 OCTOBER, 1812.

## *JURISPRUDENZ.*

1) Paris, b. Rondonneau u. Deile: *Répertoire abrégé de la législation française, depuis 1789 jusqu'au mois de Novembre 1810*, à l'usage des départemens réunis à l'Empire, contenant la table générale, et par classement des matières, des Sénatusconsultes, des lois, des décrets, des réglemens et des Avis du Conseil d'Etat, actuellement en vigueur, et déclarés exécutoires dans ces départemens, par le décret impérial du 8 Novembre 1810, avec l'indication, 1° des tomes, pages et numéros des recueils officiels qui en contiennent le texte, 2° des numéros d'ordre sous lesquels ils se trouvent au dépôt des lois, imprimés séparément, format in 4, 3° de la concordance des dates des calendriers républicain et grégorien. Terminé par une table alphabétique des matières, et par une notice bibliographique des recueils, des codes, manuels, traités et commentaires sur chaque matière de législation et d'administration, que l'on peut se procurer au dépôt des lois, avec les prix de chaque ouvrage, et celui de chaque collection de lois, format in 4, en feuilles détachées. Par *L. Rondonneau*. 1810. 32 S. 8.

2) Hamburg, b. Müller: *Bulletin des arrêtés de la commission du Gouvernement, établie par le décret impérial du 18 Décembre 1810.* 1811. Vol. I. No. 1—108. *Bülletin der Beschlüsse der Regierungscommission, errichtet durch das kaiserliche Decret vom 18 December 1810.* 169 S. Volume II. Cahier I (es ist nicht weiter fortgesetzt). 59 S. 8. Französisch und deutsch.

3) Paris, in der kais. Buchdruckerey: *Recueil de lois, décrets et avis du conseil d'Etat, publiés dans les départemens de l'Ems-supérieur, des bouches-du-Weser et des bouches-de-l'Elbe. Sammlung von Gesetzen, Decreten und Gutachten des Staatsraths, welche in den Departementen der Ober-Ems, der Weser-Mündungen und der Elb-Mündungen verkündet worden sind.* 1811. Tome premier. 371 S. Tome second. 399 S. Tome troisième. 529 S. Tome quatrième. 513 S. Tome cinquième. 504 S. Tome sixième. 335 S. Tome septième. 383 S. Tome huitième. 369 S. Tome neuvième. 291 S. Tome dixième. 375 S. Tome onzième. 451 S. Tome douzième. 411 S. Tome treizième. 391 S. Tome quatorzième. 455 S. Tome quinzième. 449 S. Tome seizième. 473 S. Tome dix-septième et dernier contenant un supplément aux seize premiers volumes, une table chronologique et une autre table indicative des dispositions analogues, inprimé en vertu d'arrêté de la commission du Gouvernement. à Hambourg, chez Jean Bernard Appel. 1812. 310 S. gr. 8. Französisch und deutsch.

Wir fassen diese Werke in eine Collectivrecension zusammen, da sie sich alle auf die neuen mit Frankreich vereinigten Departements Hollands und Deutschlands beziehen.

No. 1 enthält nichts weiter, als der Titel verspricht, nämlich eine Nachweisung der durch das kaiserliche Decret vom 8 November 1810 angegebenen, und in Holland, von dem Tage der Installation des kaiserlichen Gerichtshofs im Haag, welche am 11 März 1811 geschah, in Holland und dem Departement Ostfriesland (der Ost-Ems) gültige Kraft habenden Gesetze, wo dieselben in dem *Bulletin des lois* und der früheren *Collection générale de lois et actes du Gouvernement* sich befinden, und unter welcher Numer sie einzeln im *Dépôt des lois*, einem Laden des Vfs., zu haben sind, und hinten einen systematischen Verlagskatalog. Die Gesetze, so wie die Büchertitel, sind unter folgende Rubriken gebracht: *Actes des constitutions de l'Empire; Législation civile et criminelle, organisation judiciaire etc.; Régime du notariat; Régime hypothécaire; Administration civile et police générale; Régie et administration des biens de communes, des hôpitaux, et des établissemens publics; Navigation intérieure; Commerce, manufacture, arts et metiers; Poids et mesures; Garantie des matières d'or et d'argent; Monnaies; Postes et messageries; Loterie impériale; Droits d'enrégistrement, de timbre et de greffe; Domaines; Administration des eaux et forêts, et police rurale; Administration du trésor public; Contributions directes; Droits réunis; Octrois municipaux et de bienfaisance; Douanes et droits d'importation et d'exportation; Marine; Armée de terre; Garde nationale et conscription militaire; Instruction publique; Enseignement et police de la médecine, de la chirurgie et de la pharmacie; Légion d'honneur; Titres et majorats;* und endlich *matières diverses.*

No. 2 enthält die Beschlüsse der durch das kaiserliche Decret vom 18 December 1810 ernannten, und in Hamburg ihren Sitz habenden, aus dem Reichsmarschall Fürst *von Eckmühl*, und den Staatsräthen Graf *Chaban* und Ritter *Faure* bestehenden Regie-

rungscommission. Die Commission fing am 19 Februar 1811 ihre Arbeiten an, und bereitete die neue Organisation mit zarter Schonung und einer rastlosen Thätigkeit vor. Schon in demselben Monate wurden die Senate von Hamburg, Bremen und Lübeck aufgehoben, und durch die Bildung von provisorischen Obergerichten und Municipalräthen die Trennung der Administration und Justiz ins Werk gesetzt. Es erschien unter dem 12 Februar ein Beschluss über die provisorische Verwaltung der Justiz in den neu vereinigten Departements, so wie in demselben Monat ein ähnlicher für die Administration; an der Spitze der ersteren stand der durch seine Kenntnisse und legislativen Talente ausgezeichnete Staatsrath *Faure*, an der Spitze der letzteren der Graf *Chaban*, und an beider Spitze der Fürst *von Eckmühl*. Nun wurden die neuen Steuern und die Conscription vorbereitet, mehrere Commissionen für verschiedene Zweige, z. B. um die Masse und Gewichte zu reguliren, ernannt, alle Staatsdiener provisorisch in ihren Ämtern beybehalten und im Namen des Kaisers beeidigt, die Polizey organisirt, die kaiserliche Lotterie eingeführt und die Posten organisirt. In Hinsicht der Justiz wurde eine Commission ernannt, welche aus dem Staatsrathe *Faure*, als Präsidenten, dem während der Zeit gleichfalls eingetroffenen kaiserlichen Generalprocurator *Eichorn*, dem kaiserl. Commissair, ehemaligen Rathsherrn und jetzigen kaiserl. Rathe *Jänisch*, und dem ehemaligen Tribunalrichter, jetzigen kaiserl. Generaladvocaten *Spangenberg* bestand, um die verschiedenen Übersetzungen der fünf *Codes* zu untersuchen, und allenfalls eine neue Abfassung derjenigen Artikel der vorzüglichsten Übersetzung vorzuschlagen, die nöthig seyn möchte, um derselben mehr Deutlichkeit und Vollständigkeit zu geben. Ein Beschluss vom 9 April erklärte darauf folgende Übersetzungen als vorzugsweise würdig, vor allen anderen gebraucht zu werden (denn immer sollte der französische Text der officielle bleiben): *Code Napoléon*, von *Daniels*, 3te Auflage; *Code de procédure civile*, von *Erhard; Code de commerce*, von *Daniels*, 2te Auflage; *Code d'instruction criminelle*, von *Daniels;* und *Code pénal*, von *Blanchard*. Die Anmerkungen in deutscher Sprache, von den Commissarien zur Verbesserung und Erklärung einiger Artikel beschlossen, wurden abgedruckt, um mit jenen Gesetzbüchern vertheilt zu werden (500 Exemplare dieser Übersetzungen wurden gratis an die richterlichen und administrativen Behörden vertheilt). Ein Beschluss vom 23 April ordnete vier Übersetzer unter Aufsicht des kaiserl. Generalprocurators an, um die übrigen Gesetze, Decrete und Gutachten des Staatsraths, die in den drey Departements promulgirt werden sollten, und noch nicht übersetzt waren, in die deutsche Sprache zu übertragen. Die letzte Handlung der Commission des Gouvernements war, das kaiserliche Decret vom 4 Julius 1811 über die Generalorganisation der hanseatischen Departements zu publiciren, worauf sie dann am Ende des Jahres 1811 aufgelöst wurde.

No. 3 ist nun die in dem Beschlusse vom 23 April 1811 erwähnte Sammlung der seit dem Tage der Installation des kaiserlichen Gerichtshofes zu Hamburg, welche am 20 August 1811 geschah, Kraft habenden Gesetze. Sie enthält in 16 Bänden und einem Supplementbande, zum Theil auszugsweise, alle in den hanseatischen Departements publicirten französischen Gesetze bis zum Tage der Installation des Gerichtshofs, denn von diesem Tage an sollten, in Gemäßheit des kaiserl. Decrets vom 4 Jul. 1811, alle in dem *Bulletin des lois* seit dieser Zeit erlassenen Gesetze, nach den im ersten Artikel des *Code Napoléon*, und in dem Gutachten des Staatsraths vom 12 Prairial XIII enthaltenen Grundsätzen, verbindliche Kraft haben. Wie weise und vorsichtig diese Auswahl gemacht war, ergiebt der Augenschein; nach und nach wurden noch mehrere ältere Gesetze publicirt, deren Sammlung in einem neuen Supplementbande von grossem Nutzen wäre. Durch diese Auswahl muss diese Sammlung nun auch ein grosses Interesse für die Nichtbewohner der hanseatischen Departements erhalten, da sie in mäsigen 17 Bänden alle Verfugungen finden, welche noch jetzt in Frankreich gültige Kraft haben, während sie dieselben sonst mit einem ausserordentlichen Zeit- und Kosten-Aufwande in dem grossen hundertbändigen *Bulletin des Lois* aufsuchen mussten, und auch dann noch durch die vielen älteren und neueren so oft einander widersprechenden Verfügungen in grosse Irrthümer gestürzt werden konnten. Die in dieser Sammlung enthaltenen Gesetze sind und können ihrer Natur nach kein Gegenstand einer Recension seyn, wenn dieselbe nicht zu einem eigenen dickleibigen Buche anschwellen sollte: Rec. bemerkt nur noch, dass der französische Text äusserst correct, der deutsche nicht so gedruckt ist; und dass man doch immer den französischen Text consultiren möge, da die älteren, in Gemäßheit des Regierungsbeschlusses vom 23 April 1811, nicht von neuem revidirten Übersetzungen oft noch die letzte Feile wünschen lassen. Die Anordnung der in der Sammlung enthaltenen Gesetze ist materienweise geschehen, wodurch deren Aufsuchung, selbst wenn die beiden vollständigen Register nicht vorhanden wären, ausserordentlich erleichtert wird. Es enthält nämlich Th. I: *Organisation judiciaire;* Th. II: *Organisation judiciaire (Suite), Notariat, titres et majorats;* Th. III. IV: *Administration et Police générale;* Th. V: *Administration des biens des communes, des hôpitaux etc., Cultes, Commerce, Manufactures et Arts;* Th. VI: *Poids et mesures, Instruction publique, Enseignement et Police de la médecine, chirurgie et pharmacie;* Th. VII: *Finances, Trésor public, Monnaies, Postes, Loteries;* Th. VIII: *Enregistrement, Timbre, Greffe, Hypothèques;* Th. IX: *Domaines, Matières diverses;* Th. X: *Eaux et forêts, Contributions directes;* Th. XI: *Droits réunis, Droits sur la navigation intérieure, Octrois;* Th. XII: *Douanes;* Th. XIII. XIV. XV: *Armée de terre, Conscription militaire, Garde nationale;* Th. XVI: *Marine;* und Th. XVII ein Supplement zu

den früheren Theilen. Die fünf *Codes* sind nicht in dieser Sammlung enthalten, weil so viele besondere Editionen derselben existiren. M. E.

Altona, b. Hammerich: *Über die Verjährung in peinlichen Sachen, aus dem Gesichtspuncte der Rechtsphilosophie und älterer und neuerer positiver Gesetzgebungen.* Ein Versuch von *A. P. B. Paulsen,* Auditeur des königl. dänischen Infanterie-Regiments Oldenburg. 1811. XII u. 140 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. hat sich die Mühe genommen, alle für die Zulässigkeit der Verjährung der auf Verbrechen gesetzten Strafen angeführten Gründe zu recensiren. Er erwähnt dabey auch diejenigen, deren Ungültigkeit heut zu Tage außer Zweifel ist. Das Resultat seiner Betrachtungen geht dahin, dass die Verjährung in Strafsachen in keiner Hinsicht gerechtfertigt werden könne, dass man jedoch dem Verlaufe einer langen Zeit zwischen der That und ihrer Untersuchung wichtige und auf die Strafe erheblichen Einfluss habende Folgen beylegen müsse (S. 72). Die Gründe hiezu sind zum Theil dieselben, aus welchen Andere die Verjährung vertheidigen, z. B. die Vermuthung der Besserung aus dem guten Betragen des Verbrechers nach der That u. s. w. Eigene Gründe des Vfs. sind (S. 73), dass die Ursache der Unterlassung der Untersuchung in der Unvollkommenheit der Justiz liege, und die Überzeugung davon von Seiten des Thäters die Strafbarkeit desselben herabsetze; ferner, dass die beständige Furcht und Angst vor der Strafe, in welcher der Thäter nach der That stets geschwebt habe, und welche sonst nach erlittener Strafe aufgehört hätte, wenigstens einen eben so wichtigen Einfluss auf die Milderung der Strafe haben müsse, als ein langwieriger Arrest. Die Unhaltbarkeit, ja man kann wohl sagen Sonderbarkeit, dieses Räsonnements bedarf keiner Darstellung. Aber darüber kann Rec. seine Verwunderung nicht zurückhalten, wie dem Vf. nicht ein Zweifel darüber hat beygehen können, ob es nicht ganz dasselbe sey, die Zulässigkeit der Verjährung der Strafe zuzugeben, oder dem Verlaufe einer langen Zeit zwischen der That und der Untersuchung die Kraft der Milderung oder Aufhebung der Strafe zuzuschreiben. Man findet hierüber keine Erklärung, und der Leser wird schwerlich einen Unterschied finden.

Außer den Erörterungen über die Zulässigkeit der Verjährung hat der Vf. noch eine Untersuchung des Ursprungs der Verjährung in peinlichen Sachen, und eine Geschichte derselben bey den Alten S. 57—71, so wie einen Abriss der römischen Gesetze über criminelle Präscription S. 83—125. eingemischt. Es ist jedoch diess alles um nichts besser, als es in anderen Schriften über Verjährung gefunden wird. Auch die Sammlung einiger Bestimmungen neuerer Gesetzgebungen über die peinliche (?) Verjährung (S. 126 f.), und die Kritik der hieher gehörigen Vorschläge in *Eggers* und *Kleinschrods* Gesetzesentwürfen (S. 136 f.) ist nicht von Erheblichkeit, mager und ohne fruchtbare Winke für die Gesetzgeber. F. M.

Landshut, b. Thomann: *Über Suggestionen und ihre Gefährlichkeit im Criminalprocesse.* Ein Versuch von *Anton Parsi*, bey Erlangung der juristischen Doctorwürde. 1810. VIII u. 170 S. (ohne Inhaltsanzeige) 8. (18 gr.)

Die Tendenz dieser Schrift geht dahin, zu zeigen, dass Suggestionen *an und für sich* im Criminalprocesse nicht für unerlaubt gehalten werden können, dass sie diess nur durch Nebenumstände werden, und auch diese nicht immer gleiche Gefährlichkeit hervorbringen, sondern diese Fragen nach Verschiedenheit der Fälle bald mehr bald weniger unzulässig und zweckwidrig machen. Ist diese Ansicht von Suggestionen auch nicht neu (wofür sie jedoch der Vf. irriger Weise hält, der nach S. 16 f. außer *Grattenauer*, *Kleinschrod* und *Preu* keinen neueren Criminalisten über diese Materie zu Rathe gezogen zu haben scheint, und daher auch vorzüglich nur gegen *Cocceji*, *Koch*, *Kress*, *Böhmer*, *Quistorp* u. dgl. streitet): so ist sie doch richtig, und von dem Vf., eine gewisse, angehenden Schriftstellern gewöhnliche Umständlichkeit abgerechnet, auf eine recht lobenswerthe Art dargestellt. Er hat daher wenigstens das Verdienst, die schon von Anderen aufgestellte Theorie ausführlich und nach allen ihren Theilen aus einander gesetzt zu haben. Bey diesem Verdienste wollen wir auch mit dem Vf. wegen seiner Definition von gefährlichen Suggestionen nicht rechten. Denn wenn er sie S. 49 bloss als *das Vorhalten eines unerwiesenen, wesentlichen, mit dem Verbrechen in irgend einem Zusammenhange stehenden Umstandes in einer Frage, wodurch der Gefragte bewogen oder verleitet werden kann, ohne eigene Überzeugung und Wissenschaft nach fremden Eingebungen auszusagen*, beschreibt: so ergiebt sich doch in der Folge der Abhandlung, dass er sich das Wesen der Suggestivfragen besser gedacht, und es bey der Entwickelung selbst besser bezeichnet habe, als hier in der Definition. Nach der Entwickelung des Begriffs beschreibt der Vf. S. 61 f. die verschiedenen Arten der Suggestivfragen, und geht dann nach einigen anderen zur Sache gehörigen Einschaltungen auf die nähere Bestimmung der Gefährlichkeit der Suggestivfragen im Allgemeinen sowohl, als in Ansehung verschiedener Processarten und Processhandlungen über. Seine Darstellung ist deutlich und bestimmt, so wie die Abhandlung selbst auch dem Praktiker zu empfehlen, wenn schon dieser manche praktische Rücksichten vermissen wird. F. M.

Magdeburg, b. Creutz: *Lehrbuch über die Gesetze und die Verfassung des Königreichs Westphalen,* zunächst für Schulen, zugleich zum Gebrauch für Nicht-Juristen, von *K. A. Schaller*, Prediger zu Magdeburg. 1811. 298 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. versichert in der Vorrede, dass er sehr bereitwillig dem Antrage einiger verehrungswürdiger Männer durch Ausarbeitung des gegenwärtigen Werks zu genügen gesucht habe. Rec. gesteht jedoch offenherzig, dass er nicht der Meinung seyn kann, dass

der Vf., auch nur entfernt, den vorgesetzten Zweck, — „den Bürger so weit mit den Gesetzen und der Verfassung des Königreichs bekannt zu machen, als ihm nothwendig ist, um sich von Seiten der Obrigkeit vor Strafe, und von Seiten seiner Mitbürger vor Schaden zu hüten“ — erreicht habe. Dieses war unstreitig unendlich schwerer, als der Vf. sich vorstellte; vor allen Dingen gehörte dazu, dass *er selbst* die Gesetze, welche er bekannt zu machen die Absicht hatte, völlig verstand. Wie war diess aber auch nur zu vermuthen von einem Manne, der ganz andere Studien, als die Jurisprudenz, zu seiner Hauptbeschäftigung gemacht hat, wenn selbst die grösseren Rechtsgelehrten Deutschlands in der Erklärung der wichtigsten Lehren des Codex Nap. noch nicht einig sind; wenn, um in den Geist dieses Gesetzbuchs zu dringen, ein anhaltendes Studium, nicht nur der älteren französischen Legislation, sondern auch der jetzigen *Jurisprudenz* nothwendig wird. Der Vf. glaubte sich die Sache leicht machen zu können, indem er den C. N. fast wörtlich excerpirte. Aber welchen Nutzen können solche Excerpte haben? Sie verbreiten dunkele Begriffe, und führen so eher zu Schaden als Vortheile. Was kann sich ein Bürger oder Landmann dabey denken, wenn er z. B. liest, „*Jeder Einländer soll die bürgerlichen Rechte geniessen*“? Entweder er denkt sich unter bürgerlichen Rechten etwas ganz Irriges, oder er fragt zweifelhaft: *Was sind bürgerliche Rechte?* Die Beantwortung dieser Frage ist aber, wie jeder Kenner des französischen Rechts weiss, unendlich schwierig. Was soll ein Leser, wie ihn der Vf. vor Augen hatte, nun gar denken, wenn er den C. N. einmal selbst aufschlägt, und findet: „*Die Ausübung der bürgerlichen Rechte ist von der Eigenschaft eines Staatsbürgers unabhängig*“? Was hat es ihm nun geholfen, dass er lernte, jeder Einländer solle die bürgerlichen Rechte geniessen? — Aber nicht genug, dass der Vf. den C. N. nur verstümmelte, und nicht seine Vorschriften erklärend abkürzte: er trug sie sogar *hin und wieder* ganz falsch vor. Diess ist z. B. der Fall, wenn er §. 61 lehrt: „*Die gerichtliche Ehescheidung kann verlangt werden*, 1) *wegen gröblicher Untreue*; 2) *wegen Nachstellungen nach dem Leben*; 3) *von Seiten der Frau, wegen harter Behandlung*; 4) *wegen Verurtheilung zu einer beschimpfenden Strafe*; 5) *überhaupt, wenn beide Eheleute es fortwährend zufrieden sind.*“ Hier ist kaum ein einziger Grund richtig ausgedrückt. Der Vf. konnte allerdings Gründe haben, dass er ad 1 den in den 229 und 230 Art. des C. N. unter dem Ehebruche des Mannes und dem der Frau aufgeführten Unterschied nicht andeutete; aber warum sagt er nicht gerade zu: *wegen Ehebruch?* Ist dieses Wort unanständig, da der Begriff, den es bezeichnet, eine unmoralische Handlung ist? ad 2. Wo reihet der C. N. die *Nachstellung nach dem Leben* unter die Ehescheidungsursachen? — Freylich ist sie eine solche, *weil sie eine harte und grausame Misshandlung ist*, aber warum führte der Vf. *nur diese* einzige Art der Misshandlungen an, und schrieb nicht vielmehr die sehr verständlichen Worte des Art. 231 C. N. ab? ad 3. Hier ist die Behauptung gänzlich falsch. Nicht nur das Gesetz sagt ausdrücklich: *Wechselseitig* (*réciproquement*) können die Ehegatten um die Scheidung wegen harter und grausamer Misshandlungen und grober Beleidigungen *des einen von ihnen gegen den anderen* nachsuchen, sondern die Praxis lehrt, dass oft Männer von dieser Erlaubniss Gebrauch machen. ad 4. Nicht jede beschimpfende, sondern nur eine *entehrende* Strafe (*peine infamante*) ist ein Grund zur Ehescheidung. Jede correctionelle Strafe *beschimpft*, aber nur die Criminalstrafen *infamiren*. ad 5. Wie unbestimmt! Unendlich zweckmäsiger wäre es gewesen, den Art. 233 nur abzuschreiben. — Diess Eine Beyspiel zeige, *wie* der Vf. den C. N. excerpirte. — Der Rest der Arbeit, welcher eine Idee von den correctionellen, Pönal- und Verfassungs-Gesetzen geben soll, verdient seiner Unvollständigkeit wegen kein mehreres Lob. Was liess sich auch von der Pönal-Legislation Westphalens sagen, da es in diesem Königreiche *bis jetzt* so viel Criminalgesetzgebungen, als ehemalige Territorien giebt! Rec. glaubt, nach den bereits gelieferten Beweisstücken seiner Behauptungen, hoffen zu können, dass man ihm, in Hinsicht dieser letzten, aufs Wort glaube. — Möchte doch jeder Schriftsteller, ehe er sich an eine Arbeit wagt, erst seine Kräfte prüfen!

— m —

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Landshut*, b. Krüll: *Über Schärfung und Milderung der Strafen.* Ein criminalistischer Versuch von *Franz Xaver Reindl*, der Rechte Doctor. 1811. 71 S. gr. 8. (7 gr.) Die Criminalisten verstehen bekanntlich unter der Strafschärfung eine Erhöhung der Strafe wegen Verbindung des verübten Verbrechens mit mehreren Eigenschaften, als das Gesetz bey der Strafbestimmung angenommen hat, und unter Strafmilderung eine Herabsetzung der Strafe wegen Mangels derjenigen Eigenschaften, die von dem Strafgesetze als vorhanden angenommen worden sind. — Hr. *R.* nennt S. 16 Strafschärfung *die Zufügung einer Strafe, welche den Grad der Verschuldung in Concreto übersteigt*, so wie die Strafmilderung *Zufügung einer Strafe, welche gelinder ist, als es der Grad der Verschuldung in Concreto ausspricht.* — Die Criminalisten haben sehr Recht, wenn sie von der Strafschärfung und Milderung (nach dem davon angenommenen Begriffe) als von etwas sehr Rechtlichem sprechen. Hr. *R.* hat aber auch Recht, wenn er behauptet, dass Schärfung und Milderung der Strafe in der von ihm aufgestellten Bedeutung vor dem Rechtsgesetze nicht bestehen könne. Diess hat und wird ihm Niemand leugnen. Um so weniger interessant ist daher die vorliegende Schrift. Denn alle Demonstrationen darin drehen sich um die angegebenen Begriffe herum, und sind bis zur Langweil mit den bekannten Sätzen, dass, wo kein Gesetz sey, keine Strafe Statt finden könne; eine Schärfung, die nicht aus dem Gesetze erkannt werde, gar keine Strafe seyn dürfe u. dgl. m., angefüllt. Auch die Kritik der Äusserungen der Criminalisten über Schärfung und Milderung, die Hr. *R.* nach den allgemeinen Demonstrationen liefert, wird Niemanden erbauen. Sie scheint zwar durch die häufigen Vorwürfe der Inconsequenz u. dgl. Kraft bekommen zu sollen; allein sie hat sie darum nicht erhalten, am wenigsten in dieser Schrift, die erst einen Versuch enthält.

Dr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 OCTOBER, 1812.

## MEDICIN.

Leipzig, b. Jacobäer: *Lehrbuch der theoretisch-praktischen Entbindungskunde*, zu seinen Vorlesungen für Ärzte, Wundärzte und Geburtshelfer entworfen von D. *Elias v. Siebold*. Bd. 1. *Theoretische* E. K. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1808. XVI und 208 S. Bd. 2. *Praktische* E. K. Nürnberg, b. Schrag. 1810. XX und 379 S. 8. (3 Rthlr. 6 gr.)

Ohne Zweifel ist dieses Lehrbuch von allen bekannten das beste; zumal hat diese zweyte Ausgabe es der wünschenswerthen Vollkommenheit viel näher gebracht. Der weite Abstand der Zeit, in welcher der erste und zweyte Band der neuen Ausgabe erschienen sind, ist nicht dem Vf., sondern den bekannten misslichen Umständen zuzuschreiben, worin sich der Verleger des ersten Bandes befand. Der Grund, warum der zweyte mit lateinischen Lettern gedruckt wurde, nämlich: *zum Unterschiede von des Vfs. Hebammenbuche*, ist kaum zu hören, und obgleich die dritte Auflage des ersten Bandes bey demselben Verleger auch mit lateinischen Lettern erscheinen soll: so möchten wir doch rathen, nun mit einer dritten Auflage zu warten, bis dieselbe für beide Bände nöthig seyn wird; woraus sich für das Werk selbst und für das Publicum mehrere Vortheile ergeben dürften. Rec. will streng und unpartheyisch seine bey einer neuen Auflage vielleicht zu benutzenden Bemerkungen vorlegen.

Hin und wieder scheint der Vortrag zu geziert, und der Vf. sollte, zumal in Rücksicht auf die Wundärzte, oder gar blossen Geburtshelfer (welche auf dem Titel doch mit genannt sind), weniger nach fremden Ausdrucken haschen, wie z. B. §. 48: *die weitere Reflexion über das Becken führt auf die Erkenntniss eines grösseren und kleineren Raumverhältnisses.* — §. 62: *Die vortreffliche Construction des grossen Beckens nach schiefen Flächen erscheint auch in der Technik des kleinen Beckens.* — §. 85 *Attache* statt Befestigung — §. 68 *Diagonalconjugata* — §. 103 *deformiren* — §. 105. 368 und so oft sonst *Gebilde* für Theile, welches oft possierlich genug klingt — *Manuelle* statt *Handgriffe* oder *Handleistungen* Bd. 2. §. 136 u. s. w. Zuweilen ist auch der Ausdruck nicht gehörig gleich, wie das doch bey einem Lehrbuche seyn sollte: So heisst es §. 50 *Kreuz-* und *Steissbeine*, dagegen *Sitz-* und *Hüftknochen*; dann gleich wieder *Schaambeine*, dagegen §. 106 *Schaamknochen*, §. 65 hingegen *Hüftbeine* und *Lendenknochen*. Ferner heisst es bald *obere* und *untere Beckenöffnung* §. 61; bald *Ein-* und *Ausgang* §. 67. 69. Im §. 141 ist gar von einer *mittleren Beckenöffnung* die Rede. — §. 153 nennt der Vf. die eben bloss unter der Benennung *hinfällige Haut* aufgeführte gleich darauf *Siebhaut* (nach *Osiander*), ohne dass er die Identität angiebt; §. 155 nennt er sie wieder *hinfällige* und §. 165 *hunter'sche Haut*, gleichfalls ohne vorher *Hunter* genannt zu haben. §. 155 heisst es vom Mutterkuchen ein *kiemenartiges Gebilde*, was wohl nicht Jedem verständlich seyn möchte. §. 233 *Schaamfuge* und *Hüftkreuzbeinverbindung*; warum nicht auch Fuge? — *Mittelfleisch* im ersten, *Damm* im zweyten Bande; Kreislauf und Circulation in demselben §. 138 Bd. 2. §. 581 *Fruchthaltermund*, kurz vorher und sonst immer *Muttermund*. Der theoretische Theil hat durch Abkürzung gewonnen (er ist um 148 Seiten kürzer als in der ersten Ausgabe). So wie aber auf der einen Seite noch manches Einzelne hätte wegfallen mögen: so ist der Vf. auf der anderen auch zu karg gewesen und hat sich oft mit einem *u. s. w.* §. 182. 255. 256. 284. 289. 302. 4. 5. 8. 335. 379. 80. 86. 87. 88 begnügt, oder ist auch wohl zu trocken über wichtige Gegenstände hingegangen, zu deren Andeutung wenigstens noch wohl hätte Raum erspart werden können. Z. B. §. 150 hätten die Abweichungen der monatlichen Veränderungen an der Gebärmutter bey weitem Becken, verkehrter Fruchtlage, Erst- oder Mehrgeschwängerter (ausser dem, was von den letzteren schon angegeben ist) u. s. w. allgemein angegeben werden sollen. — §. 191 hätte das auffallende Schaudern der Schwangeren beym Absterben des Kindes Erwähnung verdient. — §. 196 hätten die *moimina* zu der sonst gewöhnlichen Menstruationszeit als bestimmend für den Geburtstermin angegeben werden sollen, wonach man oft den Tag vorhersagen kann. — §. 294 hätte das Erbrechen von Leber- und Nieren-Entzündung Erwähnung verdient. — §. 313 hätten die Störungen des normalen Verlaufs der Schwangerschaft durch das zu weite Becken näher angegeben werden sollen. Unnütz oder überflüssig hingegen ist Manches in der Einleitung, was mehr für einen Lehrer als Schüler passt; ferner §. 71 die Angabe des ganzen äusseren Umfangs vom regelmäsig gebildeten grossen Becken, auch die Eintheilung der Beckenhöhle §. 54 in einen oberen und unteren Raum; die Untersuchungen über Möglichkeit der Beckenaxe §. 77. 78; selbst §. 82 ist das Meiste nur *Klimpern*, was zum Handwerke gehört (?). Viele unter den Merkmalen, die

im §. 88 angegeben find, lassen sich doch wohl nur an abgefleischten Becken auffinden; überhaupt ist alles vom Becken Gesagte zwar geläuterter als in der ersten Ausgabe, doch noch am wenigsten befriedigend. Der §. 126 von den Brüsten ist ganz überflüssig. Die Eintheilung in glückliche und unglückliche Schwangerschaft §. 134 ist auch wohl überflüssig; eben so die Angabe eines grossen und kleinen Durchmessers am nicht vollkommen runden Mutterkuchen §. 158, u. a. weiter unten. Sonst hätte Rec. noch Folgendes zu bemerken: Die normwidrige Festigkeit der Beckenknorpel §. 108 will ihm nicht einleuchten. Die §. 116 angegebenen Kennzeichen normaler Bildung und Form(?) der weichen Geschlechtstheile sind meistens von gar wenig Nutzen für die Praxis, der gehörige Grad von Empfindlichkeit des Kitzlers gehört zum folgenden §. — Unter den Kennzeichen der noch nie durch Beyschlaf und Geburt veränderten Geburtstheile ist das an der Vaginalportion des Mutterhalses doch nur sehr selten erkennbar §. 118. Unter den §. 119 angegebenen Kennzeichen der durch Beyschlaf geänderten Geburtstheile sind manche viel zu stark ausgedrückt, und wie vertragen sich hier die laxen, welken von einander stehenden Schaamlippen, die weite, glatte, nicht runzlichte Mutterscheide mit dem in §. 187 angegebenen Zeichen der ersten Schwangerschaft, wo es heisst: *derbe, feste, noch gehörig zusammenschliessende Schaamlippen, runzlichte und enge Mutterscheide?* Die Erklärung von normaler und normwidriger Schwangerschaft §. 131, als solche, wo die Frucht in- oder ausserhalb der Gebärmutter sey, taugt gar nicht. Würde man eine Schwangerschaft, wo bey richtigem Aufenthalte der Frucht sich mancherley sonstige Beschwerden, mehrmaliges Erscheinen der Menstruation, Geschwulst und Schmerzen der Schenkel u. s. w. fänden, nicht mit eben so gutem Fuge eine normwidrige nennen? — §. 135 wird *Superfoecation* da zugegeben, wo die Gebärmutter in zwey Fächer abgetheilt ist; solche blosse Vermuthung gehört nicht in ein Lehrbuch, wo sie als Axiom steht; wer hat es je gesehn?? Die gänzliche Verschliessung des Muttermundes §. 140 kann wohl nicht als Zeichen oder als Veränderung im ersten Schwangerschaftsmonate angenommen werden; was soll diess *gänzlich* heissen, wie geschieht sie? — §. 156. Der mütterliche und kindliche Theil des Mutterkuchens beschränkt sich nicht allein auf die äussere und innere Fläche, daher muss der Ausdruck hier geändert werden. Nach §. 161 soll das Fruchtwasser *einen sehr scharfen Geruch* (??) haben. — Ob es so ausgemacht ist, dass im gewöhnlichen Falle für beide Zwillinge nur ein einziges Chorion da sey §. 163? — Einzelne eigene Erfahrungen als solche namhaft aufzuführen, wie in diesem und §. 329, 360, 367, 379, 381 geschieht, hält Rec. gegen den Stil eines Lehrbuchs, wo nur allgemeine Erfahrungssätze aufzustellen sind. Die Bestimmungen der Grösse des Foetus §. 165, wie eine Ameise, Wespe, Bohne, sind zu schwankend. — Ob ein Kind von noch nicht vier und zwanzig Schwangerschaftswochen jemals mag geschluckt haben (§. 169)? — Eine Verbesserung ist das Weglassen des Satzes der ersten Ausgabe, dass ein neunmonatliches Kind weniger leicht am Leben zu erhalten sey: als ein achtmonatliches. — Sehr oft lässt sich gewiss der Kopf des Foetus im sechsten Schwangerschaftsmonate noch nicht fühlen, wie das §. 176 behauptet wird. Die Ergiessung des beiderseitigen Samens zu gleicher Zeit, so wie das trockne Hervorziehn des männlichen Gliedes, als Zeichen der Conception §. 179, verdient nicht aufgeführt zu werden. — §. 183 steht *innere Eröffnung des Muttermundes* anstatt *Eröffnung des inneren Muttermundes.* Die Definition von Geburt §. 198 ist zu eng, denn sie umfasst nicht die Geburt durch Kaiser- und Bauch-Schnitt. Nicht passend ist die Erklärung normaler und normwidriger Geburt §. 201; der Begriff bleibt hienach doch immer schwankend. Denn wenn, wie hier nur der ohne Gefahr für Mutter und Kind durch eigene Thätigkeit der Natur erlangte Vorgang *normal* heisst: warum bleibt denn die Gesichtsgeburt ausgeschlossen, da der Vf. selbst §. 329 sagt, seine eigenen Erfahrungen haben ihn überzeugt, dass die ihr zugeschriebene bedeutende Gefahr *ganz ungegründet* sey. Rec. kennt nur *eine* Norm; alles, was davon abweicht, ist normwidrig, mag es auch nur in den selteneren Fällen von der Natur nicht, oder nicht ohne Gefahr, überwunden werden. Die Verwirrung zeigt sich auch gleich §. 203, wo *promiscue* bald von Fuss-, bald von Kopf-Geburt die Rede ist. §. 207 werden die *falschen Wehen* (eigentlich zu vorzeitig; denn sie kommen §. 319 am rechten Orte wieder vor) als nur ausserhalb der Gebärmutter vorhanden angenommen; die *krampfhaften Wehen* werden §. 303 besonders aufgeführt. Rec. nennt lieber nur die Zusammenziehungen der Gebärmutter Wehen, und zwar dann falsche, wenn sie nicht auf die regelmässige Eröffnung des Muttermundes oder Austreibung des Kindes wirken, oder eine umgekehrte Richtung haben, oder auf eine Stelle beschränkt sind. Andere kolikartige Schmerzen u. s. w. gehören ihm eben so wenig zu den Wehen (Geburtsschmerzen) als Ausdehnung des Bauchs durch Wasser oder Wind zur Schwangerschaft. Man kann sie höchstens *scheinbare* Wehen nennen. — §. 225 heisst es: *Die eigentliche* (?) *Form des Kopfes nähert sich jener eines Kegels, sobald man für die Hinterhauptsspitze das Gesicht als Grundfläche des Schädels, den Scheitel als Spitze anschaut.* Rec. bringt da keine Kegelform heraus, und wozu nützt überhaupt eine solche Angabe? Weil das Hinterhaupt sich in der Regel zuerst verschiebt, ist es desshalb noch keine Kegelspitze, und für eine solche kann der Scheitel noch viel weniger gelten. Von der wirklichen Urinblasen- und Scheiden-Schwangerschaft ist es §. 268 zu wenig gesagt: *Man hat Ursache, sie zu bezweifeln;* beide sollten gar nicht aufgeführt werden. Der Vf. erklärt sich §. 282 gegen die Bestimmung der unzeitigen und frühzeitigen Geburt nach Monaten und Wochen, und will sie bloss nach der Lebensfähigkeit oder nicht unterschieden wissen. Wenn wir aber auf seine §§. 170. 171 zurückgehen: so möchte doch auch die Bestimmung nach der Schwangerschaftszeit so verwerflich nicht seyn. Von den Convulsionen der Gebärenden ist nur im

292 §. sehr kurz die Rede, und im praktischen Theile dann nur als Anzeigen zu Zangengeburt, *accouchement forcé*, ohne weitere Erörterung, und es wäre hier gerade mehr Ausführlichkeit wahres Bedürfniss. Wie kam der Vf. zu dem Ausspruche §. 304: *Ein Blutfluss aus der Gebärmutter in der Schwangerschaft ist nicht immer als eine normwidrige Erscheinung anzusehen, wenn er eine Folge wiedererscheinender Menstruation ist?* Ist denn nicht gerade diess Wiedererscheinen auch normwidrig? Als Ursache eines normwidrigen Blutflusses wird hier auch bevorstehender Abortus angegeben, der aber wohl eher Folge als Ursache heissen muss. Nach §. 305 soll der Gebärmutterriss am Muttergrunde an der vorderen und hinteren Wand weniger gefährlich seyn, als der an der Seite und unten; etwa wegen der mehr zur Seite liegenden grossen Gefässe? aber was heisst hier weniger gefährlich? Hat der Vf. die weniger gefährlichen je heilen sehen? — Es möchte der ganze Unterschied nicht anführenswerth seyn. §. 309 vom engen Becken wird auch einer Revision bedürfen. §. 314 zu geringe Tiefe des Beckens soll Anlass zu Muttervorfall geben; sollte sie je ohne Verengerung vorkommen? und bey dieser ist ja dann der Vorfall wohl kaum zu fürchten. Die zu grosse Rigidität der Beckenfugen §. 315 würde Rec. nie fürchten; denn sonst müsste man Nachgeben derselben bey jeder Geburt oder Schwangerschaft annehmen, und das thut der Vf. doch wohl nicht? §. 321 heisst es: *Scheitelgeburt nennt man diejenige, bey welcher sich statt der Hinterhauptsspitze der Scheitel im Muttermunde anbietet.* Wie passt das zu §. 230, wo bey der normalen Kopfgeburt die Pfeilnath unmittelbar im Muttermunde gefühlt wird? Die Merkmale müssen näher bestimmt werden. Rec. würde sich an die Plättchen halten; bey der normalen wird das kleine, bey der Scheitelgeburt das grosse leichter erreicht. Überhaupt hat der Vf. den Hergang der Normalgeburt nicht völlig befriedigend geschildert; namentlich ist das Anstämmen des Hinterhaupts §. 232 (so wie auch des Kinns bey der Gesichtsgeburt §. 328) im vierten Zeitraume unter dem Schaambogen falsch; diese Theile rücken bey jeder Wehe vor, obgleich dann viel weniger, als die sich über dem Damm hervordrehenden. Bey den von der Wasserblase hergenommenen Kennzeichen der Scheitelgeburt §. 323 hat Rec. noch grosse Zweifel. Unter den Kennzeichen der Hand §. 354 fehlt der kürzere und abstehende Daumen. §. 358 wird von Ellenbogen neben dem Kopfe oder Steisse gesprochen; diese sind wohl nie gefühlt, denn am Steisse reichen sie nicht weit genug herab, und am Kopfe kommen sie nicht vor. Die scharfen Ränder der Knochen am Wasserkopfe §. 369 lassen sich auch als scharfe nicht fühlen. Im §. 377 ist die Rede von *magerer Nabelschnur*, soll wohl *dünn* heissen. — §. 378 hätte die Art des zu engen Beckens, welche das Vorfallen des Nabelstranges begünstiget, näher angegeben werden sollen, da es nicht bey jeder der Fall ist. — §. 380 wird Blutfluss aus der Gebärmutter als Ursache der Nachgeburtzögerung angegeben, welcher aber wohl eher Folge als Ursache ist. Dass die Wehen bey Ansitzen des Mutterkuchens auf dem Muttermunde sehr schmerzhaft wären, §. 381, hat Rec. nie bemerkt, auch lässt sich bey der früheren Erweichung des unteren Abschnitts der Gebärmutter kein Grund dafür angeben.

Im zweyten Bande hätte Rec. noch Folgendes zu bemerken: §. 2 kann füglich wegbleiben; überhaupt hätte die ganze Einleitung in einem einzigen §. bequem Platz gefunden. — §. 16. *Zur Manual-Untersuchung bedient man sich gewöhnlich der Hände und Finger;* hat der Vf. je etwas anderes dazu angewandt? — §. 17. Nicht Abschneiden allein, sondern auch Abrunden der Schnittränder an den Nägeln hätte angeführt werden sollen. — §. 19. Wichtige Vortheile der Untersuchung mit zwey Fingern giebt es durchaus nicht. Was die Länge des Mittelfingers etwa hoffen liesse, geht durch den spitzeren Winkel zwischen ihm und dem vierten mit Überschuss verloren. — §. 21. Männliche Würde bey der Untersuchung zu empfehlen, ist wohl überflüssig; mit dem Anstande u. s. w. ist Alles gesagt. Es scheint uns überhaupt, als sey der Vf. hin und wieder in diesem praktischen Theile zu sehr ins Kleinliche gerathen, und überschreite dann die Grenze eines Lehrbuchs, wo der mündliche Vortrag doch auch sein Recht haben will; mehrere Belege dazu auch in den ferneren Bemerkungen. — §. 23 soll der Nabel mit der Spitze des Zeigefingers berührt werden; das versteht sich ja wohl von selbst, und warum kann es allenfalls der Mittelfinger nicht auch verrichten? — §. 24. *Nach vollendeter Untersuchung* (äusserliche) *der genannten G e b i l d e zieht man seine Hand unter den Kleidern hervor*, ja freylich! — §. 28. Wenn durch den Mutterscheidengrund kein Kindestheil zu fühlen ist: so wird die Untersuchung durch den Mastdarm gewiss nie ein günstigeres Resultat geben. — §. 29 heisst es: Der durch den Mastdarm eingebrachte Finger solle *durch mittelbare Berührung der angrenzenden Mutterscheide von der Bildung des inneren Beckens und von einem fühlbaren Kindestheile sich zu überzeugen* suchen; diess ist allermindestens falsch ausgedrückt. Der §. 37 ist Wiederholung des §. 9. 18. 23. — Die im §. 40 angegebenen Übungen können kaum einigen Werth haben, da sich bey einer Lebenden die Theile des Beckeneingangs ausser allenfalls vorn an den Schaambeinen gar nicht mit einem oder zwey Fingern erreichen lassen; überhaupt aber sind die §§. 39—44 zu speciell: die Sache hätte sollen kürzer gefasst werden, da dergleichen vorzüglich für den mündlichen Vortrag und die persönliche Anweisung gehört. Auch die Cliseometer, der *bozzinische* Lichtleiter hätten nicht zwey langer §§. gewürdigt werden sollen; es ist wahrlich Zeit, uns von allem solchem Klimperkram los zu machen. Dass *Wrisberg* die Wangen zur Erforschung der Bewegung des Kindes empfohlen hat §. 74, ist eine Curiosität, die auch der drey Zeilen nicht werth war. Dagegen vermisst Rec. die Regel, bey der innerlichen Untersuchung des durch den Scheidengrund noch als beweglich hoch fühlbaren Kopfs die Finger, die vorher — wo man den Mutterhals und Mund befühlt — unter dem Damme

ausgestreckt waren, in die Hand zu krümmen und den Daumen mehr zur Seite zu halten. Die Instrumental-Untersuchung des Kindes und der Nachgeburt §. 79—83 gehört kaum hieher, wenigstens die drey letzten §§. nicht. Viele von den Vorschriften des §. 88 gehören in die Diätetik für Jedermann, nicht für Schwangere besonders. Das Untersuchen §. 89 Nr. 1 ist, wo nicht ganz besondere Umstände es heischen, unnöthig. Das Abschneiden der Schaamhaare ist fast lächerlich; höchst einzelne Ausnahmen, und die auch nur bey Nothwendigkeit künstlicher Hülfe, werden immer noch zeitig genug bey angefangener Geburtsarbeit selbst berücksichtigt werden können. Das Ende des §. 94 höchstens für den mündlichen Vortrag. §. 96 Nr. 2 besser *erleichtern*, denn wie könnte hier das *Befördern* anders als *auf eine leichte Weise* geschehen. Die Wiederholung der Nr. 6 und 7 dieses §. war im §. 98 überflüssig. in Nr. 3 ist wohl das Ende mit Nr. 4 verwechselt. §. 101 und 107 ist des unterzusetzenden Gefäfses nochmals erwähnt, was schon im §. 93 geschehen war; solche geringfügige Dinge sollten den Platz nicht beengen. In Nr. 10 muss das *wo möglich* wegfallen; warum sollte es nicht möglich seyn? §. 107 Nr. 3 steht wohl *Länge* für *Lage*. §. 122 ob die Fisch- oder Elfenbein-Platte u. s. w. nicht in einzelnen Fällen einmal anwendbar seyn möchten? Wenigstens möchte Rec. sie nicht herabwürdigender als die übrigen Mittel schelten. — §. 123 kommt wieder am Ende eine überflüssige Erwähnung vor; es kräht ja weder Huhn noch Hahn danach, warum denn der Professor! — §. 132. Vom Herausheben des Kopfs über dem Damm sieht Rec. weder Möglichkeit noch Vortheil. Mit Recht erklärt sich der Vf. §. 134 für die von *Michaelis* zuerst unternommene Durchschneidung des Damms in gewissen Fällen. Die empfohlene Vorsicht wegen Beschmutzung der Hand §. 137 verdiente kaum angeführt zu werden, da einmal der Abgang des Kindspechs gleich nach der Geburt zu den Ausnahmen gehört, und fürs andere die einmal unter den Hinteren gelegte Hand doch zuweilen beschmutzt werden möchte. Warum §. 139 bey dem Unterbinden der Nabelschnur mit der einen Hand unter dem Nacken des Kindes durchgegriffen werden soll, ist nicht einzusehen. Rec. läfst das Kind auf dem Schoofse liegen, und hebt das eine Knie ein wenig, um den Kopf des Kindes zu unterstützen. Bey der Schleimanhäufung hätte der Zusatz *im Schlunde* Statt finden mögen. Rec. unterbindet übrigens nie vor aufgehörtem Pulse die Nabelschnur. Bey einer sehr dicken Nabelschnur das abgeschnittene Ende über dem Knoten umzulegen und mit einzubinden §. 140, ist nicht rathsam, weil daraus ein zu dickes Bündel entsteht, welches durch Druck und faulige Verderbnifs schaden kann; lieber in solchen Fällen hinter dem ersten noch ein zweytes Band fester angelegt. Auch das Zwingen zum Husten, Blasen in die Hand wäre §. 145 mit anzugeben gewesen. Das erhöhete Kreuz §. 151 ist unnöthig, zumal da §. 158 der Körper der Frau, wenn die Nachgeburt fort ist, noch tiefer liegen soll. §. 150 und 152 scheinen im Ganzen zu viel Thätigkeit in der Nachgeburtszeit zu verrathen. Nur in seltneren näher zu bestimmenden Fällen ist diess Verfahren angezeigt; mit dem Zeigefinger allein an der Nabelschnur hinaufzugehen und zu drücken, ist nicht rathsam, er gleitet zu leicht ab. — §. 153 muss *zwischen die* anstatt *zwischen den* stehen. Eine krampfhafte Zusammenziehung des Mutterkuchens im §. 155 ist wohl auch nur Schreibfehler! „*Wenn die gewöhnliche Blutergiessung sich gar nicht oder nur unbedeutend einstellt*": dann muss man gar die Versuche nicht machen, um den Rath des Vfs.: *davon abstehen*, nicht nöthig zu haben, und schon dieser ist ein Beweis für das oben bey §. 152 Gesagte. Den §. 161 gegebenen Rath, die Gebärende auf die den Füsen gerade entgegengesetzte Seite zu legen, versteht Rec. nicht. §. 162 muss *den Bauch* anstatt *dem Bauch* stehen. Das Wärmen eines Tuchs *über Kohlen* ist nicht rathsam und in jeder Hinsicht unbequem. §. 165. b. (denn es kommen unter 165 zwey §§ vor) soll es wohl *Bekleidung* anstatt *Begleitung* heissen. — §. 166. *Die normale Zwillingsgeburt bedarf keiner besonderen Behandlung als jener der normalen Kopfgeburt.* Da §. 176 im ersten Bande ganz richtig gesagt ist, dafs gewöhnlich der eine Zwilling mit dem Kopfe, der andere mit den Füsen vorliege: so ist jener Satz unrichtig, zumal da Fussgeburten bey dem Vf. auch zu den normalen gehören. — §. 174 muss *vor die Geburtstheile* stehen anstatt *von den Geburtstheilen;* überhaupt dürfte das Schliessen des Ausschnitts nun nicht weiter nöthig seyn, da nichts im Wege ist, die Entbundene nun zu reinigen und zu Bette zu bringen. — §. 182 und 191 ist dahin näher zu bestimmen, sobald das Kind Bedürfnifs der Nahrung äufsert. Dafs der Kindesschleim sich nicht gut mit blofsem Wasser, oder mit einem trockenen Tuche von der Haut abbringen lasse, hätte §. 184 angeführt werden sollen. Nach abgefallenem Nabelschnur-Reste ein Läppchen mit Wein- oder Lavendel-Geist aufzulegen, ist unnöthig. Zu §. 190 ist noch zu bemerken, dafs ein Kind, einmal an die wohlthätige Mutterwärme gewöhnt, nicht leicht im Kinderbettchen allein schlafen wird. Im §. 200 ist Manches wiederholt, was schon §. 193 gesagt war. — §. 203 und 215 sind ganz überflüssig. Ob die Zerstückelung (als Druckfehler steht Zerstückel.) in *allen* Fällen (auch denen, wo Andere vor uns nach falschen Indicationen gearbeitet haben) ganz entbehrlich sey? — Nach dem, was hier §. 221 u. s. w. von der Behandlung der Schieflage der Gebärmutter gesagt wird, ist im §. 306. Bd. 1 dieselbe fast zu leicht behandelt. §. 226 stände besser *geeignet* anstatt *geeigenschaftet*. Der Druck mit der Hand §. 228 ist doch wohl nicht immer so übel, wenn er nur vorsichtig angebracht wird, z. B. bey Personen, denen das Liegen beschwerlich oder unmöglich ist. Dafs beym Muttervorfalle *niemals* im Stuhle entbunden werden soll §. 232, ist zu viel gesagt; man kann ja die Lage eben so flach einrichten und beym zu Bette Tragen die nöthige Vorsicht anwenden. §. 232 steht *nun* anstatt *nur*. Die zweyte Hälfte des §. 234 ist Wiederholung des §. 216 und 218.

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 5 OCTOBER, 1812.

## MEDICIN.

Leipzig, b. Jacobäer: *Lehrbuch der theoretisch-praktischen Entbindungskunde* u. s. w., von D. *Elias v. Siebold* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Mit der Verbesserung der Gesichtsgeburt §. 241—246 würde Rec. rathen sehr vorsichtig zu seyn. Denn bleibt man damit auf halbem Wege stehen: so ist gerade der Diagonaldurchmesser des Kopfs im schlimmsten Verhältnisse zum Becken, und das Gelingen ist überhaupt unsicher. Welchen Vortheil bey Verengerung des Beckens durch eine sehr angefüllte Urinblase eine Rücklage gewähren solle §. 262, sieht Rec. nicht ein. — §. 269 hätte ganz wegbleiben können; was da gesagt ist, versteht sich auch bey der normalsten Geburt, und warum hier öfters der Stuhl vorzuziehen sey, ist nicht einzusehen. — §. 271 hätte auch füglich wegbleiben können, und §. 272 ist schon §. 144 und §. 151 da gewesen; solche Wiederholungen sind zum Theil Folge der gar zu gesuchten Anordnung. Im §. 273 sollte nach *gelegt* wohl *müssen* eingeschaltet werden; übrigens gilt das Folgende auch von jeder Normalgeburt, und ist daher auch unnöthige Wiederholung. Zu §. 278 möchte Rec. fragen, ob je die Frühgeburt eher geschehe, als bis die Zurückbeugung gehoben ist. Die §. 280 empfohlene Lage ist oft unbequemer zur Operation als eine Rücklage, auf die durch ihre Gravitation widerstehenden Theile ist so viel nicht zu rechnen. Im §. 287 kann es wohl nicht *aufwärts* nach dem Nabel heissen, denn die Person wird, auf Knie und Ellenbogen gestützt, gedacht. Nach §. 291 den Schwamm (der übrigens allerdings nützlich ist) in *diejenige Seite* zu bringen u. s. w., ist unnütze Regel, denn er wird an *einer* Seite nicht bleiben; und schiebt man auch den Mutterhals zu sehr nach der anderen Seite: so muss der Grund um so mehr wieder nach der alten Seite hinneigen. Die Rathschläge gegen Mutterscheidenvorfall §. 293 sind leichter auszuführen, als dass man viel davon hoffen könnte. Der Schwamm hält durchaus nicht, wenn die Person nicht immer liegt, und welche könnte oder wollte das? Das erst Gesagte zeigt der Vf. auch selbst durch §. 295 schon an. Der §. 298 enthält gar nichts, was nicht schon §. 232 gesagt wäre. Solche Wiederholungen müssen in einem Lehrbuche durchaus vermieden werden. Im §. 299 paradirt das erhöhete Kreuz abermals. Auch §. 300 ist schon in 232 enthalten, und am Ende von §. 303 kommt die Vermeidung von Schädlichkeiten, die sich ja nun wohl von selbst verstände, noch einmal vor. Im §. 308 und 310 steht unrichtig *adhärirt ist*, eben so §. 579. — §. 336 *Wendung auf dem Kopfe* anstatt *den Kopf*. — §. 349 *geboren und durch die Mutterscheide herausgetreten*, ein unnöthiger Pleonasmus. Das Wegstreifen über den Kopf §. 362 möchte gerade bey kürzerer Nabelschnur zu widerrathen seyn; lockert man sie durch Anziehen nur auf: so gehen die Schultern oft ohne Schwierigkeit durch; das Zurückschieben in die Scheide ist unnütz, denn das Kind wird ja dann gleich vollends geboren. Im §. 363 ist wenig gesagt. Zu c. §. 369 wäre noch beyzufügen: bey völlig erweitertem Muttermunde. Nach §. 378. No. 14 *keine Operation zu unternehmen, wenn man fest überzeugt ist, dass während derselben die Gebärende aufgeopfert wird*, könnte in einzelnen Fällen gegen die Leibesfrucht grausam seyn; soll man immer warten, bis die Mutter erst gestorben ist? — §. 388 g steht hackenförmig für hakenförmig, und *vor der* statt *vor die*. Überhaupt schreibt der Vf. immer *Hacken* statt *Haken*. §. 389 a kann man oft durch Anziehen der Füsse übers Kreuz und stärkeres Ziehen am oberen Fusse gleich von Anfang an befördern; denn will man immer warten, bis das Kind bis an die Hüften geboren ist: so wird oft Kreuzen der Arme im Nacken erfolgen. Nach §. 396 mit dem in den Mund gebrachten Finger *stark* zu ziehen, würde Rec. keinem Schüler rathen. Der §. 405 ist völlig überflüssig, da auch in Hinsicht der Ursachen die allgemeinen Regeln weiter oben schon Auskunft geben. §. 417 hiesse es am Ende kürzer: *mit den Füssen voran*. §. 424. No. 12 kommt als Wendungsanzeige die vor der Geburt abgerissene Nabelschnur vor; nirgends aber sind die Zeichen angegeben, woran sich diess erkennen läst. Unter Gegenanzeigen der Wendung §. 426 könnte No. 4 doch wohl zuweilen (obgleich nicht unbedingt) Zerstückung fodern. Im §. 429 hätte auch wohl die Derbheit des Kindes rücksichtlich der minderen Gefahr Erwähnung verdient; Rec. musste zuweilen das Kind bey der Wendung härter als sonst angreifen, es länger als sonst in der Klemme lassen, und doch lebte es und blieb am Leben, da so manche andere minder genährte, unter viel günstigeren Umständen gewandte Kinder todt waren und blieben, welche Erfahrung der Vf. gewiss auch gemacht hat. Manche der §. 433 angegebenen Regeln gehören, als allgemeine, nicht hieher. Ob das Wendungsstäbchen nach §. 437 *immer* überflüssig seyn möchte? — §. 438. No. 9 könnte der Ausdruck: *nur dann ist zuweilen noch eine Hand*

*nöthig*, vermuthen lassen, es sollen beide Hände zugleich gebraucht werden, und das wollte der Vf. nicht; wäre hier No. 11 anstatt *Unterleib* gesagt *Bauch*: so wäre alles Folgende überflüssig gewesen, da schon No. 8 davon spricht. Um das Herabziehen der Arme anstatt der Füsse zu meiden No. 14, ist es, zumal bey längst abgeflossenem Fruchtwasser, besser nach *Baudelaque* an der Seite, als am Vordertheile des Kindes, zu den Füssen aufzugehen. No. 16 möchte nicht immer rathsam seyn, den ersten Fuss *ausserhalb der Scheide zu ziehen*, wenn anders hier nicht ein Schreibfehler obwaltet. Sollte das Ende von No. 18 so selten seyn, wenn man Geduld hat, es abzuwarten? — §. 446 *welches hier mit beiden Händen zugleich geschehen kann*, ist wohl Schreibfehler. §. 454 *bey dem über oder im* (indem), §. 455 *statt jene* muss heissen *statt jener*. §. 457 *zwey durch Kunst verfertigte*; freylich wachsen die Zangenarme nicht auf den Bäumen! — §. 460. Dass die Zange *aus zwey Armen* bestehe, war ja schon §. 457 gesagt! Im §. 466 *alle* Zangenerfinder von *Avicenna* und *Rueff* an namentlich aufzuführen, war unnütz; das gehört in die Geschichte der Geburtshülfe, und der Vf. wird sich doch schwerlich damit aufhalten, in praktischen Vorlesungen darüber Auskunft zu geben. — Zu §. 467: *Wiedemann* hält den Abstand der Löffelenden von $\frac{1}{3}$ Zoll bey der stärkeren Kopfkrümmung der Zange des Vfs. zu geringe, und hat sie fast $\frac{3}{4}$'' von einander entfernt, wobey man weniger Gefahr läuft, mit den Löffelenden nachtheiligen Druck zu verursachen, welches sonst bey bedeutenderer Kopfgeschwulst zumal, die zwischen den hinteren Löffelenden weit vorragt, nicht zu vermeiden ist. — §. 470 steht *Verrichtung* statt *Vorrichtung*. — §. 472. No. 6 steht *im Wege* statt *in den Weg*. — §. 474. No. 1 fehlt *werden kann* nach dem Worte *gefasst*, oder die Worte: *die Geburt nicht schnell verläuft*, müssen früher stehen. Bey den Regeln für die Zangeanlegung sind auch hin und wieder Wiederholungen und zu haarkleine Erläuterungen, z. B. S. 283. No. 2, zum Theil No. 3. — S. 287. Zeile 14 muss es wohl heissen *unter dem Griff des angelegten* statt *über*. — Den einen Zangenarm nach §. 489 zuweilen ganz umgekehrt einzubringen, und dann erst in die entgegengesetzte Seite zu schieben, ist selbst da, wo es nöthig scheinen könnte, unthunlich, und der Vf. hätte sich nicht mit einem blossen Fragezeichen begnügen sollen. Wenn durch neben dem Kopfe vorgefallene Extremitäten Einkeilung entstanden ist §. 493: so möchte der Rath, dieselben von der Einklemmung wegzuschieben, unausführbar seyn. §. 495 vermisst Rec. den wichtigen Rath, nach der Wendung den weiblichen Zangenarm zuerst einzubringen; denn im umgekehrten Falle findet man die grösste Schwierigkeit, denselben zwischen dem Körper des Kindes und dem männlichen durch hineinzubringen, und nachtheiliger Druck des Kindes ist unvermeidlich. §. 512: *Unter Perforation versteht man gewöhnlich Enthirnung des Kopfs, deren Zweck ist, die Grösse des Kopfs durch Entleerung zu vermindern.* Da das Enthirnen erst nach der Perforation geschieht: so hiesse es wohl besser: Perforation ist Durchbohrung des Kopfs, deren Zweck ist, die Grösse des Kopfs durch Enthirnung zu vermindern. — §. 514 steht wohl *so unbedingt* für *zu unbedingt*. Im §. 519 fragt der Vf., ob man in Fällen, wo der Kaiserschnitt nicht gemacht werden kann oder darf, immer mit der Perforation warten solle, bis das Kind bestimmt todt sey. Rec. hält diess Warten für unverzeihlich, so sehr er sonst die Perforation scheuet. Die Enthirnung nach §. 524 durchs grosse Hinterhauptsloch vorzunehmen, wird nur dann rathsam seyn, wenn von den Halswirbeln nichts mehr ansitzt. Rec. wurde einmal zugerufen, wo noch mehrere Halswirbel ansassen, und bediente sich des durchgeführten kleinen *levretschen* Kopfziehers vortheilhaft, um den Kopf zur Perforation damit festzuhalten. §. 527 sind wieder zu viel Erfinder von Perforatorien aufgeführt. Ein solches trepanartiges Perforatorium, wie nach §. 529 *Jörg* vorgeschlagen hat, ist bekanntlich von *Assalini* in Mayland wirklich erfunden. Ob nach §. 537. No. 4 Einschmieren (wie kam der Vf. zu diesem Worte?) des Muttermundes mit Öl oder Fett denselben zur Ausdehnung vorbereiten könne? — wir zweifeln. Nach No. 5, sobald der Muttermund *einen* Finger zulässt, diesen zur Erweiterung einzuführen, ist auch nicht rathsam; ehe nicht zwey Fingerspitzen eingebracht werden können, ist an mechanisches Aufsperren des Muttermundes mit den Fingern wohl nicht zu denken. No. 6 ist hinter *irgend einen* das Wort *andern* vergessen. §. 540 muss es am Ende heissen *bey dieser*, anstatt *bey jenem*. §. 547. No. 4 ist auf das Kind gar keine Rücksicht genommen, die es doch in vielen Fällen allerdings verdient. Das Auseinanderziehen der Bauchschnittränder durch einen Gehülfen beym Kaiserschnitte wird bey Lebenden nie nöthig seyn. Die §. 556 b. anempfohlene genaue Prüfung der Vorzüge und Nachtheile der verschiedenen Kaiserschnittsmethoden hätte der Vf. wenigstens nach den Hauptmomenten näher angeben sollen; er begnügt sich aber, nur die Schnittmethoden kurz anzugeben, und wägt gar keine Gründe für oder wider ab. §. 584 hätten vorläufige Einspritzungen von *antispasmodicis* empfohlen werden sollen. Schliesslich wünscht Rec., dass der Vf. diese, hin und wieder freylich nur unbedeutenden Bemerkungen als einen Beweis der Aufmerksamkeit und Achtung ansehen möge, welche er dem Buche und dem Vf. schuldig zu seyn glaubte. Dass gar keine Literatur angegeben ist, hält Rec. noch für einen wesentlichen Mangel, um so mehr, da besondere Literaturgeschichte eines so abgesonderten Zweiges der Heilkunde wohl selten vorgetragen wird, vielleicht noch seltener Zuhörer finden möchte. Die in der Vorrede zum zweyten Bande angeführte Entschuldigung darf uns gar nichts gelten. Denn was ein Vf. an seinem Werke für nothwendig hält, kann der Verleger nicht wegwünschen; auch würde Rec. nicht eben ein chronologisches Schriften- oder Schriftsteller-Verzeichniss als Anhang, sondern die Anzeige der Schriften unter den einzelnen §§. des Werks selbst wünschen; und dazu würde bey Rücksicht auf das bemerkte Überflüssige wohl Raum genug geblieben seyn.

C. R. W. W.

Nürnberg, b. Schrag: *Die weibliche Schönheitspflege für jegliches Alter und Lebensverhältniss.* (Auch unter dem Titel: *Kosmetisches Taschenbuch für Damen,* zur gesundheitsgemäsen Schönheitspflege ihres Körpers durchs ganze Leben, und in allen Lebensverhältnissen.) Von Dr. *C. H. Th. Schreger* dem Jüngeren (Prof. in Wittemberg). 1812. XII u. 272 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Obgleich Gesundheits- und Schönheits-Pflege sich gegenseitig nicht ausschliessen, und diejenige Erziehung, welche die letztere zum Zweck hat, keinen anderen Weg einschlagen darf, als den, welcher auch zur Gesundheit führt: so ist doch der Begriff, den die grosse Menge mit der Schönheit verbindet, so höchst verschieden und wandelbar, dass die Sorge für das eine dieser beiden Göttergeschenke und die für das andere oft zwey himmelweit von einander getrennte Dinge sind. Leider muss dann gewöhnlich die vermeintliche Schönheitspflege der Gesundheitspflege nachstehen, und alle ärztlichen Stimmen müssen schweigen, wo die Mode gebietet. Aber lieber schweigen, wo die Wahrheit kein Gehör findet, als sich aus zu grosser Nachgiebigkeit und Galanterie den Sitten der Zeit bequemen, oder, wie der Vf. thut, es beiden Theilen recht machen wollen. Daher hat auch sein Buch, wie Janus, zwey Gesichter; und man begreift kaum, wie sich in ihm die zweckmäsigsten diätetischen Vorschriften mit Recepten zu allen Arten von Waschwassern, Schminken u. s. w. vereinigen konnten. Denn wenn er auch selbst, der Vorrede zufolge, auf jene grösseren Werth legt, als auf diese, und sie dadurch entbehrlich zu machen sucht: so musste er doch dabey die Begierde in Anschlag bringen, mit welcher man nach solchen angeblichen Verschönerungsmitteln hascht, und es unter der ärztlichen Würde halten, dergleichen Schmierereyen weiter zu verbreiten. Ohne sie würde das Buch vielleicht weniger Abgang gefunden, aber gewiss grösseren Nutzen gestiftet haben, und diess um so mehr, wenn der Vf. in den 1 beiden Abschnitten, welche *von der zweckmäsig n Schönheitspflege des weiblichen Körpers im Allgemeinen,* und *von dem zweckmäsigen Verhalten gegen die einzelnen äusseren Einflüsse auf weibliche Schönheit* handeln, mit weniger Mikrologie zu Werke gegangen wäre; denn wahrlich, ein Mädchen, nach solchen kleinlichen Rücksichten auf alles das, was irgend ihre Körperschönheit bedrohen könnte, erzogen, müsste unter Glas gehalten werden, und würde nimmermehr ihre Bestimmung als Weib und Mutter erfüllen. Im 3 Abschnitt: *Von der zweckmäsigen Schönheitspflege verschiedener einzelner Gebilde des weiblichen Körpers,* vermissen wir die Sorge für eine schöne Form des Ohrs, welche besonders in den Kinderjahren durch unzweckmäsige Kopfbedeckungen so oft gefährdet wird, so wie die Rücksicht auf die Erhaltung des Busens, während des Säugens und Entwöhnens. Im 4 Abschnitt: *Äussere Schönheitsmittel* überschrieben, haben wir besonders die Baderegeln zweckmäsig, desto unzweckmäsiger dagegen die Waschwasser, Salben, Pasten, und die im 5 Abschnitte verzeichneten Schminken gefunden. Der Vf. scheint sich darauf etwas zu Gute zu thun, dass seine Recepte keine Metallpräparate enthalten; aber sind denn nicht andere hier vorkommende Stoffe, als Alaun, Kochsalz, ätzender Sublimat u. s. w., der Gesundheit ebenfalls feindlich, ja wirkt nicht jeder fremdartige Überzug über die Haut, er sey auch noch so sanfter Natur, schon dadurch nachtheilig, dass er die freye Hautausdünstung beschränkt? Wie im *Anhange* die salpetersauren, salzsauren, schwefelsauren Räucherungen unter die Pot-Pourri's, Räucherkerzchen und Räucherpulver gekommen sind, sehen wir nicht ein. — b —

## SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Schmidt: *Julius von Voss Lustspiele. Dritter Band.* 1810. 304 S. *Vierter* bis *siebenter Band.* 1811. 8. (Jeder Band 1 Rthlr. 8 gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Hr. *v. V.* hat durch seine lebendige Darstellungsgabe vielen Anspruch auf den Titel eines dramatischen Dichters; er weiss die Thorheiten der Zeit mit vieler Gewandtheit aufzufassen und zu geisseln; er hat Witz, und bisweilen Laune: und doch sind seine Producte nur Ephemerie im vollen Sinn — *Bagatelle* zur augenblicklichen Unterhaltung geboren, erscheinend und vergehend. Er scheint den doch ästhetisch gegründeten Mechanismus des Drama absichtlich zu vernachlässigen; seine Sprache ist meist geschraubt, unnatürlich und kostbar.

Am meisten ist diess bey dem 1 Stücke, *Künstlers Erdenwallen,* zu bedauern. Denn es enthält ein treues, und besonders für den, der mit den Virtuosen-Classen aller Art näher vertraut ist, frappantes Gemälde der Gemeinheit und aller der kleinlichen Leidenschaften, die man bey einem grossen Theile der Künstler und Genies im bürgerlichen Leben gewahrt, die in der Ferne in einen heiligen Nimbus gehüllt erscheinen. Vorzüglich ist dem Vf. die Zeichnung der Virtuosin Cäcilia Tempioni gelungen. Das Sujet ist recht gut gewählt. Eduard hat sich in das Spiel der Cäcilie, und Caroline in die Gedichte des ihr unter dem Namen Strahlenduft bekannten Magisters Lämmermayer verliebt. Beide werden durch die persönliche Bekanntschaft ihrer Ideale geheilt, und die vorhin von ihrer Pflegemutter zwischen ihnen beabsichtigte Verbindung geschlossen. Trüge dieses Stück nicht alle Fehler der Dichtungen des Hn. *v. V.*, diese gesuchte Diction, diese Unnatur in den Nebencharakteren, welche sich nur in Karrikaturen wie Lämmermayer auf der Bühne entschuldigen lässt, diesen gänzlichen Mangel an Wahrscheinlichkeit in der Composition, diesen Unzusammenhang im drammatischen Organismus: wahrlich dieses Lustspiel könnte unter die besten unserer neuen Theaterstücke gerechnet werden.

Das 2te Stück, die *Wittwen-Casse,* hat eine sentimentalische Tendenz, und hier ist Hr. *v. V.* gar nicht in seiner Sphäre. Auch diesem Stücke fehlt es an richtiger Motivirung der Begebenheiten, an inne-

ren Zusammenhang; vor allem aber an Rundung. Es ist nicht viel mehr als eine leicht skizzirte dramatische Situation. — 3. Die *Sterb-Casse*, ist ein Bagatell, auf das Hr. *v. V.* wohl selbst wenig Werth legen wird. — 4. *Chamarante*, eine Anekdote aus den Jugendzeiten Ludwigs XIV, leicht und artig dialogisirt; aber was gewinnt die Kunst an solchen Kleinigkeiten?

N. — s.

Auch der 4 bis 7 Band trägt die Vorzüge und Fehler des Vfs. in reichem Maſse an sich, treffende Darstellung des gewöhnlichen Lebens, untermischt mit Übertreibungen, Karrikaturen und Unwahrscheinlichkeiten, und besonders ein völliges Versinken der komischen Muse in die Schlechtigkeit und Gemeinheit der allerverworfensten Menschen, wodurch diese Lectüre gewissen Lesern und Leserinnen sehr nachtheilig werden kann. Der Vf. giebt auch in einer Vorrede auf den Vorwurf, warum er Eigenthümlichkeiten von so gemeiner Art aufstelle, zur Antwort, er thue es deſshalb, um desto treuer die Natur schildern zu können. Aber er hat Lustspiele schreiben wollen. Erreicht er dadurch seinen Zweck? Schwerlich! Das Lustige, das hiebey vorkommt, rührt keineswegs von der Abscheulichkeit her, sondern wird nur dadurch gestört. Ein solches Leben hört auf, lustig zu erscheinen, und das Komische, so in Schmutz erstickt, gestattet dem beschauenden Geist keine freye und frohe Erhebung. Besonders zeigt der Vf. in seinen Darstellungen eine gar zu groſse Vorliebe für die Liederlichkeit, die er oft ohne Noth und ohne Zweck anbringt. So hat er die dramatisirte Anekdote vom Virtuosen Quanz, den ein verliebtes Frauenzimmer durch ein vorgebliches Erkranken in das Eheband lockt, ohne Grund ganz ins Gemeine hinabgezogen, so daſs sich zwey Frauenzimmer um ihn zanken und ihn an der Flöte hin und her zerren müssen, bis jene ihnen die Beute entreiſst. Gegen die aufgehäuften Greuel vieler seiner Lustspiele möchten wir die Idee, eine Posse *quasi* auf dem Abtritte spielen zu lassen, wo die Kommenden sich die getreuesten Geständnisse thun, noch eine muthwillige Laune nennen, die man sich von einem genialem Dichter wohl einmal gefallen lieſse, wenn er es nur sonst nicht gar zu toll machte. Es kommen indessen auch Stücke vor, worin es, im Ganzen genommen, anständig hergeht, und *die Pfarre* und *die Blume vom Ganges* würden deſshalb ein besonderes Lob verdienen, wenn sie dabey auch nur zum Komischen und Lustigen hätten gedeihen wollen. Man sieht also daraus, daſs es dem Vf. bey Beobachtung der Welt noch an einem richtigen und reinen Blick für das Komische fehlt.

T. Z.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *St. Clair, der Eiländer; oder die Geächteten von Barva.* Eine schottische Sage. Aus dem Englischen der *Elisabeth Helme.* 1811. Zwey Theile von 350 u. 412 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Dieser Roman trägt ganz das Gepräge seiner übrigen Landsleute und Verwandten. Bald nach den ersten Seiten umstrickt er den Leser, erst ganz von weitem, denn immer näher und immer näher, bis er sich endlich ganz beklommen und eingeengt fühlt, und sich nach Erlösung und Freyheit sehnt. Nun löst sich ein Knoten, eine Schlinge nach der anderen, die Aussicht wird geöffneter, die Brust wieder freyer. Die Darstellung der Vfn. ist zwar in manchen Stücken mangelhaft, indem sie zu viel Kunst sehen läſst; aber der Plan ihrer Geschichte ist trefflich angelegt, die Begebenheiten greifen leicht in einander, und keine der handelnden Personen erscheint als überflüssig. Allenthalben ist die Vfn. auf Natürlichkeit bedacht gewesen, und hat sie auch in den meisten Fällen glücklich erreicht. Denn wie wunderbar auch zuletzt die Resultate des ganzen Verlaufs der Begebenheiten sind: dennoch scheint uns Alles einen nothwendigen Gang genommen zu haben. Von der Übersetzung kann Rec., da ihm das Original zur Vergleichung fehlt, nur so viel sagen, daſs sie sich, einige Flüchtigkeiten abgerechnet, deutsch genug ausnimmt.

Bb.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Rotweil*, in d. Schulbuchhandlung: *Entwickelung der Begriffe der Didaktik und Pädagogik.* Zum Nutzen der Seelsorger und Schullehrer. Von Dr. *Fridolin Huber*, Weltpriester, Generalconcursexaminator u. s. w. (*sine anno*). 40 S. 8. (3 gr.) Wer über Didaktik und Pädagogik Andere belehren will, sollte doch wohl von beiden Disciplinen nicht nur selbst richtige Begriffe haben, sondern sie auch in ihrem ganzen Umfange kennen. „Was ist Didaktik? — was Pädagogik?“ fragt Hr. *H.* §. 3: „Auf diese Fragen muſs *Mancher verstummen*,“ und nun höre man §. 3: „Das Wort Didaktik ist griechischen Ursprungs, und kommt her von *Didaskin* — lehren, unterrichten. Die Didaktik ist also zufolge ihrer ursprünglichen Bedeutung die Unterrichtslehre. Unterrichten heiſst nichts anders, als den Kindern (vom Kinderunterricht ist hier die Rede) bestimmte Lehrgegenstände beybringen, die mehr mechanisch als geistig sind, und dieſs bloſs wie sie im bürgerlichen Leben gebraucht werden, ohne die Anwendung davon auf das Herz und die Sitten zu machen“ — und §. 9: „Nachdem nun der Begriff der Didaktik entwickelt ist (wirklich?): so fragt sich, was die *Pädagogik* sey? — Dieses Wort ist ebenfalls griechischen Ursprungs. Es kömmt von Päspädos, und Agogos, Agogä her. „Päs heiſst ein Knabe, und Agogos ein Hüter, Leiter, Beobachter, Erzieher — also ist Pädagogik Erziehungs- oder Bildungslehre.“ — Wir bedauren die armen Seelsorger, die aus diesem Unterricht Belehrung schöpfen sollen! Wir kennen den Wirkungskreis eines General-Concursexaminators nicht, rathen aber Hn. *H.* wohlmeinend, sich mit dem Examiniren nicht ferner zu befassen, denn der nahe bevorstehende Generalconcurs seines Menschenverstandes erregt arge Besorgniſs. — *Si tacuisses!* §. 211

ERHT.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 OCTOBER, 1812.

## *PHILOSOPHIE.*

Bern, b. Haller: *Vorlesungen über Unsterblichkeit und andere damit verbundene besonders wichtige philosophische Gegenstände* von *Johann David Kocher*, gewesenem Professor der Philosophie in Bern. *Erster* und *zweyter Band.* 1806. In fortlaufender Seitenzahl XL und 683 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Vorlesungen erzählt der Vf. in der weitläuftigen Vorrede. Er war Lehrer an der Akademie zu Bern, musste aber zufolge der Revolution seines Vaterlandes seine Lehrerstelle einem Anderen abtreten. Als man darauf einige Vorlesungen zu hören wünschte: so schlug er Vorlesungen über Unsterblichkeit und Wiedersehen an, nicht für Gelehrte allein, sondern für Jedermann, welche zugleich als Rechenschaft seines Lehramtes, als Rechtfertigung der Gönner, die ihn angestellt hatten, und als Probe zur Bewerbung um dieselbe Stelle dienen sollten. Diese ganze Geschichte, in welcher, wie man wohl sieht, der Parteygeist stark mit im Spiele war, ist für den Ausländer, der nicht alle Localverhältnisse kennt, nicht ganz verständlich. Die Vorlesungen wurden aber von sehr Wenigen besucht, und daher änderte der Vf. seinen Plan, als er die Unmöglichkeit einsah, über Unsterblichkeit fortdauernd zu lesen, dahin ab, dass er sich bald Anfangs mehr auf das Wissenschaftliche einschränkte, was er zuerst nur einigen Zuhörern in Nebenstunden vortragen wollte. Er veranstaltete darauf einen Abdruck der gehaltenen Vorlesungen, um die erstere Absicht zu erreichen, bereicherte aber während des Drucks diejenigen, welche einen mehr metaphysischen Inhalt hatten, und nur von ein paar Zuhörern besucht worden waren, mit vielen Zusätzen. Die erste, zweyte und eilfte Vorlesung sind allein unverändert, so wie sie gehalten worden sind, abgedruckt worden. Die letzten haben das Interesse des Glaubens an Unsterblichkeit und den Einfluss derselben auf die Sittlichkeit, die übrigen die Gründe der Überzeugung von übersinnlichen Gegenständen und der Unsterblichkeit und dem Daseyn Gottes überhaupt zum Gegenstande, und sind einem grossen Theile nach eine Bestreitung der *kantischen* Vernunftkritik. Dieses war dem Vf. Hauptsache, wie er sich in der Vorrede S. XXXV selbst darüber erklärt. „Ich wollte nämlich, sagt er, zeigen, dass die neue Philosophie, welche die Kritik dem ganzen Systeme zum Grund legt, die Metaphysik zu einer bloss formalen Wissenschaft unter dem Namen der (transcendentalen) Logik herabwürdiget, und hiemit die Religionsphilosophie auf gut Glück hin aus der Moral hervorgehen lässt, sich gar nicht eines so entscheidenden Übergewichts zu rühmen habe, welchem zufolge man berechtiget wäre, eine gereinigte ältere Philosophie als alten scholastischen Wust völlig aufzugeben. Ich halte zwar allerdings auch in der Philosophie eine Kritik für zweckmässig; und welcher von den älteren Philosophen hat wohl eine solche eigentlich verworfen? Nur die in jener Verbindung vorkommende widerspricht, ungeachtet mancher einzelnen Vorzüge der neueren Philosophie, als idealistische Grundlage des kritischen Systems, meiner völligen Überzeugung. Jene Kritik, welche die Metaphysik verdrängt: diese nämlich als eine Wissenschaft von realen Erkenntnissprincipien und dem, was ihnen gemäss von den wichtigsten Gegenständen unserer Vernunftforschung als wirklichen Dingen anzunehmen ist. Zum wenigsten dürfte es, selbst zufolge der neuesten Untersuchungen, besser gerathen seyn, die *kantische* Vernunftkritik der Vernunft selbst, als diese der ersteren zur Prüfung zu unterwerfen."

Der Ideengang des Vfs. ist dieser. In der ersten Vorlesung wird die Veranlassung dieser Vorlesungen angegeben, und ein weitläuftiger Plan über die darin abzuhandelnden Gegenstände vorgelegt, welcher Alles umfasst, was zu diesem Gegenstande gehört, selbst die Geschichte der Lehre nicht ausgeschlossen. Allein der erste Theil des Plans, die Wichtigkeit des Gegenstandes, hat den Vf. zu solcher Weitläuftigkeit verleitet, dass darüber der ganze Plan aufgegeben werden musste. Zuerst wird die Wichtigkeit der Überzeugung von der Unsterblichkeit von Seiten der Ruhe und Zufriedenheit des menschlichen Geistes, und dann in der dritten in Rücksicht auf den Zusammenhang derselben mit unseren wichtigsten Überzeugungen, vorzüglich der vom Daseyn Gottes, dargestellt. Hier knüpfen sich so viele Nebenuntersuchungen an, dass sie den Stoff zu den folgenden Untersuchungen bis auf die letzte hergeben. Der Vf. bestreitet nämlich zwey falsche Behauptungen, in Ansehung des Verhältnisses beider Lehren, von der Unsterblichkeit und dem Daseyn Gottes: die eine, dass die eine wechselsweise aus der anderen abgeleitet werden könne; die andere, beide seyen so unabhängig von einander, dass die eine ohne die andere behauptet oder geleugnet werden

könne. Das Erste behauptete z. B. *Plato*, *Feder*, die aus der Güte Gottes die Unsterblichkeit ableiten wollten, auch *Kant*, der (S. 112) aus der Unsterblichkeit den sogenannten praktischen Beweis für das Daseyn Gottes führte (??); das Zweyte die Stoiker und *Fichte*, mit dessen Atheismus sich eine ganze Vorlesung beschäftiget. Wir übergehen diese Ausführungen, in welchen, ohne tiefe Ergründung der Lehre der neueren Philosophen, manche gute Bemerkungen neben vielen einseitigen und daher unrichtigen Urtheilen vorkommen. Dahin rechnen wir überhaupt die Darstellung des *fichtischen* Atheismus — ein Wort, welches nicht ganz zu dem inneren Geiste des Systemes dieses Philosophen, wie es sich weiterhin gestaltet hat, passt; die Behauptung einer nahen Verwandtschaft des *kantischen* Theismus mit dem *fichtischen* Atheismus und überhaupt die Ansicht von *Kants* Moralphilosophie und Moraltheologie, die er zu oberflächlich genommen hat, ohne in den tiefen Sinn derselben einzudringen, und über welche er daher zuweilen einen leichtsinnigen Spott sich erlaubet, z. B. S. 190: „So werden wir denn, mit wächsernen Flügeln der Kritik ausgerüstet, auf unserem reinvernünftigen Flug, jenem so blendenden Sonnenlichte eines praktischen Glaubens vom Daseyn Gottes und unserer Unsterblichkeit zueilen müssen, um endlich doch noch, aller Warnungen ungeachtet, in das idealistische Meer jener kritischen Unwissenheit zu versinken.“ Nach der Ansicht des Vfs. kann von beiden Wahrheiten, weder das Daseyn Gottes noch die Unsterblichkeit der Seele, eine aus der anderen, als eine nicht schon anderwärts begründete, zunächst und unmittelbar abgeleitet werden. Sie sind in sofern unabhängig von einander. Aber es kann auch keine von beiden ganz unabhängig von der anderen behauptet werden, ohne Verleugnung der philosophischen Consequenz und des inneren Zusammenhangs solcher Begriffe, von denen sie beide gleich natürliche Folgerungen sind. Beide Wahrheiten müssen als wahre Folgen von gemeinschaftlichen Gründen einander gegenseitig erläutern und bestätigen. Um diese beiden Sätze gehörig zn beweisen, zugleich auch einige wichtige Puncte unserer Vernunftüberzeugungen zu erörtern, legt sich der Vf. für seine folgenden Untersuchungen folgende vier Fragen vor: 1) Wie gelangen wir zu Vorstellungen von denjenigen übersinnlichen Gegenständen, welche das eigentliche Ziel unserer Vernunftforschungen sind sowohl überhaupt, als auch besonders zu den Vorstellungen von einer Gottheit, Seele, Unsterblichkeit? 2) Was gehört im Allgemeinen zur Anerkennung vom Daseyn und den Beschaffenheiten solcher übersinnlicher Gegenstände? 3) Wie kommen wir besonders zur Anerkennung des Daseyns Gottes und der Unsterblichkeit der Seele? 4) Wie ergiebt sich aus allem diesem die Wahrheit des Satzes, dass keine von beiden Lehren ohne die andere behauptet werden könne, und dass sie einander, als gleich wahre Folgen von gemeinschaftlichen Gründen, gegenseitig erläutern und bestätigen müssen? Die erste Frage wird durch die Annahme von gewissen Formen unserer Erkenntniss- und Denk-Thätigkeit, die allen Äusserungen derselben zum Grunde liegen und daher *a priori* sind, beantwortet. Der Vf. erkennet das Verdienst der *kantischen* Vernunftkritik in Ansehung dieser a priorischen Bedingungen der Erkenntniss; er ist aber unzufrieden mit der Grenzbestimmung des Wissens, welche *Kant* aus seinen kritischen Untersuchungen zog, und möchte gerne demonstriren, dass uns die Vernunft mit diesen Formen des verständigen und vernünftigen Denkens über die Erfahrung hinaus in das Reich des Übersinnlichen führe. Wir gelangen, sagt er, zu den Vorstellungen von jenen übersinnlichen Gegenständen, ihrer ersten Anlage nach, völlig *a priori*, durch die Anwendung der reinen Vernunftvorstellung von einem unbedingten und absoluten Etwas, das allem Bedingten zum Grund liegt, auf die gleichfalls rein a priorischen Verstandesbegriffe von einem dreyfach gedenkbaren Verhältniss der Gegenstände, entweder wie zwischen einem Gegenstande und seinen Beschaffenheiten und Zuständen, oder wie zwischen mehreren Gegenständen als Grund und Folge, oder endlich wie zwischen einem Ganzen und seinen durch Gemeinschaft und Wechselwirkung verbundenen Theilen. In Ansehung der zweyten Frage, welche unstreitig die wichtigste ist, bemerkt der Vf., dass wir von den übersinnlichen Gegenständen und insbesondere von Gottes Daseyn und der Unsterblichkeit, weil uns die sinnliche Anschauung derselben fehlt, keine unmittelbare, sondern mittelbare Erkenntniss haben, und nur durch Schlüsse zur Anerkennung derselben gelangen können, und dass es daher auf die Frage ankomme: was gehört zur Anerkennung der nicht bloss logischen, sondern auch realen Gültigkeit eines Schlusses? Dazu gehört, dass der Mittelbegriff objectiv real sey, und die logischen Gesetze des Denkens, nach welchen das Verhältniss des Mittelbegriffs zum Subjecte und Prädicate des Schlusssatzes bestimmt wird, objective Realität haben, und endlich das Subject des Schlusssatzes nicht nur von dem Mittelbegriffe verschieden, und bloss in einem gewissen Verhältniss zu ihm stehe, sondern auch das Prädicat, wenn es dem Subjecte real zukommen soll, bloss in Beziehung auf dessen Verhältniss zum Mittelbegriffe und gemäss dem besonderen Gesetze dieses Verhältnisses seinem Subjecte zugeschrieben werden müsse. Wir müssen also in Beziehung auf die Gültigkeit unserer Schlüsse überhaupt und insbesondere derjenigen, wodurch wir übersinnliche Gegenstände erkennen, folgende drey Sätze vorläufig als wahr annehmen: 1) Es muss objectiv wahre unmittelbare Erkenntniss von Gegenständen geben, nicht nur als wirklich existirenden, sondern auch, als solchen, denen gewisse Beschaffenheiten und Verhältnisse zu einander real zukommen. 2) Die logischen Denkgesetze müssen objective Gültigkeit haben, indem sie eine solche Verknüpfung zwischen Gegenständen aussagen, die als in dem objectiven Verhältniss der Gegenstände selbst zu einander gegründet angesehen werden muss. 3) Die Prädicate übersinnlicher Gegenstände, die wir ihnen zufolge ihrer Ver-

indung mit den sinnlichen beylegen, müssen ihnen war wirklich zukommen; aber nicht als innere, sonlern als äussere Beschaffenheiten derselben; und wir nüssen also jene Gegenstände nicht nach ihrem inneren Wesen, sondern bloss nach ihren Verhältnissen zu anleren erkennen wollen. Diese Sätze machen nun den nhalt der fünften bis zehnten Vorlesung aus. Der Vf. hat sich alle Mühe gegeben, sie, die erst bloss vorläufig als wahr angenommen waren, zu beweisen, und dadurch den Überzeugungen von Gottes Daseyn und Unsterblichkeit apodiktische Gewissheit zu geben. Es ist ihm aber so wenig als anderen Denkern damit gelungen, und es scheint, als wenn der Vf. selbst nicht viel Zutrauen auf seine Demonstration gesetzt habe, da er in der letzten Vorlesung von dem moralischen Triumphe des *Glaubens* an Unsterblichkeit und von dem Einflusse derselben auf die Sittlichkeit handelt. Die Ursache davon lässt sich leicht entdecken, wenn man das ganze Raisonnement des Vfs. einiger Prüfung unterwirft. Denn erstlich bleiben jene Sätze, auf welche sich der Beweis stützt, doch, aller Bemühungen ungeachtet, blosse Voraussetzungen, die nur darum als wahr angenommen werden, weil sonst die Überzeugung von der objectiven Realität unserer Vorstellungen von den übersinnlichen Dingen nicht wahr seyn könnte (S. 507. 510). Es ist also hier der Fehler eines Beweises im Cirkel vorhanden. Dahin gehört auch die Behauptung, dass die Formen der Sinnlichkeit des Verstandes und der Vernunft mit den Dingen an sich übereinstimmen, und die Behauptung von der objectiven Realität der formalen Denkgesetze. Die logischen Grundsätze der kategorischen, hypothetischen und disjunctiven Schlüsse werden zwar mit solcher Deutlichkeit und Gründlichkeit aus einander gesetzt, dass man für des Vfs. Talent wahre Hochachtung empfindet. Nur der Beweis, dass diesen formalen logischen Gesetzen das objective Wesen der Dinge entspreche, und ohne diese Übereinstimmung auch selbst die Function der logischen Schlüsse nicht möglich sey, oder dass die logischen Verhältnisse der Inhärenz, Dependenz und Gemeinschaft dieselben metaphysischen Verhältnisse voraussetzen, ist durchaus verunglückt. Diese Übereinstimmung soll nämlich durch folgenden Inductionsschluss demonstrirt werden: Was den Gegenständen überhaupt als vorstellbaren empirisch und in soweit nur bedingt — allgemein zukommt, das muss ihnen auch ausser der Erfahrung und absolut allgemein zukommen; nun kommen allen Gegenständen unserer Erfahrung jene Verhältnissmerkmale als ihre realen Bestimmungen zu: folglich müssen sie auch allen Gegenständen überhaupt eben so zukommen oder ganz allgemeine objective Gültigkeit haben. Was aber auch der Vf. zur Begründung des Obersatzes hinzufügt, dass wir nämlich jene beständige Wahrnehmung von Gegenständen unserer Erfahrung den Verhältnissgesetzen unseres Verstandes gewiss nicht anders als wie eine Wirkung der realen Übereinstimmung jener mit diesen annehmen können: so ist es doch keinesweges als ein an sich gewisser Satz zu betrachten, aus dem nun andere Sätze mit Gewissheit gefolgert werden könnten. Wie Vieles ist hier noch zu unterscheiden, was erst durch die Kritik des Erkenntnissvermögens näher bestimmt werden muss, bevor eine nothwendige Folge der Gedanken Statt findet! Ist hier nicht immer die logische und reale Nothwendigkeit mit einander verwechselt? Und wenn auch diese ganze Folgereihe zugestanden würde: so ist von dieser noch ein grosser Sprung zur apodiktischen Überzeugung von der Unsterblichkeit, welche nicht in den Kreis der Erfahrung gehört, und daher auch nicht aus den Grundgesetzen derselben gefolgert werden kann. Nicht allein die Principien des Raisonnements sind unhaltbar, sondern es ist aus ihnen auch nicht Alles abgeleitet, was aus ihnen folgen würde, wenn sie wahr wären. Hätte es nämlich mit ihnen seine Richtigkeit: so würde folgen, dass die Prädicate der übersinnlichen Gegenstände, nicht bloss die äusseren, sondern auch die inneren, ebenfalls an sich oder absolut erkannt werden konnten. Man sieht also nicht ein, warum nach dem Vf. nur die äusseren, nicht die inneren Prädicate der Dinge erkennbar seyn sollen. Wir können uns übrigens auf eine ausführliche Darstellung seiner Widerlegung der Hauptsätze der *kantischen* Kritik der Vernunft, und seiner Theorie von Raum und Zeit, welche die Resultate der Kritik mit dem Realismus vereinigen soll, nicht einlassen, weil sie sowohl als eine Aufdeckung der Missverständnisse, z. B. des transcendenten Idealismus, welchen der Vf. so ansiehet, als werde alle Objectivität der Erkenntniss vernichtet, zu viel Raum erfodern würde. Zudem ist es noch sehr zweifelhaft, ob dem Vf. jetzt noch alle Behauptungen in diesen Vorlesungen, welche er ohne Vorbereitung gehalten und mit Eile hat drucken lassen, in demselben Lichte erscheinen als damals. Übrigens offenbaren sie treffliche Talente des Denkers und Lehrers in Verbindung mit schönen Kenntnissen; der Vortrag ist deutlich, lebhaft, ungekünstelt; und da wo er nicht in das Metaphysische eingehet, interessiren sie Vernunft und Gefühl auf eine harmonische Weise. Seinen subjectiven Zwecken hat der Vf., wie alle verständigen Leser urtheilen werden, völlige Genüge gethan, und sie werden mit uns wünschen, dass ihm ein seinen Talenten angemessener Wirkungskreis schon lange wieder zu Theil geworden sey.

T—n.

## PÄDAGOGIK.

NÜRNBERG, b. Campe: *Pädagogisches Real-Lexikon*, oder *Repertorium für Erziehungs- und Unterrichts-Kunde und ihre Literatur.* Ein tägliches Hülfsbuch für Ältern und Erzieher. Herausgegeben von D. *Reuter.* 1811. 286 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein vollständiges, mit Weisheit angeordnetes pädagogisches Lexikon, welches bey jedem Artikel die erfoderlichen literarischen Nachweisungen enthielte, wäre allerdings ein um so verdienstlicheres Werk zu nennen, da die Materialien, welche die Erziehungswissenschaft und Erziehungskunst darbieten, zumal

wenn die Hauptartikel, das praktische Schulwesen betreffend, mit aufgefasst werden sollten, einen so bedeutenden Umfang haben, dass der angehende Lehrer und Erzieher sich, in Ermangelung einer pädagogischen Bibliothek, in den vorhandenen Lehrbüchern und Handbüchern der Pädagogik oft vergebens nach Belehrung umsieht. Hr. *R.* hat in dem angezeigten Werk diesem Bedürfniss durchaus keine Befriedigung gewährt. Sein Buch ist weder Lexikon, noch Repertorium. Von einem Werk, welches den letzten Namen verdienen soll, scheint Hr. *R.* nicht einmal einen richtigen Begriff zu haben. Fragmente aus pädagogischen Büchern, so wie sie sich wahrscheinlich Hn. *R.* bey seiner Lectüre darboten, ohne Plan, ohne Ordnung, nach dem Alphabet zusammengereihet, verdienen um so weniger den Namen eines Lexikons, da auf keine erreichbare Vollständigkeit Bedacht genommen worden, sondern Alles zusammengewürfelt worden ist. Die auf dem Titel angekündigte *Literatur* ist ebenfalls sehr dürftig ausgefallen. Wir begreifen daher nicht, wie Hr. *R.* in der Vorrede so dreist seyn konnte, zu verkünden: „Er lege dem Publicum ein Buch vor, dessen Nutzbarkeit nicht verkannt werden würde, und welches von mannichfaltigem Nutzen und *entschiedenem* Werth seyn werde." Wenn so die Verfasser literarischer Armseligkeiten ihr Machwerk zuvorkommend lobpreisen: so muss die Kritik — verstummen. Auch wir schweigen — wer unserem Urtheil misstrauet, möge für *einen Thaler* und *acht* Groschen diese pädagogischen Bruchstücke kaufen, die dafür erkaufte Reue wird wohl nachkommen. FRHT.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Briefe über die Erziehung junger Töchter, aus den gebildeten Ständen*, von *Charlotte Luther*, Vorsteherin einer Erziehungsanstalt zu Goslar. Erster Theil. 1809. 246 S. 8. (21 gr.)

Die achtungswerthe Vfn. theilt in diesen Briefen Nachricht von der Erziehungsanstalt mit, welche von der Töchterschule, deren Vorsteherin sie ist, unabhängig ist. Die hier vorgelegten Ansichten über weibliche Bestimmung und Bildung tragen das Gepräge eines zarten Gemüths, welches die heiligste Angelegenheit des Menschen mit religiösem Sinn umfasst. Wir empfehlen daher diese Briefe allen Töchtern aus den gebildeten Ständen, insbesondere angehenden Erzieherinnen recht angelegentlich; und sollten sich auch in Absicht des Stils manche Ausstellungen machen lassen: so wird man sich doch durch die Gediegenheit des Inhalts geneigt finden lassen, die Fehler der Einkleidung zu übersehen. „Unser Zeitalter bedarf, wie Hr. Prof. *Rühs* in der Vorrede sagt, mit welcher er diess Buch begleitet, einer ernsten Erziehung, die das Gemüth stärkt, die ihm einen höheren Stützpunct giebt, wenn es sich bey dem Wechsel der furchtbarsten Erscheinungen, deren verderblicher Einfluss auf die Sittlichkeit so unverkennbar ist, halten kann, die die Kräfte weckt und übt, den Menschen gewöhnt, mehr von sich selbst zu fodern, das jugendliche Herz mit der Überzeugung erfüllt, dass kein Glück zu finden sey, als in der innigen Liebe der Tugend und einer nützlichen Thätigkeit, und die sich bemüht, den entnervenden Geist des Leichtsinns, der Eitelkeit und der thörichten Vergnügungssucht zu vertilgen, die das Herz gegen alle erhabenen Gefühle abstumpft und zu jeder aufopfernden Anstrengung unfähig macht." — In diesem Geist leitete die edle Vfn. ihre Anstalt; möchten doch Deutschlands Töchter und deren Bildung von den Vätern des Vaterlandes als ein Gegenstand der *Regierungssorgen* betrachtet werden! FRHT.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. 1) *Münden*, b. Caspar: *Fortsetzung des Planes der Mädchenschule in Münden*, von *F. G. S. Schläger*. 1810. 15 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Fortsetzung des Planes* u. s. w. von 1811. 16 S. 8.

3) Ebendaselbst: *Confirmationsfeyer am 5ten May 1811 in der St. Aegidien-Kirche zu Münden*. 1811. 35 S. 8.

Von der durch Hn. *S.* mit menschenfreundlichem Eifer gegründeten Mädchenschule zu Münden haben wir unseren Lesern bey ihrem Entstehen Bericht abgestattet. (S. J. A. L. Z. 1810. October No. 239. S. 109.) Es freut uns, durch obige Schriften von dem glücklichen Fortgange dieses so zweckmässig eingerichteten Instituts überzeugen zu können. No. 1 enthält die Einnahme und Ausgabe von Michaelis 1809 bis dahin 1810. Jene betrug 579 Rthlr. 8 gr., die Ausgabe 592 Rthlr. 2 gr. 4 pf. Es schmerzt uns, dass diese nützliche Anstalt noch durch keine *öffentlichen* Fonds unterstützt wird. Wer sichert sie so gegen den Untergang? Und wenn auch der jetzige würdige Vorsteher in seinem Muthe christlichfromm ausharret; wird er nicht seinem Gebäude ein sicheres Fundament wünschen, damit sein Nachfolger aufgemuntert werde zum Fortwirken? Denn der patriotische bis zur Aufopferung treue Feuereifer ist gewöhnlich mit dem *Stifter* erstorben. —

No. 2 liefert in wenigen, aber gehaltreichen Blättern eine Auseinandersetzung der Vortheile, welche Mädchenschulen gewähren. Die Mädchen lernen sich Gesetzen unterwerfen; die Schulen wecken religiösen Sinn; gewöhnen an Ordnung, Thätigkeit, gewähren vielseitige Bildung, leiten den Ehrtrieb, wirken der thörichten Eitelkeit kräftig entgegen, gewöhnen zur Nachgiebigkeit und zu anderen geselligen Tugenden und erhöhen die Freuden derselben durch das Band der Freundschaft und Liebe, und erhöhen so häusliches Glück.

No. 3. Die hier beschriebene Confirmationsfeyer ist in dem Geist ächter religiöser Würde angeordnet und vollzogen; besonders zweckmässig fanden wir die Berücksichtigung der Individualität der Confirmanden bey der Einsegnung. FRHT.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 OCTOBER, 1812.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

Nürnberg, b. Schrag: *Die Verfassung und Verwaltung des Staats, dargestellt in einer Reihe von Erörterungen ihrer wichtigsten Momente.* Eine Zeitschrift von D. *Wilhelm Joseph Behr*, der Staatswissenschaft, des Staats- und Lehen-Rechts öffentl. ordentl. Professor zu Würzburg. *Ersten Bandes erstes Heft*: S. 1—184. *Zweytes Heft*. S. 185—351. *Zweyten Bandes erstes Heft*. 1812. 150 S. 8. (Jedes Heft 18 gr.)

Das von dem Vf. vor zwey Jahren herausgegebene *System der allgemeinen angewandten Staatslehre oder der Staatskunst* kennen unsere Leser bereits aus No. 30 und 31 d. J. unserer Blätter. Zu diesem, von einem anderen Rec. a. a. O. gewürdigten System soll in der hier angezeigten Zeitschrift ein Commentar geliefert werden, abzweckend auf mehrere Ausbildung der in dem System angedeuteten Grundzüge, und auf nähere Entwickelung der dort aufgestellten Theoreme, Gründe und Folgerungen. Bey dem hohen praktischen Werthe, den die Staatslehre schon an sich sowohl, als insbesondere bey der dermaligen Lage unserer Staaten hat, verdient diess Unternehmen allerdings Beyfall. Doch müssen wir den Vf. sehr bitten, bey der Behandlung seiner Gegenstände mehr Fleiss auf Kürze und Klarheit des Vortrags zu wenden, als er hier gethan hat; der in allen Abhandlungen herrschende Geist der Weitschweifigkeit, das überall bemerkbare leere Wortgepränge, und die Schwerfälligkeit seines Vortrags zieht von der Lectüre seiner Erörterungen bey weitem mehr ab, als dazu hin. — Alle Quartale soll Ein Heft von zwölf Bogen erscheinen, und zwey dieser Hefte bilden Einen Band. Die bis jetzt erschienenen Hefte enthalten folgende Abhandlungen. *I Heft.* I. *Praktische Tendenz der Staatslehre: Nothwendigkeit und Vortheile ihres Studiums für Staastbeamte aller Grade und Arten.* Die wohl von keinem Geschäftsmanne verkannte praktische Tendenz der Staatslehre, und die Nothwendigkeit und Nützlichkeit ihres gründlichen Studiums für Jeden, der sich dem öffentlichen Dienst widmet, wird hier sehr gut nachgewiesen. Wirklich sollte nicht bloss jeder höhere und niedere Staatsdiener in die Elemente dieser Wissenschaft eingeweiht, und mit ihren Principien vertraut seyn, sondern sie verdienen auch die Aufmerksamkeit Jedes, den das öffentliche Wesen einigermassen interessirt. II. *Merkmale der Besonnenheit und des Charakters an der Regierung des Staats.* Der Vf. setzt diese Merkmale mit Recht in einen unwandelbaren Tact, eine stets gleiche Haltung, Consequenz und Festigkeit der ganzen Regierungsthätigkeit bey der Verfolgung des wahren Zwecks des Staats und der wahren Bestimmung der Regierung. Kürzer würden wir sie in die möglichste Annäherung an das Wesen einer vernünftigen Intelligenz setzen; denn diess ist der Punct, gegen den alles Streben jedes vernünftigen Gouvernements gerichtet seyn muss. III. *Kann eine den gerechten Anfoderungen an sie genügende Constitution des Staats einseitig von dessen Regenten ausgehen?* Die hier aufgeworfene Frage wird von dem Vf. verneint, „weil die Regenten nie in dem Grade aufhören werden, von individualem Egoismus beseelte Menschen zu seyn, in welchem sie, es zu seyn, doch aufhören müssten, wenn einseitig von ihnen eine Constitution der gefoderten Art sollte hervorgehen können.“ Soll das Interesse der Völker bey solchen Acten gehörig gewahrt werden: so — meint er — bleibe kein anderer Ausweg übrig, als dass die Völker unmittelbar selbst, oder durch ihre Delegirten, da, wo es noch zur Zeit an der Constitution des Staats gebricht, zur ungesäumten Erschaffung einer solchen, und da, wo eine solche bereits besteht, zur allenthalben nöthigen Reform derselben selbstthätig mitwirken. Eine Constitution eines Staats, und auch nur deren Reform könne, wenn sie wirklich verbindende Kraft und Gültigkeit haben solle, nicht einseitig vom Regenten ausgehen, sondern jeder auf diese Weise vom Regenten ausgegangenen Constitution, oder deren Reform, müsse jene Kraft und Gültigkeit erst durch die eingeholte Zustimmung und Sanction des Volks, oder seiner Delegirten, zuwachsen. — Wir müssen gestehen, wir finden diess sowohl, als was der Vf. sonst noch hier über das Wesen und die Bedingungen einer guten Constitution sagt, recht schön, löblich und gut. Doch eines Theils zeigt die Geschichte, dass Staaten überhaupt sich in der Regel ganz anders bilden, als der Philosoph solche sich bilden lässt. Anderen Theils aber können wir uns des Gedankens nicht erwehren, dass auch die beste Constitution, sie mag gemacht seyn, von wem sie will, nur menschliches Machwerk sey; dass es überall nicht sowohl auf die mehr oder minder schulgerechte Form der Constitution ankommt, und auf eine den Bedingungen dieser Form angemessene Verwaltung, sondern lediglich auf den Geist, der an der Spitze der Staaten steht, über die Völker gebietet, und die Constitution handhabt. Die Intelligenz auf dem

Throne sichert das Wohl der Völker fester und inniger, als alle Constitutionsurkunden und alle Institutionen zur Befestigung ihres Ansehens und ihrer Wirksamkeit; oft treten jener diese in den Weg, und hindern sie an der Realisirung ihrer dem allgemeinen Besten zusagenden Pläne; denn selbst die auf schulgerechteste Weise entworfene Constitution hat oft ihre grossen Mängel. Schwächen und Leidenschaften treiben überall ihr Wesen; und der ächt liberale Geist eines vernünftigen, und auf die Erfüllung seiner Pflichten ausgehenden Regenten giebt oft dem Staate eine bessere Constitution, als das leidenschaftliche Volk und seine, oft nur ihr Privatinteresse verfolgenden Delegirten. Wer die Constitution macht, ob der Regent oder das Volk, oder beide gemeinschaftlich, scheint bey dieser Lage der Dinge wirklich ziemlich gleichgültig zu seyn; genug, wenn das Gemachte nur dem Sinne und dem Wohle der Nation zusagt und gut ist; diese Puncte scheinen uns in der Wirklichkeit über die Gültigkeit und verbindliche Kraft einer Constitution zu entscheiden, nicht die Genesis. IV. *Begriffe und Verhältniss der Staatsgesetzgebung und Staatsverwaltung überhaupt. Nothwendigkeit der Abtheilung beider in bestimmte Zweige und Feststellung dieser Zweige nach einer bestimmten Theilungsnorm.* Der Ausdruck Staatsverwaltung bezeichnet, nach dem Vf., im weitesten Sinne, das Totale der durch seine Zwecke geheischten Lebensfunctionen des Staats, den Inbegriff der um seines Zwecks willen erfoderlichen Thätigkeit des Staats. Alle Thätigkeit des Staats aber zerfällt in zwey Hauptgattungen; die eine derselben besteht in der Urbestimmung alles dessen, was um des Staatszwecks willen nothwendig seyn, oder nicht seyn, geschehen und wirken, oder unterbleiben soll; die andere hingegen in der Effectuirung dieser Bestimmungen, d. h. in der Bewirkung, dass alles dasjenige wirklich sey oder nicht sey, wirklich geschehe und wirke, oder unterbleibe, was jener Bestimmung zufolge geschehen und wirken, oder unterbleiben soll. Und diess vorausgesetzt, heisst alles dasjenige, was nothwendiges und taugliches Mittel zur Erreichung des Staatszwecks, wodurch dessen Realisirung bedingt ist, und diejenige Gattung von Lebensfunctionen des Staats, welche sich durch ursprüngliche Bestimmung der praktischen Bedingungen und Mittel zum Zwecke des Staats äussert, die gesetzgebende —; diejenige Gattung aber, welche sich durch Realisirung der bestimmten Bedingungen, durch Anwendung der bestimmten Mittel äussert, die executive oder administrative Thätigkeit des Staats. — Der Vf. hat sich viele Mühe gegeben, diese Ansicht und Classification in Bezug auf alle Zweige der Staatsgesetzgebung und Verwaltung möglichst schulgerecht zu rechtfertigen und zu erläutern: allein wir unseres Theils können uns nicht überzeugen, dass durch seine Rechtfertigung und Erläuterung für die Theorie oder Praxis viel gewonnen sey. Das eigenthümliche Wesen der Gesetzgebung, und der Punct, worin sich solche von der Administration (die keineswegs, wie der Vf. will, mit der Execution ganz identisch ist) unterscheidet, liegt nicht sowohl darin, dass jene bestimmt, was geschehen soll oder nicht geschehen soll; sondern das Kriterium für beide ist vielmehr nur zu suchen in der Verschiedenartigkeit ihrer Tendenz. Die Gesetzgebung sucht den Staatszweck zu realisiren, durch Enunciationen, die zunächst auf die Bestimmung des Willens der Unterthanen für die öffentlichen Zwecke abzwecken; die Verwaltung geht aber überall auf unmittelbare Realisirung dieses Zwecks aus, ohne Einwirkung auf den Willen der Unterthanen. Die Reglements der administrativen Behörden sind, genau betrachtet, keine Gesetze, sondern eigentlich nichts weiter, als eine öffentliche Ankündigung der Grundsätze und Regeln, welche jene Behörden bey ihrer Thätigkeit für öffentliche Zwecke befolgen sollen und wollen. Die Leitung des Willens der Unterthanen liegt, wenigstens zunächst, ausserhalb des Kreises der durch solche Reglements zu erreichenden Zwecke, ungeachtet wir nicht leugnen wollen, dass dieser Wille durch jene Reglements mittelbar und von der Ferne her bestimmt und geleitet werden kann, und in manchen Fällen wirklich bestimmt und geleitet werden mag. Auf jeden Fall hat der Vf. gewiss sehr Unrecht, wenn er meint, die Staatsverwaltung verhalte sich zur Gesetzgebung, wie die Praxis zur Theorie; kein Act der Administration sey ohne eine vorhergegangene Bestimmung von Seiten der Gesetzgebung möglich, und jedem Zweige der Verwaltung correspondire nothwendig ein eigener Zweig der Gesetzgebung. Die Sphäre der Wirksamkeit der Administration reicht bey weitem weiter, als die der Wirksamkeit der Gesetzgebung. Die Gesetzgebung kann sich nur bis dahin äussern, wohin der Zweig der öffentlichen Gewalt reichen, und der Wille der Unterthanen durch Drohungen bestimmt werden mag. Aber unbestritten ist es wohl, dass die Administration diesen Grenzpunct bey ihrer Thätigkeit nicht zu achten braucht, und dass sie auch noch jenseits desselben sich bewegen, und ihre Thätigkeit äussern kann, versteht sich jedoch, auf angemessene Weise, und nicht etwa durch Zwang, da wo die Natur der Sache keinen Zwang zulässt; wiewohl wir gern zugestehen, dass bey der beschränkten Ansicht des Vfs. vom Endzwecke des Staats, der ihm nichts weiter als ein blosses Rechtssicherungsinstitut ist, der Fall so leicht nicht vorkommen kann, dass die höchste Gewalt ohne Zwang wirken müsste. Übrigens aber sind wir ganz mit dem Vf. darüber einverstanden, und bitten alle Gouvernements, diess wohl zu beherzigen, dass sowohl die Thätigkeit der Gesetzgebung, als die der Administration, sich nicht auf Dinge verbreiten dürfen, welche mit dem Endzwecke des Staats weder direct noch indirect in Beziehung stehen, und dass der Verwaltung insbesondere überall, bey allen ihren Unternehmungen nach Innen und nach Aussen, die Gesetze des Rechts und einer ächten, vernünftigen Politik heilig seyn müssen, wenn die Verwaltung ihrem Charakter treu bleiben, die Völker beglücken, und nicht in einen drückenden Despotismus ausarten soll. V. *Allgemeine Bedingungen und Gesichts-*

*uncte der gründlichen Beurtheilung eines Civilgesetzbuchs.* Die Momente, auf welchen eine solche Beurtheilung beruht, und welche dabey aufgefasst werden müssen, werden hier mit vieler Genauigkeit und Umständlichkeit aufgezählt; doch enthält diese Enumeration für den Sachkundigen nichts Neues.

*II Heft. I. Ist der Staat als Product eines Vertrags zu betrachten oder nicht?* Die hier aufgeworfene Frage wird mit überwiegenden Gründen bejaht. Übrigens hat die ganze Abhandlung eine bloss polemische Tendenz. Sie ist gegen *Rudhart* gerichtet, der in seiner *Untersuchung über systematische Eintheilung und Stellung der Vorträge für Doctrin und Legislation* (Nürnberg 1811. 8), die bereits von *Schmalz* (in seinem *Handbuch der Rechtsphilosophie* S. 255 f.) nach Würden abgefertigte *gönnerische* Lehre: „Keinem Staate liege ein Vertrag zum Grunde, sondern Staaten seyen ein Product der Natur, folglich nur da durch und in dem Organismus des Universums, und nur denkbar als organische Theile desselben," durch höchst abenteuerliche Deutungen vom Wesen des Vertrags überhaupt und des Gesellschaftsvertrags insbesondere, aufs Neue zu vertheidigen und zu rechtfertigen gesucht hat. Wir bedauern die Mühe, welche der Vf. auf die Widerlegung der *rudhartischen* Willkürlichkeiten und Sophismen verwendet hat. Ohne Nachtheil für die Wissenschaft sowohl, als für die Praxis, hätte der Vf. die Sache ihrem Schicksale überlassen können; denn bey keinem Verständigen können die *rudhartischen* Trugschlüsse und Irrlehren Eingang finden. An die Ewigkeit des Staats (oder vielmehr der Staaten) — in dem Sinne, wie *Rudhart* davon spricht — glaubt ein Verständiger so wenig, als an die Ewigkeit der Höllenstrafen. Beherzigungswerth sind übrigens die S. 271 — 273 angedeuteten Folgen, welche die *rudhartischen* Träume auf das politische Wesen der Dinge, und auf den Stand des Menschen im Staate haben müssen, wenn man jene sorgfältig analysirt und genau verfolgt. Die *rudhartische* Lehre führt geraden Weges zum schreyendsten Despotismus. II. *Worin liegt das Hinderniss, und worin besteht die Bedingung einer endlichen, so äusserst erwünschlichen Vereinigung über den Begriff und Zweck der Polizey? Vorschlag zu einer, wenigstens partiellen Vereinigung.* Viel Worte, aber wenig Gehalt. Wir wenigstens können uns nicht überzeugen, dass es dem Vf. gelungen sey, die Vereinigung zu bewirken, welche er bewirken will; uns scheint es vielmehr, es sey diese Vereinigung auf dem von ihm eingeschlagenen Wege unmöglich. Dass bey der Bestimmung des Begriffs und des Umfangs der Polizey sehr viel darauf ankommt, was man als den Endzweck des Staats ansieht, darin hat der Vf. sehr Recht. Aber damit, dass man diesen Punct fixirt, ist, wie der Vf. (S. 294) selbst zugesteht, immer nur Ein Schritt gegen das Ziel geschehen, und gerade der zweyte und letzte ist der schwierige. Ob jener erste Schritt dem Vf. gelungen sey, wollen wir hier nicht untersuchen; sehr problematisch ist die Frage allerdings: aber nicht verhehlen dürfen wir es, dass ihm der zweyte ganz misslungen ist. Seiner Polizey fehlt es an dem bestimmten Charakter, an dem Moment, das sie von allen übrigen Zweigen der öffentlichen Verwaltung unterscheidet, und ihr die nöthige Selbstständigkeit giebt. So wie er sie darstellt, hat sie schon früherhin *von Drais* dargestellt. Seine Polizey ist — kurz gesagt — nichts mehr und nichts weniger als eine *olla potrida*, oder derjenige Zweig der öffentlichen Verwaltung, die sich mit allen Gegenständen befassen muss, die keine der übrigen Branchen erfassen mag oder will; denn nichts anderes liegt in dem ganzen Räsonnement des Vfs. über die verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung (S. 295 u. 296) und in der hierauf abgegebenen Erklärung, die Polizey sey „derjenige Zweig der Staatsverwaltung, dessen Aufgabe es ist, die von dem Staate bezielte Sicherheit des Rechts der Staatsglieder, in ihrem Wechselverhältnisse unter sich, zu vollenden, durch Aufhebung jeder (einer vollständigen Civil- und Straf-Gesetzgebung ungeachtet möglichen) Gefährdung des Rechts, oder wenigstens durch möglichste Beschränkung jeder solchen, durch menschliche Kraft unaufhaltbar hereingebrochenen Gefahr." Wir begreifen durchaus nicht, wie durch eine solche, genau betrachtet, bloss negative Bestimmung des Wesens der Polizey etwas gewonnen werden könne, auch steht wirklich das, was der Vf. in der Folge (S. 331) von der Polizey in Bezug auf die Beförderung des allgemeinen Nationalwohlstandes fodert, mit den hier gegebenen Bestimmungen in einem auffallenden Widerspruche; denn was ihr dort angesonnen wird, liegt ihr als Sicherungsinstitut gewiss nicht ob. Hätte der Vf. den von uns oben angedeuteten eigenthümlichen Charakter der Gesetzgebung und Administration richtig erfasst: zuverlässig würde es ihm gelungen seyn, bey der Polizey klar zu sehen. Was er über den Geschäftskreis derselben (S. 298 u. 301 f.) sagt, ist zwar nicht unrichtig, aber doch bey weitem nicht erschöpfend, und am allerwenigsten kann dadurch die Polizeygewalt gegen die Verirrungen bewahrt werden, wozu wir sie von ihrer theoretischen und praktischen Charakterlosigkeit so oft hingeführt sehen. III. *Über den herrschenden Missbrauch des Ausdrucks „Staatswirthschaft," und dessen richtige Deutung und Anwendung,* oder: *Läst sich ausser und neben der Finanzverwaltung ein eigener Zweig der Staatsverwaltung unter dem Titel „Staatswirthschaft" rechtfertigen?* Eigentlich beschäftigt sich der Vf. hier mit zwey Fragen: 1) was ist unter dem Ausdruck Staatswirthschaft zu verstehen? 2) ist die Regierung berechtigt, den Privatwirthschaftsbetrieb ihrer Unterthanen leiten zu wollen? Die Erörterung der ersten Frage hätte er sich indess erlassen können. Denn wenn auch *Pölitz* und *Harl*, mit welchen sich der Vf. hier mehr als zuviel abgiebt, nicht recht wissen, wie sie mit der Staatswirthschaft daran sind: der gründlichere Theil der Freunde der Staatslehre weiss es sehr wohl, dass hierunter weiter nichts verstanden werden kann, als die Wirthschaft des Staats, als solches, oder die Finanzwirthschaft, zu welcher Partey sich auch der Vf. bekennt. Was aber die zweyte Frage

betrifft: so hat zwar der Vf. sehr Recht, wenn er vom Standpuncte dieser Staatswirthschaft aus die Sache betrachtet, die Regierung eines Staats weder für berechtigt hält, das Vermögen der Staatsglieder oder das Nationalvermögen zu leiten, noch auch diess für nöthig und den Staatsgliedern für zuträglich erachtet. Allein er geht offenbar zu weit, wenn er für das Nationalvermögen von der Regierung weiter nichts gethan wissen will, als was die Polizey (in seinem Sinne) dafür thun kann; nichts weiter, als Anstalten treffen, um Rechtsstörungen und Verletzungen unmöglich zu machen. Etwas mehr, als diess, muss allerdings geschehen, selbst nach dem, was der Vf. (S. 324 u. 331) über den Umfang der Thätigkeit seiner Polizey sagt. Der Staat muss das Vermögen seiner Bürger nicht bloss zu erhalten, sondern auch zu fördern suchen; diess liegt in seinem Wesen und in dem Charakter der vernünftigen Intelligenz, welche personificirt auf dem Throne sitzend gedacht werden muss. Sitzt aber diese auf dem Throne: so verschwindet von selbst der Wahn unserer meisten Finanziers, man müsse die Unterthanen um desswillen reicher zu machen suchen, um ihnen desto mehr abnehmen zu können; — zu einer so illiberalen Maxime kann sich kein Gouvernement bekennen, wenn es seinen Charakter nicht ganz verleugnen will. Nicht um des Wohlstandes der Staatscassen willen darf der Wohlstand der Unterthanen befördert werden, sondern nur um des Wohlstandes der Unterthanen selbst willen.

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)*

## KURZE ANZEIGEN.

**Vermischte Schriften.** *Frankfurt a. M.*, b. Döring: *Versuch über die Gewohnheit des menschlichen Körpers* in Grundzügen, von D. *Johann Adolph Kelz.* 1809. 60 S. 8. (6 gr.) Der Zweck des Vfs. war, „nicht nur das Ganze der körperlichen Gewohnheit nebst dem Nutzen und Schaden derselben vorzutragen: sondern auch ihre Stücke, so viel möglich, genauer aus einander zu setzen und zu bestimmen." Die Untersuchung selbst beginnt mit der Entwickelung des Begriffs der Gewohnheit oder Angewöhnung. Da wird denn zuerst bemerkt, dass der *Grund* der Gewohnheit ursprünglich bloss in der lebendigen Kraft enthalten sey; zweytens, dass Erregungen, welche Gewohnheit geben sollen, theils überhaupt, theils im Einzelnen einerley oder einseitig seyn müssen – die Gewohnheit steigt, je mehr sich die Erregungen der Einseitigkeit nähern; drittens, dass es nothwendig sey, dass die genannten Erregungen häufig hinter einander folgen, wobey es aber unausgemacht bleibt, wie oft und wie nahe diess geschehen müsse. Diese Sätze werden mit Beyspielen belegt. Als eine eigene Erscheinung führt der Vf. an, dass sich die mehrsten Menschen, und fast in jedem Klima, bald und leicht an geistige Getränke gewöhnen, und auch so bald und leicht nicht wiederum davon abzubringen sind. Von den *Folgen* der Gewohnheit werden folgende als die wichtigsten angezeigt. Gewohnheit stärkt die eigene innere Kraft, und mindert zugleich die Erregbarkeit. Daraus erklärt sich die oben angeführte Erscheinung mit den geistigen Getränken; zugleich aber wird auch der Meinung widersprochen, dass Gewohnheit die Empfindung schwäche, die Bewegung hingegen stärke. Die Erregbarkeit nimmt bey der Gewohnheit bisweilen so sehr ab, dass sie, in manchen Fällen, fast ganz vertilgt zu seyn scheint. — Ferner: Gewohnheit macht gegenseitige Veränderungen, so dass dasjenige, was vorher unbeschwerlich und gefällig war, jetzt beschwerlich und missfällig wird, und umgekehrt. Hievon wird die Ursache scharfsinnig entwickelt. — Gewohnheit giebt Dauer der Kraft, und macht die gefallenden Eindrücke und Reize zum Bedürfniss, auch verbindet sie sich gern mit periodischen Veränderungen, welche ursprünglich eigentlich nicht Gewohnheiten sind, und giebt denselben mehr Dauer. — Die zweyte Abtheilung dieser interessanten Schrift beschäftigt sich mit der Gewohnheit in besonderen Ereignissen. Es wird hiebey hauptsächlich auf die Luft, auf Speise und Trank, auf Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen, Ort und Zeit u. a. dgl. Rücksicht genommen, und viele sehr auffallende Beyspiele dabey zur Erläuterung und Bestätigung angeführt. — Von der Abgewöhnung wird nur auf zwey Seiten gehandelt. Sie bringt das Gegentheil von dem hervor, was die Gewohnheit gab, nämlich Abnahme der einseitigen Stärke der inneren Kraft und Zunahme der Erregbarkeit. — Kurze Betrachtungen über den Nutzen und Schaden der Gewohnheit machen im vierten Abschnitt den Beschluss. Erfolgen die Einwirkungen nicht zu einseitig und zu häufig hinter einander: so entsteht der Vortheil, dass der Körper nicht zu stark angegriffen wird, mithin derselbe gesunder und dauerhafter bleibt. Daher ist ein mildes Leben mehr zuträglich, als ein rasches, weil man in schwachen Erregungen ausdaurender lebt. Auch trägt mässige Gewohnheit dazu bey, den Körper für gewisse Dinge thätiger und zu ihrer Ertragung geschickter zu machen. Unmässige Gewohnheit im Gegentheil erstickt manche Reize ganz und gar, und mindert nach und nach die innere Kraft. Sie wird auch schädlich bey der Abgewöhnung, wenn nämlich die Gewohnheit theils zu schnell unterlassen, theils zu bald, vornehmlich in entgegengesetzten Eindrücken und Reizen, auf die erlangte Kraft von Gewohnheit gewirkt wird. — Der Vf. hat nur einen Umriss versprochen, und somit die Kürze seiner Abhandlung, die fast nur in blossen Andeutungen besteht, entschuldigt. Es ist aber zu wünschen, dass er diesem Gegenstand seine Bemühungen weiter widme, und auch, weil der Mensch am besten als ein Ganzes betrachtet wird, die Gewohnheiten des geistigen Theils des Menschen mit berücksichtige.

Fe.

*Züllichau*, b. Darnmann: *Mannichfaltigkeiten für mittlere Stände*, zur Beförderung guter Gesinnungen, gemeinnütziger Kenntnisse, angenehmer Unterhaltung und erlaubten Scherzes, herausgegeben von M. *Karl Gottlieb Haug*, Conrector an der lateinischen Schule und Organist zu Oschatz. Erstes Bändchen. 1806. 206 S. Zweytes Bändchen. 1812. 208 S. 8. — Gegenwärtige Mannichfaltigkeiten sind eigentlich ein Auszug aus dem oschatzer Wochenblatte, welches der Vf. herausgiebt. Die günstige Aufnahme dieser Zeitschrift hat ihn zu diesem Auszuge bestimmt, um auch entfernteren Lesern eine belehrende und unterhaltende Lectüre zu gewähren. Was der Vf. am Ende seiner kurzen Vorrede über seine Lage sagt, kann zwar Mitleid erregen, aber nicht das Buch entschuldigen, wenn es Entschuldigung bedürfte. Für den von dem Vf. auf dem Titel angegebenen Zweck ist die Sammlung ganz zweckmässig. Sie ist in fünf Classen vertheilt: Erzählungen; gemeinnützige Entdeckungen, Erfindungen und erprobte Hausmittel; Anekdoten; Räthsel und Charaden; Allerhand. Unstatthaftes hat Rec. nicht gefunden.

ml.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 OCTOBER, 1812.

## *STAATSWISSENSCHAFTEN.*

Nürnberg, b. Schrag: *Die Verfassung und Verwaltung des Staats, dargestellt in einer Reihe von Erörterungen ihrer wichtigsten Momente.* Eine Zeitschrift von D. *Wilhelm Joseph Behr* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

*Zweyten Bandes erstes Heft.* I. *Begriff und Zweck der Civilrechtspflege, Bestimmung ihrer reinen Aufgabe, ihrer Sphäre und Grenzen, besonders in Beziehung auf Strafrechtspflege und Polizey.* Die hier gegebene Bestimmung des Wesens und der Grenzen der Civilrechtspflege ist sehr richtig, doch weder an sich neu, noch neu begründet. Mit Recht werden hier die Handlungen der sogenannten willkürlichen Gerichtsbarkeit der Polizey, die Untersuchung und Bestrafung der sogenannten Civilvergehen aber der Strafrechtspflege zugetheilt (denn ihrem Wesen nach beschränkt sich die Civilrechtspflege nur auf Untersuchung und Entscheidung der über die Privatrechtsverhältnisse einzelner Individuen entstandenen Streitigkeiten *in concreto*); dagegen aber werden der Civiljustizpflege wieder alle grösstentheils von der Polizey behandelten Rechtsstreitigkeiten in geringfügigen Sachen, Handwerkssachen u. s. w. von dieser vindicirt. II. *Bestimmung des Unterschieds zwischen Civiljustizsachen, Strafjustizsachen und Polizeysachen;* und Beantwortung der Frage: *Gegen welche Regierungsacte Klagen von Seiten der Unterthanen bey der Civiljustiz zulässig seyen;* oder, *ob irgend eine Classe von Regierungssachen zur Justizsache werden könne?* Zuerst hat es hier der Vf. mit *Gönner* zu thun, dann giebt er die Exposition seiner eigenen Ansichten. Die Erinnerungen, welche er gegen die von *Gönner* (*Handbuch d. deutschen gemeinen Process.* Bd. II. S. 1 fg.) gegebene Beantwortung der hier behandelten Fragen stellt, sind allerdings nicht ungegründet. *Gönner*, verleitet durch das Wesen der deutschen Reichsverfassung, und die Rolle, welche hier der Justiz angewiesen war, ging allerdings zu weit, wenn er überall, wo von verletztem Rechte die Rede seyn mag, die Wirksamkeit der Justiz für begründet erachtete; und was er in Gemässheit dieser Ansichten über das Verhältniss der Polizey zur Justiz sagt, verdient gewiss Berichtigung. Doch auch die hier vom Vf. gegebene Darstellung können wir, bey allen Vorzügen, die ihr vor der *gönnerschen* Lehre gebühren, was den ersten Theil des hier behandelten Thema betrifft, nicht für ganz befriedigend achten. Der Vf. hat zwar das Wesen der Civil- und der Straf-Justiz und deren Verhältniss gegen einander ganz gut entwickelt, und hienach die Merkmale von Civil- und Straf-Justizsachen bestimmt angegeben; aber gegen seine Bestimmung des Wesens der Polizey und der Merkmale der Polizeysachen wird sich allerley erinnern lassen. Der Vf. hat zwar nicht Unrecht, wenn er die Polizey (S. 52) als einen Zweig der öffentlichen Verwaltung darstellt, der durch Verhütung zu befürchtender Collisionen und Läsionen, zu besorgender Beschädigungen der Personen und ihrer Habe, den Staatszweck zu realisiren sucht. Allein eines Theils scheint uns dadurch keinesweges der Distinctivcharakter der Polizey ganz befriedigend bestimmt zu seyn. Denn thut dasselbe, was hier der Polizey beygelegt wird, genau betrachtet, nicht auch die Civil- und Criminal-Justiz? Ist nicht auch, wenigstens in der letzten Analyse, ihr Streben auf Verhütung und Abwendung von solchen Collisionen und Läsionen gerichtet? Ist diess nicht der Endzweck, den die Civiljustiz beabsichtiget, indem sie Privatrechtsstreitigkeiten schlichtet? oder die Criminaljustiz, indem sie auf das Verbrechen die Strafe erkennt und verhängt? — Anderen Theils aber scheint es uns ein der Auffassung des eigentlichen, wahren Wesens der Polizey durchaus widerstrebender Missgriff zu seyn, dass der Vf. diese (S. 50) ausdrücklich als eine Dienerin der Gesetzgebung darstellt, und sie, im Verhältnisse der Subordination gegen die Gesetzgebung, mit der Civil- und Criminal-Justiz unter Eine Kategorie subsumirt. Soll das Wesen der Polizey richtig erfasst, ihr eigenthümlicher Charakter mit Sicherheit und Zuverlässigkeit bestimmt und ihr Wirkungskreis fixirt werden; — soll alles diess geschehen: so ist diese Subsumtion durchaus zu unterlassen. Wirklich ist auch die Polizey der Gesetzgebung nicht subordinirt, sondern beide, die Gesetzgebung (im weiteren Sinn, wo sie auch die Justiz in sich begreift) und die Polizey, sind zwey coordinirte Branchen der Staatsverwaltung; beide zwar gleich thätig für die Realisirung des Staatszwecks, aber nur auf verschiedene Weise; jedoch nicht in Beziehung auf die Materie (wie nach der Darstellung des Vfs. diess der Fall ist), sondern in Beziehung auf die Form. Die Gesetzgebung sucht den Staatszweck zu realisiren durch negative Leitung des Willens der Unterthanen, also indirect; die Polizey hingegen durch unmittelbares Wirken, also direct. Jene sucht den Rechtszustand im Staate formell herzustellen; diese will ihn materiell geben. Jene sucht durch Befehlen zu wirken, und ihr unterscheidender Charakter liegt im Befehlen; diese aber äussert ihre Wirksamkeit durch Handeln, und im Handeln liegt ihr eigenthümlicher Charakter. Wird hienach das Verhältniss der Polizey zur Justiz bestimmt: so

grosser Österreicher (die Robertson, Roscoe, Hainaut, Gaillard, Häberlin in Vielem berichtigen); die Epochen aus dem Leben Karls V und Friedrichs IV, die Beyträge zur Geschichte des dreyssigjährigen Kriegs, die Rückerinnerungen an österr. Helden der Gegenwart von J. W. Riedler, das Treffen von Tarvis, der Tag von Sacile 16 Apr. 1809, die Deutschen in Ungarn von Rohrer, ausführliche Beschreibung dessen, was sich zwischen Sr. kais. Majestät und dem (von den Jesuiten als Scheidekünstler (?), Marktschreyer, Schwärmer, Mirakelwirker des Teufels und Ketzer verschrieenen) Joseph Franz Borri vorzüglich Abends den 28 Apr. 1670 in der kaiserlichen Residenz zu Wien zugetragen hat, die Beantwortung der von dem pariser Nationalinstitut aufgeworfenen Preisfrage: welchen Einfluss hatte der Muhametismus auf den Geist, die Sitten und Regierungsform jener Völker, bey denen er in Aufnahme kam, in dem ersten Jahrhundert der Hegira? von Joseph v. Hammer u. s. w., einen *hohen historischen;* das Johanneum in Grätz, die Beyträge zur gelehrten Geschichte Österreichs, die Selbstbiographie des Demetrius Obradowitsch, des österr. Illyriers u. s. w. einen *literärischen;* die Geographie von Bessarabien, der Moldau, Walachey, Bulgarey, Serbien, Bosnien, dem Berg Athos und Montenegro einen *geographisch-statischen;* die Untersuchung der Nothwendigkeit und der Vortheile einer in dem österr. Kaiserstaate anzulegenden Akademie der Wissenschaften, die Idee eines Seminariums der Staatswirthschaft für die österr. Staaten, Darstellung der Nationalökonomie nach Adam Müller, über nationale Wesenheit der Kunst und deren Anwendung auf vaterländische Gegenstände von Matthäus v. Collin u. s. w., einen *staatswissenschaftlichen Werth;* besonders da diese Aufsätze fast gänzlich ungedruckt oder wenig bekannt sind. Wie ernst der Zweck sey (vielleicht in manchen zu geharnischt!), sieht man an dem Wiederabdruck folgender: über Bürgergarden, Miethtruppen, stehende Heere; die Biographie Timotheus von Spittler, (beide von Heeren); Kriegskunst und Fechtkunst von Pfuhl, Kriegskunst der Neueren, über Schwimmen und Schwimmschulen; über die Herrschaft der Gothen in Italien von Sartorius, über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken von Jakobs, über unsere Sprache von Fried. Leopold Grafen von Stollberg, über den Einfluss der Alten auf die Neueren von Joh. von Müller, über das Verhältniss Copernicus zum Alterthum von Ideler, von dem verschiedenen Charakter der erotischen Poesie bey den Franzosen und Deutschen von Zimmermann, über die von Karl dem Grossen veranstaltete Gedichten-Sammlung von Fried. Schlegel, die Fugger von Dippold in Danzig; Alfred der Grosse von Lally Tolendal, Heinrich Dandolo, Doge von Venedig, von Buchholz u. s. w. Rec. tadelt den Wiederabdruck dieser meistens vortrefflichen Aufsätze (so gehässig ihm jeder Nachdruck ist) gar nicht, da er, wie das Publicum überhaupt wohl weiss, wie sehr die Censur als Geschäft der Censoren (nicht sowohl die Censur des Staats) die Lectüre und den Umlauf von Journalen und kleineren Schriften in den österreichischen Staaten beschränkt, und dass oft eine Periode, ein flüchtig hingeworfener Gedanke den Censor furchtsam lässt, das Übrige, was selbst den Beyfall der strengsten Censur verdient, zum freyen Gebrauch zu überlassen. Unter diesen Umständen, wo das Geistesproduct des Auslands den Gesetzen des Staats und noch mehr der individuellen Überzeugung der vom Staate angestellten Censoren angepasst wird und werden muss, wird die Mittheilung in dem Wiederabdruck bereits gedruckter Aufsätze um so weniger als Nachdruck betrachtet werden können, weil dieser das einzige Mittel ist, das Werk und seinen Vf. unter einem Publicum bekannt zu machen, das bey aller Tendenz zur Ausdehnung seiner gediegenen literarischen Kenntnisse ohne dieses Mittel die Lücken nicht ausfüllen würde. Aber ungerecht ist es, dass die Redactoren den Plan ihrer Zeitschrift dadurch entweihen, dass sie nicht überall die Vff. der Aufsätze, und die Quelle, woraus sie dieselben entlehnten, eben so offen angeben. So sind mehrere derselben aus den Miscellen der neuesten Weltkunde, aus den Morgenblättern, aus dem deutschen Mercur, der Zeitung für die elegante Welt u. s. w. aufgenommen, ohne angeführt zu seyn. Wer die Literatur neuerer Zeit nicht kennt, geräth auf eine das Publicum täuschende und gegen den Vf. undankbare Art in Versuchung, Etwas für Original zu halten, was blosse Copie ist. Nur Nachweisung und Offenheit hält das Urtheil von dem Verdienste rein und unversucht. Ein zweyter Fehler dieser Zeitschrift scheint uns darin zu liegen, dass sie ihren Beyfall in der Breite und in der Tiefe sucht, das grössere, wie das kleinere Publicum in ihren Kreis zieht, und fast alle Journale und kleinen Schriften (dieses geht sogar bis zum Museum des Wundervollen) in Beschlag nimmt — ein Fehler, besonders dem Morgenblatte eigen, das diesem Tagesblatte zum Muster gedient haben mag. Daher die oft abstracten Begriffe und transcendentalen Höhen und die erdige Niedrigkeit oder das Allbekannte. So ist z. B. das Schreiben des Papsts Bonifaz VIII an Philipp den Schönen von Frankreich und die Antwort Philipps IV eine Thatsache, die jedem nur etwas bewanderten Österreicher zum Überdruss und hinlänglich bekannt ist. Warum dieses nun aufwärmen? warum es sogar im lateinischen Texte mittheilen, der für Nicht-Lateiner unverständlich bleibt? Mit diesem Fehler ist auch die zum Theil weite Entfernung vom Zwecke verwandt. Übrigens ist fast kein Staat in Europa unberührt geblieben, ohne dass nicht wenigstens etwas über ihn aus alter oder neuer Zeit gesagt würde. Deutschland und Frankreich, Grossbritannien und Amerika geben ausser Österreich die ergiebigste Ausbeute. Die Biographieen von Don Santingo de Liniers, Sir John Stuart, Grafen von Moira, von dem Grafen Liverpool, Joh. Franz von Bourgoing, dem Praesidenten John Adams würden noch mehr gewonnen haben, wenn sie an oder neben andere gestellt worden wären. Österreich bietet für den Nekrolog, wie für das Register der Lebendigen, bedeutende Männer und interessante Scenen aus ihrem Leben dar, und doch sind die viel zu karg in Vergleich gegen obige. Der rüstige *Treitske* hat sich hier bloss in Wenigem mitgetheilt, und dazu noch meistens in Übersetzungen. Werden erst einmal die österreichischen Archive für die Geschichte von Deutschland frey geöffnet werden: welche Aufklärungen können wir dann nicht erwarten!

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 OCTOBER, 1812.

*PHYSIK.*

DORTMUND, b. Mallinckrodt; *Versuche über das Gesetz des Falles, über den Widerstand der Luft und über die Umdrehung der Erde*, nebst der Geschichte aller früheren Versuche von Galilaei bis auf Guglielmini, von *Joh. Friedr. Benzenberg*. Mit 8 Kupfertaf. und 1 Vignette. 1804. XII und 442 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Obgleich wir voraussetzen dürfen, dass dieses Werk schon längst in den Händen aller derer ist, die sich mit der Physik beschäftigen: so ist doch diese, durch zufällige Umstände verspätete Anzeige gewiss keineswegs ganz zwecklos, indem unstreitig ein Buch, wie das vorliegende, auch denen bekannt zu werden verdient, welche sich nicht ausschliessend mit dem Studium der Physik abgeben, und die daher Nachrichten über den Inhalt desselben mit Recht in unseren Blättern erwarten.

Der Zweck, den der Vf. sich bey den hier beschriebenen Versuchen vorsetzte, war zweyfach, zuerst das zu prüfen, was man bisher theils aus theoretischen Gründen, theils aus Erfahrung über den Widerstand der Luft angenommen hatte, dann aber auch, diese Versuche mit fallenden Kugeln so sorgfältig anzustellen, dass man die kleine Abweichung von der senkrechten Linie, welche aus dem Umschwunge der Erde um ihre Axe entspringt, beobachten könne. Es wird unseren Lesern bekannt seyn, dass die sich um ihre Axe drehende Erde zwar den Thurm, von welchem die Kugeln herabfallen, und die Kugeln selbst, auch während ihres Falles, mit sich fortreisst, indem die horizontale Bewegung, die der Kugel oben, als sie gleichsam ein Theil des bewegten Thurmes war, vermöge der Drehung der Erde mitgetheilt ward, selbst während des Falles fortdauert; aber sie werden sich auch erinnern, dass die Spitze des Thurmes weiter als sein Fuss von der Erdaxe absteht, und dass daher der Bogen, den jener durchläuft, etwas grösser ist, als der Bogen, den der Fuss des Thurms in gleicher Zeit durchläuft. Die Kugel also hatte oben, ehe sie losgelassen ward, eine etwas schnellere Bewegung, als der gerade unter ihr liegende Punct der Erdoberfläche, und musste deshalb dem herabhängenden ruhenden Lothe während ihres Falles vorauseilen, und die Erde in einem Puncte treffen, der etwas östlich von dem durch das herabhängende Loth bezeichneten Puncte liegt. Die Theorie zeigte, dass in unseren Breiten und bey einer Höhe von 200 bis 300 Fuss dieser Abstand des Punctes, den die Kugel trifft, von dem, welchen das Loth bezeichnet, etwa 5 Linien beträgt. Schon *Newton* hatte hierauf aufmerksam gemacht, aber in einem Zeitraume von hundert Jahren fand sich Niemand, der die Kühnheit hatte, seinen Beobachtungen Genauigkeit genug zuzutrauen, um den Versuch zu wagen, ob er diese kleine Grösse durch Erfahrung bestimmen könne, bis endlich vor etwa 20 Jahren *Guglielmini* es unternahm, diesen Versuch anzustellen. *G.* erreichte seinen Zweck nicht ganz; denn obgleich er alle Sorgfalt im Übrigen anwandte: so beging er doch den Fehler, dass er den Punct, welchen das Loth bezeichnete, erst geraume Zeit nach Beendigung der Versuche bestimmte, und nicht daran dachte, dass ein so hohes Gebäude, wie der Thurm degli Asinelli in Bologna in so geraumer Zeit sich leicht um einige Linien anders schief gezogen hatte, als vorher.

Unser Vf. liess sich durch dieses Misslingen nicht abschrecken. Die Natur schien ihn auch wirklich mit Allem ausgerüstet zu haben, was bey so feinen Versuchen nöthig war, mit jugendlicher, von wissenschaftlichem Eifer belebter Thätigkeit, mit unermüdlicher Beharrlichkeit, mit dem mechanischen Talente, zweckmässige Vorrichtungen zu so feinen Versuchen anzugeben, mit Scharfsinn, um jeden kleinen Umstand zu bemerken, um jeden möglichen Fehler vorauszusehen, und ihn entweder zu vermeiden, oder durch Ausfindung gehöriger Mittel seinen Einfluss zu berechnen. So ausgerüstet, durfte er sich an ein Unternehmen wagen, das freylich misslingen konnte, da der kleinste Umstand Fehler hervorbringen konnte, die für solche Versuche zu gross waren, das aber auch misslingend dazu hätte dienen müssen, die Sorgfalt des Beobachters, seine Umsicht und Scharfsinn zu zeigen. — Wir hoffen nicht, dass unsere Leser uns beschuldigen werden, wir hätten es auf eine Lobrede des Vfs. angesehen; denn was wir hier gesagt haben, ist so sehr das Resultat dessen, was die Prüfung des vorliegenden Werks uns an die Hand giebt, dass wir völlig sicher sind, jeder aufmerksame Leser des Buches wird unser Urtheil dort klar ausgedrückt und bestätigt finden. Auch werden wir in der Folge zeigen, dass wir gegen des Vfs. Fehler eben so wenig, als gegen seine Verdienste, blind sind.

Wir werden die Anzeige dieses Buches am füglichsten in 4 Abschnitte eintheilen, die indess den, an sich ganz zweckmässigen, zehn Abschnitten des Buchs nicht genau entsprechen. Wir wollen nämlich erstlich Alles zusammenfassen, was die eigenen

Versuche des Vfs. angeht, dann von den theoretischen Untersuchungen reden, hierauf etwas von der Geschichte ähnlicher Versuche erwähnen, und endlich noch bey des Vfs. Untersuchungen über die Kenntnisse der Alten von der wahren Weltordnung verweilen.

Der Michaelisthurm in Hamburg ist zu diesen Versuchen ganz vorzüglich geeignet. Alle Böden in demselben sind durch weite Fallthüren, die leicht geöffnet werden können, durchbrochen, und man hat so bis nahe unter die Säulen, welche die Kuppel tragen, 250 Fuss freye Fallhöhe. Die mittlere Säule selbst, die sich unter der Kuppel befindet, ist hohl, und man würde also, wenn nicht der Luftzug in dieser engen Säule hinderlich wäre, und auch andere Umstände die Versuche hier sehr erschwerten, eine Fallhöhe von ganzen 340 Fuss erhalten können. Der Vf. wünscht dieses schöne Local nicht bloss zu den Versuchen über die Umdrehung der Erde zu benutzen, sondern auch die Fallzeit der Kugeln für mehrere verschiedene Höhen zu untersuchen, um zu sehen, wie genau die Theorie vom Widerstande der Luft mit sorgfältigen Versuchen übereinstimme. Er bestimmte daher zuerst mit aller Sorgfalt die Höhen der einzelnen Standpuncte, welche er zu seinen Beobachtungen wählte. Diese Höhen wurden zuvörderst mit der Schnur bestimmt, und zwar so, dass man die Schnur in dem gedehnten Zustande, in welchem sie sich während des Herabhängens befand, abmass; dann bestimmte er sie aus den Schwingungszeiten herabhängender Pendel, und endlich aus barometrischen Beobachtungen. Die letzteren Beobachtungen geben bey einem Thurme, wo man in wenigen Minuten auf- und absteigt, wo man also unten und oben einerley Barometer gebraucht, und wegen der Harmonie der Instrumente gar nicht nöthig hat, in Sorgen zu seyn, ein sehr genaues Resultat. Ob indess *so kleine* Höhen, selbst bey der grössten Sorgfalt in der Beobachtung, hinreichen würden, um die Unrichtigkeit der einen oder anderen für die Höhenmessungen aufgestellten Formeln zu zeigen, daran möchten wir doch wohl zweifeln. Zu bedauern ist es, dass Hr. *B.* die Tageszeiten, in welchen jede Beobachtung angestellt ist, nicht bemerkt hat; man hätte sonst untersuchen können, ob sich die ungleichen Resultate der verschiedenen Messungen mit dem Barometer etwa aus dem ungleichen Abnehmen der Wärme in der Höhe erklären liessen; – ein Umstand, worauf *Pictet* und *Brandes* fast gleichzeitig (in d. Biblioth. britann. und *Gilberts* Annalen 1809) erst später aufmerksam gemacht haben, und zu dessen näherer Würdigung gerade Beobachtungen in Thürmen besonders passend seyn würden.

Die Zeit, welche die Kugeln zu ihrem Falle gebrauchten, musste schon wegen der Versuche über die Umdrehung der Erde sehr genau bestimmt werden, zumal da es, als die Versuche angestellt wurden, noch nicht so ganz entschieden schien, welchen Einfluss der Widerstand der Luft auf die Aberration der Kugeln habe; die Versuche über den Widerstand der Luft erfoderten überdiess nothwendig eine sehr sorgfältige Zeitbestimmung. Der Vf. bediente sich hiebey einer Tertienuhr; glaubte aber mit Recht, dass es sehr unüberlegt seyn würde, den Angaben dieser Uhr blindlings zu trauen, wie es häufig genug beym Gebrauche solcher Uhren geschehen ist. Er untersuchte daher zuerst den Gang der Uhr in jeder Minute, und fand, dass die Irregularitäten des Ganges dann vorzüglich bedeutend wurden, wenn sie mehr als zur Hälfte abgelaufen war. Diese Untersuchung zeigte nun zwar, wie viel angebliche Secunden und Tertien der Uhr der ersten wahren Minute ihres Ganges, der zweyten wahren Minute u. s. w. entsprachen; aber es zeigten sich auch kleine Irregularitäten, die kein Gesetz befolgten, und deren Einfluss nur dadurch unschädlich werden konnte, dass man unter allerley verschiedenen Umständen die Versuche wiederholte, damit diese sich, wo möglich, compensiren möchten. Von grossem Einflusse konnten diese schwankenden Irregularitäten nicht seyn, da sie nichts Constantes zeigten, und also höchst wahrscheinlich bey wiederholten Versuchen auf verschiedene Seiten fallen mussten. Weit wichtiger sind die constanten Fehler, die bey jedem Versuche eben so wieder kommen, und mithin das Resultat auf eine bestimmte Weise und allemal so ziemlich gleich stark afficiren. Wenn man die Tertienuhr andrückt, um sie in Gang zu setzen: so ist der erste Moment, ehe Alles in vollem Gange ist, ganz verschieden von dem nachherigen, mehr regelmässigen Laufe, und eben so ist das Sperren, wenn man loslässt, nicht völlig momentan. Hiezu gesellt sich ein anderer, gleichfalls beständiger Fehler. Wenn man die Sperrung beym Hören des Schalles loslässt, oder wieder in das Räderwerk der Uhr einfallen lässt: so ist im strengsten Sinne der Augenblick des Hörens und des Loslassens nicht derselbe; den Fehler, der aus einem Unterschiede dieser Art entsteht, nennt der Vf. den beständigen Fehler des Sinnes, und auch er musste nothwendig bestimmt werden. Um nicht zu lange bey diesen Vorkehrungen zu verweilen, können wir nicht Alles mittheilen, was der Vf. untersuchte, um diese Fehler zu bestimmen; nur Folgendes wollen wir bemerken. Es ist leicht zu übersehen, dass die eben erwähnten Fehler gleichen Einfluss auf die beobachtete Fallzeit haben mussten, diese mochten ½ Sec. oder 10 Sec. betragen; Hr. *B.* stellte daher die Versuche bey einer sehr genau abgemessenen Höhe von 10 Fuss an, und da die Zeit des Falles durch 10 par. Fuss aus der Theorie überaus genau bekannt war: so ergab die oft wiederholte Anstellung dieses Versuchs eine sehr zuverlässige Bestimmung der constanten Fehler, indem die anscheinende Abweichung der Erfahrung von der Theorie hier in nichts anderem liegen konnte, als in eben diesem Fehler der Beobachtung. Man sieht aus diesen Beobachtungen, über welche der Vf. einige sehr beachtenswerthe Bemerkungen macht, wie scharfe Zeitbestimmungen unsere Sinne zulassen, wenn günstige Umstände von aussen, und insbesondere völlige Heiterkeit des Geistes und unerschlaffte Kraft des Körpers uns ganz das leisten lassen, was wir zu leisten im Stande sind.

Die Versuche, welche Hr. *B.* über die Fallzeit bey

verschiedenen Höhen anstellte, waren sehr zahlreich. Auf 24,8 par. Fuss Höhe wurden neun Reihen von Versuchen gemacht, die zusammen aus 70 einzelnen Versuchen bestehen. In mehreren dieser Reihen stimmen alle einzelnen Beobachtungen bis auf 7 oder 8 Tertien überein, nur in einer derselben gehen die Abweichungen bis auf 15 Tertien oder bis auf 7 Tertien nach beiden Seiten vom Mittel. Das Mittel fand sich, nach Berücksichtigung aller schon früher gefundenen nothwendigen Correctionen 1 Sec. 17,08 Tertien; die Theorie gab nur $\frac{7}{100}$ Tertien weniger, und es bestätigten also diese Versuche die Richtigkeit der aus anderen Gründen hergeleiteten beständigen Fehler. Diese grosse Genauigkeit des Resultats war eine Folge der so häufigen Wiederholung des Versuchs, wodurch die zufälligen Irrthümer sich aufhoben. Eine noch grössere Reihe von Versuchen ward für die Fallhöhe = 67,7 par. Fuss angestellt; hier aber wich das Mittel aus den Beobachtungen um 1,22 Tertien von der Theorie ab. Dieses konnte nicht in einem wirklichen Fehler der Theorie liegen, die sich selbst bey grösseren Höhen noch als richtig zeigt, auch nicht in den kleinen zufälligen Beobachtungsfehlern, denn diese konnten bey 109 Beobachtungen fast unmöglich einen solchen Irrthum hervorbringen, sondern mussten sich bis auf viel unbedeutendere Kleinigkeiten compensiren. Es musste also wohl ein constanter, bloss diesem Stadio eigener Fehler sich einmischen. Der Vf. vermuthet mit sehr viel Wahrscheinlichkeit, dass er daher rührte, weil die Tertienuhr hier zwischen den Beobachtungen auf der steinernen Fensterbank, sonst aber immer auf Holz gestanden hatte: dadurch habe sich die Spiralfeder verkürzt, und so der Gang der Uhr beschleunigt, so dass sie auf $2\frac{1}{4}$ Sec. diese 1 Tertie mehr fehlte als gewöhnlich. — Man sieht, wie leicht man bey so genauen Versuchen etwas übersehen kann, und wie nöthig es war, die Versuche auf vielen verschiedenen Höhen und unter abgeänderten Umständen anzustellen. Auf 144 Fuss Höhe stimmte das Mittel aus 60 Versuchen wieder bis auf 0,09 Tertien mit der Theorie überein. Auf 240 Fuss Höhe gaben 78 Versuche im Mittel die Fallzeit um 1,11 Tertie länger als die Theorie, eine andere Reihe von Versuchen auf 234,4 Fuss Höhe bestätigte dieses; und da hier gar kein Grund war, irgend einen Fehler anzunehmen: so vermuthet der Vf., dass bey der grossen Geschwindigkeit von 113 Fuss, welche die Kugel hier schon erlangte, der Widerstand schon etwas grösser werde, als die *newtonsche* Theorie annimmt. Es lässt sich hierüber wohl nicht eher etwas ganz Sicheres entscheiden, bis man in Höhen, die z. B. 200 oder 220 Fuss, oder auch mehr als 240 Fuss betrügen, eben so genaue Beobachtungen angestellt hat. Wichtige Zweifel lassen sich gegen des Vfs. Vermuthung nicht aufstellen, da ein Zunehmen des Widerstandes bey grossen Geschwindigkeiten ohnehin wahrscheinlich ist. Die Beobachtung würde angeben, dass man für die letzten 100 Fuss Höhe die mittlere Geschwindigkeit etwa um 2 Fuss mehr vermindern müsse, als es nach der Theorie geschieht, oder, weil diese Verminderung nur vorzüglich auf den letzten Theil der Bewegung fällt, die Geschwindigkeit am Ende etwa von 113 bis 110 oder 109 herabsetzen müsse. Auch in der Höhe von 321 par. Fuss wurden noch Versuche angestellt, welche aber die Fallzeit um 6,41 Tertien grösser gaben, als die Theorie. Hr. *B.* scheint geneigt, auch dieses von den — übrigens unstreitigen — Mängeln der Theorie abzuleiten, worin Rec. ihm doch nicht ganz beystimmen kann. Nach Angabe der Beobachtungen auf den niedrigeren Stadien hat die Kugel nach 240 Fuss Fall eine Geschwindigkeit von wenigstens 109 Fuss in 1 Sec. erreicht; mit dieser Geschwindigkeit hätte sie, ohne fernere Beschleunigung, die folgenden 81 Fuss in der Zeit durchlaufen können, welche die Beobachtung angiebt, welches doch nicht wahrscheinlich ist. Wir sind daher eher geneigt, bey diesen Beobachtungen auf der Station von 321 Fuss einen anderen constanten Fehler anzunehmen, dessen Möglichkeit sich auch leicht darthun lässt. Bey allen niedrigeren Stationen war der freye Raum, durch den die Kugeln fielen, sehr offen, und der Schall konnte frey durch die weiten Fallthüren herauf dringen; hier hingegen befand der Beobachter sich oberhalb der engen Säule, die den Schall zwar nicht ganz aufhielt, aber ihn doch gewiss schwächte; sollte also nicht in diesem leiseren Hinhorchen nach dem Schalle, in der momentanen Ungewissheit oder dem Zweifeln, ob man ihn richtig gehört habe, der Grund zu einer Änderung in dem Fehler des Sinnes liegen können, und sollte diese Änderung nicht einige Tertien ausmachen? — Dass sich eine wirkliche Vermehrung des Widerstandes mit einmischte, und die Theorie hier einer Berichtigung bedurfte, wollen wir damit nicht ableugnen. Recht sehr wäre es zu wünschen, dass der Vf. selbst noch Gelegenheit fände, durch neue Versuche von so grossen Höhen diese Zweifel zu lösen. Die Berechnung der Fallzeiten stellte nicht Hr. *B.* selbst an, sondern sein 15 Meilen entfernter Freund, Hr. *Brandes*, that es; dieses hatte den Vortheil, dass der Beobachter um so freyer von Vorurtheil seine Beobachtung niederschrieb, da er es ruhig dem Ausspruche der Theorie überliess, ob sich Übereinstimmung zeigen würde oder nicht.

Über die Wichtigkeit so genauer und zuverlässiger Beobachtungen haben wir wohl nicht nöthig, etwas hinzuzufügen; sie bedarf keines Beweises und keines Lobes: wir gehen daher zu den übrigen Versuchen fort. Die Versuche über die Umdrehung der Erde wurden an zwey verschiedenen Orten angestellt, zuerst im Michaelisthurm in Hamburg im Sommer und Herbst des Jahrs 1802, und nachher, zwey Jahre später, in einem Kohlenschachte der Grafschaft Mark. — Des Vfs. Wunsch, im Michaelisthurm die Kugeln zu diesem Zwecke von 340 Fuss Höhe fallen zu lassen, schlug fehl; die Kugeln mussten dann durch die hohle Säule, in welcher allemal ein Luftzug ist, und dieses, so wie überhaupt der Umstand, dass der Thurm oben nicht so dicht verschlossen ist, als tiefer hinunter, hinderte gänzlich das genaue Fallen der Kugeln. Die Versuche konnten also nur in 240 Fuss Höhe angestellt werden, und hier gelang es, nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen 31 brauchbare zu erhalten. Das Fehl-

schlagen der früheren Versuche rührte, ausser anderen Umständen, mit davon her, dass Hr. *B.* die beste Methode des Abschneidens oder Loslassens der Kugeln nicht sogleich finden konnte; er wählte endlich eine Methode, die mit der von *Guglielmini* gebrauchten viele Ähnlichkeit hatte, nämlich eine Zange, die den Drath hielt, während er oben abgeschnitten ward, und die man so leise, vermittelst eines Druckes, öffnete, dass der Kugel dadurch keine Seitenbewegung ertheilt ward. Dieses Öffnen geschah in dem Augenblicke, da die Kugel vollkommen stille hing, wo man also, so weit dieses irgend möglich war, versichert seyn konnte, dass die Kugel ohne alle Seitenbewegung bloss dem freyen Falle folge. Wir brauchen nicht zu erinnern, wie viel hierauf ankam, da die leiseste Schwankung, welche die Kugel beym Loslassen noch zeigte, oder die man ihr eben im Loslassen ertheilte, einen sehr grossen Fehler in dem Puncte hervorbrachte, wo sie aufschlug. Der Vf. erzählt umständlich alle Vorsichten, die er anwandte, um Fehler der Art zu vermeiden. Die Kugeln, aus einer Composition von Zinn und Bley, waren möglichst genau abgedreht; um die Lage ihres Schwerpunctes zu bestimmen, versuchte Hr. *B.* das von Anderen empfohlene Mittel, sie auf Quecksilber schwimmen zu lassen. Dieses, nach theoretischer Ansicht sehr zweckmässige Hülfsmittel zeigte sich gleichwohl ungenügend; es war nämlich nothwendig, damit das Quecksilber die Kugeln nicht auflöste, diese mit Firniss zu überziehen; dadurch aber erhielten sie eine solche Reibung am Quecksilber, dass der, ohnehin nie weit vom Mittelpuncte liegende Schwerpunct immer von seiner niedrigsten Lage entfernt seyn konnte, ohne dass die Kugel sich drehte, weil jene Reibung diesem kleinen Übergewichte das Gleichgewicht hielt. Da es indess wichtig war, den Aufhängepunct so zu wählen, dass der Schwerpunct etwas unterhalb des Mittelpuncts und mit diesem und dem Aufhängepuncte in gerader Linie lag: so machte Hr. *B.* oben, wo der Faden hinkam, eine kleine Höhlung, die mit hölzernen Keilchen wieder gefüllt wurde. — — Von anderen Vorsichten wollen wir nur noch einige anführen. Der Faden wurde allemal so zwischen die Zange gefasst, dass er schon vorher fast genau vertical hing, damit nicht eine ungleiche Spannung seiner Fasern entstände, wenn die Zange geschlossen ward; denn diese ungleiche Spannung konnte der Kugel eine falsche Richtung geben. Bey den letzten Versuchen bediente Hr. *B.* sich zum Aufhängen der Pferdehaare, die aber, damit die Zange keinen Eindruck in sie machte, vorher zwischen zwey heissen Eisen platt gedrückt wurden. — Mikroskope auf den Faden zu richten, an welchem die Kugel hing, das war im Michaelisthurm wegen zu schwacher Beleuchtung nicht wohl möglich; bey den Versuchen im Kohlenschachte wurde ihre Anwendung versucht, aber da man nothwendig die Kugeln an einem viel längeren Haare unterhalb der Zange aufhängen musste: so dauerte es sehr lange, bis sie still hingen, und dieses lange Haar brachte neue Störungen hervor; Hr. *B.* fand es daher besser, die Mikroskope wegzulassen, und die Kugeln ganz kurz aufzuhängen, was bedeutende Vorzüge hatte. — Da das Öffnen der Zange leicht einen kleinen Einfluss auf die Richtung der Kugeln beym Fallen haben konnte: so ward die Zange, nachdem die Hälfte der Versuche vollendet war, umgelegt: so dass das eine Mal das Öffnen südwärts, das andere Mal nordwärts geschah, und die Versuche scheinen anzuzeigen, dass diese Vorsicht nicht überflüssig war.

Um den Punct unten zu bemerken, wo die Kugeln aufschlugen, war dort ein mit trockener Kreide überstrichenes Bret von Pockholz hingelegt (welches Holz hielt den Schlag der Kugeln nicht aus); auf der Kreide machte der Schlag der Kugel einen deutlichen Kreis, dessen Lage gegen den gleichfalls bezeichneten Lothpunct sich nun leicht bestimmen liess. Bey den späteren Versuchen wurde das Bret bloss nass überstrichen und die Kugeln machten nun trockene Kreise.

Nach allen diesen Vorbereitungen (wozu in dem Kohlenschachte noch eine Menge andere kamen, die nöthig waren, um allen Luftzug zu hemmen), wurden nun die Versuche angestellt, und zwar in Hamburg 31, in Schlehbusch, im Kohlenschachte 29, die glücklich ausfielen. Der Vf. hat alle Versuche, auch diejenigen, bey denen ein Fehler vorging, oder wo die Kugeln wegen nicht anzugebender Zufälle sehr weit vom Lothe abfielen, angeführt; aber diese bey der Berechnung des Mittels ausgeschlossen. Er giebt selbst sehr umständliche Rechenschaft von den Überlegungen, die ihn bey der Findung des Mittels aus den Versuchen leiteten, und man kann ihm hiebey keine Willkührlichkeit Schuld geben. Das Resultat der Versuche war nun etwa Folgendes: Obgleich die Kugeln nicht alle auf einerley Punct oder ganz nahe um diesen Punct aufschlugen, sondern sich mehr oder minder davon entfernten: so lag doch der mittlere Aufschlagepunct bey beiden Reihen von Versuchen ganz merklich ostwärts von dem Lothpuncte; alle, die der Berücksichtigung werth und ohne Fehler gefallen waren, trafen das Pockholzbretchen innerhalb eines Kreises, dessen Halbmesser in Hamburg 18 Linien, und in Schlehbusch 15 Linien war, und wenn man das Centrum suchte, gegen welches die Entfernungen aller einzelnen Kugeln rechts und links, oder vielmehr nach allen entgegengesetzten Richtungen einander aufhoben: so lag dieser in Hamburg 4 Linien östlich und 1,5 Linien südlich, in Schlehbusch 5,1 Linie östlich und 0,7 Linie nördlich. — Nach der Theorie sollte die Abweichung dort 3,95 Linien östlich; hier aber 4,64 östlich seyn, und keine nördliche oder südliche Abweichung Statt finden. — Diese Übereinstimmung zwischen Theorie und Erfahrung war wohl Alles, was man erwarten konnte; und obgleich die nördliche und südliche Abweichung nicht Statt finden sollte: so war doch diese auch nur klein, und konnte durch constante Luftzüge oder andere schwach, aber beständig wirkende Ursachen hervorgebracht werden. *Olbers* vermuthet (S. 406), dass die sowohl von *Guglielmini* als *Benzenberg* beobachtete südliche Abweichung in Thürmen daher rühren könne, dass in Thürmen allemal die südliche Wand mehr erwärmt ist. — Wenigstens lässt sich wohl einsehen, dass ein überaus kleiner Umstand jene Wirkung, die auf etwas Constantes hinzudeuten scheint, hervorbrachte.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 OCTOBER, 1812.

## PHYSIK.

Dortmund, b. Mallinckrodt: *Versuche über das Gesetz des Falles, über den Widerstand der Luft und über die Umdrehung der Erde u. s. w.*, von *Joh. Friedr. Benzenberg u. s. w.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir kommen nun zu den theoretischen Untersuchungen, die wir in der Ordnung anführen wollen, wie sie sich im Buche finden. Sie rühren von mehreren Freunde des Vfs. her, die, während er an den Versuchen arbeitete, ihm mit theoretischen Untersuchungen entgegen kamen. — Die Berechnung der Versuche über die Fallzeit der Kugeln von Hn. *Brandes* enthält nur die Anwendung der bekannten Formeln. Eine Abh. von *demselben* über *Eulers* und *Lamberts* Bemühungen in dieser Lehre enthält ausser einer kurzen Übersicht dieser Bemühungen zugleich die Berechnung der von *Robins*, *d'Arcy* und General *Günther* angestellten Versuche. Diese Berechnung bietet zwar in Rücksicht auf die verschiedenen Formeln kein entscheidendes Resultat dar, deckt aber doch einige Schwierigkeiten bey *Eulers* Formel auf, welche anzuzeigen scheinen, dass diese weder für Geschwindigkeiten von 100 bis 200 Fuss passt, noch für Geschwindigheiten, wie sie bey den *güntherschen* Versuchen Statt fanden. Für *Lamberts* Hypothese ergiebt sich aber ebenfalls wenig Erwünschtes, indem man doch, bey aller Achtung für *Lamberts* Scharfsinn, wohl nicht leugnen kann, dass seine Vermuthung die Schwierigkeiten bey weitem nicht hebt, wohl aber sie vergrössert.

Über den Weg der auf der rotirenden Erde frey fallenden Kugeln finden sich hier sehr gründliche Untersuchungen von *Gauss*, *Olbers* und *Laplace*. Jeder führte dieselbe auf einem eigenen Wege, aber alle gelangten zu demselben Endresultat, dass keine nördliche oder südliche Abweichung der Kugel Statt finde, die östliche Abweichung aber die schon oben erwähnte Grösse haben müsse. — Einige Mathematiker hatten bey oberflächlicher Untersuchung geglaubt, die östliche Abweichung sey grösser, als sie wirklich ist, und wegen des Widerstandes der Luft entstehe eine Abweichung der Kugel südwärts vom Lothe. Selbst dem scharfsinnigen *Olbers*, einem von den Mathematikern, die am klarsten den wahren Sinn einer Aufgabe zu übersehn und die mit unbestochenen Augen den Calcul zu bewachen pflegen, damit nicht die Leichtigkeit des Rechnens sie verführe, und sie den Hauptgesichtspunct der Aufgabe verlieren lasse, — selbst *Olbers*, dessen Namen gewiss jeder ächte Mathematiker mit grosser Achtung nennt, hatte zuerst den kleinen Umstand übersehn, worauf jene irrigen Schlüsse beruhten, erkannte aber selbst nachher seinen Fehler, und hat die Leser dieser Schrift mit einer klaren und schönen Darstellung der richtigen Theorie beschenkt, welche von *Gauss* und *Laplace* in der nur dem Kenner verständlichen Formelsprache — für den Kenner auch schön! — dargestellt wird. Jenes zuerst Übersehene bestand, um es nur kurz anzugeben, in Folgendem. Die Kugel hat oben eine grössere Geschwindigkeit nach Osten, als der tiefer liegende Lothpunct; es schien daher, als ob sie um soviel vom Lothpunct ostwärts fallen müsse, als jener Überschuss an Geschwindigkeit sie während der ganzen Fallzeit führen könnte. Dieses ist aber nicht genau der Fall, weil die gegen den Weg der Kugel ein wenig geneigte — nicht ganz ihm parallele — Richtung der Schwere die Kugel ein wenig zurückzieht, und sie nicht so weit vorauseilen lässt, als ohne diesen Umstand geschehen würde. Dass aber keine Abweichung gegen Süden Statt finden könne, liess sich einsehen, sobald man alle Kräfte, die in jedem Augenblicke auf die Kugel wirken, genau untersuchte. Im ersten Augenblicke ist die Bewegung der Kugel nach Osten gerichtet und die Schwere treibt sie senkrecht herab; der Widerstand der Luft kann daher nicht in einer Richtung wirken, welche auf die durch jene beiden Richtungen gelegte Ebene senkrecht wäre. So ergiebt sich, dass im ersten Augenblicke keine Ablenkung nach Süden erfolgen könne, und man kann nun dieselben Schlüsse für jeden nächstfolgenden Augenblick anwenden. — Diese Untersuchungen sind hier mit Rücksicht auf alle Umstände durchgeführt. Um alle über diesen Gegenstand vorhandenen Untersuchungen anzuführen, theilt der Vf. noch die Resultate einer in *Voigts* Magazin abgedruckten Abhandlung von *Brandes* mit, welche das Problem, den Weg einer vertical aufwärts geschossenen Kugel zu bestimmen, allgemein untersucht. —

Von der Geschichte der früheren Versuche und Untersuchungen über die Gesetze des Falles, über den Widerstand der Luft und über die Umdrehung der Erde können wir, um diese Anzeige nicht allzu sehr zu verlängern, wenig anführen. Wir sind aber überzeugt, dass jeder Sachkundige, und auch Jeder, welcher Interesse an Untersuchungen der Natur nimmt, diese Geschichte früherer Bemühungen und vorzüglich des Vfs. Bemerkungen darüber sehr lesenswerth finden wird.

Wir kommen nun zu dem letzten Abschnitte unserer Anzeige, nämlich zu den Untersuchungen des Vfs. über die Frage, ob die Alten schon die copernicanische Weltordnung kannten. — Eigentlich gehörte diese Frage nicht ganz nothwendig in den Plan des Buches, und man hat den Vf. getadelt, dass er diese fremdartige Episode hier einschaltete. Diesen Tadel wissen wir uns kaum zu erklären, da man doch schwerlich es bestreiten kann, dass die Frage interessant genug war, und dem, der die Umdrehung der Erde zu beweisen sucht, auch wohl einfallen konnte.

Auf die Beurtheilung der historischen Data und die Vergleichung derselben mit den Quellen können wir uns unmöglich einlassen; wir theilen daher nur die Hauptansicht mit. Und da wird wohl Niemand leugnen können, dass der Vf. ganz Recht hat, wenn er nur dann den Alten Kenntniss des copernicanischen Weltsystems zugestehen will, wenn sich beweisen läst, dass sie nicht bloss von der Rotation der Erde, sondern auch von dem Umlaufe der Erde um die Sonne und von den Ursachen der irregulären scheinbaren Bewegung der Planeten richtige Begriffe hatten. Setzt man aber dieses voraus: so ist wohl kaum der Gedanke möglich, dass die Alten die wahre Weltordnung kannten. Freylich wenn man gleich jeden hingeworfenen Ausdruck aufs allervortheilhafteste deuten will: so kann man wohl eine Bewegung der Erde um die Sonne irgendwo angedeutet finden; aber Jeder, dem die grossen geometrischen Einsichten der Alten auch nur oberflächlich bekannt sind, wird sich leicht überzeugen, dass die Frage: wie muss uns die Bewegung eines nicht allzu entfernten Planeten erscheinen, wenn die Erde um die Sonne läuft? — ihnen einfallen musste, sobald sie mit irgend einiger Klarheit an einen Kreislauf der Erde dachten. Fiel ihnen aber diese Frage ein: so konnte ihnen die Auflösung wohl nicht entgehen. Aber irgend etwas der Art findet sich in allen Schriften der Alten nicht, und es ist daher nicht wahrscheinlich, dass sie je weiter als an die tägliche Umdrehung der Erde gedacht haben. Wie nun gleichwohl *Bailly* und einige andere Franzosen zu der Behauptung kommen konnten, dass die Kenntnisse der Griechen so viel grösser waren, — diese Frage findet man hier mit dem dem Vf. eigenen Witze beantwortet, und durch das Beyspiel der astronomischen Sätze des *Nicolaus von Cusa* auf eine interessante Weise erläutert. Überhaupt können wir diesen Abschnitt den Freunden unterhaltender Lectüre, wofern sie nur einige astronomische Vorkenntnisse haben, sehr empfehlen, so wie wir denn auch im Ganzen glauben, dass Dilettanten fast das ganze Buch wegen der bekannten angenehmen Schreibart des Vfs. und seines Talentes, die Gegenstände auf eine sehr klare Weise darzustellen, mit Vergnügen und Belehrung lesen werden. Das Einzige, was wir bedauern müssen, sind die häufigen Druckfehler, die indess nur bey den analytischen Formeln einen vorzüglich schlimmen Eindruck machen. Wir hätten vielleicht noch einer Frage erwähnen sollen, welche, wie es scheint, von Einigen im Ernste aufgeworfen ist: Ob wir denn durch die Versuche des Vfs. etwas Gewisseres über die Rotation der Erde erfahren haben? — O nein! — Diese kannten wir schon vorher mit einer Sicherheit, die keines Zuwachses mehr fähig war. — „Aber wozu denn diese Versuche?" — Rec. fällt hiebey das Urtheil eines alten Compilators über *Schillers* Jungfrau von Orleans ein; — wir hätten, meinte dieser, die ganze Geschichte ja schon vollständig gekannt, und *Schillers* corrupte und unwahre Darstellung könne der Geschichtsforschung mehr schaden, als nützen; *Schiller* hätte also seine Zeit wohl besser anwenden können! — Rec. ward bey diesem Urtheile etwas unheimlich, und fast entschloss er sich sogleich ein Feldchen Kohl zu pflanzen, damit *er* wenigstens *sein* vollendetes Tagewerk am Abend *in natura* vorzeigen könne; denn, dachte er, wenn das geschieht am grünen Holz: was wird am dürren werden!

i. e. e.

1) Kiel, in d. akad. Buchh.: *Über die strengen Winter der letzten zwanzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts.* — Der Geschichte der strengen Winter zweyte Abtheilung. Von *C. H. Pfaff*, Prof. der Med. und Chem. zu Kiel u. s. w. 1810. VIII und 132 S. 8. und 2 Tabellen. (20 gr.)

2) Kiel, b. Hesse: *Über den heissen Sommer von 1811 nebst einigen Bemerkungen über frühere heisser Sommer.* Eine akademische Gelegenheitsschrift von *C. H. Pfaff*, Prof. u. s. w. 1812. VIII und 110 S. 8. und 4 Witterungstabellen. (20 gr.)

Die erste Abtheilung von Nr. 1 ist schon 1811 No. 60 in diesen Blättern angezeigt worden; diese zweyte Abtheilung handelt nun von den kalten Wintern 1783 bis 84, 1788 bis 89, 1794 bis 95, 1798 bis 99, 1799 bis 1800, und theilt dann allgemeine Resultate mit. Da die Nachrichten, so wie Hr. *Pf.* sie gesammelt dargestellt hat, eigentlich keinen Auszug erlauben: so heben wir nur einige Bemerkungen aus, welche als Beweis dienen können, wie viele einzelne interessante Resultate sich aus diesen zusammengestellten Beobachtungen ergeben. — Eine solche Bemerkung ist die, dass mehrmals die Kälte, nachdem sie ihr Maximum erreicht hat, ganz plötzlich nachläst und manchmal sogleich Thauwetter erfolgt. So stieg vom 31 Dec. 1783 bis zum 1 Jan. das Thermometer in Laon um 12 Grade, und an anderen Orten sogar vom 31 Dec. bis 2 Jan. um 17 Grade; und eben so änderte sich 1798 am 28 Dec. in Carlsruhe die Temperatur vom Morgen bis zum Mittage um mehr als 18 Grade, doch ohne dass darum die folgende Nacht auffallend gelinde gewesen wäre, sondern diese war wieder um 12 Grade kälter, als es an jenem Mittage gewesen war. Ein ähnlicher schneller Wechsel wird unseren Lesern aus dem Winter 1808 bis 1809 noch erinnerlich seyn, wo auf den grössten Grad der sehr strengen Kälte am folgenden Tage Thauwetter folgte. — Eine andere interessante Bemerkung ist die, dass die Zeitpuncte der grössten Kälte und der auffal-

lenden Abnahme der Kälte so oft an allen Orten nahe übereinstimmen, und noch öfter regelmäsig an einigen Orten, nämlich nach einer gewissen Gegend zu regelmäsig später, eintreten. Doch der Vf. hat selbst diese Bemerkungen gesammelt und sie der Geschichte der kalten Winter angehängt. Wir werden aus diesen Bemerkungen Einiges ausheben, und erwähnen von der Vergleichung der kalten Winter nur noch das, dass der von 1738 unter allen kalten Wintern des 18 Jahrhunderts der strengste war, und dass nur der von 1709 ihm diesen Rang einigermasen streitig macht.

Die Resultate der einzelnen Beobachtungen, so weit sich solche geben lassen, machen einen eigenen Abschnitt am Schlusse des Buches aus. Die vorzüglich strengen Winter sind für ganz Europa strenge; in solchen Wintern herrscht Nordost- und Ost-Wind; die Kälte scheint fortschreitend von den nordöstlichen zu den südlichen und westlichen Ländern fortzugehen; die strenge Kälte trifft meistens gegen Ende Decembers oder im Anfang des Januars; sie dauert gewöhnlich einen halben oder ganzen Mondwechsel durch; ihr Maximum dauert kurze Zeit, und nach dem Maximum nimmt die Kälte mit plötzlich eintretendem Südwinde weit schneller ab, als sie vorher zunahm. Der strengsten Kälte geht immer eine Schnee-Periode voran, — Hr. *Pf.* erklärt sehr gut, warum dieses der Fall sey. Die strengste Kälte trifft nie mit dem höchsten Barometerstande zusammen, sondern meistens, nachdem das Barometer schon angefangen hat zu fallen. Hr. *Pf.* macht hiebey eine Bemerkung über das Entstehen des Südwindes kurz nach dem Maximo der Kälte, die Rec. nicht einleuchten will. Dass der Nordwind die Luft im Süden *anhäufe*, und dass sie nun also zurückfliessen müsse, ist wohl immer eine gewagte Behauptung; der Wind hat im Grossen doch wohl mehr Ähnlichkeit mit einem Strome als mit Wellen, und dann liesse sich jene Behauptung wohl nicht gut vertheidigen; und ferner: sollte die Luft, die nirgends eingeschlossen ist, nicht einen anderen Weg zur Herstellung des Gleichgewichts finden, als gerade ein Zurückströmen? sollte nicht, wie es bey Versuchen im Kleinen geschieht, und wie es nach Gesetzen der Hydraulik seyn sollte —, ein Luftstrom in höheren Regionen rückwärts fliessen? — So viel ist wenigstens wohl gewiss, dass die durch die Kälte verminderte Elasticität der Luft in der Nähe der Erde kein Herzuströmen der warmen Luft veranlassen kann, und da das ziemlich gut erwiesen ist: so müssen wir uns nach anderen Gründen für dieses schnelle Abfallen der Kälte umsehen. Es wäre, ehe man hierüber andere Hypothesen wagt, wichtig, die zwey Fragen beantwortet zu sehen, ob der Südwind gewöhnlich vor dem Steigen der Temperatur eintritt, und ob das Thauwetter in südlichen Gegenden zu solcher Zeit eher eintrat, als in nördlichen Gegenden. — Rec. hat zuweilen Gründe gefunden, um auf die letzte Frage: nein! zu antworten, gesteht aber, dass es ihm bis jetzt an Gelegenheit und Zeit, sehr vollständig die nöthigen Vergleichungen anzustellen, gefehlt hat. Hr. *Pf.* würde sich das Verdienst erwerben können, diesen Gegenstand noch näher aufzuklären.

Hr. *Pf.* bemerkt ferner, dass über die periodische Wiederkehr kalter Winter sich bis jetzt gar nichts sagen lasse. Weder die 19jährige Periode treffe zu, noch die 100jährige [bey der letzten könnte man ohnehin wohl mit allem Rechte fragen, wie unser Zehn-Finger-System zu der Ehre kommen sollte, dass die Witterung sich danach richte]. Ferner, dass seit 30 Jahren die kalten Winter zwar häufiger als kurz vorher gewesen sind, aber dass auch mehr heisse Sommer Statt gefunden haben, also keine Abnahme der mittleren Temperatur angenommen werden kann.

Die 2 Tabellen stellen die Hauptbeobachtungen, welche man in den einzelnen kalten Wintern in verschiedenen Ländern angestellt hat, in einer Übersicht dar.

Nr. 2 fängt mit einer Darstellung der in dem merkwürdigen Sommer von 1811 zu Kiel beobachteten Witterung an, und theilt dann Nachrichten aus anderen Gegenden mit, die aber nur dürftig ausfallen konnten, weil genaue und vollständige Beobachtungen von anderen Orten noch nicht öffentlich bekannt geworden waren. Die dann folgenden Nachrichten von früheren heissen Sommern von 1684 bis 1778 (unter denen der von 1705 sich besonders auszeichnete) sind sehr kurz, die Nachrichten von den folgenden heissen Sommern (1783, 1788, 1793, 1798, 1800, 1802, 1803, 1807, 1808) sind ausführlicher, vorzüglich die von 1783, wo die Beobachtungen über den merkwürdigen Höhenrauch besonders vollständig mitgetheilt sind.

Auf diese Beobachtungen, die keinen Auszug erlauben, folgen einige allgemeinere Bemerkungen. Trockenheit, Ostwind, heiterer Himmel sind allen heissen Sommern eigen; die Tendenz eines Sommers zu Hitze und Trockenheit kündigt sich gewöhnlich im May an, der Juni pflegt kühler, der Juli aber der heisseste Monat zu seyn. — Was Hr. *Pf.* über die Übereinstimmung der Umstände in sehr strengen Wintern und in sehr heissen Sommern sagt, ist bemerkenswerth, und es wäre wohl einer Frage werth, ob das schnelle Übergehen der Winterkälte in Thauwetter nicht dem schnellen Abkühlen bey Gewittern analog ist. — Bestimmte Perioden für die Wiederkehr heisser Sommer hat man noch nicht aufgefunden; alle Vorausverkündigungen der Art sind durchaus — bis jetzt nämlich — trüglich. Etwas mehr Glauben verdient die Regel, dass auf heisse Sommer strenge Winter folgen. Die Erfahrung zeigt, dass unter 4 heissen Sommern etwa 3 einen kalten Winter in ihrem Gefolge hatten; daher vermuthete auch Hr. *Pf.* (und Rec. gesteht, dass er selbst es vermuthete), dass der letzt verflossene Winter strenge seyn würde, was doch nur im südlichen Europa einigermasen, im nördlichen aber durchaus nicht der Fall gewesen ist. — Was über die vorherrschende Trockenheit und die damit vergesellschafteten heissen Sommer und strengen

Winter während der Periode der Seltenheit der Nordlichter gesagt wird, ist merkwürdig; aber doch noch nicht so entscheidend, dass man sicher einen Zusammenhang annehmen dürfte.

Dieses mag zur Empfehlung dieser kleinen Schrift genug seyn; wir würden uns freuen, wenn Hr. *Pf.* sich entschlösse, tiefer in diesen Gegenstand einzugehen, und aus der sorgfältigen Vergleichung der vorhandenen Beobachtungen, ins Detail eingehend, Folgerungen abzuleiten, die sich bey ernstlichem Forschen fast ohne Zweifel darbieten würden.

i. e. e.

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHULSCHRIFTEN. 1) *Halberstadt*, b. Dölle: *Einladung zur öffentlichen Prüfung der ersten Classe der Martini-Schule* (in Halberstadt) *d. 5 Oct.* 1809. *Nebst einigen Vorworten, als Anfang einer öffentlich zu gebenden Rechenschaft der Lehrer.* Von D. *C. G. W. Lehmann*, Rector d. M. Sch. 20 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Einladung zum Examen der Seminaristen der M. Sch. u. s. w. d. 24 April* 1811. *Voran eine kurze Übersicht des zur Bildung der Seminaristen eingeschlagenen Weges*, — von *C. G. W. Lehmann, R. d. M. Sch.* 28 S. 8.

3) Ebendaselbst: *Von dem guten Geiste der Schulen. Angehängt sind drey von L. A. Seneca's Briefen* (41, 43 *und* 44), als Probe einer Übersetzung derselben. *Von D. C. G. W. Lehmann*, u. s. w. 68 S. 8.

Schulschriften, welche um so mehr eine rühmliche Erwähnung verdienen, je seltener die daraus hervorleuchtende Gelehrsamkeit, Sachkenntniss, Bescheidenheit und Humanität des Vfs. angetroffen werden. Der höchst achtungs- und liebenswürdige Charakter seines Lehrers, des verst. Rectors der halberstädter Domschule, *Fischer*, scheint ganz auf Hn. *L.* übergegangen zu seyn, und wir können nicht umhin, seiner Vaterstadt (er ist aus Halberstadt gebürtig) zu einem so würdigen Schulvorsteher Glück zu wünschen.

Leider mussten nur seit Michaelis 1809 seine einsichtsvollen Bemühungen auf künftige Elementarschullehrer eingeschränkt werden, indem seit dieser Zeit kein Schüler mehr sich dem gelehrten Stande widmete, sondern alle, dem Drang der Zeitumstände nachgebend, entweder Kriegsdienste nahmen, oder in das bürgerliche Geschäftsleben eintraten. Musterhaft ist die Selbstverleugnung, mit welcher der Vf. sich in diese neue Bestimmung seiner Thätigkeit ergab, und wahrhaft gross und edel ist der Gesichtspunct, in welchen er dieses sein Geschäft stellt. „Wahrlich!“ sagt er mit Recht, „es gehört sehr viel und weit mehr dazu, als die Meisten sich einbilden; und man findet wohl eher zehn tüchtige Lehrer für höhere, als einen Einzigen für Elementar-Schulen. *Die reinste Achtung und grösste Aufmunterung von Seiten des Staats verdient daher der Elementar-Schullehrer, der das ist, was er seyn soll.*“ Die Art des Unterrichtes, welchen Hr. *L.* seinen Seminaristen ertheilt, ist durchaus lobenswerth, und die von ihm angeführte Literatur der Erziehungsschriftsteller so ziemlich vollständig, indem man nur wenige in diesem Fach bekannte Namen, z. B. den des trefflichen *Plamann*, Vorstehers einer blühenden Erziehungsanstalt nach pestalozzischer Art in Berlin, vermisst. Der Denker zeigt sich auf jeder Seite dieser Schriften, in seiner Behandlung der Grammatik, der Mathematik, der Religion u. s. w. Nirgend todter Mechanismus; überall selbstthätiges; von dem Lehrer weise geleitetes Eindringen der Schüler in den vorliegenden Gegenstand, und Beziehung der einzelnen Kenntniss auf das Allgemeine theils der Wissenschaft, theils des Lebens. Den Mangel antiquarischer Kenntnisse bey seinen künftigen Elementarschullehrern suchte Hr. *L.* durch das Lesen *deutscher Classiker* zu ersetzen. Er las mit ihnen, „was er vorzüglich geeignet fand, ihren Verstand zu bilden, ihr Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne zu erhöhen, ihre Gesinnung zu veredeln, und ihrem Charakter, wie Gestalt, so Festigkeit und Bestand zu geben.“ „Der Gott,“ sagt er sehr richtig, „der die Alten begeisterte, wer war er anders, als ihr eigenes gereiftes Nachdenken über Menschen, Menschenbestimmung, menschliche Angelegenheiten u. s. f., als ihr Gemüth, empfänglich für alles Wahre, Gute und Schöne? Und wie Mancher unserer deutschen Autoren hat sich jenen Geist anzueignen, und dieses Gemüth in sich zu schaffen und zu bilden verstanden!“ —

Nur der Raum verbietet, noch ausführlichere Stellen aus der letzten dieser Schulschriften, welche auch in den grösseren Buchhandel gekommen ist, auszuheben. Sie stellt das klar und gross gezeichnete Idealbild einer Schule auf, und verdient die innigste Beherzigung jedes Schulmanns, sowie die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten, und die Liebe jedes Menschenfreundes. Kein Orbilius mit dem Strafwerkzeuge in der Hand poltert hier; man glaubt einen Sokrates zu hören, der die Menschen über die so wichtige Angelegenheit der Erziehung belehrt.

So sehr diese Schrift die grössere Bekanntwerdung verdiente, die ihr zu Theil geworden ist: so wünschten wir doch auch die übrigen Progamme und Erziehungsschriften des Vfs. durch eine Sammlung, bey welcher bloss örtliche Dinge weggelassen würden, vor dem Untergange sicher gestellt. Sie würden neben den ähnlichen Werken eines *Gedike* und weniger Anderer einen ehrenvollen Platz einnehmen.

Was die Probeübersetzungen aus Seneca betrifft: so sind sie allerdings wohlgerathen; allein bey der vielfachen Affectation, woran dieser Schriftsteller, zumal in seinen Briefen, leidet, wünschen wir nicht, dass Hr. *L.* seinen glücklichen Fleiss grade diesen widme; besonders da die erst 1799 erschienene Übersetzung derselben von *Klotzsch* noch immer brauchbar ist. Eher würden wir ihm die eigentlich philosophischen Werke Seneca's empfehlen, die eine lesbare Verdeutschung noch erwarten.

Endlich müssen wir eines Druckfehlers erwähnen, und zwar desshalb, weil er und ähnliche bey manchen anderen Schriftstellern dieser Zeit eigentlich Schreibfehler sind, die von einer unvollkommenen Kenntniss der Muttersprache, und thörichter Verachtung des Sprachgebrauchs herrühren. Man liest nämlich S. 19 des 2 Programms *Rechnen-Unterricht.* Diese Schreibart ist eben so undeutsch, als die gleichfalls nicht seltene: *Zeichnenlehre* u. d. gl. So wie *Naturlehre* die Lehre von der Natur, *Maschinenlehre* die Lehre von den Maschinen anzeigt: so bedeutet *Rechenkunst* eigentlich die Kunst der Rechen, d. h. der Rechnungen, von dem altdeutschen Wurzelworte *rache* oder *reche*, *causa*, *ratio*, sowie *Zeichenkunst* die Kunst der Zeichen (von Körpern, oder die ihrer Abbildungen) u. s. w. Nur *nomina substantiva* aber werden mit anderen *Substantivis* unverändert zusammengesetzt. Will man ein Verbum mit einem *substantivum* verbinden: so verliert das Verbum sein End-N, ja öfters auch das damit verbundene E, wie in den Wörtern *Lesebuch*, *Schreibmeister* u. s. w. Eine Art von *status constructus*. Es müsste also wenigstens *Rechne-Unterricht* heissen. Allein so spricht Niemand. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 OCTOBER, 1812.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Bemerkungen über die französische Armee der neuesten Zeit, oder der Epoche von 1792 bis 1807.* Nach dem handschriftlichen franz. Originale von dem Vf. desselben deutsch bearbeitet. 1808. 150 S. 8. (12 gr.)

Gewohnt, in den französischen Heeren sich einen Haufen unregelmässiger Bürgersoldaten zu denken, so wie in den Preussen die Sieger bey Rossbach und Leuthen, staunte Jedermann, als die letzteren im J. 1806, wie durch Einen Schwerdtstreich vernichtet, beynahe aus der Reihe der europäischen Kriegsmächte verschwanden. Man bestrebte sich, die Ursachen jener Unfälle aufzusuchen, um wenigstens für die Zukunft den Zauber zu beschwören, der die Kräfte fast aller deutschen Truppen gelähmt hatte. Auch der Vf. des vorliegenden Werks geht von diesem Gesichtspuncte aus, indem er — was auch Andere schon früher gethan hatten — den Hauptquellen der gegenwärtigen französischen Übermacht nachspürt, und die Hauptgründe ihrer ununterbrochenen Siege zu entwickeln sich bemüht. Mit Recht findet er diese in der *Überzahl*, durch die es den Franzosen stets möglich ward, ihre Gegner durch gleichzeitige Angriffe auf mehreren Puncten zu schwächen, während sie durch die Menge umfasst und erdrückt wurden. Diess war der Fall in den früheren Feldzügen am Rhein, in den Niederlanden und in Italien, so wie späterhin in Deutschland, wo diese übermässigen Heere, noch durch das Genie eines grossen Mannes geleitet, nothwendig Wunder bewirken mussten. Selbst dann noch, wenn die Anstrengungen der Menge an der unerschütterlichen Standhaftigkeit Weniger scheiterten, wenn die wiederholten Angriffe der durch mancherley Mittel aufgeregten Franzosen fruchtlos abgeschlagen wurden, wusste der Feldherr den strategisch schwächsten Punct fest zu halten, und indem er plötzlich eine bedeutende Masse auf ihn warf, den Feind zu durchbrechen. So siegten die französischen Heere in den beiden österreichischen und in dem preussischen Kriege, und ihre Gegner waren gewöhnlich schon geschlagen, ehe eine Flinte losgeschossen ward.

Die Mittel, welche die Franzosen während und nach dem Revolutionskriege zum Siege führten, sind hier gut aus einander gesetzt. Sie waren: zahllose, höchst bewegliche Heere, von guten Köpfen angeführt — weil die mittelmässigen Heerführer immer eben so schnell wieder vom Kriegsschauplatz verschwanden, als sie erschienen —, eine ungeheure Ausdehnung der Operationslinie und ungewöhnliche Unternehmungen, nur bey den Franzosen und unter diesen Umständen ausführbar. Oft schien auch bloss das unwandelbare, das eiserne Schicksal zu walten, wenn Unternehmungen, die den ersten Grundsätzen der Kriegskunst widersprachen, sey es durch die Fehler des Feindes, oder durch irgend einen Zufall, dennoch gelangen.

Unrichtig ist S. 97, „dass der französische Soldat unter allen auf der Welt wohl der mindest geschickte beym Laden des Gewehrs" sey. Gerade das Exerciren mit dem Gewehr wird stets und allein geübt, die Kunst der Evolutionen aber im Ganzen vernachlässigt, und durch die natürliche Gewandtheit der Nation ersetzt. Die Construction des französischen Gewehrs ist ohne Zweifel sehr zweckmässig, und eignet es zum Zielen und richtigen Schiessen mehr, als das deutsche Soldatengewehr, dessen hier als Vorzüge angegebene Eigenthümlichkeiten es nur zum schnellen Feuern und zum Gebrauche in der Nacht geschickt machen. N. M. M.

DRESDEN, b. Arnold: *Anweisung zum richtigen Erkennen und genauen Abbilden der Erdoberfläche, in topographischen Charten und Situationsplanen.* Von *J. G. Lehmann*, königl. sächs. Major, Adjoint im königl. Generalstabe und Plankammer-Director. Mit 7 Kupfertafeln. 1812. VIII und 54 S. 4. (2 Rthlr. 18 gr.)

Der verdiente und bey weitem nicht genug gekannte Vf., der mit einem seltenen strategischen Überblick des Terrains eine vollkommene Fertigkeit, dasselbe in Rissen darzustellen, vereinte, hat hier das Resultat seiner Erfahrungen und Grundsätze über Zeichnung der Situationsplane zusammengetragen, und Hr. *Fischer* hat dadurch dem militär. Publicum einen grossen Dienst geleistet, dass er die Herausgabe dieser Blätter nach dem Tode des Vfs. veranstaltete. Man findet hier 1) eine allgemeine Übersicht derjenigen Gegenstände, welche in Charten und Planen abgebildet werden; 2) die Theorie der Bezeichnung des Terrains, und besonders der Abdachungen der Gebirge, und endlich 3) eine Anweisung zu Beurtheilung topographischer Risse.

Nach einigen vorläufigen Betrachtungen über die Entstehung des Terrains und seiner besonderen Eigenheiten, sowohl der natürlichen als zufälligen (d. h. durch Menschenhände hervorgebrachten), fährt der Vf. S. 20 fort: „Kein Gegenstand auf der Erdoberfläche ist also ganz zufällig da; jeder hat in den Nebengegenständen zum Theil den Grund seines Daseyns, sei-

ner Gröfse, Beschaffenheit, Form und Lage. Je besser wir wissen, wie diese Umstände ihn bestimmen: desto leichter können wir aus seinen gegebenen Eigenschaften auf die unbekannten schliessen; daraus entsteht denn jene rationelle Terrainkunde, die allezeit, im Kriege bey den Heerführern über das Schicksal der Kriegsheere und Staaten, und im Frieden bey den Regenten über den bürgerlichen Wohlstand ihrer Völker entschieden hat. Diese Kunst läfst den Geübten schon beym Anblick einer richtigen Generalcharte das topographische Detail des Landes errathen, läfst ihm nach dem perspectivischen Anblick einer Landschaft, wo ein kleiner Gegenstand oft hundert andere und gröfsere verdeckt, das Ganze in der Einbildung von oben herab sehen, so dafs das Land wie eine Charte, und alle Dinge in ihrem richtigen Verhältnisse erscheinen. Der Terrainkenner von dieser Art weifs im Kriege die Angaben der Landeseinwohner und Ausspäher über die Beschaffenheit des Landes in ein Bild zu ordnen, sieht, was noch fehlt und was er noch zu erfragen hat, weifs zu vereinigen, was nicht passen will, zu berichtigen, was sich zu widersprechen scheint, und erfährt so mit Sicherheit und ohne grofsen Aufwand physischer Kräfte und Mittel das Innerste der Stellung seines Gegners. Der Terrainkenner, der durchaus Ursache und Wirkung in der Bildung des Landes erkennt, übersieht *demnach* in den fremden Staaten den Zustand der Regierung und aller ihrer Kräfte, den Zustand der Künste und Wissenschaften; — die Vergangenheit und die Zukunft." (?) —

Bey Bezeichnung der Berghänge setzt der Vf. das Verhältnifs der Breite des schwarzen Striches für 5° Abdachung wie 1 zu 8, und bey 40° Abdachung wie 8 zu 1, woraus sich jenes für alle dazwischen fallenden Buschungen von selbst ergiebt. „Die Striche müssen zugleich so stark seyn, dafs man bey der kürzesten Gesichtsweite, in welcher das gesunde Auge am schärfsten unterscheidet, noch ihr Breitenverhältnifs deutlich erkennen und schätzen möge. — Sie müssen so lang gemacht werden, als es die Geschicklichkeit der Hand erlaubt, denn dabey fördert die Arbeit am besten; sie müssen aber auch wiederum so kurz seyn, dafs sie an den Orten, wo sie nicht parallel liegen können, weder an dem einen Ende zu stark, noch an dem anderen zu fein ausfallen." — Der Vf. lehrt nun die wirkliche Zeichnung der Gebirgsflächen nach Beschaffenheit ihrer gröfseren oder geringeren Abdachung, theils nach Modellen von Gyps, theils nach der Natur, wo zugleich die Bestimmung der Gröfse der Abdachungen angewiesen wird. Sehr wahr sagt er, dafs sich die Fertigkeit in Schätzung der Neigungswinkel und der Formen der Berge schnell genug und in einem hinreichenden Grade erwerben lasse, um mit Zuverläfsigkeit darüber urtheilen zu können. Wirklich fand *Lehmann* wohl nicht leicht seines Gleichen in militärischer Übersicht des Terrains. Die von ihm angegebenen Regeln zu Beurtheilung topographischer Zeichnungen und Charten tragen daher durchgehends das Gepräge praktischer Anwendbarkeit, obgleich hie und da die gallsüchtige Gemüthsstimmung des Vfs. hervorblickt, die theils in seiner schwankenden Gesundheit, theils auch in dem mancherley ungerechten und schiefen Tadel seiner Theorie ihren Grund hatte. Die beygefügten Kupferplatten erfüllen in Hinsicht der Genauigkeit des Ausdrucks und der Schönheit des Stichs jede Foderung.

N. M. M.

Jena, b. Göpferdt: *Anleitung zur mathematisch-topographischen Zeichnungslehre*, zum handleitenden und Selbst-Unterricht, nach einem eigenen System bearbeitet von *J. L. J. v. Gerstenbergk*, der W. W. Dr. u. Prof. zu Jena, der gesammten herzogl. sächs. weimarischen Lande verpflichtetem Geometer, Feld- und Güter-Taxator, Strom- und Mühlen-Baumeister u. s. w. Mit 5 Kupfertafeln. 1808. XXII u. 360 S. 8. (4 Rthlr.)

Dieses Werk, des für sein Fach mit unermüdlicher Thätigkeit arbeitenden Vfs., ist anstatt der gewöhnlichen Dictaten für den Unterricht der Studirenden in den Kriegswissenschaften bestimmt. Im 1 Abschnitt beschreibt der Vf. zuerst die verschiedenen Werkzeuge des Zeichnens: Cirkel, Lineale, Reifsfedern, Reifsbreter u. s. w., wobey zugleich die Verfertigung eines geradlinigten Transporteurs gelehrt wird. Dann geht er zu der Zubereitung der Farben über, und giebt endlich die bey wirklicher Ausarbeitung der Zeichnungen zu beobachtenden Grundsätze an. Der 2 Abschnitt handelt von der Zeichnung der in einem Plane vorkommenden Gegenstände. Die *zweyte Abtheilung* des Werks beschäftigt sich mit der Zusammensetzung der einzelnen Theile zu einem vollkommenen Ganzen. Bey den Flüssen soll die Schattenseite nach S. 160 mit einer stärkeren Linie abgesetzt werden; es dürfte aber wohl der Sache angemessener seyn, nach *Lehmanns* Vorschrift das steile Ufer, wo immer tiefes Wasser fliefst, durch eine starke Linie anzudeuten, das niedrigere, sich in das seichte Wasser verlaufende hingegen mit einem feinen Strich zu bezeichnen. Ohne *Lehmanns* Ideen über die Darstellung der Abdachungen der Gebirge zu kennen, war Hr. *v. G.* zu derselben Zeit auf eine ähnliche Idee gerathen, nämlich jene durch verschiedene Stärken der Striche im Verhältnifs ihrer Abdachungswinkel zu bezeichnen. Rec. enthält sich, die hier aufgestellten Grundsätze dieser Bezeichnungsweise auszuziehen, weil sie nothwendig im Werke selbst nachgelesen werden müssen. Sie sind durchaus gut und anwendbar, sobald man nur nicht mehr Schärfe verlangt, als eine etwas eingeübte Hand zu leisten vermag, wie S. 194 mit Recht bemerkt wird. Das S. 86 und 195 vorgeschlagene Schneiden der Federn nach der Breite der zu machenden Bergstriche wird die genauere Verfertigung der letzteren sehr erleichtern; zweckmäfsig ist auch die Methode des Vfs., die Abdachungen der Berge zu messen, sie scheint uns vortheilhafter als die *lehmannsche*. Alle übrigen, von Hn. *v. G.* gegebenen Vorschriften über das Auszeichnen der einzelnen Theile eines Situationsrisses, so wie über die Zusammensetzung derselben nach der Bestimmung des letzteren leiden keinen Auszug, sind

aber höchst zweckmäfsig; und Rec. darf das Werk, ungeachtet des etwas unbehülflichen Stils, mit Recht zur Anweisung empfehlen. Die auf dem Titel angekündigte topographische Beschreibung und Darstellung des Schlachtfeldes bey Jena fehlt, und soll, nach der Äufserung des Vfs., als ein besonderes Werk erscheinen. N. M. M.

Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Grundzüge der reinen Strategie*, wissenschaftlich dargestellt von *August Wagner*. Mit 2 Kupfertafeln. 1809. XVI u. 104 S. 8. (16 gr.)

Es war eine verdienstvolle Idee des Vfs., die strategischen Grundlehren in einer systematischen Ordnung zusammenzustellen, indem er *Strategie* und *Taktik* in sofern von einander absondert, als jene die Marsch- und Lager-Kunst im weitläuftigen Verstande, diese aber blofs die Elementar- und die auf das Gefecht sich beziehenden Bewegungen der Truppen begreift. Mit Unrecht beschränkte *Bülow* die taktischen Bewegungen auf die Weite des feindlichen Kanonenschusses; man wird vielmehr gern dem Vf. beyfallen, „dafs alle Bewegungen taktisch sind, wobey auf den einzelnen Soldaten, als Individuum, Rücksicht genommen wird, während die Strategie grofse Massen als einzelne Ganze betrachtet."

Hr. *W.* handelt nun in 7 Capiteln vom Operationsobject; von der Basis und Operationslinie; von den allgemeinen Grundsätzen der Schlachten; von dem Operationsplane eines Feldzugs, wo der von 1806 als Beyspiel aufgeführt wird; von den Festungen und vom Vertheidigungskriege. Unmöglich kann Rec. mit Hn. *W.* übereinstimmen, wenn er S. 29 annimmt, ein Polygon ohne Aufsenwerke erfodere bey

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 6 Seiten | 2400 Mann Besatzung, | 30000 Mann zum Angriff, und halte sich | 20 Tage |
| 7 — | 3000 — — | 40000 — — — — — | 24 — |
| 9—11 — | 5000 — — | 50000 — — — — — | 30 — |
| 12 u. s. w. — | 6000 — — | 60000 — — — — — | 42 — |

nach eröffneter Transchee. Es treten hier so viele und mancherley Umstände ein, dafs sich durchaus kein richtiger Mafsstab annehmen läfst. Auch ist es nicht immer nothwendig, sich durch Belagerung der Festungen aufzuhalten, wenn man den Feind geschlagen hat. *Souwarow* verlor 1799 in Italien gröfstentheils die Früchte seines Sieges, weil er sich zerstückelte, um Alexandrien, Tortona und Mantua zu belagern, anstatt erst *Moreau* und dann *Macdonald* aufzureiben. Dem 4 Capitel, welches die *allgemeinen Grundsätze über die* (der) *Schlachten* begreift, wird Niemand seinen Beyfall versagen, besonders dem, was hier über den Muth und über die möglichst schnelle Ausführung seiner Entwürfe gesagt wird. Die S. 46 angegebene Stellungsart ist auch schon von dem Prinzen *de Ligne* vorgeschlagen worden. Sie besteht in kleinen, aus Compagnieen formirten Colonnen, die sechs Mann breit sind, und durch hinterwärts Zusammenschwenken der beiden Flügel entstehen. Ihre Formirung hat eben so wenig Schwierigkeit als ihr Aufmarsch, und sie gewähren die Vortheile der Colonne und des Quarrees, ohne die Nachtheile beider zu haben. Den S. 45 erwähnten Doppelhaken aber würde Rec. nicht allzu lange Büchsen vorziehen, welche hinreichende Eisenstärke zu einer starken Ladung haben, und zwey bis drey Loth Bley schiessen müfsten. Sie wären beweglicher als die Doppelhaken, und es bedürfte nichts, als einer blofsen Gabel, wie sie die alten Musquetiere führten, um den Schufs mit Zuverlässigkeit thun zu können. In Absicht der Anordnung der Festungen kann Rec. sich nicht enthalten, den Tenaillen oder dem sogenannten Angular-System den Vorzug vor den Bastionen zuzugestehen. Jenes gewährt mehrere Vortheile, welche den letzteren abgehen, und es ist kein Zweifel, dafs durch eine zweckmäfsige Anbringung der Casematten bey demselben dem Belagerer die Erbauung der Breschbatterien gar sehr erschwert werden mufs. Es ist daher in der That unbegreiflich, wie man noch so sehr an früheren Vorurtheilen hängen, und das von *Cormontaigne* verbesserte *vaubansche* System als das einzig brauchbare ansehen kann. Das 7 Capitel vom *Defensivkriege* enthält sehr viel Wahres und Beherzigungswerthes. Wir heben nur Eine Stelle aus, mit der wir auch diese Anzeige beschliessen: „Es stehen einem denkenden und thätigen Befehlshaber im Kriege unzählige Mittel zu Gebote, die ihm günstig seyn können, und es wird nicht leicht einen Fall geben, welcher ein unvermeidliches Unglück herbeyführen müfste, es wäre denn, dafs man sich auf der taktischen und strategischen Defensive zugleich befände, d. h. dafs man in Absicht aller Elemente, aus welchen die Stärke der Armee entsteht, von seinem Feinde übertroffen würde; aber in diesem Falle sollte man gar nicht kriegen, sondern nachgeben."

N. M. M.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. *Breslau*, b. Korn: *Über die gemeinschaftlichen Fehler vieler Festungen, nebst einigen Vorschlägen, denselben abzuhelfen.* Von einem königl. preuss. Officier. Mit 1 Kupfer. 1809. 72 S. 8. (12 gr.) Seit *Vaubans* Zeiten hat man zwar mancherley Vorschläge gethan, die Festungen stärker und haltbarer zu machen; allein sie sind entweder gar nicht befolgt worden, oder man hat sich der in den Händen befindlichen Mittel nicht immer auf eine zweckmäfsige Weise bedient, um dem mit Nachdruck angreifenden Feinde einen verhältnifsmäfsigen Widerstand entgegenzusetzen. Drey Dinge sind es hauptsächlich, welche die Übergabe einer jeden, selbst der besten Festung beschleunigen: Mangel an irgend einem zur Vertheidigung unentbehrlichen Bedürfnisse; Unwissenheit des Commandanten, oder Muthlosigkeit desselben und der Besatzung. Die beiden letzteren gehen gewöhnlich Hand in Hand, und sie allein sind die Veranlassung zu dem Bombardiren des inneren Raumes, um durch die Zerstörung der Häuser auf das Gemüth der

Einwohner und der Besatzung zu wirken. Schon im grossen niederländischen Freyheitskriege bediente man sich der *Bomben* und *glühenden Kugeln* häufig, um die Häuser der Stadt anzuzünden, und Gröningen ward 1594 förmlich bombardirt. Es ist daher ein Irrthum, wenn der Vf. S. 7 die Belagerungen von Peschiera und Gaeta als die Epoche des erwähnten Gebrauchs der Bomben angiebt; schon 1706 in der Belagerung von Turin wurden 20945 Bomben in die Stadt geworfen. Späterhin, nachdem man dieses Mittel mehrmals vergebens gegen einen entschlossenen Commandanten angewendet hatte, bediente man sich desselben seltener, und gewöhnlich nur als eines Versuchs, wenn es vielleicht an anderen Bedürfnissen fehlte, die Übergabe der Festungen zu erzwingen. S. 11 werden die gewöhnlicheren Fehler der Festungen angeführt: „Mangel an sicheren und bombenfesten Gewölbern; zu enge Festungswerke; zu niedrige Wälle(?); schlecht unterhaltenes Geschütz; zu grosse Nähe der Vorstädte am Glacis.“ Gegen diese Mängel werden S. 18 einige Mittel vorgeschlagen, unter welchen 1000 Schritt vor dem Glacis liegende geschlossene Schanzen das vornehmste sind. Diese detaschirten Werke sind allerdings sehr zweckmässig, den Feind länger von dem bedeckten Wege entfernt zu halten, sobald sie im Profil stark genug sind, und eine hinreichende Besatzung fassen, damit sie nicht sogleich weggenommen werden können. Keineswegs aber sind sie im Stande, die Häuser gegen die feindlichen Bomben und Granaten zu schützen, da man sie ohne alle Unbequemlichkeit bis auf 3000 Schritt werfen kann, wie die bey Mainz u. a. a. O. gemachten Erfahrungen zur Genüge beweisen. — Jedes dieser detaschirten Werke soll nach S. 22 mit 10 Kanonen und 5 Haubitzen besetzt werden, welches nach den vorhergehenden Voraussetzungen für sie allein 135 Geschütze erfodert; eine so bedeutende Anzahl kann man wohl nur selten in der Festung entbehren. Dass man übrigens auch mit Kanonen auf 800 Schritt in Erdwerke Bresche schiessen kann, hat Rec. mehrmals selbst erfahren. Ein anhaltendes, *gut dirigirtes* Feuer wird diess in wenigen Stunden bewirken, vorausgesetzt, dass die Artilleristen richten können, und dass der zweyte und dritte Schuss immer ein treffender ist. Durch ein übereiltes und desshalb wirkungsloses Geknalle wird man freylich diese Absicht nicht erreichen, und sich dagegen einem sehr bedeutenden Verlust aussetzen. Wenn eine der detaschirten Schanzen angegriffen wird: so sollen die Kanonen gegen den Feind feuern, die Haubitzen aber, hinter der Traverse stehend, ihre Granaten über sie hinwegwerfen. Allein diess ist zu nahe, als dass die Bedienung der Kanonen nicht durch die Dunst der Haubitzen leiden, und man nicht Gefahr laufen würde, die Munition der ersteren in Brand gerathen zu sehen. Wir haben schon oben gesagt, dass die Schanzen zu stark mit Geschütz besetzt sind, sobald man sie nicht nach *Montalemberts* Vorschlage ganz casemattirt, und dadurch in steinerne Blockhäuser verwandelt. Das feindliche Wurffeuer wird sehr bald die Laffeten in diesem engen Raume zertrümmern, und die Schanze dadurch wehrlos werden. Die Contreapproschen sind schon öfters mit grossem Vortheil angewandt worden, und scheinen auf die von *Bousmard* angegebene Weise am zweckmässigsten zu seyn; eine förmliche Parallele aber zu ziehen, dürfte für die Belagerten manche Schwierigkeiten finden, und der dadurch vielleicht herbeygeführte Menschenverlust in den zu erreichenden Vortheilen keinen Ersatz finden. Gegen die in Gruben postirten feindlichen Schützen sind unstreitig kleine Ausfälle von 20 bis 30 entschlossenen Leuten am sichersten, die, durch ein Cavalleriedetaschement unterstützt, jene ohne Mühe aus ihren Löchern vertreiben und den Rand derselben schräge gegen die Festung abstechen. Den Cöhörnern würde Rec. immer die Steinmörser, oder auch die gewöhnlichen Mörser von schwerem Caliber vorziehen, die, mit Steinen und Handgranaten geladen, den feindlichen Schützen sehr zur Last fallen werden.

Die übrigen, durchgehends bekannten Vorschläge sind gut und brauchbar, doch bey weitem nicht hinreichend. Wir können diess dem Vf. jedoch um so weniger zum Vorwurf machen, da auch Carnots neueres Werk diesen Gegenstand bey weitem nicht erschöpft, so dass in Absicht der Vertheidigung der Festungen noch viel, sehr viel zu wünschen übrig bleibt.

N. M. M.

Wien, b. Rötzl u. Kaulfuss: *Beschreibung eines verbesserten, und zum wirklichen Gebrauch eingerichteten Spiegellineals, mit der Anweisung über den* (zu dem) *Gebrauch desselben, beym Aufnehmen einer Gegend sowohl, als beym Messen einzelner Gegenstände.* Für Officiere überhaupt, als insbesondere für jene des Generalquartiermeister-Stabes, des Ingenieurcorps, der Artilierie, dann für Landingenieure, Forstbeamte u. dgl. Von *Georg Winkler*, vormals Unterlieutenant in der k. k. Artillerie, jetzt Oberlieutenant in der niederösterr. Landwehr. Mit 1 Kupfertaf. 1809. 46 S. 8. (12 gr.)

Dieses von Hn. *W.* verbesserte Instrument besteht aus einem 6 Zoll langen Lineale, an dessen einem Ende sich eine, 2½ Zoll grosse, in halbe Grade getheilte Scheibe befindet, auf der ein, durch ein gezahntes Rad beweglicher Nonius mit einem Spiegel befestigt ist. Letzterer, so wie der Nonius, wird durch einen senkrechten Faden in der Mitte getheilt, und correspondirt mit der an dem anderen Ende des Lineals befindlichen Diopter. Da der Spiegel die Hälfte der genommenen Winkel angiebt: so erhält man durch die Bezeichnung des Bogens in halben Graden den ganzen Winkel in Graden. Nachdem Hr. *W.* die Rectificirung des Instruments gezeigt hat: lehrt er in 5 Aufgaben die Länge einer Linie messen, und dann das Hauptnetz eines aufzunehmenden Terrains bestimmen, um das Detail nachher eintragen zu können, so wie das Messen der Höhen. Den Beschluss machen Tafeln der Grundlinien und correspondirenden Entfernungen, und die Quadratzahlen von 1 bis 400. Wer keine zu grosse Schärfe fodert, die überhaupt kein Winkelinstrument im Kleinen gewährt, wird sich dieses Spiegellineals mit Vortheil bedienen.

N. M. M.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Der deutsche Nationalruhm.* Eine Epistel von *J. G. v. Herder.* 1812. 28 S. 8. (6 gr.) Diese Epistel, wenn sie auch für kein poetisches Kunstwerk, und überhaupt kaum für Poesie gelten kann, wird doch dem deutschen Ohr schwerlich leer und kalt vorübertönen, weil sie aus warmem Gefühl, aus Geist und Herz die würdigsten, edelsten Gedanken mit genialer Eigenthümlichkeit, fast in der Sprache des göttlichen Zorns, zu dem Leser hinüberträgt. Der ehrwürdige Vf. begegnet zuerst manchem einseitigen Urtheile über die Deutschen, klagt dann über die geringe Unterstützung deutscher Kunst und Gelehrsamkeit und über das Verhungern mancher Gelehrten, ohne darüber weiteren Aufschluss zu geben. Der allgemeine Grund davon bleibt wohl immer eine gewisse Uncultur, die sich mit jener Bildung, welche sich, besonders in den höheren Ständen, in bloss sinnlichen Genuss verliert, sehr wohl verträgt. Körper und Sinnlichkeit behalten hier zu sehr das Übergewicht. Und in diesem Sinne muss man es auch wohl nehmen, wenn der Vf. nachher der Kunst an sich, ohne Adel der Seele, ohne Charakterwürde, ohne Weisheit, keinen grossen Werth einräumen will. Sonst rechnet er folgende Tugenden und Eigenschaften der deutschen Nation zum Ruhm an: Unschuld, Mässigung, Weisheit, Thätigkeit zum Wohl der Menschen und nützende Verborgenheit, wobey er auch neben der Treue und Einfalt die deutsche Dumpfheit und Verlegenheit nicht verschweigt. Er schliesst mit dem Sprichworte: *Sic vos non Vobis!*

„So Ihr; doch nicht für Euch!“ — Ein hohes Wort,
Wenn uns die Schickung werth hält, nicht für uns,
Für andere zu seyn. Es wendet sich
Der Zeiten Blatt. Was sinket, ist darum
Das Schlechtre nicht. Wir lernen jetzt und stets,
Stets lasst uns lernen! Lasst uns fröhlich sä'n,
Im Nebel auch; die Ärndte kommt gewiss.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 OCTOBER, 1812.

## GESCHICHTE.

Berlin, b. Hitzig in Comm.: *Skizzen der allgemeinen Geschichte.* Vorlesungen gehalten in Danzig im Winter 1811. von D. *Hans Karl Dippold*, ehemaligem Prof. der Geschichte daselbst. Nach seinem Tode herausgegeben. I Band. Erste bis achte Vorlesung. Von den ältesten Zeiten bis auf den Verfall des römischen Reichs. 303 S. nebst Vorerinnerung und Inhaltsanzeige. II Band. Neunte bis achtzehnte Vorlesung. Von der Ausbreitung des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten. 310 S. u. Inhaltsanz. 1812. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Kein aufmerksamer Beobachter wird die Rückwirkung des Publicums auf den wissenschaftlichen Forscher oder den Künstler verkennen. Kann man zweifeln, dass namentlich auch die Geschichte aus höheren Gesichtspuncten bearbeitet, dem Leben näher gebracht, und zu einer höheren Stufe wahrer Kunst erhoben worden seyn würde, wenn es ernstlicher und allgemeiner verlangt worden wäre? In obigem Werke finden wir ein glückliches Zusammentreffen der Fähigkeiten und historischen Bildung des Vfs. mit den Foderungen eines gebildeten Kreises von Zuhörern. Eine „eben so auserwählte als zahlreiche, unermüdet aufmerksame" Versammlung von Menschen verschiedener Stände und beider Geschlechter hat den nicht weniger sinnvollen als fleissigen Geschichtsforscher veranlasst, die wichtigsten Puncte der allgemeinen Geschichte in lebensvollen Ansichten vorzutragen. Der Einfluss dieses Verhältnisses ist in diesem Werke nicht zu verkennen, und auch von dem Vf. erkannt worden. Wie dankbar aber würde er seinen Zuhörern gewesen seyn, wenn er geahnet hätte, dass nur durch diese Vorlesungen das Beste seiner Bestrebungen gerettet werden, dass ihn ein früher Tod an der Stiftung anderer Denkmale seines Strebens verhindern würde!

Das Werk selbst zeichnet sich vorzüglich durch die Art der Behandlung aus; er weiss der Darstellung des Ganzen eine eigene Farbe zu geben. Allein Reichthum an eigenthümlichen neuen Ideen über die einzelnen Erscheinungen ist es nicht gerade, was wir von ihm zu rühmen haben. Man wird nicht sagen können, dass durch ihn in die Erklärung der Begebenheiten viel neues Licht gekommen sey. Man bemerkt vorzüglich in der älteren Geschichte bald, dass sie grösstentheils nach den geistreicheren neueren Geschichtschreibern dargestellt ist, insbesondere nach *Heeren*, *J. v. Müller* und *Herder*, aus deren Schriften auch nicht selten, was jedoch fast immer angegeben ist, längere und kürzere Stellen wörtlich übergetragen sind. Allein diese sorgfältige Benutzung fremder Ideen hat selbst etwas Verdienstliches; denn erst dann erlangen auch die geistvollesten Ansichten die ihnen zukommende Wirksamkeit, wenn die späteren Geschichtswerke von ihnen durchdrungen sind. Auch hat der Vf. seine Kenntniss der Begebenheiten nicht etwa nur aus neueren Geschichtschreibern geschöpft, sondern in der alten, wie in der neuen Geschichte entdeckt man Spuren eines fleissigen und aufmerksamen Quellenstudiums. Die Rücksicht auf eine gemischte Versammlung gebildeter Zuhörer äusserte ihren Einfluss insbesondere auch darin, dass der Vf. nicht eine trockene Anhäufung der Thatsachen, sondern eine tiefer eindringende Erklärung der wichtigsten Weltbegebenheiten in ihren Ursachen, Eigenheiten und Folgen beabsichtigte. Diess giebt dem Buche einen doppelten Vorzug. Erstens ist dasselbe anziehend zu lesen, was man von nicht so gar vielen Geschichtsbüchern rühmen kann; und zweytens kann es nicht allein sich, sondern auch die Geschichte überhaupt Vielen, von denen sie weniger geachtet wird, durch die Ausdehnung des Blickes empfehlen. Was ist für die Geschichte mehr zu wünschen, als dass sie von denen, welche sich als Menschen eine höhere Bildung zu geben suchen, recht ergriffen werde? Und wodurch könnten sie besser dazu geleitet werden, als wenn sie sehen, in welchem hohen Grade nicht bloss die Schicksale der Völker, sondern auch Kunst und Wissenschaft, Verständniss der menschlichen Natur, und Alles, was den Menschen angeht, das Eigenthum der Geschichte ist? In dem Vortrage und der Schreibart des Vfs. erkennt man innere Wärme und die Beziehung seiner Studien auf menschliche Bildung.

Ungeachtet aber Rec. der Wahl des Stoffes seine Billigung im Allgemeinen nicht versagen kann, denn Unvollständigkeit ist bey einer so kurzen Darstellung der allgemeinen Geschichte unvermeidlich, und bey der oft willkührlichen Verschiedenheit der Rücksichten lässt sich keine bestimmte Grenze ziehen, was nothwendig aufgenommen werden müsse: so hat doch der Vf. Einiges ausgelassen, was nicht fehlen zu dürfen scheint. Das ganze östliche Asien, Indien, Sina und die angrenzenden Länder sind nicht erwähnt, obgleich nach Rec. Meinung die Kenntniss dieser Völker zur Erläuterung der gesammten menschlichen Cultur unerlässlich ist. Es fehlt die Geschichte des ganzen Asiens in neueren Zeiten, selbst der Türken. Man liest nichts

von dem byzantinischen Reiche und seinem Untergange. Es ist natürlich, dass, so wie in der alten Geschichte die Bildung der einzelnen Völker, so in der neuen der allgemeine Gang der Begebenheiten den Faden der Erzählung bildet, und nur das herausgehoben wird, was Einfluss auf das Ganze gehabt hat. Allein auch die allgemeine Geschichte der Staatenverhältnisse in Europa kann ohne die Geschichte der Colonieen und der einzelnen Staaten nicht verstanden werden, und doch ist diese hier so übergangen, dass der ganze Norden, Peters des Grossen Geschichte ausgenommen, kaum erwähnt wird.

Die 1 *Vorlesung* erklärt zuerst den höchsten Standpunct für die Betrachtung der Geschichte. Es ist nach dem Vf. die religiöse Ansicht der Geschichte, welche ein höheres Walten über den Schicksalen erkennt; dieses erschien den Alten als Verhängniss, den Neueren als Vorsehung, den Neuesten als Nothwendigkeit des Ewigen, womit die Freyheit des Vergänglichen zu vereinbaren ist. — Darauf geht durch die erste und 2 *Vorlesung* eine Geschichte der Geschichte bey alten und neuen Völkern. Wir wollen es dem eigenen Urtheile eines Jeden überlassen, ob hier nicht, in Verhältniss zu dem Zweck, etwas zu viel geschehen sey. Das Einzelne ist keines Auszugs fähig; allein da der Schriftsteller sich nicht leicht durch etwas mehr charakterisirt, als durch sein Urtheil über andere Schriftsteller: so merken wir im Allgemeinen auf des Vfs. Art zu urtheilen. Ganz fremd ist ihm die Manier Anderer, welche ohne Umstände jeden wegwerfen, der ihren Grundsatz nicht erkannt oder nicht durchgeführt hat; im Gegentheil hat er Sinn für Jedes eigenthümliche Verdienste. Er bewundert z. B. die eben so leichte und anmuthige als gelehrte und mühsame Ausführung einer vielumfassenden Anlage in Gibbon, welchen ein anderer deutscher Schriftsteller mit den Worten bey Seite legt, dass G. ja nur die von Montesquieu aufgestellten Ansichten über den Verfall des römischen Reiches ausgeführt habe. So vergisst der Vf. auch bey Voltaire über seiner „grenzenlosen Frivolität" nicht, dass er doch zu einer geistreicheren Bearbeitung der Geschichte einen Anfang hat machen helfen. — Den Beschluss machen Bemerkungen über die Methode und die Hülfswissenschaften, besonders die Geographie, wobey von dem Einflusse der verschiedenen Länder auf die Menschen, und der Menschen auf die Länder gehandelt wird.

Die 3 *Vorlesung* beginnt mit der Urgeschichte. Alte astronomische Überlieferungen der Indier, die Beschaffenheit des Erdkörpers, so wie die morgenländischen Sagen beweisen, dass eine lange Zeit vor dem Anfange unserer Geschichte vorhergegangen; die Sagen der Sinesen, Indier, Perser, Phönicier, Ägypter, besonders des Moses (von dessen Schöpfungsgeschichte *Herder's* Ideen vorgetragen werden), der Griechen, Römer und der alten nordischen Völker, vorzüglich die Übereinstimmung aller diesen Sagen, die alten Ableitungen des menschlichen Geschlechts von Gottheiten werden als Zeugnisse gegen die gewöhnliche Meinung aufgestellt, dass das Geschlecht der Menschen ursprünglich roh gewesen sey. Vielmehr könne es anfänglich in einer innigeren Verbindung mit Gott oder der Natur gestanden haben, daher in den meisten alten Sagen die Geschichte des Menschen mit dem Sündenfalle beginne, durch den jene innige Gemeinschaft aufgehoben worden sey. — Hierauf wird die Frage, ob die Menschheit fortschreite, theils aus der Analogie mit der ewig fortschreitenden Natur, theils aus der Geschichte selbst beantwortet. Rec. gesteht, dass ihn keine Stelle des Buches so wenig befriedigt hat, wie diese. Dass die Menschheit in einem „Vergeistigungsprocesse" begriffen sey, wird zuerst daraus bewiesen, dass in der alten Welt die raumerfüllenden Künste, Architektur, Plastik, Sculptur, zu einem höheren Grade der Vollkommenheit gebracht worden seyen, in der neuen Zeit dagegen Malerey und Musik, welche mehr in der Zeit darstellen (was jedoch, beyläufig gesagt, von der Malerey unrecht ausgedrückt ist). Dann wird jener Vergeistigungsprocess weiter an der Sprache, der Schrift, dem Handel, der Schifffahrt, den mechanischen Künsten, der Kriegskunst gezeigt. Absichtlich hat der Vf. die Vergleichung der moralischen Vollkommenheit übergangen und den Theologen überlassen, so wie die Darstellung der Rechtsverfassung den Juristen. Allein mit Unrecht, denn einzig aus den Standpuncten, welche über den wahren Werth des Menschen entscheiden, kann die Frage über das Fortschreiten des Menschengeschlechts beantwortet werden. Hiebey ist die Verfeinerung in den Erfindungen des Lebens an sich unwesentlich. Und fragen wir nach der Energie des Geistes: so ist die erste, roheste Erfindung einer Kunst wohl eben so hoch anzurechnen, als die spätere Verfeinerung. Denn das einmal Erfundene bleibt, kömmt gleichsam als Erbe auf die Nachwelt; wir müssen also fortschreiten, wenn wir nicht ganz unthätig sind. Wenn übrigens hier dem Vf. der Unterschied zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen nicht klar vor den Augen gestanden zu haben scheint: so ist doch in den historischen Darstellungen selbst sein Blick mehr nach dem Wesentlichen gerichtet.

Mit der 4 *Vorlesung* beginnt die eigentliche Geschichte. Allgemeine Ansicht der physischen und politischen Verhältnisse Asiens, grösstentheils nach *Heeren*; Assyrien; Babylon; Persien, Persepolis und Zoroaster (zum Theil nach *Herder*); Ägypten, hauptsächlich in Rücksicht auf die Beschaffenheit des Landes; Hebräer. Hier, so wie an einigen anderen Orten, scheinen uns doch manche Erzählungen, wie die von Cyrus und Krösus, im Verhältniss gegen das Ganze, namentlich gegen die neue Geschichte, zu ausführlich. Freylich ist hiebey Vieles willkührlich, der Vf. hat vielleicht um der Unterhaltung seiner Zuhörer willen der Darstellung mehr Abwechselung geben wollen, und er weiss sehr angenehm zu erzählen. — In der 5 *Vorlesung* findet man eine lebendige Schilderung von dem Gewerbe, dem Handel, den Colonieen der Phönicier (wieder grossentheils nach *Heeren*), von den Colonieen, dem Handel und der Geschichte Kar-

hagos. — Bey der Geschichte der Griechen, welche n der 6 *Vorlesung* enthalten ist, bemerken wir, icht mit Tadel, dass Kunst und Philosophie der Griehen eben so viel Raum einnehmen, als ihre Begebeneiten. Da die Darstellung der griechischen Welt fast iner Lobpreisung ähnlich sieht: so schliesst der Vf. nit den Mängeln derselben. Er rechnet hiezu: 1) die sclaverey, 2) die Männerfreundschaft, wie er es ennt, und 3) dass die Hausfrauen keinen Antheil n dem geistigen Umgange der Männer gehabt, welhe sich mehr an die Hetären angeschlossen. So wenig erschöpfend diese Darstellung ist: so wenig diese flecken den Griechen vorzugsweise eigenthümlich ind: so bemerkt man doch nicht ohne Billigung diee Hinsicht auf eigentlich menschliche Verhältnisse, vorin der Vf. seine eigene oben angezeigte Darstellung von dem Fortschreiten des menschlichen Geschlechts veit übertrifft. — Die 7 *Vorlesung* giebt die Geschichte des macedonischen Reichs, Philipps, Alexnders, der Ptolemäer in Ägypten. Das eigenthümiche Verdienst der Gelehrten aus der alexandrinischen Zeit wird herausgehoben, welche „die vorhandenen Denkmäler der Cultur und Literatur gesammelt, geprüft, beurtheilt und für die folgenden Geschlechter aufbewahrt, und das erste gelehrte Publicum begründet haben." Übrigens ist die Geschichte Alexanders ausführlich erzählt, absichtlich, „weil man in Zeiten, wie die unsere, begierig nach solchen der Vorzeit forscht, die an furchtbarer Grösse dieser gleichkommen." — Die Geschichte Roms, in der 8 *Vorlesung*, zerfällt in drey Abtheilungen: 1) Geschichte der Begebenheiten; 2) Betrachtung der römischen Staats- und Kriegs-Kunst, ganz nach *Herder*, sogar mit Beybehaltung der sieben Puncte, woran dieser den Grund des Wachsthums, und der fünf, worin er den Verfall des römischen Staats gezeigt hat; 3) Wissenschaften und Künste, nicht ohne eigenthümliche Ansichten dargestellt.

Der *zweyte Band* enthält die neuere Geschiche, die wir absichtlich etwas ausführlicher anzeigen, ls die ältere, weil in dieser die Eigenthümlichkeit les Vfs. sich weniger ausspricht, als in jener. 9 *Vorlesung*, von dem Christenthum, von den Ursachen einer Ausbreitung und Erhaltung, von seinen ersten chicksalen, von seinen wichtigsten Einflüssen auf ie europäischen Staaten. Die letzteren äussern sich: ) in den Staatsverhältnissen. Das europäische Gleichewicht soll durch das Christenthum vorbereitet woren seyn, weil dieses zuerst alle seine Glieder als eine emeinde zu betrachten gelehrt, dadurch die Völker inander genähert und ein allgemeines Rechtsverhältiss möglich gemacht habe. Diese Darstellung dünkt ns doch ein wenig gezwungen. Auch die Entsteung des dritten Standes wird aus dem Christenthue hergeleitet. 2) In der Kunst. Sehr gut ist der influss des Christenthums auf die Vervollkommnung er Musik und Malerey durch die Richtung der Geüther nach dem Übersinnlichen und durch den Gerauch jener Künste in Kirchen dargestellt. Über die euen Versuche in den antiken Formen der Poesie wird sehr verständig gesprochen. 3) Einfluss auf das Menschenleben: Vertilgung der Sclaverey, Achtung der Frauen, Empfänglichkeit für ein höheres, übersinnliches Gut. — In der Geschichte der Völkerwanderung, in der 10 *Vorlesung*, können wir die beobachtete Ordnung der Darstellung nicht unberücksichtigt lassen, weil sie, unserer Meinung nach, dem Verständniss der Geschichte selbst im Wege ist. Dass Attila's Geschichte ziemlich weitläuftig (übrigens anziehend und lebendig) vorgetragen ist, wollen wir nicht geradehin tadeln; denn wiewohl sie von keinem grossen universalhistorischen Interesse ist: so ist sie doch zur Charakteristik nicht allein der Hunnen, sondern auch ähnlicher Horden und Völker auf gleicher Stufe der Cultur nicht unwichtig. Allein Attila selbst sollte nicht an die Spitze der Geschichte der Völkerwanderung gestellt seyn. Auf ihn folgt hier die Stiftung der vandalischen, west- und ostgothischen und angelsächsischen Reiche, dann die Verbündungen der Franken, Alemannen und Markomannen, die Entstehung des Frankenreichs, und zuletzt eine nur kurze Schilderung der Germanen, hauptsächlich ihrer Staatsverfassungen und bürgerlichen Rechtsverhältnisse. Uns dünkt, die Schilderung der Germanen sollte erstens eine möglichst reiche Entwickelung ihrer Eigenthümlichkeit enthalten, weil die Erscheinungen der folgenden Zeiten doch eine ihrer Hauptwurzeln in dem alten germanischen Geiste haben; zweytens sollte diese Schilderung an der Spitze stehen, weil sie zur Erklärung der Möglichkeit der Völkerwanderung nöthig ist. Eben darum, und nicht bloss der Zeitordnung wegen, hätte wohl auch die Stiftung der germanischen Staaten erst hinter die Erzählung von den grösseren germanischen Völkervereinen gestellt werden sollen, denn diese haben ohne Zweifel zu den Wanderungen und Eroberungen selbst beygetragen. — Von den Arabern, Mohammed, den Chaliphen, der Eroberung Spaniens, der Rettung des übrigen Europa durch Karl Martell, insbesondere aber von dem Einflusse der arabischen Cultur auf die europäische ist gewiss, bey der nothwendigen Kürze, sehr genügend gehandelt.

Karls des Grossen Leben und Thaten sind in der 11 *Vorlesung* grösstentheils nach des Vfs. ausführlicherem Werke über diesen grossen Mann geschildert. Doch ist auch hier Manches, was wir uns nicht erinnern dort gelesen zu haben. Wenn in der Einleitung die Verbreitung des Christenthums in Europa als der Hauptgesichtspunct hingestellt wird, aus dem Karls Regierung zu betrachten sey: so können wir nicht beystimmen, da ja der Erdstrich, der durch Karln dem Christenthum gewonnen wurde, nicht gar bedeutend ist. Auf die Bildung, welche „die Hierarchie tyrannisirend Europa gegeben", scheint uns der Vf. zu viel Gewicht zu legen. Dagegen hat uns die psychologische Erklärung von dem Charakter Karls als Eroberer vorzüglich gefallen. Kein grosser Eroberer habe gleich anfänglich alle die Plane gefasst, die er nachher gebildet; die Ausführung Eines glücklichen Gedankens werde der Keim zu tausend ande-

ren; Karls erste Kriege gegen die Sachsen seyen aus wahrem Religions- und Bekehrungs-Eifer entstanden; „als er endlich die wichtigsten Kriege siegreich geendet, war ihm das Waffenhandwerk zum Bedürfniss, zum Genuss geworden: Er, der so viele Nationen unter sein Scepter gebracht, musste in der That glauben, es sey ein Glück, von ihm beherrscht zu werden, und in dieser Begeisterung ganz Europa zu beherrschen wünschen." — Eine hierauf folgende kurze Geschichte der einzelnen europäischen Staaten in den nächsten Jahrhunderten nach Karl dem Grossen glauben wir schon dadurch hinlänglich zu empfehlen, wenn wir sagen, dass dabey überall die Entwickelung der Eigenthümlichkeiten eines jeden Staates das Hauptaugenmerk ist. Dann wird der Zusammenhang derselben als Völkerrepublik betrachtet: „Das Streben nach Universalität ward allen diesen Staaten erst durch die christliche Religion, das Gut der öffentlichen Meinung durch die Buchdruckerkunst gegeben". — „Die Gesandten bildeten an jedem beträchtlichen Hofe eine Art von Amphiktyonengericht, welches als die Repräsentation aller europäischen Völker angesehen werden konnte." — Die 12 *Vorlesung* enthält die Geschichte der Hierarchie, durch welche der Geist der Einheit, und somit das System der christlich-europäischen Völkerrepublik entwickelt wurde. Das hier Gesagte ist beachtenswerth, wenn es auch nicht durchaus die Probe bestehen sollte. Der Einfluss der Mönche auf die Cultur des früheren Europa ist gut dargestellt; allein kann man darum von der Hierarchie günstiger urtheilen? Die Geschichte Gregors VII ist ziemlich ausführlich erzählt, setzt aber doch den Leser nicht in den Stand, zu urtheilen, wie weit er Missbilligung oder Entschuldigung oder Beyfall verdiene. Eingeflochten ist eine sehr lebendige Erzählung von den Kreuzzügen, und die Entwickelung ihrer Folgen. — Eine allgemeine Schilderung des Mittelalters von Karl dem Grossen bis auf Maximilian I ist der Gegenstand der beiden folgenden Vorlesungen. Die 13 erklärt zuerst die höchste Eigenthümlichkeit desselben; es ist die Scheidung eines „weltlichen und geistlichen Reichs." „So wie Kaiser und Papst als die höchsten Machthaber einander gegenüber stehen: so scheidet sich mit ihnen das ganze Leben des Mittelalters in eine geistliche und weltliche Seite, und dem Mönchthum steht das Ritterthum, der Ascetik die Turniere, der Scholastik die Ritterpoesie gegenüber. In der einseitigen Ausbildung und Vollendung jeder dieser Seiten, in dem unvermeidlichen und fast unaufhörlichen Kampfe dieser beiden Elemente, entfaltete sich ein ganz neues Wesen der Menschheit." Im Ganzen ist dem Vf. die Charakterisirung des Mittelalters in mehr als einer Hinsicht gelungen. Man kann ihm keine Übertreibung in der Schätzung desselben vorwerfen, ob er gleich überall in der Zeichnung der „eckigen, scharfgeschnittenen Formen" des Mittelalters seine Achtung für das Zeitalter hindurchblicken lässt. Die Darstellung des Mönchs- und Ritter-Wesens, die Lehnsverfassung, Turniere, Ritterorden, Ritterpoesie und gothischen Baukunst, welche die ganze 13 *Vorlesung* füllen, ist verhältnissmässig reich ausgefallen, und die einzelnen Züge sind gut gewählt. Wenn man auch nicht in Allem mit dem Vf. übereinstimmig urtheilen sollte, z. B. dass das Ritterwesen eine Frucht des Katholicismus sey, und wenn man auch, was z. B. über den Zusammenhang zwischen der gothischen Baukunst und der Frömmigkeit gesagt ist, etwas zu stark finden sollte: so wird man doch auch hier, wie überall, der sonst so seltenen Richtung eines sinnigen Geschichtschreibers nach dem, was den inneren Menschen angeht, seinen Beyfall nicht versagen. — In der 14 *Vorlesung* wird durch die Geschichte der Conföderationen des Mittelalters, der Entstehung und des Aufblühens eines dritten Standes, der Zünfte, des lombardischen Städtebundes, des rheinischen Bundes, der schweizerischen Eidgenossenschaft, der Hanse, der Wissenschaften in jener Zeit, und des Entstehung der Universitäten die allgemeine Übersicht des Mittelalters vollendet. Am ausführlichsten wird von der Hanse gehandelt, wo der Vf., wie öfters, die Beziehung auf seine nächsten Umgebungen nicht vergisst. — Die 15 *Vorlesung* beschäftigt sich mit den grossen Erscheinungen, welche, durch die Kraft des Mittelalters hervorgerufen, eine neue Welt vorbereiteten: Schiesspulver, stehende Truppen, veränderte Kriegskunst, Buchdruckerkunst, der Compass, die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien, Copernicus, Maximilian I. Bey der Buchdruckerkunst ist vorzüglich der Einfluss der öffentlichen Meinung als eine Eigenthümlichkeit des neueren Europa herausgehoben. Dabey wird nicht verkannt, dass durch jene Kunst auch die alles erschütternde Frivolität, Zügellosigkeit und Lethargie allgemeiner verbreitet worden sey. Doch selbst hierin findet der Vf. wieder die Vorbereitung zu einer höheren Moralität; „denn wenn man vormals oft nur tugendhaft war, weil man es nicht besser wusste: so wird *die* Moralität grösser seyn, die das Schlechtere, das sie in seiner ganzen Abscheulichkeit kennt, aus selbsteigener, freyer Wahl meidet.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

## NEUE AUFLAGEN.

*Gmünd*, b. Ritter: *Versuch eines Handbuchs zum christkatholischen Religionsunterrichte für die oberen Classen in Bürger- und Land-Schulen: das auch wohl zu Katechesen in den Kirchen und zu Predigten gebraucht werden kann.* Erster Theil. Religionsgeschichte. Von *E. H. v. Brentano.* Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1812. 136 S. Zweyter Theil. Glaubens-, Sitten- und Mittel-Lehre. 246 S. 8. (12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 OCTOBER, 1812.

## GESCHICHTE.

Berlin, b. Hitzig in Comm.: *Skizzen der allgemeinen Geschichte* u. s. w. von D. *Hans Karl Dippold* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Mit der 16 *Vorlesung* beginnt die neuere Geschichte. Nach einer lesenswerthen Vorerinnerung über den Unterschied der alten, mittleren und neueren Geschichte folgt die Erzählung von Karl V, Luther, Zwingli und Calvin, und eine Darstellung der Folgen der Reformation, sowohl für die Politik Europas im Allgemeinen, als für die einzelnen Staaten. Wir erlauben uns hiebey eine allgemeine Bemerkung. Da die Weltbegebenheiten so vielfach in einander verflochten sind, da ihre gegenseitige Einwirkung und Rückwirkung so grofs ist, da keine nur aus einem Keim, sondern aus unzähligen Quellen entspringt: so kann man bey der Darstellung der Wirkungen einer grofsen Erscheinung nicht sorgfältig genug vermeiden, dafs man nicht Alles, worauf sie Einfluss gehabt hat, als das Erzeugnifs vorzugsweise jener einen Begebenheit darzustellen scheine. Am meisten läuft man diese Gefahr, wenn man bey der Erzählung mehrerer Ereignisse das eine als den Grund und die Ursache der übrigen an die Spitze stellt. Aus diesem Gesichtspuncte ist es auch hier zu beurtheilen; wenn es z. B. heisst, dafs die Republik der vereinigten Niederlande der Reformation ihren Ursprung verdanke, dafs die Reformation durch die Schöpfung Schwedens und Preussens die künftige Entwickelung des europäischen Staatensystems vorbereitet habe, oder wenn man liest, welcher Einflufs ihr durch die Glaubensveränderung in England, durch die Revolution der Niederlande, und durch den dreyfsigjährigen Krieg auf das europäische Gleichgewicht zugeschrieben wird. — In der 17 *Vorlesung* wird zuerst, nach *Heeren*, gezeigt, wie seit der Zeit Ludwigs XIV das Geldinteresse an der Stelle des Religionsinteresse das vorherrschende in der europäischen Politik geworden sey. Dann folgt die Geschichte Ludwigs XIV, Peters des Grofsen, der Entstehung der preussischen Macht, Friedrichs II, und der Zeiten nach ihm; die Fortsetzung der einmal aufgeregten Thätigkeit, die Aufklärung, die Verletzung der Grundsätze von dem europäischen Gleichgewicht durch die Theilung Polens, der Anfang der Revolution in der Literatur werden ausgehoben. Wie an anderen Stellen, vergifst man auch hier über der Ausführung die freywillige Beschränkung in der Wahl der Gegenstände. — In der 18 *Vorlesung* giebt der Vf. zuerst einen Rückblick auf das Ganze der Geschichte, zum Theil mit den Worten *Joh. v. Müller's*. Der entstehende literarische und politische Revolutionsgeist, die französische Revolution, Napoleon, die neue Gestaltung der Philosophie in Deutschland durch Kant und Schelling, das sind die Gegenstände dieser letzten Vorlesung. Wir können nicht genauer bezeichnen, wie der Vf., wie im ganzen Werke, so insbesondere bey den Erscheinungen unserer Zeit, immer auf die Beruhigung, welche der grofse Gang der Geschichte des menschlichen Geschlechts gewährt, auf uns selbst, was wir thun können und sollen, insbesondere auf die Hoffnungen unseres Vaterlandes für Menschenbildung, seinen Blick gerichtet hat, mit welchem tiefen Gefühl er seine Ideen ausspricht. Aber das hoffen wir, dafs er durch dieses Hervortreten seines Gemüthes, durch diese Richtung seines ernsten historischen Strebens auf die wichtigsten Gegenstände des Lebens, den Beyfall eines jeden Lesers gewinnen werde. T. T.

## LITERATURGESCHICHTE.

Paris, b. Collin: *Tableau de la Littérature en Europe, depuis le seizième siècle jusqu'à la fin du dix-huitième, et Examen des causes politiques, morales et religieuses qui ont influé sur le génie des Ecrivains, et sur le caractère de leurs productions.* Par *J. J. Lenliette*, Ex-Professeur de belles-lettres à l'Athénée de Paris. 16, XLIII und 324 S. 8. (6 Francs.)

Der Vf. dieses Buches ist in mehr als Einer Hinsicht merkwürdig. Er war der Sohn eines armen Schlossers aus Boulogne sur mer, und bis in das 15 Jahr so stumpfsinnig, dafs er gefüttert werden mufste; auf Einmal ging mit dem unbeholfenen Knaben eine wundersame Veränderung vor, er lernte ohne Lehrer Lesen und Schreiben, und bald genug die lateinische und englische Sprache, so wie er auch seine Muttersprache nach Grundsätzen studirte; und zwar indem er mit der einen Hand den Blasebalg bewegte, und mit der anderen sein Buch hielt, um beym Kohlenschein darin zu lesen. Beym Ausbruche der Revolution trat *L.* (22 Jahre alt und in seiner fortschreitenden Geistesentwickelung von Niemanden beobachtet) zu Aller Erstaunen am ersten Bundesfeste als Redner auf, und gewann den allgemeinsten Beyfall; seine Rede wurde gedruckt, in das Englische übersetzt, und

in französischen und englischen Journalen als ein Meisterstück angepriesen. Mehrere pariser Schriftsteller, wahrscheinlich nicht vom ersten Rang, nahmen ihn unter ihre Leitung, und ließen ihn in den Bureaux des Minister *Roland* und an verschiedenen periodischen Blättern arbeiten. Mit damals sehr gewöhnlicher vollkommener Unkunde der Staatswissenschaft gab er sich ganz den Demagogen hin; aber seine unerschütterliche Rechtlichkeit, eine Frucht des Umgangs mit dem Manne, bey welchem er Unterricht im Lateinischen erhielt, schützte ihn gegen sittliche Vergiftung und gegen Theilnahme an den blutigen Verirrungen und Verbrechen der republicanischen Terroristen. Er war arm und hülflos gegen Ende der Revolution, und würde unbemerkt Hungers gestorben seyn, wenn nicht einer seiner Mitbürger sich des Verlassenen erbarmt hätte. Durch Vermittelung seines Beschützers erhielt er die Lehrstelle der schönen Wissenschaften an der zu Versailles errichteten Centralschule und arbeitete mit glücklichem Erfolge in seinem Wirkungskreise. Als Schriftsteller zeichnete er sich durch zwey Abhandlungen über den Einfluss der fortschreitenden Abschaffung der Sclaverey und über Luthers Reformation aus, welche das Institut einer Ehrenmeldung würdigte. Nach Aufhebung der Centralschulen gab er Privatunterricht und widmete sich gelehrten Arbeiten; zwey Monate vor seinem Tode wurde ihm die Professur der Literatur am Athenäum in Paris übertragen. Als Einleitung in seine Vorlesungen über Literärgeschichte arbeitete er das hier mitgetheilte Gemälde aus; ehe er seinen Aufenthalt in Paris nahm, starb er den 23 Dec. 1808 im 31 Jahre an den Folgen eines Sturzes aus dem Wagen. Man hat noch von ihm eine Darstellung der Literatur bey den Griechen, Versuch über die Ursachen der Überlegenheit der Griechen in den Künsten der Einbildungskraft, und mehrere politische Aufsätze; von seinen nachgelassenen Handschriften verdient besonders der zu Versailles vorgetragene *Cours de littérature* bekannt gemacht zu werden, weil er vorzüglich von der Literatur des Auslandes handelt, und folglich als Ergänzung des *la harpeschen* Werks betrachtet werden kann. Seine wirklich ausgebreitete Gelehrsamkeit verdankte er hauptsächlich einem außerordentlichen Gedächtnisse, welches ihm Alles, was er seit 15 Jahren gelesen hatte, immer gegenwärtig erhielt. In der gesellschaftlichen Erscheinung blieb er immer unbeholfen; seine Persönlichkeit und sein Hauswesen wurden über Studien durchaus vernachlässigt; hätte sich die Wittwe seines ersten Beschützers nicht seiner angenommen: so würde er oft ohne Brod und Kleidung gewesen seyn. Er gab mit vollen Händen, und selbst den Ertrag des damals unter der Presse befindlichen vorliegenden Werks hatte er schon versagt, um einen armen Tagelöhner zu Versailles aus den Händen seiner Gläubiger zu befreyen. *Lauliette's* Mutter lebte noch in hohem Alter, blind und hülflos; ihre einzige Hoffnung hing von dem Abdrucke der Handschriften ihres Sohnes ab. Diese Nachrichten verdanken wir dem Herausgeber der gegenwärtigen Schrift, Hn. *J. Maqueron*.

Die historische Aufgabe, welche der Vf. zu lösen versucht hat, ist anziehend wichtig. Seit dem 16 Jahrh. treten in ungleicher Folge alle europäischen Nationen in literärische und artistische Thätigkeit und ein völliger Stillstand im geistigen Entwickelungsgange ist nicht mehr bemerkbar; der Historiker hat die allgemeinen Impulse aufzusuchen, welche die allmähliche Umgestaltung des sittlich-geistigen Zustandes bewirkten, und er soll zugleich die Ursachen wahrnehmen, aus welchen sich der individuelle Charakter einzelner Nationen erklären lässt; beides erfodert Lossagung von tiefgewurzelten Vorurtheilen einseitiger Nationalität und unbefangene Empfänglichkeit für fremdartige Ansichten und Eigenthümlichkeiten; das Erstere erheischt einen wahrhaft kosmopolitischen Geist, das Andere ein freyes Eindringen in einen oft eng begrenzten und dem isolirten Nationalstolze unzugänglichen Kreis, in dessen Mitte allein der Standort gefunden wird, von welchem aus gerechte Würdigung des Geschehenen möglich ist. Die allgemeineren Betrachtungen, bey welchen er die wechselseitigen Beziehungen politischer, religiöser und literärischer Ereignisse geistreich auffasst und analysirt, sind dem Vf. grossentheils gelungen; in Beurtheilung der literärischen Fortschritte einzelner Nationen ist er minder glücklich; doch zeichnet er sich in Ansehung der italiänischen und brittischen Literatur durch gründlichere Kenntniss und unbefangeneres Urtheil vor vielen seiner Landsleute rühmlichst aus, und ein reges Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit ist fast überall unverkennbar. Über Frankreich spricht er am wenigsten, weil dessen Literatur ihm sorgfältig und befriedigend genug erörtert zu seyn schien; dagegen machte er sichs zur Pflicht, seine Mitbürger über den ihnen minder bekannten Gang und Zustand der auswärtigen Literatur zu unterrichten, und besonders von dem literärischen Ertrage des 18 Jahrhunderts bis zum J. 1789 möglichst vollständige Notizen mitzutheilen.

Voran geht eine Vorlesung über den Gang literärischer und artistischer Bildung von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, und über den Plan, die Grundsätze und Absichten, welche der Vf. bey seiner Darstellung der Literaturgeschichte der drey letzten Jahrhunderte zu beobachten und zu erreichen sucht; sie ist reich an richtigen Blicken und treffenden Urtheilen über griechische und römische Classiker, und flösst grosses Vertrauen zu dem Manne ein, der sich als Gelehrter, Kritiker und Ästhetiker so vortheilhaft ankündigt. Bloss in den wenigen Zügen, welche auf das Mittelalter hindeuten, offenbart sich Oberflächlichkeit und Unkunde; die Wirkungen des Christianismus, des Germanismus und des Islam sind ganz übergangen, und mit einem gewaltigen Sprunge sieht sich der Leser in das Zeitalter *Petrarcha's* versetzt; von da an sind die Umrisse wieder scharf und kräftig. Den höheren Zweck litterarhistorischer Darstellung setzt der Vf. in Veredelung des Gelehrtenstandes, so

dass Jeder, der diesem angehören will, Achtung für seine Würde, für seinen Einfluss gewinne, mit seinem Streben nach Ruhm wohlwollenden Glauben an die Menschheit verbinde, und mit diesen Gefühlen und Grundsätzen der Wohlthäter seiner Mitmenschen in Gegenwart und Zukunft werde.

Die Ökonomie der Schrift selbst ist sehr einfach. Alles ist nach den einzelnen Jahrhunderten zusammengestellt, erst das Allgemeinere sehr kurz, und dann folgt im specielleren ethnographischen Theile die literärische Charakteristik der wichtigsten Nationen. — Dem 16. Jahrh. wiederfährt Gerechtigkeit. Am längsten weilt die Betrachtung bey dem für Literatur und Kunst so üppig ergiebigen Italien; über *Tasso* und *Ariosto* fällt der Vf. verständige Urtheile, und nicht zuletzt zwischen den Hauptwerken beider grosser Dichter eine, wie Rec. glaubt, sehr richtige Parallele. S. 27: „*La Jérusalem delivrée et le Roland furieux sont deux beaux ouvrages; mais ils n'ont aucun point de ressemblance. Le génie du Tasse a cette auguste gravité qui tient à une ame forte, à un coeur ardent et sensible; celui de l'Arioste a ces graces, cette flexibilité, ce charmant abandon qui dévoilent un caractère voluptueux et un coeur peu susceptible de fortes émotions. La Jérusalem est comme ces palais majestueux où tout commande le respect: les statues, les tableaux n'y offrent que de grands hommes ou d'augustes divinités, des faits imposants ou des évènemens tragiques; l'on en sort avec un recueillement religieux, avec une satisfaction calme. Le poème de l'Arioste peut être comparé à ces parcs, à ces jardins construits par l'art, complice de la volupté, où l'homme heureux cherche des délices, mais où l'infortuné qui a besoin de nourrir son courage, où l'être sensible qui se complait dans de mélancholiques affections, portent plutôt l'oeil de la curiosité que le sentiment le sentiment du plaisir.*“ *Macchiavelli* wird nach Verdienst erhoben, und besonders als Meister in der historischen Composition gepriesen. *Guicciardini* und *Davila* verdanken ihren Ruhm mehr dem Stoffe, als der Bearbeitung desselben; hingegen tritt *Sarpi's* Überlegenheit um so glänzender hervor, da er einem an sich ärmlichen Thema durch Reflexion und Auffassung aller Berührungspuncte das lebendigste Interesse zu verleihen wusste. *Sannazaro* u. *A. Caro*, so wie auch *Pietro Aretino*, *Berni*, *Franco*, sind nicht genannt, obgleich vorzüglich die letzteren den Geist ihrer Zeit charakterisiren. — Spanien und Portugall hatten ihre goldene Zeit. *Camoens* wird streng, aber nicht ungerecht beurtheilt; für die dramatische Poesie der Spanier hat der Vf., wie alle seine Landsleute, keinen Sinn und spricht einseitig darüber ab; dem Genie des *Cervantes* zollt er dagegen volle Bewunderung und von den durch *le Sage* in Frankreich nationalisirten Romanen wird mit Achtung gesprochen. Wie unter den Historikern *Mariana* vergessen werden konnte, ist schwer zu begreifen. — England's Literatur zeichnet sich durch eine merkwürdige Originalität aus, und der Repräsentant derselben ist *Shakespeare*, von dessen Genialität der Vf. entzückt ist, und freymüthig rügt er *Voltaire's* Einseitigkeit. *Ben Johnson* und *Spenser* werden mit Achtung erwähnt; die Vervollkommnung der Philosophie durch *Baco* ist nicht übergangen. Frankreich. —

Im 17ten Jahrh. verdunkelte sich Italiens Glanz; aber es hatte doch seine *Chiabrera*, *Rosa*, *Menzini*, *Filicaja* u. m. A.; warum sind diese nicht genannt? — Noch tiefer sank Spanien. In England war das Zeitalter des Protector *Cromwel* der literärischen Cultur nicht ungünstig: „*des grands spectacles, quelle que soit leur nature, développent et étendent les esprits; et en fut-il de plus prodigieux que ceux qui signalèrent cette époque? Tous les calculs de la prudence avoient été dejoués par une prudence supérieure et par une fortune sans exemple.*“ *Waller* und *Cowley* schufen die lyrische Poesie; weit über beide erhebt sich *Milton's* epischer Geist; der Vf. verfolgt dessen kühnen Aufflug, und setzt S. 122 hinzu: „*Les défauts de Milton sont nombreux et choquans, mais les beautés sublimes les couvrent. Plusieurs nous semblent appartenir au sujet qu'il traita; à la peinture d'objets qui n'avoient point de modèles; Voltaire a relevé avec trop d'aigreur et d'amertume les écarts de ce grand génie; avec l'esprit le plus capable de bien juger, l'admiration étoit pour lui un sentiment pénible. . . . . . . Les succès de Milton sont tardifs; mais il laisse une gloire qui n'aura point de terme; il ramène les esprits vers les objets religieux, et ouvre une nouvelle carrière à une génération de poètes éminens. . . . . Le poème sublime où Klopstock nous offre le mystère qui fait la base de la foi chrétienne, l'Homme-Dieu, victime expiatoire de l'homme coupable, relevant par son sacrifice la nature humaine de sa dégradation, signalant la divinité de sa doctrine par la foiblesse des moyens qu'il emploie et la grandeur des effets qu'il obtient, ces ouvrages, principaux ornemens du 18me siècle, se rattachent au prodigieux ouvrage de Milton.*“ Der Übergang von *M.* zu *Butler* gleicht dem von der italiänischen zur flandrischen Schule; die Grund-Idee des Hudibras ist gut aufgefasst, und thut dem übrigen Verdienste des Dichters keinen Eintrag. *Otway* hat grosse tragische Energie; *Rowe* übertraf ihn an patriotischem Hochgefühl. *Algernon Sidney* vereinte in sich den Geist des Plato und den Muth des Regulus; sein Werk über die Regierungsformen erwarb ihm Tod und Unsterblichkeit. „*C'est avec un sentiment de répugnance que je vous parlerai du fameux et méprisable Hobbes; il calomnie la nature dans son plus bel ouvrage; il fait l'homme essentiellement méchant; il absout les maitres qui l'accablent, les tyrans qui l'oppriment, en peuplant la terre de monstres; il dépouille le ciel de sa majesté. L'athéisme révèle ou un esprit faux ou un coeur pervers; plaignons celui qui a besoin d'échapper à la divinité, mais abhorrons le systématique criminel qui veut ériger en doctrine les froides spéculations de son ame insensible, ou les désirs de sa conscience coupable, qui souhaiteroit que l'univers se tût pour le genre*

humain, comme il se fait pour lui, que la nature, qu'il ne peut aimer, fût un temple sans pontife et sans adorateurs." — Frankreich hatte seine glänzendste Epoche. *Richelieu's* und *Ludwig's XIV* Charaktere S. 133 fg. S. 156 fg. sind mit Meisterhand gezeichnet, und in der Beurtheilung der beiden grössten französischen Tragiker *Corneille* und *Racine* offenbart sich ein fester kritischer Takt bey aller nationellen Vorliebe für die Vergötterten; auch *Molière's* Verdienst wird richtig geschätzt; und was von *La fontaine*, *Boileau*, *Bossuet* und den anderen berühmten Schriftstellern der damaligen Zeit gesagt ist, erscheint auch dem Ausländer als Resultat gründlicher Einsicht und reifen Geschmacks.

Das Gemälde des 18ten Jahrhunderts (S. 169–324) ist am vollständigsten und fleissigsten gearbeitet. In dieser Periode wird Europa durch grosse politische Veränderungen umgestaltet; der Einfluss Frankreichs ist entschieden; die Aufhebung des Edicts von Nantes war eine Wohlthat für Europa durch die Beschleunigung der Civilisation, welche sie in vielen Gegenden bewirkte. — Italiens literärische Thätigkeit gewann neues Leben; aber ihr Ruhm hängt nicht so sehr von *Maffei*, *Alfieri*, *Goldoni* (denen *Gozzi*, *Fortiguerra*, *Algarotti* u. M. wohl hätten beygesellt werden können) ab, als von den Männern, welche gelehrte Kenntnisse popularisirt, und Gegenstände, die sonst ausschliesslich der Schule anzugehören pflegten, für die gebildete Welt bearbeitet haben; *Bettinelli*, *P. Frisi*, *L. Spallanzani* u. v. A. hätten nicht übergangen werden dürfen. — England prangt mit grossen Namen. *Pope* und *Prior* erklärt der Vf. für die elegantesten Dichter; was er von *Akenside*, *Thomson*, *Young*, *Addison* sagt, beweiset seine vertraute Bekanntschaft mit ihren Werken. Mit Wärme und liebevoller Achtung wird *Richardson* und dessen Meisterstück, Clarissa, geschildert, ohne desshalb minder gerecht gegen *Fielding* zu seyn. *Swift* findet wenig Gnade vor dem Richterstuhle des französischen, gegen veraltete politische Factionen der Britten gleichgültigen Kritikers; *Sterne's* originelle Sentimentalität und theils witzige theils gedanken- und gefühlreiche Geschwätzigkeit ist glücklich aufgefasst. Die Urtheile über *Foe's* Robinson, über *Goldsmith* und *Godwin* sind gediegen und treffend. *Gay*, *Gray*, *Glover*, *Smollet* sind übergangen. Nur ein Franzos kann bezweifeln, dass die Britten fast allein moderne Historiker haben; der Vf. sagt von ihnen: *s'ils sont irreprochables sous le rapport de la franchise et de la vérité, on leur souhaiteroit des couleurs plus fortes, un ton moins didactique.* An *Hume* wird leblose Kälte gerügt; *Robertson* wird für untadelich erklärt; *Gibbon* wird der Parteylichkeit für den Despotismus und der Feindseligkeit gegen die christliche Religion bezüchtigt. *Middleton*, *Ferguson*, *Mitford*, *Dalrymple*, *Henry* und viele Andere sind übergangen. *Locke* erhält, wie leicht zu erwarten, grosses Lob; *Bolingbroke*, *Shaftsbury*, *A. Smith*, *Hume* und die Deisten werden richtig gewürdigt; *Berkeley*, die Moralphilosophen und die zahlreichen Politiker sind übergangen. Am auffallendsten ist das Stillschweigen von der brittischen Staats- und Kanzel-Beredsamkeit. — Von dem Gange der literärischen Cultur in Deutschland hat der Vf. minder richtige Ansichten; das, was Deutsche im 16 und zum Theil auch im 17 Jahrh. wissenschaftlich geleistet haben, kennt er nur nach der auf das Ausland im Grossen rückwirkenden Aussenseite; die wohlthätigen Resultate des Protestantismus werden dankbar anerkannt. *Leibnitz* wird als Philosoph gepriesen. Von dramatischen Dichtern sind allein *Klopstock*, *Schiller* und *Wieland* (jedoch dieser, ohne von seinen dramatischen Productionen ein Wörtchen zu verlieren!) namhaft gemacht. *Schiller's* Don Carlos und Wallenstein gelten als vortrefflich; die romantische Jungfrau von Orleans erscheint dem in solchem Stil wildfremden Franzosen als völlig misslungen; von *Sch's*. historischen Schriften ist der Vf. entzückt. *Klopstock's* Messias wird bewundert. *S. Gesner* wird unseren ersten Classikern beygezählt; *Haller's* geschieht mit einigen Worten Erwähnung. Und diess ist schier Alles, was von deutscher Nationalliteratur mitgetheilt wird. Wenn ein Schriftsteller, der sichs zum Grundsatze machte, seine Mitbürger über den Zustand der ihnen unbekannteren und von ihnen vernachlässigten ausländischen Literatur zu unterrichten, so dürftige und fast möchte man sagen bettelhafte Vorstellungen von deutscher Literatur hat: so ist es kein Wunder, dass die grosse Mehrzahl gebildeter Franzosen uns für halbe Barbaren erklärt, und es unbegreiflich findet, dass wir von unserer Literatur mit Selbstgefühl sprechen, und Alles aufbieten, um in ihr das Kleinod unserer Nationalität zu retten. Wahrlich eine ganze Gesellschaft von *Villers* Männern vermag vielleicht in einem Menschenalter kaum solcher Verblendung und Unwissenheit entgegen zu arbeiten, und die aus Unkunde anmassenden und selbstzufriedenen Nachbarn zu überzeugen, dass sie unendlich Viel in Kritik und schöner Literatur von uns zu lernen haben. — Frankreichs (S. 255–324) Literatur ist ziemlich ausführlich abgehandelt. In Entstellung der Namen, besonders der Engländer, verleugnet sich der Franzose nicht; dass *Luther* als Professeur de *Wirtemberg* S. 28 aufgeführt wird, dass S. 31 *Milton*, *Klopstock* und *Gesner* zusammengestellt sind u. m. a. ist in der Ordnung und nimmt die deutsche observanzmässige Toleranz in Anspruch.

Eine deutsche Übersetzung dieses Buchs wäre ein undankbares Unternehmen; aber durch Umarbeitung und fortlaufende Berichtigung desselben könnte sich ein deutscher Literator Verdienst erwerben. L.

## FORTSETZUNGEN.

*Berlin*, b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck*. Dreyzehntes Vierteljahr. 1812. von S. 1249–1352. 4. (16 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 OCTOBER, 1812.

## HOMILETIK.

1) Jena, b. Frommann: *Neue Predigten*, von D. *Josias Friedrich Christian Löffler*, Oberconsistorialrathe und Generalsuperintendenten in Gotha. Erste Sammlung. Nebst einer Untersuchung der Frage: *Ob es weiser ist, den christlichen Gottesdienst zu verlassen, oder zu bessern?* 1801. XLVI u. 449 S. gr. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

2) Gotha, b. Becker: *Neue Predigten*, von D. *J. F. Chr. Löffler*. Zweyte Sammlung. 1811. VIII u. 451 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. D. *Löffler* hat während der Bearbeitung und Herausgabe dieser beiden Predigtsammlungen, zwischen denen ein Decennium inne liegt, vorzüglich zwey Perioden einer falschen Beredsamkeit erlebt, deren jede den geistlichen Redner seiner Eigenthümlichkeit und dem guten Geschmack untreu zu machen drohte. Die eine war die populäre, bey welcher man, durch manche Volksschriftsteller und neuere Erzieher irre geleitet, sich nicht tief genug zu der Fassungskraft des gemeinen Mannes herablassen zu können glaubte, und um ihm recht verständlich zu werden, mit Verleugnung aller Vorschriften der ächten Homiletik, in einer schlaffen Gedankenfolge, sich nach seiner Art ausdrückte, Gegenstände des täglichen Lebens, welche oft der Würde der Kanzel gänzlich entgegen waren, langweilig abhandelte, und sich durch kindische Vergleichungen, und lächerliche, oft anstöfsige Beyspiele noch deutlicher zu machen suchte. Die andere, besonders in unseren Tagen das Haupt erhebende Predigtmethode möchte Rec. die philosophisch-mystische nennen, deren Geist und Charakter sich in mehreren, neulich erschienenen Predigten deutlich genug ausspricht. Beide Klippen hat Hr. *L.* glücklich vermieden, und einerseits eine edle Popularität behauptet, bey welcher er dem gemeinen Mann verständlich ist, und von dem Gebildetsten gern gehört wird; andererseits damit eine philosophische Ansicht der behandelten Gegenstände verbunden, welche, statt das Heiligthum der Wahrheit zu verdüstern, uns ihr Inneres aufschliesst, und unsere Blicke für ihre Anschauung schärft. Seine Eigenthümlichkeit besteht vorzüglich in einer lichtvollen Darstellung der auf dem Wege ruhiger und unbefangener Untersuchung aufgefundenen, nicht selten im Vortrage selbst entwickelten Wahrheit; einer schmucklosen und einfachen, doch warmen und innigen Empfehlung derselben; einem reinen, edlen und in der Regel stets sich gleich bleibenden Vortrage; einer zwar kunstlosen, aber natürlichen Anordnung der Materien, und einem praktischen Sinne, der alles aufs Leben oder die besondere Gelegenheit der Rede anzuwenden weifs. Die Themata sind gröfstentheils gewählt, z. B. 2 Theil 3 Predigt: *Was wird einst aus unserer Person und aus unserem Werk auf der Erde?* 6 Pr.: *Es ist selten und schwer, aber nicht unmöglich, ohne Sünde zu seyn.* 12 Pr.: *Auch schuldige Menschen leiden oft mehr, als sie verdienen.* Aber auch da, wo sie nicht durch Neuheit sich auszeichnen, weifs ihnen der Vf. durch seine besondere Ansicht und Behandlung den Reiz der Neuheit zu geben. Z. B. 1 Pr.: *Wider den Fehler, zu verzögern, was unsere Pflicht ist.* 2 Pr.: *Die Hoffnung, dafs wir im Tode nicht untergehen.* 11 Pr.: *Wie wir darüber zu urtheilen haben, dafs uns nicht mehr von der früheren Lebensgeschichte Jesu bekannt ist.*

Die Anordnung der Materien ist, wie gesagt, einfach. Gemeiniglich wird zuerst die Sache selbst erläutert; eine Pflicht aus einander gesetzt, eine Religionswahrheit bewiesen; sodann aufs Leben angewendet. Eben so erhält sich der Ton immer in der mittleren Sphäre, aus welcher der Kanzelredner, der vor einem gemischten Publicum spricht, nie heraustreten sollte. Selbst bey der Einführungsrede S. 431, wo der Gegenstand einen höheren Schwung gestattete, bleibt Hr. *L.* seiner ruhig belehrenden und ermunternden Manier getreu. Das Anfangsgebet: „*Möge auch diese Handlung, bey der unser Geist dich, Allwissender, gegenwärtig denkt, nicht ohne Erbauung für diese Versammlung, nicht ohne Segen für dieses Haus seyn,*“ spricht den ruhig feyerlichen Charakter der ganzen Rede aus. Eben diefs gilt auch von der vorhergehenden Confirmationsrede. Selten finden wir rednerischen Schmuck; aber wo sich der Vf. desselben bedient, da ist er natürlich und gewählt. Z. B. S. 420. 421: *Dieses* (das reifende jugendliche) *Alter bedarf einer solchen Sorgfalt vorzüglich. Wie eine zarte Blume, die wir mit Mühe durch die rauhere Zeit des Winters erhalten haben, und der wir uns jetzt in den Tagen des Frühlings erfreuen, wie eine solche Blume nun der milderen Luft, der wärmeren Sonne, des befruchtenden Regens um so mehr bedarf, damit sie sich stärke, und um so freudiger aufblühe: so bedürfen auch diese Kinder* u. s. w. In Absicht der Ausführung der Materien findet Rec. wenig zu erinnern. Sind sie auch nicht allezeit erschöpft, wie bey manchen, z. B. 2 Th. S. 157, unmöglich war: so sind sie doch gründlich und befriedigend.

behandelt. Bey der VI Predigt des 1 Theiles, *Über die Macht der Gewohnheit*, hätten etwa die Bedingungen ausführlicher bestimmt werden können, unter denen die aus Gewohnheit geübten Tugenden erst ihren sittlichen Werth erhalten. Im Ganzen ist die Manier des Vfs. von der *reinhardschen* verschieden; aber hin und wieder trifft er doch mit jenem grossen Redner in der Wahl der Themen zusammen. Z. B. 1 Th. V Pr.: *Von den Versuchungen, welche aus unseren Vorzügen entspringen.* XIII Pr.: *Die menschliche Erhaltung, das Werk vieler unter Gott vereinter Kräfte.* XVIII Pr.: *Wozu uns die Bemerkung dienen soll, dass das Schicksal des Menschen nicht immer seinem Werth entspricht.* 2 Th. XIV Predigt am Neujahrstage: *Welchen Einfluss soll die erneuerte Gewissheit, dass wir dem Tode uns nähern, auf unsere Gesinnungen und Entschliessungen haben?* In diesem Zusammentreffen beider Redner liegt gewiss ein höchst interessanter Stoff, eines Jeden eigenthümlichen rednerischen Charakter zu entwickeln: worauf wir besonders die akademischen Lehrer der Homiletik aufmerksam machen möchten. Vielleicht, dass Mancher derselben, bey einer genaueren Vergleichung beider trefflicher Redner, sich der demosthenischen und isokratischen Manier erinnert.

Die dem 1 Theil der Predigten vorangeschickte Untersuchung der Frage: *Ob es weiser sey, den christlichen Gottesdienst zu verlassen, oder zu verbessern,* liegt zwar, der Zeit nach, ausserhalb der Grenzen der J. A. L. Z. Da indess eben diese Materie erst neuerlich durch Hn. *L.* selbst wiederum zur Sprache gekommen, und es gewiss Vielen interessant seyn wird, zu wissen, wie der Vf. vor zehn Jahren über diese Angelegenheit dachte: so erlaubt sich Rec. nur einige Bemerkungen, um auf diese mit Sach- und Menschenkenntniss und redlichem Eifer für die gute Sache (fast mit mehr Beredsamkeit als die Predigten selbst) geschriebene Abhandlung aufmerksam zu machen. Auch hier athmet der Geist christlicher Toleranz gegen sogenannte Ungläubige, welcher sich in einer neueren Predigt (2 Th. IX Pr.) gegen anders denkende und, so zu sagen, zu viel glaubende Christen ausspricht. Aber weit entfernt, dass Hr. *L.* sich durch eine übertriebene Toleranz und zu grosse Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeit dahinreissen läst, dessen Wort zu führen, oder ihn doch zu entschuldigen: so hat er vielmehr von S. XX an die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit der Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen trefflich erörtert. Rec. muss einen Jeden, der die neueren Äusserungen des Vfs. hierüber missverstanden haben sollte, auf diese Stelle verweisen, und erlaubt sich nur noch einige einzelne Bemerkungen, die sich ihm beym Lesen dieser, ihn besonders fesselnden Abhandlung darboten. S. XVI scheint der Vf. die synagogischen Versammlungen über Gebühr zu erheben, da sie, wie bekannt, ihre grossen Mängel hatten; den Tempelgottesdienst hingegen, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse des noch sinnlichen und durch das Sinnliche auf das Geistige hinzuleitenden Volks, so wie auf die Veredlung und Vergeistigung desselben durch David, etwas zu hart zu tadeln. Dass die Lehre von der freyen Gnade Gottes der Moralität so nachtheilig sey, als Hr. *L.* S. XXVI meint, bezweifelt Rec. Von ihr ging ja, wie erst neuerlich, trotz alles Widerspruchs, dem Unbefangenen sattsam bewiesen worden ist, die Reformation, und sonach die ächt-christliche Moral aus. Man verstehe nur das Wort *frey*, woran sich so Viele stossen, im ächt-biblischen Sinne! Ja, ist nicht selbst die Fähigkeit, moralisch zu handeln, freyes Gnadengeschenk Gottes? Trefflich vereint Hr. *L.* S. XXVIII das reine Moralprincip mit dem Glückseligkeitstriebe und den sogenannten eigennützigen Bewegungsgründen. Überhaupt möchte wohl auch die grösste Reinheit nicht frey vom Eigennutze seyn, so viel Aufhebens man auch von jener gemacht hat. Der sich selbst Gesetz seyn wollende Philosoph ist im Grunde der Eigensüchtigste; der mit edler Selbstverleugnung dem Gesetze Gottes sich unterwerfende Christ der Uneigennützigste. Von S. XXXIV an widerlegt der Vf. mit siegenden Gründen die übertriebenen Foderungen, welche man in Absicht der Liturgie gethan. Rec. ist überzeugt, dass auch die beste Liturgie nur wenig zur allgemeineren Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste beytragen wird. Man hat verbesserte und neue Agenden, zeitgemässe Formulare, neue herrliche Gesänge; man hat unter einer Menge vortrefflicher Predigtsammlungen und Erbauungsbücher die Auswahl: wird desswegen der öffentliche Gottesdienst fleissiger besucht, und die Privaterbauung allgemeiner? Der zu heilende Schaden ist tiefer, als in äusseren Formalitäten, zu suchen. Wenn nicht der herrschenden Frivolität auf irgend eine Art Einhalt geschieht; wenn nicht eine fromme Erziehung schon frühzeitig den Sinn für das Geistige und Göttliche belebt; wenn nicht auf gelehrten Schulen für religiöse Bildung mehr, als bisher, geschieht; wenn nicht Beyspiele der Religiosität von oben her allgemeiner werden; wenn nicht Lehrer der Religion deutlicher, als bisher, sichs anmerken lassen, dass ihnen das Heilige heilig, dass es ihnen mit ihrem wichtigen Amte ein wahrer Ernst sey: so ist alles Übrige vergebens. Die S. XXIV gerügte Tadelsucht gegen Prediger hat zwar einerseits in den Anmassungen des Publicums seinen Grund, welches von der Kanzel herab wie im Schauspiele unterhalten seyn will, und über eine Predigt wie über ein Drama urtheilt; andererseits aber, und vorzüglich in den Predigern selbst, wenn sie entweder in ihren Predigten dem guten Geschmack Hohn sprechen, oder, nur Beyfall suchend, weniger danach fragen, ob sie erbauet, als ob sie gefallen haben.

Über manche individuelle Ansichten der Religionswahrheiten mag Rec. mit dem würdigen Vf. nicht rechten. Sonst würde er fragen, ob Christus wirklich nichts weiter geboten, als was S. 424 als der Hauptinhalt seiner Gebote empfohlen wird: *dass wir nicht sündigen, oder, welches einerley ist, dass wir nicht gegen unsere bessere Einsicht, oder gegen unser Gewissen handeln sollen.* *Er hat insbeson-*

ere geboten, dass wir diess auch im Verborgenen tun sollen. Und er hat endlich geboten, dass wir gegen Jedermann, mit dem uns Gottes Vorsehung in Verbindung bringt, gerecht, freundlich und hülfreich seyn sollen. — Allumfassender scheint Rec. das te Gebot: Glaube, Liebe, Hoffnung. Auch gegen e IV Pr. im 2 Th.: Auf welche Art und durch welche Mittel erfahren wir die Wirkungen des Geistes Gottes an uns? liessen sich noch hin und wieder weifel erheben. Doch diese und ähnliche Ausstellungen würden bey den vielfachen Vorzügen, besonders bey der praktischen Tendenz dieser Predigten, icht den Verdacht kleinlicher Tadelsucht erregen. löge vielmehr diese Predigtsammlung von Allen mit em Beyfall aufgenommen werden, mit welchem Rec. e las, und der verdienstvolle Vf. uns bald mit einem ritten Theile beschenken! Bch.

**Erfurt**, b. Kaiser: *Archiv für den Kanzel- und Altar-Vortrag, auch andere Theile der Amtsführung des Predigers.* Zum Gebrauch für solche, die oft im Drange der Geschäfte sich befinden. Von einigen Predigern bearbeitet, und herausgegeben von *J. L. Grosse.* Zweyter Band. 1811. XII u. 418 S. Dritter Band. 1812. XVI u. 340 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Es ist keine trügliche Hoffnung, welche der Herausgeber in der Vorrede S. V bescheiden äussert: dass, eitdem er durch mehrere schätzbare Beyträge seiner Mitarbeiter unterstützt worden sey, als es beym ersten Bande (J. A. L. Z. 1811. No. 92) der Fall gewesen, man vielleicht werde das Urtheil fällen können, ein Archiv habe dadurch an Brauchbarkeit gewonnen. Rec. kann versichern, dass er diese Hoffnung n jedem Abschnitte dieses Werks bestätigt gefunden. Vas zuvörderst (um hier nur bey dem 2ten Bande zu verweilen, welchem der 3te an Werth nicht nachsteht) die *Predigtentwürfe* über die gewöhnlichen Perikopen betrifft: so sind zwar die Themata nicht eu und überraschend, doch fruchtbar und praktisch, inige auch beyfallswerth behandelt und ausgeführt. Z. B. am 4 Sonnt. nach Epiph.: *Einige Mittel zu einem sanften und erquickenden Schlafe, die in unserer Gewalt stehen.* Auch ist der Entwurf für eben en Sonntag, wo *Trübsale mit Stürmen verglichen* werden, recht praktisch. Nur erfodert die Ausführung eine Vorsicht, dass das Bild nicht zu oft wiederholt, oder damit getändelt werde. Die Predigtentwürfe sind so geordnet, dass erst ein ausführlicherer, dann ein kürzerer Entwurf geliefert wird, und zwar uerst über die Evangelien, sodann über die Episteln. Rec. missbilligt diese Einrichtung im Ganzen nicht; nur hätte er gewünscht, dass jedesmal der ausführlichere Entwurf dem schwerer zu behandelnden Thema gewidmet worden wäre, z. B. beym 4 Epiph. er Vergleichung der Trübsale mit Stürmen. Nicht fehlen kann es, dass sich bey einer Anzahl von 32 Entwürfen nicht hin und wieder etwas zu erinnern finden sollte. Nicht aus Tadelsucht, sondern um auch einerseits zur Vervollkommnung dieses schon in dem gegenwärtigen Bande immer brauchbarer werdenden Werks beyzutragen, will Rec. die eine und die andere Bemerkung sich erlauben. S. 1 f. in dem Entwurf am 3 Epiph. ist zwar das Thema sinnreich gewählt und gut ausgeführt, liegt aber nicht im Texte. Ich bin ein Mensch, *dazu* (wie Luther eingeschoben) *der Obrigkeit unterthan*, ist Hendiadys und hebraisirend: *ein der Obrigkeit* (oder einem noch Mächtigeren) *untergeordneter Mensch.* Zuweilen enthält *ein* Entwurf zwey, füglicher besonders abzuhandelnde Themata, wie der kürzere an eben dem Sonntage: über die *Pflichten* 1) *der Herrschaften*, und 2) *Dienenden;* oder der über die Epistel desselben Sonntags: 1) *Ists möglich, so viel an euch ist, habt mit Jedermann Friede.* 2) *Lass dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.* Kaum in Predigten, vielweniger in Entwürfe gehört beym Abdruck die S. 41 sich befindende Formel: *Wir erbitten uns aber zuvor hiezu den Beystand Gottes in einem andächtigen und stillen Gebet.* Unrichtig ist wohl disponirt, wenn es S. 48 heisst: *Dass es eine Vergeltung gebe*, lehret uns a) *die Gerechtigkeit Gottes*, b) *die Religion Jesu* (als ob diese uns nicht auch von der Gerechtigkeit Gottes belehre), und bey b) wiederum α) *Jesus*, β) *seine Apostel* (als ob diese nicht ein Geist mit ihm beseelt hätte). Bey dem Entwurf am 6 Epiph. kann Rec. nicht billigen, dass die verschiedenen Meinungen von Jesu Verklärung angeführt werden. Der gemeine Mann wird nur misstrauisch. Was ist für den Beweis: *dass Jesus der Messias sey*, gewonnen, wenn S. 63. 64 gesagt wird: Lasset es seyn, dass, wie Einige meinen, die Wolke eine Gewitterwolke gewesen, und es habe den Jüngern *gedeucht*, als ob sie die Worte aus Jes. 42 hörten: diess ist mein Knecht u. s. w.; oder, wie noch Andere wollen, die Jünger wären von seiner Belehrung so fest überzeugt gewesen, dass Jesus der Messias sey, als wenn ihnen Gott selbst vom Himmel zugerufen hätte: diess ist mein Sohn: so sagt doch Petrus (2 Petr. 1, 16. 17. 18): Wir haben seine Herrlichkeit selbst gesehen u. s. w. Es war also der Zuruf der deutlichste Beweis für die Wahrheit: *Jesus ist der Messias.* (Wirklich? Wird auch der Zuhörer sich durch solche Gründe überzeugt fühlen?) Zuweilen ist das Thema glücklich gewählt, aber die Disposition dürftig und nicht erschöpfend. Z. B. am 6 Epiph.: *Wie nöthig ein vertrauter Umgang mit Tugendhaften sey.* Wir erlangen, wie die Jünger Jesu, 1) *eine richtigere Erkenntniss von Gott und seinem Willen;* 2) *von Jesu und seiner Bestimmung;* 3) *von unserem gegenwärtigen Verhalten.* (Können wir diess alles nicht durch viele andere Mittel, und durch die Religion auf dem kürzesten Wege erlangen? Warum nicht etwa so? 1) *Unser Glaube an ein sittliches Reich Gottes und Jesu Christi wird dadurch bestätigt;* 2) *unsere Nächstenliebe belebt und veredelt;* 3) *unser Tugendeifer in reger Thätigkeit erhalten.*) Der zweyte Theil: was folgt daraus für uns? liegt nicht im Thema. So ist auch manches Thema unbestimmt, z. B. S. 97: *die wichtige Wahrheit, die Christen immer vor Augen*

*haben müssen.* (Wie viel solcher Wahrheiten giebt es, hier ist es die:) 1) *Wer Hoffnung zu Jesu haben will,* 2) *der reinigt sich, gleichwie er rein ist.* Zu solchen Themen bedarf doch wahrlich auch der Ärmste an Geist kein Archiv. Doch dergleichen Entwürfe finden sich nur wenige, die Mehrzahl ist, wie gesagt, beyfallswerth, und Rec. wünscht nur durch solche Erinnerungen den Herausgeber zu einer sorgfältigeren und rücksichtsfreyen Sichtung zu veranlassen. Bey dem Thema: *Es kommt nicht darauf an, wie lange, sondern, wie gut wir leben*, am Sonnt. Estomihi, gesteht der Vf. am Schlusse selbst, dass die Materialien zum zweyten Theil im ersten liegen. Warum wurden also nicht beide Theile sogleich mit einander verbunden? So gewann der erste Theil durch die Anwendung mehr Leben, und im zweyten wurden Wiederholungen vermieden. S. 117 ist *freudiges Zutrauen* zu Gott unrichtig statt *freudiges Bewusstseyn, freudige Zuversicht* gesagt.

Im II Abschnitt, welcher Entwürfe *über freye Texte* enthält, ist das Wort *frey* höchstens in Rücksicht ausländischer Prediger zu verstehen. Es sind nämlich die neuen sächsischen Texte, welche vorgeschrieben sind, und an die Stelle der gewöhnlichen Perikopen treten. Auch sind sie deswegen nicht frey zu nennen, weil sie nicht willkührlich unter einander geworfen sind, sondern, wohlgeordnet, einen biblischen Cyklus, ein Ganzes ausmachen. Die Entwürfe sind übrigens logisch und textgemäss, und gehören mit zu dem Vorzüglichsten in diesem Magazine. Fast sind sie zu reichlich ausgestattet, und es möchte wohl zu einer nur gedrängten Ausführung derselben eine gute Stunde nöthig seyn.

Unter den *Altarreden* im III Abschnitt zeichnen sich vorzüglich aus: No. 47 durch den interessanten Gegenstand und eine sachgemäse Behandlung desselben; 49 durch ihre Seltenheit, dass ein Sohn (Hr. Pastor *Zeis* in Somsdorf) die Einsegnung seiner 50 Jahre mit einander verbundenen Ältern verrichtete. Aber wozu am Ende die allgemeine Umschreibung des Vater unsers? Sollte sie ja da stehen: so musste sie sich der Gelegenheit aneignen, wie dieses in den Taufreden S. 353. 354 und 358 sehr glücklich geschehen, wo das V. U. ganz in ein Gebet für das zu taufende Kind umgearbeitet ist.

Die Gedächtnissrede No. 53 auf einen an seinen Wunden verstorbenen Krieger ist rednerisch und rührend, und entschädigt wegen der Langenweile, die manche vorhergegangene Trauredén verursachten. Eine wahre Gelegenheitsrede! Überhaupt liefert die Chiffer — i — gute Arbeit. No. 55 eine Rede am Grabe des D. *Gäser* in Wittenberg ist zwar kurz, aber rednerisch, herzlich, vielsagend. Eine wahre Zierde dieses Archivs! Die in dem IV Abschnitt vollständig abgedruckte Predigt No. 58 ist in einer beyfallswerthen Manier gearbeitet. Nicht minder No. 59, eine Kirchweihpredigt.

Die Anreden und Formulare *bey Taufen* im V Abschnitt athmen einen guten homiletischen Geist. Nur möchte es in dem Taufformulare No. 61. S. 359 für ein Glaubensbekenntniss, welches *einfach* seyn muss, zu gekünstelt, und doch nicht erschöpfend seyn, wenn es von Jesu heisst: dass er alle Lehrer an Weisheit, alle Helden an Kraft, alle Wohlthäter an Liebe, alle Sieger an Herrlichkeit übertreffe. Auch sind hier die Sätze nicht natürlich geordnet: der zweyte und vierte gehörten zusammen.

Die Abhandlung *über das Abkanzeln* im VI Abschnitt ist durchdacht, mit Wärme für die gute Sache und vieler Menschenkenntniss geschrieben. Aber der Bedenklichkeit S. 372, dass manche durch Strafpredigten vom öffentlichen Gottesdienste abgehalten werden möchten, widerspricht die Erfahrung. Wessen Predigten athmen mehr Ernst, mehr edle Freymüthigkeit und ächt patriotischen Eifer, wessen Busstagspredigten insbesondere rügen schärfer und unparteyischer die herrschenden Fehler der Zeit, als die des verewigten *Reinhard?* Und dennoch drängte man sich zu ihm, dennoch strömten schwerlich in einer Kirche des protestantischen Deutschlands mehrere Zuhörer zusammen, als in der seinigen, dennoch ward er mit ungetheiltem Beyfall von Hohen und Niedrigen, selbst von denen, welche sich getroffen fühlten, gehört und gelesen.

Die *Anzeigen* im VII Abschnitt würde Rec., bey dem Überfluss an gelehrten Journalen, ganz wegwünschen, wenn hier nicht mehr Auszüge aus Büchern, als Recensionen geliefert würden. Für das Publicum, dem diess Archiv bestimmt ist, und welches sich nicht alle Bücher selbst anschaffen, nicht einmal Antheil an einer Lesegesellschaft nehmen kann, findet er dieses sehr zweckmässig. — rf —

---

## NEUE AUFLAGEN.

*Stralsund*, in der Regierungs-Buchhandlung: *Rede gesprochen am Napoleons-Tage des Jahrs 1809 im grösseren akademischen Hörsaal zu Greifswald*, von *Ludw. Theobul Kosegarten*. Zweyte berichtigte Ausgabe. 1812. IV u. 65 S. 8. (8 gr.)

*Aschaffenburg*, b. Etlinger: *Sappho und Phaon*, oder *der Sturz von Leukate*. Zweyte unveränderte Auflage. 1811. 262 S. 8. (1 Rthlr.)

*Frankfurt a. M.*, b. Guilhauman: *Neues Handbuch für die Jugend in Bürgerschulen*. Von *Friedr. Ludw. Wagner*. Erste Hälfte. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. 1812. 347 S. 8. (9 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1806. No. 150.)

*Erlangen*, b. Palm: *Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Ältern, welche ihren Zöglingen und Kindern auf eine leichte, angenehme Weise, und in kurzer Zeit zur Buchstabenkenntniss, zur Fertigkeit im Buchstabiren und Lesen verhelfen, und zugleich ihren Verstand bilden wollen.* Dritte verbesserte Auflage. Auch unter dem Titel: *Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Ältern, welche die Verstandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf ein zweckmässige Weise üben und schärfen wollen.* Von D. J. P. *Pöhlmann*. Erstes Bändchen. Dritte verbesserte Auflage. 1812. XXXII u. 316 S. 8. (18 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1807. No. 91.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 OCTOBER, 1812.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Simonis Socratici, ut videtur, Dialogi quatuor, de lege, de lucri cupidine, de justo ac de virtute. Additi sunt incerti auctoris dialogi Eryxias et Axiochus.* Graeca recensuit et praefationem criticam praemisit *Augustus Boeckhius.* Accedit varietas lectionis Stephanianae. 1810. XL und 104 S. 8. (20 gr.)

Hn. Prof. *Böckh* meint, es würden ihn Manche tadeln, dass er diese dürftigen Bücher des socratischen Schusters oder Philosophen herausgegeben; er habe sie deshalb dem Schuhmacher vorsichtig mit einem sattsam bescheidenen *ut videtur* beygelegt. — Es braucht wohl kaum einer Entschuldigung, wenn Jemand die geringern Werke der alten Literatur einer besonderen Bearbeitung werth hält, denn was ist überhaupt in diesem Gebiete gering und unbedeutend? — Eben so wenig wollen wir mit dem Vf. wegen seiner Hypothese über ihren Urheber rechten, ungeachtet darum, weil ihr seit 4 Jahren keine öffentlichen Beurtheiler widersprochen, und viele sehr scharfsinnige Männer beygestimmt haben, die Gründe dafür nicht beweisender geworden sind. Aber billigen wird es kein Unbefangener, dass der Vf. diese Schriften seinen akademischen Zöglingen herausgab, die an ihnen ihr kritisches Urtheil in Unterscheidung des Ächten und Unächten üben sollen, „auch wenn sie nur einen und den andern Dialog des Plato unter Anleitung des Lehrers gelesen haben.“ Hat der junge Mann seinen Plato ganz und gründlich durchgearbeitet: so mag er das Verhältniss der ihm untergelegten Schriften zu den ächten nach Einsicht und Kräften bestimmen. Ein zu frühes Eingreifen in die höhere Kritik wird oberflächliches und unstetes Gerede veranlassen, das den Eigendünkel nährt, statt die Einsicht zu befördern. — Doch der Herausgeber wünscht auch die simonischen Gespräche, „ungeachtet ihrer geringen Ader von Geist und unerheblichen Kunst,“ statt des Aesop und Hierokles in die Hände derer, die erst in fortgerücktem Alter das Griechische erlernen und gleich dem Cato das Frühversäumte durch späten Eifer ersetzen wollen. Wahrscheinlich hat Cato weder mit dem Aesop noch mit den Dialogen des angeblichen Schuhmachers von Athen angefangen, und eben so werden die Spätlernenden in unseren Tagen es wohl bleiben lassen, nach Lockspeisen dieser Art vor allen anderen die Hände auszustrecken, wenn auch der Herausgeber noch mehr zur Einladung dazu beygebracht hätte. — Den Text rühmt er mit feiner und genauer Erwägung (*subtili et accurato judicio*) nach Muthmassungen und Handschriften hergestellt zu haben; was das heisse, werden wir nachher sehen. Kaum ist man durch diese Zusage zu Erwartungen berechtiget: so will er *nur im Minos* die Lesearten sorgfältiger erwägen, damit man deutlich sehe, „wie gewissenhaft er sein Amt verwaltet habe;“ die übrigen Dialogen aber nur leicht geschürzt durchlaufen, *ne, quod ajunt, μύρον ἐπὶ φακῇ, neve, instar alicujus Fischeri, liberalius exculto et educato homini verbosarum nugarum fastidium pariam*, wobey man denn nicht weiss, ob der Vf. seine Anmerkungen zum Minos für Specereyen hält, mit denen er die Hülsenfrüchte der übrigen Dialogen nicht hat durchwürzen wollen, oder für wortreiche Possen; die einem freyer gebildeten und erzogenen Menschen Abscheu erregen, ob er für angehende Kritiker, denen doch gewiss kein Commentar von Fischer über den Plato Ekel machen darf, oder *in usum elegantiorum hominum* geschrieben hat. — Die Folge dieses seltsamen Sträubens ist, dass der Käufer zu dem Texte, den er schon besitzt, und hier noch einmal bezahlen muss, dürftige Nachweisungen des geänderten und statt der vollständigen Collationen von 2 münchner Handschriften zum Dialog *de justo*, die dem Herausgeber der würdige *Jacobs* besorgte (p. XXVIII, vergl. XXXV), nur so viel bekommt, als Hn. *B.* beliebt. Wahrscheinlich hat die vollständige Variantensammlung für den ganzen Plato sollen aufgehoben werden. — So wusste freylich Fischer nicht Haus zu halten. — Noch weniger klar ist, welches Urtheil Hr. *B.* über die Dialogen selbst bey sich hat. Einmal ist ihm darin *sermo purus, simplex, perspicuus, raro ineptus et insulsus* (p. V), dann wieder *jejunus et vagus sermo et inanium verborum cumulus* (p. VII), der selbst den Abschreibern, „die doch sonst einfältige Menschen gewesen,“ Überdruss und Ekel erzeugt, so wie Lücken und Fehler veranlasst habe. Da muss es nun freylich sehr arg in den Dialogen hergehn; denn man weiss, wie viel schlechte Abschreiber vertragen konnten. — Übrigens wäre es Zeit, dass man endlich aufhörte, auf die Abschreiber ohne Unterschied zu schelten. Es sind unter ihnen vom 12 — 14 und 15 Jahrhunderte viele Männer von gründlicher Sprachkenntniss, richtigem Urtheil und grosser Genauigkeit gewesen, deren nützlicher Sorgfalt wir eine sehr grosse Anzahl der vorzüglichsten Handschriften mit Glossen und Varianten und somit die Grundlage einer gesunden Kritik verdan-

ken. Wer kann diese mit den Flüchtlingen aus Griechenland, die gegen den Anfang des 16 Jahrhunderts nach der Eroberung ihrer Vaterstädte Italien überschwemmten, und zum Theil durch die Noth gezwungen wurden, sich in den Manuscriptenfabriken von Florenz und besonders Venedig zu verdingen, um sich durch Copirung von täglich 3—4 engen Foliobogen das Brod zu verdienen — wer kann jene achtungswürdigen und besonnenen Kenner ihrer Muttersprache mit diesen unglücklichen Handarbeitern zusammenstellen, und die ganze Classe mit gleichem Tadel und derselben Herabwürdigung züchtigen, ohne sich entweder der Unkunde handschriftlicher Denkmäler oder muthwilliger Verkennung eines bescheidenen und wohlthätigen Verdienstes schuldig zu machen? — Wir halten diese Rüge um so mehr für nöthig, da nichts gewöhnlicher ist, als dass man sich durch rücksichtloses Schmähen auf die Dumpfheit, Einfältigkeit und Nachlässigkeit der Grammatiker und Abschreiber das Ansehen von Weisheit und Überlegenheit zu geben, und sofort das Recht zu erlangen sucht, alles nach Willkühr mit Füssen zu treten, was von ihnen ausgegangen ist.

Was nun die Ausgabe betrifft: so scheint an der Sache das Wahre zu seyn, dass der Herausg., durch frühere Arbeiten veranlasst, sich mit den vorliegenden Dialogen öfter zu beschäftigen, jetzt dem zum Behufe seiner Vorlesungen veranstalteten Abdrucke derselben hat beyfügen wollen, was er zu ihrer Erläuterung bemerkt hatte, etwas ausführlich beym Minos, sparsam bey den folgenden; wie ihm etwa die Correcturbogen durch die Hände gingen, indem es ihm an Zeit oder Lust fehlte, Vollständigeres und Reiferes zu geben, dass er aber nun nach allerley Farben und Redensarten umhergreift, um das Unbedeutende und Gelegentliche der Arbeit zu schminken und ihr das nöthige Ansehen zu verschaffen. Die Flüchtigkeit der Arbeit selbst zeigt sich schon in Anordnung der Kleinigkeiten, die auf Enclisis, Jota subscriptum u. dgl. Bezug haben. — Was soll, um unter mehreren Einiges auszuheben, neben Φής Axioch. 369 b das ganz unanaloge Φής, das sehr häufig stehen geblieben, Φιλαϊδῶν mit der Diäresis, da er selbst Φιλαῖδαι anführt, δοκοῦσί σοι p. 395 e neben δοκοῦσί τινες σοὶ p. 397, πότερον σοὶ δοκεῖ p. 395 e, wo kein Gegensatz, neben ὅτι μοι δοκεῖς σὺ Eryx. p. 403 d, γάρ τινὰ Eryx. p. 403 neben γάρ ποτε p. 404 b, περί σε Axioch. p. 365 c neben περὶ σὲ p. 369 c oder gar τουτὶ μοὶ ἀνάθου p. 230 a; da jetzt jeder Anfänger aus seinem *Buttmann* lernt, dass das Pronomen in der ersten Person ausser der Enclisis ἐμοῦ, ἐμοί, ἐμέ; dagegen μοῦ, μοί, μέ immer enclitisch sey? Eben so musste Eryx. 400 b ἐκ τοῦ ὄρους in ἐκ του ὄρους geändert werden. Es wird dem Vf. nichts helfen, auf dergleichen als auf Nugas vornehm herabzusehen. — Er selbst verschmäht es nicht κλαίειν in κλάειν, κἂν in κἄν, δέ με in δ' ἐμέ, und Mehreres der Art, was ihm gelegentlich auffiel, umzusetzen, und, wenn irgend wo: so muss Genauigkeit in dergleichen da seyn, wo angeblich für Zöglinge der Kritik gearbeitet wird. Ähnliches wäre über die Interpunction zu sagen; doch wir übergehen das, und bemerken aus der Rubrik der Kleinigkeiten nur noch, dass, ungeachtet die eingestreuten Verse mit kleinerer Schrift und in Absätzen gedruckt sind, doch p. 374 a zwey Pentameter

Μνῆμα τόδ' Ἱππάρχου στεῖχε δίκαια φρονῶν

und Μνῆμα τόδ' Ἱππάρχου μὴ φίλον ἐξαπάτα

noch in dem Context der Prosa ohne Unterscheidung hängen.

In den Anmerkungen zum Minos, die etwa einen Bogen füllen, stösst man auf eine Anzahl schätzbarer Bemerkungen über Diction, wie man sie bey einem genauen Kenner der Sprache zu finden gewohnt ist. Doch da ihnen der Herausgeber selbst schon das gebührende Lob ertheilt hat: so haben wir nur einige Ausstellungen beyzufügen. Cap. I ist die Lesart des leidner Codex ὁποῖον τῶν νόμων st. ὁποῖον τὸν νόμον ohne Grund verschmäht worden. Die Vulgata heisst gar nichts, und kann durch die keineswegs „vollkommen ähnliche" Redensart ὁπότερον τὸν νόμον geschützt werden. Wo nach ὁπότερος der Nom. oder Acc. statt des Genit. *unbestritten* steht, gehört er gewiss zum Prädicat, wie in der angeführten Stelle *de Justo* c. 6 ἔχεις εἰπεῖν, ὁπότερα τὰ δίκαια καὶ ὁπότερα τὰ ἄδικα nämlich ἐστί, „welches *das* Rechte u. s. w." — In demselben Capitel soll κατὰ ταυτὸ τοῦτο schlecht seyn, da im Philebos κατά γε αὐτὸ τοῦτο steht. Denn die Stelle aus der Republik soll doch wohl nicht beweisen, da in ihr κατ' αὐτὸ ohne τοῦτο steht, wo denn Niemand den Artikel verlangen wird. Eher würde man im Philebos ταὐτὸ schreiben, als in unserer Stelle das sehr sichere κατὰ ταυτὸ τοῦτο aufgeben, denn was αὐτὸς οὗτος heissen soll, ist nicht abzusehen, wenn es nicht in Verbindung mit einem Verb. steht, gl. αὐτὸς οὗτος ἔφη „dieser sagte es selbst." — Eben so αὐτὸ τοῦτο. — Ähnlich ist Eryx. p. 401 a ἆρα ἡμῖν ταῦτ' ἂν εἴη τὰ χρήματα „vielleicht wäre diess auch *der Reichthum*," wo der Herausg. den Artikel τὰ mit so grösserem Unrecht getilgt hat, da gleich darauf οὐκ αὖ οὐδ' οὕτως ἐφαίνετο ἡμῖν ὅτι ποτ' ἐστί τὰ χρήματα folgt. Cap. 10 ist νεμει st. νεῖμαι eine unnütze Conjectur des Herausgebers. Warum soll man aus dem Vorigen nicht ἀγαθός herunterdenken können? Bekanntlich dient oft ein im Vorigen, wenn auch seitwärts, liegender Begriff zur Verbindung des Folgenden, und hier ἀγαθός um so mehr, da ἐπιστήμων διανεῖμαι vorhergeht, und ἄριστος διανεῖμαι folgt. — Cap. 12 wird eben so unnöthig οὗτος in ὅμοιος geändert. Da bey ἔστι δ' οὗτος ὁ ἀγαθὸς Niemanden einfallen kann, οὗτος auf das Nächstvorhergehende zu beziehen: so ist die Beziehung auf das Frühere nothwendig, und denkbar, ohne dass οὗτος für ἐκεῖνος steht. — Dagegen sträubt sich der Vf. ohne Grund in εὐλογοῦντες ἢ καὶ κατηγοροῦντες, κακηγοροῦντες zu ändern. Wenn Pollux κατηγορ. in dieser Verbindung anführt: so geschah es unfehlbar aus Stellen, wo κακηγοροῦντες durch das sehr geläufige κατηγοροῦντες verdrängt worden war.

In den dürftigen Bemerkungen zu den folgenden Dialogen vermissen wir häufig das gerühmte

*subtile et accuratum judicium*, hauptsächlich in dem, was verdorben war. Was z. B. über den nächstfolgenden Dialogen *de lucri cup.* gesagt wird, nimmt etwa eine Octavseite ein. Der Herausgeber hat 4 Conjecturen von *Schleiermacher*, zwey von *Stephanus* aufgenommen, von dem Seinigen aber Folgendes beygefügt: Zum Anfange *τί γὰρ τὸ φιλοκερδές, τί ποτέ ἐστι;* ein Fragzeichen nach *γάρ*, wo denn der Dialog mit *τί γάρ;* anfängt, das, wie *quid enim?* nur mitten in der Rede stehen kann. Eher wird man das zweyte *τί* tilgen; — dann eine schon im Buche zum Minos vorgebrachte Conjectur. Ferner wird p. 227 e in ΣΩ. *Εἰ δοκεῖ οὖν τι σοι (sic) εἰ* getilgt. Solches Wegschneiden des Überflüssigen ist überall misslich, wenn man nicht weiss, wo es hergekommen. Besser wird man *εἰ* in *Εἶεν* umändern und darauf interpungiren. Dann folgt p. 228 b die Aufnahme von *Φιλαιδῶν* st. *Φιλαίδωνος* nach Anleitung des Scholiasten, und zuletzt wird p. 230 c *οὐκοῦν* in *οὔκουν* verwandelt, während es 4 Zeilen vorher in derselben Fügung geblieben, so dass der Zögling, welcher den Unterschied nicht schon vorher gewusst hat, nun um nichts klüger ist. — Somit aber sind wir am Ende der Bemerkungen des Vfs. zu diesem Dialog, und was derselbe in dieser Ausgabe durch ihn gewonnen hat, geht demnach auf Benutzung eines Scholions zur Herstellung eines Namens zusammen. — Stoff zu Bemerkungen fehlt hier so wenig, wie anderwärts; z. B. in folgenden Stellen des Dialogs. P. 227 c *ὀρθῶς δ' ἐστὶ, τοῦτον ἡγεῖσθαι φιλοκερδῆ, ὃς ἂν σπουδάζοι ἐπὶ τούτοις καὶ ἄξιοῖ κερδαίνειν κ. τ. λ.* In dieser Verbindung, wo *ὃς ἂν* dem *ἐάν τις* vollkommen gleich gilt, ist im Optativ *σπουδάζοι* ein offenbarer Solöcism. Der Conjunct. *ἀξιοῖ* aus *ἀξιόῃ* zusammengezogen hat als scheinbarer Optativ auch anderwärts den ihm verbundenen Conj. (hier *κερδαίνῃ*) verdorben. — P. 228 e. An den Hermensäulen *ἑστὸν δύο ἐπιγράμματε. ἐν μὲν τοῖς ἐπ' ἀριστερᾷ τοῦ Ἑρμοῦ ἑκάστου, ὃ ἐπιγέγραπται, λέγων ὁ Ἑρμῆς ὅτι κ. τ. λ.* Der Herausgeber tilgt mit *Schleiermacher* *ὃ*, wodurch der Stelle nicht geholfen wird. Denn was ist nun *ἐπιγέγραπται ὁ Ἑρμῆς?* Ist Hermes selbst auf seine Säule gezeichnet? Auf jeden Fall ist *λέγει* st. *λέγων* zu lesen und die folgenden Wörter umzustellen *ὅτι ὁ Ἑρμῆς.* Nun ist *ὃ ἐπιγέγραπται* soviel als *τὸ ἐπίγραμμα* und der Sinn *inscriptio indicat* (*λέγει*) *Mercurium* rel. (*ὅτι ὁ Ε.*) — P. 229 b. In *καὶ πάντων ἂν — ἤκουσας ὅτι* hat *ἂν* vor *ὅτι* keinen Platz und muss nothwendig *ἄρα* gelesen werden, dagegen gehört es p. 230 d nicht nur nach *ὁτιοῦν*, sondern auch nach *ὦ*.

P. 231 b. Die Stelle *πότερον οὐκ ἐὰν κακὸν — κτήσηται, οὐ κέρδος κτήσηται;* leidet ausser dem doppelten *κτήσηται* auch an der zweyfachen Negation, die am wenigsten in der Frage als nutzlose Wiederholung gelten kann, und es muss ausser *κτήσεται*, was der Vf. nach *Stephanus* giebt, noch *οὖν* st. *οὐκ* gelesen werden. —

Doch eingedenk unserer Grenzen brechen wir in der Mitte des Dialogs ab, und wünschen, dass der Herausgeber, dem es weder an Talent noch an Gelehrsamkeit gebricht, uns künftig nur die gereiftesten Früchte seiner Sprachbemerkungen, wie hier zum Minos, geben, und da, wo er zusammenhängende Ansichten darstellt, aufrichtig, einfach und ohne Ansprüche schreiben möge. Xy.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

RUDOLSTADT, in d. Hof-Buch- und Kunst-Handlung: *Der Veteran.* Ein belehrendes Volksbuch für Westphalens künftige Krieger. Von *C. Hildebrandt*, Prediger zu Eilsdorf im Saaldepartement. Mit einem Titelkupfer. 1811. XVI u. 240 S. gr. 12. (21 gr.)

Wie überall, wo die Conscription eingeführt ist: so sucht man auch in Westphalen sich derselben zu entziehen. Der Vf. findet den Grund dieser Erscheinung im Mangel an Vaterlandsliebe, in einer gewissen Subordinationsscheue, in einer gewissen Abneigung gegen den Soldatenstand und in einem gewissen Mangel des Gefühls für die Vorzüge des Landes, in welchem man geboren wurde. Er will durch sein Buch mitwirken, dass diese Erscheinung seltener werde, hauptsächlich auch durch Erzeugung des Gefühls und der Liebe fürs Vaterland im Herzen der Jugend. Er läfst deshalb einen ausgedienten, braven Soldaten seinen Enkeln seine Begebenheiten erzählen, und sucht ihnen dadurch das Vaterland wichtig, sie selbst aber geneigt zu machen, es einst mit vollem Muthe zu vertheidigen. Dabey bringt er ihnen auch die nöthigsten Begriffe von dem bey, was sie vom Kriege wissen müssen, um durch Unbekanntschaft mit demselben sich ihren künftigen Stand nicht zu erschweren. — Den meisten Stoff zur Unterhaltung geben die Begebenheiten des immer höchst interessanten siebenjährigen Krieges. Die Erzählung selbst ist lebhaft; und die Darstellung so, wie sie auf junge Gemüther wirken kann. Vollends wenn man solche Lehrlinge vor sich hat, wie die Enkel des Veterans sind, die vor Begierde, Soldaten zu werden, brennen! Dergleichen Subjecte mögen aber wohl selten seyn. Die beygebrachten Erklärungen von Dingen, die zum Soldatenleben gehören, sind in den meisten Fällen zu kurz, als dass sie eigentlich belehrend seyn könnten, in vielen Fällen aber ganz unnöthig. Wer weiss z. B. nicht, was ein *Recrut* ist? Und doch wird das Wort zweymal, S. 17 und S. 160, der vergessenen Julie von Carl erklärt. Das erste Mal sind es die jungen Leute, die erst Soldaten geworden sind, oder es noch werden sollen; das andere Mal sind es junge Bursche, die Soldaten werden sollen, und die aus den Städten und Dörfern, die zu dem Canton oder Bezirk des Regiments gehören, einzukommen beordert werden. Die Abtheilung in sieben Abende giebt den Gesprächen eine gewisse Einförmigkeit, die bey einer anderen Einkleidung leicht hätte vermieden werden können. —ww—

# KLEINE SCHRIFTEN.

**Griechische Literatur.** 1) *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Augusti Boeckhii* Commentatio academica *de Platonica corporis mundani fabrica, conflati ex elementis, geometrica ratione concinnatis.* 1810. 32 S. 4. (8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Aug. Boeckhii* Commentatio academica altera *de Platonico Systemate coelestium globorum, et de vera indole astronomiae Philolaicae.* 1810. 32 S. 4. (8 gr.)

Abermals ein trefflicher Beytrag zur Aufhellung einiger Stellen des dunkelen platonischen *Timäus*, welchem schon eine ähnliche Schrift vorausgegangen ist (s. J. A. L. Z. 1809. No. 24), und mehrere folgen sollen. Ohne Feuer (diess legt No. 1 dar) kann nichts gesehen, ohne Dichtigkeit nichts gefühlt werden. Feuer und Erde mussten daher, wenn eine Sinnenwelt werden sollte, und zwar, als Extreme, durch *Media* verbunden werden. Die beste und innigste Verbindung ist die nach einer stätigen geometrischen Proportion, wo das 2te zum dritten Gliede sich verhält, wie das erste zum 2ten, und das dritte zum 2ten, wie das zweyte zum ersten. Zur Entstehung eines *Plani* ist Ein Mittleres genug. Aber da die Welt ein *Solidum* werden sollte: so waren zwey mittlere Glieder erfoderlich. Daher zwischen Feuer und Erde Luft und Wasser in dem Verhältnisse, dass das Feuer sich zur Luft verhält, wie diese zum Wasser, und das Wasser zur Erde, wie die Luft zum Wasser.

Nachdem der Vf. geometrisch gezeigt hat, dass zwischen zwey vergleichbaren Ebenen ein, zwischen zwey vergleichbaren *Solidis* aber zwey Mittlere Statt finden: wendet er sich zur Beleuchtung der schon von den Alten erregten Zweifel, dass auch zwischen zwey Ebenen zwey mittlere Proportionalgrössen Statt finden können, und zwischen zwey *Solidis* auch nur eine. Die Antwort des Proklus, Platon habe nur auf Zahlen gesehen, wird so wie die des Ammonius unzulänglich befunden. Sehr scharfsinnig bemerkt daher der Vf., Platon rede nicht von *Planis* und *Solidis* überhaupt, sondern nur von solchen, wo eins innerhalb des anderen beschrieben ist; welches durch die Figuren ganz deutlich wird.

Inzwischen sieht man freylich keine *Nothwendigkeit* ein, warum Platon die Anwendung davon auf seine Elemente machte, sondern man muss immer bedenken, dass alles dieses nur als eine witzige Hypothese zu einiger Erklärung *a priori* dienen sollte. Gleichwohl hat Platon, wenn man die Figuren nimmt, welche er seinen Elementen giebt (wonach die Theile des Feuers dem Tetraeder, der Luft dem Octaeder, des Wassers dem Ikosaeder, der Erde dem Cubus, der himmlischen Materie aber (*quintae naturae*) dem Dodekaeder ähnlich sind), die Sache keinesweges ganz consequent durchgeführt; wie der Vf. an den Verhältnissen des Octaeders zum Tetraeder, und des Ikosaeders zum Octaeder zeigt — man mag auf das Verhältniss der Masse, als der Oberfläche sehen. Ja, wenn man auch annimmt, dass Platon durch die Figuren, welche er seinen Elementen giebt, nur die Qualitäten und Kräfte, und das Verhältniss derselben in jedem Elemente zu einander habe andeuten wollen: so stimmt doch damit nicht überein, dass er dem Wasser eine geringere Beweglichkeit, als dem Feuer giebt, und die Luft als ein *minus obtusum* in Vergleichung mit der Erde betrachtete. Durch 3 Lehrsätze: 1) wenn man zwey rechtwinklichte Dreyecke, deren Hypotenuse das Doppelte des kleinen Cathetus, so zusammengesetzt, dass der grössere Cathetus beiden gemein ist, ingleichen 2) wenn man sechs gleichgrosse rechtwinklichte Dreyecke, in deren jedem die Hypotenuse das Doppelte des kleinen Cathetus ist, so an einander setzt, dass die dem grösseren Cathetus gegenüberstehenden Winkel in der Mitte zusammenstossen: so entstehe ein gleichseitiges Dreyeck; 3) in einem rechtwinklichten Dreyeck, dessen Hypotenuse dem doppelten kleinen Cathetus gleich ist, sey das Quadrat des grösseren das Dreyfache des kleineren: — durch diese 3 Theoreme werden auch noch andere sonst dunkele Ausdrücke des Platon S. 19—23 aufgeklärt.

Wenn der Vf. leugnet, dass Platon dieses Spiel mit Verhältnissen von Pythagoras, oder Einem der ältesten Pythagoräer habe: so pflichten wir in sofern bey, dass diese specielle Anwendung nicht als altpythagorisch zu betrachten, sondern vielmehr eigenes Witzesspiel des Platon sey. Es liegt aber doch immer dabey der altpythagorische Hauptgedanke zum Grunde, dass man durch Aufsuchung solcher mathematischer Ähnlichkeiten *a priori* in die Geheimnisse der Natur bis dahin eindringen könne, wohin keine Wahrnehmung reicht.

No. 2. Dass Platon in seinem Timäus (denn von der Jugendschrift: Phädrus, ist die Rede nicht) der Erde eine Axenbewegung beygelegt habe, kann aus der Stelle im Timäus: Την δε τροφον μεν ἡμετεραν ειλομενην (oder ιλλομενην) δε περι τον διαπαντος πολον τεταμενον, Φυλακα και δημιουργον νυκτος τε και ἡμερας εμηχανησατο, πρωτην και πρεσβυτατην σωματων ὁσα εντος ουρανου γεγονεν, folglich auch aus den Worten des Aristoteles de Coelo II, 13: Ενιοι δε και κειμενην επι τοῦ κεντρου φασιν αυτην ειλεισθαι (oder ιλλεσθαι) περι τον δια παντος τεταμενον πολον, ὡσπερ εν τῳ Τιμαιῳ γεγραπται, eben so wenig bewiesen, als durch die Stelle aus dem Phädon, worauf sich Proclus und Simplicius berufen, widerlegt werden. Denn ειλεισθαι und ιλλεσθαι kann auch heissen *adstrictum, alligatum esse.* Und die Erde kann Φυλαξ και δημιουργος νυκτος τε και ἡμερας seyn, wenn sie auch unbeweglich ist. S. 8 u. 9. Aber auch die Stelle im Phädon, und noch weniger eine andere Stelle des Pseudo-Timäus entscheidet für das Gegentheil S. 9. Das Entscheidendste ist im Timäus selbst dieses, dass der Kreis der Fixsterne (απλανης) sich täglich rechts von Morgen nach Abend bewege, und *dadurch die Abwechselung des Tages und der Nacht hervorbringe.* (Man müsste denn auf eine höchst willkührliche Weise auch der Erde zugleich eine Axenbewegung links beylegen.) Was die Stelle des Aristoteles de Coelo II, 13 betrifft: so ist aus dem ganzen Zusammenhang klar, dass, wenn man die Worte: Ενιοις τε δοκει και πλειω σωματα — — — την ἡμετεραν αποχροντων της διαμετρου, als eine Parenthese oder Digression betrachtet, Aristoteles die Absicht hatte, zweyerley entgegengesetzte Meinungen aufzustellen, nämlich in dem unmittelbar Vorhergehenden die Meinung derer, welche die Erde nicht in den Mittelpunct setzen, und daher sich bewegen lassen, und in dem unmittelbar Folgenden die Meinung derer, welche sie *unbeweglich in den Mittelpunct* setzen. Denn mit Simplicius zu sagen, Platon rede hier nicht nach seiner eigenen, sondern des Timäus Meinung, verträgt sich nicht mit dem Übrigen. Was aber den Philolaus betrifft: so glaubt Rec. schon bey anderer Gelegenheit in diesen Blättern bewiesen zu haben, dass sein System nicht das copernikanische, und das Feuer im Mittelpunct auf keine Weise als uns sichtbare Sonne seyn können. Aber neu und dem Vf. eigen ist die Darstellung der Art und Weise, wie Philolaus, *ohne der Erde eine Axenbewegung zu geben*, woran er nicht gedacht zu haben scheint, bloss aus der fortschreitenden täglich zu vollendenden Bewegung *der Erde* in einer schiefen Bahn um das Feuer im Mittelpunct, (und *der Gegen-Erde* in eben der Zeit in einer ähnlichen, aber engeren, und dem Centralfeuer näher liegenden Bahn, in eben der Richtung, wie Sonne und Mond (ὁμοιοτροπως) nicht nur die *Abwechselung des Tages und der Nacht*, sondern auch *Sonnen- und Mond-Finsternisse*, ingleichen dieses erklärt haben möchte, dass die Erdbewohner nie, weder bey Tage, noch bey Nacht, des Centralfeuers selbst ansichtig werden können.

Noch eine Bemerkung zeichnet Rec. um derer willen aus, welche durch jede Ähnlichkeit, oft durch einzelne Ausdrücke verleitet, bey den Alten schon zu finden glauben, was Eigenthum der Neuern ist. Wenn man so oft die Sonne als μεσον genannt findet: so geht dieses nicht auf den Mittelpunct der Welt, sondern auf die mittlere, vom Mittelpunct und dem Extrem des Weltalls gleich weit abstehende Lage und Bahn der Sonne.

N. o. m. e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 OCTOBER, 1812.

## RÖMISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Renger: *P. Terentii Afri Comoediae sex.* Textum ad fidem codicis Halensis antiquissimi criticis nondum cogniti edidit, variam editionum lectionem annotavit, scholia a vulgatis diversa ex eodem codice descripsit et cel. Ruhnkenii dictata in Terentium necdum typis impressa adjecit D. *Paulus Jacobus Bruns*, Philos. Prof. P. O. in Acad. Halensi. 1811. Tom I. Andria, Eunuchus, Heautontimorumenos. XXXII u. 366 S. Tom II. Adelphi, Hecyra, Phormio. 174 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Hr. *B.* fand, als er nach Halle versetzt worden war, in der Bibliothek der Marienkirche eine Handschrift des Terentius, die *Stiebritz* in seinem Auszuge von *Dreyhaupts* Beschreibung des Saalkreises Th. II. S. 293. und ein Recensent in der allgem. Lit. Zeitung 1794. No. 327 erwähnt haben. Eine weitläuftige Beschreibung giebt Hr. *B.* in der Vorrede. Der Codex ist in klein Folio auf Pergament geschrieben, und enthält die 6 Komödien, ausser dem Prolog zur Andria und zum Eunuchus, welche abgetheilt sind, in fortlaufenden Zeilen, wie auch die ältesten Ausgaben bekanntlich gedruckt sind. Eine Lücke findet sich im 4 Akt des Eunuchus. Vorgesetzt ist das Leben des Terentius, welches *Westerhov* unvollständig und falsch — vielleicht auch nur nach abweichender Urschrift — edirt hat. Hr. *B.* nennt als Verfasser den Eugraphius, weil Faernus eine Erklärung des Schlusszeichens bey der Andria dem Eugraphius zuschreibt, und diese auch in der dem Leben angehängten Vorrede zur Andria vorkommt, wohl aber der Verfasser von dieser auch das Leben geschrieben habe. Ein etwas gewagter, ja vorschneller Schluss; denn dass diess Argumentum nicht aus anderen Handschriften bekannt geworden ist, in denen doch das Leben befindlich, lässt vielmehr auf verschiedene Verfasser schliessen, und die aufgenommene Erklärung heisst uns keineswegs den Eugraphius voraussetzen. Die Schriftzüge deuten auf das 10 oder 11 Jahrhundert hin; auf diese Zeit führt Hr. *B.* auch die Abkürzungszeichen nach den von *Mannert* aufgestellten Regeln zurück. Eine beygefügte Kupfertafel, die eine Probe der Schriftzüge enthält, bringt freylich noch näher zu einem sicheren Urtheil, als die einzelnen Beobachtungen, wie des ausgeschriebenen *at*, des getheilten *ii* in *dii* u. dgl., die auch Rec. oft in Vergleichung von Handschriften getäuscht haben. Bemerkenswerth ist in dem Codex die Figur, die, über das Wort gestellt, zum Ausrufezeichen dient. Eine jüngere Hand hat mehrere Buchstaben neu geschrieben, und selbst Lesarten geändert und Interpunctionen eingeführt. An dem Rande und zwischen den Zeilen begleiten den Text durch alle Stücke hindurch Glossen, zum grössten Theil von derselben Hand geschrieben, von welcher der Text herrührt. Sie enthalten Worterklärung und Anführung anderer Lesarten, die durch das gewöhnliche *at.* bezeichnet werden. Dass, wie Hr. *B.* bemerkt, von den bisherigen Herausgebern keiner eine vollständige Collation der Handschriften mitgetheilt hat, ist wahr; dass aber keine der verglichenen Handschriften, ausser der bembinischen, Glossen enthalten habe, widerlegt die häufige Erwähnung von dem leider fast unbekannten Coler und Anderen. Hr. *B.* sucht nachzuweisen, dass der Verfasser der Glossen die des Eugraphius vor Augen gehabt, und in die Zeit des Abschreibers gesetzt werden müsse; denn das Latein ist des 10 oder 11 Jahrhunderts würdig. Über des Eugraphius Alter konnte auch Hr. *B.* nicht bestimmte Auskunft finden. Unzureichend möchte der Schluss seyn, dass, da die Glossen zu dem Text des Codex stimmen, der Abschreiber selbst Verfasser von jenen seyn müsse.

Da der Herausgeber fand, wie dieser Codex viele Eigenheiten habe, die guten Lesarten bestätige, und selbst im Eunuchus einen Vers mehr als andere liefere, in den Scholien aber die Textesworte erklärt und Varianten angemerkt seyen: so entschloss er sich, „diesen Schatz, der zu lange verborgen gelegen," bekannt zu machen. Wenn er, fügt er bey, eine blosse Collation hätte abdrucken lassen: so würde sie wohl von wenigen Gelehrten angesehen (*adspici*) worden seyn, und die Glossen hätten nicht genau angegeben werden können. Deshalb habe er fürs Beste erachtet, den ganzen Codex in Text und Glossen zu geben. So finden wir denn den Text genau mit allem Guten und Schlechten, unter demselben die Glossen, und dabey die Bemerkung der Abweichungen von der *westerhovischen*, und bisweilen von der *bentleyischen* Recension. Um bey den Worten des Vfs.: *Diversam verborum collocationem negligendam esse putavi; nam quum non secundum metri leges codex exaratus sit, non multum inde subsidii ad constituendum metrum exspectari potest*, nicht zu einem Missverständnisse verleitet zu werden, muss man in Erwägung ziehen, dass nur von der Bemerkung der Varianten in den Noten die Rede ist. Tadel durfte der Herausgeber keineswegs befürchten, wenn er bey dem angenommenen Plan aufs genaueste verfuhr, und auch alle Fehler des Abschreibers in dem Texte beybehielt.

Ein getreuer Abdruck konnte nur auf diese Weise möglich werden. So sind die Glossen ohne alle Sichtung und Ausscheidung des Geringfügigen beygefügt worden, weil bey einem Auszuge des Guten wohl hätte vermuthet werden können, es sey etwas Brauchbares ausgelassen worden, und weil der Leser doch selbst ein Urtheil über den Werth der Glossen werde fällen wollen. So aber konnte nur des Herausgebers grosse Bescheidenheit vermuthen, da seiner Genauigkeit gewiss Niemand Zweifel entgegengesetzt, seinem entscheidenden und in der Sichtung zuverlässigen Urtheile Jeder Glauben und Vertrauen geschenkt haben würde. Hr. *B.* führt noch einige Beyspiele an, um zu beweisen, dass der kritischen Entscheidung nichts vorenthalten werden dürfe, und die so oft entgegengesetzten Meinungen eine Aufzählung aller Varianten foderten. So sey Andria IV, 1, 59 *Hem sed mane*, wie auch der hallische Codex liest, von *Westerhov* als absurd verworfen, dagegen von *Bothe*, der hier *sagaritate et audacia cum Bentleio comparandus* (gewiss würde nun *Bentley* die Kühnheit wegen der ihm zugesellten Genossen bereuen) genannt wird, in den Text genommen worden.

Einen schätzbaren Beytrag gewann Hr. *B.* durch die Güte des für jede literarische Unterstützung bereitwilligen Hn. Director *Lenz* in Weimar in einem Heft nachgeschriebener Vorlesungen des berühmten *Ruhnken*, den der verstorbene Prof. *Lenz* in Gotha aus einer holländischen Auction erhalten hatte. So theilte auch Hr. Director *Lenz* dem Herausgeber einzelne Bemerkungen mit, die dessen Bruder an den Rand einer Ausgabe geschrieben hatte. Jene *Dictata Ruhnkenii* sind dem Texte untergesetzt, diese Anmerkungen am Ende beygefügt worden. So das Ganze. Hn. *B's.* Streben und Wille für die gute Sache, welchem mit Recht das Selbstgeständniss einer frischen Ausdauer zukam, kann nicht in Schatten gestellt werden, wenn sich auch einige Zweifel bey dem Urtheil über das Verfahren zeigen sollten. Es erfreut, den Herausgeber noch in späten Jahren auf diesem Gebiete zu finden, und Rec. fürchtet bey der Achtung, die er stets für den Herausgeber gehegt hat, nicht, dass er in der Darlegung einzelner Bedenken als der *obtrectator* erscheinen werde, gegen welchen der Vf. am Schlusse der Vorrede spricht.

Mag auch der blosse Abdruck einer Handschrift eine rohe, der Bearbeitung noch bedürftige Masse ausmachen, und mögen die nackten Varianten eine Würdigung vermissen lassen: so wird dadurch die Sicherheit und Genauigkeit der Kritik vermittelt, die den Bearbeitern bey einer Aushebung einzelner Varianten erschwert und meistens unmöglich wird. Nur müsste man für ein solches Verfahren unsere Zeit günstiger und geradehin nicht hungerig und nicht geldarm finden. Unsere Literatur wird im Fortschritt durch überflüssige Bücher so aufgehalten, dass auf der einen Seite das Interesse immer mehr sich mindern wird, auf der anderen auch Werken, die brauchbar und nothwendig sind, der Schein von Überflüssigkeit zur Last fallen muss. Wir loben das Unternehmen von Hn. *B.* und dessen Verleger, und fodern alle Philologen auf, dasselbe durch den Ankauf des Werks zu unterstützen; nur fürchten wir, dass sich Wenigere für das Ganze und die gewonnene Ausbeute interessiren, ja das Buch nachtheilig beurtheilen werden, weil sich hier das alte Sprüchlein von dem Erreichen eines Zwecks durch Weniges anbringen lässt. Der Text giebt nämlich nur die Collation des so oft fehlerhaften Textes ohne alle Würdigung. Hr. *B.* suchte hiemit einen anderen Zweck zu verbinden, der jedoch wohl auch noch Zweifel zulässt. Anfängern, denen der Herausgeber die Glossen zugedacht hat, bleibt der Text ein unsicherer Führer, und wenn dieser nur für den Kritiker brauchbar ist: so kann der Knabe leicht ohne mündliche Weisung durch denselben irre geführt werden. Solche Zweifel stören jedoch den Gewinn, welchen der Sachkundige durch richtige Behandlung erreicht, nicht, und es entsteht nur die Frage, ob der Codex so viel Ausbeute, als erwartet werden kann, giebt, und welche Resultate von einer künftigen Verarbeitung gehofft werden können. Hiebey kommt aber der Herausgeber nicht in Rücksicht, und Niemand wird den Werth seiner Handschrift auf ihn und sein Buch übertragen wollen.

Die Handschrift ist gewiss dem Kritiker brauchbar und kann auf einzelne Resultate führen; doch scheint sie nicht mehr, als von jeder anderen bey diesem Dichter zu erwarten steht, zu leisten, geschweige dass sie eine neue, fleckenlose Recension möglich machte. Was bey dem *ravennischen* Codex des Aristophanes gebilligt, ja bey einer grösseren Genauigkeit des fahrlässigen Italiäners gefodert werden müsste, möchte nicht für diese Handschrift des Terentius gelten, die, wenn nur ein Zweck zu erreichen war, auch in unabgetheilten Zeilen hätte gedruckt werden sollen. Wir wählen zur Probe den Anfang des Heautontimorumenos. Die Varianten sind: Prolog. V. 2 *adolescentum* st. *adolescentium.* V. 11 fehlt *esse.* Hr. *B.* liess also abgetheilt drucken:

*Nunc quam ob rem has partis didicerim,*
*Paucis dabo. Oratorem voluit me non Prologum.*

Hier sieht man, wie die Copie mit Unrecht in Verse, die keine sind, umgestaltet worden ist. V. 17 *facit* statt *fecit*, was nur Verderbtheit der Ausgabe ist. V. 19 *neque id se pigere* statt *neque se p.*, wie richtig verbessert wurde. V. 39 *seni* st. *mihi;* Lesart früherer Ausgaben. V. 44 *si qua*, was längst verbessert wurde. V. 46 *in hac pura est orat.* st. *in hac est pura oratio.* Act. I. sc. 1. v. 6 *familiaritate* st. *familiariter;* falsch. V. 12 *pretii.* V. 13 *quam plures.* V. 20 *At dices enim me*, wie Andere. V. 24 *ea quae*, wie alle Anderen. V. 30 das Fragzeichen nach *est;* was keiner Anmerkung bedurfte. V. 37 *Appone* st. *adpone.* V. 38 *sine vacuum tempus;* längst abgethan. V. 45 *virginem* und V. 47 *id* st. *rem*, schon bekannt. V. 57 *ex nimio otio;* wie gewöhnlich. V. 60 *simul et rem*, schon bekannt. V. 67 *etsi* st. *et si.* V. 71 *conturbato*, wie die Meisten. V. 74 *parare* st. *apparare.* V. 85 ein Punct nach *injurias.* V. 87 *parcens, quaerens*, und V. 91 *exercerent*, wie

gewöhnlich. V. 97 es fehlt *hic*; gegen das Metrum. V. 102 *qui sit*, wie Andere. V. 104 *Nec tibi credere est ausus*, unmetrisch. V. 109 *dii faciant*; bekannt und verworfen. V. 110 nach *hodie* das Punct, wie *Bentley* verbesserte. V. 117 *oportet* fehlt, wie in Allen. V. 118 *ut visum*, wie in den Meisten. V. 119 fehlt *adeo*, unmetrisch. V. 122 *quinam*. Scena 2. V. 3 *omittas*, wie gewöhnlich. V. 9 *adduxi* und *magna* fehlen, wie in Anderen. V. 15 *atque* st. *et*. V. 19 *esse in homine*, durch den Abschreiber. V. 21 *animus est*. V. 36 *hoc scitum est*. (*Zeune* durfte nur ältere Ausgaben, wie die von *Coler*, einsehen, um zu erfahren; woher *Bentley* diess *hoc* genommen). Diese Vergleichung des ersten Acts ist fast hinlänglicher Beweis für den Werth der Handschrift; denn es findet sich nicht eine Lesart, die nicht schon aus anderen Handschriften bekannt wäre, oder nur ein besseres Urtheil möglich machte. Mit anderen, wie mit der *bembinischen*, kann sie nicht gleich gestellt werden. Wo man von Handschriften noch Hülfe erwartet und bedarf, gewährt auch diese sie nicht, und es kann z. B. über V. 6, 32 des Prologs, über V. 5, 13 u. a. der ersten Scene nicht bessere Auskunft gegeben werden. Wohl möchte hier Mancher wünschen, Hr. *B.* hätte nur einen Abdruck der Varianten gegeben. Was sich Neues dabey findet, würde der Kritiker nicht unbenützt gelassen haben. Für die Lectüre aber bleibt nach diesem Abdruck, dem selbst die richtige Interpunction mangeln musste, Terentius doch grösstentheils unbrauchbar. Der im Eunuchus Act IV. Sc. 6 nach V. 9 neu aufgestellte Vers hat wenig Werth, da er ohne Mass und ohne passenden Sinn ist. Die früheren Kritiker erwähnten ihn gar nicht. Er heisst:

*De sene quem fecisti ingredi, pulsantem ut solent senes.*

Was die Scholien anlangt: so empfiehlt sie Hr. *B.* mit Recht in der Vorrede, doch möchte sich an Folgendem Einiges aussetzen lassen: *Commendant se brevitate et perspicuitate, atque ob has virtutes tironibus utilia esse possunt, quum quae Donatus et Eugraphius scripserunt, adeo prolixa sint, ut fortasse ea eruditorum nullus a capite ad calcem perlegerit, multo minus juvenum ingenio apta sint.* Wer den Donatus nicht durchlesen kann, dem mag er auch nicht geschrieben seyn, und Anfängern, für die ohnehin der gegebene Text nicht ganz tauglich ist, scheinen Glossen nur ein unbrauchbares Hülfsmittel. Absurdes und Gemeines findet sich da bey manchem Guten, und kennt man die Glossen, die sich in den alten Ausgaben des Terentius finden: so wird man auch leicht die jetzt bekanntgemachten zu würdigen verstehen. Erklärungen, wie zu Anfang des Heautontim.: *cui*] *alicui. partes*] *laborem. seni*] *Menedemo. dicam*] *reddam. quod*] *propter quod. eloquar*] *ego* u. s. w., kann wohl jeder Leser entbehren. Was soll auch dem Anfänger Auskunft geben, wenn er V. 24 *amicum* durch *familiarem illi arti*, 28 *aequi* durch *aequorum*, 31 *fecit* durch *descripsit*, 36 *statariam* durch *standi licentiam* u. dgl. erklärt findet? Was soll er überhaupt aus dem barbarischen Latein, das er nicht einmal verstehen darf, lernen? Wer kann hier den Wunsch unterdrücken, dass das Brauchbare in Hinsicht auf eigenthümliche Erklärung und Abtheilung der Personen nebst den voranstehenden Argumenten, und zwar zum Behuf kritischer Benutzung, in einem Auszuge gegeben worden wäre?

Wir kommen auf die *Dictata* von *Ruhnken*, und mögen nicht leugnen, dass unsere Stimmung hier keine andere sey, als in welcher *Burmann* in der Vorrede zu den *Poetis minor.* über die Herausgabe der Anmerkungen des Perizonius zum Suetonius durch einen gewissen *Köllner* (Breslau 1725) urtheilte. Auch die Dictata von Ruhnken stehen in demselben Verhältnisse zu ihrem Verfasser. Wenn man bekannt ist mit dem Zustande holländischer Universitäten, und weiss, was in jenen Vorlesungen vorgelesen werden konnte: dann wird man begreiflich finden, wie der grosse Mann sich fremden Zwecken hingeben, und also erklären konnte oder musste. Was er für den Unterricht von Unwissenden, vielleicht oft aus dem Stegreife gesprochen, würde Ruhnken dann, als Aller Blick auf seine Grösse gerichtet war, nicht gern gedruckt gesehen haben. Schwer scheint freylich die Entscheidung, was zu thun gewesen sey, da sich Hr. *B.* bloss auf Bekanntmachung beschränkte. Erkennen wir das Gute! Gewiss lässt sich auch nicht leugnen, dass einzelne Bemerkungen in den Dictaten gut und scharfsinnig seyen, dass einzelne Stellen richtig erklärt worden. Nur wünschten wir es von dem Ganzen sagen zu können. Das Gemeine und Bekannte erdrückt aber fast das Gute, und überdiess möchte auch die Nachlässigkeit des Schreibers und dessen Sorgsamkeit in Beyfügung von unnöthigen Citaten sichtbar seyn. Auf Kritik ist nirgends eigentlich Rücksicht genommen; denn die blosse Anführung von bentleyischen Lesarten ist Ruhnken nicht zuzutrauen. Aus den Anmerkungen zu dem Prolog und ersten Act des Heautont. weiss Rec. nicht *eine* Bemerkung anzuführen, die im Drucke ihres Verfassers würdig wäre, wenige zu der ganzen Komödie. Anders hört man einen akademischen Docenten, anders liest man ihn. Wahrscheinlich hat Ruhnken die Citate bey den bekanntesten Dingen beygefügt, um die jungen Leute zum Nachschlagen zu bewegen, und der emsige Schreiber mag nicht ermangelt haben, hie und da noch Manches zu ergänzen. In den Citaten selbst herrscht wenigstens eine grosse Verwirrung, theils durch Schreibfehler, theils dass die Stellen ganz falsch verstanden sind. So wird S. 274. T. I angeführt Bentlei. ad Horat. epist. II, 6, 10. S. 100. Liv. IX, 12 statt 29, 12. S. 272. Livius XLIII, 116 (?) und so unzählig oft. Einiges versichert der Herausg. schon verbessert zu haben. Um den Lesern ein Pröbchen zu geben, wollen wir von der letztgenannten Seite nur Einiges hersetzen: V. 11 *paucis dabo*] *paucis dicam, narrabo. Virgil. ecl.* I, 19 *iste deus qui sit da Tityre nobis. in Phorm.* V, 6, 37. *oratorem*] *orator est cui causa defendenda mandatur. vid. Don. ad Hec. prol.* 2, 1. *vestrum judicium fecit*] *vos judices constituit. Liv.* XLIII, 116. *hic actor*] *ego, ut infra* II. 3, 115. *huic homini est mihi. Talia gestu adjuvantur. poterit a*

*facundia*] *tantum valebit eloquentia, infra* V. 27. *Nepos in Dione* c. 3. *Praepositio a eleganter ponitur pro, quod attinet. Plaut. in Aul.* II, 2, 9. *Cic. in Bruto.* 66. *vid. Cort. ad Sallust. Jug.* c. 48. *commode*] *bene, pulchre. in Hec.* I, 2, 33 u. s. w. Donatus ist durchaus compilirt, und oft unterscheidet sich Ruhnken von dem Glossator nur durch das bessere Latein. Bisweilen scheint der Schreiber den Lehrer nicht verstanden zu haben, und man liest Bemerkungen, deren sich Ruhnken schämen müsste. Dass der Anfänger nicht Weniges aus den Noten lernen kann, wer wird es leugnen? Hätte aber der Herausg. einen brauchbaren, das Gehaltreiche bewahrenden Auszug veranstaltet: wie sehr würden wir ihm danken müssen!

Angehängt sind auf sechs Seiten *Caroli Gottholdi Lenzii observationes ad Terentium.* Auch hier hätte Manches ausgelassen werden können, damit die Manen des braven Mannes, der dem Buche zum grossen Theil das Daseyn vermittelte, freundlich Zustimmung zuwinkten. Wer sucht Erklärungen, wie *haec, scilicet ornamenta; amicam hanc, i. Bacchidem; reddat, adde argentum; os praebui, verberari me passus sum* u. dgl., unter kritischen Noten? Der Schluss des Ganzen ist nicht sehr erfreulich, denn es fodert ein grosses Sündenregister des Correctors, ehe das Buch gelesen werden kann, eine vollständige Revision. Nicht weniger als 192 *Corrigenda* und *Addenda* zählen wir, und doch blieb noch Manches unbemerkt.

Wie sich aus allem diesen, was uns Hr. *B.* mit nicht gespartem Fleisse und einer beneidenswerthen Freude, der classischen Literatur etwas genützt zu haben, darbietet, das Brauchbare und Gute herausfinden lasse, wird Jeder selbst versuchen und sich dabey belohnt finden. Unsere Bedenklichkeiten sollten nicht hierüber absprechen. Nur eine kurze Weile Zeit, nnd der gelehrte Herausgeber hätte auch diese unmöglich gemacht. Er würde uns dann die dargebotenen Hülfsmittel benutzt und verarbeitet gegeben, und wir Gelegenheit gefunden haben, dem Scharfsinn des Vfs. aufs neue Achtung, seinem Bemühen den grössten Dank zu zollen. X. P.

## SCHÖNE KÜNSTE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Die Grille.* In zwanglosen Heften, von *A. von Kotzebue.* Drittes Heft. 1811. 188 S. Viertes Heft. 186 S. Fünftes Heft. 1812. 192 S. Sechstes Heft. 376 S. 8. (Jedes Heft 1 Rthlr.)

Wieder einige Alphabete aus dem immer angefüllten Dintenfasse des Hn. *v. K.* Er tischt auf, was er eben vorräthig hat; und um Vorrath ist er nicht verlegen. Da giebt es ein paar Striche über Dummheit und Narrheit, denen man gleich den französischen Ursprung ansieht; etwas über die Schlange im Paradiese, wobey der Vf. Autoren anführt, die er nie gesehen, geschweige gelesen hat; eine Moral der Welt, worin er sich wundert, dass die Liebe, die in der Einbildungskraft der Scuderi gleichsam zu Hause gewesen, auch nicht einmal in ihr Herz hinabgestiegen sey. Er weiss, dass man keinen Epigrammatisten in die Bastille sperren kann, weil — sie nicht mehr da ist. In seiner kleinen Gallerie von Albernheiten führt er erbauliche Verse aus einem franz. Gedicht auf Ludwigs XI Tochter an. Er thut naive Fragen, z. B. warum sich ein Podagrist seiner Krankheit schäme? Ein berühmter Theolog soll einmal in allem Ernst erzählt haben, Gott habe den Erzengel *Michael* zu seinem *Boten* erwählt, weil er nach geschehener Prüfung gefunden hätte, dass derselbe mit den Wundern am sparsamsten umgehen würde. Ein sauberer Theolog! Wenn in China keine Schlüsselblumen wachsen: so möchte Hr. *v. K.* fast wetten, dass, wenn man eine Ladung getrockneter Schlüsselblumen dahin schickte, man den Thee daselbst verbannen und grosse Summen gewinnen würde. Das Gespräch zwischen *Franklin* und dem Podagra mögen immer sitzende Gelehrte beherzigen. Die Freuden und Leiden des jungen Hans Strohleder sind ein lustiger Schwank; die verschiedenen Ansichten aber ein recht flaches Romänchen, wenn es diesen Namen verdient. Hr. Doctor *Merkel* muss wohl dem Hn. *v. K.* keine Ruhe lassen; dafür hat er wieder keine Ruhe vor ihm. Er nennt ihn einen Selbstbeschauer, der ewig vor dem Spiegel steht und sich angrinst, ein kleines Gespenst, einen Hahn auf einem Düngerhaufen, einen Sprudler. *M.* besteige den kritischen Leibstuhl, lege Windeyer, ihn blende fremder Ruhm, wie der Sonnenstrahl einen Kakerlacken, seine Zeitung habe wenig Absatz. Bey Gelegenheit der beiden gelehrten Brüder Bernoulli, die sich durch schwere Probleme und öffentlichen Tadel in den Journalen das Leben verbitterten, fällt es ihm ein, Hn. *Merkel* auch mit einem Problem zu versuchen. Er schlägt ihm vor, einen Roman über die unseligen Folgen des Egoismus oder der Eitelkeit, oder ein Stück aus der Geschichte zu bearbeiten; er, Hr. *v. K.*, wolle denselben Gegenstand vornehmen, und *M.* soll die Wahl desselben frey gestellt seyn. Wenn *M.* siegt: so soll er von dem Vf. nicht nur die verdienten Lobeserhebungen, sondern noch 50 Gulden obenein erhalten. Dem Publicum, meint er, würde der Vortheil daraus erwachsen, dass es am Ende vielleicht *einen* guten Roman oder *eine* gute Geschichte mehr bekäme. Man kann dem Hn. *v. K.* das Lob der Bescheidenheit nicht vorenthalten, dass er noch ein Vielleicht braucht, wo er seiner Sache so gewiss ist. Dann folgen Charaden in Prosa, ziemlich unbeholfen und wortreich. Wie fein der Vf. die Auflösung seines Räthsels zu verstecken wisse, sieht man aus Folgendem. „Ein Mädchen, das keine Ältern mehr hatte, sondern unter der Obhut eines ehrbaren *Oheims* stand, heirathete einen Schiffer, der eine Reise nach China machte, als seine Frau eben im Kindbette lag. Er kam zurück, ging zu meinem Zweyten, und fand seine Frau abermals im Kindbette. Voll Verwunderung bediente er sich meines Ersten, und fragte mein Ganzes: Wie geht das zu?" Alle Hefte so durchzumustern, werden unsere Leser uns hoffentlich erlassen. Lu.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 OCTOBER, 1812.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Jesus Christus. Ein lateinisches* (aus dem Lateinischen übersetztes) *Heldengedicht des Erzbischofs* (Bischofs) *Vida.* Deutschen Verehrern des göttlichen Helden gesungen von *Joh. Dav. Müller*, Prediger zu Stemmern. 1811. VIII u. 200 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine, trotz aller Vorspiegelungen des selbstgefälligen Übersetzers, missrathene Arbeit. Vida's Christias, sein grösstes Werk in 6 nicht kurzen Gesängen (eine *halbe* Aeneis), war wohl allenfalls *) der Dolmetschung werth, obwohl wir weder Joseph Scaliger'n beystimmen, welcher, wie so viele Andere, den Verfasser für einen der ersten Dichter von virgilischer Erhabenheit hält, noch dem guten K. Ph. Moritz (Reisen eines Deutschen in Italien 2 Th. S. 104) nachahmen möchten, der „die kurze und schöne Messiade des Vida", wie er sie nennt, in der Peterskirche zu Rom durchlas. *Lil. Gyraldus* (*de Poetis suor. temp. Dial. I.* p. 390) urtheilt ziemlich wahr von unserem Bischofe: *Eo pervenit, quo sine Graecis, duce cumprimis Virgilio, pervenire poeta potest, adeo ut a malevolis surripere, nedum sumere dicatur. In nullo certe Maro magis deprehenditur.* Denn an dieser Kritik ist weiter nichts auszusetzen, als dass sie dem Vida die Bekanntschaft mit den griechischen Mustern abzusprechen scheint, welche er allerdings auch gelesen hatte, obgleich seine poetischen Nachahmungen sich beynahe ausschliesslich auf Virgil, so wie seine prosaischen auf Cicero, erstreckten. Vida's langes Leben (von 1470 bis 1566; ungenau heisst es in der Recension der volpischen Ausgabe *Nov. Act. Eruditor. Supplem.* Tom. II. p. 157: *prope annum nonagesimum diem obiit supremum*) fällt in jene denkwürdige Zeit, wo, unter dem Schutze kunstliebender Fürsten, vornehmlich der Mediceer zu Florenz und der Herzoge von Ferrara, der von Dante, Petrarcha, Boccaccio und einigen Anderen geweckte Geist der Italiäner einen immer freyeren Schwung nahm, und auf der einen Seite durch die Erfindung der Buchdruckerey gefördert, auf der anderen durch die, besonders seit 1553, zahlreich herüberflüchtenden Griechen mit ihren Kenntnissen genährt, von Ausbildung der Muttersprache, die ihren Gipfel zu erreichen eilte, mehr oder weniger auf alle übrigen Wissenschaften mit Enthusiasmus überging, und besonders die zwey schönsten der alten Sprachen glücklich bearbeitete. Wie hätte in einer so regsamen Zeit die griechische Sprache dem klösterlichgelehrten Vida unbekannt bleiben können? Allein wie durch das ganze Mittelalter hindurch im Abendlande die lateinische Literatur nie, gleich der griechischen, ganz unterging: so war es natürlich, dass damals der weniger entfremdete Römergeist den Nachahmungstrieb des Italiäners zuerst aufregte, und so neben Ariost und Berni Männer wie Vida, Sanazzar und Bembo sich erhoben, in welchen die altlateinische Dichtkunst und Beredsamkeit wieder aufzuleben schien. Den Vida insbesondere nennt der 4 Jahre jüngere Ariost (Orl. 46 Ges. 13 St.) mit Recht *D'alta facondia inessicabil vena.* Denn die Gabe der Rede hat unser Bischof allerdings von seinem Landsmanne Virgil geerbt. Aber diess, so bedeutend es ist, erschöpft auch beynahe sein Verdienst. Im Allgemeinen betrachtet, ist seine Einbildungskraft zu arm, und sein Gefühl zu wenig lebhaft, um die Leser in Spannung zu erhalten: ein Urtheil, das mit wenigen Ausnahmen auf alle neulateinischen Virgilianer und Horatianer, ja auf alle Nachahmer, passt. Was er vermag, ist nie ein ganzer Guss des Genies, sondern nur ein Zusammenlöthen des Talentes, und der Schmuck virgilischen Ausdruckes, so wie der verschwenderisch gehäuften Gleichnisse, macht den Gedankenmangel nur noch auffallender. Um bey der Christias stehen zu bleiben, wie bloss aus der Legende hergenommen ist im ersten Gesange die Beschreibung Satans und seines Reiches, wie matt die Bekehrung Magdalena's, und wie sclavisch den Evangelien nacherzählt die Heilung der Kranken eben da! Judas Verrätherey im 2 Ges. wird mit 16 Versen abgefertigt. Und wie schlecht benutzt dieser Dichter Momente, wie die Ankunft der drey Könige bey dem Kinde Jesus, oder Josephs Flucht nach Ägypten und seine Rückkehr von dort im 3 Ges.! Wie frostig ist seine Ausgiessung des heiligen Geistes am Schluss, und wie selten trifft man auf Stellen, wie die Erhöhung Jesu zur Rechten des Vaters im Donnersturm am Ende des 1 Ges., wie Maria's Vereinigung mit Gott im 3, der Engel Aufstand und die Erstarrung und Klage der heil. Jungfrau im 5, und das Loblied der Jünger gegen den Schluss! Auch war Vida selber zu bescheiden, um sich je Kräfte zu einem Heldengedicht von solcher Ausdehnung zuzu-

*) Auch einer *guten* Übersetzung dieses Gedichtes wird die verständige *deutsche* Lesewelt immer Luthers Bibel und Klopstocks Messias weit vorziehen. Aber selbst unter den Werken Vida's stehen wir nicht an, seiner so ausführlichen Poetik den Vorzug vor der Christias zu geben, und halten mit J. C. Scaliger (Hypercrit. p. 806) die malerischen *Bombyces* für den „*rex librorum Vidae.*"

trauen. Nur die Auffoderungen Leo's X und nachher Clemens VII vermochten ihn dazu. Aber wie übereilt war Leo's X Schlufs von der Scacchia auf eine Christias! Und diesen Verficator wagt Hr. *Müller* unserem Klopstock entgegenzustellen? wagt, als sein Publicum jene Schwachen zu bezeichnen, denen Klopstocks Messias zu „weitschichtig," zu „erhabenen Stils," und „mit zu viel Geburten einer Phantasie durchwebt dünke, deren Schwung nur nachzuschauen, geschweige zu folgen, ihre Seele ausser Kräften sey"? *O si tacuisses!*

Jedoch wenn Hr. *M.* für seine *Ilias post Homerum* so übersetzermäfsig eingenommen war: wie kam es, dafs er sich so wenig Mühe gab, sie der deutschen Lesewelt in einer vortheilhaften Gestalt darzustellen? Denn in der That wimmelt das ganze Buch von Fehlern der Unkunde und der Nachläfsigkeit. Schon dafs er frisch von der Faust weg nach der einzigen ärmlichen Ausgabe von Vida's Gedichten übersetzte, die 1592 bey Ant. Gryphius zu Lyon in 12 erschien, ist unverzeihlich, da er in der Nähe bedeutender Städte lebte, und jede gröfsere Bibliothek ihm, wo nicht die älteste cremonesische Ausgabe vom Jahr 1550, welche etwas selten ist, und die kostbare der Brüder Joh. Anton und Cajetan Volpi (Padua, bey Jos. Comino, 2 Bde. 4, zusammen über 4 Alphab. stark), doch wenigstens eine der besseren, z. B. die von Thom. Tristram (Oxf. 2 Bde. 1722 und 23, 8) oder von Rich. Russel (Lond. 2 Bde. 1732, 8) *), oder auch die besonderen, mehr verbesserten, Abdrücke der Christias von Vida's Freunde Bartholomäus Botta (Pav. 1569), durch Christ. Plantin (Antwerp. 1585) und Joh. Oporin (Basel 1587), oder von Edw. Owen (Oxf. 1725) darbieten mufste. Aber nun vollends der öfters unrichtige und fast durchaus prosaische Ausdruck, und die schlechten Verse, im Gegensatze des von dieser Seite höchst vollendeten Originals! Wir geben Beyspiele. Zuerst von *Undeutschheiten*. Dahin gehören Wörter wie *der Tück* S. 78, 15, *Gefreundtin* 80, 12 von unten, *Kömmling* 122, 10, *nichten* und *äschern* 138, 11 und 18; Formen wie *Beuten* 48 um die Mitte, *Hülfen* 108 unten, *knabische* Wuth 58, 13; Wortbedeutungen wie *Gewährer* statt Bewährer 65, 3, *gelängen* statt gelangten 40, 17, *rann* für rannte 110, 1; Wortverbindungen wie *Hass für den Einen* 35, 13 v. u., *ob des Verlustes* 171, 2, *Recht am Himmel* 103, 10 v. u., *Hoffnung nach besseren Zeiten* 87, 14, *inner der Halle* 17, 13 v. u., *inner der Schranken* 157, 4, *und entglitten — den Wangen herunter* 72, 7 v. u., *die Schmach, wo er uns mit beflecket* 54 unten; veralteter Schreibarten, wie *alleine* 129, 11, 173, 4 v. u., 185, 5, *ofte* 117, 4 v. u., *zurücke* 120, 4, die man nur den Volksdichtungsarten noch erlaubt, nicht zu erwähnen. *Schwerde* für Schwerte 126, 5 und öfter ist durchaus unrichtig.

Wir kommen zu dem *Ausdrucke* selbst. Da findet man *Zeitungsstil*, wie 41:

Defshalb war jetzt von allen Orten ein grofses *Gedränge*
Nach der *Hauptstadt*.
(*Ergo ingens tum sceptriferam concursus ad urbem*
*Undique erat.*)

*Curialstil*, wie 69 unten:

Bald nachher *erzeigte sie mir*, der ich solcher
Wohlthat nicht werth war, *die Ehre*, mich ihren Gatten zu nennen;

75, 13 v. u.:

Welchem der Vater der Allmacht (*was sagt das?*) die Ehre zugedacht hatte;

*ersuchen* 24, 5 v. u., *geruhen* 122, 6 v. u.; und 137 unten:

„Wäre dir, Römer! die *Klage* nicht schon durch andre *Beweise*
*Statthaft* und klar, so würde sie dir es, wie jeglichem Andern,
Durch den *Umstand* noch werden, *worauf du als Landvogt vorzüglich*
*Achten solltest* u. s. w.

*Pastoralstil*, wie 72, 11 v. u.:

Und aus dem *Jungfernstand* in den *Stand der Ehe* zu treten.
(*Nullis virgineam taedis summittere mentem.*)

Zuweilen will Hr. *M.* ungewöhnlich reden, und dann bekommen wir Herrlichkeiten, wie *Flurzust* 44, 15, *Spufsbefehl* 147, 2, *zärtliche Federn* 78, 9 v. u., und *Balsamgefühle der Liebe* (*praedulci amore*) 77 unten. Doch meist überläfst er sich ruhig seinem Genius, der ihn dann, wie Puck verirrte Wanderer durch Sumpf und Moor, durch das Gemeinste und Platteste der Sprache führt. So liest man *Fratzen* (*simulacra horrentia*) 5, 3 v. u., *Klotz* (*trunco*) 74, 8, *Wirwar* 88 unten, *Uur* 116 unten, *Behelf* und *Vorschub* 107 um d. Mitte, *Essen und Trinken* 82, 2, *Prügel in Händen* 143, 7 v. u., *Jungferschaft* 72, *stolziren* 44, 8 v. u. und öfter, *aufweichen* 161, 13, *nämlich* 96, 5 v. u., 198, 4 v. u., *gefälligst* 185 unten, *beliebig*, 155, 6, *vortragen*, *Vortrag*, 104 (*sic farier orsus*), 196, 6, *Vorfall* 15, 8 v. u., *Vorgang* 78, 4, *Kurz!* 77, 12 v. u., *nebst* 6, 1, 17, 10 v. u., *verkappen* 33, 17, *dieselben* (*illi*) 33, 15 f., *sich einsperren* 32, 6 v. u., *einen schrecklichen Fall thun* 19, 11, *wurmen* 144, 13, *rein ausplündern* 181, 6 v. u.; S. 58, 8: — *da klappte das Ohr hin!* (*patulam dicto ocius amputat aurem*); und 80: (sie) *mache dem Manne zur Vaterschaft Hoffnung — deren Schwangerschaft schon den sechsten Monat erreicht hat;* u. s. w.

Ausserdem überall harte, und zum Theil unerlaubte, Ausstofsungen kurzer Selbstlauter, vornehmlich des sogenannten stummen E: z. B. *Kön'ge* 86, 5, *drohnden* 28, 7, *mächtigrer* 38, 8, *zärtlichen* 125, 5 v. u., *befruchtet' den Schoofs ihr* 79, 14 Unbeholfener Ausdrücke und widriger Zusammensetzungen, besonders von einsylbigen Wörtern, sind nicht weniger. Dahin gehört folgende Stelle 184, 14 v. u.:

Laut gewordenen Grams und *des* grausamen *Todes* des Meisters.

77, 10: — die Erd' und das Meer aus dem Nichts rief (9 Monosyll.); 129, 13:

Ihm, dem das Meer und die Erd' und der Wind, der die Fluren durchstreifet, u. s. w.
(12 Monosyll.)

*) Das dieser Ausgabe vorgesetzte und gröfstentheils aus *Franc. Arisii Cremona literata* geschöpfte Leben Vida's hätte gar sehr eine Übersetzung, wenigstens im Auszuge, verdient.

Wir sollten jetzt auch ein Wort von der Überfetzers Verskunst, oder vielmehr Versunkunst, sagen. Aber die Hand sinkt uns. Wie können wir alle die falschen Wortmessungen (alles nicht recht derb Betonte, und sogar diess öfters, wie z. B. einsylbige Nomina und Verba, gilt Hn. *M.* für kurz), die falschen Vergliederungen, die Einschwärzungen von Amphimakern, Bacchien, Päonen, Anapästen, ja sogar Jamben, statt der regelrechten Füsse des Hexameters, aufzählen? *Non centum mihi si linguae sint oraque centum.* Das ganze Machwerk, von dieser Seite betrachtet, ist ein *Commentarius perpetuus* der vossischen Vorrede zu Virgils Georgicis, welche wir Hn. *M.* zum ernstlichen Studium empfehlen. Auch einige Heptameter und Pentameter haben sich eingeschlichen, z. B. S. 3, 4 und 17. 84, 6 v. u., 43, 10, 104, 9 v. u., damit keine Art metrischer Fehler sey, wovon Hn. *M's.* Buch nicht Beyspiele enthalte. Sollte er diess etwa bezweifeln: so darf er es uns nur anzeigen, und wir wollen ihm mit einem ganzen System davon aufwarten. Jetzt brechen wir ab, um noch Raum für die Anzeige einiger missverstandener Stellen zu gewinnen. S. 33 heisst es:

Wie wenn beym mildern Hauche des Frühlings die Vögel zurücke
Nach Italien kehren; da, wo ermüdet vom langen
Zug übers Meer her *der erste* sich hin auf *den harrenden Boden*
Senket, da dränget die Schaar sich zu ihm und bedeckt das Gefilde.

Im Original ist, *des harrenden Bodens* zu geschweigen, von keinem *ersten Vogel* die Rede, sondern von *dem ersten Lande*, das sich dem Zuge zeigt;

*Haud secus Italiam repetunt ubi vere tepenti*
*Caerula aves longo fessae super aequora cursu,*
*Quae prior occurrit tellus, hanc agmine denso*
*Certatim arripiunt, procurvaque litora complent.*

S. 38:

Gleich dem Feuer im Bauche der ehernen Kugel verschlossen. —

Vida spricht vernünftiger Weise von keiner *Kugel*, sondern von *aere cavo*, einem *Feuergewehr*. — Das *weiland geduldige (!) Schaf* S. 84, 14 ist bey Vida *olida bidens*. — S. 92 lieset man vom Nilgotte:

Er empörte die Fluten, erhob sich froh aus den Wellen,
Öffnete seine Schlund', und liess uns hinab *in die Burg* schaun.

In die Burg?! In welche Burg? Was hat Vida's *fundo imo* damit zu schaffen? — S. 112 steht:

— — Auf einem verödeten Acker
Stand ein schattichter Baum, von welchem der durstige Wandrer
Hangende Früchte sich brach. Der Held, vom Staube belastet,
Lenkte zu ihm den Schritt und suchte da labende Früchte,
Aber vergebens u. s. w.

Wenn der durstige Wanderer Früchte von dem Feigenbaum brechen konnte: warum nicht auch Christus? Hr. *M.* hat das Wörtlein *olim* übersehn: *unde olim pendentia poma viator Carpebat.* — S. 120 heisst *Haec norint ipsi* nicht: *So verfecht' es sich selbst*, sondern, nach einer sehr bekannten Formel: Das mag es (das jüdische Volk) selbst willen (ich weiss es nicht). — Nicht besser sind Vida's Worte:

*Namque docebat (Jesus) humi foede in tenebrisque volutas*
*Ad coelum mortale genus sustollere mentes,*

S. 127 so gedolmetschet:

Denn Er lehrte: „*Die Lust, die die Welt und die Nacht gibt (sic)*, ist schimpflich;
Himmelan hebet, ihr Menschen, das Herz, das nach Seligkeit dürstet!

Und 180, 6 erscheint wunderlich genug Jesus der Magdalena in Gestalt *des ihr noch nicht kenntlichen Gärtners*; aber im Grundtexte sehr verständlich *sub imagine falsa Ignoti agricolae.*

Doch genug! Da wir in dieser Beurtheilung gezeigt haben, dass Hr. *M.* von keinem der Fehler frey ist, in welche nur ein poetischer Übersetzer verfallen kann: so versteht es sich von selber, dass wir nicht der Meinung eines anderen Recensenten in einer anderen Literatur-Zeitung sind, der diese Dolmetschung erträglich findet, und Hn. *M.* zu ähnlichen Bearbeitungen, z. B. des *Jesus puer* von *Ceva*, aufmuntert. Hr. *M.* nennt in der Vorrede auch 3 sehr ehrenwerthe deutsche Gelehrte, denen sein Werk gefallen. Wahrscheinlich hat er es ihnen in der Handschrift zugeschickt. Aber weiss er nicht, dass man eingebildete Schriftsteller, die uns ihre Werklein aufdringen, am kürzesten mit ein paar Worten Lobes abfertigt? — Hr. *M.* schreibe, soviel er will: aber er lasse nichts mehr drucken, am wenigsten Verse, oder wir rufen ihm mit Flaccus zu (*Epist. ad Pison.* 379 sqq.):

*Ludere qui nescit, campestribus abstinet armis,*
*Indoctusque pilae discive trochive quiescit,*
*Ne spissae risum tollant impune coronae:*
*Qui nescit, versus tamen audet fingere!!*

Auch zum Herausgeber der lateinischen Christias, wozu er sich aufwirft, finden wir ihn nicht geeignet. Ein bekannter Philologe gebe uns, besonders mit verbesserter Orthographie und Interpunction, Vida's Werke, sowie etwa auch Bembo's ciceronianisch geschriebene Geschichte von Venedig u. dgl., welche Bücher wir, als angenehme Vorbereitungen zum Lesen der Alten selbst, dankbar neben die erneuerten Ausgaben von Muretus stellen werden. Aber kein Unkundiger übernehme ein Geschäft, das sogar Gelehrteren hie und da Schlingen legt, wie Russel *Praefat. p.* X sq. gezeigt hat. H.

BERLIN, b. Sander: *Gedichte*, von *Otto Heinrich* Grafen *von Loeben*. 1810. 445 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. gehört zu dem grösseren Theile unserer neueren Dichter, welche, durch die lyrischen Anklänge unserer Zeit geweckt, sich mehr nach der Poesie, als einer fremden Macht sehnen, und von ihr in dem Unbestand des Lebens rastlos angezogen fühlen, als sie in eigener Macht und Fülle in sich tragen. Dessenungeachtet würde man ihm Unrecht thun, wenn man nicht theils seinen Ernst und Eifer für Poesie, theils das Talent anerkennen wollte, welches er in dem technischen Theile dieser Poesieen zeigt, d. h. die Leichtigkeit, mit welcher er sich in den verschiedensten südlichen Versarten bewegt, und welche, — trotz alles Widerspruchs derer, die mit einseitiger Vorliebe den Versmassen der Alten zugethan sind, — doch auch für *etwas* gehalten werden muss. Diese Leichtigkeit, in grösstentheils wohllautenden, fliessenden Versen sich auszudrücken, welche, angewendet auf die poetischen Momente des Jugendlebens, mit regem, aber

durch milde Reflexion beruhigtem Gefühle aufgefasst, einen Schimmer von Poesie erzeugt, der den besseren Stücken dieser Sammlung eigen ist, hat den Dichter zu manchem Verse verleitet, der als ein Spiel des Augenblicks lieber in seinem Pulte hätte bleiben sollen, und manches gut angelegte Stück zur prosaischen Breite ausgesponnen, so dass der Ausspruch jenes Alten auf diese Sammlung und ihre Aufnahme im Publicum wohl angewendet werden kann: *Das Halbe ist besser als das Ganze.*

Dem lyrischen Schwunge nach ist der grösste Theil dieser Verse in der mittleren Region lyrischer Poesie einheimisch, und wenn wir die Ansicht, dass die lyrischen Stücke eines Dichters den inneren Lebenslauf desselben abbilden, auf unseren Vf. anwenden, welche Betrachtungsart er selbst durch die gewählte Anordnung befördert hat: so erblicken wir zwar hier keine so ausgezeichnete Individualität, wie sie in *Schiller* und *Goethe* zum poetischen Bilde erhoben worden ist, aber doch die offene und treue Abschaffung eines für Liebe, Freundschaft und Kunst warm fühlenden, jugendlichliebenswürdigen Gemüths, welches die Poesie nicht zu einer Lüge herabwürdigt (vgl. die *Zueignung dieses Buchs* S. 205), und in welchem sich daher mancher jugendliche Leser wiederfinden möchte. Zwey Haupttöne sind es, welche in diesen Stücken angegeben werden: der Ton des naiven *goetheschen* Liedes, und der Ton der in unserer neueren Poesie wieder erweckten italiänischen und spanischen Lyrik. Das letztere gelingt ihm besser, als das erstere (z. B. *Zufriedenheit* 63); an der ungereimten *goethaschen* Ode ist sogar seine Reflexion fast immer gescheitert, und seine scherzende Leichtigkeit zu prosaischem, unklarem Wasser geworden, z. B. S. 12 *an die Wahrheit.* Um denjenigen daher, welchen diese Sammlung in die Hände kommen sollte, und welche sie zu lesen geneigt sind, die Sache etwas leichter zu machen, wollen wir diessmal, abweichend von der gewöhnlichen Recensentensitte, dasjenige hervorheben, was uns in dieser Sammlung das Lobenswerthere geschienen hat. Das *erste* Buch dieser Sammlung führt in die Jugend des Dichters ein. Die besseren Stücke sind hier diejenigen, welche dieses kräftige Gefühl hoher Lebenslust, freundschaftlicher Treue und Festigkeit, Muth, Güte, Ernst und Offenheit aussprechen, z. B. *an die Jugend, an seine Lieblingsquelle, Tag und Nacht, menschliche Dinge.* — Das zweyte Buch zeigt uns die Liebe des Jünglings, zuerst in ihren leichten Spielen u. Neckereyen; da heisst es auch wohl:

Manches Vöglein weiss zu girren,
weil ein andres nichts als *piept;*
sagt doch jedes, dass es liebt u. s. w. —;

aber bald wird's ernster, da die ernste Liebe mit ihren Wonnen und Schmerzen, Glück, Sorge, Eifersucht, Versöhnung — Trennung und Sehnsucht erscheint. Hier wird auch der Dichter immer klarer. Ein kleines Stück als Beyspiel.

*Sorge des Glücklichen.*

Ich bin untröstlich, wenn ich dich nicht sehe;
Ich ängste mich; ich habe keine Ruhe,
Mir sagt der Argwohn, was vielleicht geschehe,
Ich weiss nicht, was ich thue.
Und hab' ich dich, so kann ich nichts mehr sehen,
Es halten, halb verschwunden,
Die Sinne mir die Augen zugebunden.
Ach wie viel schöner ists, durch dich erblinden,
Als ohne dich die Augen wiederfinden.

So wird auch die *Furths vor Amor* (S. 155) Jeden leicht ansprechen, nur dass dieses Stück durch den gestaltlosen Schluss verloren hat; dagegen das Gedicht *an Wilhelmine* (S. 158) der Einheit des Gefühls ermangelt. Ein anderes aber (S. 176) ist eine schwerfällige Reflexion, die vergebens launig zu werden arbeitet, und dadurch im schärfsten Gegensatze steht mit dem neckenden Trotze, der in den *Vorwürfen* (S. 171) sich so leicht und fliessend ausspricht, — Schade nur um den prosaischen Fleck S. 174. — In dem *dritten* Buche erblicken wir den Vf. unter der Verkleidung des trauernden Schäfers wieder. Hier zeichnen wir die erste und 3te Ekloge besonders aus, welche den rührenden Abschied des Schäfers von seiner Heerde und der Geliebten Verlust in natürlichen und fliessenden Versen schildert. Weniger spricht die zweyte an. Die dritte schildert sehr eindringlich den Trost der Freundschaft bey dem Schmerz über der Geliebten Tod (S. 236, Zeile 12 ist wahrscheinlich durch den Druck verrenkt worden). Die vierte (in zusammenhängenden Sonetten) und die fünfte ist zu weit ausgedehnt, und der Schluss der letzteren zu wenig gehoben.

Das *vierte Buch* enthält 72 *Sonette;* und man könnte dem Vf. das Zeugniss ausstellen, dass er, was ihm nur vorkommen mag, in dieser lieblichen Reimform ganz fliessend zu erzählen im Stande sey. Warum soll nicht neben so vielen Kunstfertigkeiten unseres Zeitalters auch eine solche Virtuosität etwas gelten? In poetischer Hinsicht können wir freylich nur diejenigen auszeichnen, in welchen der Dichter, geschieden von den Schlechten, und mit edelem Eifer auf das Höchste gekehrt, (VI) einen wehmüthigen Blick auf die letzten Tage seiner Liebe über das theure Grab hinüberwirft. Es spricht aus den Sonetten, die wir hier meinen, und welche zusammen gelesen werden müssen, XLVIII – LXIV und LXXVII, LXXVIII, eine so milde Trauer in rührender Wahrheit, dass wir dieselben als schönes Echo petrarchischer Liebestöne dem fühlenden Leser empfehlen, und dem Vf. den Ruf an sich zurückgeben müssen:

*bild' uns, was die Natur verlieh; es ist das ächte,*

besonders wenn wir auf so vieles Gezwungene und Manierirte sowohl in den geistlichen Sonetten dieses, als auch in den Terzinen und Romanzen des folgenden fünften Buchs sehen. Unter den vermischten Gedichten des letzteren Buchs haben uns vorzüglich *die Rose und das Frühlingsgewühl* gefallen; der Romanze *von der weissen Rose*, und von dem *sterbenden Sänger* fehlt es noch an Klarheit in der Verknüpfung der Momente; auch verdiente die herrliche Situation, welche *der Flucht* zum Grunde liegt, eine fleissigere Ausbildung. Das sechste Buch enthält ein Fragment eines grösseren Gedichts in Terzinen „*der Weg zum Parnass.*" Dieser scheint zwar im Ganzen etwas verworren, aber treffliche Parthieen desselben zeigen uns, dass Hr. *v. L.* im Stande ist, eine fremde Manier, die ihm noch zuweilen anhängt, abzuwerfen, und in eigener Kraft seinen Weg zu wandeln. Mangel an Haltung in den gewählten Bildern und Vergleichungen, und der Gebrauch alter Sprachformen, da wo sie zu dem modernen Stile gewisser Gedichte nicht passen, und mithin auf einen Reimzwang störend hinweisen, z. B: *entzunden, bestoben*, sind kleinere Mängel, auf die wir den Vf. gern noch aufmerksam machen möchten.

A . . . . s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 OCTOBER, 1812.

## LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten.* Von *Johann Gottfried Eichhorn.* Sechster Band. Erste Abtheilung. 1810. XIV u. 532 S. Zweyte Abtheilung. 1811. XVI u. 794 S. gr. 8. (2 Rthlr.) Auch unter dem Titel: *Geschichte der theologischen Wissenschaften seit der Verbreitung der alten Literatur.* Von *Karl Friedrich Stäudlin*, D. und Prof. der Theologie zu Göttingen. Erster und zweyter Theil.

Über die Ökonomie des ganzen *eichhornschen* Werks erlaubt sich Rec. hier kein Urtheil; es mag von demjenigen abgegeben werden, der dazu aufgefodert ist. Da die einzelnen Theile nicht in der Reihe erscheinen, nach welcher der Titel sie zählt: so bemerken wir blofs, dafs von den seither erschienenen Bänden die Beurtheilungen in unserer A. L. Z. 1806. No. 171 u. 256. 1809. No. 108 u. 118 geliefert worden sind.

In dem vorliegenden Theile, welcher auch als eine für sich bestehende Arbeit betrachtet werden kann, geht der Vf. in der Regel von der Mitte des 15 Jahrh. aus; bisweilen greift er weiter zurück in die früheften Jahrhunderte, wie z. B. in der Geschichte der Katechetik; in anderen Fächern glaubte er summarisch verfahren zu dürfen, z. B. in der Geschichte der Schrifterklärung, weil sie von Hn. *E.* in der Geschichte der Philologie theils geliefert ist, theils dargestellt werden wird. Dadurch ist eine Ungleichheit der Bearbeitung entstanden, unangenehm für diejenigen, welche das Werk als ein für sich bestehendes Ganzes betrachten und benutzen wollen, und unvermeidlich nachtheilig für den Total-Eindruck. Hieraus ergiebt sich schon, dafs das ziemlich allgemein anerkannte Bedürfnifs einer verhältnifsmäfsig vollständigen und wissenschaftlich-pragmatischen historischen Darstellung der theologischen Literatur durch das *städlinsche* Buch nicht befriedigt worden ist; es liefert nur dankenswerthe reichhaltige Materialien, und erscheint als schätzbare Vorarbeit. Verdienstlich ist die Aufstellung und Erörterung der Grundprincipien, aus welchen Geist und Methode der theologischen Schriftsteller sowohl im Allgemeinen als im Besonderen abgeleitet und erklärt werden kann; verdienstlich sind die zum Theil sehr ausführlichen Auszüge aus einzelnen Schriften, und die genauen, meist unparteyischen Charakteristiken der eigenthümlichen Ansichten merkwürdiger theologischer Schriftsteller; zweckmäfsig und gelungen ist die Übersicht der Schulen und Systeme, besonders in der Hermeneutik, Apologetik, Dogmatik und Moral; auch will Rec. darüber mit dem Vf. nicht rechten, dafs die literarische Thätigkeit der getrennten protestantischen Kirchen zu scharf von einander abgesondert worden ist, ob es ihm gleich nicht einleuchten will, warum dieses Scheidungsprincip bey Bearbeitung der Kirchengeschichte mehr Gültigkeit haben soll, als bey der Homiletik und Katechetik, und ob es gleich auffällt, dafs der lutherische Vf. *seiner* Kirche entschiedene literarische Vortheile und Vorzüge zuzuwenden bemüht ist. Der Literator wird besonders zweyerley vermissen: einmal *bibliographische* Genauigkeit, welche von einem Schriftsteller, dem die göttinger Bibliothek zu Gebot steht, mit Recht erwartet werden kann. Um nur von Vielem Einiges anzuführen: Th. 1. S. 125 von *Savonarola's* Predigten existiren weit ältere und schätzbarere Ausgaben, als die hier genannten; eine der ältesten erschien zu Florenz 1496. fol. — S. 278 von *Petri Mart. loc. comm.* fehlt die erste Ausgabe: London 1576, und die vollständigste: Heidelberg 1603. fol. — S. 324 und 390 sind die ersten Ausgaben von *Thomasius* Schriften über die Sittenlehre und von *Taylor's* Pflichtenlehre nicht angegeben. — Nach dem Citat S. 408 zu schliessen, ist nur die ältere Ausgabe von *Antonii Bibl. Hisp. nova* gebraucht worden. — S. 408 hätte auch die neueste Ausgabe von *Suarez* Werken: Venedig 1740. 23 Voll. f., angeführt werden sollen. — S. 469 *Vergier's Question royale* erschien zu Paris bey *du Bray* 1609 auf 57 Blättern in kl. 12; man hat aber auch einen Abdruck von 1740. — Th. 2. S. 26 ist die erste Ausgabe von *Calovii synopsis controversiarum potiorum*, S. 36 die neueste Ausgabe von *Bellarmini de controversiis christ. fidei*, Prag 1721. 4 Voll. fol., nicht angegeben. — S. 143 die *Mémoires de Mornay* bestehen vollständig aus 5 Voll. 4, davon erschienen die ersten beiden (von 1572—1599) zu La Forest 1624 und 1625, die beiden folgenden (von 1600—1623) zu Leiden 1651 und 1652, und die *Histoire de la vie de M.* das. 1647. — S. 158 die *baumgarten-semlersche* Ausgabe der magdeburgischen Centurien wurde 1765 mit Vol. IV. Lib. I abgebrochen. — S. 197 die *fleurysche* Kirchengeschichte mit *Fabre's* Fortsetzung hat in der Ausgabe Paris 1691—1737 36 Bände in 4. — S. 446 die yverdünsche Ausgabe der *Encyclopédie* 1770 heisst mit Unrecht eine verbesserte, und die *Enc. méthodique*, welche unstreitig an innerem Gehalte bedeutend gewonnen hat, ist nicht genannt. — S. 470 fehlt die erste

Ausgabe von *Lardner the credibility*; S. 471 und 481 sind nur die französischen Übersetzungen von *Addison's* und *Campbell's* Werken angeführt. — Doch genug von solchen Kleinigkeiten, welche kaum Erwähnung verdienten, wenn sie nicht durch des Vfs. Nähe bey einer fast Einzigen Büchersammlung einige Bedeutung erhielten. — Zweytens vermisst man besonders vom 17 Jahrh. an Nachweisung der besseren *biographischen* Notizen und Hülfsmittel, welches immer eine nicht ungerechte Foderung an ein literarisches Handbuch ist; es würde zu weit führen, wenn dieser Mangel hier mit Beyspielen belegt werden sollte.

Die erste Periode umfasst die Zeit von 1450 bis 1517, und ist sehr fleisig ausgearbeitet. Unter den Apologeten vermisste Rec. den Begründer der wissenschaftlichen natürlichen Theologie *Raymund* von Sabunde. — Die zweyte Periode beginnt mit der Reformation und reicht bis zum Anfang des 18 Jahrhunderts. Der herrliche regsame Geist auf den protestantischen Universitäten zeigte sich am reinsten auf der zuerst protestantisch gestifteten Universität in Marburg; diese war wirklich ein halbes Jahrhundert lang eine protestantische, weder lutherische noch reformirte, höhere Bildungsanstalt; und es ist ein Irrthum, wenn S. 169 von *Hyperius* gesagt wird, dass er daselbst gelehrt habe, als die Universität *noch* lutherisch war. — Die exegetischen Grundsätze des gelehrten und feinsinnigen, auch jetzt noch von Vielen als Muster geehrten *H. Grotius* hätten S. 191 genauer erörtert werden sollen. Warum die *Bibliotheca fratrum Polonorum* und *Lightfoot* nicht genannt sind, lässt sich kaum begreifen. — Über die Moral der Jesuiten und ihrer Gegner, besonders der Jansenisten, verbreitet sich der Vf. ungebührlich vollständig S. 395—461. Eher lässt man sich die Auszüge aus den Schriften der Naturalisten Th. 2. S. 95—118 gefallen; aber *Bruno*, *Vanini*, *Campanella* hätten nicht übergangen, und überhaupt auf Darstellung der philosophischen Ansichten über religiöse Angelegenheiten in Italien mehr Rücksicht genommen werden sollen. — In Ansehung der Bearbeitung der Kirchengeschichte durch die Reformirten drückt sich der Vf. S. 167 so sonderbar aus, dass man seinen *vel quasi* Tadel leicht als Lobspruch deuten kann. Der erste katholische Bestreiter der magdeburgischen Centurien, *Muzio Giustinopolitano* in *Istoria sacra*, Venedig 1576. 2 Voll. 4, hätte nicht unerwähnt bleiben dürfen. Dass die vom Geist der Nationalliteratur abhängige Kanzelberedsamkeit nur kurz geschildert wird, kann in Beziehung auf andere Bände des *eichhornschen* Werks entschuldigt werden.

Die dritte Periode geht vom Anfange des 18 Jahrh. bis auf unsere Zeit. Sehr hart wird S. 291 und 447 über *Friedrich II* geurtheilt, als sey hauptsächlich ihm die Verbreitung der Freydenkerey und die Herabwürdigung des Christenthums zuzuschreiben. Des grossen Königs theologische Meinungen haben weder bey seinem Leben, noch nach seinem Tode im Grossen und folgenreich gewirkt; sie waren im Contraste gegen pietistische Pedanterey und fast antirationalistischen Dogmatismus gebildet, und hatten alle Gebrechen und Blössen einer solchen Entstehungsart. *Edelmann* und *H. S. Reimarus*, die Hauptgegner des Christenthums in Deutschland, können, jener der Zeit, dieser der Geistesrichtung nach, nicht auf *Friedrich's* Rechnung gebracht werden; die Encyklopädisten und ihre Genossen in Frankreich bedurften seines Schutzes nicht, und manche derselben erregten durch hyperbolische Frivolität sogar seinen Unwillen. Und wo sind die Fürsten, welche durch Nachahmung seiner Handlungsweise der Religiosität und Theologie gefährlich geworden sind? Wahrlich derer, die ihn in dem, was Geist und Einsicht voraussetzt, fassen und ergründen konnten, waren nur — sehr wenige. Dass unter seiner Regierung eine Partey die andere unter Staatsautorität nicht befehden und verfolgen durfte, dass anmasende Kleriker von der herrschenden Kirche kein entscheidendes Stimmrecht über alle Angelegenheiten hatten, dass Presszwang und Gewissensdruck aufhörten, die Plage der Gesellschaft und die Hemmkette der Veredelung des menschlichen Geistes zu seyn, gereicht seiner Regierungsweisheit zum ewigen Ruhme. Und wenn es zum Theil sein Werk war, dass Protestantismus, im weiteren Sinne, mit verjüngter Kraft, oft sogar mit jugendlicher Arroganz und Keckheit sich erhob, dass geheime Feinde der Vernunftrechte aus ihren Winkeln hervorgezogen und schonungslos gewürdigt wurden: so sollten doch gewiss *wir* es nicht seyn, die desshalb sein Andenken schmähen; denn ohne der offenkundigen Wahrheit Gewalt anzuthun, lässt sich nicht leugnen, dass zugleich mit diesen Erscheinungen Philosophie und Alterthumswissenschaft, die Grundfesten der äusseren Vervollkommnung der wissenschaftlichen Theologie, in allgemeiner Achtung stiegen, dass die Kanzelberedsamkeit sich veredelte und die Liturgie die fruchtbarsten Reformen erfuhr. — Bey der Darstellung der einzelnen Fächer ist Manches zu erinnern. Unter den Encyklopädieen und Methodologieen des theologischen Studiums ist das gehaltvolle Bruchstück, welches *Daub* in dem 2 B. der Studien bekannt gemacht hat, mit Unrecht übergangen. Die von *J. G. Walch* herausgegebene *Bibliotheca theologica selecta* verdient vor vielen anderen eine neue Bearbeitung; *Henke* ging damit um. Warum sind S. 342 die *theologischen Annalen*, welche jetzt unstreitig das ausgebreiteteste Publicum haben, nicht angeführt? *Wachler* ist kein Reformirter, wie S. 345 steht, sondern Lutheraner. — In der Geschichte der Schrifterklärung sind die neueren Bibelübersetzungen und die besseren Exegeten unseres Zeitalters mit keinem Worte erwähnt. — In der Geschichte der Apologetik fehlt der schmutzig enragirte *la Mettrie*; auch hätte S. 449 *Spalding's* treffliches Buch: Religion, eine Angelegenheit des Menschen, nicht übergangen werden sollen. — In der Geschichte der Dogmatik offenbart sich eine nicht befremdliche Vorliebe für kantische Philosophie; die dem Unbefangenen wohlthuende Lichtseite der neueren Mystik, eines Bollwerks gegen philosophische Arroganz und wissenschaftlichen Indifferentismus, ist auch nicht mit einem leisen Winke

angedeutet worden. *Steinbart's* Verdienst wird S. 557 ganz verkannt; er hat tapfer dazu mitgewirkt, dass der protestantische Lehrbegriff nach biblisch-praktischen Principien und historischen Forschungen geprüft, und manches verjährte Schulvorurtheil entwurzelt wurde. Und wie konnte Hr. *St.* es über sich gewinnen, S. 551 von *Henke* zu schreiben: „ein christlicher *Abt*, welcher *selbst verlassen* vom Geiste der Religion, mitten in einem Zeitalter der Geringschätzung des Christus, der Bibel und der kirchlichen Symbole" (die historische Gerechtigkeit hätte doch gefodert, seiner freymüthigen Beurtheilung der über das preussische Religions-Edict erschienenen Schriften Erwähnung zu thun!), „noch über Christolatrie, Bibliolatrie und Onomatolatrie klagte, und der Meinung war, dass nur nach Wegräumung derselben die grosse wohlthätige Revolution in der Religion vorgehen könne"? — Von den katholischen Dogmatikern wird äusserst kurz gesprochen, und der vorzüglichste derselben, *Oberthür*, nicht einmal genannt. — Unter den Kirchenhistorikern wird über *Spittler* S. 682 einseitig abgesprochen; sein Verdienst bedarf nach dem, was *Planck* und *Heeren* darüber gesagt haben, keiner Rettung. Noch härter urtheilt der Vf. S. 683 über *Henke*, den er einen *naturalistischen* Theologen nennt; er wirft ihm Gemeinheit der Sprache und Plumpheit des Urtheils vor: *Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?* — Von *Villers* merkwürdigem Versuch über die Reformation, und von *Henke's* eben so merkwürdigen Excursen dazu kein Wort. Die Fortschritte der Dogmengeschichte werden nur im Allgemeinen angedeutet. — Dass in der Geschichte der Homiletik unsere neuesten ausgezeichneten Prediger, nicht einmal *Reinhard*, genannt sind, lässt sich aus dem oben angegebenen Grunde entschuldigen. L.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten.* Von *J. G. Eichhorn.* Vierter Band dritte Abtheilung. 1810. S. 1117—1448. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) [Vgl. J. A. L. Z. 1809. No. 108 u. No. 118.] Auch unter dem Titel: *Geschichte der schönen Redekünste in den neueren Landessprachen* (in der dänischen, schwedischen und holländischen) *von verschiedenen Verfassern.* Dritte Abtheilung.

Es kann nicht anders als gebilligt werden, dass Hr. *E.* die Darstellung der nordischen und holländischen Nationalliteratur Männern übertragen hat, welche als Einländer vollständig orientirt seyn und mit eigentlich-vaterländischer Theilnahme arbeiten konnten; der Ausländer hat über diese, durch nationelle Individualität charakterisirten literarischen Angelegenheiten sehr selten ein vollgültiges Stimmrecht, und es waltet daher in den Urtheilen der Nicht-Eingebornen grosse Einseitigkeit, oft unverkennbare Ungerechtigkeit vor; obgleich auf der anderen Seite die Einländer leicht in Gefahr kommen, mehr zu sehen, als wirklich vorhanden ist, Manches im Glanze zu erblicken, weil Patriotismus die Schattenseite nicht anerkennen liess, und überhaupt eine halbpolemische Tendenz anzunehmen, wo einfache Thatsachen allein ihre vaterländischen Wünsche rechtfertigen sollten. Dieses scheint vorzüglich im vorliegenden Bande bey der Darstellung der *dänischen* Literatur der Fall zu seyn, so sorgfältig auch der Vf. die Absicht, seiner Nationalliteratur einen bedeutenden Rang und eine allgemeinere Gültigkeit zu verschaffen, zu verbergen sucht. Weit unbefangener und treffender urtheilt der Schwede; und in vorzüglichem Masse befriedigt der Holländer, welcher streng gerecht seyn konnte, ohne auch nur leise dem patriotischen Ehrgefühl wehe zu thun.

Das Steigen und die männlich-reife Ausbildung jeder Nationalliteratur hängt von der Existenz eines literarischen Publicums ab, und seit wann darf ein solches in Dännemark und Schweden angenommen werden? Deutsche, französische und englische Literatur behaupten in diesen Ländern noch immer ein entschiedenes Übergewicht, bey aller politischen Nationalität, welche keineswegs zu bezweifeln und in Anspruch zu nehmen ist; und es möchte der Eifer eben so unzeitig als zwecklos seyn, welcher das Fremde zu verdrängen strebt, ohne einen das Verwiesene aufwiegenden Ersatz anbieten zu können. Um dem Vorwurfe literarischer Unduldsamkeit auszuweichen, will Rec. diese dem Unterrichteten und Unbefangenen vollauf verständliche Ansicht nicht weiter verfolgen, und beschränkt sich auf eine gedrängte Darlegung dessen, was er in dieser Abtheilung gefunden zu haben glaubt.

I. *Dänische* Nationalliteratur S. 1117—1212. Über die von *Wedel* und *Syv* herausgegebenen Kämpferweisen und Romanzen wird ungerecht hart geurtheilt; sie enthalten wahre Volkspoesie, und drücken eine originelle Nationalität aus, können auch dem Historiker und Sittenmaler nicht gleichgültig seyn. Die von Hn. *Grimm* veranstaltete Verdeutschung derselben, mit folgenreichen Andeutungen begleitet, ist eine dankenswerthe Gabe, und der von den Hnn. *Nyrup* und *Rahbeck* versprochenen auserlesenen Sammlung ungedruckter dänischer Gedichte des Mittelalters sehen wir mit grossem Verlangen entgegen. Wirklich muss ein falscher Standort gewählt seyn, um die Vorzüglichkeit dieses Theils der dänischen Nationalliteratur zu verkennen, und der Ausländer ist befugt, den Inländern zuzurufen: *O si bona sua norint!* Die zwey ausgezeichnetsten Dichter der neueren Zeit, *Ewald* und *Öhlenschläger*, haben wahrlich andere Ansichten hievon gehabt; ihr kühner Flug, ihre gewaltige Kraft, ihre bezaubernde Fülle tragen ganz das Gepräge ächtnordischen Geistes, und beurkunden einen gewiss nicht ohne Studium der älteren Nationalgesänge gedeihenden schönen heimathlichen Sinn. — Durch die Reformation wurde der Germanismus des literarischen Charakters in Dännemark begründet; Deutsche gewannen entschiedenen Einfluss auf Kirche und Literatur; Dänen studirten in Deutschland; Deutsch war die Sprache des Hofs, Lateinisch die Sprache der Gelehrten. Die schriftstellerischen Versuche in der

Landessprache waren ärmlich und unbedeutend. *Arreboe's* [st. 1637] Hexaëmeron ist äusserst schwerfällig; *Andr. Bording* [st. 1637] hatte sich nach *Opitz* gebildet; er und seine Nachfolger ermangelten aller Selbstständigkeit. Erst gegen die Mitte des 18 Jahrhunderts brach eine bessere Zeit mit dem für sein Vaterland enthusiastischen *Ludw. Holberg* [st. 1754] an; *P. Paars* und *Niels Klim* werden seinen Namen gegen Vergessenheit bewahren; aber dass seine literarische Bildung grösseren Theils aus deutschen und französischen Quellen geflossen sey, wird nur pseudo-patriotische Einseitigkeit ableugnen wollen. Wohlthätig wirkten auf Anbildung eines Publicums *J. Wielandt* [st. 1730], der Redacteur der späterhin unter dem Titel: *Laerde Efterretninger* fortgesetzten *Nye Tidender* s. 1720; *J. Sch. Sneedorf* [st. 1764], Herausgeber des patriotischen Zuschauers; *J. Baden* [st. 1804], welcher für Reinheit der Sprache arbeitete und das Amt eines Kritikers mit glücklichem Erfolge verwaltete; und die 1758 gestiftete Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften und des Geschmacks brachte die Arbeiten talentvoller Männer, unter denen sich der bey aller Unsicherheit seiner ästhetisch-kritischen Grundsätze originelle und gefühlreiche *Ch. B. Tullin* [st. 1765] am vortheilhaftesten auszeichnete, in Umlauf. — Nun begann in der zweyten Hälfte des 18 Jahrh. ein regsames literarisches Streben, und viele achtungswerthe Dichter versuchten sich glücklich in den verschiedenartigsten Fächern. Merkwürdig ist die grosse Zahl der *Norweger* unter den hervorstechenden Schriftstellern: *Holberg*, *Tulliu*, *Wessel*, die Gebrüder *Frimann*, *Zetlitz*, *Rein*, *Storm*, *Pram*. — In der *Satyre* zeichnen sich aus: *Rahbeck* (die von ihm herausgegebene Monatsschrift *Minerva* hiess seit 1806 *Ny M.*, verwandelte sich 1808 in eine Vierteljahrsschrift, und ging am Ende dieses Jahrs ein); *Bruun*; *Guldberg*; der sarkastische *Heiberg*; der seinen Arbeiten die meiste Vollendung gebende *Pram*; *Baggesen* (von dem noch *Giengangeren og han selv, eller B. over B., med et Tillaeg* 1807 hätte angeführt werden können), und der genialische *Öhlenslåger*. — In der *elegischen* und *lyrischen* Poesie sind am bemerkenswerthesten: *Ewald*, *Thaarup*, *Rahbeck*, *Storm*, *Rein*, *Bruun*, *Baggesen* und *Öhlenslåger*. — Als *Epopoen* verdienen Aufmerksamkeit das *befreyte Israel* von *J. M. Hertz*, und besonders die *Edda* von *Öhlenslåger*. — Im *Lustspiel* haben sich Verdienst erworben *Holberg*, *Heiberg* u. e. A.; von *En. de Falsen* [st. 1808] hätten noch angeführt werden können: *Arven i Marseille* 1792; *Festen i Valhal* 1795; *Ida af Tokenburg* 1803; und die mehr localen Stücke: *Nonnerne*; *min Bedstemoder*, *den forladte Datter*, *Pebersvenden*, *Fusentosterne*, *Landsbytheatret*; auch sein sehr beliebtes Kriegslied: *Til Vaabensee etc.* (abgedr. in *Samlingen af Krigssange*. K. 1807) hätte Erwähnung verdient. — Als *Tragiker* sind am berühmtesten *Ewald*, *Sander*, *Öhlenslåger*.

Die dänische *Prosa* ist noch im Emporstreben, und bedarf kräftiger Unterstützung, wenn sie gedeihen soll. *Holberg* schrieb unrein und unbeholfen; *Sneedorf* und *Baden* machten sich um Correctheit verdient; *Ewald's* Sprache ist edel, männlich, wohlklingend. *T. Rothe*, *Rahbeck*, *Birkner*, *Baggesen* u. e. A. dürften den gerechtesten Anspruch auf den Ruhm lichtvoller, kräftiger und gefälliger Darstellung haben. In der Kanzelberedsamkeit geschehen beträchtliche Fortschritte: aber *Balle* würde wohl selbst auf die ihm S. 1199 erwiesene Ehre, den alten dogmatischen Wust von der Kanzel verdrängt zu haben, Verzicht leisten; auch in Ansehung *Treschow's* ist eine solche Behauptung zweydeutig; eher kann sie von *Hjort*, *Holm*, *Plum*, besonders auch von *H. G. Clausen* (seit 1807 Professor der Homiletik, mit Beybehaltung seiner Predigerstelle) und von *Cl. Pavels* (seit 1805 Hofprediger zu Aggers im Stifte Aggershuus in Norwegen; s. *Smaaskrifter*. K. 1807 hätten bemerkt werden sollen) geltend gemacht werden. — Dännemark hat noch keinen classischen Historiker; *Guldberg* hätte es werden können, wenn er nicht zu früh von der historischen Laufbahn abgetreten wäre.

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)*

## KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Schmidt: *Nino de Santa-Cruz, oder die Engländer in Spanien.* Ein Roman aus dem gegenwärtigen Kriege, von *Julius v. Voss.* Im Anhange *Charlotte Virier.* Schauspiel in einem Akt. 1811. Zwey Theile von 295 und 264 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.) — Nach einer Dedication an Hn. Bankier *Ezechiel aus Achtung und Landsmannschaft*, lässt der Vf. in einer Einleitung von XXIV S. seine Ansichten und Meinungen von Zeitungskritiken folgen. Es war Rec. nicht anders dabey zu Muthe, als habe er sie schon hundertmal vor den Augen gehabt: so alltäglich sind sie. Auch die zwey Recensionen zu Lob und Tadel einer und derselben Schrift, des Singspiels: *Die Alpenhirten*, stehen nur da, um ein paar Blätter Papier mehr zu verderben. Der Roman selbst ist übrigens nicht so schlecht, als die Einleitung. Es spricht sich in demselben eine grosse Regsamkeit der Phantasie, und mitunter auch gute Bekanntschaft mit der Zeit, ihren Ereignissen und Verhältnissen aus. Freylich geht es aber auch nicht ohne Übertreibungen ab, und man muss manchen verwegenen Sprung mit dem Vf. machen: zum Glück, dass man dabey keine Gefahr sonst hat, als über seine Folgsamkeit zu lachen. In Vergleich mit den übrigen Romanen und Unterhaltungsschriften des Vfs. wird dieser immer noch zum Zeitvertreibe der Romanenleser, wie sie sind, das Meiste beytragen. — Das angehängte Schauspiel *Charlotte Virier* ist dem Stoff nach aus dem vierten Bande der bey Hartknoch erschienenen historischen Gemälde genommen. Rec. glaubt mit dem Vf., dass es, gut gespielt, nicht ohne Wirkung seyn werde. Die Äusserungen über das Leben nach dem Tode können unter den gegebenen Umständen wohl keine Bedeutung haben. Sich Gewissheit über das Leben nach dem Tode zu verschaffen, ist das Theater nicht der Ort.

mcm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 OCTOBER, 1812.

## LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten.* Von *J. G. Eichhorn* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

I. *Schwedische* Nationalliteratur S. 1213-1254. Ein vorzügliches Hülfsmittel ist nicht angeführt, der von *Walmstädt* und *Wallmark* herausgegebene *Allmän Catalog ofver de uti sverige och finland ifrån hörjan af detta århundrade utkomna böcker och skrifter, i systematisk ordning.* I. 1801-1805. Stockholm 1806. 4. — Die romantische Volkspoesie des Mittelalters wird in Ehren gehalten. — Durch die von der Familie Wasa eingeführte und politisch benutzte Kirchenreformation wurde eine mit dem Interesse der neuen Dynastie sehr wohl vereinbarte, besonders auch in militärischer Hinsicht sich äusserende, enthusiastische Nationalität erzeugt; aber in die Literatur griff sie nicht ein; *Erich* XIV mit seinem wahren poetischen Talent, und der excentrische Seher *J. Th. Bureus* [st. 1652] mit s. Nymärevisor sind isolirte Erscheinungen. Was der grossherzige Gustav Adolph bey reiferer Entwickelung seines Regierungsplans für die Landesliteratur geleistet haben würde, lässt sich nur ahnen; aber gewiss ist, dass die mit ausländischem Glanze prunkende Christine nicht im Geiste ihres Vaters gehandelt hat, wenn sie auch zur Erweckung des literarischen Sinnes unwillkührlich beytrug. Das Verdienst, das *G. L. Stjernhielm* [st. 1672] mit seinen dem classischen Alterthum grotesk genug nachgebildeten Poesieen sich erwarb, muss lediglich auf die Sprache beschränkt werden; die Nachahmungen der schlesischen Dichterschule sind ohne Werth. Gegen die Mitte des 18 Jahrhunderts trat *Olof v. Dalin* [st. 1763] auf, durch vaterländische Originalität ausgezeichnet, mehr in der Prosa als in der Poesie classisch. Einige literarische Gesellschaften zeigten sich ziemlich wirksam. Unter Gustav III wurde die schwedische Akademie 1786 gestiftet; so weit Hof-Einfluss reichte, herrschte Gallicismus; durch die Opposition wurde nationelle Individualität belebt. Wie allgemein jetzt die deutsche Literatur in Achtung steht, kann schon daraus geschlossen werden, dass in der neuesten Zeit zu Upsala eine Sammlung deutscher Classiker in 60 Bänden angekündigt worden ist.

Am gelungensten ist bis jetzt das *Lehrgedicht* und die *Epistel* von *Gyllenborg*, Gr. *Oxenstjerna*, *Leopold* und *Blom* bearbeitet worden. — In der *Satyre* zeichnen sich *Dalin*, *Gyllenborg*, *Kellgren* aus. — Als *Lyriker* sind am bemerkenswerthesten: *Gyllenborg*, *Leopold*, der phanthasiereiche *Oxenstjerna*, der gedankenvolle *Kellgren*, *Francén* und besonders der ächt nationelle, tiefe und schön idealisirende *Bellmann*. — In der *Fabel* haben sich *Lidner* und *Gyllenborg*; in der *poetischen Erzählung Gyllenborg*, *Creutz*, *Leopold* glücklich genug versucht. — Das *Drama* hat noch keine Selbstständigkeit; nur *Hallmann* zeichnet sich als Komiker aus. — *Die Prosa*, durch *Dalin* umgeschaffen, ist weit von reifer Vollendung entfernt; das bedeutendste Verdienst erwarben sich *Rosenstein*, *Kellgren*, *Leopold* und *Thorild*.

III. *Holländische* Nationalliteratur S. 1255-1443. Der wohlthätige Einfluss und die unsterblichen Verdienste, welche sich Holländer seit dem 16 Jahrh. um die gesammte literarische Cultur Europa's erworben haben, sind allgemein anerkannt. Schon im Mittelalter äusserten sie viel dichterischen Geist, viel literarische Regsamkeit und Kraft. Die Literargeschichte von Flandern und Brabant würde eine interessante Ausbeute gewähren; der Vf. bleibt grösseren Theils bey den nördlichen Provinzen stehen. Im 14 Jahrh. entstanden die *Rhetoriker*, für Holland das, was die Troubadours in Frankreich, die Minstrels in England, die Improvisatori in Italien, die Minne- und Meister-Sänger in Deutschland gewesen sind. Die Kammer oder Zunft dieser Sänger zu Amsterdam hob sich in der Mitte des 16 Jahrh. durch die kräftigen, von National-Ehre und Freyheit begeisterten *Kornhert* [st. 1590], *Spiegel* [st. 1597] und *Vischer* [st. 1620]. — Nach Beendigung der Revolution triumphirte hoher Nationalgeist und entfaltete herrliche genialische Kräfte von 1600 bis 1680. *Hooft's* erotische Lieder sind classisch, und seine Tragödien zeichnen sich durch hohen lyrischen Schwung aus. Noch grösserer Tragiker war *Vondel*, dessen Name in allen Dichtarten glänzt. *Cats* zeichnete sich durch leichte Popularität, *de Decker* in der Satyre, Elegie und im Epigramm, *Huygens* und *Antonides v. Goes* in der didaktischen Poesie aus. Das blühende Studium der Alten und die aus der näheren Verbindung mit Italien hervorgehende warme Achtung für *Ariosto* und *Tasso* sicherten die Fortdauer des guten Geschmacks; der energische Dramatiker *Oudaon* und der als Epigrammatist merkwürdige Historiker *G. Brandt* blieben hinter ihren grossen Vorgängern nicht zurück. — Von 1680 bis 1738 verfiel die Nationalliteratur durch übermässigen Reichthum und Luxus; es schlich sich französirender Geschmack ein, und der Naturdichter *Pott* verdient fast

allein Auszeichnung; bis 1780 iſt die Zahl mittelmäſsiger Dichter ziemlich groſs; Kunſt erhob ſich auf Unkoſten der Genialität; *Feitama* erwarb ſich um den poetiſchen Mechanismus Verdienſt. — Seit 1780 nahm die Achtung für brittiſche und deutſche Muſter zu; *Kleyn*, *Rau* und der genialiſche *Bellamy* arbeiteten an der Verbeſſerung des Geſchmacks. Der allumfaſſende *Bilderdyk* drang auf Studium der Alten und der groſsen National-Dichter, und wurde ſelbſt in vielen Dichtarten ſelbſtſtändiges Muſter. Verdienten Ruhm erwarben ſich: *Pollens* in der Idylle und erotiſchen Poeſie; *Helmers* in der Ode; *Loosjes* in der Tragödie. Viele treffliche Überſetzungen der Alten, Britten und Deutſchen verherrlichen dieſes Zeitalter.

Die *Proſa* wurde ſehr früh ausgebildet; die erſten Gründer der niederländiſchen Freyheit hatten keinen geringen Antheil an ihrer Veredelung. *Hooft's* hiſtoriſche Schriften zeichnen ſich durch Reinheit der Diction, durch Ideenreichthum und durch eine, oft in Dunkelheit ausartende Gedrängtheit aus; ſein Briefſtil iſt minder preiswürdig. Der Hiſtoriker *Brandt* ſteht an Energie ſeinem Vorgänger weit nach, gab aber der Sprache mehr Harmonie und Rundung. — Nun Verfall bis in die erſte Hälfte des 18 Jahrhunderts. *Van Effen* führte nach engliſchen Originalen edle, leichte Popularität ein; *Wagenaar's* hiſtoriſche Darſtellung hat viel Klarheit und Bindung, ohne begeiſternde Kraft; ungleich reicher für die Reflexion iſt *Styl*, ein Politiker vom erſten Rang, im Auslande nicht immer nach Verdienſt gewürdigt. Die Romane der Geiſtesſchweſtern *Wolf* und *Deken* werden ſich neben den vorzüglichſten Arbeiten der neueren Zeit behaupten. Zum Glück für die niederländiſche Literatur ging die Sentimentalitäts-Epidemie ſchnell genug vorüber; nachtheiliger war die mit äſthetiſcher Fortbildung unverträgliche politiſche Excentricität. Die neueſte Zeit iſt ergiebiger an Überſetzungen und Nachahmungen, als an Originalwerken geweſen; *Stuart's* römiſche Geſchichte und *Loosjes* Romane verdienen Auszeichnung. Als treffliche Kanzelredner machen *Hulshoff*, und beſonders *Stuart*, *v. d. Roeſt* und *v. d. Palm* Epoche. L.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetſchke: *Handbuch der neueren claſſiſchen Literatur von Leſſing bis auf gegenwärtige Zeit.* Von *Karl Auguſt Schaller*, Prediger zu Magdeburg. Erſter Band, die poetiſche Literatur enthaltend. 1811. VIII u. 506 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Ein Handbuch der claſſiſchen Literatur Deutſchlands iſt unter mannichfachen, verſchiedenartigen Geſtalten denkbar und wohl auch wünſchenswerth. Abgeſehen von der vor einem literariſchen Forum vielleicht jetzt nicht recht probehaltend befundenen Rückſicht auf Fremdlinge, welche zur Achtung für Reichthum und Tiefe der deutſchen Literatur genöthigt werden könnten, bedarf die überhaupt nach geiſtig-äſthetiſcher Bildung ſtrebende zahlreiche Mittelclaſſe eines zurechtweiſenden Führers, da ſie durch ſo Vieles im Geſchäfts- und geſellſchaftlichen Leben ihrer vaterländiſchen Sprache und Literatur entführt und entfremdet wird. Wir haben keine Bühne, durch deren Organ dem gemiſchten Publicum ein Cyklus von literariſcher, oft freylich dürftiger und flacher Empirie, welche die zur äſthetiſchen Nationalbildung erfoderlichen gründlichen Vorkenntniſſe entbehrlich zu machen ſcheint, zugeeignet wird, und ſind jetzt mehr als jemals davon entfernt, eine ſolche zu erhalten. Wollte ein Schriftſteller für dieſen Zweck arbeiten: ſo zeigt ſich ihm ein zwiefacher, faſt gleich wichtiger Geſichtspunct, aus dem er ſein Vorhaben betrachten kann. Einmal lieſse ſich der Verſuch machen, der Nation einen Charakter literariſcher Einheit wieder zu geben, indem ihr Eigenthum ihr aufgeſchloſſen und die rein-germaniſche Ideenwelt mit populärer Klarheit zur Anſchauung gebracht würde. Was rein-deutſch iſt, kann durch Hülfe einfacher, nationalhiſtoriſcher Kenntniſſe aufgefaſst und genoſſen werden; die altdeutſche Literatur würde aus unverdienter Vergeſſenheit hervorgezogen und mit den zu ihrer, wahren Genuſs verheiſsenden Einführung erfoderlichen und angemeſſenen Erleichterungsmitteln ausgeſtattet; Alles, was aus neuerer Zeit dieſer germaniſchen Ideenwelt angehört, reihte ſich den Denkmälern einer edlen Vorzeit an. Auf der anderen Seite hängt das Verſtehen und der Genuſs vieler unſerer vortrefflichſten vaterländiſchen Schriftſteller theils von Reminiſcenzen aus der griechiſchen und römiſchen Welt, theils von wiſſenſchaftlichen Anſichten und Betrachtungen ab; es würde daher eine Encyklopädie der zum Behufe des Studiums deutſcher Claſſiker erfoderlichen Kenntniſſe, nicht magere gerippartige Überſicht, ſondern fruchtbar anſchauliche und lebendige Darſtellung, ſehr erſprieslich ſeyn. Weder das Eine, noch das Andere hat Hr. *Sch.* berückſichtiget. Sein Plan ſcheint nach den nicht ganz deutlichen Erklärungen darüber (Vorr. S. IV) zunächſt und vorzüglich auf äſthetiſche Bildung der jungen Welt berechnet zu ſeyn; indeſs auch auf dieſe würde ſich der eben erwähnte doppelte Geſichtspunct anwenden laſſen, und gewiſs werden Viele mit Rec. Feſtigkeit der Abſicht und Beſtimmtheit der Anordnung in dem vorliegenden Buche vermiſſen. Entweder ſoll, bey der jetzt in manchen Gegenden Deutſchlands nicht zweydeutig ſich offenbarenden Zwietracht über die Unentbehrlichkeit des Antiken zur Geiſtesbildung und äſthetiſchen National-Erziehung, in der allgemeineren Achtung und in dem folgenreichen Gebrauche unſerer vaterländiſchen Claſſiker ein Schutz- und Hebungs-Mittel der alten claſſiſchen Literatur gefunden werden, indem Vieles und oft das Herrlichſte in den Productionen unſerer *Klopſtock*, *Herder*, *Schiller*, *Goethe* ohne den durch Studium der Alten reif entwickelten Sinn für's Schöne nicht ergriffen, kaum geahnet werden kann: dann ſind Commentare, wie *Delbrück*, und neuerdings nicht ohne Mängel, aber immer verdienſtlich *Vetterlein* und *Sauer* und *Neuhofer* ſie gegeben haben, unſtreitig methodiſch am zweckmäſsigſten, und werden durch eine etwas kärgliche Beyſpielſammlung, welcher literariſche Einleitungen von oft geringem Intereſſe und im Verhältniſſe zu dem Publicum, dem ſie beſtimmt ſind, von oft ſehr zweydeutigem Werthe beygegeben ſind, nicht entbehrlich gemacht. Oder es ſoll die ſich jetzt bildende Generation für deutſche Art und Kunſt gewonnen werden: dann iſt das rein-Germaniſche ſorgſam zu beachten, Liebe

ir das Studium der Sprache in ihren verschiedenen Bildungs-Perioden und für altdeutsche Poesie in der lerrlichkeit ihrer kindlichen Einfalt und tiefen Innigeit einzuflössen und auf diejenigen unserer Classiker orzüglich aufmerksam zu machen, welche in dieser eiftigen Umgebung schöner Nationalität gelebt und ar gemäss sich geäussert haben. Welche Hand würde ns sicherer in dieses Phantasie-Land vergangener Wirkichkeit geleiten, als die unseres trefflichen *A. W. chlegel*?

Hr. *Sch.* erläutert in der Einleitung die Vorstelungen von Nationalliteratur und Classicität, worüber ier mit ihm nicht gerechtet werden soll, und giebt eie kurze Übersicht des Ganges, welchen die deutsche iteratur vom 8ten christl. Jahrhundert an bis auf *Lesings* Zeit genommen hat; er theilt dann nach systemaischer Real-Ordnung seine Ansicht vom Ertrage der ieueren classischen Literatur mit, indem eine kurze 'orbereitung über das Wesen und den Charakter der iattung, worin gearbeitet worden ist, und über die ruhere Behandlung derselben zu orientiren sucht, vorauf eine Schilderung der vorzüglichsten Schriftteller, in der Regel von einem Beyspiel aus ihren ichriften begleitet, folgt und zuletzt noch diejenigen nit sehr kurzer Notiz angeführt werden, welche in lerselben Gattung mit einigem Erfolge gearbeitet hajen. Der vorliegende erste Band umfasst die poetiche Literatur in vier Abtheilungen: lyrische, didakische (worunter die Epistel, Fabel, Parabel, Satyre ind Idylle begriffen werden), epische und dramatiche Poesie; als Anhang ist S. 496 das Epigramm beygefügt.

Immer kann dieses Buch zur Erwärmung des Interesse an vaterländischer Literatur mitwirken, und nanche Leser auf die Schätze, welche in derselben iegen, aufmerksam machen; es kann vielleicht sogar, esonders der, obschon dürftigen Beyspielsammlung vegen, ein bedeutendes Publicum finden, und Rec., ich nun darauf beschränkend, das Buch zu nehmen, vie es ist, theilt einige Bemerkungen über dessen Einrichtung und Beschaffenheit mit, welche bey dem Gebrauche und bey einer möglichen Umarbeitung berücksichtigt werden können.

Die Auswahl und Würdigung der Classiker lässt lie meisten und gegründetsten Erinnerungen zu. Sollen wohl *J. G. Jacobi*, *Köpken*, *Claudius*, *Bürger*, *Gotter*, welche S. 48 f. nur unter den Liederdichern vom zweyten Rang aufgeführt sind, nicht vollgültige Ansprüche auf eine Stelle neben den besten 'om ersten Range haben? *C. Ph. Conz*, *Münchhauen*, *Mnioch* und *Martin Usteri*, der nach dem Erolge seines „Freut euch des Lebens" zu urtheilen, en rechten Volkston getroffen hat, sind gar nicht enannt. Bey der Ode werden *A. Zaupser*, *K. Maialier* und *Willamov* vermisst. In der Elegie ist *Hölty* gewiss der Auszeichnung werth. Unter den didakischen Dichtern fehlen *v. Creutz* und *Withof*; in er Allegorie sollte S. 215 *Gallisch* vor vielen Anderen enannt seyn; unter den Satyrikern S. 241 *J. W. Laurenberg* und *J. M. Moscherosch*; bey dem Idyll . 282 *J. F. Schmidt*, dessen „Gemälde und Empfinungen aus der heiligen Geschichte" das beste sind, vas er geliefert hat; bey der Romanze S. 293 *D. Schiebeler*; bey der poetischen Erzählung *v. Nicolay*. Bey dem Roman S. 342 geschieht der so anziehenden und auch in modernisirten Umarbeitungen gefallenden Volksromane Till Eulenspiegel, Faust, Simplicissimus mit keinem Worte Erwähnung; und von neueren Schriftstellern durften *S. la Roche*, *J. H. Jung*, *G. Muller*, *F. Schulz*, *J. C. L. Haken*, *F. Rochlitz*, *G. Schilling*, *E. Wagner* nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Bey dem Epos fehlen S. 433 die Nibelungen, Titurel und das Heldenbuch; bey dem Drama S. 488 *H. J. v. Collin*; unter den Epigrammatisten *J. Grob*, *J. J. Ewald*, *Götz*.

Auch gegen die Charakteristiken der Classiker dürfte Manches einzuwenden seyn; aber die Individualität der Betrachtung behauptet hier unveräusserliche Rechte, und die Analyse kritisch-ästhetischer Urtheile würde zu einer ins Einzelne eindringenden Polemik Veranlassung geben, deren fruchtbare Ausführlichkeit mit den engen Grenzen einer berichtenden Anzeige, wie sie bey der Mehrheit unserer literarischen Erscheinungen allein zulässig ist, sich nicht verträgt. Der Vf. hat die unbefangenere strenge Kritik vieler deutschen Dichterwerke wohl gekannt, sucht ihr aber mit der einigemal gebrauchten Wendung zu begegnen, dass dieselbe zwar nicht als ungegründet zu verwerfen, jedoch dessenungeachtet dem von einer oder der anderen Seite in Anspruch genommenen Werke eine Stelle unter den vorzüglicheren nicht zu versagen sey: welche Art von Vergleich oder Vermittelung in Angelegenheiten des Geschmacks die unbeholfenste und am wenigsten zulässige ist. Welcher Unterrichtete wird das S. 165 unbedingt gespendete Lob nicht modificirt wünschen? Wie konnte S. 205 *Lichtwehr* ohne alle Würdigung seiner Eigenthümlichkeit angeführt werden? Wie durfte S. 273 bey dem einseitig gepriesenen *Gesner* die *schlegelsche* Kritik ignorirt werden? — Es fällt auch auf, dass S. 20 von dem Verhältnisse zwischen *Götz* und *Ramler*, worüber unser würdiger *Voss* so befriedigenden Aufschluss gegeben hat, nichts gemeldet wird; und warum ist die durch *Friedrichs II* Urtheil berühmte „Mädchen-Insel" nicht in die Beyspielsammlung aufgenommen worden? — Doch dergleichen Fragen liessen sich viele aufwerfen. In der Auswahl der hier abgedruckten Gedichte zeigt sich keine Einheit des Princips und wenig Rücksicht auf laut gewordene Einstimmigkeit der achtungswertheren Kunstrichter über das Vortreffliche. Inconsequent scheint es Rec., dass aus den dramatischen Dichtern keine Proben, wohl aber eine Stelle aus der *eschenburgschen* und *schlegelschen* Übersetzung des *Shakespear* abgedruckt worden ist.

Kleinere literarische Nachlässigkeiten sind, dass S. 41 das Todesjahr *Hardenbergs* nicht angegeben ist, er starb 1801, und der Nekrolog des 19 Jahrh. B. 4 S. 187 verdient über ihn nachgelesen zu werden; dass S. 203 weder die *hackmannsche*, noch die *bredowsche* Ausgabe des *Reinike* genannt werden, da doch die nur der Kupfer wegen zu achtende *gottschedsche* angeführt ist; dass S. 204 *F. Renner* als Vf. des Hennynk de Han nicht bezeichnet ist; dass S. 504 von *Haug's* und *Weisser's* Anthologie nur 2 Bändchen (mit dem unrichtigen Druckorte: Berlin) angeführt sind u. s. w.

d W.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Litteraturgeschichte.** *Landshut*, b. Thomann: *Dem Andenken Paul Hupfauer's*, d. Phil. u. Th. D. kön. baier. geistl. Rathes, infulirten Propsten des regulirten Chorherrenstiftes Beuerberg, Bibliothekars und Professors an der Universität und Localstudiencommissärs der lateinischen Schulen zu Landshut, und ord. Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften zu München, gewidmet von *Franz von Paula Schrank*, Ritter u. s. w. 1803. 18 S. 4. (3 gr.) *Hupfauern*, dem Manne, welcher zur Cultur seines Vaterlandes äusserst wohlthätig mitgewirkt hat, setzte durch diese Denkrede der ehrwürdige Senior der Universität zu Landshut ein seiner sowohl, als des Verstorbenen vollkommen würdiges Denkmal. Man sieht auf jedem Blatte, dass das Gesprochene aus der Seele gesprochen und aus einem Geiste von gediegener Bildung geströmt ist. Wer *H.* genauer kannte, machte strenge Foderungen an dessen Lobredner; hier sind sie erfüllt. Ganz natürlich knüpft Hr. *Schrank* seine Rede an die letzte, grosse Wohlthat, welche der Verewigte seinem Vaterlande erwiesen hat, die Erhaltung und Einrichtung der landshuter Universitätsbibliothek, an. Und wirklich schon deshalb, aber auch aus anderen Gründen verdient *H's* Name in den Annalen der deutschen Literatur aufbewahrt zu werden. — „Er wurde den 24 Hornung 1747 zu Wald bey Miesbach geboren. Seine Ältern, gemeine Bauersleute, brachten ihn in dem benachbarten regulirten Chorherrenstifte Wegarn unter, wo man, wie diess durchaus die Sitte der baierischen Klöster war, die Talente hoffnungsvoller Knaben, der Söhne unvermöglicher Ältern, pflegte. Die dort angefangenen Studien setzte er am Lyceum zu München fort, und trat endlich im Jahr 1769 im Stifte Beuerberg in den Orden der regulirten Chorherren des h. Augustinus, in welchem er dann 1770 die feyerlichen Ordensgelübde ablegte, und im Jahr 1773 Priester ward. Frühzeitig hatte man in dem Stifte seine Talente bemerkt. Er war kaum Priester geworden, als ihn seine Obern zum Professor der Philosophie, Kirchengeschichte und Theologie ernannten, welche Wissenschaften er in seinem Stifte vortragen sollte. Als darauf im Jahr 1781 die Jesuitengüter, woraus bisher die Professoren der öffentlichen Schulen ihre Besoldungen gezogen hatten, an den Maltheserorden abgetreten wurden, und die baierschen Klöster die Besetzung der Schulen übernehmen mussten: ward *H.* zum Professor der Logik, Metaphysik, der praktischen Philosophie und Mathematik am Lyceum zu München ernannt, von welcher Stelle er noch in demselben Jahre Besitz nahm, und die er bis 1791 mit vielem Ruhme verwaltete. — Es herrschte damals eine gewisse finstere Stimmung in Baiern, jener ähnlich, welche zu den Zeiten der Hexenprocesse durch ganz Deutschland geherrscht hatte. Der geringste Verdacht, die unbedeutendste Veranlassung reichte hin, um für einen Illuminaten gehalten zu werden, und war der Mann, welchen man so beargwohnte, ein Ordensmann: so ward er ohne weitere Untersuchung in sein Kloster zurückgeschickt. Diess begegnete auch dem verewigten *H.* im Jahr 1791, der aber gross genug war, diese unverschuldete Zurücksendung in sein Stift mit Ergebung und Starkmuth zu ertragen; auch ward er bald nachher zum Novizenmeister und Dechant seines Stiftes ernannt, welche beide Stellen er mit einem so ausgezeichneten Beyfalle seiner Ordensgenossen verwaltete, dass man sogar zu München wohl vorhersehen konnte, was geschehen werde, wenn dereinst die Propstenstelle erledigt werden sollte. — Der Fall trat wirklich im Jahr 1794 ein." — Die Chorherren hatten einstimmig *H.* zum Propste erwählt; aber eine Hofcommission erklärte die Wahl für ungültig. *H.* musste nachgeben; und gab auf eine edle Weise nach, und auf eine edle Weise betrug er sich gegen den, welcher an seiner Stelle gewählt ward. Aber der neue Propst neckte *H.* so lange, bis er das Kloster verliess, und zu einem Pfarrer seines Ordens, in der Eigenschaft eines gemeinen Gesellpriesters, auf das Land zog. In dieser Lage befand er sich, als *Maximilian Joseph der Erste* im Jahre 1799 die Regierung Baierns antrat. Es fügte sich, dass *H.* Gelegenheit bekam, dem Könige aufzuwarten, welcher von seinem Schicksale schon unterrichtet war. Sie sind Prälat, sagte der König, und wenn sie wollen, will ich machen, dass Sie von aller Welt dafür anerkannt werden. — Doch *H.* verbat sich die angebotene Gnade. Noch in demselben Jahre ward er zum Professor der allgemeinen Wissenschaftskunde und Literatur an der Universität zu Ingolstadt ernannt, und „von dieser Zeit an datiren sich seine Verdienste um die Universität, welche weit grösser sind, als man sich einbilden kann, wenn man mit den Geschäften, welche ihm aufgetragen wurden, und ihrem Gange nicht bekannt ist. Er war nur den Winter von 1799 auf 1800 hindurch bey der Universität zu Ingolstadt, und folgte ihr, als sie im Frühlinge darauf nach Landshut versetzt ward. Aber gerade bey dieser Versetzung, welche anfänglich mehr eine Flucht vor den herannahenden Kriegsunruhen und einer zu besorgenden Belagerung, als eine mit Musse und Ordnung ausgeführte Unternehmung war, war *H.* es hauptsächlich, welcher sich der Bibliothek annahm, und das Hinüberschaffen derselben nach Landshut mit grosser Aufopferung besorgte." Zum Heil dieser kostbaren Büchersammlung erhielt er im Jahre 1801 die Bibliothekars-Stelle. Doch schon im folgenden Jahr verlor ihn die Universität wieder. Der Propst seines Stiftes war gestorben, und *H.* wurde den 12 Aug. 1802 einhellig an dessen Stelle gewählt. Zweymal weigerte er sich, dieselbe anzunehmen; erst als man zum dritten Male in ihn drang, gab er nach. Mit trefflichen Planen für die Aufnahme der Literatur in seinem Stifte trat er das neue Amt an. Aber kaum hatte er dasselbe angetreten, als die baierischen Klöster aufgehoben wurden. Er selbst missbilligte diese Aufhebung so wenig, dass vielmehr Niemand unerschrockener, freyer, einsichtsvoller und nachdrücklicher *für dieselbe* sich erklärt hat, als gerade *H.* in der kleinen Schrift: *Zehn Paragraphen über das Klosterwesen in Baiern.* 1803. Nun kehrte er wieder zur Bibliothek zu Landshut zurück, und ward, was Hr. *S.* besonders S. 11 treffend auseinandergesetzt hat, in gewissem Sinne der zweyte Stifter derselben. „Man muss ihn selbst gesehen haben, fährt Hr. *S.* S. 12 fort, wenn man den eisernen Fleiss ganz kennen will, welchen er bey seinem bibliothekarischen Geschäfte anwendete. Ganze Tage brachte er unter bestaubten Büchern zu, fand sich am frühesten Morgen ein, und war noch am spätesten Abende da anzutreffen, auch im Winter, obschon diese Aufbewahrungsorte unheizbar waren. Nur die Aufsicht auf die Schulen des Gymnasiums raubte ihn der Bibliothek öfters: er schien die Besuche, welche er da abstattete, entweder um den Prüfungen beyzuwohnen, oder auch um über den Fortgang und die Sitten der Zöglinge zu wachen, für Erholungen von der Arbeit bey der Bibliothek anzusehen, und nahm sich dieses Geschäfts, welches er unentgeltlich besorgte, überhaupt aus allem Eifer an. Auch bildete sich zu bibliothekarischen Geschäften unter seiner Leitung ein würdiger junger Geistlicher, Hr. Custos *Harter*, der, wenn ihm das Glück zu Theil wird, noch einige grössere Bibliotheken sammt ihren Einrichtungen, besonders die zu München immer schöner aufblühende Hof- und National-Bibliothek genauer kennen zu lernen, zu den trefflichen Bibliothekaren seines Vaterlandes gehören wird. — „Die Literatur, für welche *H.* von seinen jungen Jahren an viel gearbeitet und unverdrossen gesammelt hat, obschon die Zeitumstände zur Verarbeitung dieser Sammlungen nicht eben die günstigsten waren, verlor durch seinen Tod nicht weniger. Baiern hätte sich, wenn er länger gelebt hätte, von ihm eine Geschichte seiner Schulen zu versprechen gehabt, die gewiss sehr unterrichtend und bey seiner Genauigkeit sehr zuverlässig würde gewesen seyn. Auch war er Willens, eine vollständige Geschichte der berühmten augsburgischen Druckerey *ad insigne Pinus* zu liefern, und bereits war er damit schon weit gekommen, wie die Bruchstücke beweisen, die auf unserer Bibliothek liegen." Die von ihm in Druck gegebenen Schriften hat Hr. *S.* im Anhange angezeigt. — Über die Biederkeit *H's* war bey Allen, die ihn genauer kannten, nur Eine Stimme. „Der Religion, sagt Hr. *S.*, war er ohne Heucheley und mit Wärme zugethan. Ruhm suchte er nicht; er hatte bey seinen Arbeiten höhere und reellere Zwecke, und glaubte sich belohnt genug, wenn er etwas Gutes geleistet hatte. Im Umgange war er gerade und aufrichtig, ein zuverlässiger Freund, ein unverstellter Gesellschafter, seinen Pflichten mit ganzem Herzen getreu, erfüllte er sie mit eben so viel Nachdruck als Ruhe; so fliessen grosse Ströme dahin, ohne Geräusch, aber ihre Wirkung ist unermesslich."

e. Q.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 OCTOBER, 1812.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

1) Bremen, b. Heyse: *Fundamentallehre oder Terminologie der Grammatik; mit besonderer Hinsicht und Anwendung auf die Grammatik der deutschen Sprache.* Nach den Grundsätzen der pestalozzischen Methode bearbeitet von *Betty Gleim.* 1810. 336 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Ebendaselbst: *Analysirbuch.* Anhang zu der Fundamentallehre, von *B. Gleim*, 1810. 246 S. 8.

Herkömmlich wird die Terminologie der Grammatik nur nebenher, bey dem etymologischen und syntaktischen Theile, abgehandelt: dadurch geschieht für die Sache zu wenig. Dagegen wird, wenn von fünf verschiedenen Sprachen fünf verschiedene Grammatiken erscheinen, in jeder derselben die Terminologie, obgleich nebenher, doch immer von neuem abgehandelt: dadurch geschieht für die Sache zu viel. Mehr als einmal haben wir diesen Übelstand gerügt, und die Anfertiger der Sprachlehren für die Schule darauf aufmerksam gemacht, dass die Terminologie der Grammatiken eine und dieselbe sey, dass es folglich genüge, dieselbe einmal vorzutragen; allein da die wenigsten selbstständig arbeiten, vielmehr jeder einem berühmten Führer nachtritt: so bleibt es bey dem Herkommen. Die Vfn. der beiden vorliegenden Schriften verdient daher vielen Dank, dass sie die Terminologie zum Gegenstande einer besonderen Schrift machte, wodurch sie die Specialgrammatiken ein für allemal der ewigen Wiederholung dieses nur der Generalgrammatik angehörigen Theils überhoben hat. Mehr noch, als die Wahl des Gegenstandes, verdient die Behandlung desselben allgemeinen Beyfall. Die Form möchten wir didaktisch-dialogisch nennen. Von jedem grammatischen Ausdrucke wird eine Definition gegeben, und diese durch genügende Beyspiele erläutert; hierauf folgt zwischen Lehrer und Schüler ein Dialog, der Befestigung und tiefe Einprägung der Definition zum Zwecke hat. Ein Lehrer hat, diese Fundamentallehre in der Hand, leichte Sache — er braucht ihr nur Wort für Wort zu folgen —, und der Schüler, der den gebührenden Fleiss anwendet, erhält unbezweifelt eine Einsicht in den Geist der Sprachen, die man bey den nach der herkömmlichen Weise unterrichteten Schülern gar selten findet.

Die gelehrte Vfn. hat ihren Gegenstand, der allgemeiner Natur ist, auf die deutsche Sprache angewandt, also das Generelle specialisirt: man könnte daher ihre Schrift eine Fundamentallehre nicht für das Sprachstudium überhaupt, sondern bloss für das Studium der deutschen Sprache nennen. Es wäre dieses kein Tadel des Buchs. Allein da das Generelle im Speciellen enthalten ist: so liefert dasselbe wenigstens für die deutsche Jugend die Fundamente zum Sprachstudium überhaupt. Dass die Vfn. etwas tiefer in den etymologischen Theil eingegriffen hat, ist zu loben, obgleich dadurch der Titel etwas enger, als der Inhalt, geworden ist. Nach dem Zwecke, den Lehrling nicht nur mit den Sprachtheilen, sondern auch mit allen Formen derselben bekannt zu machen, war ein genaueres Eingehen in die Declination und Conjugation allerdings nothwendig. So wie jetzt das Buch vor uns liegt, dürfen wir es nicht nur für die zweckmäſsigste Einleitung in das Sprachstudium überhaupt, und das gründliche Studium der deutschen Sprache insbesondere, sondern auch für die beste Verstandesübung erklären, und es ist gar nicht zu zweifeln, dass alle einsichtsvollen Schulmänner dasselbe in ihre Schulen einführen werden. Die Vfn. folgt, obgleich gerade sie im Stande wäre, etwas Besseres zu geben, der Terminologie *Adelungs*, als der allgemein angenommenen, und hieran that sie Recht, denn sie wollte nicht die Sprache, sondern nur die Methode fördern. Aus demselben Gesichtspuncte muss auch das Analysirbuch angesehen werden. Der gewandte Schulmann wird zwar das erste beste deutsche Buch zum Analysiren in die Hand nehmen können; allein es giebt unter den Schullehrern, vorzüglich unter den Elementarlehrern, viele, denen mit einer Anleitung, wie jedes Wort zu entwickeln sey, sehr gedient ist, und solchen wird dieses Analysirbuch willkommen seyn. Mancher Lehrer wird sich wundern, dass ein einziges Wort sich aus so verschiedenen Gesichtspuncten betrachten lässt, und zu so verschiedenen Geistesoperationen Stoff geben kann. Die Vfn. hat die ganze Terminologie mit Zahlen bezeichnet, daher manches Wort mit Zahlen übersäet ist; der Lehrer aber ist hiedurch in den Stand gesetzt, jedes Wort auf die vielfachste Weise der Seele des Schülers vorzuführen. Ein vielbezeichnetes Wort möge die Sache anschaulich machen. *Zerriss.* Darüber stehen die Zahlen: 6. 20. f. 21. i. 24. III. 68. 88. 93. 101. 103. 6 bedeutet, dass das Wort ein Verbum sey; 20 ein Verbum compositum; f ein ächtes oder untrennbares; 21 ein V. transitivum; i das Activum; 24 ein V. personale; III die dritte Person; 68 Numerus Singularis; 88 das Imperfectum; 93 Modus Indicativus; 101 unregelmäſsige Conjugation; 103 zweyte Classe der un-

regelmäſsigen Conjugation. Man ſieht leicht, mit welcher Klarheit der Schüler nach einer ſolchen Analyſe jedes Wort, jede Form des Wortes ergreifen müſſe. Zum Schluſs noch ein paar einzelne Bemerkungen. *Adelung* zählt die Vocale ä, ö und ü zu den einfachen: die Vfn. tadelt dieſes, und fügt ſie den Diphthongen oder Monophthongen bey; aber ſie ſcheint hier mehr die Figur, als das Weſen dieſer Vocalzeichen ins Auge gefaſst zu haben. Alle drey Vocale unterſcheiden ſich dadurch weſentlich von den Diphthongen oder Monophthongen, daſs ſie, wie die übrigen reinen Vocale, Schärfung zulaſſen, welches der Natur der Diphthongen widerſtrebt. Das *Wort* wird definirt durch *hörbares oder ſichtbares Zeichen einer Vorſtellung oder eines Begriffs*: dieſe Definition iſt zu weit, denn es giebt hör- und ſichtbare Zeichen für Vorſtellungen, die nicht *Wörter* ſind, dergleichen die Vfn. in der ſehr lichtvollen Einleitung zur Feſtſtellung des Begriffs ſelbſt mehrere aufgeführt hat. Es ſcheint, als dürfe der Begriff: *articulirter Laut*, oder, *durch die Sprachwerkzeuge hervorgebracht*, kurz, das *Genetiſche* nicht aus der Definition wegbleiben. Das *Schriftwort* wird als unmittelbares Zeichen der Vorſtellung aufgefaſst; es iſt aber, ſtreng genommen, wie die ſcharfſinnige Vfn. in der Vorbereitung ſelbſt deutlich entwickelt, das Zeichen des *Mundwortes*, ſo wie das Mundwort das Zeichen der *Vorſtellung*, und die Vorſtellung ſelbſt das Zeichen des *Vorgeſtellten* iſt. Es fragt ſich daher, ob das Mundwort und das Schriftwort in eine und dieſelbe Definition zu faſſen, oder ob das Mundwort, als unmittelbares Zeichen der Vorſtellung, voran zu definiren, und das Schriftwort ſodann als Zeichen auf das Mundwort zu beziehen ſey. Dieſs letzte ſcheint uns das Beſſere, um ſo mehr, da das Schriftwort nicht bloſs als ſichtbares, ſondern auch als *taſtbares* Zeichen in Betracht kommt. Daſs der Begriff des *Adverbs* ſo weit gefaſst, und auch auf die Beſtimmung des Subſtantivs und Pronomen ausgedehnt worden iſt, fällt nicht der Vfn., ſondern *Adelungen*, deſſen Terminologie und Beſtimmung der Redetheile einmal befolgt werden ſollte, zur Laſt; indeſs hätten wir doch gewünſcht, die Vfn. wäre hierin ihren eigenen richtigeren Anſichten gefolgt, und hätte ſo manche *adelungiſchen* Adverbe bald den Subſtantiven, bald den Adjectiven zugewieſen. Doch die Vfn. wird ſagen, daſs der Zweck des ganzen Buchs die Methode ſey, daſs die Umänderung der einmal auf eine beſtimmte Weiſe von *Adelung* geformten Materie über ihren Zweck hinaus liege; und hiegegen läſst ſich mit Grunde nichts einwenden. Möge denn dieſes Elementarbuch von keinem Lehrer der Elementarclaſſen überſehen werden! Einmal gebraucht, wird es ſich ſelbſt in ſeinem Beſitze zu behaupten wiſſen, es dürfte lange dauern, ehe eine beſtimmtere, lichtvollere, populärere und mit mehr Umſicht und Einſicht geſchriebene Fundamentallehre dieſem von einem durch andere Schriften ſchon rühmlichſt bekannten Frauenzimmer verfaſsten Buche den Rang ablaufen wird.

St.

Berlin, b. Hayn: *Gemeinnütziges Wörterbuch zur Reinigung und Veredlung der Sprech- und Schreib-Art in Anſehung der Verdeutſchung fremder, des beſſeren Ausdrucks für ſprachwidrige, der Aufnahme neuer und der Erklärung ſinnverwandter Wörter.* Ein Hülfsbuch für Geſchäftsführung und Umgang. Von *J. D. F. Rumpf*, expedirendem Secretär bey der berliniſchen Abgabedirection. 1811. 476 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Dieſes Buch iſt mit vielem Fleiſse ausgearbeitet und entſpricht völlig ſeinem Zwecke. Im ſynonymiſchen Theile iſt *Eberhard* benutzt. Gut wäre es geweſen, wenn der Vf. den fremden Ausdrücken die Ausſprache beygefügt hätte: denn wer dergleichen Erklärungen bedarf, bedarf auch die Bezeichnung der Ausſprache. Einige Anmerkungen wird der Vf. freundlich aufnehmen. *Abenteuerig* wird erklärt durch „*reich an Abenteuern*“; allein das Wort *Abenteuer* ſelbſt iſt gar nicht aufgenommen und erklärt worden. *Abenteuerlich* ſoll ſeyn „*einem Abenteuer ähnlich*“, und einen höheren Grad des Ungewöhnlichen, Ungereimten und Unglaublichen bezeichnen, als *ſeltſam*. Von dem Worte *ſeltſam* heiſst es an ſeinem Orte, es ſcheine wegen ſeiner Abweichung von dem Gewöhnlichen nicht *recht* und *ſchön*. Beide Artikel zuſammengehalten, läge alſo in dem Begriffe *Abenteuerlich* ein höherer Grad der Abweichung von *recht* und *ſchön*. Wir glauben, daſs in dieſer Erklärung die rechte Schattirung des Begriffs verfehlt iſt. Wenn irgendwo, ſo ſcheinen bey der Synonymik die erläuternden Beyſpiele an ihrer Stelle zu ſeyn; der Vf. hat nur ſelten Beyſpiele beygefügt, und daher dürfte es gar vielen ſeiner Leſer ſchwer fallen, die Erklärungen, auch da, wo dieſelben richtig gegeben ſind, richtig aufzufaſſen. *Abergläubig* ſoll man von Menſchen, *abergläubiſch* von Sachen gebrauchen. Der Gebrauch ſtimmt nicht in dieſe Unterſcheidung ein, und er hat Recht. Gläubig iſt von dem Verbe *glauben*, *gläubiſch* von dem Subſtantive *Glaube* abgeleitet; nun giebt es kein Verbum *aberglauben*, folglich auch kein Adjectiv *abergläubig*. Dagegen ſagt man richtig *rechtgläubig* von *recht glauben*, und *ungläubig* als Gegentheil von *gläubig*, und dieſes abgeleitet von dem Verbe *glauben*. Bey *Abnahme* und *Verfall* hätte bemerkt werden ſollen, daſs erſteres nicht, wie letzteres, immer auf Verſchlimmerung hindeutet, ſondern im Allgemeinen den Begriff von Verminderung in ſich ſchlieſst. Daſs Verfall eine ſolche Verſchlimmerung ſey, bey welcher die Sache nicht wieder in den vorigen Stand geſetzt werden könne, iſt zu viel geſagt, ſo wie auf der anderen Seite die Erklärung, „*daſs die Sache nicht mehr die vorige ſey*,“ nichts ſagt, denn daſſelbe iſt auch bey der *Abnahme* der Fall. — *Auflage* und *Ausgabe* werden ſo unterſchieden, daſs das erſte auf die Anzahl der Exemplare, die auf einmal von einem Buche gedruckt werden, das zweyte auf den wiederholten Abdruck des Buchs bezogen wird. Schwerlich dürfte der Leſer nach dieſer Unterſcheidung beſtimmen können, wann er Auflage,

und wann er Ausgabe zu sagen habe. Das Hauptunterscheidungsmerkmal liegt wohl in dem Antheile, welchen Verleger und Vf. an dem wiederholten Abdrucke eines Buches haben: in wiefern bloss der erste dabey wirksam ist, ist der Abdruck eine Auflage; ist der letzte dabey thätig: so heisst der Abdruck eine neue Ausgabe. Wenn daher ein Buch ohne alle Veränderungen unter dem Titel einer neuen Ausgabe erscheint: so wird dieser Ausdruck mit Recht getadelt. — Das Wort „*Bedienter*" wird, wie gewöhnlich, auch von unserem Vf. als unrichtig getadelt. Das gute Wort ist unschuldig an dem Anstosse, den man an demselben nimmt. Die erste Bedeutung des Verbes *bedienen* ist, *Jemanden mit einem Dienste versehen*, also ein Bedienter ein mit einem Dienste Versehener, oder zum Dienen Verpflichteter; die Bedeutung des Dienens ist dem Verbe *bedienen* erst später geworden. Dieses ist ganz analog mit *leben*, beleben (lebendig machen), welches Compositum hinterher wieder die Bedeutung des Simplex angenommen hat, z. B. *ich habe schon Vieles belebt.* Rec. meint, die ächte Geburt dieses Wortes und die gegründeten Ansprüche desselben auf unbeschränktes Bürgerrecht, an einem anderen Orte, so deutlich gezeigt und mit Familienzeugnissen belegt zu haben, dass er eines wiederholten Beweises hier überhoben seyn kann. Der Vf. schreibt *Beleg*, *Belege*; und tadelt *Belag*, *Beläge*, mit dem Beysatze, die so schreiben, schienen nicht zu wissen, dass dieser Ausdruck vom Grundworte *legen* herkomme. Dieser Grund ist ganz ohne Grund. Der Vf. dachte gewiss nicht an *Verlag*, *Auslage*, *Anlage*, und überhaupt an so viele andere Substantive, welche vom Imperfecte gebildet sind, als: Betrieb, Verstand u. s. w.

Was die Aufnahme der rein-deutschen Wörter betrifft, bey denen keine Synonymität in Betracht gezogen wird: so hält es schwer, jedesmal den Grund der Aufnahme oder des Auslassens anzugeben. Wer sucht in einem solchen Werke das Wort *abreichen?* und was wird davon gesagt? Weiter nichts, als: *es hat eine Höhe, die ich kaum abreichen kann; auch so viel als abgeben.* Mit gleichem Rechte hätten alle deutschen Wörter aus *Adelung* und *Campe* aufgenommen werden mögen. *Ablangen*, *ablügen*, *beeidigen*, *bestrissigen*, und sehr viele solche Artikel, bey welchen nichts über Construction, Synonymität u. s. w. bemerkt worden ist, hätten füglich wegbleiben können. Auch vermisst man oft da, wo etwas über Construction gesagt wird, Vollständigkeit. Bey dem Worte *bemengen* wird bemerkt, dass es zurückkehrend sey, also mit *sich* construirt werde; wem diess noch gesagt werden muss, dem möchte auch wohl gesagt werden müssen, mit welcher Präposition das Verbum zu verbinden sey. Überhaupt ist durchgeführte Consequenz die Klippe, an welcher Bücher dieser Art am leichtesten scheitern. — Manches Wort hat der Vf. nicht richtig gewürdigt. So erklärt er das Wort *Befund* für provinciell, und substituirt das Subst. *Befinden*. Der Leser wird dadurch verleitet, mit Beseitigung des ersten Worts, überall das zweyte zu gebrauchen. Es hätte hiebey bemerkt werden sollen, dass beide Substantive in ihrer Bedeutung verschieden seyen, und dass *Befund*, analog gebildet mit *Fund* (ich habe einen guten Fund gethan), nie durch *Befinden* verdrängt werden dürfe. ft.

Quedlinburg, b. Ernst: *Neues Wörterbuch zur Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche noch häufig in verschiedenen Schriften, in der Umgangssprache und in Zeitungen vorkommen.* Für gebildete Leser aller Stände, die sich nicht eigentlich den höheren Studien gewidmet haben. Von *W. Jul. Wiedemann*, D. und Rector der Stadtschule zu Neuhaldensleben. Erster Theil. A—M. 1811. 384 S. 8. (20 gr.)

Wir haben den etwas langen Titel dieses Buchs vollständig angegeben, weil es bey Büchern dieser Art gar sehr darauf ankömmt, zu wissen, für welche Classe von Lesern sie geschrieben sind. Seit einigen Decennien sind viele solche Erklärungsbücher erschienen, die alle ihren Werth, aber auch alle ihre grossen Mängel haben. Das erste Erfodernis derselben ist Vollständigkeit im Äusseren; das zweyte Gleichheit im Inneren. Wie schwer es hält, dem ersten Erfodernisse zu entsprechen, liegt am Tage, und daher wird es der Beurtheiler in dieser Hinsicht selten sehr genau nehmen dürfen. Leicht würde es aber seyn, mit *Roth* und Anderen in der Hand, eine Menge Wörter aufzuführen, die diesem Buche fehlen, ohne für die Aufnahme weniger geeignet zu seyn; und dieses verdient Tadel, denn jedes neue Buch sollte wenigstens nicht hinter dem alten zurückbleiben. Wer einmal ein solches Buch nöthig hat, wünscht mit Recht über alles Fremde, das sich in deutsche Bücher eingedrängt hat, Auskunft zu erhalten; das Halbe taugt hier so wenig, als in anderen Büchern. Was die innere Gleichheit betrifft: so theilen wir die Artikel *Apollo* und *Diana* mit, die, gleiches Wesens, auf gleiche Behandlung Anspruch machen durften. „*Apoll* (Myth.), Gott der Sonne, der Musik, der Künste und der Wissenschaften, der Schönheit." *Diana* (Myth.), unter mehreren Dianen, welche eine Tochter des Jupiters und Latona, und die Zwillingsschwester des Apollo ist. Sie ist die Göttin des Mondes, welche bey den Ägyptiern Isis hiess. Ferner wird sie als die Göttin der Jagd verehrt, und als solche führt sie vorzüglich den Namen Diana, da sie, wenn sie den Mond vorstellt, eigentlicher Lucina heisst. Man stellt sie gewöhnlich mit einem Köcher und mit einem Hunde vor. Sie blieb immer eine keusche Jungfrau. Oft nennt man noch jetzt ein männlich handelndes und die Jagd liebendes Mädchen eine Diana. Es fehlt ihr weiter nichts, als der Köcher und die eigenen Hunde, hört' ich letzthin über ein lebhaftes und mit auf die Jagd reitendes Mädchen sagen, um eine völlige Diana zu seyn. Dianenbaum (in der Chemie) in einem Glase aufgelös'tes Silber, dessen Theile sich zu einer Figur bilden, die einem Baume ähnelt. Der Dianentempel zu Ephesus wurde unter die sieben Wunderwerke der Welt gerech-

net.“ Diese beiden Artikel sprechen deutlich genug. Wir sagen aber nicht zu viel, wenn wir diesen Fehler der Ungleichheit den meisten Artikeln zur Last legen. Mitunter darf man es auch mit des Vfs. Erklärungen nicht genau nehmen. So heisst es bey dem Worte *Atmosphäre:* „Die atmosphärische Luft ist die, welche uns umgiebt, wenn wir auf der Erde im Freyen herumgehen, die gemeine Luft genannt.“ Also wäre die atmosphärische Luft nur im Freyen, nicht auch in Häusern! Bey dem folgenden Artikel *Atom:* „(gr. τεμνω, ich schneide, und das *a privativum,* was dem Worte die entgegengesetzte Bedeutung giebt, oder ihm die erste raubt).“ Diese Erläuterung wird der Leser, für welchen das Buch geschrieben ist, nicht verstehen, und diejenigen, welche dieselbe verstehen, werden schwerlich nach einem solchen Buche greifen. Wollte aber der Vf. einmal in die Etymologie eingehen: so begreifen wir nicht, warum er sich nicht gleich blieb. Bey dem vorhergehenden Worte *Atmosphäre* heisst es bloss: ursprünglich griechisch; verdiente denn dieses Wort nicht eben so gut, wie Atom, etymologisch angegeben zu werden? Bey französischen Wörtern theilt der Vf. oft die Worte des *Dictionnaire de l'Académie* als Erklärung mit; aber bedachte denn der Vf. nicht, dass Jeder, welcher diese Erklärungen versteht, über sein Buch hinaus ist? Noch müssen wir tadeln, dass bey den fremden Wörtern willkührlich bald die Aussprache bemerkt, bald unbemerkt geblieben ist. So fehlt die Bezeichnung der Aussprache bey *Atours, Attaquiren, chimärisch* u. s. w. Auch weiss man oft nicht, warum der Vf. seinen Erklärungen oder Übersetzungen dieses und jenes hinzugefügt hat, z. B. „*Dictionarium* (lateinisch und französisch *dictionnaire*), Wörterbuch. Die meisten Dictionarien oder Dictionäre (schon falsch geschrieben) in der französischen Sprache haben den Fehler, dass sie den Unterschied der einzelnen Wörter nicht sorgfältig genug anzeigen.“ Was soll dieser Beysatz? Dergleichen nichts sagende Beysätze nehmen leicht ein Drittheil des Buchs ein.

Wir glauben sonach dem Vf. nicht zu nahe zu treten, wenn wir ihm den Rath geben, falls die erste Auflage vergriffen werden sollte, nicht eine zweyte Auflage, sondern eine ganz neue Ausgabe, durchaus verändert und verbessert, zu veranstalten.

St.

## KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Dresden* u. *Leipzig*, b. d. Verfasser: *Anweisung für die Jugend zur richtigen Aussprache und Rechtschreibung im Deutschen*, zweyte verbesserte und vermehrte Auflage, von *Christian Gottlob Rossberg*, königl. sächs. Geheimen Registrator. 1810. 341 S. gr. 8. (20 gr.) Auch unter dem Titel: *Systematische Anweisung zum Schön- und Geschwind-Schreiben, und zur Prüfung deutscher Hand- und Druck-Schriften*, nach mathematischen Grundsätzen aus einander gesetzt. Dritter und letzter Theil. — Die erste Auflage dieses Buchs ist im J. 1774 herausgekommen, und ist, wie der schnelle Absatz derselben zeigt, mit Beyfall aufgenommen worden. Das Buch selbst ist aber wohl nicht eigentlich für die Jugend; es verlangte, wenn es beym Unterricht gebraucht werden sollte, einen denkenden und prüfenden Lehrer. Denn bey einer Menge trefflicher Bemerkungen und Ansichten, welche zum Theil ein tiefes Studium der Sprache verrathen, findet man in demselben auch manches Sonderbare, Zweifelhafte, vielleicht auch Falsches. Auch hat die Rechtschreibung des Vfs. selbst Eigenthümlichkeiten, welche die Jugend nicht als Sprachgesetze kennen lernen darf. So schreibt der Vf. z. B. *Syllbe, mannche, Schäpfer* für Schöpfer u. s. w., wobey er überhaupt der Ableitung viel zu viel nachgiebt. Überall erkennt man aber den Fleiss, der auf die Ausarbeitung verwendet worden, an dem Reichthum der Beyspiele und der ganzen Behandlung der Materien. Der Stil ist nicht immer der beste, z. B. das Kanzleywort *Dero* wird sehr häufig in der Courtoisie statt *Ihr, Ihre* und anderer Fürwörter gebraucht, wenn man nämlich eine hohe und vornehme Person zum Gegenstande hat. Die grammatischen Kunstwörter haben auch bisweilen eine seltsame Gestalt angenommen, z. B. das Wort *unterstehen* wird als ein Reciprok gebraucht. — Bey allen den angezeigten Mängeln ist das Buch doch von grösserem Werthe, als viele andere dieser Art.

— pr —

*Neustadt a. d. Orla*, b. Wagner: *Kleine Schauspiele. Zu belehrender Unterhaltung der Jugend*, von *Amadeus Ziehnert*. Erstes Bändchen. 1812. 126 S. 8. (12 gr.) Weil dem Vf., der als Hülfs- und Privat-Lehrer öfter Gelegenheit hatte, die Geburtstage (der Vf. schreibt Geburttage) von Ältern und verdienten Schulmännern von Kindern feyern zu lassen, die gewöhnliche *Glückwünschungsmethode* zu kalt und wirkungslos war: so wandelte er sie erst in Dialoge, dann in kleine dramatisirte Scenen, und endlich in Schauspiele um, mit welchen er, wie ihm der Erfolg sehr angenehm bestätigte, seine Absichten (welche?) erreichte. „Um nun, fährt er fort, auch in dieser Bildungweise (st. Bildungsweise) mein Körnchen zur allgemeinen Saat beyzutragen, fügte ich diesen Festscenen noch einige bey, und *übergeb* sie der Jugend zu einer unterhaltenden Belehrung, und den Lehrern als Materialien zu Unterredungen über Sittlichkeit und *Seelenlehre*.“ Was der Vf. auch mit seinen Schauspielen erreicht haben mag, den ungeheuchelten Beyfall wahrhaft gebildeter Menschen kann er schwerlich erreicht haben. Sie sind höchst mittelmässig, in Plan und Ausführung, und verrathen bey aller Gutmüthigkeit viel Armuth des Geistes, und sogar Mangel an der nöthigen Kenntniss der Sprache. Nur von drey Seiten hiezu die Belege. S. 6: „Das Mass des Glücks und Unglücks ist das Verhältniss.“ Ebendas.: „wie ging das zu, erzähl' sie mirs, ich vergiesse (d. h. vergesse) darüber desto eher meine Levkoien.“ Ebendas.: „Es war an *einen* schönen Sommermorgen.“ S. 7: „Wir erreichten es endlich *unter den fürchterlichsten Blitzen und Donner*.“ Ebendas.: „Unsere Furcht, nirgends sicher zu seyn, liess uns aus einem Dickicht *in andern* irren.“ S. 8: „Bald werde ich Danieln mehr glauben, als Ferdinanden, dass die Gewitter Strafen Gottes *sein*.“ Ebendas.: „Er kommt gewiss aus dem unteren Walde, und die *Hintergartenthüre* (?) ist noch zu.“ — Am wenigsten in seiner Sphäre befindet sich der Vf.; wenn er Verse macht, z. B.

Die Zeit *entknospet sich*, und schüttelt Blüthen,
Die kaum eröffnet, wieder in den Staub.

Sehr richtig und treffend fragt auf diese Anrede Betty, und Rec. mit derselben:

Wie kommst du, Lieber, denn auf das schwere
Und deutungdunkle Wort vom Flug der Zeit?

Ch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 OCTOBER, 1812.

## JUGENDSCHRIFTEN.

BERLIN, in den Schul-Anstalten des Vfs. und in Commission in den Buchh. d. hall. Waisenhauses:

1) מודע לולדי בני ישראל או ספר לדעת בו חכמה ומוסר והוא ראשית הלמוד בלשון עברי אשכנזית וצרפתית לתועלת בני ישראל ומוריהם.... מאת משה בן צבי באק ... ברלין התקע״ב. 16 und 282 S. gr. 8.

2) *Israelitischer Kinderfreund oder Handbuch der gemeinnützigsten wissenschaftlichen Kenntnisse.* Ein Elementarwerk in hebräischer, deutscher und französischer Sprache, für den Schul- und Privat-Unterricht der israelitischen Jugend; nebst einer Einleitung über die Methode des Unterrichts bey dem Gebrauche dieses Elementarwerks. Von *M.* [*oses*] *H.* [*irsch*] *Bock* u. s. w. 1811. XVI u. 232 S.

3) *L'Ami des enfans d'Israël, ou Manuel des sciences les plus nécessaires.* Livre élémentaire hébreu, allemand et françois etc. par *M. H. Bock.* XVI u. 256 S.

(Pränumerationspreis aller 3 Theile 2 Rthlr. 16 gr. klingend Courant, Ladenpreis beym Vf. 3 Rthlr. 8 gr., in den Buchhandlungen 4 Rthlr.)

Hr. *Bock*, Vorsteher zweyer Schulen für Söhne und Töchter, wie auch einer Erziehungs- und Pensions-Anstalt für Söhne gebildeter israelitischer [jüdischer] Familien zu Berlin, hatte die rühmliche Absicht, in diesem dreyfachen Elementarwerk Alles das zusammenzufassen, was für die jüngeren Israeliten unentbehrlich ist. Für diese giebt es aber, wie er in der Vorrede gut bemerkt, ausser den allgemeinen Kenntnissen, worin kein Mitglied der menschlichen Gesellschaft unter civilisirten Nationen unbewandert seyn darf, noch viele besondere Gegenstände des Unterrichts, welche, wenn sie zweckmässig gelehrt werden sollen, nicht vermittelst eines fremden Vortrags, oder eines, nach einer ganz verschiedenen Lehrart verfertigten Buches der Jugend eingeprägt werden dürfen, sondern dem eingeführten Lehrcursus eingewebet, und von den ersten Eindrücken des Unterrichts nicht getrennt werden müssen. Desswegen wollte er der Jugend, den Ältern und den Lehrern ein Lehrbuch in die Hände geben, welches jedes andere fürs erste entbehrlich machte, und zugleich den Nutzen gewährte, die Jugend nach einer einzigen und sich gleich bleibenden Verfahrungsart zu unterrichten. Diese seine Hauptabsicht hat der Vf. immer im Gesichte behalten, und in der dreyfachen Schrift, die er als einen vollständigen *ersten Lehrcursus* angesehen haben will, befolgt, wie diess unsere Leser aus dem Folgenden abnehmen werden, wo wir den wesentlichen Inhalt aus dem hebräischen, deutschen und französischen Exemplar zusammenstellen, damit er mit *einem* Blicke übersehen werden könne. — Die auf dem Titel erwähnte *Einleitung über die Methode* u. s. w. kann israelitischen Lehrern sehr brauchbar seyn. — Auf dieselbe folgen *die ersten Elemente*, d. i. im hebr. Exemplare das Alphabet, und im deutschen und französischen die Zahlzeichen, arabische sowohl als römische, und alsdann die Buchstaben. In den Alphabeten erscheinen die einfacheren Züge zuerst (im Hebr. נוי u. s. w., im Deutschen *i. t. j* u. s. w. im Franz. *i. l. t.* u. s. w.) Darauf kommen Sylben und Wörter, im hebr. Theile in 72, im deutschen in 80, und im franz. in 92 Lectionen. Das Werk selbst besteht in jedem der 3 Exempl. aus 5 Abtheilungen.

I *Abtheilung. Übungen im Buchstabiren* — oder 1) *Sätze zu den obigen Lectionen.* 2) *Moralisches A, B, C* — in Sprüchen aus dem Talmud und anderen (heiligen) Büchern. Z. B. No. 24. „Missbrauche nicht den guten Ruf; sonst verlierst du ihn. Vermehre deine Kenntnisse; sonst verminderst du sie.“ In No. 47 ist עלוקה wohl nicht gut durch *Ygel, hérisson*, erklärt. — 3) *Moralisches A, B, C* — in Sprüchwörtern aus dem gemeinen Leben. — Sie entsprechen, wie natürlich, sich in den drey Sprachen nicht immer genugsam. Z. E. das hebr. חקים ומשפטים טובים שם יהוה גם במדבר הנורא wird durch das Franz.: „*Le Huron a aussi sa sagesse*“ gut dargestellt; weniger durch das Deutsche: „Yamswurzeln ernähren auch Menschen.“ — 4) *Übungen im Deutschen, mit lateinischer Schrift zu lesen.* — Sie sind zum Theil auch hebr. und franz., doch nicht immer genau übersetzt. — Wo im Deutschen S. 52 *Schierlingswurzel*, und hernach *Ratzenpulver* steht, liest man im Franz. S. 66 und 67 *champignons* und *arsénic*, und im Hebr. S. 68 und 69 רעל, welches Wort Zach. 12, 2 vorkommt, und wie תרעלה, arab. رعل etwas *Betäubendes, Dummmachendes* bedeuten kann.

II *Abtheilung. Vorläufige Kenntnisse zum Lesen und Leseübungen.* 1) *Interpunctions- und andere Zeichen; Abkürzungen; gleichlautende Wörter.* 2) *Erzählungen (neun) aus dem Talmud.* Wir geben eine (No. 2) zur Probe: „Als die Israeliten

durchs rothe Meer gegangen, und ihre Verfolger darin umgekommen waren; wollten die Engel Jubellieder anstimmen. Aber Gott sprach: Meine Geschöpfe versinken in der reissenden Fluth; könnt ihr frohlocken?" — Die 9 Erzählung, *die Wege der Vorsehung* überschrieben, ist in beiden Übersetzungen, und am meisten in der französischen, über Gebühr und Mass gedehnt worden. Wir wissen wohl, dass dem, der aus dem Talmud übersetzt, eine viel grössere Freyheit im Umschreiben, als irgend einem anderen Übersetzer, zuzugestehen sey — das bringt die äusserst concise Schreibart jener Sammlung mit sich —: allein es wird dabey eine sehr grosse Vorsicht erfodert, und es darf dem Gemaristen nichts in die Feder gelegt werden, wogegen er protestiren könnte. Daran ist hier nicht immer gedacht worden. — Die vier hebr. Worte: *vaijabho ad ir ketanna*, er (Rabbi Akiba) *näherte sich einem Städtchen* — lauten franz. also: *„Le front serein, il continua sa course, et qui pourra peindre son transport, lorsque tout d'un coup il vit resplendir de loin la pointe d'un clocher? La joie lui donne des ailes, et il se hâta de gagner la petite ville.“* Aber wie und wo konnte Akiba, ein Zeitgenoss des Kaisers Adrian, um das J. Chr. 130, einen *Glockenthurm* (*clocher*) sehen? Ein *Glockenthurm*, folglich auch *Glocken* schon im ersten Drittel des 2ten Jahrhunderts — traun, ein neuer ganz unerwarteter Fund für die kirchlichen Alterthümer! Nur im Original ist auch nicht die geringste Spur davon zu finden *). — 3) *Fünf Fabeln von Barachja Ben Natronai Hannakdan*, der am Ende des 13 Jahrhunderts [oder nach *Wolfs biblioth. hebr.* 100 Jahre später] gelebt hat — mitgetheilt von Hn. *Friedländer*. Der besondere Reiz, den diese Fabeln für die Juden haben, und der darin besteht, dass Verse und Sentenzen aus dem A. Testament künstlich in den Vortrag verwebt werden, und durch den Zusammenhang oft eine ganz andere Bedeutung, als sie ursprünglich hatten, bekommen, geht in den meisten Übersetzungen verloren.

III *Abtheilung. Kenntniss* 1) *der Erde*, 2) *ihrer Bewohner*, 3) *ihrer Producte und* 4) *des Nutzens derselben*, 5) *des Menschen und* 6) *seiner Verhältnisse*, 7) *der Zahlen*, 8) *der Münzen, Masse und Gewichte, auch* 9) *der Zeit und ihrer Eintheilung*. — Von allen diesen Gegenständen des jugendlichen Unterrichts ist das Nöthigste kurz und fasslich vorgetragen. Wir können nur über die beiden ersten Rubriken etwas erinnern. In No. 1, dem Auszuge aus der Geographie, S. 82 des deutschen Theils, hätten unter den rheinischen Bundesstaaten, wenn gleich die kleineren Fürstenthümer und Herrschaften ausgelassen werden konnten, weder das *Grossherzogthum Berg*, noch die *Herzogthümer Sachsen und Anhalt* wegbleiben sollen. *Gilead*, als eine Stadt in Palästina, S. 88, wird sich schwerlich nachweisen lassen. Eben daselbst hätte wohl unter den Hauptstädten von *Japan* eher *Jedo* als *Niphon* angeführt zu werden verdient. — In No. 2 oder der kurzen Geschichte der Menschen ist Mehreres so ausgedrückt, dass entweder der Anfänger dadurch irre geleitet, oder der Kenner zum Tadeln bewogen werden könnte. Dahin gehört z. B. S. 91 der d. Ausg: „Die ersten, die ein Volk bildeten, waren die *Ebräer*. Gleich nach ihnen sind die Ägyptier bekannt worden.“ — „Die älteren bekannten Völker nach diesen waren die *Chaldäer*.“ (Diese sind hier mit den *Babyloniern* verwechselt.) S. 92. *„Das Reich* der Griechen.“ (Im Hebräischen ist's besser אֶרֶץ יָוָן.) S. 93. „Die Römer — hatten erst Könige, dann Consuln“ — (ganz richtig; aber im Hebr. steht es so: רומיים — בראשית ממלכתם השימו עליהם מלך ימשול בם ואחריהם השימו יועץ אחר הנקרא קאנזול למשול בם, d. i. „Die Römer setzten anfänglich einen König über sich; hernach bestellten sie einen Beamten, der Consul hiess, um sie zu regieren.“) S. 94. „In diese Epoche [Periode] fällt der Anfang der jetzigen Zeitrechnung der Christen.“ Im Hebr. steht: בימיהם החלו הנוצרים לעשות את הקיפת שנותם, welches heissen kann: „Damals [unter dem Kaiser August] fingen die Christen ihre Zeitrechnung an.“ Wenn man für das erste Wort סימורם setzte: so wäre einem möglichen Irrthume vorgebeugt. — Aus dem, was man eben daselbst liest, könnte der Lehrling schliessen, dass *Attila* mit seinen *Hunnen* noch vor den *Gothen* das römische Reich angegriffen hätte. — S. 95. „Die Araber drangen siegreich bis nach Spanien vor, wohin sie Künste und Wissenschaften brachten, und wo sie Akademieen errichteten.“ (Als die Araber in Spanien eindrangen, um 711: wussten sie wohl von Gelehrsamkeit noch weniger, als die Gothen, die sie besiegten.) S. 95. „Das Postwesen wurde in ganz Europa eingeführt.“ (Im Hebr. ist nur von עגלות, *Postwagen*, die Rede; das Deutsche entspricht also nicht ganz dem Hebräischen, und dieses nicht der Geschichte.) Die 8 Rubrik: *Kenntniss der Münzen* u. s. w., ist im Hebr. aus dem guten Grunde ausgelassen, weil sich das Meiste davon nicht wohl in jener alten Sprache ausdrücken lasse: aber eben dieser Grund hätte auch an vielen anderen Stellen gelten sollen, da für so Manches, was man jetzt deutsch oder französisch auszudrücken hat, keine hebräischen völlig erschöpfenden Wörter oder Ausdrücke vorhanden sind. Will man so etwas doch hebräisch sagen: so entsteht ein äusserst gezwungener, buntscheckiger und langweiliger Jargon. Man vergleiche S. 104 des deutschen Theils mit S. 126 f. des hebräischen. Dort steht: „Der Thon wird — zu Tabakspfeifen gebrannt“, und hier: *„Mehachemar jaasu — kelim ketannim hannikraim tabakspfeifen* (מאבאקספפייפען) *lisch-of mehem hattabak“*, das

*) Die obige Erinnerung durften wir desto weniger zurückbehalten, weil Hr. *B.*, wie es scheint, den *Talmud* für den 2 und 3 Lehrcursus zu benutzen Willens ist, s. den deutschen Theil S. 148 und den franz. S. 167; wobey es uns befremdet, dass er eben daselbst im deutschen und S. 168 im franz. sagt, *die Mischna werde in 6, und der Talmud in 60 Bücher eingetheilt.* Doch wir müssen hier davon abbrechen, und erwarten die Bearbeitung des Talmuds zwar begierigst, aber auch mit einiger Besorgniss. Kenner werden uns — ohne Weiteres — schon verstehen.

ist: Aus dem Thone verfertigt man kleine Geräthe, die man Tabakspfeifen nennt, woraus man Tabak schlürft oder einzieht.

IV *Abtheilung. Einleitung in die Religion.* Darin gehört 1) *erster Unterricht in der israelitischen Religion*, und zwar a) *die Glaubenslehre*, worin von Gott, seinen Eigenschaften, der Schöpfung, der Geschichte der ersten Menschen, und den ersten geschriebenen Gesetzen, d. i. den 10 Geboten, gehandelt wird. (Diese werden im Hebr. anders, als im Deutschen und Franz. gezählt, indem in den letzteren das erste Gebot in *zwey* zerlegt, in dem ersten aber als *eins* angesehen wird.) b) *Die Moral der Religion*, oder die Lehre von den Pflichten gegen Gott, uns selbst und den Nächsten. (Die Pflichten gegen die Obrigkeiten, höhere und niedere, werden besonders herausgehoben, und bey der Gelegenheit zwey Gebete für den König oder Landesfürsten, ein altes und eins, das in neuester Zeit im Königreich Westphalen und anderswo gebraucht wird, eingerückt. „Die Pflichten der Nächstenliebe ist der Israelit *allen* Menschen schuldig, mit welchen er in irgend einem Verhältnisse stehet, von welcher Nation sie auch seyn, und zu welcher Religion sie sich bekennen mögen. Haben wir nicht alle *Einen* Vater? Hat uns nicht Ein Gott geschaffen? Maleachi 2, 10.“ So wie man aus diesem Beyspiele siehet, ist Alles in der Glaubens- und Sitten-Lehre mit Beweisstellen aus dem alten Test., zuweilen auch aus dem Talmud belegt. Die Stellen aus den Psalmen sind im Deutschen aus Mos. Mendelssohn genommen; im Französischen sind sie metrisch und in Reimen, sehr gut, ausgedrückt: vielleicht aus dem Gesangbuche der reformirten Gemeinde zu Berlin.) 2 u. 3) *Übersicht der Bücher des alten Test. und ihr summarischer Inhalt.* (Zuweilen fehlt es an Bibelfestigkeit. Z. B. S. 185 des deutschen Theils wird gesagt: Samaria sey die Hauptstadt des Reichs Israel gewesen, — da doch von den 19 isr. Königen die 5 ersten nicht allda residirt haben, und erst der 6te, Omri, es erbaut hat. Aus etwas, was eben daselbst erzählt wird, muss der junge Leser schliessen, der König von Assyrien, der das Reich Israel zerstört hat, sey eben der gewesen, gegen welchen Hiskias geschützt wurde; da doch jener Salmanasser, und dieser dessen Sohn Sanherib war. Das Hebräische S. 207 läſst sich zur Noth vertheidigen.) 4) *Morgen- und Abend-Gebete, Gebete für den Sabbath und andere Festtage*, die gröſstentheils von Esra und den ihm zugeordneten Gesetzlehrern (der *Synagoga magna*) verfaſst seyn sollen. (Im Deutschen nach Friedländers Übersetzung. Berlin 1785.) — Das erste davon ist das jüdische Glaubensbekenntniſs von 13 Artikeln. Der 12te Artikel heiſst bekanntlich im Hebr.: „Er wird am Ende der Tage unsern Messias — משיחנו — senden, um die zu befreyen, die auf seine Hülfe harren.“ Im Deutschen hingegen: „Er wird uns *Erlöser* [im Pluralis NB.] senden, zum Zeitpunct, der ihm allein bekannt, diejenigen zu erlösen, die seinem Heile [entgegen] harren.“ Im Franz. werden auch *des libérateurs* genannt.

V *Abtheilung. Poesieen.* Der franz. und deutsche Theil enthält *Gelegenheitsgedichte für die Jugend, poetische Denksprüche für Stammbücher* und *Räthsel nebst deren Auflösungen.* Meistens gut gewählte, bekannte Stücke.

Im Hebr. findet man 1) *Moses Mendelssohns deutsches Danklied* der berliner Judenschaft auf die Entbindung der Prinzessin von Preussen von einer Tochter 1767, mit der hebr. Übersetzung von *R. Joseph Haltern.* 2) *R. Hartwig Wessely's Moseide.* Die 15 ersten Stanzen des ersten Gesangs. Hebräisch und deutsch. (Wir haben die 1805 zu Jena gedruckte Übersetzung nicht zur Hand, um sie damit zu vergleichen.) 3) *R. David Friedländers* hebr. Bearbeitung von *Gesners* Amyntas mit dem Originale darunter. Die Idylle hat ein altisraelitisches Colorit bekommen, welches ihr gar nicht übel ansteht. Von *Friedl.* sind auch Grabschriften in beiden Sprachen gegeben. Die kürzeste lautet deutsch also: „Theure Seele! nur einmal hast du die Ältern und den Gatten betrübt, als du die Welt so früh verliessest.“ 4) Vier aus dem Deutschen übersetzte Stücke von *R. Jos. von Haltern*, aus *Gellert* und Anderen. 5) Acht Lieder, meistens aus *Hölty* übersetzt von *Nathan Ries Hallevi.* Eins davon, eine Nachahmung des englischen Volksliedes: *God save the King*, wovon der deutsche Text vor etlichen Jahren zu Berlin in einem öffentlichen Blatte erschienen war, müssen wir für Dilettanten der hebr. Literatur — des Ungewöhnlichen wegen — hier aufbehalten.

| | |
|---|---|
| „Den König segne, Gott! | המלך ברך אל: |
| Ihn uns erhalte, Gott! | המלך שמור אל: |
| Erhalt' ihn, Gott! | שמרהו אל: |
| Lang soll sein Reich bestehn, | מלכותו תכון עד: |
| In Ruhm und Wohlergehn | לתהלה תעמד עד: |
| Solls noch der Enkel sehn; | דור אחרון ועוד לא רד: |
| Erhalt' ihn, Gott! | שמרהו אל:: |
| Auf dich, Gott, wir vertraun, | עליך נבטח אל: |
| Lass deine Kraft uns schaun, | הראנו עוזך אל: |
| Sey unser Wall! | סלענו היה: |
| Beschirm des Königs Macht, | בנצרתו מפני ער: |
| Wie du ihn stets bewacht, | כצרת חילו לער: |
| Und segne gnadenvoll | וברך עם לא מעט: |
| Durch ihn uns all! | בגללו עשה:: |
| Der Tugend himmlisch Bild, | זכנו עצם שדי אל: |
| In jeden Reiz gehüllt, | לטהר שם נמן אל: |
| Strahlt neben ihm! | שגל לימינו: |
| Und so ruft Mund und Herz | על כן נקרא לער: |
| Mit Inbrunst himmelwärts; | אל מול פני שכן עד: |
| König und Königin | שמר נא וסגר בער: |
| Erhalt' uns Gott!“ | מלך ומלכה:: |

Der Ton des Englischen ist gut gehalten. — 6) Fünf Lieder aus dem Deutschen übersetzt von *R. Juda Löw Krakau.* Eine schätzbare Beylage zu dieser letzten Abtheilung sind die Nachrichten von dem Le-

ben dieser berühmten 6 Juden, die vor ihren Arbeiten einzeln vorgesetzt sind. Der hebräische Theil wird durch eine kurze, deutliche und zweckmäſsige Anweisung zum Lesen und Schreiben des Jüdischdeutschen, und einige hebräische und deutsche gute Gebete beschlossen.

Gegen den deutschen und französischen Stil läſst sich nicht viel erinnern; aber im Hebräischen werden die grammatikalischen Regeln manchmal, vornehmlich die, welche sich auf die Punctation beziehen, nicht befolgt. — Der grobe hebr. Druck empfiehlt sich dem Auge wenig, besonders auch deſswegen, weil die Zeilen näher zusammengerückt sind, als es die Gröſse der Typen verstattete. Dem Gimel im kleineren Drucke fehlt oft die untere Spitze, so daſs man es leicht mit dem Nun verwechseln kann. Die deutschen und lateinischen Schriftzüge sind schön.

Der Pränumerationspreis — 1 Gr. und etliche Pfennige für den Bogen — ist niedrig genug, auch der Ladenpreis ist, nach den jetzigen Zeitumständen, nicht zu hoch angesetzt. — Man möchte dem Buche auſser den zahlreichen Pränumeranten noch sehr viele Käufer wünschen, denn es könnte gewiſs mehr als alle seiner Art, die uns bekannt sind, dazu beytragen, um eine Nation, die unter uns lebt, und uns dennoch in mancher Hinsicht fremd ist, allmählich zu europäisiren.

ל.

Halle, b. Gebauer: *Lectüre für Kinder.* 1809. VIII u. 252 S. 8. (12 gr.)

Für welche Kinder der Herausgeber dieſs Lesebuch bestimmte, hat er weder auf dem Titel, noch mit klaren Worten in der Vorrede angegeben. Zufolge dieser war er bemüht, Lehre mit Unterhaltung zu verbinden, nichts aufzunehmen, als was nützlich werden kann, und mit Rücksicht auf Kinder von verschiedenen Fähigkeiten zu sammeln. Da jedoch die Bedürfnisse der Kinder nicht nur nach den Fähigkeiten, sondern auch besonders nach Alter und Geschlecht so verschieden sind: so würde eine nähere Angabe des Zwecks den Ältern bey der täglich mehr überhand nehmenden Menge und Mannichfaltigkeit der Kinderschriften, wodurch sie sich oft nicht wenig in Verlegenheit gesetzt sehen, die Wahl gar sehr erleichtert haben; ja diese genauere Bezeichnung war bey dem gegenwärtigen Lesebuche, welches schon Kinder von reiferen Jahren voraussetzt, um so nöthiger, da, nach des Herausg. eigenem Ausdruck, *unverständliche* Sachen den Kindern weit schädlicher sind, als gänzlicher Mangel an Lectüre. Die Aufsätze sind theils eigene, theils fremde, und diese theils unverändert beybehalten, theils abgekürzt oder umgearbeitet. Bey der Wahl derselben hat der Herausg. seinen Zweck nur selten aus dem Auge verloren; indeſs fürchten wir, daſs er der Lehre zu häufig die Unterhaltung aufgeopfert habe, und durch das Bestreben, überall nur das Nützliche auszuheben, den Kindern oft zu ernst und fremd geworden sey. Das Buch zerfällt in 4 Abschnitte: I. *Lieder für christliche Kinder.* Schon bey Kindern muſs der Sinn für Religion und religiöse Gegenstände geweckt und genährt werde: aber die hier gelieferten Lieder sind dem kindlichen Gemüthe nicht angemessen. Sie drehen sich fast sämmtlich um allgemeine Lehren herum, und schlieſsen sich zu wenig an die speciellen Verhältnisse und Gefühle der Kinder an, als daſs sie das junge Gemüth ergreifen und festhalten könnten; den meisten fehlt das Naive und Kindliche, und überhaupt der heitere, ermunternde Ton, der die Herzen der Kinder mit Freude erfüllt und mit Liebe zu dem Ewigen, dem Wahren und Schönen hinzieht. Einige sind den Kinderbegriffen ganz fremd, wie z. B. das *Himmelfahrtslied.* Bey weitem besser sind II. *prosaische Erzählungen.* Hier wechseln Fabeln, Mährchen, Gespräche, denen gewöhnlich eine Moral zum Grunde liegt, in kleinerem und gröſserem Umfang mit einander ab. Manche sind zu bekannt, als daſs sie von neuem hätten abgedruckt werden sollen. Eben dieſs gilt von der folgenden Abtheilung. III. *Poetische Fabeln und Erzählungen.* Unter diese Rubrik haben sich auch Lieder, Idyllen und ein paar Epigramme verirrt. Sämmtliche Stücke aber werden die jungen Leser besser ansprechen, als die christlichen Lieder. IV. *Vermischte Erinnerungen, Belehrungen und Unterhaltungen.* Die Bemerkungen aus der Naturlehre und Naturgeschichte, z. B. über den Bau der Augen, Ebbe und Fluth, das Eis, den Thau, die Raupen, den Mond u. s. w., sind kurz, deutlich und lehrreich; die schönen Handlungen zur Nachahmung für gute Kinder, so wie die beiden letzten Geschichten, werden ihren Zweck nicht verfehlen. In den ersteren vermiſste Rec. kurze erklärende Zusätze bey einigen angeführten, den Kindern noch unbekannten Personen und Ausdrücken. Den Schluſs macht ein zweckmäſsiger Unterricht über die rechte Art des Betens, in einem Gespräche zwischen Vater und Sohn.

Χρμ.

## NEUE AUFLAGEN.

*Breslau,* b. Korn d. Ält.: *Anleitung zum Geschwindrechnen.* Enthält eine Menge wichtiger Rechnungsvortheile, und eine neue sehr leichte Methode, die Brüche zu behandeln. Dritte Auflage. 1811. 167 S. 8. (12 gr.)

*Gieſsen,* b. Tasché u. Müller: *Lehrbuch der allgemeinen Geschichte zum Gebrauch für Schulen und zum Selbstunterrichte* bearbeitet von *Friedr. Aug. Jost.* Erster Theil. *Geschichte der alten Welt.* Neue Auflage. — Auch unter dem Titel: *Encyklopädie der Schulwissenschaften für höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht* ausgearbeitet von einer Gesellschaft von Gelehrten, und herausgegeben von *Fr. W. D.* und *Ch. W. Snell.* II Abtheilung: *Historische Wissenschaften.* I Band: *Allgemeine Geschichte der alten Welt,* von *F. A. Jost.* 276 S. 8. (16 gr.)

*Münster,* b. Theissig: *Kleine lateinische Sprachlehre zum Schulgebrauche.* Neu umgearbeitete Auflage. 1810. XII u. 295 S. 8. (12 gr.)

*Erlangen,* in der Bibelanstalt: *Neues Buchstabir- und Lese-Buch* mit der ersten Grundlage menschlicher Erkenntniſs. Herausgegeben von *D. G. F. Seiler.* Zwölfte vermehrte und verbesserte Auflage. 1812. 64 S. 8. (2 gr. 8 pf.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 OCTOBER, 1812.

## TECHNOLOGIE.

Wien, b. Straus: *Abhandlung über die Bereitungsart der Syrupe und Salzen aus Weintrauben als Ersatz des Rohrzuckers bey den meisten Anwendungen der Haushaltung.* Von *A. A. Parmentier*, Mitglied der Ehrenlegion u. s. w. Nach der dritten französischen Ausgabe übersetzt von *Benjamin Scholz*, d. AK. Doctor u. s. w. Mit einer Vorrede und mit Anmerkungen begleitet von *Jos. Freyherrn von Jacquin*. 1812. XVI u. 424 S. 8. (2 Rthlr.)

Hr. v. *Jacquin* wurde von der niederösterreichischen Landesregierung aufgefodert, eine populäre Schrift über die Traubensyrupsbereitung — ein Gegenstand, den man in den österreichischen Staaten möglichst in Aufnahme zu bringen wünscht, — vorzuschlagen. Er glaubte, dieser Auffoderung am besten zu entsprechen theils durch Übersetzung der neuesten Auflage von *Parmentier's* Werk über den Traubensyrup, wozu er seinen Assistenten bey der chemisch-botanischen Lehranstalt, Hn. Dr. *Scholz*, der mit dem Geschäfte der Zuckergewinnung aus inländischen Pflanzen praktisch vertraut ist, veranlasste, theils durch eigene in Noten gefasste Mittheilung dessen, was eigene Erfahrungen im Inlande über diesen für diejetzigen Zeiten so wichtigen Gegenstand gelehrt haben. So wurde *Parmentiers* Werk, als eine gemeinnützliche Schrift über Zuckererzeugung überhaupt und über Traubensyrupsbereitung insbesondere, auf deutschen Boden verpflanzt.

In Österreich und Ungarn, wo die Fabrication des Zuckers aus Runkelrüben, Ahorn und Trauben bereits begonnen hat und sehr weit gediehen ist, von der Regierung kräftig unterstützt, und von aufgeklärten technischen Agronomen mit Eifer fortgesetzt und immer weiter ausgedehnt wird, wird dieses in der Übersetzung recht gut gerathene Werk den Zweck der österreichischen Regierung und des verdienstvollen deutschen Herausgebers gewiss nicht verfehlen, zumal da derselbe ihm durch Darlegung der vielen Versuche, die man dort über die Eduction des Zuckers aus dem Safte der Maisstengel, der Runkelrüben, des Ahorns, der Trauben u. s. w. unternommen hat, noch mehr Brauchbarkeit und einen grösseren Werth gab, als das französische Original besitzt. Rec. hofft und wünscht aber überhaupt, dass diese Schrift von allen denjenigen gelesen und benutzt werde, welche sich entweder selbst mit Zuckerfabrication beschäftigen, oder für den Gegenstand in irgend einer Hinsicht interessiren. Zwar ist keine Hoffnung vorhanden, dass die Fabrication des Traubensyrups je in Deutschland sich sehr heben werde, weil derselbe immer noch zu theuer zu stehen kommt, nicht sehr haltbar ist, indem er leicht in Gährung geräth, einen (nicht ganz angenehmen) Nebengeschmack besitzt, der seiner Anwendung in vielen Fällen im Wege steht, und weil er endlich keinen festen krystallinischen Zucker, wie solcher zu manchem Behuf ganz unentbehrlich ist, liefert, wesshalb dieses Traubeneduct schon selbst in Frankreich, wo man Anfangs der grössten Lobpreisungen nicht müde ward, seinen Credit verloren hat und durch den Runkelzucker, den der deutsche Chemiker *Marggraf* darzustellen lehrte, und neuerlichst der französische Kaiser in allen Departements des Reichs zu fabriciren befahl, verdrängt worden ist. Indessen können Zeiträume und Verhältnisse eintreten, welche es sogar gebieten, den Traubenmost auf Syrup, als Stellvertreter des Zuckers, zu benutzen, und dann wird vorliegendes Werk hierüber und über die mannichfaltigen Anwendungen des Trauensyrups als das beste zur Belehrung dienen.

Noch stehe hier die Bemerkung, dass nicht *Parmentier*, sondern Prof. *Proust* in Madrid es war, welcher zuerst auf die Benutzung des Mostes auf Syrup und Zucker aufmerksam machte. Dieser vortreffliche Chemiker, dem die Wissenschaft und das Leben mehr als irgend einem seiner Zeitgenossen verdanken, hat gezeigt, dass die Fabrication des Zuckers aus Trauben in keinem Lande mit grösserem Vortheil veranstaltet werden könne, als in Spanien, wo das heisse Klima die zuckerreichsten Trauben und zwar in solchem Überfluss hervorbringt, dass man selbst in den gewöhnlichen Weinjahren viele Millionen Centner der besten Trauben in den Weinbergen umkommen lässt, weil man sie nicht consumiren kann. Er sagt (*Annal. de Chimie* T. LVII): „in *Toro* liessen in diesem Jahre (1804) die Bettler mehr denn 170,000 Aroben (zu 25 Pfund) Trauben, die sie nicht mehr absetzen konnten, in den Weinbergen umkommen, also ungefähr 50,000 Aroben Moscovade (krystallisirten Traubensyrup). In *Aranda de Duero* goss man 2000 Cantaros Wein, den man weder verkaufen noch verbrauchen konnte, auf die Strasse, und es blieben 150,000 in den Weinbergen u. s. w." Hier werden wohl die Franzosen und Deutschen ausrufen müs-

fen: So grofs geht es bey uns nicht her; wir find froh, wenn wir genug Trauben haben, um Wein zu machen. D—r.

1) Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Stärkenzucker und Kastanienkaffee, zwey neue Stellvertreter des indischen Zuckers und Kaffees.* Von *W. A. Lampadius*, Prof. d. Chem. u. f. w. 1812. 45 S. (inclus. des französischen Textes.) 8. (6 gr.)

2) Ulm, im eigenen Verlage: *Kurze und verständliche Anweisung zur leichten und vortheilhaften Benutzung der Kartoffeln auf Stärke und Zuckersyrup und zur vollkommenen Einrichtung des dabey nothwendigen Dampfapparats.* Von *Chr. Lebr. Rösling*, Doct. der Philos. und Prof. der Mathem. u. Phys., und *C. L. Reichard*, Stadtapotheker. Mit einer illum. Kupfertafel. 1812. 16 S. 8.

Was vor 40 Jahren *Marggraf* in Deutschland und vor 8 Jahren *Proust* in Spanien für die europäische Zuckergewinnung begannen, wurde in diesem Jahre durch den deutschen Chemiker *Kirchhof* in Russland vollendet. Dieser entdeckte nämlich, als er mit Auffuchung eines Verfahrens beschäftigt war, das Stärkemehl in Gummi zu verwandeln, dass dasselbe durch langes Kochen mit sehr verdünnter Schwefelsäure (auf 100 Stärke 400 Wasser und 2 concentrirte Schwefelsäure) und nachherige Abstumpfung der Säure mit Kreide u. f. w. in wirklichen (Trauben-) Zucker verwandelt werde (S. das Intelligenzblatt der Jen. A. L. Z. 1812. Nr. 24). — Nichts konnte bey den gegenwärtigen politischen Zeitverhältnissen ein grösseres Auffehen erregen, als diese neue Entdeckung, und es liess sich erwarten, dass dieselbe bald allgemein geprüft, und wenn sie sich bestätigen sollte, in Ausübung gesetzt werden würde. Beides ist geschehen: ersteres Anfangs durch eine von dem Kaiser von Russland ernannte Commission, und dann, nachdem das ganze Verfahren der neuen Zuckerproduction von *Kirchhof* selbst bekannt gemacht worden war, gleichzeitig von fast allen Chemikern Deutschlands, namentlich von *Schrader, Lampadius, Döbereiner, Bucholz, Hermbstädt* u. A. m. Letztere haben durch ihre Versuche nicht allein die *kirchhof'sche* Entdeckung verificirt, sondern dieselbe auch noch wesentlich dadurch verbessert, dass sie den Process der Umwandlung der Stärke in Zucker durch Vermehrung der von *Kirchhof* gewählten Menge von Säure und Verminderung der von demselben vorgeschriebenen Quantität Wasfers beschleunigen, und denselben sowohl durch Wasserdampf in hölzernen Gefässen, als auch in metallenen (kupfernen) Gefässen ohne Nachtheil des zu gewinnenden Syrups und Zuckers veranstalten lehrten. Nur den französischen Chemikern wollte Anfangs diese Zuckerproduction nicht gelingen, wahrscheinlich weil dieselbe schon wieder die Entdeckung eines Deutschen ist; aber endlich ging es doch, nachdem nämlich Hr. Ritter *Cadet de Gassicourt* entdeckt hatte, dass man das Zuckerwerden der Stärke bey Behandlung derselben mit Säuren schon vor 30 Jahren in Frankreich beobachtet habe (f. das Intelligenzblatt der Jen. A. L. Z. 1812. Nr. 40). Der letzte zeigte demnach, „dass Hr *Kirchhof* kein anderes Verdienst habe, als eben dieses vor 30 Jahren in Frankreich beobachtete Phänomen bestätigt zu haben." Es ist zu bedauern, dass Männer wie *Fourcroy* und *Parmentier*, die nach Hn. *Cadet de Gassicourt* diese Erscheinung beobachteten, dieselben nicht zu ergreifen und durchzuführen vermochten; denn die Verdienste eines Naturforschers bestehen ja in dem Besitze dieses Vermögens. Erscheinungen wahrnehmen kann jeder gemeine Mensch, aber eine beobachtete Erscheinung verfolgen und ihren wissenschaftlichen oder politischen Werth darthun, ist nur Sache desjenigen, der im Naturforschen Meister ist, und dieses ist wirklich unser bescheidener *Kirchhof*. Übrigens ist dem Hn. *Cadet de Gassicourt* schon an einem anderen Orte (in *Schweiggers* Journal) gezeigt worden, dass er sich in seinem Glauben, *Kirchhof* habe seine Entdeckung aus Frankreich geholt, gewaltig getäuscht habe: wir brauchen daher hier kein Wort weiter über diese Sache zu verlieren.

Alle von den genannten deutschen Chemikern angestellten Versuche finden sich theils in *Schweiggers* Journ. f. Chem. u. Phys., theils in *Hermbstädt's* Bulletin, theils im *Allgem. Anzeiger* mitgetheilt. *Lampadius* theilte von seinen Versuchen in Zeitschriften nichts mit, sondern er leitete gleich aus denselben ein Verfahren her, die Production des Zuckers aus Stärke auf eine leichte Art zu veranlassen, und beschrieb dasselbe in der oben genannten kleinen Schrift Nr. 1, die, da sie schon zum zweyten Mal aufgelegt werden musste, dem grössten Theil unserer Leser bekannt seyn wird. Sein Verfahren der Stärkezuckerbereitung besteht darin, dass er in einem hölzernen Siedapparat, dessen Einrichtung §. 5 beschrieben ist, 4 Pfund Kartoffel-Stärke (die auch schon *Kirchhof* zur Zuckerbereitung benutzt hatte, ehe derselbe seine Entdeckung bekannt machte, folglich ihre Anwendung zu diesem Behuf keine Erfindung des Hn. *Lampadius* ist) mit 13 Pfund Wasser und 13 Loth Schwefelsäure 7 Stunden lang kochen, dann die saure Flüssigkeit mit Kreide abstumpfen, und selbige hierauf bis zur Syrupsdicke verdunsten lässt. Man sieht, dass dieses Verfahren von dem von *Kirchhof* beschriebenen blofs darin abweicht, dass statt eines metallenen Siedgefässes ein hölzernes, und statt 2 p. C. Schwefelsäure, deren 10 angewandt werden, durch welche Steigerung des Verhältnisses der Siedeprocess abgekürzt wird, wie dieses schon früher von *Kirchhof* selbst und nach diesem von *Schrader* und *Döbereiner* beobachtet worden ist. Letzterer hat gezeigt, dass man auch bey Anwendung von nur 5 p. C. Schwefelsäure den Zuckerbildungsprocess binnen 8 Stunden beendigen kann, wenn man statt vier Theile nur 2 Theile Wasser mit einem Theil der aufgelösten Stärke während des Kochens in Berührung lässt, wodurch die Wirksamkeit der Säure um das Doppelte erhöht, und eine Ersparniss derselben, die

bey fabrikmäßiger Bereitung des Stärkesyrups sehr bedeutend ist, bewirkt wird. Auf eine theoretische Untersuchung und Erklärung dieses merkwürdigen chemischen Processes wollte Hr. *Lampadius*, wie er §. 16 ausdrücklich sagt, sich nicht einlassen, weil er für die Praktik schrieb. Rec. glaubt nicht, dass letzteres ein Grund sey, seine theoretischen Ansichten über irgend eine merkwürdige Erscheinung zurückzuhalten, zumal über eine solche, wie die vorliegende, wo eine tiefe Untersuchung des Vorgangs in dem Processe nicht nur zur Abkürzung und glücklichen Leitung des letzten, sondern sogar zu neuen Entdeckungen führen kann. — Im zweyten Theil dieses Schriftchens beschreibt Hr. *L.* die Verfertigung eines von ihm erfundenen Kaffeesurrogats, welches er *Kastanienkaffee* nennt. Dasselbe besteht aus Runkelrüben, Provençeröl und Kastanien, welche Sachen in einem gehörigen Verhältniss zusammengemengt und unter besonderen Handgriffen, die er genau beschreibt, geröstet werden. Rec. kann diesem Mixtum, so wie überhaupt allen sogenannten Kaffeesurrogaten, seinen Beyfall nicht geben, weil keines derselben leistet, was man von ihnen verspricht und wünscht. Für Leute, welche Kaffee nicht um des Geschmacks, sondern um seiner specifiken Wirkung willen trinken, sind ohnehin dergleichen Ersatzmittel nichts, weil sie sie nicht geniessen; und diejenigen, welche den Wohlgeschmack des Kaffee lieben, werden auch nicht durch letztere befriedigt: also sollte man sich gar nicht die Mühe geben, etwas *Täuschendes* erfinden zu wollen. Giebt es keinen Kaffee mehr für Geld: so trinke man statt desselben warmen Wein oder warmes Bier, und man wird sich dabey in diätetischer und ökonomischer Hinsicht recht wohl befinden.

Das Schriftchen Nr. 2 von den Hn. *Rösling* und *Reichard* giebt 1) eine Anweisung zur Kartoffelstärkebereitung, 2) eine Beschreibung eines neuen Dampfapparats zum Behuf der Stärkezuckerfabrication und 3) ein Verfahren für letztere selbst. Rec. verkennt nicht die gute Absicht, die die Vff. bey Abfassung dieser kleinen Schrift hatten, bedauert aber, die Furcht hegen müssen, dass sie dieselbe wohl nicht ganz erreichen werden. Denn das, was sie uns hier geben, ist theils schon, und zwar manches besser, bekannt, theils praktisch nicht gut auszuführen. Ersteres ist der Fall mit der gegebenen Anweisung zur Bereitung der Kartoffelstärke, in welcher man gerade das Wichtigste — das „Leichte und Vortheilhafte", nämlich die Angabe einer Maschine zum Zerreiben der zur Stärke zu benutzenden Kartoffeln vermisst, und dafür nur erfährt, wie man im Kleinen bey der Ausscheidung der Kartoffelstärke verfahren muss. Die Beschreibung eines neuen Dampfapparats ist das beste, was hier vorkommt, und worauf wir also unsere Leser aufmerksam machen wollen, wenigstens ist das Ganze an ihm finnreich. Ob übrigens derselbe bessere Dienste leisten werde, als die einfache Vorrichtung, welche *Lampadius* angegeben hat, müssen Versuche Anderer entscheiden. Es kommt bey solchen Einrichtungen, wo man den Dunst des siedenden Wassers als Heitzmittel benutzt, nicht bloss darauf an, dass man denselben während seiner Strömung vor Verlust aller ihm mitgetheilten Wärme sichert, sondern es ist auch aus leicht einzusehenden Gründen nothwendig, dass man ihn selbst noch einige Grade über den Siedepunct des Wassers erhitzt, was dadurch geschehen kann, dass man entweder die Dunströhren selbst noch erhitzt, oder wenn dieses nicht möglich ist, seiner Ausströmung eine Kraft entgegenwirken lässt, welche ihn zwingt, eine längere Zeit im Dunstapparat zu verweilen, und dadurch eine höhere Temperatur anzunehmen. Was endlich das von den Vff. mitgetheilte Verfahren der Bereitung des Stärkesyrups betrifft: so ist dasselbe in der That nicht geeignet, fabrikmäsig benutzt zu werden. Sie wollen nämlich, dass man 1 Pfund Stärke und 6 Loth Kohlenpulver (welches ganz entbehrlich ist) mit 5 Pfund Wasser und 3 Loth Schwefelsäure 4 Stunden lang in Dampfapparat koche, und dann die süsslichsaure Flüssigkeit 4 Wochen lang (!!!) in einem nicht zu kalten Zimmer stehen lasse, ehe man sie mit Kreide abstumpft und weiter behandelt. Vielleicht, dass sie uns für dieses langweilige Verfahren bald ein besseres kürzeres geben in den Belehrungen, die sie noch hierüber mitzutheilen versprochen haben.

D — r.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MEISSEN, b. Uz: *Der rechtschaffene Professionist, ein Taschenbuch für alle Handwerker*, I Theil, enthält das beste Reisebuch für Handwerksgesellen, welche geschickte, gute und glückliche Menschen werden, und mit Nutzen ihre Wanderschaft zubringen wollen; aus eigener Erfahrung aufgesetzt von *einem ihrer Freunde*. Neue Auflage. (Ohne Jahrzahl, aber wahrscheinlich 1804.) 168 S. kl. 8. II Theil, enthält ein Hand- und Hülfs-Buch mit allerley zweckmäsigen Aufsätzen und Tabellen, welche sowohl auf Reisen, als auch besonders in bürgerlichen Haushaltungen, bey Handel und Wandel sehr nützlich zu gebrauchen sind. Neue Auflage. 130 S. kl. 8. (Zusammen in Leder gebunden mit Brieftasche und Schreibtafel 13 gr. 25 Exempl. aber nur 6 Rthlr. netto.)

Lange ist Rec. kein gemeinnützigeres, gehaltreicheres und in seiner Art zweckmäsigeres Buch vorgekommen, als das gegenwärtige. Ein Jeder weiss, wie ungebildet noch immer der grösste Theil unserer Handwerker ist, wie viel diese nützliche Classe von Menschen, besonders im Lehr- und Gesellen-Stande noch bedarf, um sie zu recht glücklichen Bürgern des Staats zu bilden, und wie wohl derjenige thut, der sich ihrer mit vollem Ernst annimmt, der an ihrer moralischen und bürgerlichen Vervollkommnung arbeitet. Lehrbursch und Gesell, in den ersten Jahren ihres Lebens nur zu oft an Erziehung vernachlässigt, haben, wenn sie ihre Zeit recht vernünftig anwenden wollen, immer viele Belehrungen und Zu-

rechtweisungen nöthig, die selten ein Meister ihnen geben kann, weil dieser gemeiniglich selbst in der Cultur noch zurück ist. Der Gesell geht auf Reisen. Hier bieten sich ihm viele Gelegenheiten dar, sein Herz, seinen Verstand und seine Kenntnisse weiter auszubilden. Aber leider weiss Mancher, der alle Neigung dazu in sich fühlt, ganz und gar nicht, wie er diess anzufangen habe. Vielen Gefahren und Unannehmlichkeiten, sowohl von der moralischen als physischen Seite, Verführungen, Betrügereyen u. s. w. ist ein solcher grösstentheils noch unerfahrner junger Mensch ausgesetzt, wenn nicht ein weiser Führer seine Schritte leitet. Ohne diesen kehrt er nicht selten an Herz und Verstand ungebessert, wo nicht gar verdorben, in seine Heimath zurück. — Zu einem solchen weisen Führer kann ihm nun dieses Buch dienen, dessen Inhalt in Folgendem besteht:

*Erster Theil.* Hier kommen zuerst sehr gute *Gebete* für Handwerker überhaupt und für reisende Gesellen insbesondere vor. Dann folgen *Briefe über das Verhalten eines Handwerkers vor und während seiner Wanderschaft.* Man wird hier über die rechte Wahl des Gewerbes und das Verhalten in der Lehre, über den Zweck der Reise, über die Art, die Reisejahre am besten anzuwenden, über die Verschiedenheiten der Werkstätte, die man antrifft, über die Lebensordnung unterweges, über das Verhalten in den Wirthshäusern, über Vorsichtigkeit beym Nachtlager, bey Krieg und Werbern, bey ansteckenden Krankheiten und Reisegesellschaftern, über die Behandlung der Füsse, über die verschiedenen Geldsorten, Kundschaften, Reisegeräthschaften über ein zu haltendes Tagebuch u. s. w. die besten Anweisungen und Regeln finden. Hierauf kommen auch noch S. 84 f. *gut gemeinte Worte eines Lehrmeisters an seinen freygesprochenen Lehrling*, wovon der Vf. verschiedene aus *Knigge's* Umgang mit Menschen gezogen und zu seinem Zwecke verarbeitet hat. Sie sind insgesammt sehr beherzigenswerth. S. 91 f. *ein richtiger Wegweiser durch ganz Deutschland und andere angränzende Länder, nebst Bemerkung der Meilen.* S. 131 f. *eine kleine Geographie.* Nach vorangeschickter Einleitung über Deutschlands Länder-Verfassung seit dem Friedensschlusse zu Lüneville, folgt ein Verzeichniss der berühmtesten europäischen Städte, mit Bemerkungen ihrer Grösse, Schönheiten, Fabriken und bürgerlichen Nahrung. Das ist für den reisenden Handwerker von grossem Nutzen. Bisweilen hätte der Vf. in der Aufzählung der Fabriken wohl sorgfältiger gewesen seyn können. Auch manche berühmte Fabrikörter hat er nicht mit eingerückt, z. B. *Schmiedeberg, Gera, Plauen, Bielefeld, Duisburg, Elberfeld, Manchester, Birmingham* u. s. w., die sicher vor manchen anderen hier einen Platz verdient hätten. Doch diess läst sich bey einer neuen Auflage noch nachholen. S. 166 enthält ein kleines deutsch-böhmisches, deutsch-ungarisches und deutsch-polnisches Wörterbuch, das freylich nur *sehr klein* ist, dem reisenden Handwerker aber doch in manchen Fällen nützlich seyn dürfte. Endlich S. 168 eine *Wäschtabelle* mit einem schwarzen Pergamentstreifen, worauf man in Ermangelung eines andern Materials nur mit einem Stücke Silbergeld schreiben kann.

Der *zweyte Theil* giebt zuerst eine *vollständige Nachricht über die Verschiedenheit des Geldes*, und liefert auch mehrere zweckmäsige Tabellen über die gangbaren Münzen. Dann eine nützliche *Rechentafel zum Gebrauch bey allen Waaren, beym Kaufen und Verkaufen derselben.* Sie wird denjenigen sehr angenehm seyn, welche gar nicht geübt im Rechnen sind. Einen ähnlichen Nutzen gewähren die *Gewichtsberechnungen*, nebst den *Ein- und Verkaufstabellen* vom Centner bis zum Pfunde, vom Schocke bis zum Stücke, ingleichen die *Papierrechnungen*, die *Interesse- oder Zins-Berechnungen*, die *Resolvirungen* und *politischen Rechnungen.* Die *Haus- und Reise-Apotheke* S. 75 f. enthält sehr zweckmäsige in alphabetischer Ordnung aufgeführte Hausmittel und Gesundheitsregeln. S. 99 f. kömmt das Gemeinnützigste von der Himmelskunde vor, von der Grösse, Umlaufszeit und Entfernung der Planeten, von der Erde und dem Monde, von den Sonnen- und Mond-Finsternissen, von der Zeit und dem Jahre, von den Himmelsgegenden und Winden, von der Witterungskunde. S. 110. Anweisung zum Briefschreiben; Titulaturen; Rechnungen und Schuldscheine. Den Beschluss macht noch ein kleines Wörterbuch in vier Sprachen (der deutschen, französischen, englischen und italiänischen). — Möchte doch dieses Buch recht bald in den Händen aller gutgesinnten Handwerksgesellen und Lehrlinge seyn! Wie vielen Nutzen könnte es nicht stiften, und wie viele Vortheile würden sie nicht daraus schöpfen können, wenn sie Lust haben, sich zu recht geschickten und glücklichen Menschen zu bilden! Möchten insbesondere auch Gelehrte sie auf dieses Werkchen aufmerksam machen, wenn es nicht durch andere Mittel zu ihrer Kenntniss gelangen sollte!

Hch. Ce.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Über die Anpflanzung des Tabaks; Art und Weise, wie man denselben bearbeiten müsse.* Von *D. I. B. v. Scherer*, Prof. der Lit. und franzöf. Sprache auf der Universität Tübingen u. s. w. 1812. 63 S. 8. (6 gr.) Von einem Manne, wie der Vf., der während seiner akademischen Laufbahn unter der Anleitung *Succovs*, *Dietsch* und *Schlettweins* in Jena sich mancherley Kenntnisse im Cameral- und ökonomischen Fache gesammelt zu haben in der Vorrede versichert, hätten wir mehr erwartet, als wir in dieser dürftigen Broschüre gefunden haben. Wie kann er sich nur schmeicheln, dadurch einen neuen Kunst- und Gewerbs-Zweig erwecken und aufleben zu machen? Wer aus diesem erbärmlichen Machwerke den Anbau und die Behandlung des Tabaks lernen soll, den bedauren wir aufrichtig.

g—sch—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 OCTOBER, 1812.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stuttgardt, b. Löfflund: *Lectionen aus der Vorschule des Lebens.* Von *Johann Gottfried Pahl.* 1811. IX und 226 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

„Was in diesem Buche gesagt wird, um den Menschen über den Sinn seines Lebens zu verständigen und ihm das Geheimniss desselben aufzuklären, ihm im Kampfe des Lebens und in den Dunkelheiten, die seine Pfade bedecken, Trost, Kraft und Frieden zu geben, dieses sollte nicht in der Form der Wissenschaft und auch nicht mit dem alles erschöpfenden Umblicke, den diese Form fodert, dargestellt werden. Es kam nur darauf an, diejenigen Ideen in das Bewusstseyn der Leser zu bringen, oder in demselben zu erneuern, welche die Elemente aller rein menschlichen Bildung sind und von denen jede Thätigkeit ausgeht, die auf die Vollendung dieser Bildung strebt." — So erklärt sich Hr. *P.* über den Zweck seiner vor uns liegenden Schrift.

Unter dem Titel: *Aufgabe der Lebensweisheit,* führt uns der erste Abschnitt des Buchs durch die verschiedenen Ansichten, die von dieser Aufgabe Menschen gehegt haben und hegen. Die naturalistische Partey, die den Zweck des Lebens bloss in der sinnlichen Existenz und in deren Genüssen, diejenige, die in Entwickelung und Ausbildung der Anlagen des Geistes den Zweck des Lebens findet, der Religiöse, der sein Auge in die Zukunft wendet, in dem Gedanken, dass die Zeitlichkeit nur eine Vorschule der Ewigkeit sey — sie alle werden hier aufgeführt. Sie scheinen in ihren Meinungen dem Vf. unvereinbar, wie sie es denn gewiss sind. Darum aber soll ihm des Daseyns Zweck kein Geheimniss bleiben, und, die Vernunft zum Führer nehmend, ringt er kräftig nach Erkenntniss. Das Ebenbild Gottes, das die älteste Urkunde des Menschengeschlechts dem Menschen beylegt, das er in sich selbst erkannt, lässt ihn, und durch ihn den Leser, in dieser Einleitung den höheren Adel der menschlichen Natur ahnen; die Anlage zu steter Vervollkommnung führt auf die Hoffnung eines künftigen Lebens, ohne ihre volle Wirksamkeit für das gegenwärtige zu verlieren, und der Sinn des Lebens geht klar hervor: „dass das Bild der Gottheit, welches des Menschen Geist an sich trägt, immer reiner, schöner, ähnlicher erscheine, und dass das Wahre, das Schöne und Gute immer lebendiger erkannt und fester von dem Willen umfangen, dass in allem diesen der Mensch selig werde." — Die Widersprüche, aus dem Leid der Erde, aus dem Verderben der Welt, aus der Schwierigkeit der Tugend genommen, räumt diese Ansicht bald hinweg; wie denn der Gedanke, dass nur im Kampfe das Gute werde und sich bilde, zugleich charakteristisch für das ganze Buch ist. Denn, gleich fern von dem kalten, aller Tiefe und Begeisterung entblössten Tone, womit Pädagogen unserer Zeit die obengenannten Sätze alle vorgetragen, und der Kraft und Leben tödtenden Schwärmerey über Versenkung und *Verlieren* in der Gottheit, ermahnt es, ein besserer Pädagog, zu kräftigerem Streben, zum *Leben* in Gott, indem ja auch das Reich Gottes kommen soll *auf Erden.*

Und so lässt uns diese Einleitung schon vermuthen, was wir in den folgenden Abschnitten, und wie wir es finden werden. Die Kraft, welcher jene geistigen Anlagen gegeben sind, in denen der Mensch sein höchstes Gut findet, äussert sich als Erkenntnissvermögen und Willensvermögen. Jenes offenbaret das Wahre, indem es zur *Wissenschaft* führt, und, wenn es aus der übersinnlichen Welt dem Menschen gegeben wird, zur *Religiosität;* seine Form erzeugt das Schöne. Das Willensvermögen aber gewährt, in sofern es das Nützliche beziehlt, *Klugheit;* in sofern es sich auf das Rechte bezieht, *Sittlichkeit.* — Durch diese vier wird des Menschen Bestimmung erfüllt (S. 40).

Eine Frage fühlt Rec. sich gedrungen hier aufzuwerfen. Warum ist der Kunst, als der Lehre von dem Schönen, kein Abschnitt gewidmet, da doch das Erkenntnissvermögen, die eine jener Kraftäusserungen im Menschen, auf sie auch in der obengenannten Eintheilung führte (S. 40)? Dachte der Vf. etwa, die Kunst sey darum auszuschliessen, weil nur wenige Menschen sie zu üben vermögen? — Aber auch die Wissenschaft gehört nicht Allen, und hier sollte doch darauf gesehen werden, was der Mensch, als Gattung betrachtet, zu üben vermöge. Und uns dünkt, dass der Adel des Menschen auch dadurch herrlich beurkundet werde, dass er am Ende zu schaffen vermag nach dem Muster, dem Masse seines Schöpfers; wovon denn wiederum Andere, nicht mit gleicher Kraft begabt, die Schönheit, das Mass erkennen lernen, nach dem auch sie leben und handeln sollen. — Es würde dann auch der Ausdruck *Kunst des Lebens,* der (S. 23) so streng verworfen wird, leicht seine richtige, schöne Bedeutung gewonnen haben. Denn das Leben bleibt doch eine Kunst, wenn sie auch auf Erden nicht zur Meister-

schaft führt, indem ja jeder Mensch das Gute, *Göttliche* sich selbst und dem Raum der *Erde* um ihn bildend vermählen und beides verschmelzen soll.

Der zweyte Abschnitt handelt von der Wissenschaft: „Die Welt, heisst es S. 45, in Hinsicht ihrer Extension, ist (schaffend) *Natur*, in Hinsicht ihrer Intension (erkennend) *Geist*; über der Natur und dem Geiste ist die Weltseele, *Gott*. Dieses Wissen von Welt, Natur, Geist und Gott heisst *Wissenschaft*." — Jenes obengenannte höhere Streben des Vfs. thut sich also hier im Einzelnen kund; es ist ein Streben nach jener lebendigen Quelle, „die den Durst auf ewig stillt", und was hier über den Zweck der Wissenschaft, ihren Geist und die Bestimmung des Gelehrten gesagt wird, es ist Alles in jenem Geiste gedacht. Und über dem hohen Ziele ist der Weg dazu nicht vergessen, nicht so gangbar und leicht gemacht, wie ihn Führer unserer Tage dargestellt und gemacht. Der Schweiss, der vor die Wissenschaft gestellt ist, wie vor die Tugend, ist dem Jünglinge wohl vorgehalten, und die Würde des Genie's geschützt und behauptet, indess Schöngeisterey und Schwärmerey verdammt sind. — Ein treffliches Wort, um Einzelnes zu berühren, ist hier über die deutschen Universitäten gesagt, für die die alte Pietät aufgerufen ist, und die Achtung vor dem, was in gutem Sinne unsere Vorfahren gestiftet, indem zugleich mit gerechtem Tadel die abgewiesen werden, die eine Trennung der Wissenschaften auf den hohen Bildungsschulen gewollt. — Wie der Sinn, der in diesem Abschnitte waltet und, immer das Praktische im Auge haltend und auf Gründlichkeit dringend, zu regerem Leben in den Wissenschaften mahnt, die Grundlegung der Wissenschaften auf Schulen betrachten werde, erräth man leicht. Die Alten sind es, die Griechen und Römer, die ihm die Urform des Wahren und Schönen, die ausser aller Zeit besteht, an sich tragen, die das Wahre den Knaben und Jüngling ahnen lassen, indem sie zugleich ihn praktisch lehren, dass das Wahre und Schöne nur durch Fleiss und Anstrengung erworben werde. — In gleichem Sinne wird von der Geschichte geredet; und wenn auch bey Gelegenheit der Philosophie ein trüber Blick auf unsere Tage fällt: so finden wir uns durch den Schluss des Abschnitts beruhigt. Der Thron der Wahrheit, der hier dargestellt wird, das Herz des Menschen, kann nicht gestürzt werden; und die grösste Verwirrung lässt schon, während sie noch herrscht, die Sehnsucht nach dem Wahren und Dauernden erblicken.

Im dritten Abschnitt, von der *Religiosität* handelnd, stellt der Vf. zuvörderst seine Ansicht von dem, was man Religion nennt, auf. Sie ist ihm — nicht ein Wissen, oder ein Erkennen, sondern „ein lebendiger Glaube an den Geist, der das All der Erscheinungen beseelt." — Rec. stimmt ihm vollkommen bey. Aber dem kann er nicht beytreten, dass Hr. *P.* unmittelbar danach (zufolge eines Aufsatzes im deutschen Mercur, betitelt: *Einige Worte über Mystik*, von *H. W. Weber*) diesem Glauben, diesem Gefühle der überirdischen Natur im Menschen etwas Mystisches beylegt; und, wenn man dieses nicht geradezu verwerfen kann, dass er ihn eine Art von Poesie nennt. Solchen Ansichten sich zu bequemen, oder sie zu nähren, hat man heutiges Tages nicht Ursach. Auch sieht man hier, wie das Eine zum Andern, nicht aber zu dem Richtigen, führt. Denn das wird ein Philosoph schwerlich vertheidigen wollen, was S. 107 gesagt wird: „Die Religion erscheint als die höchste Poesie, die es giebt, weil die Idee des Unendlichen das freyeste und höchste Gebilde des menschlichen Geistes, die Kunstform aller Kunstformen ist." — Kann denn von *Gebilde* und *Form* die Rede seyn, wo von einem Glauben, der im Innern, in der Seele wohnt, gehandelt wird? — Möchte diess eine Verirrung fürchten lassen: wir werden bald, im nächsten Capitel, auf des Vfs. eigenthümliches Feld, zu gediegeneren Ansichten geführt. Hier, in der Unterscheidung zwischen Religion und Moral und in der Verbindung beider, erkennen wir seine in's Leben eingreifenden klaren Gedanken über diese höchsten Gegenstände, die er selbst, durch die angeführte Inschrift des Jupiter-Tempels auf Kreta, schön charakterisirt: „Niemand erkennt mich, als der mir ähnlich zu werden strebt." — Diese Erkenntniss Gottes, so fern von Schwärmerey, so übereinstimmend mit dem Christenthum, wie Hr. *P.* selbst darthut, ist es, worauf er dringt, die er oft klar ausspricht; und besser mit seinen eigenen Worten, als wenn er Stellen von Fremden, in Prosa oder Versen, zu Hülfe nimmt. — Darin ist er nicht immer glücklich. Das Capitel, wo von *Gott* die Rede ist, möge es zeigen; und gerade hier hätten sich die erhabensten, man möchte sagen *classischen* Stellen aus anderen Dichtern dargeboten. Überhaupt, wo Hr. *P.* aus des eigenen Herzens Wärme spricht, die sich zu dem gebildeten Verstande gesellt, da ist sein Stil am besten und kräftigsten. Überlässt er sich Anderen, oder trachtet er nach rednerischer Kraft: da misslingt es ihm oft. Als Beleg lese man S. 99, wo man fast den Odem mit der Geduld verliert.

Die Ordnung, die Hr. *P.*, geleitet durch die obenangeführte Eintheilung der geistigen Kräfte im Menschen, in seinem Buche beobachtet, hat es mit sich gebracht, dass der Abschnitt von der Religiosität vor dem von der Klugheit, dem vierten, zu stehn gekommen ist. Rec. hätte einen andern Gang vorgezogen. Die *Wissenschaft* mochte zeigen, was der Mensch durch das Wissen zu erreichen vermag; das Handeln nimmt dann die *Klugheit* in Anspruch, die sich in *Sittlichkeit* auflösen muss. Diese strebt, Gott ähnlich zu werden, und nur so, wie der Vf. so wahr sagt, lernen wir Gott kennen. So schlösse der Abschnitt von der *Religiosität* schicklich und schön das Ganze.

Was nun die *Klugheit* betrifft: so nennt Hr. *P.* sie „die vollendete Praxis des sinnlichen Menschen, das herrschende, in sich selbst consequente Leben des cultivirten praktischen Verstandes" (S. 148). — Von den beiden Principien im Menschen, der Sinnlichkeit und der Vernunft, setzt er das erstere

in Verbindung mit der Klugheit, das zweyte mit der Sittlichkeit. — Möchte er auch die Art und Weise, wie der sittliche Mensch seine Gedanken, und was er für gut und recht erkennt, auf Erden einzuführen und wirklich zu machen strebt, zur *Weisheit* rechnen (obgleich dann das Capitel, das *Zuversicht und Festigkeit* überschrieben ist, hieher verirrt scheint): so scheint uns doch das Gebiet der Klugheit hier zu enge beschränkt. Wohin soll denn das Sinnen und Thun der Herrschbegierde gerechnet werden, und dessen, der nach Ruhm und Ehre trachtet? — *Weisheit* werden wir das doch nicht nennen können, noch wollen. — Eine andere Frage drängt sich uns auf. Ist es wahr, wie wohl kein Gutgesinnter leugnen wird, dass die Foderungen der Sinnlichkeit der Vernunft untergeordnet werden sollen, und dass so Harmonie in jene beiden Principe gebracht wird: läfst sich diese Harmonie nicht auch dadurch erzeugen, dass der Geist den Trieb, die Begier, adelt und, durch Mass, durch Anmuth und Schönheit, ihn des Menschen würdig macht? — Speise und Trank sollen dich freylich nicht von deinem höheren Berufe abziehn: aber was die *Sinne* geniessen, ist nicht alles *Sinnlichkeit*; und es gab auch Gastmähler und giebt es wohl noch, wo durch den Genuss nicht allein die Sinne ergötzt wurden. Auch hier kann der Geist den Vermittler machen, und es ist Ungerechtigkeit gegen ihn, was die Sinne geniessen, so rein von der Vernunft zu sondern. — Diess ist in dem vor uns liegenden Abschnitte nicht berücksichtigt, der sonst treffliche und scharfsinnige Bemerkungen enthält über die Klugheit und was mit ihr zusammenhängt, und wie sich auf ihrem Gebiete auch der sittliche Mensch bewegen dürfe. Rec. macht auf die Capitel aufmerksam, die: *Wieviel Klugheit gilt — Menschenkenntniss — guter Ton — Egoismus* — überschrieben sind. Man erkennt hier den erfahrnen, gebildeten Mann, der nur sagt, was er gedacht und erfahren hat, und dieses nur sagt, um des Guten und Rechten willen.

Der fünfte Abschnitt endlich redet von der *Sittlichkeit*. — Dass Hr. *P.* diese in das Streben nach der Ähnlichkeit mit Gott setzt, erhellt aus dem Obigen. Weiter stellt er auch kein Grundprincip der Moral auf, in dem Gedanken, „dass die praktische Vernunft dessen nicht bedürfe. Sie kennt das Recht und das Unrechte, das Gute und das Böse durch unmittelbares Bewusstseyn. Das Gute soll man um des Guten willen allein lieben." Gewiss; nur dass das Folgende nicht missverstanden werde, und nicht Einfluss habe auf die *Erziehung*. „Wir streben (m. s. S. 206) nach der tugendhaften Gesinnung nicht um der Genüsse willen, die sie gewährt, sondern lediglich aus Achtung für das uns angekündigte Gesetz. Aber wir achten auf die Seligkeit und wohl auch auf die zeitlichen Vortheile, die das Schicksal an die Tugend knüpft, um dadurch die Ermunterung zu jenem Streben zu verstärken." — Lasse man doch den heranwachsenden Menschen, statt ihm solches vorzusagen, das Schöne und Würdige, die Seligkeit der Tugend selbst empfinden. Er *finde* sich nur im Reiche Gottes: so wird ihm solches alles zufallen.

Im Übrigen empfiehlt Rec. dieses Buch Jünglingen, die auf der Akademie sich zu höherem Wissen, zu künftigem Handeln vorbereiten. Nicht Jedem ist es vergönnt, in die Tiefen der Philosophie hinabzusteigen. Darum ist es gut, dass denkende Männer ihre Gedanken, aus tiefer, ernster Betrachtung geflossen, darlegen. Ihre Gediegenheit, ihr Fundament thut sich bald kund; und nur solches vermag wahrhaft zu erbauen und zu stärken. Das ist hier mit Wärme, mit Liebe und Ernst geschehen. nn.

## *HOMILETIK.*

Erlangen, b. Palm: *Casualpredigten in der Universitätskirche zu Erlangen gehalten* von *Leonhard Bertholdt*, Doct. der Theologie, ordentl. öffentl. Prof. derselben und Universitätsprediger daselbst. 1811. II, 28, 25, 40, 20 und 32 S. 8. (12 gr.)

Der vorliegenden Predigten sind fünf. Da sie nach und nach einzeln im Druck erschienen sind: so sind sie nicht durch fortlaufende Seitenzahl verbunden. Die erste Predigt ist vom Vf. beym Antritt seines Amtes gehalten worden, und stellt den Satz auf: *dass wir keine gerechte Ursache haben, den fernen Bestand unserer evangelischen Kirche und unserer heiligen Religion für gefährdet zu halten.* Die zweyte ist eine Gedächtnisspredigt auf den Hofrath *Geiger*, und führt den Satz aus: *das Gedächtniss des Gerechten bleibt im Segen.* Die dritte, eine Huldigungspredigt nach der baierischen Besitzergreifung des Fürstenthums Baireuth, zeigt: *welchen sichern Gang die Weisheit und Güte Gottes in der Leitung der Völker gehe.* In der vierten, einer Gedächtnisspredigt auf den Prof. *Esper*, will der Vf. darthun: *dass ein religiöser und frommer Sinn der wissenschaftlichen Bildung des Geistes erst ihren vollen Werth gebe.* Die fünfte endlich ist ebenfalls eine Gedächtnisspredigt auf den berühmten Arzt und Physiker *von Schreber*, und handelt: *von den höchsten Auszeichnungen eines preiswürdigen Lebens.* Der Vf. dieser Predigten zeigt sich überall als einen aufgeklärten und scharfsinnigen Denker. Auch sind diese Vorträge textmässig und biblisch, und zeichnen sich grossentheils durch Gründlichkeit in der Behandlung der Sache, durch Reichthum an psychologischen Bemerkungen, durch eine sich immer gleichbleibende Gedankenfülle und durch eine blühende Diction aus. Mit diesen Eigenschaften verbindet der Vf. eine rühmliche Bescheidenheit, indem er in der Vorrede äussert, dass er fern von der stolzen Anmassung sey, seine Predigten als Muster gelten machen zu wollen. Aller dieser Vorzüge ungeachtet erlaubt Rec. sich einige Erinnerungen. Hr. *B.* sagt, er habe die *ammonschen* und *reinhardschen* Predigten zum Muster genommen, und diese seine Predigten vor einer Universitätsgemeine und in einer Stadt von meistens gebildeten Einwohnern bey Gelegenheiten, die den Charakter

öffentlicher Feyerlichkeiten hatten, gehalten. So sehr es nun auch zu billigen ist, dass der Redner gewisse Muster vor Augen hat und zugleich auf den Grad der Bildung seines Publicums Rücksicht nimmt: so scheint es doch, als habe sich Hr. *B.* von dem Seinigen zu viel versprochen. Immerhin mag ein grosser Theil der Zuhörer aus Gelehrten und Mitgliedern der Akademie bestanden haben: es sind gewiss auch Viele darunter gewesen, die auf Gelehrsamkeit keinen Anspruch machten. Rec. kann daher den Vf. nicht ganz entschuldigen, dass er in seinen Vorträgen auf die Ungebildeten gar nicht Rücksicht genommen hat. Denn der Mangel an Popularität zeigt sich in dem Gange des Ganzen, in der Stellung der Beweise, in der Länge der Perioden, in einzelnen Ausdrücken und Wendungen, und sogar in einigen Hauptsätzen. *Reinhard* und *Ammon* haben auch ein gebildetes Publicum, und haben nicht nöthig, vor demselben mit der Popularität eines *Dapp*, *Röller* oder *Heym* zu reden; allein ihre Predigten haben bey weitem das Schwerfällige nicht, das man an den des Vfs. findet. Wie dunkel ist nicht z. B. der Hauptsatz der letzten Predigt: *über die höchsten Auszeichnungen eines preiswürdigen Lebens*. Nicht zu gedenken, dass der Superlativ: *höchsten*, überflüssig ist, und nicht in der Ausführung berücksichtigt wird: so sind die Ausdrücke: *Auszeichnung* und *preiswürdiges Leben*, wenig verständlich. Eben diese Dunkelheit herrscht auch in den Theilen. Wir haben, sagt der Vf., diese Auszeichnungen zu suchen in seiner *Entwickelung*, noch mehr in seiner *Anerkennung*, am meisten in seiner *Verbindung mit den höheren Zwecken der Welt*. Diese Theile führt er so aus: Ein preiswürdiges Leben macht sich schon auf den ersten Stufen seines Anfangs merkwürdig (nach Rec. Erfahrung nicht allemal; und der Vf. sagt selbst bey dieser Unterabtheilung: es entscheiden hier oft solche Umstände, welche die geringste Veranlassung haben und von gar keiner Wichtigkeit zu seyn scheinen, und daher von uns leicht übersehen werden können), und ist besonders reich an Umständen und Mitteln, welche der Welt grosse Erwartungen geben (auch diess stimmt nicht immer mit der Erfahrung überein; Mancher trat spät in seiner Grösse hervor, von dem man vorher nichts erwartet hatte), und in seinem Fortgange streuet es aus zunehmender Fülle Heil und Segen aus. Was die *Anerkennung* betrifft: so geht ihm unter dem lauten Beyfall der Welt Ruhm und äusserliche Ehre zur Seite (hätte Hr. *B.* hier nicht an die entgegengesetzte Erfahrung dessen denken sollen, dessen Evangelium er lehrt?), und nicht selten (warum schränkte Hr. *B.* nicht auch die vorhergehenden Sätze auf eine solche Art ein?) erhöhet ein glückliches Schicksal die Freuden eines guten Bewusstseyns, welches in dem Anblicke der gediehenen Früchte eines redlichen und gewissenhaften Fleisses die höchste Belohnung findet. (Wen ermüdet nicht eine so lange Unterabtheilung?) Über die *Verbindung mit den höheren Zwecken der Welt* sagt der Vf.: die höheren Bestrebungen eines preiswürdigen Lebens haben nur die einzige Richtung auf das Wohl der Menschheit, und das Ziel seiner Vollendung setzt es sich in dem Lichte der Ewigkeit. — Überhaupt enthalten nach Rec. Gefühl diese Predigten zu viel Raisonnement und zu wenig fürs Herz, und es befremdet, dass in der Antrittspredigt der Vf. gar keine Anwendung von seinem Vortrage auf das neue Verhältniss macht, in welches er trat, sondern sich begnügt, im Schlussgebete darauf sich zu beziehen. Die Anfangsgebete sind zu lang und trocken und eben desshalb ermüdend. Auch warnt Rec. den Vf., dass er sich in dem Feuer der Rede nicht übereile und sich Übertreibungen erlaube. Dahin rechnet Rec. eine Stelle in der 3 Predigt S. 37. Mit aller Ehrfurcht vor dem preiswürdigen Regenten Baierns erfüllt, zweifelt Rec. dennoch, dass dieser erhabene König, der es weiss, dass das Zeitalter neben ihm noch andere würdige Regenten aufgestellt hat, sich den Namen des *weisesten* und *liebreichsten* Vaters der Völker beygelegt wissen wolle. Zuletzt bittet Rec. noch den Vf., auf den Ausdruck etwas mehr Aufmerksamkeit zu wenden. So ist es nicht richtig, wenn es im Anfangsgebete der ersten Predigt heisst: Ach, dass doch deine Hand nie von uns wiche und (sondern) uns fest hielte. S. 29 in der 3 Predigt steht: seines *Regentens*. Doch das sind nur Kleinigkeiten, die vielleicht auf die Rechnung des Setzers gehören.

7. 4. 4.

## KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Prag*, b. Widtmann: *Populäres praktisches Religions-Handbuch für Katholiken.* Verfasst von *Johann Joseph Natter*, des Ritterordens der Kreuzherren Commandeur. 1811. 235 S. 8. (1 Rthlr.) Das Buch enthält, in 195 kleineren und grösseren Abschnitten, die sämmtlichen theoretischen und die vorzüglichsten praktischen Religionslehren, welche der katholische Lehrbegriff umfasst, allgemein fasslich vorgetragen, auf biblische Geschichte gebaut und durch Begebenheiten derselben theils belegt, theils versinnlicht und anschaulicher gemacht. Zuerst werden diejenigen entwickelt, die aus einer vernünftigen Betrachtung der Natur hervorgehen, mit Berücksichtigung der Einrichtung, Würde und Bestimmung des Menschen, so wie des ihm anhängenden sittlichen Verderbens. Hierauf geht der Vf. zu den Anstalten über, die Gott zur Beseligung des Menschen zuerst durch Mosen und die Propheten getroffen und dann durch Jesum vollendet hat, und schliesst mit einer allgemeinen Übersicht der vorzüglichsten Tugenden des Christen. „Biblische Begebenheiten und Beyspiele, Gleichnissreden und Aussprüche unterstützen eine jede Wahrheit, die geglaubt, eine jede Pflicht, die geübt werden soll; die Beweise der Offenbarung werden mit den Erklärungen und Beweisen der Vernunft in eine übereinstimmende Verbindung gebracht; die Lehren des Glaubens werden jedesmal mit ihrer bestimmten Anwendung auf die Sittlichkeit vorgetragen, und die Einrichtung des Ganzen gehet dahin, es allgemein deutlich zu machen, das Christenthum sey eine Lehre, die von Gott komme, und zu Gott zurückführe." Der Vf. hat seinen Gegenstand mit edler Wärme, einer liberalen Gesinnung, die sich auch dadurch zu erkennen giebt, dass er mehrere protestantische Schriftsteller bey Ausarbeitung seines Buchs benutzt hat, mit vieler Umsicht und selbst nicht ohne wissenschaftlichen Geist behandelt. Er hat seinem Lehrbegriffe nichts vergeben, das Unterscheidende desselben nicht vernachlässigt, aber doch überall mehr auf Christlichkeit, als auf Kirchlichkeit gesehen, und das, was Leben giebt, aufgesucht. Auch der Gang, den er in der Anordnung des Ganzen genommen, verdient Beyfall. Nur der Sprache fehlt es bisweilen an der gehörigen Bestimmtheit und Leichtigkeit; doch ist auch sie im Ganzen genommen ihrem Gegenstande angemessen.

Cg.

# Monatsregister

vom

October 1812.

## I. Verzeichniss der im Monat October in der J. A. L. Z. recensirten Bücher

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

## II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

## III. Intelligenzblatt des October.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 NOVEMBER, 1812.

## THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *De vera natura atque indole orationis Graecae Novi Testamenti Commentatio.* Auctore M. *Henr. Planck.* 1810. 67 S. 4. (10 gr.)

Eine Schrift voll lehrreicher Andeutungen und Betrachtungen, deren Anwendung für das Sprachstudium des N. T. von erspriesslichen Folgen seyn muss! In der Einleitung äussert Hr. *P.* mit Recht sein Befremden, dass die einst mit Lebhaftigkeit und Gelehrsamkeit geführten Streitigkeiten über die Reinheit der griechischen Sprache des N. T. und die Verunstaltung derselben durch Aramäismen nicht zu genauen Untersuchungen über den wahren Charakter der späteren griechischen Schreibart geführt hätten, wovon sich doch in dem Ausdruck der neutestamentlichen Schriftsteller so viele deutliche Spuren nachweisen liessen. Nur drey Gelehrte, *Saumaise*, *Fischer* und *Sturz*, verdienten als glückliche Arbeiter in diesem Felde mit Achtung genannt zu werden. Indessen habe der Erstere es mehr bey geschichtlichen Nachweisungen bewenden lassen, als dass er die eigentliche Natur der seit Alexanders Tod so vielfach anders gestalteten griechischen Sprache scharf beleuchtet hätte. Der Andere habe, durch den Zweck seiner Arbeiten beschränkt, es sich vorzüglich angelegen seyn lassen, die Abweichungen der macedonischen und alexandrinischen Schreibart von der reinen und zierlichen Schriftsprache der alten Attiker durch passende Beyspiele ins Licht zu setzen. [Wenn auch eine geschichtliche Entwickelung der Ursachen, aus welchen die Eigenheiten dieses sogenannten *Dialectus Communis* aufgeklärt werden können, von dem sprachgelehrten *Fischer* nicht versucht worden: so ist doch gerade die sorgfältige Nachweisung des späteren griechischen Sprachgebrauchs in der alexandrinischen Übersetzung des A. T. und in den Schriften des N. T., wovon die philologischen Arbeiten dieses verdienten Mannes so zahlreiche Beweise enthalten, dann, wenn die hier deutlich bezeichneten Pfade durch Ausspähungen und Vergleichungen aufmerksam verfolgt werden, ein gutes Mittel, die wahre Beschaffenheit des neutestamentlichen Hellenismus glücklicher aufzuklären. Eine besonders reiche Ausbeute gewähren die *Animadversiones ad Velleri Gramm. Graec.*, die von unseren Bibelauslegern zum Erstaunen wenig benutzt worden sind, z. B. an folgenden Stellen: Specim. I. p. 34. 35. 46. 52. 71. sqq. 123. 156. 193. 203. 415. Specim. II. p. 160. 170. 247. 249. 304. 316. 317. 336. 351. 356. 359. 370. 379. 383. 388. 399. Specim. III. P. 1. p. 24. 33. 96. 342. 344. 368. 404. 444. Vergleicht man diese ausführlich mitgetheilten Beyspiele, aus welchen sich die von Hn. *P.* (s. weiter unten) vorgebrachten Beweise theils bestätigen, theils vervollständigen lassen: so wird man gestehen müssen, dass hier als Kennzeichen eines besonderen macedonischen und alexandrinischen Dialekts *gewöhnlich* aufgeführt werden, was, richtiger ausgedrückt, bloss Eigenthümlichkeiten der Sprache des späteren Griechenlands überhaupt waren. Aber wenn zugleich ausdrücklich bemerkt wird, diese und jene Formen, Eigenheiten u. s. w. sind aus dem attischen, ionischen u. a. Dialekt oder aus der Volkssprache geflossen: hat er dann nicht den Charakter der späteren griechischen Gemeinsprache treffend gezeichnet? Ja, wenn wir Spec. I. p. 35 mit klaren Worten lesen: „*Hanc enim ipsam linguam (communem) novimus alia verba una cum formis eorum, et significationibus et structura habuisse communia cum Attica dialecto, atque tribus reliquis, alia propria, in his etiam barbara*": hat dann nicht *Fischer* auf die Quellen, aus welchen Aufklärungen geschöpft werden können, deutlich hingewiesen, und den Weg, den auch Hr. *P.* in vorliegender Schrift weiter verfolgt hat, mit unverkennbaren Merkmalen bezeichnet? Es scheinen demnach die Verdienste, die auch hier der berühmte leipziger Philolog sich erworben hat, nicht ganz gerecht gewürdigt worden zu seyn.] *Sturz*, fährt der Vf. fort, habe dadurch den rechten Gesichtspunct sich verrückt, dass er die Besonderheiten der nach Alexanders Zeiten herrschend gewordenen griechischen Sprache zu einem besonderen alexandrinischen Dialekt habe stempeln wollen, da doch der Charakter und der Ursprung dieser späteren Sprache in so enge Grenzen sich nicht einzwängen liessen. So gerecht auch dieser Vorwurf im Allgemeinen ist, weil sich in der von alexandrinischen Schriftstellern, namentlich den LXX, gebrauchten Sprache eine Vermischung der früheren Dialekte und die hervorstechenden Charakterzüge der auch ausserhalb Ägypten geschriebenen späteren griechischen Sprache in den vielfältigsten Spuren auszeichnen lassen: so möchten doch die gründlichen *sturz'schen* Untersuchungen in seiner trefflichen Schrift: *De Dialecto Macedonica et Alexandrina*, in Beziehung auf die Sprache des N. T. betrachtet, weniger nachtheilig erscheinen, und eine freyere Anwendung gestatten. Denn Alexandrien, dieser berühmte Sitz der späteren griechischen Literatur, stand mit Jerusalem in sehr enger Verbindung, so wie überhaupt zwischen Ägypten und Pa-

lästina seit den ältesten Zeiten ein vielfach verschlungenes Verhältniss Statt gefunden. Die griechische Sprache, welche in Alexandrien geredet ward, musste daher sehr bald mit ihren Eigenthümlichkeiten in das benachbarte jüdische Land einwandern, wofür sich auch durch eine Vergleichung der in Palästina erschienenen griechischen Schriften, z. B. mehrerer Apokryphen des A. und N. T., des Geschichtschreibers Josephus, einzelner apostolischer Väter, des Ignatius u. A., mit der griechischen Übersetzung des A. T., einzelnen hierhin gehörenden Apokryphen des A. T., Philo, Clemens von Alexandrien, Origenes u. s. w., lehrreiche Beweise in keiner geringen Zahl gewinnen lassen. Da nun der neutestamentliche Hellenismus nach seinen charakteristischen Eigenheiten durch ein gründliches Studium alexandrinischer und benachbarter Schriftsteller vorzüglich aufgeklärt werden kann: so muss dem biblischen Exegeten Hr. *Sturz* um so mehr ein willkommener Führer seyn, da er die aus der alexandr. Übersetzung des A. T. entlehnten, und mit bestätigenden Stellen aus dem N. T. begleiteten Beweise eines späteren griechischen Sprachgebrauchs durch passende Zeugnisse aus anderen, nach Alexanders Tod aufgetretenen Schriftstellern, einem Athenäus, Plutarch, Polybius, Diodor, Achilles Tatius, Alciphron, Heliodor u. A. in das herrlichste Licht gesetzt hat. Diesen genannten drey gelehrten Männern möchte Rec. wenigstens noch zwey andere, *Maittaire de Gr. ling. Dialectis, ed. Sturz*, und den berühmten *Valckenaer*, beyfügen. Jener verdient hier in sofern eine Stelle, als er mehrere der aus den älteren griechischen Dialekten in den späteren Hellenismus verpflanzten Sprachformen in der griechischen Übersetzung des A. T. und in den Büchern des N. T. sehr häufig, z. B. S. 44. 50. 52. 61. 62. 64. 65. 68. 70. 73. 75. 79. 80. 83. 87. 292. 298. 299 u. s. w., nachgewiesen hat. Der Andere hat nicht nur in seinen Commentaren zu Euripides Phoenissen und Hippolytus, sondern auch in seinen kleineren Schriften, so oft sich dazu eine schickliche Gelegenheit darbot, scharfsinnige Aufklärungen über verschiedene Eigenheiten des *Dialectus communis* mitgetheilt, wie z. B. in dessen *Opuscull. philol. cet. ed. Lips.* 1808. 1809, z. B. P. I. p. 182. 183. 191. 193. 199. 202. P. II. p. 292. 293. 298. 303. 305. 309. 319. 323. 328. 332 des Weiteren zu sehen ist.

Die Kennzeichen, erinnert Hr. *P.*, zu dem wir jetzt zurückkehren, wodurch der Hellenismus des N. T. von der attischen Sprache sich unterscheiden lasse, seyen eben so wenig, als die Quellen, woraus er geflossen, von den Auslegern, die sich hier unbegreiflich sorglos zeigten, bisher erforscht worden. Daher rühre es, dass παιδεύειν, εὐσχήμων, γενεσια, jenes von *Schleiermacher*, diese von *Paulus* falsch gedeutet worden, weil der spätere griechische Sprachgebrauch von ihnen unbeachtet geblieben. Gerade die Sprachformen, die die Grammatiker gemissbilligt hätten, wären als gewöhnliche Sprechart von den Erklärern des N. T. zu berücksichtigen. Auch in der Kritik sey eine solche Kenntniss von dem wesentlichsten Nutzen: eine spätere Orthographie, verschiedene Formen von Zeitwörtern, die in den älteren griechischen Schriftstellern entweder gar nicht oder höchst selten vorkommen, zeigten sich im N. T., über welche das Studium späterer Grammatiker und späterer griechischer Schriftsteller Aufklärung ertheile. Z. B. ἤλθατε Matth. 25, 36 für das von *Griesbach* aufgenommene ἤλθετε. ἔπεσα für das Act. 22, 7 vorgezogene ἔπεσον, λιμὸν μεγάλην Act. 11, 28, οὐθὲν εἰμι für das gewöhnliche οὐδέν 1 Cor. 13, 2, δίδραγμα Matth. 17, 24, νοσσοὺς für νεοσσοὺς Luc. 2, 24. Nach diesen nützlichen Voreinnerungen ordnet Hr. *P.* seinen Gegenstand unter einen doppelten Gesichtspunct: der eine ist der Untersuchung des Ursprungs jener Sprache des späteren Griechenlands überhaupt gewidmet, der andere fasst die Merkmale dieses späteren Sprachgebrauchs im N. T. nach gewissen Rubriken zusammen. Hr. *P.*, der sich hier mehr mit blossen, aber schätzbaren Andeutungen begnügt hat, verspricht diese wichtige Materie in einer besonderen Schrift, betitelt: *„Isagoge philologica in N. T.“*, nach ihrem ganzen Umfange zu erörtern, mit welcher er die Freunde der neutestamentlichen Exegese recht bald erfreuen wolle. Der erste Abschnitt wird mit der Bemerkung eröffnet, dass man die Sprache der *Vff.* des N. T. nicht als eine gebildete Schriftsprache, wie in den classischen griech. Schriftstellern, sondern als Sprache des gemeinen Lebens betrachten müsse. Eine genaue Auffassung derselben müsse daher bey einer richtigen Auslegung und Aufsuchung der Quellen die Grundlage bilden. Die attische Sprache, seit Alexander d. Gr. von den griechischen Schriftstellern allgemein als Muster nachgeahmt, sey unvermerkt durch Einschiebsel aus einzelnen Dialekten und der Volkssprache verunreinigt worden, welche spätere Schreibart die Grammatiker τὴν κοινὴν genannt hätten. Von dem Zeitpuncte an, wo die Griechen ihre Freyheit verloren, sey aus der Verschmelzung oder Vermischung der einzelnen Hauptdialekte eine eigene verfälschte Sprache hervorgegangen. Aber diese Sprache dürfe man nicht alexandrinische nennen, indem auch in Alexandrien diese Gemeinsprache üblich gewesen sey. Spuren aller Dialekte, ausser dem aeolischen (auch aus diesem hat *Fischer* l. c. Specim. I. p. 156 einige Überbleibsel nachgewiesen) erschienen hier, von dem dorischen jedoch die meisten. Als Quelle, woraus die Kenntniss dieser Sprache geschöpft werden könnte, werden die griechischen Schriftsteller nach Alexanders Tode genannt. Eine zweyte Quelle seyen die Grammatiker, die über diese Sprache mit Sorgfalt sich verbreitet hätten, als *Phrynichus, Moeris, Herodianus, Thomas Magister* u. A.; dann Scholiasten und Lexikographen, als *Hesychius*; ferner die alexandrinische und andere griechische Übersetzungen des A. und N. T., die apostolischen Väter, endlich Denkmäler, als Inschriften (wohin Rec. vorzüglich die zu Rosette aufgefundene rechnen möchte), Münzen u. s. w. Der zweyte Abschnitt verfolgt die im N. T. vorkommenden Spuren, und zwar nach folgender Übersicht: I. Wörter, die aus fremden Sprachen in die griechische eingewandert sind, welche

zum Theil schon vor der macedonischen Herrschaft geschehen sey, aber noch häufiger nachher. (Dieses musste vorzüglich in Rücksicht der Gegenstände der Fall seyn, welche die Griechen erst im Ausland kennen gelernt hatten, wohin z. B. Pflanzen, Edelsteine, Luxusartikel, Kleidungsarten, besondere Staatswürden u. s. w. gehören. Von diesen Fremdlingen hat Rec. in griechischen Schriftstellern eine grosse Gesellschaft aufgespürt.) II. Eigenheiten in der Orthographie und in der Aussprache der Wörter, wovon S. 26. 27 mehrere Beyspiele, als ἀετός Matth. 24, 28 für αἰετός, πιάζω Joh. 7, 30 für πιέζω, aufgeführt werden. III. Biegungen der Nenn- und Zeit-Wörter, die aus den älteren Dialekten mit anderen späteren Zusätzen aufgenommen worden. Z. B. der Dativ νοΐ fur νῷ 1 Cor. 1, 10. 14, 15. Röm. 7, 25; der Accus. ὑγιῆ Act. 5, 11. 15. Tit. 2, 8, zusammengezogen aus ὑγιέα; βούλει für βούλῃ Luc. 22, 42; ἀφέωνται für ἀφίενται Matth. 9, 5. Aus der letzteren Classe die Endung αν für ασι, als ἔγνωκαν Joh. 17, 7. Die Form ἐδολιοῦσαν für ἐδολίουν Röm. 3, 13. ἤλθοσαν Exod. 16, 24. (In den Büchern der Maccabäer und in dem apokryphischen Esras stösst man auf viele dergleichen Beyspiele.) Unter diese Spracheigenheiten gehören auch Futura und Aorista, z. B. ἐλεύσομαι Matth. 9, 15; ἄξω für ἄξομαι Act. 22, 5; καθίσω Matth. 25, 31 für καθιῶ; ἐγέννησα für ἐγεννησάμην Matth. 1, 2. IV. Heterogenen, als ὁ σκότος und τὸ σκότος u. s. w. V. Alte Formen von Wörtern, die dem Atticismus fremd sind, als ἀλέκτωρ für ἀλεκτρύων, σκοτία für σκότος, οἰκοδομή für οἰκοδόμημα. An diese Überbleibsel aus älteren Dialekten schlössen sich Erfindungen späterer Zeiten, theils aus der Classe der Substantive, als μετοικεσία für μετοίκησις, vorzüglich Wörter, die sich auf μα endigen, als κατάλυμα Luc. 2, 7, ἀνταπόδομα Luc. 14, 12, αἴτημα Luc. 23, 24 u. s. w.; theils aus der Classe der Adjectiva, als ἀπείραστος Jac. 1, 13 für ἀπείρατος, Zusammensetzungen, als ἀκατάπαυστος 2 Petr. 2, 14, oder Wörter auf ινος, als ὀρθρινὸς Apocal. 22, 16, oder Abweichungen in der Bildung der Vergleichungsstufen, als τάχιον; theils aus der Classe der Zeitwörter, die in ihren abweichenden Formen zwar grösstentheils analogisch gebildet sind, aber in der alten Sprache der classischen Schriftsteller nicht vorkommen, und daher von den Grammatikern verdammt worden, als ὀρθρίζειν Luc. 21, 28 für ὀρθρεύειν, γρηγορεῖν für ἐγρηγορεῖν Matth. 24, 42, vorzüglich W. in οω, als ἀνακαινόω 2 Cor. 4, 16, δεκατόω Ebr. 7, 6. 9, eine Lieblingsform im N. T.; theils aus der Classe der Adverbien, als πανοικὶ Act. 16, 34. VI. Wörter, die als Eigenthümlichkeiten älterer Dialekte in den *Dialectus communis* geflossen, oder erst von späteren Griechen eingeführt worden. Attische, dorische, ionische Wörter zeigten sich vermischt im N. T. und den LXX. Z. B. ἔκτρωμα 1 Cor. 15, 8, ἀγριέλαιος Röm. 11, 17, wovon jenes dem ionischen, dieses dem dorischen Dialekt angehöre. Von den neu hinzugekommenen Wörtern liessen sich 3 Classen bilden: a) solche, welche nach dem Ausspruch der alten Grammatiker bloss dem *Dial. comm.* eigenthümlich seyen; b) solche, die zwar von den Grammatikern nicht verdammt würden, aber sich nur bey den κοινοῖς fänden; c) solche, die bloss bey Schriftstellern, die sich der Volkssprache bedient hätten, z. B. bey den Aposteln, den apokryphischen Schriftstellern, zum Vorschein kämen. Unter die Merkmale rechnet Hr. *P.*, wenn die Sache, die ausgedrückt werden sollte, ganz neu ist, als ἀρχισυναγωγός Luc. 8, 41, wenn die Sache zwar im Alterthum bekannt gewesen, aber einen eigenen Namen gehabt hätte, als μερισμός, wofür ehemals δασμός üblich gewesen, drittens, wenn die Wörter in der Bildung und Bedeutung einer neuen Analogie folgten, als ὀρθρίζειν. VII. Bedeutungen von Wörtern, die, weil sie in der älteren Sprache nicht gefunden würden, entweder erst neu oder wenigstens nicht bewährt genug schienen. Sie wären theils durch Erweiterung, theils durch Übertragung eines Begriffs veranlasst worden. Z. B. παρακαλεῖν, παιδεύειν und ähnliche Hebraismen. VIII. Die Veränderungen, welche der Sprachgebrauch erlitten hätte, z. B. μάμμη, πάππης, βρέχειν.

In dieser hier aufgeführten Ordnung hat Hr. *P.* seine von Besonnenheit und einem sorgfältigen Studium zeugenden Untersuchungen über den Hellenismus des N. T. deutlich vorgetragen. Möge er Ausdauer und Musse genug behalten, diese mühsamen Pfade zu verfolgen, um von einer Seite, die unseren gemächlichen Exegeten ganz entrückt zu seyn scheint, durch seine verdienstvollen Bemühungen den Sprachgebrauch des N. T. befriedigend aufzuklären!

Aσ. Hρ.

HALLE, b. Kümmel: *Ansichten von interessanten, dunkeln und sinnreichen Stellen des neuen Testaments.* Prodromus einer Darstellung des Christenthums nach Vernunft und Bibel für nichttheologische, aber wissenschaftlich gebildete Christen aus den höheren und mittleren Ständen. 1810. XXII u. 120 S. kl. 8. (12 gr.)

Unter Ansichten versteht der Vf. individuelle Vorstellungen von einer Sache, und dergleichen sollen auch diese seyn, die er uns in dieser Schrift mittheilt. Um nun diesem Titel gemäss eigenthümlich zu seyn, brauchte der Vf. das sonderbare Mittel, sich mit keiner exegetischen Vorarbeit bekannt zu machen, und zur Rechtfertigung dieses Verfahrens führt er „Sentiments", unter anderen aus den Ergänzungsblättern der hallischen A. L. Z., an, welche besagen, dass man originell seyn, und seinen eigenen Weg gehen müsse. Gegen die Originalität haben wir nichts; nur verbitten wir uns in historischen und exegetischen Untersuchungen eine solche, die sich auf Unkenntniss der Vorarbeiten gründet. Dagegen hätten wir nichts einzuwenden, wenn der Vf., mit allen exegetischen Materialien aus den Quellen selbst ausgerüstet, nur auf die Bearbeitungen derselben keine Rücksicht genommen hätte; aber er gesteht selbst, dass sein exegetischer Apparat sehr klein sey. Nicht einmal die *griesbachische* kritische Ausgabe besitzt er, wie aus der Anmerkung S. 1 zu ersehen ist. S. 94 giebt er zu erkennen,

dass er die deutsche *muthmannsche* Bibel mit dem Grundtexte (Züllichau 1741) vor sich hatte. Daraus folgt denn von selbst, dass der Vf. auch nicht die geringste Kenntniss von Kritik hat, und er gesteht es auch mehr als einmal unverholen. Desto fleissiger scheint er Literatur-Zeitungen zu lesen; diese sind das Organ seiner Verbindung mit der gelehrten Welt, und aus ihnen hat er manche neuere Meinungen kennen gelernt, die er sich zu eigen gemacht hat, und für sein originelles Eigenthum hält. Dahin gehört seine Ansicht von der Versuchungsgeschichte Jesu, die er auf die bekannte Art aus einem revolutionären Antrag des Synedriums erklärt. Aber hätte er auch noch grössere Unkenntniss der zeitigen exegetischen Meinungen gehabt: so wären seine Ansichten vom N. T. doch nicht originell geworden. Er steht nämlich ganz auf dem gemeinen Standpunct der sogenannten Aufklärungsperiode. Er will in der Bibel nichts als Vernunft finden, d. h. die seines eigenen werthgeschätzten Ichs und seiner Zeit; und seine exegetische Kunst besteht darin, die Worte des N. T. so zu drehen, dass sie mit der „Vernunft" zusammenstimmen, oder doch nichts Auffallendes dagegen enthalten. Von Eigenthümlichkeit findet sich daher in diesem Büchlein wenig, fast nichts, was der Anziehung werth wäre. Rec. würde auch hiemit die Anzeige desselben schliessen, wenn es der Titel nicht als Vorläufer eines grösseren Werks über das Christenthum ausgäbe. Was man sich von diesem zu versprechen habe, müssen wir durch einige Bemerkungen noch näher bezeichnen.

Die Erklärung der Versuchungsgeschichte, welche der Vf. giebt, haben wir schon angedeutet; die Ausführung kann weiter gar nicht interessiren. Die mythische Einhüllung dieser angeblich so natürlichen Geschichte erklärt sich der Vf. aus der Behutsamheit des Matthäus, das jüdische Synedrium nicht beleidigen zu wollen. In demselben Geiste wird auch die Geschichte der Taufe Jesu und der Bekehrung des Apostels Paulus aufgefasst. Die Erklärung der letzteren dient zur Begründung der Ansicht des Vfs. von der Stelle 2 Cor. 12, 7—9 vom „Pfahl im Fleisch." Diesen hält der Vf. für nichts, als „die quälenden Gewissensvorwürfe über Paulus vormalige Verfolgungen der Christen." Nämlich die vorhergehenden Verse 2—5, wo der Apostel von einer gehabten Ekstase spricht, versteht der Vf. vom Wunder seiner Bekehrung. Dabey ist zu bemerken, dass er die Entdeckung gemacht hat, dass die Worte εἴτε ἐν σώματι κ. τ. λ. heissen: *war ich damals schon ein Anhänger Jesu, oder war ich es nicht?* „So sehr wir (sagt der Vf.) mit ungeheuchelter Demuth in Absicht auf unser exegetisches Talent erfüllt sind: so können wir uns doch nicht enthalten, unsere Verwunderung zu bezeigen, dass andere und berühmte Ausleger bey dem Ausdruck *Leib* nicht auf die christliche Kirchengemeine verfallen sind, zu deren Bezeichnung Paulus selbst diess Wort Leib in fast allen seinen Briefen gebraucht."

Wir wundern uns darüber gar nicht, denn zu einer solchen Erklärung gehört ein exegetisches Talent, wie das des Vfs. Eigenthümlich gefasst, wiewohl nicht neu, ist die Erklärung der Stelle Luc. 16, 8 vom ungerechten Mamon. Diese Stelle lässt der Vf. an die Zöllner gerichtet seyn, von welchen Cap. 15, 1 erzählt ist, dass sie Jesu Umgang suchten, und ihr Sinn wird so angegeben: Jesus erkläre ihnen, dass sie nicht zu seinen Anhängern und Freunden passen würden, denen er sehr Wichtiges, Wichtigeres als irdische Güter anvertraue, wozu Treue und Rechtschaffenheit gehöre; da sie nun in solchen geringen Dingen, wie irdische Güter seyen, schon Untreue bewiesen hätten: so zweifele er, dass sie in diesen wichtigeren Angelegenheiten treu seyn würden. Indessen sey ein Mittel übrig, nämlich sich des auf ungerechte Art Erworbenen zu entledigen, und damit Gutes zu stiften u. s. w. Aber die Pharisäer waren eben so gut Zuhörer dieser Rede, als die Zöllner, vgl. V. 4, und sie scheint ebenfalls in Beziehung auf diese gesagt zu seyn. Übrigens hätte die Paraphrase treffender eingerichtet werden sollen.

Auf seine Übersetzung der angeführten Stellen scheint der Vf. einen besonderen Werth zu legen. Er erklärt sich in der Vorrede ausführlich darüber. Dabey polemisirt er gegen eine Recension in den heidelberger Jahrb. d. Theol. 1 Jahrg. 2 H. S. 228, worin über die Übersetzung des N. T. Behauptungen aufgestellt sind, die ihm ganz unbegreiflich vorkommen. Besonders weiss er sich nicht genug zu wundern über den Satz, dass über eine ächte Übersetzung des N. T. eben so gut exegetische Vorlesungen gehalten werden müssten, als über das Original selbst: eine Wahrheit, die uns so einleuchtend ist, als die von Niemand bestrittene, dass kein, mit jüdischer Sprache und Religion unbekannter Grieche das griechische N. T. richtig hat verstehen können. Der Vf. hingegen ist der Meinung, eine Übersetzung des N. T. müsse für den nichttheologischen Leser einen ganz verständlichen Sinn enthalten, und „ihn *au fait* setzen." So habe es bisweilen Luther, immer aber *Stolz* gethan. Z. B. das κατὰ ἄνθρωπον περιπατεῖτε 1 Cor. 3, 3, das Luther übersetzt hat: *ihr wandelt nach menschlicher Weise*, drücke Hr. D. *Stolz* herrlich so aus: *ihr betragt euch wie gemeine Menschen* (!). So sehr aber der Vf. Hn. D. *Stolz* wegen seiner Übersetzung lobpreist: so weiss er es doch noch besser. Z. B. ψυχικὸς 1 Cor. 2, 14, das Hr. *Stolz* durch *sinnlich* gegeben hat, lautet bey dem Vf.: *dessen Kopf und Herz durch die Religion Jesu ausgebildet ist.*

Aus dem Angeführten wird klar, dass Rec., nach seiner Ansicht, nicht sehr begierig seyn kann auf die angekündigte Darstellung des Christenthums; doch masst er sich nicht an, den Vf. von Herausgabe dieses Werks abzuschrecken: denn leider giebt es seiner Geistesbrüder noch sehr viele auf Katheder und Kanzel, für welche Rec. seine Stimme nicht abgegeben haben will.

D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 NOVEMBER, 1812.

## JURISPRUDENZ.

ERLANGEN, b. Palm: *Handbuch zum systematischen Studium des neuesten römischen Privatrechts* nach den Grundsätzen des Herrn Oberappellationsraths Günther von *D. Christian Friedrich Glück*, Hofrath und öffentl. ord. Lehrer der Lehrer der Rechte auf der Friedrich-Alexanders Universität in Erlangen. Erster Theil, welcher die Einleitung und Literatur des justinianeischen Rechts enthält. 1812. VIII und 370 S. gr. 8. (1 Rthl. 20 gr.) Auch unter dem besonderen Titel: *Einleitung in das Studium des römischen Privatrechts zur Berichtigung und Ergänzung des ersten Theils des Pandekten-Commentars* von *D. Christian Friedrich Glück* u. s. w.

Schon in früheren Zeiten, als der um die gründliche Bearbeitung des römischen Rechts hochverdiente Vf. bey seinen akademischen Vorträgen der Pandekten noch die Legal-Ordnung befolgte und *Hellfelds* bekanntes Lehrbuch zum Grunde legte, fand auch er es mit so vielen Anderen zu beklagen, „dass man nach dem einmal festgesetzten Plane ein so weites und dornichtes Feld in dem engen Zeitraum eines halben Jahrs zu durchwandern genöthigt sey, und daher auch selbst für die wichtigsten Gegenstände bey der grosen Menge derselben viel zu wenig Zeit habe, um sich bey denselben, so wie sie es verdienten, nur einigermasen verweilen zu können." (S. die Vorrede zum ersten Theile des Pandekten-Comm.) Er fühlte deshalb das vermeintlich dringende Bedürfniss, seinen Zuhörern einen Commentar in die Hände zu geben, dessen sie sich bey der Wiederholung der Vorlesungen als Hülfsmittel mit Nutzen bedienen könnten, und machte, da er unter den bereits vorhandenen Commentaren über die Pandekten keinen zweckmäsigen der Art fand, bereits im J. 1790 selbst den Anfang, einen solchen Commentar und zwar über sein damaliges Lehr-Compendium, den *Hellfeld*, auszuarbeiten. Anfänglich sollte diess Werk nur aus sechs Bänden bestehen und zunächst für die Zuhörer des Vfs., d. h. doch wohl für Anfänger in der Rechtswissenschaft überhaupt, sodann auch für den wissenschaftlich gebildeten Geschäftsmann bestimmt seyn: allein der Plan des Vfs. erweiterte sich — vielleicht unwillkührlich — während der Arbeit so sehr, dass der angefangene Commentar schon mit dem 5ten Bande aufhörte, ein Commentar „für seine Zuhörer" zu seyn, und dagegen anfing, ein recht ausführliches commentarisches Werk über das römische Recht zu werden, welches wegen des Reichthums seines Inhalts sowohl, als wegen der vielen feinen und scharfsinnigen Erörterungen, die es enthält, für den geübten Rechtsgelehrten zwar sehr brauchbar, dem Anfänger aber überall gar nicht mehr zu empfehlen ist. Dieses Werk hat seit 1790 einen zwar langsamen, aber im Ganzen doch ungehinderten Fortgang gehabt, und ist mit eben so entschiedenem, als wohlverdientem Beyfalle aufgenommen worden. Hatte man gleich gegen den Plan und die Anlage des Ganzen Manches zu erinnern: so wünschte man doch allgemein, dass es dem Vf. vergönnt seyn möchte, es im gleichen Geiste bis zum Ende durchzuführen; allein ungeachtet bis jetzt schon 13 Bde. davon erschienen sind: so erstrecken sich diese doch immer nur erst über die 13 ersten Bücher der Pandekten. Kein Wunder also, dass die Hoffnung, es vom Vf. beendigt zu sehen, trotz seiner festen, schon vor einigen Jahren gegebenen öffentlichen Gegenversicherungen, mit jedem Jahre immer schwächer werden muss.

Bey dieser Ausdehnung, welche der Pandekten-Commentar des Vfs. in neueren Zeiten erhielt, musste dessen anfänglicher Plan, zunächst seinen Zuhörern ein Repetitionsbuch damit in die Hände zu geben, nothwendig scheitern. Dazu kam nun, dass, als in neueren Zeiten die Vorzüge eines systematischen Pandekten-Vortrags vor der Legal-Ordnung derselben immer allgemeiner anerkannt wurden, auch Hr. *Glück* „sich noch am Abend seines akademischen Lehramts" hat entschliessen müssen, dem Verlangen seiner Zuhörer nachzugeben, die bisher befolgte Legal-Ordnung gänzlich zu verlassen, und systematische Lehrvorträge nach Hn. *Günthers*, auch in unseren Blättern (1811. Nr. 150) mit verdientem Lobe angezeigten *Principiis juris Romani privati novissimi* zu halten.

Aber alsbald scheint auch sein anfänglicher Lieblingsplan wieder erwacht zu seyn. Er wünschte nämlich jetzt, neben dem älteren auch noch ein neues Werk zu liefern, welches seinen Zuhörern bey ihrem Pandekten-Studium zu einem Handbuche dienen soll, um sie der Mühe des Nachschreibens, ihn selbst aber der Last des zeitverderblichen Dictirens zu überheben, zugleich aber auch, um ihm Gelegenheit zu Berichtigungen und Ergänzungen seines Pandekten-Commentars zu verschaffen.

So entstand dasjenige Werk, welches wir hier anzuzeigen im Begriffe stehn. Es ist der *Anfang* eines Commentars über *Günther*, ungefähr in derselben

Manier, nur etwas kürzer und hin und wieder mit mehr Geschmack bearbeitet, wie der angefangene Commentar über *Hellfeld*.

Ehe sich nun Rec. zur Beurtheilung des Buchs selbst wendet, möge es ihm erlaubt seyn, etwas über die Gründe der Erscheinung desselben überhaupt zu sagen; er hält sich hiezu gewissermaßen für verpflichtet, da er den Motiven des Vfs. in keiner Hinsicht, weder im Allgemeinen, noch viel weniger aber in besonderer Beziehung auf *Günther's Principia* seinen Beyfall geben kann.

Der Hauptzweck, den der Vf. durch diesen neuen Commentar zu erreichen sucht, besteht darin, dass er für Anfänger in der Rechtswissenschaft ein Handbuch zu liefern wünscht, welches ihnen bey der Repetition nützliche Dienste leisten soll. In dieser Hinsicht kann es nun Rec. gar nicht billigen, dass über *gangbare*, zu akademischen Vorlesungen bestimmte Compendien Commentare für *Zuhörer* geschrieben werden. Er hält diess vielmehr im Allgemeinen für durchaus schädlich, indem es dem heillosen, täglich weiter um sich greifenden Gedanken Vorschub leistet, als komme es bey der Benutzung der akademischen Vorlesungen nicht sowohl auf den erläuternden und erklärenden Lehrvortrag, auf die *viva vox* des Lehrers und auf Aufmerksamkeit, verbunden mit eigenem Nachdenken von Seiten des Zuhörers, sondern vielmehr nur darauf an, ob man ein recht vollständiges und ausführliches Heft schreibt. Denn es ist doch in der That einerley, ob der Lehrer einen Commentar über sein Compendium vom Katheder herunter dictirt, oder ob er ihn der Kürze und Bequemlichkeit halber drucken lässt. Es ist wahr, und Niemand kann diess lebhafter fühlen, als Rec., welcher selbst akademischer Lehrer ist, dass es schwer, ja fast unmöglich ist, diesen Theil der Rechtswissenschaft, dem an Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit der Materien kein anderer gleichkommt, und der in sofern zugleich auch der wichtigste ist, als er die Vorkenntnisse und Grundlage aller übrigen Rechtsdisciplinen enthält, in dem kurzen Zeitraume von höchstens 5 Monaten durchaus gründlich zu erläutern: allein das Übel, welches aus der widersinnigen, erst seit ungefähr 15 Jahren allgemein gewordenen Anordnung, das sog. Pandekten-Collegium in einem halben Jahre zu absolviren, entsteht, wird dadurch, dass man Commentare darüber drucken lässt, nicht nur nicht gehoben, sondern in mancher Hinsicht noch verschlimmert, und das ewige Commentarschreiben in *usum tironum* nach *Höpfner's* Manier, führt am Ende noch dahin, dass man die akademischen Vorträge im Vertrauen auf den gedruckten Commentar, den man besitzt, für gänzlich überflüssig hält. Es giebt nur Ein Mittel, jenem Übel vorzubeugen und das *gründliche* Studium des röm. Rechts von neuem zu beleben, — ein nach den Fähigkeiten der Zuhörer berechneter methodischer Vortrag und Verlängerung der diesem Vortrage bisher gewidmeten Zeit! Und in Wahrheit, es ist hohe Zeit, auf dieses Mittel zurückkommen. Denn ergreift man es nicht bald: so gehört keine besondere Sehergabe dazu, um dem gründlichen Studium des röm. Rechts das Prognosticon zu stellen, dass es in der Art, wie es jetzt auf Akademieen getrieben und behandelt wird, über kurz oder lang sein Grab finden werde. Kein gedruckter Commentar, und wäre er die Deutlichkeit und Gründlichkeit selbst, wird dem Anfänger den Nutzen verschaffen, den er, wenn er will, aus einem wahrhaft erläuternden mündlichen exegetisch-doctrinellen Vortrage des Lehrers schöpfen kann. Das Einzige, was man bey der jetzigen Zeitnoth noch thun kann, um auf der einen Seite eine gewisse Vollständigkeit zu erreichen und auf der anderen das zeitfressende Dictiren während der Stunde zu vermeiden, ist, dass man bey dem Vortrage der Pandekten *ausführliche* Lehrbücher, wohin namentlich *Günthers Principia* und *Thibauts* System gehören, zum Grunde legt. Dann beschränke man sich aber auch auf mündliche Erläuterung der Sätze des Compendii und exegetische Erklärung der wichtigsten Gesetze, und der Zuhörer wird, wenn er auch vorerst kein anderes Hülfsmittel als sein Compendium und das *Corpus juris* — diesen vorzüglichsten aller Commentare — braucht, bey einiger Aufmerksamkeit auf den mündlichen Vortrag, Stoff in Menge zum eigenen Nachdenken und zum eigenen Forschen haben, was tausendmal mehr werth ist, als das Lesen vieler Bücher, zumal solcher, die gleichsam darauf berechnet sind, durch ihre Deutlichkeit jedes eigene Nachdenken überflüssig zu machen.

Ist es nach diesen Ansichten, die hier nur angedeutet werden konnten, schon im Allgemeinen nicht rathsam, Commentare über gangbare Lehrbücher zum Gebrauche für Anfänger zu schreiben: so begreift Rec. vollends gar nicht, wie Hr. *Glück* auf den Gedanken kommen konnte, über *Günther* ein commentirendes Handbuch auszuarbeiten. *Günther* an sich ist schon der Reichhaltigkeit seines Inhalts wegen, zumal wenn man die Noten mit dem Texte gehörig zu verbinden weiss, eher ein ausführliches Handbuch, als ein dürres Lehrbuch zu nennen. Wozu also ein Handbuch über ein Handbuch? Und seit wenn ist es denn Zweck der akademischen Vorträge, *Alles* zu sagen, was sich über einen Gegenstand nur immer sagen lässt, statt den Zuhörer über dasjenige, was man ihm vorträgt, *gründlich* zu belehren? Dazu kommt nun hier noch der ganz besondere Umstand, dass es Hn. *Gl.* doch unmöglich entgangen seyn kann, wie sein Pandekten-Commentar in denjenigen Lehren, die bis jetzt darin bearbeitet sind, von Hn. *Günther* nicht bloss sehr stark benutzt, sondern dergestalt ausgeschrieben ist, dass sehr viele eine blosse Übersetzung des *glückschen* Commentars enthalten. Man stelle nur einmal eine Vergleichung an, und man wird allenthalben finden, dass *Günther* die Grundsätze, Regeln und Ausnahmen, wörtlich aus *Glück* übersetzt, in den Text seiner Paragraphen aufgenommen, die Modificationen und sonstige sachdienliche Bemerkungen aber, namentlich auch die Berührung der Controversen, in die Noten verwiesen, und von dem sonst noch im *glückschen* Commentare Enthaltenen

nur dasjenige weggelassen hat, was zur Erklärung der einzelnen Sätze dient, und was nach einer ganz richtigen Ansicht der Sache dem mündlichen Vortrage, und nur diesem überlassen bleiben muss. Rec. ist weit entfernt, Hn. *Günther* diese Art der Benutzung des *glückschen* Commentars zum Vorwurfe machen zu wollen: allein Hr. *Glück* durfte diess doch nicht unberücksichtigt lassen. Denn will er jetzt die aus seinem Commentar entlehnten §§., deren nicht wenige sind, von neuem commentiren: so stehen ihm hiezu nur zwey Wege offen, entweder er lässt seinen Pandekten-Commentar in einer etwas veränderten Ordnung und mit einigen neuen Wendungen noch einmal abdrucken, oder aber er schreibt einen neuen Commentar über seinen eigenen älteren Commentar. Das eine ist so schlimm als das andere!

Wenn nun aus dem bisher Gesagten hervorzugehen scheint, dass der Hauptzweck, den der Vf. bey der Ausarbeitung seines neuen Handbuchs hatte, die Erscheinung desselben nicht entschuldigt: so liegt ein solcher Entschuldigungsgrund noch viel weniger in dem von ihm beabsichtigten Nebenzwecke. Es ist unleugbar sehr verdienstlich, und unseres Erachtens zugleich die schönste Huldigung, die ein Schriftsteller der Wissenschaft und der Würde seines Geistes darbringen kann, wenn er, sey es durch eigenes Nachdenken, oder durch Andere, von seinen Fehlern und Irrthümern überzeugt, diese selbst unbefangen eingesteht und, wo er kann, zu verbessern sucht. Mit einer seltenen Bescheidenheit gesteht nun auch Hr. *Gl.* in der Vorrede zu diesem neuen Handbuche, dass er eben bey dieser neuen Bearbeitung der Pandekten überzeugt worden sey, wie viel ihm sein Pandekten-Commentar noch zu verbessern übrig gelassen habe, und dass er diese Verbesserungen, Berichtigungen und Ergänzungen in seinem neuen Handbuche niederzulegen denke. Diess würde mit Dank anzunehmen seyn, wenn die Bearbeitung eines neuen Handbuchs in der Art, wie es der Vf. beabsichtigt, überhaupt nothwendig und nützlich wäre: so aber lässt sich jener Nebenzweck des Vfs. weit besser und schneller erreichen, wenn er die ihm nöthig scheinenden Verbesserungen in einem besonderen Bande, der etwa als Anhang zum Commentare und immerhin schon jetzt erscheinen könnte, zusammenfasste. Hiedurch wäre viel gewonnen, denn einmal könnte man dann gleich mit einem Blicke übersehen, was der Vf. verbessert hat, und zweytens würde die sonst ganz unvermeidliche Inconveniens vermieden, dass man, um des im Verhältnisse zum Ganzen doch immer nur wenigen Neuen und Guten zu geniessen und theilhaftig zu werden, den Inhalt des Pandekten-Commentars zweymal lesen und kaufen muss.

Rec. hat sich bisher *sine ira et studio* nur im Allgemeinen gegen den Plan und die Absicht des Vfs. bey der Herausgabe dieses neuen Handbuchs geäussert, es bleibt ihm nun noch übrig, dieses selbst, so weit dasselbe bis jetzt vorliegt, einer näheren Prüfung zu unterwerfen. Beurtheilt man nun den Anfang desselben, abgesehen von dem vorhin Gesagten, und abgesehen davon, dass der Vf. noch immer mit der Bearbeitung seines älteren Commentars, dessen Fortsetzung er abermals von neuem versprochen hat, beschäftigt ist: so ist er unleugbar sehr gelungen zu nennen. Man würde sich sehr irren, wenn man etwa glauben wollte, der Vf. habe bloss seine Collegienhefte drucken lassen; das Ganze ist vielmehr mit unverkennbarer Sorgfalt und Liebe zur Wissenschaft ausgearbeitet, und man vermisst auch hier nicht die dem Vf. eigenthümliche Deutlichkeit und Gründlichkeit in der Darstellung der Materien, so wie seinen oft erprobten Scharfsinn in der Entwickelung und Aufklärung von Dunkelheiten und Schwierigkeiten. Viel Neues findet sich in diesem ersten Bande nicht; dagegen hat derselbe in Ansehung der darin abgehandelten Materien vor dem älteren Commentare den entschiedenen Vorzug, dass jene Materien mehr wissenschaftlich bearbeitet, und die allgemeinen Grundsätze, auf welchen sie beruhen, mehr hervorgehoben sind, als im Commentar geschehen war. Dass auch die neuere Literatur stets berücksichtigt, mitunter sehr stark benutzt worden, lässt sich erwarten, und braucht hier, da man die Manier des Vfs. in dieser Hinsicht schon kennt, bloss erwähnt zu werden.

Der erste vor uns liegende Band enthält auf 370 S. nichts weiter als einen Commentar über die *Praecognita* des *güntherschen* Lehrbuchs (welche hier nur 64 S. einnehmen, woraus sich denn auf die abermalige Ausführlichkeit dieses neuen Commentars schliessen lässt), und zwar nach Anleitung eben dieses Lehrbuchs in zwey Abschnitten. Im *ersten Abschnitte* wird ebenfalls nach der Ordnung der einzelnen §§. jenes Lehrbuchs, jedoch hin und wieder mit einiger Abweichung, auch zuweilen mit Einschaltung einiger neuer §§., von der Natur, Entstehung, Wirkung, Dauer und Aufhebung, Erklärung und Anwendung der bürgerlichen Privatgesetze, so wie von der Collision der Rechte gehandelt, und zuletzt noch der Begriff von Gerechtigkeit und von *jurisprudentia* entwickelt. Wir heben aus diesem ersten Abschnitte Folgendes aus, theils um es einer näheren Prüfung zu unterwerfen, theils um einige Beweise von dem rühmlichen Bestreben des Vfs. zu geben, frühere Irrthümer zu verbessern, und frühere Lücken zu ergänzen.

Zuvörderst verdient hier bemerkt zu werden, dass der Vf. S. 9 sowohl, als weiter unten §. 29 die so Vielen anstössig gewesene lexikographische Aufzählung der 14 verschiedenen Bedeutungen des Worts *jus* vermieden, und sie sämmtlich aus den drey Hauptbedeutungen, *jus* im objectiven — subjectiven — und (wie wir glauben ohne Noth) im figürlichen Sinne, abgeleitet hat. Aber was wird *Hugo* sagen, wenn es seines Feuereifers ungeachtet (Encyklopädie §. 1. u. Civ. Mag. III. 4.) S. 10 immer noch heisst: „Verbindlichkeit (*obligatio!*) ist eine auf das Gesetz sich gründende Nothwendigkeit, etwas zu thun, oder zu unterlassen.“ Indess ist die Sache so schlimm nicht, als es Manchem scheinen mag, und der Unbefangene wird bald sehen, dass der Vf. hier nicht

von denjenigen, was der Römer *obligatio* nannte, sondern von der Verbindlichkeit, als Correlat des Rechts überhaupt, handelt, dass er also den lateinischen Ausdruck *obligatio* hier im Sprachgebrauche der Neueren nimmt.

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Rostock*, mit Adlerschen Lettern: *Über den allgemeinen und besonderen Gehülfen zu einem Verbrechen.* Einladungsschrift zur Feyer des Weihnachtsfestes von *C. G. Konopak*, zeitigem Rector der Universität. 1810. 32 S. 4. (7 gr.) Da der Vf. dem Publicum schon hinlänglich als ein gründlicher Jurist bekannt ist: so glaubt Rec. die Anzeige des Inhaltes dieser kleinen Schrift ohne Weiteres geben zu dürfen. Nachdem Hr. *K.* von S. 6—20 die Definitionen, welche *Stübel*, *Steltzer*, *Feuerbach*, *Grolman*, *Koch* und *Klein* von einem allgemeinen und besonderen Gehülfen zum Verbrechen aufgestellt haben, kritisirt hat; definirt er S. 21 den *speciellen* Gehülfen als *denjenigen, dessen Handlung mit irgend einem besonderen Umstande in Verbindung steht, welcher, wenn er bey der Handlung des Urhebers sich fände, das Verbrechen desselben, vermöge der Gesetze, als eine besondere Art von der Gattung scheiden würde.* Jeden anderen Gehülfen nennt er einen *allgemeinen*. Es giebt, fährt er S. 27 fort, innere und äussere Umstände, durch welche ein Gehülfe zu einem speciellen wird. A) Die *inneren* und zwar 1) relativen Umstände dieser Art sind a) beym Diebstahle, wenn der Gehülfe, der Dienstbote, Gatte, nächste Erbe und dergl. des Bestohlnen ist; b) beym Morde, wenn er mit dem Ermordeten verwandt ist u. s. w.; 2) als absolute erkennt er a) bey allen Verbrechen, das unmündige Alter des Gehülfen, und b) beym Diebstahle den Fall an, wenn sich der Gehülfe in höchster Hungersnoth befunden hat. B) *Äussere* und zwar 1) relativ rechtswidrige Umstände kommen nach seiner Erklärung nur beym Diebstahle vor. Der Vf. rechnet hier denjenigen zu den besonderen Gehülfen, der dem Diebe wissentlich ein Brecheisen zum Einbruch, eine Leiter zum Einsteigen u. dergl. verschafft hat. Wer hingegen, was 2) die absolut rechtswidrigen Umstände betrifft, selbst in die Mauer ein Loch bricht, damit der Dieb in das Haus kommen könne, wer selbst einsteigt, um die Thüren von innen zu öffnen u. s. w., der ist ebenfalls ein besonderer Gehülfe. — Man wird dem Vf. zugestehen müssen, dass die Eintheilung der Gehülfen auf die hier berücksichtigten Umstände allerdings praktischen Werth habe. Allein wenn es hier darauf ankommt, den Begriff einer Eintheilung in Gemässheit der für dieselbe gebrauchten Benennungen zu bestimmen; so kann ihm Rec. wenigstens nicht beypflichten. Ein besonderer Gehülfe, wie er hier genommen wird, ist nicht dem allgemeinen, sondern dem *gemeinen* entgegengesetzt, weil es nur auf individuelle Eigenschaften des Handelnden, nicht auf die specielle Handlungsweise desselben ankommt. Das Wort *allgemein* drückt nach dem Sprachgebrauche das *generelle* und *universelle* aus. In Rücksicht des ersten hat man die Eintheilungen der Gehülfen in *nahe* und *entfernte*. Der letzteren Bedeutung entspricht die Eintheilung der Gehülfen in *allgemeine* und *besondere*, wie *Stübel* den Begriff davon angiebt, nämlich je nachdem die Hülfsleistung auf die *ganze Handlung des Verbrechens*, oder *nur auf einzelne Theile derselben* gerichtet ist. Der Vf. gesteht dieser Erklärung S. 7 selbst Richtigkeit zu. Die Unbestimmtheit aber, die er ihr dennoch dabey vorwirft, verschwindet, wenn man bemerkt, dass *Stübel* diese Eintheilung nicht, wie der Vf. S. 5 und 9 meint, zu einer Haupteintheilung gemacht und die Eintheilung in die *vorangehende* und *begleitende* Beyhülfe als eine Untereintheilung derselben angegeben habe. M. s. *Stübel* System des allgem. peinl. R. Th. II. §. 389 u. 390. F. M.

*Hannover*, b. den Gebrüdern Hahn: *Über den Wirkungskreis und die Pflichten der Friedensrichter, nach dem Geiste der neuen (?) Constitution des Königreichs Westphalen.* Von *Winold Stühle*, Friedensrichter im Canton Melle im District Osnabrück. 1810. 72 S. 8. (5 Gr.) Eine von den vielen, unstreitig gut gemeinten Schriften über das Amt der westphälischen Friedensrichter, welche, ohne Nachtheil, hätten ungedruckt bleiben können. Der Vf. richtet sein Augenmerk vorzüglich auf die Belehrung der Friedensrichter in dem damals noch westphälischen, jetzt mit Frankreich vereinten, District *Osnabrück*; wobey ihm der Zufall in sofern sehr zu Statten gekommen ist, dass mehrere seiner Vorschläge besser für einen französischen, als einen westphälischen Friedensrichter passen, welcher letztere mit der Friedensstiftung nicht mehr, wohl aber (da er in allen einigermassen wichtigen Sachen, wenn sie nicht den Besitz betreffen, nicht competent ist) weit weniger als die ehemaligen Justiz-Beamten zu thun hat. Aus dieser Ursache sieht auch Rec. nicht recht ein, *„wie die Einführung der Friedensgerichte zu den grössten Wohlthaten gehören könne, womit eine weise Regierung die leidende Menschheit zu beglücken vermochte,"* in sofern nämlich der Vf. diesen Satz nicht auf die Anstellung jeder guten Unterobrigkeit, denn mehr ist in Westph. der Friedensrichter nicht, auszudehnen geneigt seyn sollte.

Angehängt ist dem Büchlein: Ein Vorschlag zur Verbesserung des Credit-Wesens für's Weser-Departement. Die Ideen dazu entlehnte der Vf. grösstentheils aus *Mösers* patriotischen Phantasieen, indem er mit diesem wünscht, dass man den Rentenkauf für den Zinscontract wieder einführen solle. Leider möchte aber, bey einem Übel wie dasjenige ist, welches der Vf. so patriotisch zu bekämpfen gesonnen, der Rentenkauf so unwirksam als jedes andere ähnliche Mittel bleiben. Das Übel mit seinen bekannten Ursachen liegt tiefer, als dass solche Mittel helfen können. Schon sind Millionen von Grundeigenthum durch die *gänzliche Werthlosigkeit* der städtischen Grundstücke im nördlichen Deutschlande vernichtet; andere Millionen dadurch verschwunden, dass das *Land-Eigenthum* zu ungefähr einem Viertheil seines Werths vor 1807 heruntergesunken ist: wie ist es möglich, unter solchen Umständen, einen auf den Besitz von Grundstücken fundirten Credit zu schaffen? — Nicht zu gedenken, dass es jetzt Gegenden von bedeutendem Umfange giebt, wo Niemand mehr vorhanden, der zu creditiren im Stande wäre. Φ.

*Blankenburg* (ohne den Namen des Verlegers): *Vom Jagdrechte.* Anhang zu dem Elogium über die Artikel 647, 648 und 701 (des Gesetzbuchs Napoleons). Von *C. F. W. Lerche*, Friedensrichter des Cantons Blankenburg. 1810. 20 S. 8. (S. Jen. A. L. Z. 1810. No. 203.) Mit einer in den jetzigen Zeiten seltenen, aber desswegen um so mehr lobenswerthen, Freymüthigkeit zeigt der Vf., wie viel die Bürger des Königreichs Westphalen durch das königl. Decret vom 6. Febr. 1809, *„Verfügungen über die Jagd enthaltend"*, wodurch jedem Eigenthümer die Jagd auf seinen Grundstücken, mit Ausschluss des Gebrauchs der Feuer-Gewehre, frey gegeben wurde, gewannen, und was sie von diesem Gerüste durch das W. Decret vom 14 Febr. 1809 wieder (nach des Vfs. Meinung) einbüssten. Was dem Vf. an dieser letztern gesetzlichen Verfügung vorzüglich missfällt, ist die in dem 2ten Art. desselben *nur den Grundherren* ertheilte Befugniss zu jagen. Er meint, vorausgesetzt, dass nun der Grundherr damit die von selbst folgende Befugniss erlangte, das Wild zu *schonen*, zu *hegen*, und so *bis zur verwüstenden Vielheit zu vermehren*: so könne er nun auch, wenigstens mittelbar, den Bauer um die Früchte seines Eigenthums bringen. Er wünscht daher die frühere Gesetzgebung zurück, und räth *unterdess* zu Einzäunungen der Grundstücke, da durch solche, auch selbst nach dem letztern k. Decrete, die Bejagung derselben verhindert würde.

Indem nun Rec. den patriotischen Eifer des Vfs. nicht verkennt; so kann er doch nicht umhin, zu bemerken, dass seine Besorgnisse nicht gegründet sind, da die Tendenz der humanen und gerechten Regierung Westphalens einen ungeahndeten Missbrauch des Jagdrechts (welches doch nun einmal im Patrimonio der Jagdberechtigten sich befindet) unmöglich macht. Auch ist dem Rec. keine Klage wegen Jagdbedrückung während der jetzigen Regierungs-Verfassung zu Ohren gekommen, so häufig dergleichen Klagen sonst und selbst in dem gut administrirten braunschweigischen und hannöverschen Landen vorkamen, wie selbst die *„Annalen der leidenden Menschheit"* davon Beyspiele enthielten.

F . . . k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 NOVEMBER, 1812.

## JURISPRUDENZ.

ERLANGEN, b. Palm: *Handbuch zum systematischen Studium des neuesten römischen Privatrechts* nach den Grundsätzen des Hn. Operappellationsraths Günther von D. *Chr. Fried. Glück* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Lehre *von der rückwirkenden Kraft der Gesetze* (§. 5 b), die im Commentar sehr dürftig behandelt war, ist hier ganz umgearbeitet, und hat dadurch, dass der Vf. bemüht war, sie auf allgemeine und durchgreifende Grundsätze zurückzuführen, sowohl an Vollständigkeit, als auch insbesondere an systematischer Haltung und Gründlichkeit sehr gewonnen. Wir sind im Allgemeinen mit den Ansichten des Vfs. einverstanden, besonders was die Grundsätze anbetrifft, von welchen er ausgeht; doch findet sich in der Entwickelung und Anwendung dieser Grundsätze Manches, dem wir nicht beystimmen. Dahin rechnen wir unter anderen vorzüglich dasjenige, was der Vf. über die rückwirkende Kraft der *verbietenden* Gesetze sagt (S. 29. 2). In Ansehung dieser soll es nämlich darauf ankommen, ob das neue Gesetz einen solchen Gegenstand betrifft, welchen der Gesetzgeber als *gemeinschädlich* gar nicht mehr gestattet wissen will, oder ob das neue Verbot nicht unmittelbar die öffentliche Wohlfahrt, sondern zunächst nur *das Beste der Einzelnen* betrifft. In jenem Falle soll keine Berufung auf ein schon vorher etwa durch Vertrag nach den älteren Gesetzen erworbenes Recht Statt finden, wohl aber in diesem. Wir zweifeln sehr, ob damit die Sache erschöpft ist. Denn auch abgesehen davon, dass es immer sehr misslich ist, bey einem allgemeinen Verbote noch einen Unterschied zu machen, ob es unmittelbar die gemeine Wohlfahrt, oder zunächst das Beste der Einzelnen betreffe: so scheint uns aus der Regel, welche der Vf. für den ersten Fall aufstellt, doch gar Manches zu folgen, was wir mit anderen Grundsätzen desselben nicht in Übereinstimmung bringen können. Denn so sind, um nur ein Beyspiel anzuführen, nach dem Code Napoléon die Erbverträge verboten, weil die franz. Gesetzgeber sie aus mehreren Gründen für *gemeinschädlich* hielten. Nach des Vfs. Theorie würden also die in einem deutschen Lande bestehenden und *vor* der Einführung des C. N. abgeschlossenen Erbverträge sofort in dem Augenblicke der Einführung jenes Gesetzbuches ihre Kraft und Gültigkeit verlieren, was der Vf. schwerlich selbst wird behaupten wollen. Rec. benutzt diese Gelegenheit, seine eigenen Ansichten von der Kraft und Wirkung der *verbietenden* Gesetze in Beziehung auf frühere Handlungen hier kürzlich anzugeben, um so lieber, als sie hin und wieder abweichend von den gewöhnlichen sind. Darüber ist man 1) ziemlich allgemein einverstanden, dass, wenn sich das neue Verbot auf ein solches älteres Geschäft bezieht, wodurch noch keine Rechte *erworben*, sondern nur *eventuelle* Rechte begründet sind, und der wirkliche *Anfall* dieser Rechte sich erst unter der Herrschaft des neuen Gesetzes ereignet, er auch hienach zu reguliren ist. Daraus erklärt es sich, was auch der Vf. S. 28 $\beta$ ganz richtig behauptet, warum Fideicommisse, die vor Einführung des C. N. errichtet sind, nach Einführung desselben nicht mehr bestehen können. Wenn nun aber 2) durch ein nach dem älteren Rechte gültiges Geschäft, welches das neue Gesetz verbietet, *vollkommene* Rechte begründet und erworben sind: dann kann *der Regel nach*, und ohne Verletzung des auch vom Vf. S. 25. II. b. anerkannten Hauptgrundsatzes in unserer Lehre, das neue Gesetz, *wenn ihm nicht vom Gesetzgeber selbst rückwirkende Kraft beygelegt ist*, auf das ältere Geschäft keine Anwendung leiden. Um aber ganz genau zu gehen, muss man die Sache noch näher dahin bestimmen: *Entweder* der Gesetzgeber verbietet bloss *die Abschliessung* eines nach dem älteren Gesetze gültigen Geschäftes: dann äussert das neue Gesetz seine Kraft *nur für die Zukunft*, es hebt das ältere entgegenstehende Gesetz zwar *von nun an* auf, *aber es vernichtet dieses nicht auch für die Vergangenheit*, und lässt eben deshalb alle durch dasselbe *erworbenen* Rechte bestehen. Daher bleiben die früher abgeschlossenen Erbverträge auch nach Einführung des C. N. gültig, und daher müssen die Gerichte auch nach Einführung eines neuen Gesetzes auf Erfüllung eines nach dem älteren Rechte gültigen Kaufcontracts erkennen, wenn dieser Contract auch durch das neue Gesetz verboten seyn sollte, wofern er nur unter der Herrschaft des älteren Gesetzes seine wesentliche Vollkommenheit erreicht hat. *Oder* aber der Gesetzgeber verbietet nicht sowohl die *Abschliessung* eines Geschäfts, welches nach dem älteren Rechte erlaubt war, sondern vielmehr gerade die *Handlung*, welche zur *Erfüllung* und *Realisirung* des früher abgeschlossenen Geschäfts wesentlich erfoderlich ist. Hier muss das neue Gesetz auch auf das früher abgeschlossene Geschäft in sofern zur Anwendung kommen, als dieses unter der Herrschaft des neuen Gesetzes erst *erfüllt* werden soll, *denn gerade diese Erfüllung ist durch das neue Gesetz rechtlich unmöglich gemacht*, und in sofern kann man dann auch sagen, dass der Gesetzgeber eben dadurch, dass er die zur Realisirung eines Geschäfts nothwendige Handlung untersagt, dem

neuen Gefetze *implicite* rückwirkende Kraft auf alle diejenigen Gefchäfte beylegt, die vor dem neuen Gefetze noch nicht erfüllt find. Daraus erklärt fich nun auch das Beyfpiel des Vfs., dafs, wenn ein neues Gefetz die *Kornausfuhr* verbietet, aus einem vor diefem Gefetze mit einem Ausländer abgefchloffenen Kornhandel von diefem nach Bekanntmachung des neuern Gefetzes nicht mehr auf Erfüllung geklagt werden kann, und daraus erklärt es fich ferner, warum eben nach Erfcheinung eines neuen den Zinsfufs regulirenden Gefetzes auch aus älteren Darlehen künftig nicht mehr Zinfen genommen werden dürfen, als das neue Gefetz erlaubt. Denn diefes verbietet nicht das Darlehn überhaupt, auch nicht das zinsbare Darlehn, fondern nur das *zu hohe Zinfennehmen*. Der Gefetzgeber, welcher ein folches den Zinsfufs einfchränkendes Gefetz giebt, will nicht blofs, dafs fo hohe Zinfen, wie vorher erlaubt waren, jetzt nicht mehr *verfprochen*, fondern er will auch, dafs fie von jetzt an nicht mehr *gezahlt* und *genommen* werden follen; mithin müffen auch alle künftigen, unter die Herrfchaft des neuen Gefetzes fallenden *Zinszahlungen*, wenn fie gleich aus älteren Darlehen herrühren, doch als neue Handlungen nach dem neuen Gefetze beurtheilt werden. Daffelbe gilt nun auch in Anfehung folcher Rechte und Verbindlichkeiten, die nicht aus Verträgen, fondern aus anderen Handlungen entfpringen. Hebt hier der Gefetzgeber durch ein neues Gefetz blofs die Verbindlichkeit im Allgemeinen auf, die nach dem älteren Gefetze aus diefer oder jener Handlung entfprang: fo ift damit weiter nichts gefagt, als *in Zukunft* foll aus diefer Handlung diefe Verbindlichkeit nicht entftehen, und es kann diefes neue Gefetz auf frühere Handlungen der Art keinen Einflufs haben. Geht er aber noch weiter; verfagt er durch das neue Gefetz fogar auch *die rechtlichen Mittel*, ohne welche der aus einer früheren Handlung nach dem älteren Gefetze Verpflichtete zur *Erfüllung* feiner Verbindlichkeit nicht angehalten werden kann: fo mufs das neue Gefetz auch nothwendig rückwirkende Kraft auf ältere Handlungen in fofern äufsern, als die Erfüllung der aus denfelben entfpringenden Verbindlichkeit durch die jetzt verbotenen Mittel rechtlich erzwungen werden foll, denn *die Anwendung diefer Mittel* fällt als neue Handlung unter die Herrfchaft des neuen Gefetzes, nach welchem fie rechtlich unmöglich ift. Ein Beyfpiel diene auch hier zur Erläuterung. Hätten die franzöfifchen Gefetzgeber gefagt: der natürliche Vater ift nicht verbunden, fein natürliches Kind zu alimentiren: fo würde Niemand zweifeln, dafs aus einem vor Einführung des C. N. gepflogenen unehelichen Beyfchlafe auch nach Einführung diefes Gefetzbuches immer noch die Paternitätsklage zum Behuf der zu erzwingenden Alimentation würde haben angeftellt werden können. Da fie aber gefagt haben: *la recherche de la paternité est interdite*: fo haben fie eben dadurch, dafs fie die Erforfchung der Vaterfchaft, als der *conditio fine qua non* der Verbindlichkeit eines natürlichen Vaters, von dem Augenblicke an rechtlich unmöglich machten, wo das neue Gefetz gefetzliche Kraft erhielt, dem natürlichen Kinde jedes Mittel verfagt, feinen natürlichen Vater im Wege Rechtens zur Erfüllung feiner Verbindlichkeit anzuhalten, wefshalb denn auch jetzt, in fofern es fich von der nach Einführung des C. N. anzuftellenden, nach diefem Gefetzbuche aber durchaus unzuläffigen *Paternitätsklage* handelt, nichts mehr darauf ankommen kann, ob der uneheliche Beyfchlaf, oder auch die Geburt des Kindes vor Einführung des C. N. erfolgt ift, oder nicht.

Eine andere Lehre, von der wir aber nicht fagen können, dafs fie durch die neue Bearbeitung gewonnen hätte, ungeachtet diefs bey den vielen, mitunter trefflichen Materialien, welche Andere in neueren Zeiten dazu geliefert haben, fehr leicht hätte gefchehen können, ift die vom *Gewohnheitsrecht*. Rec. darf diefe um fo weniger mit Stillfchweigen übergehen, als er der Theorie des Vfs. insbefondere da, wo es auf Beftimmung des *Grundes* des Gewohnheitsrechts — unftreitig die wichtigfte Frage in diefer Lehre — ankommt, feinen Beyfall nicht geben kann. Was der Vf. darüber fagt, läfst fich auf folgende Sätze zurückführen: An fich ift keine Gewohnheit verbindlich, fondern es mufs, wenn aus der öfteren Wiederholung gleichförmiger Handlungen eine verbindliche Regel entftehen foll, ein befonderer rechtlicher Grund hinzukommen, der diefe Verbindlichkeit bewirkt (S. 36). Soll insbefondere eine *Gewohnheit* eine *gefetzliche* Norm für *alle* Unterthanen des Landes, oder eines Diftricts werden: fo kann diefs auf keine andere Art, als durch den *Willen* und die *fpecielle Genehmigung* der gefetzgebenden Gewalt gefchehen (S. 42). Diefe *Genehmigung* des Regenten kann fowohl *ausdrücklich*, als *ftillfchweigend* erfolgen. Jenes ift der Fall, wenn der Regent entweder durch *ein allgemeines Gefetz* die Gültigkeit wohlhergebrachter Gewohnheiten für immer fanctionirt, oder wenn er eine bisher beobachtete *fpecielle* Gewohnheit beftätigt, oder endlich, wenn er in feinen publicirten Gefetzen einen gewiffen Zeitraum vorgefchrieben hat, nach deffen Ablauf eine Gewohnheit als Recht gelten foll. Die *ftillfchweigende* Genehmigung foll vorausfetzen, dann aber auch als vorhanden anzunehmen feyn, dafs der Regent *gewufst habe*, dafs eine Gewohnheit unter feinen Unterthanen herrfche, dafs er diefelbe *nicht verboten*, vielmehr die derfelben gemäfs eingegangenen Gefchäfte *als gültig und verbindlich anerkannt habe*. So weit der Vf. Dagegen haben wir nun Folgendes zu erinnern. Macht man die verbindliche Kraft einer Gewohnheit von der ftillfchweigenden oder ausdrücklichen *Genehmigung* des Gefetzgebers abhängig: fo geräth man unvermeidlich auf den Widerfpruch, dafs die tägliche Praxis hundert Gewohnheiten für verbindlich anerkennt, während die Theorie über den Grund der Verbindlichkeit derfelben, wo nicht in Verzweiflung, doch in recht arger Verlegenheit ift. Denn da, wo gemeines Recht gilt, exiftiren vielleicht hundert *Gewohnheitsrechte*, von denen fich die *nachgefolgte* ausdrückliche *Genehmigung* des Landesregenten nicht nachweifen läfst, und bey denen auch eine ftillfchweigende nicht angenommen werden kann, weil die Requifite derfelben unerweislich find. Denn wie will man es in einem jeden einzelnen Falle erweifen, dafs der Regent Kenntnifs von einer Gewohnheit feiner Unterthanen, die vielleicht nur in einem einzelnen Dorfe feines Landes herrfchte, gehabt habe? Oder foll auch hier jene Kenntnifs aus dem blofsen Ablaufe einer langen Zeit, wie der Vf. hin und wieder z. B. S. 42 anzunehmen gezwungen ift, blofs gefolgert werden? Dann verlieren wir uns endlich in dem Reiche der Schlüffe und Folgerungen, in welchem wir nir-

ende festen Fuss fassen können, und wo alsdann hundert Fragen entstehen, die man mit Bestimmtheit zu beantworten schlechterdings nicht im Stande ist; und wie ist es überall nur möglich, es zu einem Requisite der stillschweigenden Genehmigung des Regenten zu machen, dass er die einer Gewohnheit gemäss eingegangenen Geschäfte als gültig und verbindlich anerkannt habe, da die Anerkennung der Gültigkeit eines bestrittenen Geschäfts überall gar nicht zum Ressort des Gesetzgebers, sondern ausschliesslich zum Ressort des Richters gehört, dieser aber, als solcher, ein in Gemässheit einer Gewohnheit eingegangenes Geschäft nimmermehr für rechtsverbindlich anerkennen darf, wenn jene Gewohnheit nicht schon anderswoher ihre gesetzliche Kraft erhalten hat? Das Schlimmste bey der Bearbeitung der Lehre vom Gewohnheitsrechte ist der Umstand, dass man noch immer nicht über die Vorbegriffe, was *jus scriptum* und *jus non scriptum* denn eigentlich sey, einig ist; doch kann es Rec. hier nicht darauf ankommen, diese Begriffe näher zu erörtern, sondern er muss sich darauf beschränken, seine Ansicht vom Grund des Gewohnheitsrechts in Beziehung auf die Theorie des Vfs. hier wenigstens mit einigen Strichen im Allgemeinen anzudeuten. An sich ist keine Gewohnheit verbindlich. Soll sie diess werden: so muss ein besonderer Grund hinzutreten, wodurch sie Gesetzeskraft erhält, und wodurch die bisherige (freye) Gewohnheit zu einem (nothwendig zu befolgenden) Gewohnheitsrechte erhoben wird. Diese Gesetzeskraft kann aber eine Gewohnheit in monarchischen Staaten nur erhalten durch den *Willen* des Gesetzgebers, weil dieser die alleinige Quelle aller gesetzlichen Normen ist; in demokratischen Staaten hingegen liegt jener Grund in der *Autonomie des Volks*, weil dieses hier sein eigener Gesetzgeber und es, wie *Julianus* in L. 32. §. 1. D. de leg. sagt, einerley ist, *num suffragio populus voluntatem suam declaret, an rebus ipsis et factis.* Jener Wille des Gesetzgebers muss aber in monarchischen Staaten nothwendig hypothetisch *im Voraus* dahin erklärt seyn, dass, wenn sich eine Gewohnheit mit gewissen Requisiten bilden würde, diese sodann auch als Gesetz befolgt werden solle. Nur da, wo ein solcher im Voraus erklärter Wille des Regenten vorhanden ist, ist es möglich, dass sich ein wahres Gewohnheitsrecht bildet; schlechterdings unzulässig ist es aber, wenigstens nach Rec. Dafürhalten, den verbindenden Grund eines Gewohnheitsrechts in der *Genehmigung* des Regenten, als einer erst *nachfolgenden* Willenserklärung desselben, zu suchen. Denn eine stillschweigende Genehmigung hält Rec., zumal in monarchischen Staaten, aus den schon oben angeführten Gründen für ein wahres Unding, und wenn der Regent eine bisher freywillig befolgte Gewohnheit, *die noch nicht Gewohnheitsrecht war*, ausdrücklich dahin bestätigt, dass sie in Zukunft *als Gesetz* gelten sollte: so erlangt durch diese Genehmigung die bisherige freye Norm (Rec. schreibt diess wieder aus voller Überzeugung und auf die Gefahr, der Ketzerey beschuldigt zu werden) ja nicht den Charakter eines Gewohnheitsrechts, sondern den eines geschriebenen Gesetzes, weil es doch in der That einerley ist, ob der Gesetzgeber seinen Willen absolut und bestimmt, oder relativ mit Hinweisung auf eine bisher freywillig befolgte Norm erklärt. Wenn nun aber endlich der Gesetzgeber eine Gewohnheit, *nachdem diese schon die Kraft eines Gewohnheitsrechts erlangt hatte*, ausdrücklich bestätigt: so mag es wahr seyn, dass diese Norm ihre eigenthümliche Natur als *Gewohnheitsrecht* durch die blosse Bestätigung nicht verliert, dass sie ihr *historisches Daseyn* zunächst und unmittelbar durch die Handlungen der Unterthanen erhalten hat; aber eben so gewiss ist es auf der anderen Seite, dass ihre verbindliche Kraft nicht erst durch die erfolgte Genehmigung erzeugt, sondern dass diese schon vorher vorhanden gewesen ist, und mithin der Grund derselben anderswo liegen muss, als in der späteren Genehmigung des Regenten. Ein treffendes Beyspiel dieser Art geben uns die *coutûmes* von Frankreich vor der Revolution. Es waren diess ursprünglich ganz eigentlich sogenannte Gewohnheiten der einzelnen Provinzen, die längst gesetzliche Kraft hatten, ehe einmal an die Redaction und Sanction gedacht wurde; aber von dem Augenblicke an, wo diese erfolgten, unterschied man auch *coutûmes* (redigirte und vom Könige sanctionirte Gewohnheitsrechte) und *usages* (nicht redigirte und nicht sanctionirte Gewohnheiten, die aber dennoch Gewohnheitsrechte waren). Fragt man nun: woher hatten die *coutûmes* vor der Sanction gesetzliche Kraft erlangt, und wie war es möglich, dass sich neben den *coutûmes* noch *usages* bilden konnten, die, ohne sanctionirt zu seyn, dennoch gesetzliche Kraft hatten? — so reducirt sich bey der Beantwortung dieser Frage Alles auf den im Voraus generell erklärten Willen des Gesetzgebers und auf die Autonomie des Volks, welche letztere in früheren Zeiten, insbesondere bey dem Ursprunge der Völker, bekanntlich eben so vorherrschend war, als sie jetzt fast ganz verschwunden ist.

Diese Ansicht des Rec. vom Grunde des Gewohnheitsrechts, lässt sich aber auch historisch erweisen. Niemand zweifelt daran, dass nach römischem und kanonischem Rechte, so wie nach den vormaligen deutschen Reichs- und Particular-Gesetzen, sich rechtliche Gewohnheiten nicht nur haben bilden können, sondern, wie die Erfahrung bewiesen, auch wirklich gebildet haben. Der Grund der verbindenden Kraft derselben liegt nun, was auch schon *Volkmar* in seinen Beyträgen zur Theorie des Gewohnheitsrechts evident gezeigt hat, nirgends anders, als darin, weil die römischen, päpstlichen und deutschen Gesetzgeber in ihren publicirten Gesetzen zu oft wiederholten Malen ihren Willen, dass, wenn sich eine Gewohnheit mit bestimmten Requisiten bildet, diese als Gesetz befolgt werden solle, gleich zum Voraus erklärt hatten. Man sehe nur L. 32 §. 1 D. de leg., wo es heisst: „*inveterata consuetudo pro lege non immerito custoditur,*" und sodann L. 35 D. eod.: „*sed et ea, quae longa consuetudine comprobata sunt, ac per annos plurimos observata, velut tacita civium conventio, non minus quam quae scripta sunt jura servantur;*" wobey man nur nicht vergessen darf, dass die röm. Juristen einen Freystaat vor Augen hatten. Man sehe ferner den Titel des Cod. *quae sit longa consuetudo*, die Titel der Decretalen *de consuetudine*, insbesondere auch Cap. 1. *de constitut. in 5to* und viele Reichsgesetze, so wie Particularrechte, wo gewöhnlich in den Gerichts-Ordnungen die Gerichte angewiesen werden, die vorfallenden Streitsachen nach den gemeinen Rechten, den Landesgesetzen und eines jeden Orts *Gewohnheiten* und *Herkommen* zu entscheiden. Hingegen ist nun schlechterdings unmöglich, dass sich in Frankreich und allen Ländern, wo der C. N. als *loi principale* eingeführt ist, nach Einführung dessel-

ben noch Gewohnheitsrechte bilden könnten, welche „*non minus quam ea, quae scripta sunt, jura*" befolgt und beobachtet werden müssten, weil jenes Gesetzbuch durchaus keine so generelle vorläufige Verfügung enthält, wodurch den etwa sich bildenden Gewohnheiten Gesetzeskraft beygelegt würde. Es können Gewohnheiten, *leitende* Regeln entstehen, es kann sich ein *système d'application* und eine *jurisprudence* der Gerichtshöfe bilden, aber nie kann Alles diess den Charakter einer *loi*, als einer schlechthin verbindenden Norm, annehmen. Der beste Beweis hiefür liegt unstreitig darin, dass ein Verstoss gegen die bisherige *jurisprudence*, als solcher allein, niemals der Cassation unterworfen ist.

So gern nun Rec. noch über andere im 1 Abschnitte behandelte Lehren, insbesondere über die Lehre von der Interpretation der Gesetze und von der Collision der Rechte, seine Bemerkungen hier mittheilte: so sieht er sich doch wegen der bisherigen Ausführlichkeit genöthigt, diese mit Stillschweigen zu übergehen, um noch etwas aus dem 2 Abschnitte anführen zu können.

In diesem 2 *Abschnitte*, mit der zu engen Überschrift „vom römischen Privatrechte" giebt der Vf. in *der 1 Abtheilung* 1) eine sehr kurze Geschichte der Quellen des röm. Rechts, worüber sich, da sie keine neuen Aufklärungen enthält, nichts weiter sagen lässt; hieran schliesst sich 2) im §. 54 eine eben so kurze Geschichte des Studiums des röm. Rechts zu des *Irnerius* und der übrigen Glossatoren Zeiten; darauf folgt 3) im §. 55 eine verhältnissmässig eben so kurze Geschichte der kanonischen Rechtsquellen, u. sodann 4) eine Geschichte des longobardischen Lehnrechts, wobey wir in der That nicht einsehn, wie diese sich in ein Compendium und einen Commentar über die Pandekten verlieren konnte. Sonderbar! je weniger Zeit man dem Pandekten-Collegio widmet; desto mehr packt man hinein! Endlich 5) handelt der Vf. von der Einführung des röm. Rechts in Deutschland, worüber indess auch nur das Gewöhnliche und Bekannte angeführt wird. Interessanter ist die 2te *Abtheilung* von §. 57 an, wo eine zwar kurze, aber für den Anfänger sehr zweckmässige Kenntniss der einzelnen Theile des römischen Gesetzbuches gegeben wird. Wir heben bloss Einiges über die Novellen aus, deren Geschichte der Vf. §. 61 folg. mit besonderer Vorliebe bearbeitet zu haben scheint, und wobey er auch kurz und gut Alles angeführt und benutzt hat, was in neuern Zeiten für die Novellen, insbesondere von *Cramer* und *Weis*, geschehen ist. Im Pandekten-Commentare (B. 1. S. 335) hatte er die Zahl der glossirten Novellen auf 98 angegeben, und in dem dort gegebenen Verzeichnisse derselben auch die Nov. 11. 32. 63. 110; welche notorisch nicht glossirt sind, aufgeführt, die Nov. 38 und 106 aber weggelassen, ungeachtet diese doch wirklich mit der Glosse versehen sind. Zur Berichtigung dieser falschen Angabe macht er hier vor allen Dingen die sehr richtige Bemerkung, dass nicht jede Novelle, welche sich in den glossirten Ausgaben findet, deshalb auch wirklich glossirt ist, wie z. B. die Nov. 63 und 110. Hienach stimmt er jetzt (S. 231 vergl. mit S. 274) sowohl in Ansehung der Anzahl, als der Numer der glossirten Novellen mit *Weis* (*pr. de histor. novell. litt.* Marburg. 1800. p. 29) überein. Bey dieser Gelegenheit wird denn auch (S. 233) auf die, wie es scheint, bey der Geschichte der Novellen noch nicht gehörig benutzte, wiewohl schon von *Weis* (pag. 11. nr. 3) als *editio in Germania princeps*; jedoch mit unvollständigem Titel, angeführte, prächtige in gross Folio auf Pergament gedruckte Ausgabe der Novellen aufmerksam gemacht, die sich noch ausser der von *Weis* (pag. 11. nr. 4) angeführten und näher beschriebenen *wensslerschen* glossirten Ausgabe (Basel 1478) auf der erlanger Universitätsbibliothek befindet. Sie hat den Titel: *Authenticum cum tribus libris poster. Codicis.* Am Schlusse der drey letzten Bücher des Codex stehen die Worte: *Anno incarnacois donicae MCCCCLXXVII. XII. Kalendis Septembr. Sanctissimo in xpo patre ac domino, dno Sixto PP. IIII pontifice maximo. Illustrissimo nobilissimae domus Austriae dno dno Friderico Romanorum Impatore invictissimo, monarchiae xpianae dnis. Reverendissimo Deoque amabili in xpo pre ac dno, dno Diethero Archipsule Maguntino in civitate Maguncia, impressoriae artis inventrice atque elimatrice prima, X. collationum triumque librorum Codicis opus egregium Petrus Schoiffer de Hernsheim* (wohl nur ein Druckfehler statt *Gernsheim?*) *glorioso favente Deo, suis consignando scutis, feliciter finivit.* In dieser Ausgabe fehlt nicht nur die Nov. 110, sondern es sind von den nicht glossirten Novellen ausser der Nov. 63 auch noch die Nov. 11. 13. 21 in der neunten Collation befindlich. Hieraus folgt denn wohl unleugbar, dass *Contius* nicht der erste war, der diese Novellen publicirte, wie zuletzt noch *Cramer* (*Hugo* civil. Mag. B. 3. S. 126) hat behaupten wollen. — Nachdem hierauf der Vf. noch von den griechischen und lateinischen Ausgaben der Novellen das Nöthige angeführt, und auch etwas über die Anhänge des *corpus juris* gesagt hat, handelt er zuletzt noch von dem heutigen Gebrauch des röm. Rechts und von den Regeln, welche bey einem Widerstreite der Gesetze eines Gesetzbuchs zur Anwendung kommen, eine Materie, welche unseres Erachtens einen Theil der Interpretationslehre ausmacht. *Die 3te Abtheilung* enthält eine Übersicht und Eintheilung der verschiedenen Rechtsquellen, aus denen sich das röm. Privatrecht gebildet hat, welche billig schon mit der ersten Abtheilung hätte verbunden werden sollen; und den Beschluss macht in der *4ten Abtheilung* eine ziemlich vollständige civilistische Literatur zuerst der Quellen und darauf der exegetischen und doctrinellen Bearbeitungen derselben.

Darf Rec. nun am Ende dieser Anzeige noch einen Wunsch aussprechen: so ist es der, dass es dem Vf. gefallen möge, seinen Plan über das ganze *günthersche* Lehrbuch ein commentirendes Handbuch in der Manier, wie der Anfang vor uns liegt, auszuarbeiten, gleich jetzt, wo eben dieser Anfang unter dem oben angezeigten zweyten Titel noch als ein besonderes Werk für sich bestehn kann, aufzugeben, und dafür alle seine Zeit und Kräfte auf die Vollendung seines grösseren Pandekten-Commentars zu verwenden. Er hat hier die beste Gelegenheit, durch ausführliche, tief eindringende Entwickelung der Gesetze zur Aufklärung seiner Wissenschaft beyzutragen, und sich selbst eben dadurch bey der unbefangen richtenden Nachwelt ein ewig unvergängliches Denkmal zu stiften.

Φ. μ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 NOVEMBER, 1812.

## MEDICIN.

PARIS: *Collection d'opuscules de médecine pratique, avec un mémoire sur le commerce des nègres au Kaire;* par le Docteur *Louis Frank*, ancien Médecin de l'armée d'Orient etc. 1812. VIII u. 238 S. 8.

Obgleich über die herrschenden Krankheiten Ägyptens schon in *P. Alpin's* bekannter Schrift, und in mehreren neueren Reisebeschreibungen, so wie in den schätzbaren Werken der Hnn. *des Genettes, Larrey, Savaresi, Assalini* u. m. A., interessante Nachrichten vorkommen: so sind diess doch theils nur Bruchstücke, und nicht selten auf unsichere Relationen gebauet, theils von Nichtärzten, oder auch von solchen Ärzten mitgetheilt, deren Aufenthalt in Ägypten nur von kurzer Dauer war. Der Vf. der vorliegenden Schrift (jetzt Arzt des Militärhospitals zu Corfu) lebte mehrere Jahre in jenem, durch die grosse französische Expedition wieder so merkwürdig gewordenen Lande, und benutzte, wie er versichert, jede Gelegenheit, die herrschenden Krankheiten unter den dortigen Einwohnern kennen zu lernen. Die Resultate seiner Nachforschungen und Beobachtungen geben uns über manches den Gesundheitszustand Ägyptens Betreffende, und besonders über die, sowohl in Hinsicht ihres Charakters, als ihrer Ursachen, immer räthselhaft gebliebene Augenentzündung, zum Theil sehr befriedigende Aufschlüsse. Kann man der medicinischen Theorie des Vfs. auch nicht unbedingt beytreten — denn er hängt viel zu sehr und entschieden an einer einseitigen Erregungstheorie —; vermisst man gleich bey der Beschreibung mancher Krankheiten deutsche Gründlichkeit und Genauigkeit: so enthält doch die Schrift manche schätzbare Nachrichten, die den deutschen Ärzten bekannter zu werden verdienen.

Dass, wie schon *P. Alpin* bemerkt, Ägypten im Ganzen genommen, ein sehr gesundes Land sey, und viele Krankheiten, mit welchen der cultivirte Europäer zu kämpfen hat, z. B. das ganze Heer der Katarrhal- und rheumatischen Krankheiten, die Hydrophobie, Lungenschwindsucht, Wassersucht, Bleichsucht, Fehler des Monatsflusses, Krätze, Gicht, Gemüthskrankheiten u. s. w., dort entweder gar nicht, oder doch nur höchst selten gefunden werden, wird bestätigt. Augenentzündung, Pest, Ruhr und asthenische Hepatitis kommen am häufigsten vor, und unter diesen ist die Pest, welche gewöhnlich alle 4 bis 6 Jahre erscheint, der Bevölkerung am gefährlichsten. Aber ausserordentlich viele Kinder sterben, an den Folgen einer widernatürlichen physischen Behandlung und Pflege, in den ersten Lebensjahren. Der Vf. verbreitet sich hierüber in dem zweyten Aufsatze, und giebt zugleich Mittel zur Verminderung dieser grossen Sterblichkeit an, deren Anwendung aber sich nicht einmal ahnden lässt.

In dem *dritten* Aufsatze theilt der Vf. Beobachtungen über die Wirksamkeit der Rohzuckersäure (*vinaigre du sucre*) zur Heilung des Scorbuts mit. Der Obergeneral Menou hatte befohlen, von dem vorräthigen rohen Zucker Brantwein für die französischen Soldaten zu destilliren; man erhielt indessen, da die Gährung nur sehr unvollkommen vor sich gegangen war, nur eine geringe Quantität desselben, und das aufbewahrte Residuum fing in der Folge an, von Neuem zu gähren und sauer zu werden. Von dieser Zuckersäure, die nach des Vfs. Untersuchung nur einen kleinen Theil Alkohol und sehr wenig Essig, aber einen desto bedeutenderen Antheil von Zucker enthielt, und Dr. *Lind's* gegen den Scorbut empfohlener Mischung aus Wein, Zucker und Pomeranzensaft ähnlich war, gab Hr. *Frank* jedem Scorbutkranken täglich acht Unzen innerhalb 24 Stunden, und späterhin verdoppelte er die Portion. Mehrere, die dem Tode nahe waren, wurden durch dieses Mittel gerettet, und er verlor von 400 Kranken nur 18 Mann — gewiss eine sehr geringe Zahl, da der Scorbut sich in Ägypten in einem so hohen Grade und mit solcher Heftigkeit zeigt, wovon man bey uns nicht leicht ein Beyspiel hat.

Der *vierte* Aufsatz macht uns mit einem Mittel bekannt, welches die Ägypter in dem ersten Zeitraume der Augenentzündung, und dann, wenn der zweyte und vierte heftigere Grad derselben überstanden sind, so wie gegen Flecken der Hornhaut, anwenden. Es ist diess der *Chichm-Saamen*, von *Cassia Absus*, von welcher Pflanze sich in *P. Alpin's* Schrift schon eine Zeichnung findet. Die heilsamen Wirkungen dieses Samens setzt der Vf. in den verhältnissmässigen und anpassenden Reiz, den es hervorbringe; und sagt, in Hinsicht des schnellen Erfolges sey es jedem äusserlichen Mittel weit vorzuziehen.

Aus dem *fünften* Abschnitte lernen wir ein anderes, bisher unbekanntes Arzneymittel der Ägypter, das *Baobab*, die Frucht jenes Riesenbaums, den man *Adansonia L.* genannt hat, kennen. Das Baobab wird von den Caravanen von Nubien und Dar-Foor nach Cairo gebracht; es ist einem länglichten Kürbis sehr ähnlich, bald grösser, bald kleiner. Die Rinde oder Capsel der Frucht ist holzicht und ungefähr drey

Linien dick, die Farbe derselben dunkelbraun; gegen die äussere Seite hat sie, wie ein Theil des Stiels, leichte Falten, am anderen Ende eine mehr oder minder bedeutende Erhöhung, die bald offen, bald geschlossen ist. Öffnet man die erwähnte Capsel: so findet man zahlreiche, länglicht liegende Abtheilungen, in denen Körner von verschiedener Grösse, von schön glänzender schwarzer Farbe, und mit einer röthlichen, leicht zerreiblichen und angenehm säuerlich schmeckenden Substanz angefüllt, welche vormals unter dem Namen *Terre sigiliée de Lemnos* nach Europa gebracht wurde, liegen. Die Einwohner Nubiens und des Königreiches Dar-Foor, so wie die Ägypter, halten das Baobab für ein sehr wirksames Mittel in verschiedenen Krankheiten, und vorzüglich in der Ruhr. Sobald die letztere eintritt, beobachten sie eine strenge Diät, und trinken eine schwache Abkochung von Tamarinden. Wird dadurch die Krankheit nicht bald gehoben: so wenden sie entweder sogleich das Baobab an, oder sie nehmen erst einige Tage hindurch kleine Dosen Rhabarber. Die röthliche Substanz jener Frucht halten sie für das eigentlich Wirksame in der Ruhr. In den ersten drey Tagen darf der Kranke nicht mehr, als das in drey Körnern Enthaltene, nehmen; in der Folge aber vermehrt man die Körner bis auf 12 und 15 in 24 Stunden. Wird es nun binnen einigen Tagen nicht besser: so zerstossen sie die Rinde der Frucht, und machen daraus, mittelst des Wassers, einen Brey, von welchem sie dem Kranken mehrere Mal des Tages von der Grösse einer Kastanie geben; zuweilen rösten sie die Körner auch, zerstampfen sie alsdann, und geben dem Kranken des Tages mehrere Dosen. Mit demselben Vertrauen geben sie die verschiedenen Theile der Frucht in der chronischen Ruhr. — Auch der Vf. wandte das Baobab mehrmals mit dem ausgezeichnetesten Erfolge an, und rettete mit demselben sogar Kranke, die schon 25 Tage von der Ruhr befallen, und beynahe ohne Hoffnung waren. In einigen Fällen entsprach es jedoch der Erwartung nicht.

Der *sechste* Aufsatz handelt von der Wirksamkeit der Öleinreibungen, als eines Präservativ- und Heil-Mittels in der Pest. Der Vf. lernte dieses Mittel von dem Generalconsul Baldwin (der seine Beobachtungen bekanntlich vor mehreren Jahren dem Publicum selbst mitgetheilt hat) kennen, und er wandte es mehrmal mit grossem Nutzen an, rettete mit demselben sogar Kranke, die beynahe ohne Hoffnung waren. Die Schutzkraft der Öleinreibungen gegen die Pest scheint dem Vf. völlig erwiesen zu seyn.

In dem *siebenten* Aufsatze wird dem *Mercurius cinereus Moscati*, auf Unkosten des *hahnemannschen* Mercurialpräparats, das Wort geredet. Die Erfahrungen des Vfs., dass das letztere Präparat sehr leicht Speichelfluss und Diarrhoe verursache, stimmen ganz mit den Erfahrungen des Rec. überein. Aber diese unangenehmen Wirkungen sah Rec. auch eben so leicht nach dem moscatischen Mittel, welches überhaupt mit jenem in jeder Hinsicht eine sehr grosse Ähnlichkeit hat, erfolgen; und selbst der Vf. leugnet nicht, dass auch ihm dieses, selbst nach kleineren Dosen, begegnet sey. Dieser Aufsatz hat überhaupt für den deutschen Arzt kein erhebliches Interesse, da das, was über die Bereitung und Anwendung der moscatischen Mercurialkalke und anderer Mercurialien gesagt wird, ziemlich allgemein bekannt ist.

Desto interessanter ist die *achte* Abhandlung über die ägyptische Augenentzündung (S. 99 — 19.). Der Vf. hat sich durch mehrjährige genaue Beobachtung dieses endemischen Übels überzeugt, dass es eine örtliche passive Entzündung sey, der jedoch zuweilen eine allgemeine Asthenie vorausgehe, die aber auch oft consecutiv sey. Er nimmt fünf Grade der Augenentzündung an: Der *erste* leichtere verschwinde häufig nach wenig Tagen wieder, ohne Anwendung irgend eines Arzneymittels. — Bey dem *zweyten* Grade entwickele sich die Krankheit sehr schnell, mit einer schmerzhaften Empfindung, als wenn ein Sandkorn sich unter dem Auge befände, mit Thränen und grosser Empfindlichkeit gegen das Licht; die Krankheit nehme mehrentheils gegen den achten Tag ab, und sie gehe gleichfalls nicht selten von selbst vorüber, wenn die Kranken sich nur vor dem Reize des Lichts sorgfältig hüten. — Den *dritten* Grad zeichnen vorzüglich aus das schnelle Dunkelrothwerden beider Augen, zuweilen mit, zuweilen aber auch ohne Thränen, und die Abwesenheit der Schmerzen. — Zuweilen gehe der zweyte Grad in den *vierten*, den fürchterlichsten, über; zuweilen komme dieser aber auch, wie ein Blitzstrahl. Die Schmerzen seyen vom Anfange an heftig, bey manchen Kranken hauptsächlich gegen die Nacht, bey manchen zu bestimmten Perioden des Tages. Nicht immer sey der Augapfel, welcher wie ein blutiges Stück Fleisch aussehe, der bloss leidende Theil, sondern die Kranken klagen auch über einen unerträglichen Kopfschmerz, der sich entweder bis in die Mitte des Gehirns zu erstrecken scheine, oder den ganzen äusseren Kopf einnehme. Am zweyten, dritten oder vierten Tage fliessen die Thränen besonders reichlich, und diese wirken dann gleichsam ätzend auf die benachbarten Theile; dabey schwellen die Augenlieder so sehr an, dass der Kranke nicht vermögend ist, sie zu öffnen. Diese Geschwulst ist bald ödematös, bald rosenartig, und es fliesst dabey aus den Augenliedern häufig eine eiterartige, dem Ausflusse beym Tripper und Schnupfen sehr ähnliche Materie. Auf diesen Grad der Augenentzündung folgen Flecken, Eiterung und Staphylom der Hornhaut. — Der *fünfte* Grad entsteht, wenn die Heftigkeit des vierten vorüber ist, und nun ein starkes Anschwellen der Albuginea, mit häufigen Thränen zurückbleibt. — Was die Ursachen der ägyptischen Augenentzündung betrifft: so bemüht sich der Vf. zu beweisen, dass sie weder von dem, in der Atmosphäre verbreiteten feinen Staube, noch von der grossen Helle, noch von den kalten und feuchten Nächten, sondern von einem fremdartigen, in der Atmosphäre Ägyptens verbreiteten Principe, welches wahrscheinlich ein *Acidum muriaticum* sey, entstehe, wenn gleich jene Ursachen die Entwickelung der Au-

genentzündung allerdings begünstigen können (eine Meinung, die jedoch keineswegs neu, sondern schon von *Olivier* und *Sonnini* vorgetragen ist). — Um diesem endemischen Übel zu entgehen, empfiehlt der Vf. Vermeidung der grossen Helle, des feinen Staubes, der kühlen Nächte und besonders der Zugluft, sorgfältiges Bedecken des Kopfes, Mäfsigkeit in jeder Art von Genüssen, beym Gefühl von Abspannung und Mattigkeit Chinatinctur mit Eisen, bey Unordnungen in der Darmausleerung kleine Dosen Aloe. Einige bedienen sich als Präservativs eines schwarzen reizenden Gemisches, im Arabischen *Cochel* genannt, Andere waschen den Kopf nach dem jedesmaligen Rasiren mit Weinessig und Citronensaft. — Als *allgemeine* Curregeln giebt der Vf. an: sorgfältige Bewahrung der Augen vor dem Eindrucke des Lichts, öftere warme Fufsbäder von blossem Wasser, Rubefacientia in jeder Periode der Krankheit, bey einem hohen Grade oder langer Dauer derselben äusserlich keine anderen Mittel, als aromatische Dämpfe, beym Entstehen der Ophthalmie hingegen die St. Jolsche Augensalbe, und unter allen Umständen eine reizend-stärkende Diät. Die *besonderen* Regeln richten sich nach den verschiedenen Graden der Krankheit. Im ersten, zweyten und dritten Grade, ausser der Befolgung der allgemeinen Regeln, die rothe Präcipitatsalbe, mit Berucksichtigung der beym dritten Grade sich häufig einfindenden allgemeinen Asthenie. Im vierten Grade wiederholte Rubefacientia an die Schläfe, im Nacken, auf beiden Armen, Scarificationen des grösseren Augenwinkels, der Stirn und selbst des Hinterkopfes, fleissiges Waschen der Augen mit lauem Waller, aromatische Dämpfe, zur Linderung der Schmerzen *reichliche* Gaben Opium (*Sonnini* bestätigt den grossen Nutzen des Opiums gegen die ägyptische Augenentzündung). Aderlässe, Abführungen und Brechmittel seyen stets (?) schädlich. — In dem fünften Grade der Augenentzündung ist die rothe Präcipitatsalbe ein souveränes Mittel. Die Folgen der Krankheit sind sehr zahlreich und nicht immer leicht zu heilen. Am häufigsten zeigen sich eine grosse Empfindlichkeit gegen das Licht, Schwäche des Gesichts, Staphylom, Trichiasis, Geschwulst oder Erschlaffung der meibomschen Drüsen, Dunkelwerden der Cornea u. s. w.

Die Schrift schliefst mit einer Abhandlung über den Negerhandel zu Cairo, und über die Krankheiten, denen die Neger bey ihrer Ankunft daselbst unterworfen sind. M — s.

WIEN, b. Schaumburg: *Joseph Edler v. Portenschlag-Ledermeyer* d. Ält., d. Arzneykunde Doct. u. s. w., *über den Wasserkopf.* Ein Beytrag zu einer Monographie dieser Krankheit, nebst einem Anhange und verschiedenen Anmerkungen. 1812. 568 S. 8. (2 Rthlr.)

Es ist wohlthuend, wenn ein gereifter praktischer Arzt, wie Hr. *v. P.*, sich noch in späteren Jahren entschliesst, dem Publicum die Resultate seiner Erfahrung über eine Krankheit mitzutheilen, in deren Heilung wir immer sehr unglücklich waren. Der Vf. hat den Wasserkopf mit Glück behandelt, und dieses veranlasst ihn, seine Ansichten hierüber dem Drucke zu übergeben. Er behauptet, dafs diese Krankheit mörderischer sey, als selbst die Kinderblattern, dafs Erwachsene am Nervenfieber Verstorbene, am Kopfe Verletzte, Wahnsinnige, Epileptische, Amaurotische, Hypochondrische und Hysterische oft an dem im Kopfe ausgetretenen Wasser leiden, dafs ferner die Geistesverlorenheit der Alten, so wie mancher kränklicher Gelehrten, daher rühre. Hat nun gleich Rec. mancher Obduction der Schädelhöle solcher und ähnlicher Verstorbenen beygewohnt, ohne nur einen Tropfen Wasser oder andere wahrnehmbare Veränderungen des Hirns vorzufinden: so ist doch höchst wahrscheinlich, dafs der Endactus eines geschwächten oder überreizten Hirns immer mit Wasserbildung begleitet sey. Wasserkopf, innerer Wasserkopf, Gehirnwassersucht, alle Benennungen sind dem Vf. identische Zustände. Eigentliches Serum sey das ausgetretene Wasser nicht, weil es weder am Feuer gerinne, noch sich mit Säuren verändere. Durch ein Misverhältnifs der grossen Convolute lymphatischer Gefässe, welche den grösseren Theil des Hirns constituiren sollen, zu den aushauchenden Arterienenden, werde diese Wasserausscheidung herbeygeführt, und zwar zunächst durch Mangel arterioser Kraft. Hypothetisch nimmt der Vf. eine dritte Gattung von Nerven an, welche weder zur willkührlichen Bewegung, noch zur Empfindung geeignet seyen, sondern blofs die Spannkraft, den Tonus der Organe erhalten, ohne zu bedenken, dafs die Natur im Einfachen viele Zwecke vereinige, und dafs dasselbe Nervenprincip, das zur Bewegung und Empfindung beyträgt, auch den Tonus bestimmen könne. Besser erläutert er, dafs das im Gehirn ausgetretene Wasser sich in seinen Folgen nicht allein auf die benachbarten Theile beschränke, sondern sich über den ganzen Körper erstrecke. Die Entstehungsursache des Wasserkopfs bey Kindern bleibt immer noch dunkel; bey Nervenfiebern glaubt er, *dafs das Petechialgift durch die Nase seinen Weg zum Gehirn finde und es lähme*, eine Meinung, welche neuerlich einem aus dem Heere der Nachahmer in *Hufelands* Journal vermocht hat, alle bösartige Fieberansteckung darauf zu gründen. Unmäfsige Blutausleerungen verursachen nach dem Vf. deswegen leicht den Wasserkopf, weil sie die von Natur schon schwache Bewegung der Hirnarterien noch mehr schwächen. Zwey berühmte wiener Ärzte fanden auf solche Art selbst ihren Tod. Vier ausgezeichnete Heilungsgeschichten des Wasserkopfs veranlassten den Vf., nicht mehr an der Heilbarkeit dieser Krankheit gänzlich zu verzweifeln; nur glaubt er, dafs der Wasserkopf der Alten mit Geistesverlorenheit niemals geheilt worden sey. So wie gegen die Blutausleerungen, eben so erklärt er sich gegen die Abführungs- und harntreibenden Mittel in dieser Krankheit; sie haben ihm nichts geleistet. Die Anzeigen zu Abführungsmitteln sind mit Recht auf wenige Fälle beschränkt. Die Blasenpflaster, auf den Kopf gelegt, sollen sogar eine allmähliche Ausleerung des Wassers bewirken; wie dieses möglich sey, läfst er unerörtert. *De Haen* tödtete durch das Brennen des Kopfs mit dem glühenden Ei-

sen 2 Kranke, beidemal fand man die Hirnhaut entzündet. Die Digitalis sey in dieser Krankheit deswegen schädlich, weil es hier auf Erhaltung der Kräfte des arteriosen Systems ankomme, der rothe Fingerhut aber dieselben, wie bekannt, sehr herabstimme.

In Hinsicht der Wirkung der Arzneymittel ist der Vf. dem alten finsteren Begriff der Specificität auf bestimmte einzelne Theile des organischen Körpers, ja sogar auf gewisse Blutgefäfse ergeben. So reizte nach ihm eine Pillenmasse aus Aloe die Hämorrhoidalgefäfse specifisch, und nach diesen Grundsätzen sieht er im Gehirnleiden die *Arnica* als sein Hauptmittel an, und will wenig vom Gebrauche des Queckfilbers wissen, welches die Engländer in dieser Krankheit so häufig geben. Schade nur, dafs nach Rec. Erfahrung fast gar kein Kranker die Arnica in die Länge nehmen will, so sehr er auch mit der Form wechselte und es möglichst versteckte; gleichsam instinctartig wurde es von den Kranken bemerkt und dann ausgesetzt. Der Vf. giebt gern die Blüthen in Infusion. Hienach ist ihm der *Wein* das vorzüglichste Mittel bey dem Wasserkopfe, weil er auch im Nervenfieber grosse Dienste leistet. Bey Armen schlägt er verdünnten guten Brantwein vor. Den *Phosphor* widerräth er seit *Brera's* unglücklichen Versuchen gänzlich. Über das *Mezereum*, die *Belladonna*, das *Rhus radicans* und *toxicodendron*, welche auch besonders auf Hirn und Nerven wirken sollen, hat er zu wenig eigene Erfahrung, als dafs er sie empfehlen könnte. Hingegen finden die *Schmucker'schen* Fermentationen ganz seinen Beyfall, und er ist mit Recht gegen *Brown's* erregungstheoretische Ansicht über warme Umschläge bey Kopfverletzungen sehr eingenommen.

Der 57 u. 58 §. handelt sehr lehrreich von den flüchtigen und permanent reizenden Mitteln und von der zu grossen Agilität der Nerven, welche nicht gefährlicheren Krankheiten ein fürchterliches Ansehen giebt, und wogegen *Zinkblumen*, *Baldrian*, *Bibergeil*, *Asand*, *Mohnsaft* und *Biesam* empfohlen werden. Im 59 §. nimmt der Vf. an, dafs die thierischen Säfte mehr oder weniger von ihrer idealischen Vollkommenheit abweichen können, ohne dafs die festen Theile hauptsächlich daran Schuld wären, und fast sollte man diefs glauben, da bey manchen Menschen der Genufs des sauern Weins schon nach einigen Stunden Grimmen und leichte Ausschläge der Haut verursacht. Die sogenannten blutreinigenden Mittel, wie *Molken*, *Quecken*, *Kletten* und *Chinawurzel*, werden also wieder in ihre verlornen Rechte eingesetzt. Das *rohe Spiesglanz* spielt in einem Decoct wieder seine alte Rolle.

Eine Würdigung des *brown'schen* Systems wird nebst anderen Dingen im Anhange mitgenommen. Nach dem Rathe des Vfs. soll man selbst Schwächlingen zuweilen zur Ader lassen und ihnen Brech- und Abführungs-Mittel geben. Die thierischen Säfte können zuweilen mit Weinsteinsäure, mit Mittelsalz, mit überflüssigem Kalkstoffe verunreinigt seyn, ohne dafs die festen Theile daran Schuld wären; eben so gehen in den thierischen Säften krankhafte Gährungen vor. In der Anmerkung No. 2 wird Hr. *Sömmerring* der begrenzten menschlichen Auffassungskraft im Momente des Urtheilens angeklagt, weil er sich gegen alle Physik so ausdrücke: *Er kenne Flüsse ohne Seen, und Seen ohne Flüsse.* Rec. wünschte, dafs beide Herren niemals aus ihrer Rolle fielen und die nöthige Haltung verlören. So ungern wir Hn. *S.* im Gewande des Physikers erblicken: so müssen wir doch Hn. *v. P.* daran erinnern, dafs man lange Zeit annahm, der ungeheure Strom der *Niger*, verlaufe sich in den Sandwüsten Afrikas; eben so giebt es kleine Landseen, in die kein Flüfschen strömt, dessenungeachtet können sie aber unterirdische Quellen haben. Wenn der Vf. aus der 1797 aufgebotenen wiener Jugend und einigen Märschen derselben folgert, dafs die Jugend grosser Hauptstädte nicht so entkräftet sey, als man wohl meine: so vergifst er, dafs, wo es auf Ausdauer ankomme, Energie da seyn müsse, welche gewifs mehr beym Landbauer als der wiener Jugend anzutreffen ist. Ganz über den Haufen geworfen würde unsere genaueste Erfahrung, wenn *Rivier's* Anwendung der Aderläfse und Purgiermittel in jener Epidemie nervöser Fieber mit Ohrendrüsengeschwulst wirklich den Erfolg gehabt haben sollte, den er angiebt. Denn dann erfoderten die Epidemieen eine Abstraction von allen heilkundigen Ansichten, selbst der besseren Zeit, und nach dem Genius derselben müfsten die Ärzte erst durch das Sterbenlassen dahinter kommen, sollte auch nach der bekannten Anekdote erst ein halbes Hundert darauf gehen. No. 7 geht der Vf. zu den Abführungen über, und behauptet, dafs sie auch mehrentheils in der Ruhr angezeigt seyen, welches er auch durch Erfahrung belegt, ein Wink für die, denen das *Opium* in der Ruhr als Hauptmittel erscheint, und eine Schranke gegen ihre Einseitigkeit. No. 8 wird anatomisch bewiesen, dafs auch Lungengeschwüre bey grossem Substanzverluste geheilt sind. Die Fieberrinde hat sich in der Lungensucht immer noch am besten bewiesen. — Noch folgen einige merkwürdige Zergliederungen, die wir zum Nachlesen empfehlen, und zuletzt ein Auffatz über die Schutzpocken. Nach der Theorie des Vfs. existirt der Blatterstoff für immer in der Natur, und wirkt auf verschiedene Thiere feindlich ein, nur im Körper der sanften pflanzenfressenden Kuh nähme er eine minder schädliche Eigenschaft an. Um nun zu verhüten, dafs die Blatterpest nicht noch einmal in der Welt ausbreche und neue Verheerungen anrichte, sollen wir jetzt schon auf Mittel denken und der Zeit trotzende Denkmäler setzen, über deren Beschaffenheit der Vf. einige Luftschlösser bauet. Alle Dinge der Kunst gedeihen nur unter der Palme eines lang dauernden Friedens. Welcher Staat, welcher Privatmann möchte jetzt eherne Denkmäler für Schutzpockenimpfung erbauen!

Übrigens werden die Leser dieser gehaltvollen Schrift sich weder an den wienerischen Stil und die unreine Diction des Vfs., noch an manche Eigenheiten derselben stossen, die sich in späteren Jahren unmöglich mehr ausrotten lassen. Rec. ist das Buch mit allen seinen kleinen Fehlern eine wahre praktische Labung gewesen, und er kann den Wunsch nicht unterdrücken, es möge dem würdigen Vf. gefallen, uns auch seine wichtigen Erfahrungen über die Krankheiten der Brust und des Unterleibes baldigst mitzutheilen; die Achtung aller gebildeteren Ärzte wird seine Belohnung seyn. LD.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 NOVEMBER, 1812.

## PÄDAGOGIK.

Königsberg, b. Degen: *Das Ziel der Elementarschule, durch überzeugende und erhebende Thatsachen beleuchtet.* Zunächst dem Lehrstande der königl. preuss. Staaten gewidmet von *C. A. Zeller*, königl. preuss. Regierungsrathe und Director der königl. Normalinstitute. 1809. 111 S. 8. (10 gr.)

Hr. *Z.* sah das Leben und Wirken des ehrwürdigen *Pestalozzi*, liebte das freye und starke Volk der Berge, und fasste den Entschluss, zur festeren Begründung der Volkserziehung in den Schweizer-Cantonen mit Hand anzulegen. Die Grundlage hiezu war die Idee: die schon angestellten Lehrer noch einmal in die Schule zu nehmen und das Mögliche mit ihnen zu versuchen, um ihnen Liebe und Geschick zu ihrem Berufe beyzubringen. Wie diese Idee im Canton *Zürich* ausgeführt worden ist, erzählen uns *die Briefe an die Fürstin-Regentin von der Lippe* und der *historisch-kritische Bericht* von *Schulthess*. Was nun im Canton *Bern* dafür geschehen, und wie das, was dort bewirkt worden, fortgewirkt hat auf andere Staaten, besonders auf Wirtemberg und Preussen, das macht den Inhalt vorliegender Schrift aus.

Ein edler Berner gab 50 Carolin zur Anlegung eines Schullehrer-Instituts; der Kirchenrath zu Bern legte noch 30 hinzu, liess durch *Zeller* die Schulmeisterschule zu *Hofwil* einrichten, und berief die schon angestellten Schullehrer des Cantons zusammen. Vierzig von ihnen wurden zum Unterrichte zugelassen und diese bezogen mit ihrem Anführer und Lehrer das Gut des wackeren *Fellenberg*. Hier wohnten sie theils in Zelten, theils in einer Scheune, und führten ein wahrhaft patriarchalisches Leben. Der Lehrsaal war ein Bosket des Wäldchens vor Hofwil. Der Unterricht fing um 7 Uhr Morgens an und dauerte bis zwölf Uhr. Um zwey Uhr begann er von neuem und währte bis sechs Uhr. Die Lehrgegenstände waren: die Zahlenverhältnisse, der deutsche Sprachunterricht, die Elemente der Form und Grösse und die daraus hervorgehenden Übungen des Schreibens und Zeichnens. Nachmittags ward Unterricht über das Ganze der Schulführung, namentlich über die Schuldisciplin gegeben. Darauf folgten die Gesanglehre, das Zifferrechnen und die einfachsten und allgemein anwendbaren Lehren der neueren Landwirthschaft. Der Unterricht wurde mit einem vierstimmigen Chore und mit einem kurzen Vortrage über irgend einen Ausspruch oder eine Parabel Jesu, anwendbar auf die Verhältnisse der Schulmeister, eröffnet und eben so beschlossen. Die Disciplin des Instituts war sehr einfach und wurde von den Schulmeistern selbst exercirt. Alle waren begeistert für die Sache und trieben sie mit freudigem Eifer. Die Stärkeren hoben und unterstützten die Schwächeren, stellten Repetitionen mit ihnen an, und machten ihnen die Übungen vor. Alle schritten mächtig vorwärts und die beiden Prüfungen zeigten den Anwesenden überraschende Resultate. Acht Wochen lang dauerte dieser schöne Verein, von dessen herrlichen Früchten die als Beylage angehängten Decrete der Regierung und des Kirchenraths zu Bern, so wie die Briefe wohlunterrichteter Männer sprechen.

Der König von Wirtemberg, *Zellers* Landesvater, war bey seiner Anwesenheit zu Hofwil Zeuge von der Thätigkeit und von dem Eifer gewesen, der in dieser Anstalt herrschte, und hatte sich durch ein zweystündiges Examen von den raschen Fortschritten der Schulmeister überzeugt. Bald nach diesem Besuch berief der König *Zellern* in sein Vaterland zurück, wo er als Inspector der *heilbronner Elementarschulen* und als Lehrer der einzuberufenden Schullehrer angestellt wurde. Die Elementarschulen waren hier in einem sehr traurigen Zustande; auch fand Hr. *Z.* in der Trägheit, in dem Unverstand und bösen Willen der Menge viele Schwierigkeiten zu überwinden. Der Erfolg bekehrte indess auch die Ungläubigsten. Ähnliche Resultate lieferte die Schule der *Franciscanerinnen*. Zwey Nonnen, von einigen katholischen Geistlichen in der *zellerschen* Methode unterrichtet, wandten sie mit ausserordentlichem Glück an. Eben so bildete sich eine *Gesellschaft von zwanzig Müttern* aus den gebildeteren Ständen, welche im Februar dieses Jahres sich täglich des Abends zwey Stunden versammelten, um die leichte Kunst zu lernen, Lehrerin des eigenen Kindes zu seyn. Rührend und tröstend ist der Brief, den der Vf. von einer dieser Mütter, welche er der unschuldigen und glücklichen Kinderwelt wieder gewonnen hatte, S. 36 mittheilt. — Die *Schulmeisterschule* bestand aus vierzig Jünglingen und Männern, die aus den entferntesten Gegenden des Reichs nach Heilbronn gekommen waren, und sich daselbst sechs Wochen lang auf eigene Kosten aufhielten. Einrichtung, Lehrplan und Erfolg waren die der schweizerischen Schulmeisterschulen. Als Vereinigungsmittel der Gemüther leistete auch hier der harmonische Gesang ausserordentliche Dienste.

An dem Tage, an welchem diese wohlthätige An-

stalt sich auflösete, erhielt Hr. *Z.* das Anstellungsdecret, das ihn vom Neckar an den Pregel zur Organisation von Normalinstituten für die Erziehung künftiger und zur Musterung der schon angestellten Schullehrer berief. Diese Institute sollten eine Vereinigungart der edelsten Geistlichen der Provinz werden, die dann als Schulinspectoren ihrer Umgebung in gleichem Geiste fortwirken sollten. In jeder Provinz des preussischen Staats sollte ein solches Centralinstitut angelegt und dadurch das ganze Elementar Schulwesen allmählich veredelt und umgewandelt werden. Der König von Wirtemberg willigte in *Zellers* Abreise nach Königsberg, unter der Bedingung, dass er erst noch einen Lehrcursus mit evangelischen und katholischen Geistlichen halten, und sich verbindlich machen sollte, auch schriftlich jede auf die Methode und deren Anwendung sich beziehende Frage zu beantworten. Der Cursus mit 52 Geistlichen aller drey Confessionen währte 3 Wochen lang. Zwey Wochen waren bestimmt, die Übungen der verschiedenen Fächer cursorisch durchzumachen, und in der dritten Woche wurden die verschiedenen Institute der Volksbildung charakterisirt, und von der Einführung des Besseren gesprochen; wobey zugleich die ganze Versammlung sich in verschiedene Conferenzen theilte, um eine genaue Schilderung des Elementar-Schulwesens ihrer Kreise zu entwerfen, die Bemerkungen der einzelnen Mitglieder zu ordnen, und das Ganze der prüfenden Commission zu überreichen. Aus den anwesenden Geistlichen bildete sich in der Folge eine vaterländische Gesellschaft zur Beförderung des Schul- und Erziehungs-Wesens, jener ähnlich, welche die Schweizer in *Lenzburg* im J. 1807 gestiftet hatten.

Die zweyte Hälfte des Buchs macht die Beantwortung der dem Vf. von der wirtembergischen Schulcommission vorgelegten Fragen aus. Man erkennt darin den Mann, der das Ziel der Elementarbildung fest ins Auge gefasst, und sich einen sicheren Weg zu diesem Ziele gebahnt hat, der eben desshalb so lebhaft für die Sache erwärmt ist, weil sie dem Verstande in voller Wahrheit und Untrüglichkeit einleuchtete, und sich durch erhebende Thatsachen bewährt hat. Deshalb soll auch Alles mit klarer ruhiger Besonnenheit erkannt werden, und aus der inneren aufstrebenden Kraft des Geistes hervorgehen. Überall soll der Einseitigkeit und Oberflächkeit des Wissens, dem Schwankenden und Trüglichen in der Erkenntniss, dem Zufälligen und Leidenschaftlichen im Handeln entgegengearbeitet, und Herz und Kopf in ein friedliches Einverständniss gebracht werden. Alle in der menschlichen Natur schlummernden Anlagen sollen geweckt, ausgebildet und zur freyen Thätigkeit erhoben werden, damit der ganze Mensch sich vollkommen darstelle, und alle Kräfte in eine naturgemäse Wechselwirkung komme. Die innere Natur muss als ein Ganzes beachtet werden, das durch seine Elemente sich darstelle — Sinn für Wahrheit, für Schönheit, für das Gute und für Religion. Die Klarheit der durch das Wort gegebenen Ansicht im Menschen muss sich aussprechen durch Reinheit des Willens im kraftvollen Handeln, das Wort muss That, die Sprache Leben werden. Da aber die, allgemein in der Menschennatur liegenden Anlagen dem Grade nach in den Individuen sich äusserst verschieden darstellen: so ist die Methode das einzige und wesentliche Mittel, durch die naturgemäse Ordnung ihres Ganges und die Lückenlosigkeit ihrer Reihenfolge das Vorhandene zu wecken, weiter zu führen und durch eine höhere Kraft bis zur Vollendung zu erheben. Diese Methode, die nach des Vfs. Äusserung nur eine einzige seyn kann, und die vom Einfachen aus lückenlos zum Verwickelten hinaufsteigen und mit der höchsten Einfachheit des viel Verwickelten enden muss, wird hier als die Erlöserin und Wohlthäterin des Menschengeschlechts dargestellt. Eben weil sie aus dem Nothwendigen der Sache selbst, aus dem Inneren jeder wahren, selbstständigen Erkenntniss unmittelbar hervorgeht: so ist Jeder, der von ihren unabänderlichen Gesetzen abweicht, verblendet, verdüstert und irre geleitet. Sie ist, wie *Niederer* sagt (*Pestalozzis* Wochenschrift für Menschenbildung 1ster Band S. 229), „die mit dem unmittelbaren Wesen gleich umwandelbare Form des Producirens der Natur und des Geistes.“ Ein jeder auch noch so beschränkter Kopf, der ohne alle Vorkenntnisse zu dieser Methode kommt, und sie nur emsig übt und einfältigen Sinnes treibt, wird Wunder durch sie ausrichten. Es ist klar, sagt Hr. *Z.* S. 26, „dass es nicht mehr auf die Individualität des Lehrers, sondern auf die Individualität des im Geiste der Methode gearbeiteten Lehrmittels, dessen Gang treu befolgt wird, ankomme, wenn eine gegebene Kraft in dem Kinde entwickelt werden soll; dass also *jeder* Lehrer, auch der ungelehrte, wenn er nur Liebe hat und gesunden Menschenverstand, dasselbe bewirke und mehr als der Gelehrte, der einen anderen Weg einschlägt, als den einzig nächsten.“ Wir können aber in diese unbedingte Lobpreisung der Methode durchaus nicht einstimmen, theils weil wir den menschlichen Geist für viel zu gross und frey halten, als dass er in einer feststehenden, ewig unabänderlichen Form zur höchsten Erhebung und Vollendung geführt werden könnte, theils weil die Individualität des Lehrers erst Geist und Kraft und Leben in die Methode bringen muss. Wer abgelernte Formeln nur knechtisch nachbetet, wer mit dem Buchstaben auch zugleich den Geist ergriffen zu haben meint, wer selbst bey einer gewissen Regsamkeit und Thätigkeit des Geistes doch aus den gewohnten Kreisen nicht herauszutreten vermag, der wird kein freudiges Leben anzufachen, keine veredelte Menschheit zu gestalten vermögen. Der Buchstabe tödtet, der Geist nur macht lebendig. Rec. hat sich nur zu oft überzeugt, dass man auf Rechnung der Methode setzte, was einzig aus der Lebendigkeit, aus der Geistesfülle und aus der eigenthümlichen Kraft des Lehrers hervorging. Männer wie *Pestalozzi*, *Zeller*, *Olivier*, *Schmidt* und *Niederer* werden immer ein schönes Leben in jugendlichen Seelen anregen, und können leicht in In-

Hand gerathen, wenn sie auf Rechnung ihrer Methode setzen, was doch einzig aus ihrer Individualität hervorgegangen ist. Diess ist namentlich bey *Zeller* der Fall, der überhaupt in seinem regen Eifer und in seiner feurigen Liebe Manches im vergrösserten Maßstabe zu sehen scheint. Wie wäre es sonst möglich, mit solcher Zuversicht sagen zu können (S. 69): „Es ist weltkundig, zu welcher Höhe die Erkenntnisskraft der Zöglinge im Institut sich erheben könne, wie rein und stark ihre Einbildungskraft, wie fest und umfassend ihr Gedächtniss, wie scharf ihr Verstand, wie gereift durch mathematische Demonstrationen ihre Vernunft sey." Eine so schöne und seltene Ausbildung und Harmonie aller Geisteskräfte kann sich nicht in jugendlichen Gemüthern erzeugen und nicht das Product der Methode seyn.

Nicht um die schöne Begeisterung des edlen und warmen Kinderfreundes verdächtig zu machen, oder um seine vortreffliche Lehr- und Erziehungs-Methode herabzusetzen, sondern um ihn auf die pädagogische Genialität seines eigenen Geistes aufmerksam zu machen und von einseitiger Bewunderung, vor gedankenloser Nachbeterey und vor abgöttischer Verehrung der Methode zu warnen, fügten wir jene Bemerkungen hinzu. Gern gingen wir noch mit dem Vf. in das Detail der ihm vorgelegten dreyzehn Fragen ein, und verweilten mit ihm bey der zwar kurzen, aber geistreichen Erörterung so mancher interessanter und wichtiger Gegenstände; wir haben uns aber schon zu lange bey dem historischen Theil der Schrift verweilt und werden von dem Eigenthümlichen der *zellerschen* Methode bey einer anderen Gelegenheit sprechen.

L. Th.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Über den Umgang mit Kindern.* Erfahrungen, Maximen und Winke für Ältern, Erzieher und Jugendfreunde in der gebildeten Welt. Von *Carl Friedrich Pockels*, Hofrath zu Braunschweig. 1811. 271 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. *kennt* ohne Zweifel die Kinderwelt. Das Feinste und Eigenthümlichste, wonach er aber in derselben *verfahren* mag, hat er sich wohl gerade noch nicht wörtlich verdeutlicht; oder wenigstens hat er es in der vorliegenden Schrift nicht mitgetheilt, so viel Lesenswerthes sie auch in pädagogischer Rücksicht enthält. Überhaupt aber (und dieses ist wohl eigentlich die wahre Bewandniss der Sache) zeigt der wirkliche Hauptinhalt des Buchs, dass der Vf., ehe er es schrieb, die ganze Idee einer Schrift des angegebenen Inhalts nicht bestimmt genug fasste, um in der That das zu geben, was zu erwarten der Titel veranlasst. Diese Bemerkung findet ihren Beleg in den Grundzügen des wesentlichen Inhalts, welchen der Vf. selbst der Schrift vorangestellt hat.

Wer dem Faden nachgeht, den diese Grundzüge andeuten, wird nicht nur überhaupt leicht bemerken, dass er etwas unsicher und hin und her fahrend ausgesponnen worden, sondern dass auch an ihm schwerlich eine eigentliche Kunst *des Umgangs* mit Kindern zu entwickeln war, so manches Nützliche, Treffende und Feine auch allerdings (wie wir gern anerkennen) unter allen Rubriken mitgetheilt werden, und so unbezweifelt der Vf. auch hier jenes *Verdienst des Details* sich erworben hat, welches man seinen Schriften überhaupt nicht absprechen kann. Einen interessanten *Beytrag zur Erziehung* gab der Vf. ohne Zweifel. Auch hätte er immerhin das praktisch schätzbare Buch als eine *Anleitung, die wichtigsten Zwecke der Erziehung durch genauere Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten des Kindheit- und Jugend-Alters zu erreichen*, von der grossen Zahl werthloser allgemeiner und flachgehaltener Erziehungsschriften aussondern mögen. Eine Kunst *des Umgangs* mit Kindern müsste aber immer noch ganz etwas Anderes seyn, und Betrachtungen und Bemerkungen *zur Hauptsache* machen, die hier nur zerstreut und einzeln, oder beziehungsweise vorkommen.

Um aber das erwähnte Verdienst des Details mit einigen ausgehobenen Zügen zu belegen, bemerken wir, dass der Vf. sehr zweckmässig damit angefangen hat, auf den Geistes- und Gemüths-Zustand der *Kinder vom zartesten Alter* zu dem Zwecke aufmerksam zu machen, damit man nicht glaube, es sey Zeit genug, einen vernünftigen Umgang mit Kindern höchstens im dritten oder vierten Jahre ihres Lebens anzufangen. — Gute Bemerkungen über das *Widersprechen* der Kinder, die auch ganz eigentlich in eine Schrift dieser Art gehörten. — „Weil der *Vergnügungssinn* der Kinder einer ihrer Grundtriebe ist, soll man sie zu einer *Thätigkeit* leiten, die sie gern treiben, damit sie das Thätigseyn zur Masse ihrer Vergnügungen rechnen lernen. Die *Lust zur Arbeit* ist die schönste Gewöhnung, die der menschlichen Seele werden kann, und stiftet mehr Nutzen, als alle pädagogischen Lehrbücher in der Welt. Dem Menschen die Arbeit in Vergnügen zu verwandeln, ist das Kunststück des Erziehers, und vielleicht seine schönste Belohnung." Die Mittel, die der Vf. angiebt, sind fein ausgedacht, und verdienen aufmerksame Erwägung und Beherzigung. — Verwöhnung durch Lob auch in der Hinsicht verderblich, weil der Abstand gegen den harten Tadel, den nachher häufig die Welt ertheilt, gar zu empfindlich auffällt. „Kinder fühlen sich oft schon dadurch belohnt, dass man sie nicht tadelt; und *ein gefälliges Stillschweigen* pflegen sie schon zu ihrem Vortheile zu deuten." (Sehr wahr, wenn sie nicht an das *Haut-gout* oder Zuckerbrod des Lobes gewöhnt worden.) Benehmen in Rücksicht des Lobes *von Fremden*. — Geringer Nutzen von noch so rhetorisch verfassten Predigten gegen die *Eitelkeit*. Verständiger Umgang verständiger Mütter mit ihren Töchtern ist das beste Correctiv. Kein Predigen gegen die Schönheit, keine Gleichgültigkeit, oder gar ein Analysiren der Reize. Benutzung der Erfahrung, dass die meisten *geschiedenen* Frauen schön waren, und die Männer selbst schönen Weibern nicht darum getreu bleiben, weil sie schön sind. — Unterscheidung

der Offenheit und Geradheit *im Empfinden und Denken* von jener gutmüthigen geschwätzigen Offenheit *im Reden*, wo der Charakter selbst (wie Hr. *P.* sehr treffend sagt) sich in der Hingabe [und grenzenlosen Austauschung] aller Gedanken und Gefühle gleichsam auflöst. — Über die Pflicht, im U. mit K. *heiter und fröhlich* zu seyn: eine treffliche Darstellung S. 111 f. „In einem Zustande, wo das menschliche Herz sich *frey*, also auch froh fühlt, sollte man ihm eigentlich seine liebenswürdigen Gesetze begreiflich machen, und nicht vergessen, dass in der Pflicht sich zugleich die höchste Freyheit des Willens erweisen müsse." — Sorge für *das Schickliche* im höheren alterthümlichen Sinne, wonach kein Widerstreit zwischen dem Guten und Edlen, welches innen ist, mit der Form seiner äusseren Erscheinung Statt finden soll. Da indessen der Anstand, wie schon Cicero bemerkt, nur der Abglanz der Tugend ist, der im Äusseren dann *von selbst* hervorleuchtet, *wenn im Innern das Gute und Vollkommene wirklich hervorgegangen*; so ist hier auch sehr richtig die Klippe vermieden, den Anstand *unmittelbar am Äusseren des Anderen* erzeugen oder erzwingen zu wollen. Es kommt hiebey vor Allem auf *das von Anderen gegebene Beyspiel* an, das hier wohl noch nach mehreren Seiten des Schicklichen und Wohlanständigen, als geschehen, entwickelt zu werden verdient hätte. Vieles angedeutet hat aber der Vf. mit dem treffenden Worte: „der feurige Geist der Jugend müsse gleichsam *eine Gesetzgebung von anständigen Gewohnheiten* annehmen, wenn er sich nicht in zahllosen Vernunftregeln verirren [von denselben überschwemmt werden und ihnen kraftlos unterliegen] solle." In diesem Sinne wird das Capitel von der *Schamhaftigkeit* noch besonders behandelt, S. 131 f. Dem Vf. ist übrigens auch hier *das rechte Mass* nicht fremd, und er bringt Plutarchs Bemerkung in Erinnerung, dass der Unverschämte und der Schamhafte die nämlichen Fehler begehen können, indessen jener für die Schande völlig unempfindlich ist, dieser aber, ist er *zu* schamhaft, durch jeden Anschein der Schande *beunruhigt* wird. Dahin gehört auch, was der Vf. selbst sich abstrahirt hat: „Das öftere Erröthen junger Mädchen scheint mir keinen [*nicht immer* einen — hätten wir doch lieber gesagt] besonderen Werth zu verrathen. Oft zeigt es nur ein aufglühendes Temperament mit einer gewissen Bangigkeit, dass man es durchschauen wolle, verbunden u. s. w. Die wahre Sittsamkeit [die Sittsamkeit in ihrer lautersten Gestalt] kennt nur *ein* Erröthen — verkannt zu werden." — „Es giebt ein gewisses gefälliges Zuvorkommen edler Weiblichkeit, das uns vorzüglich gefällt: es ist die Unschuld eines auf sich selbst gegründeten Charakters, und einer Seele, die keines Fehltritts gegen ihre innere Würde und Heiligkeit fähig ist." — Ein schönes und wahres Gemälde. S. 139. 40. — Der Gegensatz der *Sprödigkeit*. Auch die feineren und seltneren Quellen entgehen dem Vf. nicht. Nur für den, welcher nicht selbst scharf und vielseitig beobachtet, dürfte es hie und da an bestimmterem Ausdruck fehlen. Freylich greift auch dieser Fehler manchmal sehr tief, und hat die entscheidendsten Folgen auf innere Richtung und Entwicklung, wie auf Lebensschicksal und Lebensglück. — Von Familien, in welchen „unter allen Mitgliedern bis zu den Kindern hinab ein *Misston*, wie auf einem verstimmten Instrumente herrscht."

Das letzte Drittheil des Buchs ist eigentlich eine *Anleitung zur Lebensklugheit für junge Leute*, die nun freylich eigentlich in ein Buch vom Umgang *mit Menschen*, nicht aber *mit Kindern*, gehört. Was der Vf. lehrt, ist übrigens auch hier, wo der Gegenstand oft schwierig ist, würdig und edel.

Wir haben genug gesagt, um den Werth dieser Schrift zu bezeichnen. Wir finden den Vf. häufig, und ohne damit ihn als Nachahmer charakterisiren zu wollen, in den Fusstapfen des geistreichen *Brandes*. Ist er auch nicht so gedrängt oder gediegen: so wird er eben dadurch gemeinnütziger; um so mehr, da er durch eine gewisse Milde der Darstellung *gefälliger* sich zeigt, ohne dem Ernste der Gegenstände Etwas zu vergeben. Ml.

---

## KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Über Belohnungen und Strafen in pädagogischer Rücksicht überhaupt, und* (über) *körperliche Züchtigung insbesondere*. Zunächst für öffentliche Knabenlehrer, aber auch allen Ältern und Erziehern zur Beherzigung geschrieben. Von *Chr. L. Fecht*, Diaconus in Lahr. 1810. 204 S. 8. (10 gr.) Das Capitel über Belohnung und Strafe ist in der Pädagogik schon so oft und vielfach abgehandelt worden, dass es nun wohl endlich einmal Zeit wäre, die Spreu von dem Waizen zu sondern, und aus der Menge von Meinungen, Ansichten, Vorschlägen und Erfahrungssätzen das Zweckmässige und Anwendbare für die häusliche und öffentliche Erziehung auszuwählen. Denn noch fehlt es uns immer an einer, aus rein sittlichen Principien abgeleiteten, in einem ächt pädagogischen Geiste durchgeführten, und in allen ihren Theilen durchaus anwendbaren Theorie der Disciplin. Zu dem, was *Campe, Villaume, Gedike, Resewitz, Cölar, Albanus, Ziemssen, Möller, Degen* und *Niemeyer* über diesen wichtigen Theil der Kinderzucht gesagt haben, ist vorliegende kleine Schrift ein recht guter Beytrag; aber erweitert oder fester begründet ist dadurch die Lehre von der Disciplin nicht. Alles, was der Vf. sagt, ist gut und wahr. Er spricht mit Ernst und Eifer, oft mit Spott und bitterer Ironie. Überall aber verdient er beachtet zu werden, besonders in dem, was er über die sinnlichen Strafen sagt. L. Th.

*Carlsruhe*, b. Macklot: *Nützliche Unterhaltung für junge Mädchen* in Briefen zur Nachahmung, von *Julie Mayer* geb. *v. Wölkern*. 1810. 264 S. 8. (20 gr.) Wenn gleich diese Briefe nicht als unbedingte Muster des Briefstils aufgestellt werden können: so mögen sie in Töchterschulen und Erziehungsanstalten nicht ohne Nutzen bey der Übung im Briefschreiben gebraucht werden; sie liefern wenigstens brauchbaren Stoff, über den sich junge Mädchen unterhalten können, denn es wechseln Beschreibung wirthschaftlicher, häuslicher Arbeiten, Reisebeschreibungen, historische Darstellungen und moralische Belehrungen mit einander ab, welches wir sehr zweckmässig finden. FRHT.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 NOVEMBER, 1812.

## *STAATSWISSENSCHAFTEN.*

ROSTOCK, in der müllerschen Raths- und Stadt-Buchdruckerey: *Bemerkungen über den Antrag des Herrn Kammerherrn von Wickede auf Geschendorf, die Aufhebung der Zünfte in Mecklenburg betreffend*, von einigen Zunftgenossen in Rostock. 1812. 24 S. 4.

Ein Kammerherr *v. Wickede* auf Geschendorf trug in einem kleinen Aufsatze unterm 25 Febr. d. J. bey seinen Mitständen darauf an, die beiden durchl. Herzöge von Mecklenburg zu bitten, dass alle und jede Zünfte und Innungen gänzlich aufgehoben, alle bestimmten Lehrjahre, der Gesellenstand, Meisterstücke u. f. w. abgestellt werden möchten, dass es Jedem, von was Stand und Religion oder Beschaffenheit er sey, erlaubt werden möge, in dem ganzen Lande, sowohl in den Städten als auf dem platten Lande, jede Art von Gewerbe, Kunst und Handwerk zu treiben, mehrere Handwerke mit einander zu verbinden, und von einem zum anderen übergehen zu können. Gegen und über diesen Antrag, welcher S. 21—24 abgedruckt ist, wird in diesen Bemerkungen mit eben so viel Einsicht gesprochen, als Hr. *v. W.* Unbekanntschaft verräth mit der wahren Lage der Sache, und mit dem, was viele Politiker jetzt urtheilen, und was in den Staaten, in welchen man nach den Ansichten des Hn. *v. W.* gehandelt hat, jetzt bereits die Erfahrung bestätigt.

Dass das Zunftwesen Verbesserungen bedürfe, dass es unter steter Aufsicht der Polizey stehen müsse, dass Einschränkungen und Ausnahmen von Manchem, was die Regel und Ordnung dabey mit sich bringt, Statt finden können und müssen, giebt der billige Vf. der Bemerkungen gleich Anfangs zu; nur glaubt er, dass es im Ganzen gut und nützlich sey, dass die Betreibung eines Handwerks nur denen verstattet werde, welche solches zunftmässig erlernt, sich darin nach Möglichkeit vervollkommnet, und durch ein Probestück, das von beeidigten Ältesten und den übrigen Zunftgenossen für gut anerkannt ist, als Meister bewiesen haben; und darin stimmt Rec. ihm aus inniger Überzeugung bey, aus einer Überzeugung, welche, wie er versichern kann, nicht in einer blinden Anhänglichkeit an das Alte und Abneigung gegen Neuerungen ihren Grund hat, sondern durch vielfältiges Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand, wozu es ihm an officiellen Veranlassungen nicht gefehlt hat, hervorgebracht ist. Rec. will, ohne sich gerade an die Ordnung des Vfs. zu binden, sein Ansichten, die sich grösstentheils auch in diesen Bemerkungen finden, kurz darlegen.

Es liegt in der Natur der Sache, dass man das, was man mit Erfolg betreiben will, erlernen muss, denn eine jede Arbeit hat ihre Regeln, ihre Vortheile, und je zusammengesetzter ein Gewerbe ist, desto mehr hat es Regeln. Es ist nun zwar nicht zu leugnen, dass der Eine schneller als der Andere mit dem, was zu erlernen ist, fertig wird, und zu einer gewissen Gewandtheit gelangt. Allein dessenungeachtet ist es sehr vortheilhaft, dass bestimmte Lehrjahre festgesetzt sind, die so gut von dem, der schnell begreift, als von dem weniger glücklich Organisirten ausgehalten werden müssen. Denn wie leicht wird nicht, wenn die Lehrjahre beliebig sind, ein Jeder sich für vollkommen genug halten, und aus dem abhängigen Stande eines Lehrlings hinaus in eine freyere Lage, wo es Geld zu verdienen giebt, eilen, wie dieses zum grossen Nachtheil des gründlichen Wissens in den gelehrten Ständen der Fall ist. Giebt es aber gar keinen eigentlichen Lehrlingsstand: so ist nicht nur grosse Gefahr vorhanden, dass alles ordentliche Erlernen eines Handwerks wegfallen wird, sondern es fällt auch die ganze Zucht hinweg, welche während der Lehrjahre vorhanden ist, und welche gerade in diesen Jahren dem Jünglinge, den seine Neigungen zu ganz etwas anderem, als zum Fleiss und zu einem ordentlichen Lebenswandel hinziehen, so wohlthätig und nothwendig ist, und unsere Städte würden noch ungleich voller von jenen Taugenichtsen und Müssiggängern, die sich auf nichts gelegt haben, seyn, als jetzt. Wenn man also auch Jedem die Ausübung eines Handwerks frey geben wollte: so würden doch Gründe genug vorhanden seyn, um bestimmte Lehrjahre von Jedem zu fodern, der sich in einer Commune zur Betreibung eines Handwerks mittelst Lösung eines Patents melden würde. Man wird auch diese Lehrjahre nicht zu kurz machen dürfen, theils weil es Manchen schwer wird, auch nur das Nöthige zu begreifen, theils weil es äusserst nachtheilig wird, wenn ein ausgelernter Handwerker ungeübt in den Gesellenstand tritt. Ein solcher Mensch findet entweder gar keinen Meister, oder er bleibt nicht lange bey dem, der ihn als einen ungeübten Arbeiter kennen lernt, auch ist es sehr schwer, in späten Jahren und in veränderten Verhältnissen nachzuholen, was in früheren versäumt worden, da das Geständniss von Mangel an gewissen Kenntnissen mit Beschämung verbunden ist. Doch Hr. *v. W.* will gar keinen Gesellen-

stand. Aber auch dieser ist höchst nöthig, theils um sich weiter auszubilden, wozu die Lehrjahre nicht hinreichen, theils um die Zeit auszufüllen und einen Thaler Geld zu sammeln, womit nachher das Gewerbe angefangen werden kann. Denn was sind die Folgen vom Gegentheil? Steht es Jedem frey, ohne gewisse Jahre als Geselle für einen Anderen gearbeitet zu haben, auf eigene Rechnung zu arbeiten: so wird ein jeder dem männlichen Alter entgegenreifende Jüngling, der einige Thaler in Vermögen oder auch einige Aussichten auf Kundschaften hat — wie leicht täuscht sich aber nicht der Unerfahrne —, ein Gewerbe anfangen, er wird, ja er muss heirathen, und wir werden bald einen Familienvater haben, der mit Sorgen kämpft, und in den meisten Fällen einen alten Bettler bekommen, der uns einen Haufen junger Bettler geschenkt hat. Des Menschen eigene Vernunft ist, besonders in den angehenden Jahren des männlichen Alters, selten allein im Stande, das Beste zu wählen, und den Neigungen zu einem unabhängigen Leben, dem Wunsche, einen eigenen Heerd zu haben, und den Stürmen einer sinnlichen Liebe, welche nur zu oft durch die Lockungen eines, mit den Künsten der Verführung bekannten Mädchens aufgeregt werden, sich mit Erfolg entgegen zu setzen. Hier muss eine ruhige Weisheit dazwischen treten. Unsere Vorfahren, die von den Anordnungen einer über Alles waltenden und schaltenden Polizey nichts wussten, suchten durch Associationen und Institute zu helfen. Sie kamen überein, dass ein Jeder, ehe er einem Hauswesen vorstehen, ein Gewerbe dirigiren wollte, sich in der Welt umsehen, Erfahrungen sammeln, die Hörner ablaufen, seine Kenntnisse und Fähigkeiten erweitern, und eine Ansicht der Dinge, eine Fügsamkeit in den Menschen und in die Umstände erwerben sollte, welche man in dem älterlichen Hause, in dem Geburtsorte so selten zu erwerben pflegt. Lässt sich etwas Verständigeres denken? Werden die Wanderjahre nicht von Allen gut angewandt, wird Mancher liederlich, bleibt mancher tüchtige Handwerker auswärts: das thut alles nichts. Wer kann behaupten, dass jener nicht auch zu Hause liederlich geworden wäre? Denn sind nicht die meisten von den schlechten Subjecten, welche sich in jeder Stadt finden, solche, die nie von Hause weggekommen, und sind nicht von der anderen Seite sehr oft die vorzüglichsten Arbeiter eines Orts Fremde, die bey uns geblieben, und uns den Verlust ersetzt haben, den wir durch die Ausgewanderten erlitten, die ihres Theils ein gleiches Glück in der Fremde gemacht haben? Wer über diese und andere ähnliche recht praktische Sachen urtheilen und entscheiden will, halte sich ja nicht an allgemeine Theorieen, an Träumereyen von Menschenrechten, sondern gehe in die Werkstätte der geschicktesten und gesuchtesten Handwerker, lasse sich von ihnen erzählen, wie sie es geworden, wie oft ihnen ein alter Meister, dem sie treu gearbeitet, seine Tochter und mit ihr seine Werkstatt abgetreten, oder wie sie ein verständiger wohldenkender Kundmann ihres Meisters kennen gelernt, sie aufgemuntert, unterstützt, und ihnen zu einem Glücke verholfen habe, wozu sie in ihrem Vaterlande nie würden haben gelangen können, und er wird gewiss auf andere Ideen gerathen. Der Gesellenstand ist also, ohne der Vortheile zu gedenken, welche für den Handwerker, der eine grosse Kundschaft hat, für die Wittwen, daraus entstehen, für jeglichen Menschen äusserst wichtig und nicht selten für sein ganzes Leben entscheidend. Der *esprit de corps*, welcher dadurch entsteht und darin herrscht, hat seine schlimme Seite, aber die gute ist überwiegend. Gewisse Grundsätze der Sittlichkeit, ohne welche die menschliche Gesellschaft nicht bestehen kann, werden zur Standes- und Ehren-Sache, und erhalten eine Sanction und eine Controlle, wie sie der Staat ihnen nicht zu geben vermag, und es entsteht ein Zusammenhalten, welches dem Staate Lasten und Pflichten abnimmt, für welche er sonst nicht Rath zu schaffen weiss. Statt den Gesellenstand aufzuheben, sollte der Staat ihm eher noch strengere Gesetze vorschreiben oder von den Zunftgenossen vorschreiben lassen, denn gewiss sind es nicht die Gesellen, welche von den Meistern gedrückt werden. Dieses ist gegen die Erfahrung. Auch ist ihr Loos gar nicht precair, wenn sie geschickt und fleissig sind; denn welcher Meister, der ohne Gesellen nicht fertig werden kann, wird einen braven Menschen gern gehen lassen?

Eben so nachtheilig ist der Übergang vom Gesellen zum Meister ohne Prüfung oder Meisterstück. Warum soll man es auch abschaffen, wenn man die Missbräuche davon entfernt? Ist es für den Geschickten nicht vielmehr eine angenehme Gelegenheit, seine Kenntnisse und Fertigkeiten Männern von Metier vorzulegen, als eine Last? Und ist es nicht, wie das Examen der Staatsdiener, ein vorzügliches Mittel, den Jüngling zum Fleiss und zur Ausdauer anzureiben? Man hebe einmal alle Prüfungen auf, und man wird bald sehen, wie die Zahl der Stümper in allen Fächern zunimmt. Denn Mittelgut ist die grosse Masse, auf diese muss gerechnet, für diese muss gesorgt werden. Das Genie, der Mensch von ausserordentlichen Gemüthsanlagen, ist eine Seltenheit, er muss daher ausserhalb der Berechnung bleiben, die aufs Ganze geht, und für ihn giebt es Ausnahmen. Die Stümpermässigkeit ist aber nicht bloss für den Menschen selbst ein Unglück und ein ziemlich sicherer Weg zum Bettelstabe oder zum betrügerischen Lebenswandel, sondern es ist auch für den geschickten Arbeiter verderblich. Ein solcher Stümper findet doch, wegen Wohlfeilheit, wegen schneller Förderung oder aus anderen Gründen, immer, wenigstens für eine Zeitlang, sein Publicum, besonders für Arbeiten, die weniger auf sich haben. Dadurch verliert der gute Arbeiter manche Arbeit, hauptsächlich die Gelegenheit, geringe Arbeiten zu verfertigen; es bleiben die schlechten Materialien, der Abfall, der auch Geld gekostet hat, unbenutzt; er kann kleine Zwischenzeiten nicht ausfüllen, und seinen Lehrling, der zu den besseren Arbeiten noch nicht zu gebrauchen steht, nicht gehörig beschäftigen; die Arbeiten eines Orts verlieren

ihren Ruf; veranlassen den, der ein paarmal getäuscht worden ist, auswärts arbeiten zu lassen, und verschaffen fremdem Handwerksgut einen unverdienten Absatz. Durch Freygebung der Gewerbe wird also, ohne dem einen Theile wesentlich zu nutzen, dem anderen gewiss geschadet. Wenigstens wird dieses zuverlässig der Fall seyn, wenn man auf einmal damit vorschreitet. Auch der freyen Concurrenz und der Folgen wegen, die mit derselben verbunden sind, und verbunden seyn sollen, ist die Aufhebung der Zünfte nicht nöthig. Denn die Concurrenz ist, wie ein Jeder weiss, der nicht auf einen bestimmten ganz kleinen Kreis eingeschränkt ist, im Ganzen jetzt schon eher zu gross als zu gering; auch hat sie nicht alle die segenreichen Folgen, welche man von ihr rühmt, wenigstens hat sie auch ihre Nachtheile, und es ist für das Ganze kein so grosses Unglück, wenn es einmal an einem kleinen Orte an einem Handwerke fehlt, als wenn es allenthalben Handwerker giebt, die kein Brod haben. Jenes ist eine Unbequemlichkeit, dieses ein wahres Übel. Wenn ferner darauf, dass es Jedem frey stehen müsse, mehrere Gewerbe zu treiben und von einem zum anderen überzugehen, von dem Hn. *v. W.* ein Werth gelegt wird: so zeugt dieses von grosser Unkunde. Denn die Kunst und der Künstler werden beide zu Grunde gehen, wenn das allgemein und begünstigt wird, was, wie die Erfahrung lehrt, den Ruin derer nach sich zieht, die auf diesen Weg gerathen, den verdorbene Menschen einschlagen, die keiner Anstrengung und Ausdauer fähig sind, und daher auf Projectmacherey ausgehen. Auch gehören die eigentlichen Handwerker nur in die Städte; doch hängt es von vielfältigen Umständen ab, ob und in wie weit einige derselben auf dem Lande zu gestatten sind. Übrigens sind nicht in allen Rheinbundesstaaten die Zünfte aufgehoben, z. B. in Sachsen bestehen sie noch. In Westphalen hingegen, wo die Aufhebung am weitesten gegangen, zeigen sich jetzt schon die Nachtheile davon, so dass die göttingische Societät der Wissenschaften sich bewogen gesehen hat, es zum Gegenstand einer Preisaufgabe zu machen, wie diese Nachtheile vermindert werden können. In Frankreich selbst ist die Rede davon gewesen, gewisse Meisterschaften wieder herzustellen. Es ist daher sehr zu wünschen, dass diese kleine Schrift für Mecklenburg ihren Zweck ganz erreiche, und dass man allenthalben, wo man die Zünfte noch nicht aufgehoben, damit behutsam zu Werke gehe, und durch die Erfahrungen, welche anderswo gemacht sind, sich von Missgriffen abhalten lasse. Es ist sehr leicht, eine Sache zu verderben, schwer aber, sie wieder gut zu machen, und so lange es der Obrigkeit und der Gesellschaft obliegt, für die Armen zu sorgen, ist sie auch befugt und verpflichtet, auf Mittel zu denken, die Verarmung zu verhüten.

PN.

BERLIN, in d. nicolaischen Buchhandlung: *Über den Geist der neuen französischen Finanzverwaltung.* Nebst *einigen Ideen einer zweckmässigen Finanzreform für deutsche Staaten.* Von *G. Wehnert.* 1812. XIV u. 148 S. 8. (1 Rthr. 4 gr.)

Die beiden Abtheilungen, in welche diese Schrift zerfällt, giebt der Titel an. Die *erste* geht von S. 1—78; die *zweyte* von S. 79—178. *Dort* giebt der Vf. zuerst eine allgemeine Übersicht des französischen Finanzwesens, und dann eine zwar kurze, aber doch möglichst detaillirte Schilderung der einzelnen französischen directen und indirecten Steuern; *hier* aber spricht er von Staatsschulden und dem Verkauf der Domänen, von der Grundsteuer, der Gewerbsteuer, der Stempeltaxen, den indirecten Steuern auf Einfuhr fremder Waaren, der Accise, den Posten und Lotterieen, und von der Organisation der Finanzverwaltung. Überall, sowohl hier als dort, erscheint der Vf. als ein sachkundiger Mann, der mit den Gegenständen, welche er behandelt, gehörig vertraut ist, und das, was er darüber zu sagen hat, freymüthig, richtig und deutlich vorzutragen weiss; — und allen Beyfall verdient es insbesondere, dass er bey der Darstellung des französischen Finanzsystems immer sowohl auf die Abweichungen des westphälischen aufmerksam macht, als auf die Grundsätze der Staatswirthschaft, welche bey der Würdigung der Zweckmässigkeit des Einen und des Anderen ins Auge zu fassen seyn mögen. Übrigens scheinen zwar beide Abtheilungen von einander ganz unabhängig zu seyn; allein bey einer ganz genauen Beleuchtung des Ganzen sind sie es wirklich nicht. Die erste Abtheilung erscheint hier als eine Art von Einleitung zur zweyten, abzweckend darauf, durch Darstellung der Eigenthümlichkeiten der französischen Finanzgesetzgebung und Verwaltung zu zeigen, dass eine Finanzreform nach Frankreichs Vorbilde in unseren deutschen Staaten, besonders aber in Mecklenburg, dem Vaterlande des Vfs., das er bey seinen Ideen auch vorzüglich vor dem Auge hat, so leicht nicht sey, wie Manche vielleicht glauben mögen; dass vielmehr (S. XII) Alles so vortrefflich, wie in Frankreich, nur da geordnet werden könne, wo Alles, wie in Frankreich, neu zu schaffen möglich ist; dass man aber bey der ganz anderen Lage unserer deutschen Staaten zunächst nur darauf ausgehen müsse, die gröbsten Mängel und Anomalieen der bisherigen Steuerverfassung zu heben, und dass ein einfaches Provisorium, das in der Ausführung wenig Schwierigkeiten veranlasst, das sicherste Mittel zu einer späteren allgemeinen Reform sey — worin der Vf. wirklich nicht Unrecht zu haben scheint. Die Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung, wenn sie nur einigermassen befriedigen sollen, sind wirklich einer der schwierigsten Puncte unserer Staatsverwaltung; vielleicht der allerschwierigste. Die Grundsätze einer befriedigenden Finanz-Gesetzgebung und Verwaltung kann die Theorie sehr leicht geben, begründen und rechtfertigen. Aber die schwierige Aufgabe ist die Einführung der Lehren der Schule in die wirkliche Welt — in eine Welt, wo man die Menschheit in einem ewigen Kriege Aller gegen Alle erblickt, um die Last der Abgaben von sich ab und auf Andere zu wälzen, und wo es keine Gesetzgebung und keine

Verwaltung giebt, welche die Prägravationen beseitigen könnte, welche dieser Krieg für den einen oder den anderen verwickelten Theil erzeugt, indem hier die natürlichen Gesetze des menschlichen Verkehrs mit unerbittlicher Strenge herrschen, und durch diess Herrschen oft in einem Augenblicke die mühsamsten Calculs des Staatswirths und Finanziers vernichten. Dass die Abgabe den wirklich treffe, welchen sie treffen soll, — diess mag der Staatswirth und Finanzier wohl wünschen, und sein Hauptstreben muss es seyn, seinem Abgabesystem eine Einrichtung zu geben, welche diesem Wunsche möglichst zusagt und ihn möglichst fördert. Aber bey allem Streben hienach wird die Realisirung dieses Wunsches nie ganz, bald mehr, bald weniger möglich seyn. So lange menschlicher Verkehr besteht, ist die Realisirung jenes Wunsches nie mit Zuverlässigkeit zu hoffen, und sehr richtig ist die Bemerkung eines bekannten staatswirthschaftlichen Schriftstellers: die öffentliche Abgabe trifft nur den, der sich ihr nicht zu entziehen vermag. — Abgesehen von diesen Bemerkungen über die Schwierigkeit, ein *materiell* gleichheitliches Abgabesystem in einem Lande herzustellen, unterschreiben wir jedoch ohne Bedenken alles das, was der Vf. (S. 110 fg.) über die Herstellung eines *formell* gleichheitlichen Abgabesystems sagt. Dass die Steuerfreyheit der privilegirten Stände dem Geiste unseres Zeitalters und den Foderungen der Gerechtigkeit durchaus abhold sey, ist eine bekannte, schon oft erklärte Sache; und was das Privatinteresse der bisher befreyt Gebliebenen und ihrer Sachführer gegen ihre Beyziehung zu den öffentlichen Lasten sagen mag, verdient keine Rücksicht. Es mag seyn, dass ihre Besitzungen durch diese Beyziehung zu diesen Abgaben an ihrem bisherigen Werthe, oder vielmehr Preise, verlieren. Aber was war dieser hohe Werth oder Preis anders, als ein Werk des Zufalls? Was war es anders, als das Erzeugniss einer Ungerechtigkeit des Gouvernements gegen die Nichtprivilegirten? und von wem können die Privilegirten die Garantie der Vortheile jenes Zufalls und dieser Ungerechtigkeit fodern? Sollen die jetzigen Regierungen für die Sünden ihrer Vorfahren büssen? So wenig der Besitzer einer abgabepflichtigen Besitzung wegen der gestiegenen Abgaben dieser Besitzung aus dem Grunde, weil dadurch diese Besitzung an ihrem Preise verloren habe, von Jemanden Entschädigung fodern kann: so wenig kann es der Besitzer einer privilegirten Scholle, wenn man diese in der Folge abgabepflichtig macht. Wer ein Precarium kauft, kann sich nie beschweren, wenn er durch dessen Widerruf und Aufhören in Verlust kommt. — Was der Vf. über Grundsteuern, Gewerbesteuern, Stempeltaxen und die übrigen oben angegebenen, von ihm behandelten einzelnen Abgabearten sagt, enthält zwar nichts Neues, aber seine Grundsätze sind auch im Ganzen genommen richtig. Nur gegen das, was er über Stempeltaxen und indirecte Abgaben auf die Einfuhr fremder Waaren sagt, möchte sich noch Einiges erinnern lassen. Die *Stempeltaxen* beurtheilt er zu günstig. Diese Abgaben drücken nicht bloss das Capital, und sind eine sehr ungleich vertheilte Abgabe, und sind in sofern antiökonomistisch: sondern sie drücken auch nächstdem noch das Verkehr; und gerade *dieser* Druck ist es, der sie selbst bey der (S. 141) mit Recht verlangten Mässigkeit ihres Tarifs, und wenn sie auch nur beym Übergange unbeweglicher Güter erhoben werden, lästiger und nachtheiliger macht, als die zuerst angedeuteten damit verbundenen Inconvenienzen. Und was der Vf. über indirecte Steuern auf fremde Waaren und Consumtionsabgaben überhaupt sagt, hat besonders das gegen sich, dass einmal die durch solche Abgaben erschwerte Einfuhr fremder Waaren immer nachtheilig auf die Production derjenigen inländischen Erzeugnisse wirkt, gegen welche jene Waaren bisher umgetauscht wurden, so dass die Nation durch solche Auflagen am Genusse ärmer, und dennoch an Gütermassen von Werth nicht reicher wird; und dann, dass alle solche Abgaben immer bey weitem stärker auf den angemessenen und wirklichen Preis der Waaren wirken, als jede directe Abgabe, weil jene bey der Berechnung des Schaffungskostenbetrags einer Waare immer in den Calcul kommen, diese aber, als eine vom reinen Ertrag der Betriebsamkeit, und vom reinen Einkommen gezahlte Abgabe, äusserst selten; denn was der Producent von dem wirklichen Gewinn seiner schon vollendeten Arbeit abgiebt, lässt er bey der Berechnung ihres Schaffungskostenbetrags weit eher ausser Ansatz, als was er bey der Arbeit selbst verzehrt und aufwenden musste.

Z.

## NEUE AUFLAGEN.

*Berlin*, b. Hayn: *Chronologisches Taschenbuch der neuesten Geschichte* (*von* 1789 *bis* 1812). Nebst einer Übersicht der denkwürdigsten Begebenheiten der älteren, mittleren und neueren Geschichte. Herausgegeben von *Karl Stein*. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1812. XII u. 284 S. 12. (18 gr.) — Auch unter dem Titel: *Historische Erinnerungen in chronologischer Ordnung*. (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 281.)

*Leipzig*, im Verlage des Kunst- und Industrie-Comptoirs von Amsterdam: *Conversations-Lexikon* oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände über die in der gesellschaftlichen Unterhaltung und bey der Lectüre vorkommenden Gegenstände, Namen und Begriffe in Beziehung auf Völker- und Menschen-Geschichte; Politik und Diplomatik; Mythologie und Archäologie; Erd-, Natur-, Gewerb- und Handlungs-Kunde; die schönen Künste und Wissenschaften, mit Einschluss der in die Umgangssprache übergegangenen ausländischen Wörter, und mit besonderer Rücksicht auf die älteren und neuesten merkwürdigen Zeitereignisse. In 8 Bänden. Erster Band. A bis Comparativ. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. 1812. XVIII u. 638 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1811. No. 46.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 NOVEMBER, 1812.

## PHYSIK.

Paris u. Tübingen, b. Schöll u. Cotta: *Tables hypsométriques ou tables auxiliaires pour le calcul des hauteurs à l'aide du baromètre d'après la formule de M. La Place* par *Jabbo Oltmanns.* 1809. 26 S. in Fol.

Der Werth aller Barometertafeln hängt von ihrer Genauigkeit und Bequemlichkeit ab. Was die Genauigkeit betrifft: so haben diese Tafeln dieselbe, welche die neuere Formel von *La Place* hat, die auf den Abwiegungen von *Rammond* beruht. Die ältere Formel von *La Place* beruhte auf denen von *de Luc* und war merklich fehlerhaft, da *de Luc* seine Thermometer in die Sonne hing, um die Temperatur der Luft zu erfahren. Sie gab z. B. den Montblanc um 250 Fuss zu niedrig an. Die Formel von *La Place* ist allgemein bekannt, und der Vf. hat sich im *A. J. B.* und in *Gilberts* Annalen ausführlich über die Veränderungen erklärt, die er mit dieser Formel vorgenommen, um sie in eine bequeme Tafelform zu bringen: wir glauben daher, diese hier übergehen zu dürfen, und bemerken nur, dass der Vf. seinen Zweck, eine bequeme Rechnung zu finden, vollkommen erreicht hat.

Die Genauigkeit der Tafeln wollen wir an den äusserst genauen Beobachtungen von *Daubuisson* prüfen, deren wir schon früher in diesen Blättern bey einer ähnlichen Gelegenheit erwähnten.

Höhe des Monte Gregorio,
berechnet nach *Oltmanns* Tafeln.

| 1809 | Octobr. | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| — | 1 | 5279,4 | Fuss. | Fehler | 20,1 | Fuss |
| — | 4 | 5274,6 | — | — | 15,3 | — |
| — | 7 | 5276,4 | — | — | 17,1 | — |
| — | 8 | 5280,0 | — | — | 20,7 | — |
| — | 17 | 5284,2 | — | — | 24,9 | — |
| — | 18 | 5298,6 | — | — | 39,3 | — |
| — | 20 | 5292,6 | — | — | 33,3 | — |
| — | 25 | 5276,4 | — | — | 17,1 | — |
| — | 30 | 5289,6 | — | — | 30,3 | — |
| — | 31 | 5280,0 | — | — | 20,7 | — |
| Mittel | | 5283,2 | — | — | 23,9 | od. $\frac{1}{220}$ des Ganzen. |

Dieser Unterschied von 23,9 Fuss rührt daher, dass die *rammondschen* Abwiegungen wohl nicht mit der scrupulösen Sorgfalt gemacht sind, wie die *daubuissonschen*, mit denen wir sie hier vergleichen. Dasselbe gilt von den *lindenauschen* Tafeln, welche auf 70 Bestimmungen von *de Luc, Trembley, Roy, Rammond* u. s. w. beruhen. Diese geben beym *Monte Gregorio* auch eine Abweichung von 23,3 Fuss. Die Ursache hievon scheint Rec. die zu seyn, dass man bey den älteren Barometermessungen nicht sorgfältig genug auf die ungleiche Erwärmung der Luft in der Nähe des Bodens Acht gab.

Die Tafeln von *Lindenau* und *Oltmanns* beruhen grösstentheils auf denselben Abwiegungen, und müssen daher sehr nahe denselben Fehler haben. Wenden wir uns aber zu den Tafeln von *Biot* und *Benzenberg*, die nicht auf den Abwiegungen mit dem Barometer, sondern auf denen mit der zweyarmigen Wage beruhen: so finden wir, dass jene die Höhe des Berges um 24 Fuss und diese sie um 7 Fuss zu gross angeben. — Es lohnt der Mühe, der Ursache dieser Abweichung näher nachzuspüren. Zuerst müssen wir bemerken, dass die letztere Abweichung von 7 Fuss von einem kleinen Rechnungsfehler herrührt; verbessert man diesen: so wird sie 18 Fuss. Dieser Rechnungsfehler liegt in der Correction für die Wärme, welche in diesen Tafeln zu $\frac{1}{200} - \frac{1}{4330}$ angenommen ist, und $\frac{1}{200} - \frac{1}{4330} + \frac{1}{4330}$ seyn muss. Die letztere Correction bezieht sich auf die beständige Zahl, und ist die, welche bey den Barometermessungen gebraucht wird. Die erstere $\frac{1}{200} - \frac{1}{4330}$ bezieht sich auf die Veränderung des Verhältnisses der specifischen Gewichte beider Körper, wobey angenommen, dass der Druck derselbe geblieben, nämlich 28 Zoll Quecks. auf der Temp. 0° R. Da die beständige Zahl angiebt, wie lang eine Luftsäule ist, die bey gleicher Dichtigkeit einer Quecksilbersäule das Gleichgewicht hält, die eben so lang ist, wie die Quecksilbersäule, die sie zusammendrückt, und die auch dieselbe Temperatur hat, nämlich die der Luft: so ändert sich bey der beständigen Zahl der Druck, und der Ausdruck wird wegen des mariottischen Gesetzes $\frac{1}{200} - \frac{1}{4330} + \frac{1}{4330}$. Dieses war der eigentliche Punct der Controverse, welche die Hn. *v. Lindenau* und *Benzenberg* in diesen Blättern hatten, und bey der Jeder auf gewisse Weise Recht und auf gewisse Weise Unrecht hatte. Hr. *v. Lindenau* sagte, die Ausdehnung des Quecksilbers komme bey dieser Correction gar nicht in Betracht. Dieses war unrecht. Hr. *Benzenberg* sagte, sie komme einmal in Betracht, nämlich $-\frac{1}{4330}$. Dieses war recht, wenn bloss von den specif. Gewichten die Rede war, aber unrecht, wenn man es auf die beständige Zahl anwandte. Bey dieser kommt sie zweymal in Betracht, nämlich $-\frac{1}{4330} + \frac{1}{4330}$; und da + und — sich gegen einander aufhebt: so ist es dasselbe, als wenn sie gar nicht in Betracht käme, wie dieses Hr. *v. Lindenau* behauptete. Man hätte sich vielleicht früher verstanden, wenn man gleich den Punct des Streits in klaren Worten scharf aus einander gesetzt hätte.

Wir kehren zu unserer Frage zurück, warum *Biots* Abwiegungen die Höhe des Berges um 18 bis 24

Fuſs zu groſs angeben. — Sollte ein Fehler von 48 Einheiten in der Zahl 10496 seyn, welche das Verhältniſs des Gewichtes des Queckſ. zur Luft ausdrückt? — Wenn man die Sorgfalt ſieht, mit der *Biot* und *Arago* die Luft abgewogen haben: ſo ſcheint dieſes unmöglich zu ſeyn. Sollte die Methode, daſs man die Ausdehnung der Luft von $\frac{1}{213}$ in $\frac{1}{255}$ ändert, um mit der gröſseren Wärme zugleich die gröſsere Feuchtigkeit zu compenſiren, merklich fehlerhaft ſeyn? Allein wenn man auch die Zahl $\frac{1}{213}$ beybehält, und die Rechnung für völlig trockene Luft führt, und nachher die Correction für die Feuchtigkeit ſo berechnet, wie ſie im October in der Nähe der Alpen iſt: ſo erhält man daſſelbe Reſultat; und da überhaupt dieſe ganze Correction um 15 Fuſs beträgt: ſo kann eine kleine Ungewiſsheit in ihr nicht die Urſache von dieſer bedeutenden Abweichung ſeyn. In der trigonometriſchen Meſſung des Berges kann die Urſache auch nicht liegen, denn dieſe war mit einer Sorgfalt angeſtellt, daſs die Ungewiſsheit nur bis auf 1 oder höchſtens 2 Fuſs ging. Eben ſo wenig darf man die Urſache in den Barometermeſſungen ſuchen, da dieſe mit einer ſolchen Umſicht gemacht worden waren, daſs das Mittel aus allen unmöglich um mehr als 3 Fuſs von der Wahrheit abweichen konnte. Rec. glaubt, die Urſache hievon ſey die, daſs wir bey unſeren Barometerrechnungen die alte Meinung zum Grunde legen, *daſs unſere Atmoſphäre eine einzige chemiſche Flüſſigkeit* ſey. Wenn die *daltonſche* Meinung die richtige iſt, — und dieſes iſt Rec. wenigſtens ſehr wahrſcheinlich —, daſs wir auf dem Boden von vier verſchiedenen Atmoſphären leben, davon jede ſo für ſich exiſtirt, als wenn die drey übrigen nicht da wären: ſo ändern ſich unſere Barometerrechnungen, und wir müſſen bey ihnen noch eine Correction einführen, welche bis jetzt in der Formel von *La Place* nicht enthalten war. Wenn das Barometer auf ſeinem mittleren Stande von 28,18 Zoll iſt: ſo trägt hievon nach *Dalton*

| | | |
|---|---|---|
| die Stickluftatmoſphäre | 21,2336 | Zoll |
| die Sauerſtoffluftatmoſph. | 6,4986 | — |
| die kohlenſ. Gasatmoſph. | 0,0278 | — |
| die Waſſerdampfatmoſph. | 0,4200 | — |
| und alle zuſammen | 28,1800 | Zoll. |

Da dieſe Luftarten verſchiedene ſpecifiſche Gewichte haben: ſo nehmen ſie mit der Höhe ungleich ab, — die ſchwerſten am ſchnellſten, und die Miſchung und das ſpecif. Gew. unſerer Atmoſph. ändert ſich, ſo wie man in ihr in die Höhe ſteigt. Man kann leicht berechnen, wie viel dieſes auf jede 1000 Fuſs beträgt, und ſich ein Hülfstäfelchen conſtruiren, wodurch dieſe Correction ganz einfach wird. Für den *Monte Gregorio* findet Rec. dieſe Correction — 16 Fuſs. Dieſe von 5278 abgezogen, giebt die Höhe des Berges nach der *daltonſchen* Theorie zu 5262 Fuſs. Die trig. Meſſ. giebt 5259. Auch beym *Montblanc* nähert ſich die *ſauſſurſche* Barometermeſſung der trigon. von *Tralles* um 30 Fuſs, wenn man ſie nach der *daltonſchen* Theorie berechnet.

Da es ſehr wichtig iſt, zu wiſſen, ob wir bey unſeren Barometermeſſungen bis jetzt noch eine Correction überſehen haben, welche eben ſo viel beträgt, wie die der Abnahme der Schwere in ſenkrechter Richtung: ſo will Rec. hier die Gründe anführen, welche ihn beſtimmen, die *daltonſche* Anſicht für die richtige zu halten. Aus *Benzenbergs* Schallverſuchen iſt bekannt, daſs die Geſchwindigkeit deſſelben in atmoſph. Luft bey 0° R. = 1027,4 Fuſs iſt. Nach der *newtonſchen* Theorie ſollte ſie nur 861 Fuſs ſeyn. Dieſer Unterſchied zwiſchen Theorie und Erfahrung iſt von jeher ein Stein des Anſtoſses für die Phyſiker geweſen, und *Newton*, *Euler*, *La Grange* und *La Place* haben der Reihe nach verſchiedene Hypotheſen angenommen, um dieſes zu erklären. Nach der *daltonſchen* Theorie erklärt ſich dieſes ſehr leicht. Wenn jede der vier Atmoſphären ſo für ſich exiſtirt, als wenn die anderen nicht da wären: ſo wird auch jede die wellenförmigen Bewegungen des Schalls für ſich allein fortpflanzen, und dann muſs er in der Dampfatmoſphäre am geſchwindeſten gehen, weil dieſe die gröſste Elaſticität hat, und (da das ſpecif. Gew. der Waſſerdämpfe ſich zu dem der atmoſph. Luft wie 7 : 10 verhält) mit einer Geſchwindigkeit von 1027,6 Fuſs, gerade wie die Erfahrung es angiebt. Aus den *benzenbergſchen* Verſuchen über die Geſchw. des Schalls in den Waſſerdämpfen, geſchloſſen aus der Höhe des Tons, den ſie in einer Orgelpfeife geben, folgt dieſe für 0° R. zu 1030 Fuſs, alſo gerade wie die beobachtete Geſchwindigkeit in der Atmoſphäre, denn die paar Fuſs Unterſchied kommen weiter in keinen Betracht, da ſie von der Schwierigkeit herrühren, dieſe Verſuche völlig ſcharf anzuſtellen. — Nach der Theorie muſs der Schall in der Stickluftatmoſph. mit 873 Fuſs und in der Sauerſtoffluftatmoſph. mit 814 Fuſs geſchw. gehen, und wirklich hört man in groſsen Entfernungen auch einen dreyfachen Schall, wie ſolches *Derham* ſchon bey den Strandbatterieen beobachtet hat. Bey kleineren Entfernungen hört man *bloſs ein Anſchwellen* der Schallwelle, wenn der Schall durch die 21 Zoll tragende Stickluftatmoſphäre kommt, weil der Schall wegen des Reflectirens der umgebenden Körper nie ſo ſcharf begrenzt iſt, daſs man jeden einzelnen unterſcheiden könnte. — Aus den düſſeldorfer Verſuchen über die Dauer der Schallwelle bey Kanonenſchüſſen hat ſich gefunden, daſs der Schall etwas geſchwinder als 873 und 814 Fuſs durch die Stickluft- und Sauerſtoff-Atmoſphäre geht, welches vielleicht zum Theil daher rührt, daſs bey den ſchnellen Compreſſionen der Schallwellen Wärme frey wird, wie ſolches *La Place* zuerſt bemerkt hat, — und vielleicht auch zum Theil daher, daſs man bey der theoretiſchen Berechnung der Geſchwindigkeit des Schalls ſtillſchweigend annimmt, daſs ſich die ſpec. Elaſticitäten der Luftarten gerade verhalten wie die ſpec. Gewichte, — ein Satz, der wohl nicht völlig richtig iſt.

Man hat gegen die *daltonſche* Theorie eingewendet, daſs nach ihr in einer Höhe von 20,000 Fuſs 2 p. C. Sauerſtoff weniger ſeyn müſſe, als an der Erde, daſs aber *Gay-Luſſac* in der Luft, welche er aus dieſer Höhe heruntergebracht, ebenfalls 21 p. C. gefunden, wie an der Erde. — Da nach *Dalton* jede Atmoſphäre nur unter ihrem eigenen Drucke ſteht: ſo hält auch jede nur ihre Luft im Waſſer zurück, die Sauerſtoffatmoſph. die Sauerſtoffluft, und es muſste daher aus dem Waſſer der pneumatiſchen Wanne ſo lange Sauerſtoffluft zutreten, bis 21 p. C. in der Glaskugel waren, in der die Luft aus 20,000 Fuſs Höhe eingeſchloſſen

war, weil dann erst das Gleichgewicht zwischen der Luft im Wasser und der Luft in der Glocke hergestellt war. Hätte *Gay-Lussac* diesen endiometrischen Versuch mit dem Quecksilberapparat angestellt: dann würde er andere Resultate erhalten haben. Überhaupt untersuchen wir mit unseren Eudiometern immer nur die Luft im Wasser unserer pneumatischen Wannen, und es ist natürlich, dass wir immer 21 p. C. Sauerstoffgehalt finden, die Luft mag aus den pontinischen Sümpfen oder aus den Alpen — an der Küste von Guinea oder aus Lazarethen oder Schauspielhäusern genommen seyn.

Wenn die *daltonsche* Theorie die siegende ist: so müssen alle unsere Barometermessungen, die zur Bestimmung der Constanten gedient haben, aufs neue reducirt werden, und auf eine ähnliche Weise auf den Horizont des Meeres gebracht, wie man dieses schon früher für die Abnahme der Schwere in senkrechter Richtung gethan hat. Aus dem Täfelchen, welches *Benzenberg* in den Schweizer Briefen (Theil II. S. 446) hat abdrucken lassen, sieht man, dass die Correction wegen der *daltonschen* Theorie ungefähr eben so viel beträgt, wie die für die Abnahme der Schwere, dass die eine — ist, indess die andere + ist, und dass man sich nicht bedeutend irrt, wenn man die eine gegen die andere aufgehen lässt. Bis zu 5000 Fuss beträgt der Fehler noch keine 2 Fuss in der Höhe des Berges, und bis zu 10,000 Fuss noch keine 5 Fuss. Bey höheren Bergen aber wird der Unterschied merklicher, z. B. beym Chimborasso würde er 33 Fuss betragen, um die man die Höhe des Berges zu niedrig fände. Indess wird die Correction wegen der *daltonschen* Theorie weder die Tafeln von *Oltmanns*, noch die von *Lindenau* in eine grössere Übereinstimmung mit den Messungen auf dem Monte Gregorio bringen, da die Ursache der Abweichung in den Grundbestimmungen liegt, auf denen beide beruhen. Nur *Biots* und *Benzenbergs* Tafeln können durch diese Correction diese Messungen näher gebracht werden. Es ist sonderbar, dass *Biot* in seinen Tafeln bloss die Übereinstimmung seiner Abwiegungen mit *Rammonds* Abwiegungen erwähnt, ohne der Nichtübereinstimmung mit den *daubuissonschen* zu gedenken, über die er doch der Berichterstatter im Institut war. — Noch sonderbarer ist, dass *Daubuisson* die Nichtübereinstimmung mit *Rammonds* Abwiegungen bemerkt, — und zugleich sagt, dass sie mit *Biots* Abwiegungen stimmen. Dieses thun sie nur in dem Falle, dass die *daltonsche* Theorie die richtige ist, an die aber *Daubuisson* nicht gedacht hat. — Rec. hat sich vergeblich bemüht, die Ursache dieses Widerspruches aufzufinden.

Rec. hielt es nicht für überflüssig, hier eine kurze Übersicht über die Genauigkeit unserer Tafeln und über die Ursachen der kleinen Abweichungen unter sich zu geben — um den Lesern die Übersicht hievon so viel möglich zu erleichtern. Er geht jetzt zum zweyten Theile der Anzeige von Hn. *O's*. Tafeln über, welcher die Bequemlichkeit der Rechnung betrifft. Er muss ihnen das Zeugniss geben, dass sie ihm unter allen bey der Rechnung am bequemsten geschienen haben, — und ungleich bequemer, wie die von *Biot*. Nur ist das Format ein wenig gross und der Druck weitläuftig, welches vielleicht dadurch veranlasst wurde, dass sie einen Theil der *humboldtschen* Werke ausmachen. — Sollte der Vf. eine neue Auflage besorgen: so wünscht Rec., dass er sie ganz für Reisende einrichte, ein kleineres Format und einen engeren Druck nehme, die Tafeln übrigens nicht abkürze, denn was man an Kürze gewinnt, das verliert man wieder am Interpoliren. Zur Bequemlichkeit der Reisenden gehört eine leichte Übersicht über die Natur und die Einrichtung der Tafeln. Der Vf. setzt in der Erklärung der Tafeln voraus, dass der Leser die Formel von *La Place* und die Gründe kenne, worauf sie beruht, und zeigt bloss die Veränderungen an, die er mit dieser Formel vorgenommen, um sie in bequeme Tafelform zu bringen. Bey vielen Reisenden dürfte es aber nicht der Fall seyn, dass sie die Formel von *La Place* kennten, und diese müssen dann mechanisch nach den angeführten Beyspielen rechnen, ohne dass sie wissen, warum und weswegen. Rec. glaubt, der Vf. würde sich ein Verdienst um diese Classe der Reisenden erwerben, wenn er zugleich die Gründe aus einander setzen wollte, worauf das Höhenmessen mit dem Barometer beruht, wenn er sich hiebey bloss an die physikalische Betrachtung der Aufgabe hielt, und zeigte, dass alles Höhenmessen mit dem Barometer ein blosses Abwiegen ist, bey dem man aus dem Gewichte des einen Körpers einen Schluss auf die Grösse des anderen macht, der ihm das Gleichgewicht hält. Nimmt man nun noch zugleich an, dass in einer Luftschicht, die nur ein paar Fuss dick ist, die Luft am unteren Ende nicht merklich dichter wie am oberen ist, — ein Satz, den jeder Leser leicht einsieht: so kann man die ganze Lehre des Höhenmessens auf blosse *Regula de Tri* bringen, und man braucht keine Integral-Rechnung und keine Logarithmen, — denn alle Correctionen, die bem Höhenmessen vorkommen, entwickeln sich sehr leicht aus den physischen Betrachtungen der Aufgabe, und man kann sie in schlichten Worten so fasslich vortragen, dass jeder Leser sie begreift, wenn er nur überhaupt fähig ist, etwas zu begreifen, auch wenn er es in der Rechenkunst nicht weiter als bis zur Regel de Tri gebracht hat.

a + b + c.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Über Naturphilosophie in Bezug auf Physik und Chemie.* Ein Beytrag zur kritischen Übersicht der physikalisch-chemischen Literatur, von *Wilhelm Nasse*, Adjunct der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. 1809. X u. 146 S. 8. (16 gr.)

Eigentlich ist diese Schrift eine Beurtheilung des jetzigen Zustandes des physikalisch-chemischen Studiums. — Dass zu einer Zeit, da man in Hinsicht der Methode dieses Studiums so schwankend und uneinig ist, eine solche Beurtheilung nicht überflüssig sey, wird jeder Kenner eingestehen. Wir müssen also dem Vf. für sein Unternehmen danken, vorausgesetzt, dass derselbe es mit gehöriger Einsicht und Unparteylichkeit ausgeführt habe. Ob diess der Fall sey, glaubt Rec. durch Angabe des Hauptinhalts der vier Abschnitte, in welche diese Schrift eingetheilt ist, am besten darlegen zu können.

I Abschn. *Historische Einleitung in die Naturwissenschaft.* Philosophie beherrschte und förderte stets die Wissenschaften. Die Naturwissenschaft war bisher bloss fragmentarisch, und näherte sich erst durch *Schellings* Bemühungen dem Ziele, ein wissenschaftliches Ganzes zu bilden. Physik und Chemie sind die Grundlage aller Naturwissenschaft. Jene, als Zweig der angewandten Mathematik genommen, gewann dieser den Vorrang ab. Physik und Chemie müssen geleitet werden durch philosophische Speculation, begründet hingegen durch reine Empirie. Jene allein führt irre, wie die Geschichte der Wissenschaft lehrt: man darf daher nicht jeder philosophischen Neuerung beypflichten; hingegen beschränkt man sich selbst, wenn man nur für das Alte empfänglich ist. (Die Beantwortung der Frage, was Philosophie sey, die freylich hier nicht zu fodern ist, lehnt der Vf. ab. Auch der S. 13 angeführte Ausspruch von *Schelling* ist eine blosse Ablehnung, indem darin die Philosophie nur für etwas Subjectives genommen wird. Allerdings aber hat das Philosophiren ein gewisses Object, ohne welches jenes überhaupt nicht Statt finden würde. Auch erklärt sich der Vf. im Folgenden etwas näher hierüber.)

II Abschn. *Über den Begriff der Philosophie in Beziehung auf positive Wissenschaften, mit Rücksicht auf Schellingsche Naturphilosophie.* — Philosophie ist ein Wissen der Ideen, das dem positiven Wissen vorangehen muss. Vorausgesetzt, dass es innere Nothwendigkeit hat, muss es mit der reinen Empirie aufs genaueste übereinstimmen. Jede Wissenschaft, in sofern sie nach Principien *a priori* fortschreitet, hat daher ihre philosophische Seite und ist dann selbst philosophisch; so auch die Chemie. — Kein ursprünglich metaphysischer Satz darf in einer reellen Wissenschaft in seiner Allgemeinheit aufgestellt werden, sondern er findet darin nur Platz durch seine Anwendung auf die Wirklichkeit. Metaphysik und Physik müssen einander durchdringen. Theorie und Empirie hören, von einander getrennt, beide auf, Wissenschaft zu seyn. Streng genommen, und den Ursprung ins Auge gefasst, ist alles Wissen empirisch. Es giebt nur rationale Wissenschaften. Auch die, welche man für bloss empirische erklären wollte, müssen sich dazu erheben. Das Technische ist nur Werkzeug der Wissenschaft; im Übrigen sind Physik und Chemie eben sowohl, und noch bestimmter, Wissenschaft, als z. B. die Medicin. Der Ausdruck: systematische Kunst, widerspricht sich selbst. — Es giebt nur Eine Naturwissenschaft, deren erstes Princip die dualistische Dynamik ist. (Hier werden *Kants* u. *Schellings* Verdienste gehörig gewürdigt.) Chemie umfasst die ganze Natur; denn das gesammte Wirken der Natur ist ursprünglich chemisch. Es giebt nur Einen Chemismus: ein verschiedenartiger lässt sich nur auf solche Weise annehmen, wie der Physiolog von verschiedenartigem Leben redet, da es doch eigentlich nur Ein Leben giebt. Es giebt keine Naturphilosophie, oder speculative Physik, als abgesonderte Wissenschaft. Tadelnswerth ist es, Theorie von Empirie so ganz scheiden zu wollen. Dass Chemie erst Wissenschaft sey, sobald sich ihre Principe mathematisch-construiren lassen, ist eine irrige Annahme *Kants* und *Schellings*: es giebt keine mechanische Chemie. Keiner Wissenschaft kommt die Benennung: Erfahrungswissenschaft, ausschliesslich zu; jede Wissenschaft, und so auch die Chemie, hat ihre historische Seite.

III Abschn. *Über den gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunct der physikalisch-chemischen Literatur.* — Der Vf. erinnert, dass man jetzt so wenig sich bemühe, Ordnung in das Ganze der chemisch-physikalischen Kenntnisse zu bringen, da es doch so nöthig sey; und ermahnt, *Schellings*, so wie vorzüglich *Winterls* Bemühungen nicht gering zu schätzen. Bey manchen Irrthümern im Einzelnen, könne doch das vom Letzteren aufgestellte Ganze wahr und wichtig seyn, und zur Kenntniss dieses Ganzen führe die Kenntniss der Andronie und Thelyke keinen Schritt weiter; vielmehr müsse der eigenthümliche Geist der *winterlschen* Lehre, die von immateriellen Principen ausgehe, aufgefasst werden. — Nun werden *Lavoisiers* Verdienste anerkannt und zugleich in ihre Schranken gewiesen. Mit Recht wird (gegen die unbegreifliche Annahme so vieler Anderer) behauptet: Er sey schwerlich Willens und gewiss ausser Stande gewesen, die Chemie zu einem wissenschaftlichen Ganzen zu machen; selbst seine Idee von der Gasbildung sey höchst einseitig. Bey dem unsinnigen Zurückführen alles chemischen Wissens auf das blosse Ponderable thue man, der Consequenz zu Liebe, am besten, wenn man Licht, Wärme, Elektricität u. s. w. für blosse Hirngespinste erkläre. — Man möge bedenken, dass die Verfahrungsweise des analysirenden Chemikers, zumal bey Verbrennungen, eine zerstörende sey, welche mit der zuvor von der Natur beobachteten in geradem Widerspruche stehe. — — Dann folgt eine strenge, aber nicht ungerechte, Kritik der Untersuchungs- und Lehr-Methode französischer Chemiker, mit besonderer Rücksicht auf die sogenannte vegetabilische und animalische Chemie; und darauf Bemerkungen über das unpassende Verfahren mancher Journalisten und Recensenten im chemischen Fache.

IV Abschn. *Über den physikalisch-chemischen wissenschaftlichen Vortrag.* — Dieser Abschnitt ist die Nutzanwendung der ganzen Schrift. Der Vf. versteht unter dem *Vortrage* nicht bloss den mündlichen. — Zu kleinliche Behandlung des Einzelnen und auf der anderen Seite eine willkührlich kühne des Allgemeinen sey nach *A. v. Humboldts* Erinnerung der jetzt herrschende Charakter. In Lehrbüchern müsse man Chemie und Physik vereinigen, und diese nur in sofern von jener trennen, als sie, ihrem wahren Gehalte nach, angewandte Mathematik sey. — Die Physik, in ihrer bisherigen Getrenntheit von der Chemie, treffe der Vorwurf eines unvollkommenen Lehrplans noch mehr. — Das Übrige enthält die weitere Ausführung und Anwendung hievon.

Rec. giebt den, hier kurz geschilderten Ansichten des Vfs. völligen Beyfall und findet zugleich die Klarheit des in dieser Schrift herrschenden Ideenganges lobenswerth. Dagegen ersucht er den Vf. dringend, auf die Form und die Richtigkeit des Stils grösseren Fleiss zu wenden, dessen Mangel selbst durch das flüchtigere Arbeiten auf einer Reise nicht gehörig entschuldigt wird. — Diess vorausgesetzt, wünscht Rec. sehr, dass der Vf., welcher als guter Techniker in seinem Fache desto mehr vor Verblendung sicher ist, bey gehöriger Musse eine ausführliche Beurtheilung des *winterlschen* Systems bald liefern möge.

m. t. b.

# JENAISCHE
# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 NOVEMBER, 1812.


## MATHEMATIK.

Berlin, b. Salfeld: *Kurze Darstellung der sphärischen Trigonometrie, mit einigen Anwendungen auf die Astronomie, Geographie und Feldmesskunst*, für Anfänger und Liebhaber dieser Wissenschaften, besonders für die höheren Classen des werderschen Gymnasiums, von *C. G. Zimmermann*, Prof. am werd. Gymnas. und Lehrer der prakt. Feldmesskunst an der königl. Bauakademie. Mit einer Vorrede von *J. A. Eitelwein*, königl. preuss. Geh. Oberbaurathe, Director des königl. Oberbaudep. u. s. w. Zweyte durchaus umgearbeitete Ausgabe. Mit 2 Kupfern. 1810. 335 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Trigonometrie ist ein wenig weitläuftig, so wie der Titel. Die ebene und sphärische Trigonometrie läfst sich bequem auf einem Drittel des Raums abhandeln, sobald man für Anfänger oder blosse Liebhaber schreibt. — Auch ist Kürze schon deswegen zu empfehlen, weil die Länge des Weges die Übersicht erschwert, und von der Übersicht hängt die Klarheit unserer Kenntnisse ab. Nach der Vorrede des Vfs. war seine Hauptabsicht bey der Ausarbeitung dieses Werks, einen Theil der Schwierigkeiten, welche Anfänger bey dem Studium der sphärischen Trigonometrie finden, dadurch aus dem Wege zu räumen, dass er Modelle aus Pappe verfertigte, an denen man die Lage der schneidenden Ebenen und der Kreisbogen anschaulich zeigen könnte. Allein abgerechnet, dass es mit Schwierigkeiten verknüpft ist, solche Modelle in den Buchhandel zu bringen: so sind sie auch völlig überflüssig, weil man Alles eben so leicht auf der Kugel zeichnen kann, und eine Kugel von 3 Zoll Durchmesser liefert jeder Dreher für ein paar Groschen. Eine solche Kugel muss jeder Anfänger haben, nebst einem Gradbogen von gleichem Halbmesser, um die Seiten, und einen hohlgetriebenen Transporteur, um die Winkel messen zu können. Indem er nun alle Aufgaben, die in der sphärischen Trigonometrie vorkommen, durch Zeichnung auf der Kugel löst; so wird er mit den sphärischen Dreyecken eben so vertraut wie mit den Ebenen, und er lernt alle die Fälle kennen, in denen man mit den drey gegebenen Stücken zwey verschiedene Dreyecke beschreiben kann, und die also der Natur der Sache nach zweydeutig sind. — Die Anschauung dieser Fälle erleichtert ihm der Lehrer sehr, wenn er ihm die 5 Figur aus *Kästners* sphärischer Trigonometrie auf eine Halbkugel zeichnet, und die vielen Schreibfehler verbessert, die in dieser Figur durch 6 Auflagen stehen geblieben sind. Ist der Schüler durch das Zeichnen der sphärischen Dreyecke recht bekannt mit ihnen geworden: so sagt ihnen der Lehrer: man könne die Dreyecke auch durch Rechnung auflösen, und viel genauer als durch Zeichnung. Er theilt ihm nun die vier Lehrsätze mit, auf denen die ganze sphärische Trigonometrie beruht, und für welche die geometrischen Beweise sehr leicht sind, da sie alle auf der Ähnlichkeit der Dreyecke beruhen. — Kennt er diese: so ist jede Rechnung ein blosser Regula Detri-Satz. Der Schüler, welcher gewohnt ist, jedes Dreyeck auf der Kugel zu zeichnen, wird die Zweydeutigkeiten, die aus den trigonometrischen Linien entstehen, nicht empfinden, denn er weiss schon aus seiner Zeichnung, ob das Gesuchte stumpf oder spitzig ist. — Auch braucht er keine einzige trigonometrische Formel, so lange er nur seine vier Lehrsätze weiss; und vergisst er diese: so behält er wenigstens die Figur, und nach dieser kann er sie immer wieder leicht auffinden. Er hat bey der Rechnung nun auf weiter nichts zu sehen, als ob die drey gegebenen Stücke alle Seiten oder alle Winkel sind. In diesem Falle geht die Auflösung nach dem vierten Lehrsatze. Oder ob die drey gegebenen Stücke aus Seiten und Winkeln bestehen; in diesem Falle muss er noch Acht geben, ob zwey aus den gegebenen Stücken einander gegenüber liegen, und dann kann er sie nach dem ersten und dritten berechnen (die auf dem Verh. der Sinus der Bogen und der Sinus der Winkel beruhen). Oder ob alle drey neben einander liegen, und dann berechnet er das Gesuchte nach dem zweyten Lehrsatze (der auf dem Verh. der Tang. beruht). Ob die Perpendikel ins Dreyeck oder ausserhalb fallen, sieht er leicht an seiner Figur. Auch wird er bald an seiner Halbkugel bemerken, dass, wenn die Winkel an den Grundlinien gleichartig sind, ein Perpendikel jedesmal ins Dreyeck fällt.

Auf diese Weise wird der Schüler alle Dreyecke berechnen können, ohne auch nur eine Formel zu kennen, und da er jedesmal das ganze Dreyeck auflöst: so ist seine Rechnung nach den Lehrsätzen auch eben so kurz als nach der Formel. Die Formeln erhalten nur dann Werth, wenn man ein einzelnes Stück am Dreyeck finden will, z. B. das fünfte oder sechste; man braucht dann nicht das vierte zu suchen, wie dieses geschehen muss, wenn man direct nach den Lehrsätzen rechnet. Und hier könnte man wohl füglich mit dem Anfänger stehen bleiben. Geht man

körper das gewöhnliche Verfahren nicht ausführbar machen, läſst ſich kürzer dadurch löſen, daſs man auf dem bereits abgeſteckten Stücke der Linie einen Perpendikel errichtet, der mit ſeinem äuſserſten Puncte neben dem Hinderniſſe vorbeygeht. Zieht man nun auf derſelben abermals ein Loth von gehöriger Länge, und errichtet an deſſen Ende wieder einen Perpendikel ſo groſs als der erſte: ſo muſs ein an deſſen Ende auf derſelben aufgeſtelltes Loth die Verlängerung der zuerſt abgeſteckten geraden Linie ſeyn, wie ſehr leicht erweisbar iſt. — In No. a) S. 108 findet ſich das Verſehen, daſs alle Rhomboiden, welche einerley Grundlinie und Höhe haben, *ſich decken* ſollen. Bey dem Beweiſe in b) vermiſsten wir ungern die Betrachtung der beiden anderen noch möglichen Lagen der Parallelogramme. Zum wenigſten ſollten die Schüler darauf aufmerkſam gemacht werden, die ſodann die Beweiſe leicht ſelbſt finden würden. — Der Beweis des Satzes: Jedes Dreyeck iſt die Hälfte eines Parallelogramms, welches mit ihm gleiche Grundlinie und Höhe hat, iſt S. 109. No. 2 ohne alle Noth viel zu weitläuftig nach *vier* beſonderen Fällen durchgeführt, da es doch hier nur *eines* Beweiſes bedarf, um daſſelbe darzuthun. — Die Lehre von der *Ähnlichkeit der Dreyecke* iſt S. 117—129 mit einem allzu groſsen Aufwande von Worten vorgetragen, und wir zweifeln, ob ſie dem Anfänger ſo faſslich und befriedigend erſcheinen wird, als ſie nach dem Geiſte des *käſtnerischen* Vortrags ſeyn müſste. Eben dieſe zu weit getriebene Ausführlichkeit müſſen wir an §. 64 tadeln, worin die Auflöſung der Aufgabe: ein Dreyeck zu bilden, welches einem gegebenen ähnlich iſt, *einen vollen Bogen* ausfüllt. Nach unſerer Überzeugung wird eine ſo ängſtliche Aufzählung der Haupt- und Neben-Fälle die Geduld des Anfängers ermüden, und ihm dieſes weitläuftige Problem gehäſſig machen.

Dieſe Bemerkungen mögen von der Aufmerkſamkeit zeugen, womit wir des Vfs. Schrift geprüft haben, und Lehrern die nöthigen Winke geben, die gerügten Mängel zu verbeſſern, um dieſes, im Ganzen recht ſehr brauchbare Werk dadurch noch nützlicher zu machen.

Δ

## KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Neuſtadt a. d. Orla*, b. Wagner: *Denkſprüche.* Ein Verſuch, deutſche Rechtſchreibung zu befördern; von *Amadeus Ziehnert.* 1811. XXIV u. 68 S. 8. (6 gr.) Der Vf. dieſer Denkſprüche iſt Rector und Hoſpitalprediger zu Königsbrück. Er hat dieſelben zunächſt für Deutſchlands Jugend beſtimmt, welche Luſt und Neigung hat, ihre vaterländiſche Sprache richtig ſchreiben, leſen und ſprechen zu lernen. Dabey ſollen ſie zugleich moraliſche Erweckungen, geſellſchaftliche Belehrungen, geſchichtliche und geographiſche Erinnerungen und wirthſchaftliche Bemerkungen befördern, den Kindern eine unterhaltende, mannichfache Sammlung von Kleinigkeiten für ihre Denk- und Gedächtniſs-Kraft geben, und den Schullehrern, beſonders auf dem Lande, als Materialien zu kleinen Schönſchreibemuſtern oder als Vorſchriften dienen. Zu Erreichung ſeines Zwecks hat er mehrere gleich oder ähnlichlautende Wörter in vierzeilige Verſe von verſchiedenen Sylbenmaſsen gebracht, an der Zahl 450. Ein paar ſolche Verſe mögen des Vfs. Verfahrungsart bezeichnen.

No. 227. Geh', hole mir ſchnell Silberglette
vom Apotheker. *Werſe* nicht
die andern Knaben mit *der* Klette,
ſonſt fällſt du bey der Glätte aufs Geſicht.

No. 331. Es droht mit Regen, bringt Rechen und Seil,
den Weizen zu binden in Garben.
Wer ſich nicht will regen, verſäumet ſein Heil,
*ihn rächen* der Hunger, das Darben.

Was heiſst bey dem Vf. *Jemanden rächen?* — Nach dieſen Proben, denen das Ganze gleicht, wird es leicht ſeyn, ſelbſt über dieſen Verſuch zu urtheilen.

B—g.

*Nürnberg*, in der Expedition der allgemeinen Handlungszeitung: *Der Verkündiger*, oder *Zeitſchrift für die Fortſchritte und neueſten Beobachtungen, Entdeckungen und Erſindungen in den Künſten und Wiſſenſchaften.* Mit einem Intelligenzblatt für Gegenſtände der Literatur, Juſtiz, Polizey und Gewerbe. Vierzehnter Jahrgang. 1810. Januar bis December. 424 S. Funfzehnter Jahrgang. 1811. Januar und Februar. 172 S. 4. (Der Jahrgang 1810 koſtet 2 Rthlr. 20 gr., der Jahrgang 1811 koſtet 6 Rthlr. 16 gr.) Der Verkündiger iſt ſo reich an der Menge der darin enthaltenen Aufſätze des mannichfaltigſten Inhalts, daſs die Titel derſelben allein über eine Columne hier füllen würden. Bald wird eine bekannte oder unbekannte Anekdote erzählt, bald eine neue Erfindung angeprieſen, bald etwas Moral gepredigt, bald aus einer Reiſebeſchreibung, bald aus der allgemeinen Literatur ein wenig mitgetheilt. Jedes Stück nach Würden zu ſchätzen, geht nicht an. Wir nennen alſo bloſs die längeren Aufſätze, die uns durch Inhalt oder Form einiges Intereſſe gewährt haben. Es ſind folgende: Über die Schädlichkeit des Abſchneidens der Haare, über die Bereitung des Bleyweiſses, über die neue Stahlfabrication in Sachſen, über die Gewinnung des Zuckers aus Ahornſaft, über den bairiſchen Akademiker *Ritter*, die Natter im Leibe des Mädchens zu Steckborn, Nachträge zu *Roths* Geſchichte des nürnbergiſchen Handels, über die Politik des römiſchen Hofes, *Aſhe's* Reiſe nach Nordamerika, der heil. Juſtinus zu Rom 1810, Anbau der beſten Pflanzen zu Heu, Ratiocinia über einige wichtige Gegenſtände (Ewigkeit, Welt, Religion), literariſche Notizen über Nibelungen Lied, die Bereitung des Traubenſyrups, über die Bienenzucht, Überſicht der verſchiedenen Acker- und Wirthſchafts-Syſteme, der Proceſsgang im 19 Jahrhundert, die Wehabis, die deutſchen Höfe vor hundert Jahren, der neue Canal unter der Themſe, über das Waſchen durch Dämpfe, ägyptiſche Antiquitäten und Hieroglyphen, über einige Folgen der Sündfluth in religiöſer Hinſicht, die Landwirthſchaft im ſüdlichen Irland, Sitten der Wilden in dem neuentdeckten nordweſtlichen Amerika, meteorologiſche Beobachtungen in Karlsruhe und im Aargau 1810, über den Hopfenbau, der jetzige Zuſtand von Canada, Zuckergewinn aus Maisſtengeln, Überſicht des Harzes, über den Brand im Getraide, Manufacturen in Lyon, über den Anbau des Waids. — Seit 1811 werden ſtärkere Hefte vom Verkündiger gedruckt; daher der unverhältniſsmäſsig höhere Preis. Anſtatt daſs im vorigen Jahre das Heft kaum 36 Seiten enthielt, hat in dieſem der Januar 92, der Februar 80.

Cht.

*Berlin*, b. Schmidt: *Die kleinen Jäger in allen Elementen.* Ein naturhiſtoriſches Würfelſpiel für Jung und Alt. Ohne Jahrzahl. (20 gr.) Dieſes Würfelſpiel ſoll, indem es einen angenehmen und nützlichen Zeitvertreib verſchafft, zugleich lehren, wie und mit was für Waffen, Fallen u. ſ. w. verſchiedenen Thieren nachgeſtellt wird. Da man hier Luft-, Land- und Waſſer-Thiere findet, auf die man Jagd machen kann: ſo iſt dem kleinen Jäger der Zuſatz *in allen Elementen* geworden. Das Spiel iſt gut erfunden, und kann allerdings einigemal zum nützlichen Zeitvertreib dienen.

J. 8.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 NOVEMBER, 1812.

## NATURGESCHICHTE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin Magazin für die neuesten Entdeckungen in der gesammten Naturkunde.* Vierter Jahrgang. 1—4 Quartal. 1810. 322 S. 4. mit 9 Kupfert. (5 Rthlr.)

Dieser Jahrgang enthält folgende Abhandlungen. *Beschreibung eines zweckmäfsig eingerichteten Monochords von Fischer.* Das Monochord scheint sehr brauchbar, doch läfst sich die Beschreibung nicht abkürzen. Zugleich giebt der Vf. ein bequemes Mittel an, den Durchmesser der Saiten zu finden. — *C. D. W. Lehmann über die Zerbrechlichkeit der Blindschleiche, und die Übereinstimmung des inneren Baues derselben mit den Eidechsen;* mitgetheilt vom Prof. *Schneider.* Zuerst werden die gewöhnlichen Angaben von der Zerbrechlichkeit der Blindschleiche geleugnet, dafs nämlich diese Schlange sich steif mache, wenn man sie anrühre oder reize, und dann durch einen Schlag leicht zerspringe. Rec. hat ebenfalls diese Steifheit oder Starrheit niemals bemerkt, wohl aber gefunden, dafs sie durch einen Schlag leichter zerspringt, als andere Schlangen. Die Zerbrechlichkeit dieses Thieres schränkt sich darauf ein, dafs der Schwanz leicht abbricht, wenn man das Thier bey demselben aufhebt, und es sich hin und herwinden läfst. Dasselbe findet auch mit *Lacerta agilis* Statt. Der sonderbare Bau der kurzen Muskeln, wodurch dieses möglich wird, ist hier beschrieben. Zugleich sind noch andere anatomische Bemerkungen beygefügt. — *Einige neue Piezaten-Gattungen* von D. *Klug.* Diese Gattungen sind: *Ptilotopus,* wohin *Bombus Americanorum* gebracht wird, *Bombus* nahe verwandt, aber durch die Kinnladentastern verschieden; *Tetrapedia,* mit *Trigona* verwandt, aber durch Füfse und Geäder der Füfse unterschieden, wovon die einzige Art, *T. diversipes,* aus Brasilien kommt; *Gnatho,* deren einzige Art, *Gn. Lichtensteinii,* D. *Lichtenstein* vom Cap brachte; *Scotaena,* gleichfalls nur von einer Art, *Sc. trifasciata* aus Brasilien; *Trachypus,* ebenfalls nur mit einer Art, *T. Gomesii* aus Brasilien. — *Über die Eisenerzlager in Schweden* von *L. v. Buch.* Kurze Bemerkungen über die Lager von Utö und Dannemora. Sie sind dem Gneuse untergeordnet. — *Über Salix arbuscula* von *Willdenow.* Der Vf. beschreibt diese kleine Weide, deren Bestimmung er nach *Linnés Flora lapponica* annimmt, denn in *Linnés* Herbarium liegt unter diesem Namen *S. incubacea.* Zugleich unterscheidet er hievon *S. arbuscula Host,* die er *S. hosteana* nennt. — *Bemerkungen über Plumiers Tract. de Filicibus americanis* von Demselben. Bestimmung dieser Abbildungen nach den *Spec. plant.* — *Kritik der Gyrophoren oder Wirbelflechten* von *Flörke.* Gegen *Acharius* gerichtet, der die Zahl der Arten zu sehr anhäuft. — *Etwas über locale und allgemeine Gebirgsarten* von *L. v. Buch.* Warnung gegen den Fehler, aus besonderen, einzelnen Formationen die ganze Geschichte der Erde erklären zu wollen. Eine solche locale Formation, ein ausgetrockneter Teich, sey *Oeningens* Mergelschiefer; auch das Steinkohlengebirge zu Locle oben auf der Höhe des Jura im Fürstenthum Neufchatel sey nur der Absatz eines grofsen Landsees. — *Auszüge aus Briefen. Von Schlottheim* berichtet, dafs Hr. *v. Hoff* Muschelversteinerungen im bituminösen Mergelschiefer gefunden habe; auch er fand Gryphiten mit langen Stacheln im fischbacher Flötz. Auch beschreibt *v. Schlottheim* einen schlackigen Brauneisenstein von Friedrichsroda im Gothaischen. — *Lythrodes, eine neue Fossiliengattung aus Norden,* von *Karsten.* Von Friedrichswärn. Ist mordoreeroth, derb und eingesprengt, uneben ins splittrige, aber versteckt blättrig, fettig schimmernd, undurchsichtig, halbhart. Besteht aus 44,62 Kieselerde, 37,36 Alaunerde, 2,75 Kalkerde, 8,00 Natron, 6,00 Wasser, 1,00 Eisenoxyd, 0,27 Verlust. Der Name ist sonderbar, und zu sehr nach der Analogie der Pflanzennamen gebildet. — *Blechnum unilaterale,* eine neue peruanische Art, beschrieben von *A. Swartz.* —

II Quart. *Über die Disperis alata (Labillardiere)* von Demselben. Der Vf. vermuthete, dafs diese Pflanze nicht zur Gattung *Disperis* gehören möchte; eine Vermuthung, welche durch ein mitgetheiltes trocknes Exemplar bestätigt wurde. Er nennt sie also *Diplodium australe,* und beschreibt sie genau. — *Die Pflanzengattung Linconia,* beschrieben vom Pr. *Swartz.* Eine neue Art, L. *thymifolia* vom Cap, wird beschrieben und mit L. *alopecuroidea* verglichen. Zugleich einige Bemerkungen über die Gattung überhaupt, die er dem *Rhamnis* verwandt hält, vorzüglich *Brunia* und *Levisanus.* Der *Germen* ist *inferum.* — *Bemerkungen über Panicum dimidiatum, und Beweis, dafs es eine Rottboellia sey,* von Demselben. Er nennt sie *R. complanata.* — *Über die Erscheinung und Erleuchtung des Ringes vom Saturn aus diesem Planeten betrachtet,* von *Bode.* — *Über das Keimen der Gewächse* von *Willdenow.* Der Vf. hat schon längst geäufsert, dafs *Gärtners albumen* zu den Coty-

ledonen gehöre. An den Umbellenpflanzen wachse dieses *albumen* zu Samenblättern aus; auch verwandele sich am *Chenopodium* das *albumen* in Samenblätter, *Gärtners* Cotyledonen in die *plumula*. Wenn die Fichten keimen: so steigt das *albumen* aus der Erde hervor, besteht aber aus zwey Theilen, die oben zusammengewachsen sind, und die *plumula* bildet einen Stern von Blättern, welche man für die Cotyledonen hielt. Bey den Gräsern bestehen die Cotyledonen nur aus einem Stücke. — *Chemische Untersuchung des edlen Serpentins*, vom Prof. *John*. Hält in Hundert an Kieselerde 42,50, Kalkerde 0,25, Bittererde 38,63, Alaunerde 1,00, Eisenoxyd 1,50, Manganoxyd 0,60, Chromoxyd 0,25, Wasser 15,20. — *Lichenologische Berichtigungen* von *H. G. Flörke*. Enthält die Reduction verschiedener Abarten, welche zur *Urceolaria ocellata* oder *cinerea Achar.* gehören, und für besondere Arten angesehen werden. — *Über den Gabbro* von *Leop. v. Buch*, mit einigen Bemerkungen über den Begriff einer Gebirgsart. Diesen Namen verdienen nicht blofs Massen, woraus Gebirge bestehen, sondern auch woraus die Erdrinde überhaupt zusammengesetzt ist. Eine Gebirgsart kann nicht genannt werden, was einzeln oder als Seltenheit vorkommt. *Gabbro* nennt der Vf. eine Gebirgsart aus Jade und Smaragdit, oder aus Feldspath, Jade und grauem Smaragdit. — *Die Witterung des Jahres* 1809, von *Gronau*. Auch Erwähnung von herrschenden Krankheiten, Insecten u. dgl. — *Einige Bemerkungen über deutsche Fledermäuse* von *Leisler*. Beschreibung von *Vespertilio Barbastellus*, bey Hanau gefunden. — *Über den Strontianit vom Iberge* (bey Grund am Harz) von *Hausmann*. Er kommt dort krystallisirt in regulären sechsseitigen Säulen und in sehr spitzwinklichen, sechsseitigen Doppelpyramiden vor.

III Quart. *Mineralogische Bemerkungen auf einer Reise durch das orenburgische Gouvernement im Jahre* 1803, von *B. F. Z. Herrmann*. Fortsetzung und Beschluss eines Aufsatzes im 1sten Jahrgange dieses Magazins. Gröfstentheils metallurgische Bemerkungen. — *Untersuchung des Graphits*, von *Schrader*. Der englische hielt nach dem Auskochen mit Wasser und dem Verbrennen mit Salpeter noch 11,$\frac{6}{10}$ schwarzes Eisenoxyd, 7 Kieselerde, 4,$\frac{6}{10}$ Alaunerde, 6,$\frac{3}{10}$ Titanoxyd; der spanische 14,$\frac{2}{10}$ Eisenoxyd, 3 Kieselerde, 2,$\frac{4}{10}$ Alaunerde, 1 Kupfer, 3,$\frac{1}{10}$ Titanoxyd. — *Über die Anzahl ausländischer Bäume und Sträucher im Freyen* von *Willdenow*. Es werden empfohlen *Prunus serotina, Liriodendron Tulipifera, Salix Russeliana, Populus monilifera, Juniperus virginiana, Acer saccharinum* u. *dasycarpum*. — *Pavonia platanifolia, eine neue Pflanzenart*, beschrieben von *Willdenow*. Aus Ost-Indien. Wahrscheinlich im Vaterlande ein ansehnlicher Baum. — *Über das Verhalten der Mineralien vor dem Löthrohre*, von *Link*. Das Verhalten wird von jeder Art nach der Ordnung von *Karstens* Tabellen angegeben. — *Lichenologische Berichtigungen* von *Flörke*. Reduction der zu *Lecidea alboceerulescens Fl.* gehörigen Abarten. — *Über das Skelett des grofsen Anton in Helmstädt*, von *Schönberg*. Ausmessungen und Gewicht der Knochen dieses Riesen. Schreiben des Hn. *Cressac*, die Entdeckung des *Zinns in Frankreich* betreffend.

IV Quart. *Beschreibung einer neuen Art von Schläfer aus Virginien* (*Myoxus virginicus*) von Pr. *Reich*. Dieses kleine Thierchen hatte ein aus N.-Amerika zurückkommender Deutscher vor etwa 20 Jahren, seiner Angabe nach, lebendig mitgebracht. Es soll am Fusse der South-Mountains gefangen seyn. — *Kritische Anmerkungen zu den Becherflechten in der Lichenographia universalis von Acharius*; von *Flörke*. Reduction der von *Acharius* zu sehr unterschiedenen Arten. — *Nachricht von einem neuen schwarzen Insect auf einer Andrene* von *Klug*. Es ist *Lepisma* ähnlich. — *Über den körnigen Basalt in Georgien*, von *Schlegelmilch*. *Karsten* hatte ihn für Grünstein erklärt. Der Vf. glaubt jedoch, dass man ihn zum Basalt bringen müsse, ohne hinlängliche Gründe. Über das Vorkommen werden einige Bemerkungen mitgetheilt. — *Über die Verbindung der Erde mit der Sonne*, von *Bode*. — *Kleine Abhandlungen aus der Anatomie und Physiologie der Insecten* von *Ramdohr*. Zuerst über die Organe des Tastens bey den Bienen. Die schärfsten Organe des Tastens scheinen die Fressspitzen zu seyn, auch die Fühlhörner und selbst die Füsse dienen dazu. In alle diese Theile lassen sich Nerven verfolgen. — *Abhandlung über Würmer, welche in einer Erdschnecke* (*Helix putris*) *entdeckt sind*, von *Ahrens*. Es ist schwer, die Gattung dieses Intestinalwurms zu bestimmen, besonders da auch *Ramdohr* keinen Mund daran entdeckte. — *Über die verschiedenen Arten des Brandes im Getraide* von *Flörke*. Er unterscheidet zuerst den Rost, *Uredo linearis* und *Puccinia graminis*, dann folgende Arten von Brand: 1) den Rufs- oder Flug-Brand (*Uredo segetum*); 2) den harten Brand, wobey die Körner hart und kürzer sind und keinen rufsigen Staub enthalten, und 3) den Schmierbrand, wobey die Körner mit einem schwarzen, aber doch weichen Wesen angefüllt sind. Die zweyte Art verdient den Namen des Brandes gar nicht, hat auch keine Ähnlichkeit mit der ersten und dritten. Die dritte bedarf noch eine genauere Untersuchung; die erste rührt ohne Zweifel von einem kleinen Pilze her. — *Chemische Untersuchung des Caviars* von Pr. *John*. Hielt in 420 Gran an reinem, trockenen Eyweifsstoff 26 Gran, schmierigem Oel 18 Gr., unauflöslichem oder erhärtetem Eyweifsstoff 102 Gr., salzsaurem Natrum mit etwas schwefelsaurem Kali 28 Gr., Gallerte, phosphorsaurem Kalk, phosphorsaurem Eisenoxyd, zusammen 2 Gr., Wasser 244 Gr. — *Mémoire sur la Feinte, Clupee feinte, Clupea Alosa picta Autorum par Noel*. Der Vf. hält diesen Fisch mit Recht für eine besondere von *Clupea Alosa* ganz verschiedene Art.

L. R.

Cassel, b. Thurneysen: *Entwurf eines Systems der unorganisirten Naturkörper* von *J. F. Hausmann*. 1809. 141 S. 8. (15 gr.)

Wenn Rec. auch nicht gerade der Anordnung, wel-

che der Vf. mit vieler Sachkenntniſs hier aufgeſtellt hat, unbedingt folgen möchte: ſo ſind doch hier die unorganiſirten Körper zum Theil unter neuen Geſichtspuncten aufgeſtellt, die immer Ausbeute für die Wiſſenſchaft geben und deſshalb Dank verdienen.

Der Vf. ſchickt zuerſt die Grundſätze voraus, nach welchen man bey der Claſſification unorganiſirter Naturkörper zu verfahren habe. Das meiſte Gewicht legt er auf die chemiſchen Verhältniſſe; aber nichts weniger als einſeitig, dringt er auch auf Ausmittelung der Beziehung, in welcher das äuſsere Verhalten zu dem inneren ſteht. Die regelmäſsige Geſtalt iſt von erſterem das wichtigſte, und der dieſelbe beſtimmende Beſtandtheil verdient eben ſo die erſte Rückſicht; da dieſer aber bey weitem nicht immer in quantitativer Hinſicht vorherrſcht: ſo folgt daraus, daſs bey der Claſſification mehr auf die Qualität als Quantität zu ſehen iſt. Der Vf. zeigt nun, wie man, geſtützt auf jene Grundſätze, bey der Claſſification ſelbſt zu verfahren habe. Anſtatt des Ausdrucks *Art*, *ſpecies*, wählt der Vf. den Ausdruck *Subſtanz*, und an jeder Subſtanz will er drey Hauptmerkmale vorzüglich aufgeſucht wiſſen: 1) den *weſentlichen Charakter*, aus den Beſtandtheilen hervorgehend; 2) den *adjectiven*, der aus der regelmäſsigen äuſseren Geſtalt ſich ergiebt, und 3) den *repräſentirenden*, aus anderen äuſseren oder inneren bezeichnenden Merkmalen hergenommenen, der denn vorzüglich bey ſolchen höhere Wichtigkeit erhalten würde, wo die regelmäſsige äuſsere Geſtalt fehlt. Da der Vf. jede Subſtanz mit einem Eigennamen bezeichnen wollte, der wo möglich auf charakteriſtiſche Miſchung oder andere ausgezeichnete Eigenſchaften Bezug hätte, und doch mit den Benennungen der Claſſen, Ordnungen, Unterordnungen, wozu ſie gehört: ſo muſste er manche neue Namen bilden. Er begreift die Summe derjenigen Glieder einer Subſtanz, welche ſich durch gewiſſe, auf die übrigen Eigenſchaften derſelben Einfluſs äuſsernde Nebenbeſtandtheile vor den anderen Gliedern derſelben auszeichnen, unter dem Namen einer *Formation*, und da er bey dieſen die Benennungen von Gattungen und Arten anderer Syſteme möglichſt beybehalten hat: ſo werden durch die neuen Namen eben keine Verwechſelungen veranlaſst werden. Jede Formation hat wieder ihren *weſentlichen* von dem Miſchungsverhältniſs, und ihren *adjectiven* von anderen Merkmalen entlehnten Charakter; jede Formation hat ihren Eigennamen. Auch die Atmoſphärilien zählt der Vf. mit auf. Den Begriff der mineralogiſch-einfachen, beſſer *ungemengten* Mineralien, den *Hübner* feſtſetzte, faſst er noch enger, indem er ſie als ſolche aufführt, welche durch keine *mechaniſche* Operation in ungleichartige Theile zerlegt werden können. Im zweyten Abſchnitte folgt nun die Überſicht und Erklärung der Claſſen, Ordnungen, Unterordnungen und Reihen. Der Vf. nimmt fünf Claſſen an: 1) *Combuſtibilien* mit drey Ordnungen: A. *Inflammabilien*; hieher Demant, Schwefel und Waſſerſtoffgas. B. *Metalle*; hieher nur die gediegenen, die vererzten, und die Blenden (mit Schwefel und Sauerſtoff vereinigte Metalle). 2) *Incombuſtibilien*, drey Ordnungen: a) *einfache*, wo nur ein Hauptbeſtandtheil höchſtens mit ganz unbedeutenden Nebenbeſtandtheilen iſt; b) *gemiſchte*, wo ein oder mehrere Beſtandtheile in bedeutenderer Menge und die äuſseren Eigenſchaften ſchon modificirend hinzutreten; c) *Metalloxyd-Erden*, hieher z. B. Staurolith, Granat, Mangankieſel u. ſ. w. 3) *Oxyde*, zwey Ordnungen: A. *Metalloxyde*; B. *Oxydoide* oder nicht metalliſche Oxyde, hieher Graphit, Anthrazit, Steinkohlen u. ſ. w. 4) *Säuren*. 5) *Salze*. Man ſieht aus dieſer Andeutung ſchon, daſs hier die Sonderung der Erden, Metalle, Inflammabilien u. ſ. w. nicht ſo wie in den bisherigen Syſtemen Statt finde, ſondern daſs man daſſelbe Metall, dieſelbe Erde, unter verſchiedenen Claſſen wiederfinde. Dieſs iſt denen, welche das Syſtem bloſs als ein bequemes Regiſter, als ein Hülfsmittel des Gedächtniſſes betrachten, freylich wohl ſehr unwillkommen. Der Zweck des Syſtems ſoll aber vielmehr ſeyn, die Ordnung, in welcher die Natur ſelbſt ihre Erzeugniſſe zuſammenſtellte, herauszuheben, deutlicher erkennen zu lehren; und da muſs unſtreitig auf allgemeine Reihen gewiſſer Verbindungen Rückſicht genommen werden, in welchen dieſelbe Subſtanz nach Maſsgabe dieſer Verbindung auch ſehr verſchieden modificirt auftritt. Da nun gewiſſe Stoffe die Eigenſchaft haben, allen anderen, mit welchen ſie Verbindungen eingehen, einen beſtimmten Typus aufzudrücken: ſo iſt es auch ſehr paſſend, dieſe als leitende Repräſentanten der Abtheilungen anzuſehen. Dabey kann es ja auch eben ſo wenig befremden, eine Erde oder ein Metall unter mehreren Claſſen und Ordnungen zu erblicken, als in manchen Erd- und Stein-Arten der älteren Syſteme eine oft ſehr bedeutende Menge von metalliſchen Beſtandtheilen und bey metalliſchen Arten eine Menge Erde zugemiſcht zu finden oder zu wiſſen. Wo man einmal von Miſchungsverhältniſſen und Einfluſs derſelben auf die äuſseren Erſcheinungen ausgeht, da muſs man auch die äuſseren Erſcheinungen, durch einen und denſelben beſtimmenden Beſtandtheil erzeugt, zuſammenreihen. Im dritten Abſchnitte werden nun alle einzelnen Subſtanzen mit ihren Formationen nach jener Ordnung und mit den gehörigen Unterabtheilungen aufgeführt, wobey *Hauy's* und *Karſtens* Synonymen angegeben ſind. Man findet hier auch manche neue Foſſilien und zwar durch erläuternde Anmerkungen meiſt näher bezeichnet, ſo daſs auch in dieſer Hinſicht das Buch nicht ohne Werth iſt.

C. R. W. W.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Nürnberg*, b. Schrag: *Geognoſtiſche Fragmente* von *Carl v. Raumer*. Mit einer Charte. 1811. 78 S. 8. (12 gr.) Dieſe Fragmente (über welche bereits ein anderer Recenſent in No. 37 ein Urtheil gefällt hat, die aber

von verschiedenen Seiten beleuchtet zu werden verdienen) sind von verschiedener Art: das erste nimmt den grössten Theil des kleinen Buchs ein, und liefert Beobachtungen über die *Syenitformation*, vorzüglich über die des sächsischen Erzgebirges; die übrigen sind im eigentlichsten Verstande *Fragmente*. Des Vfs. Beobachtungen weichen in den mehrsten Stücken von den früher durch Geognosten von Autorität angestellten ab; auffallender aber noch die Resultate, welche Hr. v. R. aus seinen Beobachtungen ziehen zu dürfen glaubt, von manchen bisher für ausgemachte Wahrheit gehaltenen geognostischen Sätzen: daher seine Arbeit ganz besonders eine unbefangene und vorurtheilsfreye Prüfung erfodert. Wir wollen unser Urtheil darüber hier so bündig als möglich niederlegen, da eine ausführliche Anzeige der Schrift bereits mitgetheilt worden.

Nach den Beobachtungen des Vfs. sind im östlichen Erzgebirge an dem *Gneus*, welcher auf den *Granit* folgt, verschiedene Abänderungen von *Thonschiefer*, mit Lagern von *Alaunschiefer*, einem *grauwackenartigen* Gesteine, *Kieselschiefer*, *Grünstein*, *Kalkstein*, *Porphyr*, einem *gneusähnlichen* Gesteine u. s. w. gleichförmig gelagert, und darauf folgt, ebenfalls in gleichförmiger Lagerung, der bekannte *Syenit*, in mannichfaltiger Abwechselung mit einem jüngeren *Granite* und anderen untergeordneten Lagern, namentlich auch von *Gneus* und *Porphyr*. Bisher hielt man bekanntlich den *Syenit* und *Porphyr* gemeiniglich für abweichend gegen die älteren Urgebirgsformationen gelagert. Dass dieses sich wirklich nicht so verhalte, glaubte Rec. schon seit längerer Zeit aus in anderen Gegenden angestellten Beobachtungen annehmen zu müssen, daher er auch ohne Bedenken den Beobachtungen des Hn. v. R. Glauben beymisst, und sich freuet, dass zum Vortheil der Wissenschaft die wahre Lage der Dinge von demselben an das Licht gezogen worden. Nicht so einleuchtend aber sind Rec. die übrigen Folgerungen, welche der Vf. aus seinen Beobachtungen zieht. Derselbe hält nämlich die Lager zwischen dem älteren Gneuse und dem jüngeren Granite und Syenite für Analoga der Übergangsgebirgslager anderer Gegenden, und schliesst, dass, da jene Lager in gleichförmiger Lagerung mit den sie unterteufenden Urgebirgslagern vorkämen, verschiedene Gebirgsbildungs-Epochen aber nur durch gegenseitige, ungleichförmige Lagerung bezeichnet würden, die ganze, bisher angenommene Epoche der Übergangsgebirgsbildung weg- und mit der Epoche der Urgebirgsbildung zusammenfallen müsse. Rec. findet hiegegen vornämlich Folgendes zu erinnern: Erstens scheint es ihm durch die Angaben des Vfs. keinesweges ausser Zweifel gesetzt zu seyn, dass jene Gebirgslagen zwischen dem älteren Gneuse und dem Syenite vollkommene Analogie zeigen mit anerkannten Übergangs-Gebirgslagen. Das Vorkommen von Alaun- und Kiesel-Schiefer redet dafür nicht viel, da bekanntlich diese Gebirgsarten eben sowohl dem Urgebirge als dem Übergangsgebirge eigen sind. Sicherer würde die Analogie durch das Vorkommen von wirklicher *Grauwacke* bewiesen werden. Diese will nun zwar auch der Vf. gefunden haben; aber die von ihm mitgetheilte, sehr unvollständige Beschreibung spricht etwas zweydeutig über die Richtigkeit seiner Beobachtung. Nirgends ist die Rede von Überresten organisirter Wesen, weder im Kalkstein noch in der Grauwacke, welche das Übergangsgebirge so wesentlich charakterisiren. Dagegen aber streitet das Vorkommen der Lager von gneusartigem Gestein ganz gegen die bisher über das Übergangsgebirge angestellten Beobachtungen. Aus dem Berichte des Vfs., dem es, um ein recht deutliches Bild von dem Geschehenen zu verschaffen, im Ganzen noch an einer einfachen, ordentlichen und klaren Darstellung etwas zu mangeln scheint, möchte Rec. lieber folgern, dass die Gebirgslagen im Hangenden des Gneuses, mit Einschluss des Syenits und jüngeren Granits, zu den jüngsten Urgebirgs-Bildungen gehören, in denen man eine Wiederholung älterer Bildungen in häufigerern Oscillationen antrifft. Sollte aber Rec. hierin sich irren; sollten die Gebirgslagen zwischen dem älteren Gneuse und dem Syenite wirklich dieselben seyn, welche man in dem unbezweifelten Übergangsgebirge des Harzes, der Rheingegenden, des südlichen Norwegens u. s. w. angetroffen hat: so kann es doch zweytens Rec. auf keine Weise billigen, dass Hr. v. R. von der in jener Gegend beobachteten gleichförmigen Lagerung auf das allgemeine Vorkommen des Übergangsgebirges in gleichförmiger Lagerung mit dem Urgebirge zu schliessen wagt. Es ist ja kein unerhörter Fall, dass eine und dieselbe Formation hier gleichförmig, dort ungleichförmig gegen eine andere gelagert vorkömmt. Wie oft findet dieses zwischen Ur- und Flötz-Gebirgslagern Statt; und wird darum irgend ein Geognost beide in eine Bildungsperiode zusammenwerfen wollen? Es würde übrigens nicht schwer seyn, dem Hn. v. R. Gegenden nachzuweisen, wo Übergangsgebirge ganz unzweydeutig gegen das Urgebirge abweichend gelagert vorkommen; daher die Annahme desselben, dass die besondere Bildungsepoche des Übergangsgebirges nicht zu statuiren sey, bey gründlichen Geognosten schwerlich wird Beyfall finden können.

Vom Erzgebirge wendet sich der Vf. mit einem flüchtigen Blicke zum Harz, und stellt den kühnen, ganz neuen Satz auf, dass es nicht unwahrscheinlich zu seyn scheine, *dass der Granit des Brockens ein mächtiges Lager im Schiefergebirge bilde*. Hauptsächlich führt er dafür das Einschiessen des Thonschiefers am nordwestlichen Harze gegen das Granitgebirge und die gleichförmige Richtung der Schichtenabsonderungen des Granits mit denen des Grauwacken- und Thonschiefer-Gebirges an. Was die erstere Behauptung betrifft: so kann Rec., dem der Harz nicht ganz unbekannt ist und der dieses Gebirge kürzlich, nach Lesung der *raumerschen* Fragmente, noch einmal besuchte, versichern, an keiner Stelle ein vollkommen deutliches Zufallen des Grauwacken- und Thonschiefer-Gebirges gegen das Granitgebirge, sondern dagegen an Stellen, wo sich dieses Verhältniss am leichtesten würde beobachten lassen, wie z. B. bey der Ocker, bey Harzburg, Ilsenburg, Wernigerode, stets eine sehr deutliche Anlagerung des ersteren an das letztere beobachtet zu haben. Sollten sich aber wirklich am Harze Stellen finden, an denen die Schieferschichten dem Granite zufallen: so würde dieses, wofern nicht zugleich das Aufliegen des Granits auf dem Schiefer unumstösslich sollte nachgewiesen werden können, eben so wenig allein schon für das Aufsetzen des Granits reden, als die Neigung der Schichten des Jura gegen die Schweizer-Gebirge für das grössere Alter der ersteren. Was die, zum Theil aus *Lasius* entlehnte, zweyte Behauptung betrifft: so widersprechen derselben ebenfalls die Beobachtungen des Rec. geradezu. Der Granit des Harzes ist zwar überall, besonders an den isolirten Felsenmassen, in Bänke und Blöcke abgetheilt; aber keinesweges wird eine überall gleichförmige Richtung der Schichten bemerkt. Um sich hievon zu überzeugen, braucht man nur den rehberger Graben, die Schnarcher, Feuersteine, den Ilsenstein, das Ockerthal, die Rosstrappe mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet zu haben. Sollte der Granit des Brockens von dem nordwestlichen Thonschiefer- und Grauwacken-Gebirge unterteuft werden: dann käme eine recht wunderbare Schichtenfolge heraus. Auf den Granit des Brockens folgt nämlich unmittelbar unbezweifeltes Urgebirge: *Hornfels*, *Urkieselschiefer*, *Urthonschiefer* der Gegend von Andreasberg, und an letzteren lehnt sich dann wieder das Grauwacken- und Thonschiefer-Gebirge, welches dem an der Nordwestseite des Harzes analog ist. Den genannten Urgebirgsarten ist jede Spur eines organisirten Wesens fremd, von denen die nordwestlich vom Granit vorkommenden Schichten zum Theil wimmeln! —

Dieses möge hinreichen, um den Werth der Schrift des Hn. v. R. zu bezeichnen. Was die übrigen Fragmente betrifft: so verspart Rec. sein Urtheil darüber bis dahin, dass die Aufsätze selbst erschienen seyn werden, von denen sie nur gar zu kleine Bruchstücke sind, welche die Erkennung aller Eigenschaften von jenen nicht gestatten.

O. a.

---

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 NOVEMBER, 1812.

## GESCHICHTE.

1) Altona, b. Hammerich: *Geographische und historische Nachrichten, die Kolonieen der Griechen betreffend;* nebst Betrachtungen über die Veranlassungen, über den Zustand und die Schicksale dieser Kolonieen, von *D. H. Hegewisch*, königl. dän. Etatsrath, Prof. in Kiel und Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen. 1808. 228 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Ebendaselbst: *Über die griechischen Kolonieen seit Alexander dem Grossen.* — Ein Nachtrag zu den geographischen und historischen Nachrichten, die Kolonieen der Griechen betreffend, von *D. H. Hegewisch*, königl. dänischem Etatsrath u. s. w. 1811. 202 S. 8. (20 gr.)

Ein wichtiger Gegenstand, dessen mit voller Sachkenntniss durchgearbeitete Darstellung Licht über die ursprünglichen Zweige und Schicksale der Hellenen, nebst näherer Einsicht in die älteste Entwickelung der Geschichte dieses Hauptvolks im Alterthume, verbreiten würde. Einiges ist schon in zerstreuten Aufsätzen geschehen; die Bearbeitung des Ganzen hat das kais. französische Institut mit Recht als Preisfrage aufgeworfen. Die vollständige Beantwortung, so weit sie unserem Zeitalter möglich wird, erfodert aber ausser scharfer Beurtheilung eine sehr ausgebreitete Belesenheit in allen Schriften des griechischen Alterthums, und kann innerhalb der Grenzen einer gewöhnlichen Abhandlung schwerlich befriedigend geliefert werden, da sie die Entwickelung der ältesten Geschichte des Volks voraussetzt, von welchem diese in so vieler Hinsicht merkwürdigen, und unter so mannichfaltigen Einwirkungen entstandenen Kolonieen ausgegangen sind.

Auf ein so hohes Ziel macht der Vf. vorliegender Abhandlungen keinen Anspruch. Sein Zweck scheint mehr die Unterhaltung gebildeter und mit der Vorwelt nicht ganz unbekannter Leser zum vorzüglichen Augenmerke gehabt zu haben. Daher geht er leicht über die Entstehung der meisten dieser Anlagen weg, erzählt ihr geographisches Daseyn, mit Bemerkung einzelner Merkwürdigkeiten, der ausgezeichnetesten aus denselben hervorgegangenen Männer, trägt in ganz anderen Abschnitten die Hauptpuncte ihrer Veränderungen vor, lässt aus Furcht, den Leser zu ermüden, die vielen kleineren Anlagen völlig unbemerkt, und liefert dafür, wenigstens bey Kleinasien, den heutigen Zustand der Gegenden, in welchen sie einst blüheten, nach einigen Reisebeschreibungen. Über die ehemalige Beschaffenheit ist seine Hauptquelle Strabo, welchem er einzelne Beweisstellen aus dem Plinius u. s. w., und was am verdienstlichsten ist, aus Cicero's Schriften beyfügt. Neue Aufschlüsse können aus einer solchen Behandlungsweise nicht hervorgehen; brauchbar aber bleibt die Arbeit dessenungeachtet, ob sie gleich nicht von einzelnen kleinen Verirrungen frey ist. Z. B. S. 6. Die Länge der griechischen Kolonieen in Kleinasien giebt der Vf. in gerader Linie von Norden nach Süden auf 38 geogr. Meilen an, und sagt doch selbst, dass die beiden Vorgebirge Lektum und Triopium 3 Grad der Breite oder 45 geogr. Meilen von einander abstehen, überdiess liegt die Insel Rhodus noch weiter südlich. Die Breite dieser Besitzungen schätzt er 9 bis 12 geogr. Meilen, eine Breite, die sich von keiner einzigen erweisen lässt; sie lagen sehr schmal längs der Küste hingestreckt. Die Versammlungen der Ionier, Aeolier u. s. w. hatten nach seiner Versicherung S. 11 keine politischen, sondern bloss religiöse Zwecke; er tadelt daher den Verfasser des Anacharsis, welcher die ersteren mit einschliesst, erzählt aber selbst auf der folgenden Seite, dass bey diesen Versammlungen wahrscheinlich auch politische Angelegenheiten verhandelt wurden. Er beschreibt S. 27 den Flor der Insel Rhodus, aber ohne die Zeiten zu unterscheiden, da die Stadt und Insel erst unter Alexanders des Grossen Nachfolgern wichtig zu werden anfing, in den früheren Zeiten hingegen keine ausgezeichnete Rolle gespielt hatte. Die Ursachen, welche die hohe Blüthe, und endlich auch den Fall bewirkten, werden nicht hinlänglich belehrend entwickelt. Was für Anlass die ersten Gründer dieser Kolonieen zum Auswandern u. s. w. hatten, lassen wir jetzt unbeantwortet, sagt Hr. *H.* S. 32, weil diese Kriteleyen uns nur zu langweiligen Untersuchungen, nicht aber zu bestimmten, befriedigenden Resultaten führen würden. Die Frage, welche Ursachen wirkten, dass die asiatischen Griechen in der Cultur des Geistes ihrem Mutterlande vorausgekommen seyn sollen, hält er für überflüssig, da, nach seiner Meinung, die vorausgesetzte Thatsache falsch ist. Unabhängige Republiken, glaubt der Vf. S. 38, konnten nur unter einem südlichen Himmel gedeihen; im Norden haben wir nie eine ganz freye und unabhängige Republik gehabt. Als Beweis sollen die Hansestädte gelten, weil diese unter den Kaisern standen, welche den Stürmen der Unruhen Stillschweigen gebieten konnten. Rec. will nicht in Anschlag bringen, wie wenig der Kaiser Machtgebot in

diese nördlichen Freystädte reichte; aber er wundert sich, warum die vereinigten Niederlande nicht als ganz unabhängige Republik gelten sollen. Von der Perser Herrschaft wurden die asiatischen Kolonieen befreyet „durch den rühmlichen Frieden der Athenienser, welche die redliche Grofsmuth hatten, die Freyheit und Unabhängigkeit der Kolonieen zu einer der Bedingungen zu machen.“ So sagt Hr. *H.* S. 41, aber dieser, wie einige folgende Sätze, stehen schwankend. Der hier angedeutete Friede des Kimon wurde entweder nie wirklich geschlossen, oder er kam nie zur Vollziehung. In den folgenden Kriegen befreyeten Athen oder Sparta, je nachdem die Reihe der Obermacht einen dieser beiden Staaten traf, einzelne Städte, um selbst über sie zu herrschen; am Ende blieben sie alle persisch, und hatten längst ihre alte Selbstständigkeit verloren. Noch weniger Belehrung giebt die kurze Beschreibung der Kolonieen am schwarzen Meere, in Afrika u. s. w. Warum nennt wohl Hr. *H.* S. 76 f. das südlich an Byzanz grenzende Meer durchgängig *den* Propontis, statt *die?* Sein Führer Strabo sagt ihm diess nicht. Und woher kommt die Versicherung S. 173, dass der athieniensische Boden durchaus kein Getreide trug? Für die grofse Volksmenge reichte der sehr vorzügliche Weizen von Eleusis u. s. w. nicht hin, aber dass er vorhanden war, hat noch Niemand bezweifelt; die Athenienser gaben sogar ihr Ländchen als den ursprünglichen Aufenthalt der Ceres an. — Ausführlicher und vorzüglich wird jeder Leser die Beschreibung der italiänischen und sicilischen von den Griechen bewerkstelligten Anlagen finden. Hier folgt der Vf. mit Recht der aus den Quellen bearbeiteten Abhandlung in *Heyne opusc. acad.* T. II. Den neueren Zustand dieser Gegenden übergeht er mit der Bemerkung S. 113, dass man ihn aus *Stolbergs*, *Riedesels* und *Bartels* Schilderungen leicht lernen könne. Diese Hinweisung möchte gelten, wenn nicht bey Kleinasien der entgegengesetzte Grundsatz wäre befolgt worden. Bedeutendes eigenes Verdienst erwirbt sich Hr. *H.* durch die Untersuchungen über die Ursachen der griechischen Auswanderungen, und über die Verhältnisse der Kolonieen zum Mutterstaate. Sehr gut entwickelt er die verschiedenen Verhältnisse, in welchen die Kolonieen gegen den Mutterstaat lebten. Sie mussten äusserst abweichend ausfallen, je nachdem die Auswanderer wider den Willen oder durch Unterstützung des Mutterlandes ihre Ansiedelung begonnen hatten; an Verhältnisse, in welchen die Anlagen unserer Tage gegen den Hauptstaat leben, an eine Unterwürfigkeit, darf man freylich in jenen Zeiten nicht denken; sie waren nicht einmal gebunden, an den Kriegen der Stifterin Antheil zu nehmen. Weniger befriedigend sind die Ursachen des meist schnellen Gedeihens dieser Kolonieen angegeben. Sie mussten entweder bald ihren Untergang finden, oder die Noth lehrte sie Frugalität und Anstrengung; beides führte nicht blofs zum emsigen Ackerbau, welchen der Vf. als Hauptgrund angiebt, sondern mehr noch zum ergiebigen Handel, welchen die zur Ansiedelung mitgebrachten Schiffe gleich beym Ursprunge begünstigten, und überlegene Künste an den Küsten roher Völker beförderten. Über die Verhältnisse der Kolonieen zum Mutterstaate hätte übrigens Hr. *H.* vorzüglich die Streitigkeiten von Korcyra mit der Stifterin Korinth nach Thucydides Erzählung benutzen können; aber diese wichtige Handelsstadt, eine der ansehnlichsten unter allen griechischen Anlagen, übergeht er ganz mit Stillschweigen.

No. 2. Innigere Vertraulichkeit mit seinem Gegenstande, Belesenheit und reifes Denken zeigt Hn. *H's.* zweyte Schrift, welche sich auf die Kolonieen Alexanders des Grofsen und seiner Nachfolger verbreitet. Verdienstvoll wird schon die Aufzählung der einzelnen Anlagen durch die sorgfältige Benutzung der Quellen und der Erklärer derselben, noch weit mehr aber durch allgemeine Untersuchungen, und viele zum Theil sehr gründliche und glückliche Gedanken. Gleich Anfangs ist mit genauen Zügen der Unterschied zwischen jenen älteren und den Kolonieen der späteren Anlage gefasst. Diese letzteren wurden vorzüglich in militärischer Hinsicht angelegt, um den Besitz des Landes sich zu sichern, zugleich um alte Krieger zu belohnen, auch wohl um einem verödeten Lande aufzuhelfen. Die eingeladenen Einwanderer mussten sich vorgeschriebenen Bedingungen unterwerfen, konnten nicht, wie jene älteren griechischen, sich eine beliebige Verfassung geben, wenn ihnen auch übrigens Autonomie mit anderen Vorzügen bewilligt wurde. In ihren Mauern sassen zugleich Landeseingeborne. Nicht alle Städte mit griechischen Namen sind als Kolonieen zu betrachten, ein Satz, dessen Wahrheit vorzüglich in Ägypten augenscheinlich hervorgeht. Um die wirklichen zu erkennen, giebt Hr. *H.* S. 9 folgende gut gewählte Merkmale an: wenn es die alten Schriftsteller namentlich versichern; wenn sich in den Städten griechischer Cultus, Gymnasien u. s. w. finden; wenn die vorhandenen Münzen ausser der griechischen Schrift zugleich griechische Gottheiten zeigen; wenn die Orte den Namen von griechischen Stiftern, oder auch von Städten im alten Griechenlande entlehnten. In dem Verzeichnisse selbst S. 15 ff. stehen die acht von Arrian namentlich auf Alexanders des Grofsen Rechnung gesetzten an der Spitze, da sich von den übrigen, durch die Statthalter ihm zu Ehren angelegten, nichts sagen lässt; selbst von den angeführten ist ausser der ungefähren Lage keine Merkwürdigkeit für uns vorhanden, sie bleiben sämmtlich im Dunkel, mit Ausnahme der grofsen ägyptischen Anlage. Über das griechische Reich in Baktriana folgen, meist nach *Bayer*, S. 31 f. schöne Auseinandersetzungen. Treffend ist die Bemerkung, dass diese Fürsten mit ihren 13000 Griechen sich unmöglich in die Länge gegen das Andringen der benachbarten Völker hätten behaupten können, dass sie daher die Eingebornen in griechische Soldaten umwandelten, wie heut zu Tage die Engländer ihre Seapoys (nicht *Sapoys*) in Indien. Am längsten verweilt der Vf. mit Recht bey den Kolonieen der Seleuciden, vorzüglich bey den wichtigen Städten Antiochia, Seleucia. Als treffend wird jeder Kenner die

Bemerkung S. 78 unterscheiben, dass Antiochia und Laodicea nicht bloss umgewandelte Städte, sondern ursprünglich griechische Anlagen waren; weil ihr Name bey den Morgenländern bis auf unsere Tage geblieben ist, da bey den übrigen die ältere orientalische Benennung sehr bald wieder die herrschende wurde. Auffallend scheint es bey der Beschreibung dieser Städte, warum der Vf., welcher seine Hülfsquellen, vorzüglich *Eckhels* wichtiges numismatisches Werk, so fleissig citirt, mit keiner Sylbe erwähnt, dass er *Mannerts* Geographie zur Seite gehabt habe. Dass er ihn bey Ägypten nicht weiter benutzen konnte, zeigt sich bey der Beschreibung von Alexandria, wo zwar einige Hauptstellen der Alten als Bruchstücke zu dem schönen Gemälde angeführt sind, aber das Zusammenhängende der Darstellung fehlt, und die Lage auf der Ostseite fehlerhaft nahe an den Nil gerückt wird. Der nämliche Fall tritt ein bey den namentlich, aber ohne nähere Belehrung aufgeführten Seestädten am arabischen Meerbusen, wo so viel über den indischen Handel, über den Canal des Ptolemäus, über die angelegte Strasse von Koptos durch die Bergwüste nach Berenice zu sagen war. Die folgenden Capitel von S. 119 f. sind allgemeinen Ansichten über die Beschaffenheit dieser griechischen Anlagen gewidmet, an deren Spitze die Untersuchung des Beyworts αὐτόνομος und ἐλευθέρα πόλις sich befindet. Nur wenige hatten die letztere, weit mehrere die erstere Benennung; Rec. erklärt sich daher für die aus *Spanheim* hier angeführte, und aus der Bedeutung der Worte selbst entlehnte Erklärung. Αὐτόνομος hiess die Stadt, welche unter den Römern nach ursprünglicher Verfassung unter selbstgewählter Obrigkeit fortlebte; ἐλευθέρα aber die, welche ausser dem angeführten Vorzuge zugleich von den gewöhnlichen Auflagen befreyt seyn sollte. Häufige Eingriffe machten die Römer in beides, doch gelten der Theorie und dem Titel nach die in den Inschriften gerühmten Vorzüge. Vorzüglich schön und treffend finden wir S. 157 den Abschnitt über die Verbreitung der griechischen Sprache, Literatur und Kunst unter den morgenländischen Völkern. Eine ausgehobene Stelle mag unser Urtheil belegen. „Das griechisch gewordene Asien wurde fast ergiebiger für griechische Literatur und Kunst als das europäische Griechenland; es hat mehr Autoren hervorgebracht; es hat mehr Werke der Kunst geliefert. Eine reichere Anzahl Tempel, und von grösserer, prächtigerer Architektur, sind in diesem Theile Asiens seit Alexander aufgeführt, als im eigentlichen Griechenlande, wie die noch vorhandenen Ruinen beweisen; in den Münzcabineten ist die Classe der Münzen aus dem Mutterlande unbedeutend gegen die Menge der aus asiatisch-griechischen Städten." — Drey Völker, Griechen, Römer und Araber, haben ihre Sprache über einen grossen Theil der Erde verbreitet, wie der Vf. mit treffender Ausführung bemerkt; ob aber nach seiner Weissagung eine neue Sprache in unseren Tagen ähnliche Weltherrschaft erringen werde, läst sich mehr als bezweifeln. Nur wo gänzlich bezwungene Völker unter einerley Regenten bleibend vereinigt sind, und diese Völker noch keinen bedeutenden Grad von Cultur erreicht haben, lässt sich eine ähnliche Allgemeinheit denken. Interessant wird man auch die weiteren Untersuchungen, und namentlich S. 171 die aufgeworfene, obwohl schwer zu beantwortende Frage finden, warum in späteren Zeiten keine grossen Tragiker sich bildeten, warum überhaupt das Theater vernachlässigt wurde. — Bey den überwiegenden Vorzügen der Bearbeitung kommen einzelne Übereilungen nur in sofern in Betrachtung, dass sie bey einer künftigen Auflage verwischt werden mögen. So wird gewiss bey nochmaliger Übersicht nicht, wie S. 38, behauptet werden, dass das Reich der Parther in einzelnen Perioden bis an das mittelländische Meer reichte, oder dass griechische Schriftsteller es *Parthiä* nennen; oder S. 108, dass ein Stadium aus tausend Schritten bestehe; oder S. 109 in der *Historia Augusta* das *vita Cassii* citirt werden. Die 13000 Griechen bey der Armee des jüngeren Cyrus S. 134 sind ohnehin nur ein Schreibfehler.

Vd. Hg.

ALTONA, b. Hammerich: *Einleitung in die historische Chronologie*, von *D. H. Hegewisch*, königl. dänischem Etatsrath, Ritter vom Danebrog, Mitglied der königl. Akademieen der Wissenschaften zu Kopenhagen und zu München. 1811. 142 S. 8. (14 gr.)

Misstrauend ging Rec. an die Lectüre dieses Lehrbuchs, als er in der Vorrede den Tadel über *Gatterers* Vermengung der Begriffe, über das zu tiefe Eingehen in das Einzelne, z. B. in das Kalendermachen, besonders über das erschwerende Herbeyziehen mathematischer Sätze fand, und nun auf dem ersten Bogen statt bestimmter Deutlichkeit manchen nur halbwahren, den Anfänger irre leitenden Darstellungen begegnete: wenn er z. B. S. 9 von der Figur des Raums spricht; S. 10 die Zeit wahrnehmen läst, „sowohl *durch die inneren Bewegungen in unserem Gemüthe*, als durch die in die Sinne fallenden Bewegungen der Dinge ausser uns", und doch gleich nachher selbst erinnert, dass nach den Bewegungen unseres Gemüths die Zeit sich nicht messen lasse; oder wenn er S. 11 versichert, die Sonne mache von jeher zweyerley Bewegungen, deren jede ihren nicht leicht bemerklichen Anfang und ihr leicht bemerkliches Ende habe, wodurch Jahre und Jahreszeiten entstehen — da doch der Anfang dieser Bewegungen für den noch rohen Menschen nichts weniger als leicht, und, z. B. der Übergang des Frühlings zum Sommer, kaum bestimmbar ist. Aber so wie diese allgemeinen Angaben über das Mass der Zeit im Rücken sind: öffnet sich ein neues blühendes Feld; reine Begriffe, deutliche Entwicklungen führen den Anfänger beynahe ohne Schwierigkeit in das Studium der historischen Chronologie; die einzelnen kleinen Fehlgriffe verschwinden unter dem Ganzen der lehrreichen Darstellung, welche in kurzer Zeit die Arbeit des Vfs. zum allgemein gewählten Lehrbuche machen wird. Zum Beweise des verdienten Lobs spricht die ganze Abhandlung; die fassliche Beschreibung des julianisch-gregorianischen Jahrs und Kalenders, so wie der dabey eintre-

tenden Fehler; die lichtvolle Hinleitung zur Kenntniss des athenienfischen Jahrs, vor allem jedoch die Auseinanderfetzung der ganzen griechischen Zeitrechnung. Ohne weitere mündliche Unterweisung zu bedürfen, erhält hier der Wissbegierige eine reine Übersicht von der ältesten Rechnung der Griechen nach Generationen, welche sie, und auch wir noch, in ihren ältesten Geschichten anwenden mussten, weil nähere Bestimmungen fehlten; eben so die Geschichte der Olympiaden nebst ihrer erst späteren Benutzung zur allgemeinen Zeitrechnung; und endlich die drey verschiedenen Ausgaben der parischen Marmorchronik, zugleich aber auch das Bemerken der Zweifel, welche sich gegen die Zuverlässigkeit der in derselben aufgestellten chronologischen Angaben mit Recht erhoben haben. Auch die Zeitrechnung asiatischer, mit Europa in näherer Verbindung stehender Völker sucht man nicht vergebens, und findet das Wesentliche mit Vermeidung alles gelehrten Prunks. Dass Hr. *H.* die Chronologie der Hindus und der Chinesen, welcher *Gatterer* einen nicht unbedeutenden Theil seiner Untersuchungen widmet, mit Stillschweigen übergeht, verdient bey dem darüber schwebenden Dunkel und der wenigen Brauchbarkeit für den Historiker vollen Beyfall. Eher hätten wir S. 119 nähere Angaben über die für die Diplomatik unentbehrlichen Indictionen, und die Art, jede Zahl auf Jahre nach Christi Geburt zu reduciren, erwartet. Als Anhang folgen Bemerkungen über Epochen in der allgemeinen Weltgeschichte, wobey mit Recht erinnert wird, dass die Wahl derselben von dem verschieden gewählten Gesichtspuncte abhängt. Wenn aber der Vf. unter denselben auch die Verbreitung des Ackerbaues anführt, und zu bestimmen versucht, in welchen Zeiten sich derselbe nach dem vorderen Asien und von da stufenweise über die einzelnen Länder Europens verbreitete: so liefert er mehr, als die Geschichte zu liefern erlaubt. So glaubt Hr. *H.* in den hebräischen Angaben zu finden, dass der Euphrat die Westgrenze des Ackerbaues war; aber Abraham fand in Canaan schon Städte, folglich Ackerbau, und er selbst erkaufte daselbst ein Stück Feldes. Der Anhang darf ohne Schaden für das Ganze wegbleiben, er gehört nicht wesentlich zur Abhandlung über die Chronologie.

Vd. Hg.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Salfeld: *Die Entthronung Alfonso's, Königs von Portugal.* Ein dramatisches Gedicht. 1811. 250 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey einem dramatischen Gedicht denkt man sich gewöhnlich ein Drama, das wenig Handlung, wenig äusseres Leben und keine recht theatralische Beschaffenheit hat, das dafür im Anschauen des inneren Zustandes der Personen, also in langen poetischen Reden und lyrischen Ergüssen verweilt. Ein solches Drama ist das vorliegende nun keinesweges. Denn ob es gleich nicht Handlung genug hat: so ist es doch auch nicht ohne äussere Veränderung und Thätigkeit, aber die in Jamben abgefasste Sprache besteht in der gemeinsten Prosa, welche nur zuweilen mit einem poetischen Blümchen sich schmückt. Eine dramatisirte Geschichte müsste man das Stück nennen; dem gemäss sind auch die Charaktere nur ganz flach und nicht bestimmter gezeichnet, als eben nöthig war, um den geschichtlichen Zusammenhang herauszubringen. Die Personen reden immer plan und gerade weg, ohne allen Aufschwung, ohne Würde und sonderliche Einkleidung mit einander. Der Minister sagt, da er vom Aufruhr des Volks hört:

Das Volk? Das will ich doch auch sehen!
Gleich soll es sich zerstreuen!

Alfonso's Betragen erregt geradezu Lachen, z. B. wenn er sagt:

Nichts soll mich halten! Welcher Aufruhr!
Noch nie traf solch Geräusch mein Ohr. Hier kann
Gebieten nur mein Blick.

Obgleich ein dramatischer Vers sich freyer bewegen soll, als ein lyrischer: so geht hier der Jambe doch gar zu liederlich, und z. B. in solcher Gestalt einher:

Mächtiger!
Ist es dein Wille also nicht, die Unschuld
Dem Strom der wogenden Vernichtung preis
Zu geben! Sollt' ich hoffen können, mich
Von jener Fessel frey zu sehen, die
Der Bande heiligste auf immer an
Alfonso's Seite mir bereiten wird?

Ein Beyspiel von Unbeholfenheit giebt diese Stelle:

Mit muthiger Besonnenheit erklimmte
Ich diese Höh'. Reichst hülfreich Schicksal du
Mir deine Hand, dann soll ganz Portugal
So wieder mich verlassen sehen sie.

Unter den handelnden Personen interessirt die Freundin des Königs, Mathilde, durch Charakter und Betragen noch am meisten, und der Gedanke, dass sie bey dem letzten gewagten Angriffe auf das Leben des neuen Königs mit der Pistole gerade ihren Vater treffen muss, ist unstreitig der kühnste im ganzen Drama, der das andere weit hinter sich zurücklässt.

T. Z.

---

## NEUE AUFLAGEN.

*Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Lesebuch für Lehrjungen und Gesellen eingerichtet*, von *Ehrhard Mangold*. Neue Auflage. 1812. VI u. 330 S. 8. (10 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 251.)

*Königsberg*, b. Nicolovius: *Christliches Religionsbüchlein oder Unterricht in der Religion nach der Lehre Jesu für die Jugend.* Zweyte verm. und verbess. Aufl. 1810. XII u. 148 S. 8. (6 gr.) (Die erste Auflage ist nach der Vorrede S. VIII 1809 erschienen.)

*Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Des hochwürdigen Herrn Abts Ignaz von Felbiger katholischer Katechismus; zum Gebrauche der Jugend, in drey Classen abgetheilt.* Neueste Ausgabe. 1812. 462 S. 8. (8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 NOVEMBER, 1812.

## ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in der vossischen Buchhandl.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen*, aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern und Charten. XXX Band. 1809. (2 Rthlr.) XXXI Band. 1810. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der XXX Band enthält zwey Reisebeschreibungen, welche mit besonderen Titeln versehen, und einzeln zu haben sind:

I. *Reise nach Savoyen und in das südliche Frankreich in den Jahren* 1804 *und* 1805. Aus dem Französischen übersetzt von *Ch. Weyland*, herzogl. sachsen-weimarischem Legationsrathe. 1809. 210 S. 8. (20 gr.)

Nicht allein nach Savoyen, in das Chamounythal und die umliegenden Gletscher, sondern bis in das Valliserland und auf den grossen St. Bernhardsberg ging die Reise dieses einsichtsvollen Ungenannten, der nach mehreren Merkmalen, den häufigen Klagen über die Gegenwart und die neue Bestimmung, die den ehemaligen Klostergebäuden gegeben ist, der grossen Ehrerbietung und Rührung, mit welcher er von dem Papst Pius VII, dem er auf seiner Reise nach Paris zu Chambery aufzuwarten die Ehre hatte, und von der demselben vom Volke erwiesenen Huldigung spricht, ein Geistlicher gewesen zu seyn scheint. Die Reise ging von Paris aus über Sens, Autun, Chalons sur Saone nach Lyon, und von da nach Chambery in Savoyen und die umliegenden Ortschaften. Hierauf kehrte der Vf. nach dem alten Frankreich zurück, reiste über Grenoble, Valence, Avignon, Nimes, Montpellier, Cette, Agde, und von hier aus auf dem grossen Canal von Languedoc nach Toulouse; dann wendete er sich wieder nach Nimes, besuchte Beaucaire, S. Remy, Aix, Marseille, und längs der Küste des mittelländischen Meeres Toulon, Frejus, Antibes und Nizza. Nun lenkte er um, ging auf Arles, und zum zweyten Mal nach Avignon, besuchte die Quelle zu Vaucluse, die durch Petrarcas Gedichte und Liebe so berühmt geworden ist, Carpentras und Orange, und kam endlich über Vienne wieder in Lyon an, von wo er, ohne sich lange aufzuhalten, nach Genf eilte, die Reise bis an den St. Bernhardsberg fortsetzte, und durch die Schweiz in sein Vaterland zurückkehrte. In demselben Jahre, in welchem der Vf. seine Reise antrat, 1804, hat auch der gelehrte Alterthumsforscher *Millin* eine Reise in die südlichen Departementer von Frankreich gemacht, und es ist nicht wenig unterhaltend, die Bemerkungen dieser Reisenden zu vergleichen. Sie haben freylich nicht immer denselben Weg genommen, und verschiedene grosse Städte, die der Ungenannte gesehen, hat *Millin* in den 3 ersten Bänden seiner Reise, die wir vor uns haben, nicht berührt. Er beschiffte nicht den Canal von Languedoc, war nicht in Toulouse, nicht in Genf u. s. w. Allein von vielen Städten haben doch Beide Nachrichten mitgetheilt, z. B. von Autun, Lyon, Avignon, Aix, Marseille, Toulon, Hyeres, Nizza, Arles. Obgleich der Ungenannte die noch vorhandenen Überbleibsel aus den Zeiten der Römer und anderer älterer Nationen nicht mit Stillschweigen übergeht, sondern davon als Kenner spricht: so ist er doch in Beschreibung der Alterthümer weder so ausführlich, noch so zuverlässig, als *Millin*, der mit einer Menge von Inscriptionen seine Reise ausgeziert hat, wovon bey dem Ungenannten kaum ihre Existenz erwähnt wird. Vor der Stadt Frejus will der Ungenannte Reste eines Amphitheaters gesehen haben, S. 132. *Millin* erwähnt derselben nicht. Hat etwa jener die Reste eines Circus, die *Millin* II, 483 beschreibt, für die eines Amphitheaters gehalten? Von Marseille behauptet jener, es sey daselbst kein einziges antikes Denkmal, kein Überbleibsel des Alterthums zu finden, S. 118. *Millin* hat mehrere Denkmäler, ägyptische, griechische, römische, christliche, als Sarkophagen, Columnen, Capitäler, Grabmäler, Inscriptionen u. d. m., nachgewiesen, die in dem Museum aufbewahrt werden, II, 135. Der Ungenannte führt das Museum ebenfalls an, setzt aber seinen Werth zu sehr herab, wenn er die darin befindlichen Reste der griechischen Bildhauerkunst für unbedeutend erklärt. Eben so geringschätzig spricht er von den antiquarischen Überresten zu Arles S. 153, von denen ihm nur das Amphitheater und ein 47 Fuss hoher Obelisk sehenswürdig zu seyn scheinen. *Millin* kennt mehrere Merkwürdigkeiten, Statuen, Basreliefs, Sarkophagen, Inschriften, Reste eines Theaters, Bäder u. s. w. III, 480. Wenn *Millin* von Lyon spricht: so gesteht er zwar, dass man auf Plätze stösst, welche grausame Verbrechen und schauerliche Unglücksfälle bezeugen; allein er vergleicht doch die Stadt in Ansehung der Gewühle in den Häfen und Strassen, der Menge der Häuser, der neben einander gereiheten Magazine mit Paris, I, 537. 415. Sehr traurig lautet die Schilderung Lyons bey dem Ungenannten. Er sah hier zerstörte, menschenleere Stra-

fsen, ganz von den Flammen verheerte Quartiere, S. 9. Er behauptet auch, dafs das ganze Vermögen der Hospitäler während der Revolution verschleudert und entwendet fey, S. 19. Nach *Millin* I, 421 dagegen geniefsen das Krankenhofspital, Hotel de Dieu, und die Charité für Arme eine Einnahme von 400,000 Franken. Das Urtheil, welches der Ungenannte über die Folgen der Revolution in Avignon fällt, dafs nämlich das Volk nichts dabey gewonnen hätte, S. 51, ist schon von dem Überfetzer, der hin und wieder lefenswerthe Bemerkungen hinzugefügt hat, gemildert worden. Als ein fehr unrichtiges erscheint es durch *Millins* fehr glaubwürdige Nachricht, dafs die bisher an Faulheit gewöhnten Einwohner nun thätig und arbeitfam geworden, und von der Revolution vielen Nutzen gezogen haben. II, 181. Der mönchische Geist des Ungenannten, der fich in dem angeführten Urtheil zu erkennen giebt, fpricht fich noch deutlicher aus in der Jeremiade über die Verwandlung einer Kirche zu Grenoble in ein Schaufpielhaus. *O Zeiten! o Sitten!* S. 43.

II. *A. L. Caftellans Briefe über Morea, und die Infeln Cerigo, Hydra und Zante.* Aus dem Franzöfifchen überfetzt von *Ch. Weyland*, herzogl. fachfen-weimarifchem Legationsrath. Mit zwey Kupfern. 1809. 222 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hr. *Pouqueville*, der faft die nämlichen Gegenden bereift hat, ist dem Vf. zwar durch feine Reife nach Morea zuvorgekommen. Allein Hn. *C's.* Reife wird dadurch nur ein fchätzbares Seitenftück zu jener, keineswegs eine entbehrliche Wiederholung derfelben. Der Vf. reifte in Gefellfchaft des Hn. Oberingenieurs *Ferregeau*, dem die franzöfifche Regierung die Erlaubnifs gegeben hatte, in dem Hafen zu Conftantinopel, eine grofse Docke zur Ausbefferung der Linienfchiffe anzulegen, als Zeichner mit nach Conftantinopel, und hat die von ihm gefehenen Gegenftände mit der Wahrheit und Treue, womit der Maler die Natur nachahmt, in Briefen an Ort und Stelle befchrieben. Der Endzweck der Reife wurde wegen politifcher Ereigniffe nicht erreicht. Allein die gelehrte Welt verdankt dem Fehlfchlagen derfelben einige gute Notizen von den Infeln im Archipel und von Morea und den angrenzenden Infeln. Am 20 Dec. 1796 verliefs der Vf. die Rhede von Marfeille auf einem kleinen türkifchen Fahrzeuge, das von einem Griechen commandirt wurde. Die griechifchen Matrofen zeigten ihre Gefchicklichkeit im Schwimmen durch fehr auffallende Proben. Auf der Infel Cerigo, dem alten Cythera, find noch viele Überbleibfel aus dem höchften Alterthum vorhanden. Befonders merkwürdig find die Katakomben, die in das Innere eines über 100 Fufs hohen und faft fenkrechten Felfen nicht weit vom Fort San Nicolo eingehauen find. Der Vf. in der Meinung, dafs andere Reifende nicht davon gefprochen haben, befchreibt fie weitläuftig. Von der alten Stadt Cytherea ftehen noch einige Thürme und Refte der Mauern, die fie kenntlich machen. Der gröfste Theil der Stadt ift vom Meere verfchlungen. Von dem berühmten Tempel der Venus auf einem Berge, der die Stadt beherrfchte, ift nichts mehr übrig, als einige wenige Säulen, durch die Länge der Zeit fehr befchädigt, und ohne Capitäler; fie werden von den Bauern, denen fie im Umpflügen des Ackers hinderlich find, immer mehr zerftört. Eine Bildfäule von fchönem weifsem Marmor, an welcher Kopf, Arme und Beine fehlten, wurde von den Reifenden aus einer Höhle hervorgezogen, war aber zu fchwer, um mitgenommen zu werden. Widrige Winde zwangen das Schiff, auf der Rhede von Napoli di Malvafia an der Oftküfte von Morea vor Anker zu gehen. In der Stadt wurden die Reifenden fehr gaftfreundfchaftlich aufgenommen, und ftatt der Bezahlung bekam der Wirth, der ihnen die Stadt zeigte, ein Gefchenk. An der Stadt find noch Spuren von dem letzteren ruffifch-türkifchen Kriege zu fehen. Der Vf. entdeckte Ruinen einer grofsen wichtigen Feftung, an welcher die äufseren Mauern aus Granitblöcken, ohne Mörtel auf das engfte und fefteste zufammengefügt, und mit vieler Sorgfalt zugehauen und polirt, am meiften von ihm bewundert wurden. Die Höhlen, worin die Schäfer fich des Nachts mit ihren Heerden aufhalten, blieben nicht unbefucht. Diefe Moraiten führen ein nomadifches Leben, haben mit den Türken wenig Verkehr, befchäftigen fich blofs mit dem Hüten ihrer Heerden, der Verfertigung ihrer Matten und Körbe, Zubereitung der Häute zu ihrer Kleidung und dem Einfammeln der Früchte; und find zufrieden, wenn fie bey ihrer Armuth ihre Unabhängigkeit behaupten können. Die Türken in der Stadt halten das Mittel zwifchen wilden Völkern und gebildeten Nationen, fie beherrfchen die Moraiten mit wahrer Tyranney, bringen ihr Leben in grofser Unthätigkeit und Trägheit zu, ftürzen auf ihre Feinde, die Maltefer, wenn diefe irgendwo landen, und die Mainotten, mit grimmiger Wuth, und fechten mit dem äufserften Muthe; fie find fehr unwiffend, und gleichgültig gegen die fchönen Denkmäler der Vorzeit, welche fie zerftören, um mit den Materialien elende Hütten zu erbauen. Nach dem, was der Vf. von Malvafia fagt, kann man den Ort fchwerlich für einen Stapelplatz des Handels zwifchen Griechenland und anderen, vorzüglich chriftlichen Ländern halten, wofür ihn *Hadschi Chalfa* in der von Hn. *v. Hammer* überfetzten türkifchen Geographie ausgegeben hat. Auf der Infel Hydra wurden die Franzofen fchlecht empfangen; die Kinder warfen mit Steinen nach ihnen. Die Hauptkirche der Stadt mit dem Klofter, worin die Geiftlichen wohnen, erregte durch feine prächtige Geftalt von aufsen und die in dem Inneren herrfchende Stille, matte Erleuchtung, und den duftenden Weihrauch angenehme Empfindungen. Die Einwohner find gefund, ftark, fröhlich und arbeitfam, und führen einen ftarken Handel mit Conftantinopel und dem Auslande. Die hier eingerückte Schilderung, die der berühmte in Paris lebende Grieche *Coray* in einer 1803 erfchienenen Abhandlung von den Hydrioten gegeben hat, gereicht ihnen fehr zur Ehre. Seinen

Aufenthalt in Constantinopel, und was sich auf dem Wege dahin, von dem Vorgebirge Sunium in Attica an, zugetragen hat, übergeht der Vf. mit Stillschweigen. Der nächste Brief, von Koron in Morea 1797 datirt, giebt eine allgemeine Übersicht des Landes und des griechischen Archipels. Wenn man das, was die Alten von dem Zustande der Halbinsel berichten, mit dem gegenwärtigen vergleicht: so traut man kaum seinen eigenen Augen. Unter den Ruinen stehen noch hin und wieder einige Säulen aufrecht, und erinnern an die vorige Pracht. Sonst ist Alles zerstört, und eine schwache und sorglose Regierung thut nicht das Mindeste, um der Natur zu Hülfe zu kommen, oder dem Unglück der Einwohner abzuhelfen. Der Boden an sich ist noch immer wegen der ausserordentlichen Milde des Klimas zum Anbau aller Producte geschickt. Allein durch die verwüstenden Kriege und die despotische Herrschaft ist der gröſste Theil der Einwohner vertrieben und das Land verödet, am meisten, seitdem die Albanier eingefallen sind. Die Stadt Koron an einem groſsen Meerbusen könnte unter einer anderen als der türkischen Regierung ein wichtiger Handelsplatz werden. Der französische General-Consul von Morea residirt hier. Auf dem Gebirge Taygetes, Koron gegenüber, wohnen die Mainotten, die sehr häufig mit den Türken Krieg führen, und nur in soweit von ihnen abhängig sind, dass sie das von dem Groſsherrn ernannte Oberhaupt, welches aus ihrer Mitte genommen seyn muss, anerkennen. Sie sind äuſserst unwissend, abergläubisch, rachsüchtig und zur Raubsucht und Plünderung geneigt, wozu sie auch durch die Unfruchtbarkeit des Bodens getrieben werden. (Die vorher angeführte Geographie von Hadschi Chalfa giebt die Anzahl dieser Griechen auf 15,000 an.) Von Koron wurde die Reise an der westlichen Küste nach Philatrea, einer kleinen Stadt am Fuſse der Gebirge von Arkadien, zu Lande fortgesetzt. Die kleine Reisegesellschaft war zu Pferde, gut bewaffnet, und hatte wenig Gepäcke bey sich. Denn dieses wurde zur See expedirt. Der Weg ging bey Modon, dem alten Methone, vorbey. Durch ein Versehen des Führers, der den rechten Weg verfehlte, stieſs die Gesellschaft auf ein Lager nomadischer Moraiten, wo sie gastfreundlich aufgenommen wurde, und ein alter Moraite, der geläufig italiänisch sprach, unterhielt sie mit der Erzählung des russischen Krieges von J. 1770, den die Moraiten, aufgewiegelt von den Russen, gegen die Türken führten, und der jenen ein noch viel schwereres Joch von ihren Herren, den Türken, zuzog, als womit sie vorher gedrückt waren. Bey Navarin sind noch Reste von einer Wasserleitung und alten Gebäuden vorhanden, woraus sich vermuthen läſst, dass hier ehemals eine berühmte Stadt gestanden, nach des Vfs. Meinung, die mit Grünlen unterstützt wird, Pylos. Der letzte Krieg hat das Reisen sehr unsicher gemacht. Viele Menschen, die sich vom Raube nähren, ziehen im Lande herum. Selbst die Türken befestigen ihre Landhäuser, und nehmen auf ihren Reisen eine Anzahl wohl bewaffneter Sklaven mit. Der Vf. entging glücklich der Gefahr, angegriffen zu werden. Seine nächtlichen Reisen durch Wälder und über Ebenen sind indess nicht ohne Abenteuer. Von Philatrea machte er einen Streifzug nach Arkadien. Auch ich war in Arkadien, kann der Vf. sagen, und wer seine Beschreibung liest, kann ausrufen: auch ich habe einen Vorgeschmack von dem geistigen Genusse, den der Anblick eines solchen Landes gewährt. Auf der Insel Zante kam der Vf. an, als französische Truppen erwartet wurden, um die Insel in Besitz zu nehmen. Er wurde hier mit einem Popen bekannt, der zu gleicher Zeit Maler, Musicus und Dichter ist. Er fand bey ihm viele Ölgemälde, die bloſs mit Wasserfarbe gemalt und mit einem Firniſs überzogen zu seyn schienen, und doch ein auſserordentlich lebhaftes und kräftiges Colorit hatten. Seine Verfahrungsart wollte er aber nicht bekannt machen. Die Theerquellen gehören zu den physikalischen Merkwürdigkeiten der Insel, die der Vf. nicht unbesucht und unbeschrieben gelassen hat. In den Sitten und Gebräuchen der Insulaner ist eine sonderbare Mischung orientalischer und europäischer Sitten.

Der XXXI Band des Magazins führt auch den besonderen Titel:

*Reise nach Süd-Amerika von Don Felix von Azara in den Jahren 1781 bis 1801.* Aus dem Spanischen mit Anmerkungen und einer Nachricht von dem Leben des Verfassers herausgegeben von *Walkenaer.* Aus dem Französischen übersetzt von *Ch. Weyland*, herzogl. sachsen-weimarischem Legationsrath. Mit einer Charte. 1810. XXVI u. 479 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Den Lesern des beliebten *zimmermannischen* Taschenbuchs der Reisen wird aus dem Jahrgange 1808. S. 760 f. erinnerlich seyn, dass Hr. *v. Azara* eine Beschreibung der Thiere in Paraguay herausgegeben hat, aus welcher jener Gelehrte Verschiedenes excerpirte. Das vorliegende Buch erwähnt (S. 106) eine Beschreibung der vierfüſsigen Thiere in jenem Lande, welche Hr. *v. Azara* während seines Aufenthalts daselbst nach Europa schickte, und (S. XXV f.) eine andere, auch Vögel betreffende, welche er nach seiner Zurückkunft drucken lieſs. War aber gleich *Azara* bisher kein unbekannter Name unter den um die amerikanische Länderkunde verdienten Männern: so wird doch dieses Buch, aus dem Französischen, in welchem es 1810 erschien, übersetzt, erst seinen Ruhm auf die Nachwelt bringen. Der deutsche Herausgeber hat Vieles, was ihm unwichtig schien, so wie die meisten allzuweitläuftigen Anmerkungen des französischen Herausgebers, ganz weggelassen, und die naturhistorischen Nachrichten zusammengezogen. Die vorangesetzte Nachricht von dem Leben des Vfs. hat er in einen gedrängten Auszug gebracht. Wir führen nur die vornehmsten Merkwürdigkeiten daraus an. *Don Felix v. Azara* ist 1746 in Arragonien geboren, studirte auf der Universität *Huesca* in der vaterländischen Provinz, nachher auf der Militärakademie zu Barcelona, trat kurz vor seinem 19 Jahre als Cadet

bey einem Infanterie-Regiment in Militärdienste, ward Lieutenant 1775, vor Algier von einer kupfernen Kugel schwer verwundet, und erst nach vielen Jahren völlig geheilt. Als Spanien und Portugal in dem Vergleich zu St. Ildefonso 1777 und in dem Frieden zu Pardo 1778 wegen der Grenzen ihrer Besitzungen in Südamerika eine Übereinkunft getroffen hatten: so wurde er von spanischer Seite als Ingenieur-Obristlieutenant beym See-Officierstabe zu einem der Commissarien ernannt, die nach dem Inhalt des Tractats in Amerika die Grenzen abstecken sollten. Er reiste ab 1781, und würde mit seinen Collegen das Geschäft bald beendiget haben, wenn nicht die Portugiesen, die zufolge der Friedensbedingungen eine ansehnliche Strecke Landes hätten zurückgeben müssen, unter mancherley Vorwand die Absteckung der Grenze unterbrochen und verzögert hätten. Don Felix, der Verzögerung müde, die auch von den spanischen Gouverneuren begünstiget wurde, fasste den Entschluss, auf seine eigenen Kosten alle jene Länder zu bereisen, eine Charte von denselben zu entwerfen, und die Geschichte und die Sitten der Einwohner zu studiren. Mit diesen Reisen in das Innere von *Paraguay* bis in die Missionen der Jesuiten, die mit zahllosen Beschwerden und Gefahren verbunden waren, brachte er beynahe 13 Jahre zu. Obgleich er seiner Bestimmung gemäss hauptsächlich mathematische und astronomische Studien getrieben, und in Europa keine Gelegenheit gehabt hatte, sich naturhistorische Kenntnisse zu erwerben: so hat er doch mit Hülfe des *büffonschen* Werkes, wovon ihm eine spanische Übersetzung in die Hände fiel, in der Beschreibung der Thiere viel geleistet. Nach Beendigung der ihm aufgetragenen Vermessungsgeschäfte wünschte er in sein Vaterland zurückzukehren. Der Vicekönig aber wünschte einen des Landes so kundigen Mann noch länger zu behalten, und die Gouverneure, die mit den Portugiesen im Einverständnisse die Grenzberichtigung verzögert hatten, legten seiner Rückkehr allerhand Hindernisse in den Weg, ja suchten ihn durch Verläumdungen zu kränken. Endlich erhielt er 1801 die Erlaubniss, nach Spanien zurückzukehren; 1803 ernannte ihn der König von Spanien zum Mitglied eines Kriegsraths für beide Indien. Ob er nach der grossen politischen Veränderung in Spanien noch ein öffentliches Amt bekleidet, oder auf seinen Gütern in Arragonien sich und den Wissenschaften lebt, hat man nicht erfahren können.

Die Reise selbst ist in 17 Capitel abgetheilt. 1 Cap. *Vom Klima und den Winden.* Zu Assumption, der Hauptstadt in Paraguay, nach des Vfs. Beobachtung im 25°16′40″ der Breite, stieg das Quecksilber im fahrenheitischen Thermometer gewöhnlich im Sommer auf 85°, an den heissesten Tagen bis auf 100°, und fiel im Winter niemals unter 45°. Regen fällt viel häufiger als in Spanien, und er ist von den furchtbarsten Gewittern begleitet; weil nun daselbst weder Berge noch Wälder in der Nähe sind: so muss die Atmosphäre eine besondere Beschaffenheit haben, wodurch diese Naturerscheinungen hervorgebracht werden. Übrigens ist das Land eines der gesundesten auf der Erde. Cap. 2. *Beschaffenheit des Bodens.* Das ganze Land von der magellanischen Meerenge bis zum 16° der Breite, das westlich die östlichsten Theile der Andennen, und östlich die patagonische Küste bis an den La Plata-Strom zur Grenze hat, ist eine durchaus ebene Fläche, in welcher nur wenige Hügel 500 Fuss hoch sind. Wegen dieser ebenen Lage erreichen nur wenige Flüsse und Bäche, die ihr Wasser von den Cordilleras der Anden-Gebirge herabgiessen, die Seeküste; auch wird es nicht möglich, das Land durch Canäle zu bewässern, oder Wassermühlen und Wasserleitungen anzulegen. Die Seen sind von grossem Umfange, aber nicht tief, und vertrocknen im Sommer. Der vornehmste ist *de los Xarayes*, der unter dem 16°30′ anfängt, sich bis in den 22° erstreckt, 110 Stunden lang und 40 Stunden breit, wegen seiner geringen Tiefe nicht schiffbar ist, und in den Sommermonaten ganz austrocknet. Die Steinmassen sind sandiger, nicht kalkiger Art. An der brasilischen Grenze findet man weisses, sehr hartes und glasartiges, nicht sandiges Gestein. Hin und wieder giebt es in Paraguay Schleifsteine. Kalkstein ist bloss gegen den 32° der Breite an den Ufern des Parana und des Uruguay. Die Länder ostwärts von Paraguay und dem Parana haben Mangel an Salz, und daselbst wie in ganz Brasilien kann, der trefflichen Weiden ungeachtet, die Viehzucht nicht emporkommen. Die Menschen vor der Ankunft der Europäer kannten auch das Salz nicht; entweder assen sie salzigen Thon, wo sie ihn antrafen, oder sie vermischten die Asche verbrannter Pflanzen statt des Salzes mit ihren Speisen. In den Ländern westwärts von Paraguay und dem Parana und südwärts vom La Plata-Strom ist kein Bach noch Brunnen, der nicht, besonders im Sommer, salziges Wasser führte. Die Masse von gediegenem Eisen unter 27°47′41″ ist, wie der Herausgeber in einer Note bemerkt, nebst 2 anderen gleichfalls sehr grossen Massen von Chladni unter die Meteorolithen versetzt.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

## NEUE AUFLAGEN.

*Leipzig*, b. Vogel: *Der alte Erdmann, ein Hausspiegel für Aeltern, Erzieher und Lehrer und die es zu werden gedenken*, von M. *Karl Traugott Thieme.* Mit einer Vorrede von M. *Joh. Christ. Dolz.* Wohlfeile Ausgabe. 1812. I Bd. VI, XXXII u. 279 S. mit 1 Kupfer. II Bd. VIII u. 312 S. III Bd. VI u. 360 S. 8. (2 Rthlr.) Die erste Auflage erschien bereits im J. 1800 u. 1801.

*Neustadt a. d. Orla*, b. Wagner: *Halladat oder das rothe Buch* von *Gleim.* 1812. 74 S. 8. (4 gr.) Ein, nach der Vorrede, neuer unveränderter Abdruck.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 NOVEMBER, 1812.

## ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in der vossischen Buchhandl.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, aus fremden Sprachen übersetzt u. s. w.* XXX und XXXI Band.

*(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Capitel 3. *Von Flüssen, Häfen und Fischen.* Der f. beschränkt sich auf die 3 Hauptströme, die von orden nach Süden fliessen. Der *Paraguay* entspringt unter dem 13° 30' der Breite, ist vom 16° a bis zu seinem Einfluss in den Parana für kleiere Fahrzeuge schiffbar, und hat ein periodisches teigen und Fallen. Der *Parana*-Strom entspringt wischen 17° 30' und 18° 30' in den portugiesischen oldminen von Goyazes, hat einen viel schneleren und ungestümeren Lauf, als der Paraguay, ist vegen seines felsigen und von mächtigen Wasserfälen durchbrochenen Bettes nicht nach seiner ganzen länge schiffbar. Nicht weit von dem Wendekreise es Steinbocks ist ein sehr fürchterlich mächtiger Wasserfall, wo der Strom unmittelbar vor dem Sturze 100 Toisen breit ist, und plötzlich in einen nicht über 30 Toisen breiten Kanal zusammengepresst wird. Der *Uruguay*-Strom entspringt gegen den 28° der Breite in Gebirgen, die der Insel St. Catharina ziemlich nahe liegen, fliesst anfänglich gegen Westen, ergiesst sich zuletzt in den Parana, und macht vereinigt mit diesem den La Plata-Strom aus. Da er aus einer Gegend kommt, wo das Land weniger eben, und mit Bergen und Hügeln durchschnitten ist: so ist sein Lauf schneller und reissender, als der der beiden anderen Flüsse. Obgleich der Fluss sehr klippenreich ist: so hat er doch nur 2 Wasserfälle. Vom La Plata-Strom an bis zur Klippenbank im 31° 23' 5" der Breite ist er schiffbar. Die Häfen an der Küste von Patagonien werden übergangen. Das Flussbett des *La Plata* ist einem Meerbusen ähnlich, der sich tief in das Land erstreckt. Auf der Südseite sind die Schiffe am meisten geschützt, weil von dieser Seite die heftigsten Winde wehen. Der Hafen von Montevideo wird von Jahr zu Jahr seichter, und wird vielleicht bald ganz unbrauchbar. Der von Maldonado hat einen vortrefflichen und für die grössten Schiffe hinlänglichen Ankergrund. Von den Fischen findet man die Cangrejos, von den Franzosen Krebse genannt, nicht an dem Ufer eines Flusses oder Baches, sondern weit in dem Innern und in den allerentlegensten Ländern. Sie ähneln im Ansehung des Äusseren und des Geschmacks den europäischen; aber ihre Lebensart und Gewohnheiten sind ganz verschieden. In den Flüssen und Seen sind sehr schwere Seebrassen, Goldfische, von denen im Meer sehr verschieden, und weit schöner, sehr grosse Rochen, Barsche, Alsen u. s. w. Cap. 4. *Von wildwachsenden*, Cap. 5. *von den cultivirten Pflanzen.* Bey diesen hätten die aus Europa gebrachten von den einheimischen unterschieden werden können. Botaniker werden die hier mitgetheilten Nachrichten mit denen des Jesuiten *Dobritzhoffer* (*Gesch. der Abiponer in Paraguay*, aus dem Lateinischen von *Kreilb.* 2r *Theil. Wien* 1783) mit Nutzen vergleichen. Er ist zwar kein in das linnéische System eingeweiheter Naturforscher. Allein *Azara* ist es eben so wenig. Sein achtzehnjähriger Aufenthalt im Lande, und das Geschäft eines Missionars, welches er betrieb, setzten ihn in Stand, wichtige Nachrichten einzuziehen. Der Vf. und der Herausgeber citiren ihn nirgends, obgleich er vor *Azara* am besten über dieses Land geschrieben hat. Er führt noch mehr Pflanzen an, als dieser, und beschreibt sie grossentheils ausführlicher; ob richtiger, mag von Anderen untersucht werden. Die im 5 Cap. erwähnten kommen insgesammt bey ihm vor, Getraide S. 559, Wein S. 561, Tabak S. 140, Zuckerrohr S. 542, Baumwolle S. 511, Mandioca S. 506, Mais S. 553, Pataten S. 555, Melonen u. a. S. 566, Indigo S. 526. Auch können die im 4 Cap. angeführten fast alle bey dem Jesuiten nachgewiesen werden. Von dem Thee handelt er S. 130, von Curiy S. 480, Ybaro S. 520, Purgirkorn oder Purgiernüsse nach seiner Benennung S. 476, Palosanto S. 466, Guembe S. 498, Ybira S. 501, wilden Reis S. 517, den Rohrarten S. 540. Dass die Jesuiten sich des Schilfrohrs, mit Ochsenhäuten überzogen, in ihrem Kriege mit Spanien und Portugal statt der Kanonen bedienet haben, erzählt der Jesuite nicht. Was er übrigens von der Grösse und Härte des Rohrs sagt, macht einen solchen Gebrauch nicht unmöglich. Cap. 6. *Von den Insecten.* Der Jesuit kennt den Bienenhonig; *Azara* beschreibt nicht bloss die Bienen, sondern auch die Wespen, Ameisen, und viele andere. Cap. 7. *Kröten, Schlangen, Nattern und Eidechsen.* *Azara* versichert, er habe nur einmal einen Frosch quacken gehört; *Dobritzhoffer*, er sey an dem Ufer der Seen und Flüsse auf eine unglaubliche Art von dem Gequacke der Frösche belästiget worden. Hat dieser vielleicht Frösche und Kröten nicht genau unterschieden? *Azara* unterscheidet die Eidechse Yguana von der Teyuguazu; dem Jesuiten sind die Namen synonymisch. Man kann hier

aber wohl dem Spanier Recht geben, der auch Cap. 8, *von den vierfüſsigen Thieren und Vögeln*, seine vorzüglichen Kenntniſſe in dieſem Fache der gelehrten Welt nicht zum erſten Mal beurkundet hat. Er fängt mit dem Tapis, dem gröſsten Thier der neuen Welt, an, das von dem Jeſuiten S. 234 das Elendthier oder die groſse Beſtie genannt wird, und dem er, ſo wie *Azara*, den einheimiſchen Namen Mborebi giebt. Nach *Azara* heiſsen ſowohl die wilden als zahmen Schweine Tayazu, nach *Dobritzh.* die wilden Tayaça. Von den Hirſchen bemerkte jener 4 Arten; dieſer findet zwiſchen ihnen und den europäiſchen keinen Unterſchied, S. 350. Den zwey ſonderbaren, bisher ganz unbekannten Thieren bey *Azara* S. 109 mögen die Zoologen einen Platz im Syſtem anweiſen. Der Yaguarete, den die Spanier Tiger nennen, ſteht in dem Verzeichniſſe der Jeſuiten oben an S. 321, vgl. S. 331. *Azara*, der die Arten, die zu einer Gattung gehören, ſorgfältig unterſcheidet, thut dieſes auch bey den Katzen. Er führt ihrer drey an, wovon die dritte Chibiguazi heiſst. *Dobritzh.* begreift alle Wildkatzen unter dem Namen Chibi, S. 333. Daſs man Hn. *Az.* bedeutende Aufklärung über die Beutelthiere (Didelphis) verdankt, hat ſchon *Zimmermann* a. a. O. bemerkt. *Dobritzh.* nimmt keine Notiz von ihnen. Das unbekannte Thier Aguara-guazu, welches *Azara* S. 194 unter die Füchſe zählt, ſcheint bey *Dobritzh.* unter dem Namen Waſſerhund, Aguara, S. 404 vorzukommen. Jedoch ſtreitet dagegen, daſs jenes Thier in den Feldern, dieſes in den Seen und Flüſſen lebt. Von den Tatus (ſpaniſch *Armadillos*) lernte *Az.* 9 Arten kennen, *Dobritzh.* nur drey, S. 391. Von den Affen führt jener 3 Arten, dieſer 5 an. *Azara's* Caraja ſcheint *Dobritzh.* Carugua, S. 386, zu ſeyn. Daſs Cay *Az.* und Cayi *Dobritzh.* S. 384 ein und derſelbe Affe ſind, zeigt nicht bloſs der Name, ſondern auch ihre Lebensart, die, wie faſt immer der Fall iſt, von dem Spanier mehr unterrichtend erzählt wird. Am Schluſſe beweiſet *Az.* mit guten Gründen, daſs die ſämmtlichen bisher (S. 106—156) beſchriebenen vierfüſsigen Thiere nicht aus dem alten Continent nach Amerika herübergegangen ſind. Er wendet ſich darauf zu denen, welche aus Europa eingebracht ſind. Was von den gehörnten Pferden geſagt wird S. 161, hat *Zimmermann* a. a. O. S. 169 umſtändlicher erzählt. Entweder iſt des Vfs. Beſchreibung der vierfüſsigen Thiere ausführlicher als ſeine Reiſen, oder, welches nicht ſo wahrſcheinlich iſt, der Überſetzer hat ſich hier eine Abkürzung erlaubt. Der erſte Fall findet auch aus der Urſache Statt, weil er in der Beſchreibung der Vögel auf ſein gröſseres Werk verweiſet, und hier nur wenige Bemerkungen über die groſse Menge der Raubvögel, über die Zugvögel u. a. mittheilt. Cap. 8 (ſollte heiſsen Cap. 9. S. 167). *Von den wilden Indianern.* Von allen ohne Unterſchied wird behauptet, daſs ſie kein Menſchenfleiſch eſſen, auch nie gegeſſen haben (das Gegentheil berichtet *Dobritzh.* II. 49), daſs ſie ſich keiner vergifteten Pfeile bedienen, und durchaus keine Religionsbegriffe haben, welches letztere der Herausgeb. dahin modificirt, daſs, wenn ſie auch keine Götzenbilder haben, ſie doch von gewiſſen abergläubiſchen Ideen beherrſcht werden. Es werden darauf die einzelnen indianiſchen Nationen namhaft gemacht, und die Gegend, wo ſie wohnen, ihr Charakter, Lebensart, Verhältniſs gegen die Spanier in vorigen und jetzigen Zeiten, Sprache u. ſ. w. theils aus archivaliſchen, theils aus mündlichen Nachrichten Anderer, theils aus dem Umgange mit ihnen beſchrieben. Dem Vf. in ſeiner Beſchreibung zu folgen, und das Merkwürdigſte daraus zu excerpiren würde, weit über die Grenzen einer Recenſion gehen. Wir wollen nur von den Nationen etwas anführen, die man ſchon durch *Dobritzhoffer* hat kennen lernen. Die Abiponen, oder Abiponer nach dieſes Jeſuiten Schreibart, der ſich um ihre Bekehrung viele Mühe gegeben hat, beſuchte Hr. *Az.* ſelbſt, und fand, daſs ſie weder civiliſirt ſind, noch die geringſte Kenntniſs vom Chriſtenthum beſitzen. Am weitläuftigſten wird von den Guaranys (*Dobritzh.* ſchreibt auch hier wie ſonſt Ç ſtatt G) gehandelt, die ehemals die zahlreichſte und am meiſten ausgebreitete Nation war. Sie ſind kleiner als andere Völker, unterſetzter, fleiſchiger und häſslicher, haben ein wenig Bart, ſogar Haare am Körper, jedoch weniger als die Europäer, ein ernſthaftes, finſteres und niedergeſchlagenes Anſehen, ſind überaus ſchmutzig, und höchſt unwiſſend, wenig kriegeriſch, und ohne Mühe von den Spaniern beſiegt. Daher auch alle von den Spaniern angelegten indianiſchen Kolonieen an der Oſtſeite des Paraguay mit Guaranys bevölkert ſind. Im 9 (10) Cap., *allgemeine Bemerkungen über die wilden Indianer*, werden ſie zu den Nationen gezählt, die ſich mit dem Ackerbau beſchäftigen, und als die am wenigſten ſtarken und kraftvollen beſchrieben, die nicht lange leben. Wie dieſe Beſchäftigung mit ihrem Aufenthalt in Waldungen oder in der Nähe derſelben zu vereinigen, wird uns ſchwer zu begreifen. Überhaupt finden wir hier mehrere Behauptungen, gegen welche wir Einwendungen machen möchten. In Amerika gab es zur Zeit ſeiner Entdeckung viele Nationen, die mehr oder weniger Ackerbau trieben, aber keine unter allen führte ein Hirtenleben; dieſs ſey ein offenbarer Beweis, daſs dieſe Lebensart (das Hirtenleben) dem Menſchen im wilden Zuſtande keineswegs angemeſſen, und daſs es das allerletzte Mittel ſey, welches er ergreife, um ſich ſeinen Unterhalt zu verſchaffen. Wie konnte, möchte man den Vf. fragen, ein Hirtenleben in dem Lande Statt finden, wo keine Hausthiere waren? Die von der Jagd ausſchlieſsend lebenden ſeyen die trägſten, ſtärkſten, kriegeriſchſten. (Wie reimt ſich Trägheit zum kriegeriſchen Muthe?) Die ſich vom Fiſchfang nähren, ſich weit mehr an einem feſten Orte aufhalten, ſeyen viel thätiger, und dennoch eben ſo ſtark, wild und kriegeriſch. (Wie der Vf. ſich darüber wundern könne, daſs ſich Stärke, Wildheit und kriegeriſcher Muth zur Thätigkeit paare, begreifen wir nicht.) Die den Ackerbau treiben, ſeyen weit friedfertiger, führen nur Kriege zur Selbſtvertheidigung, ob ſie gleich an körperlicher Gröſse und Stärke den

übrigen Nationen weit überlegen seyen. (Will der Vf. diese Überlegenheit als eine Folge der Lebensart, welche sie führen, ansehen: so möchte dieses wohl zu bezweifeln seyn.) Der Vf. wundert sich darüber, wie die Guaranys, die sich mit dem Ackerbau beschäftigen, und wenig oder gar nicht herumwandern, sich so zahlbar haben vermehren, und auf eine so ungeheure Art ausbreiten können. Über ihre Vermehrung würden wir uns nicht wundern, und ihre Zerstreuung und Ausbreitung würden wir als eine Folge der zunehmenden Volksmenge ansehen. Auch scheint es uns in der Natur der Sache zu liegen, dass herumwandernde Nationen eine ziemlich unbedeutende Volksmenge ausmachen. Mehr Verwunderung erregt es allerdings, dass sie in kleinere Bezirke eingeschlossen und zuweilen nichts weiter als eine kleine Lagune zum Wohnsitz haben. Die Frage, wie Amerika bevölkert worden ist, und woher die in ihrer physischen und moralischen Beschaffenheit so verschiedenen Völkerschaften gekommen sind, wird von mehreren Seiten betrachtet, und die Schwierigkeit, die damit verbunden ist, entwickelt. Die vielen Verschiedenheiten der Indianer von den Europäern, wodurch man veranlasst wurde, sie für keine Menschen zu halten, werden S. 306 kurz und bündig zusammengestellt. Diese Stelle ist zur Charakterisirung der Einwohner der alten und neuen Welt classisch, aber zu lang, um abgeschrieben zu werden. Cap. 10 (11). *Von den Mitteln, deren sich die weltlichen Eroberer,* Cap. 11 (12), *deren sich die Jesuiten bedient haben, um sich die Indianer zu unterwerfen, in Colonieen zu vereinigen, und von der Art, wie sie regiert wurden.* Die militärischen Anführer zogen gegen die Indianer, wenn sie die Spanier feindselig behandelt hatten, förmlich zu Felde, vertheilten sie, wenn sie sie besiegt hatten, unter sich, und bedienten sich ihrer als Dienstboten. In diesen Kolonieen hatte der Comthur alle Indianer, die zu seiner Comthurey gehörten, bey und neben sich, und bediente sich ihrer als seiner Knechte und Mägde zu unbestimmten Arbeiten. Jedoch durfte er sie nicht verkaufen, misshandeln, und wegen schlechter Aufführung, Krankheit oder Alter fortjagen; auch war er verpflichtet, sie ordentlich zu kleiden, zu nähren, zu unterrichten u. s. w. Auf die Weise waren die Guaranys, auch einige Pampus, Payaguas u. a. vertheilt. Die sich freywillig unterwarfen, wählten sich in ihrem Gebiete einen Ort aus, wo sie ihre Hütten aufschlugen, ein Dorf formirten und sich daselbst niederliessen. Auch wurden ihnen Obrigkeiten aus ihrer Mitte gegeben. Privatleute haben ohne Unterstützung von der Regierung die Indianer besiegt, und Kolonieen angelegt. Diese Methode wurde 1612 abgeschafft; und es durfte nun Keiner mehr auf die Jagd der Indianer ausgehen. Die Gouverneurs hatten weder Geld noch Truppen, um in der Eroberung und Civilisirung des Landes fortzufahren. Nach dem Beyspiele der Jesuiten, die zu Anfang des 16 Jahrhunderts nach Paraguay kamen, wurde ein gemeinschaftliches Leben in den Kolonieen eingeführt, und der ganze Ertrag der Arbeit der sämmtlichen in den Kolonieen wohnenden Indianer wurde unter den Gouverneur von Paraguay, den Vicekönig von Buenos-Ayres die Administratoren und die unter ihnen angestellten Beamten vertheilt. In den königlichen Schatz floss nicht das Mindeste, weder an Tribut, noch Zehnten, noch irgend einer anderen Auflage. Aber die Kolonieen kosteten dem Schatze auch nichts. Die Jesuiten gründeten 29 Kolonieen, von denen 26 die berühmte Provinz der Guarany-Missionen ausmachen, an den Ufern der beiden Flüsse Parana und Urugnay. Die 3 letzteren sind in dem nördlichen Theile von Paraguay, sehr entfernt von den ersteren. Obgleich nun die Jesuiten versichern, dass sie sich zur Gründung ihrer Kolonieen keiner anderen Mittel, als der Überredung und der Predigten, bedient hätten: so hat man doch Ursache, zu glauben, dass, weil neunzehn neue Kolonieen gerade in den 25 Jahren errichtet wurden, als die Portugiesen die Indianer wüthend verfolgten, um sie als Sclaven zu verkaufen, diese Flüchtlinge aus Furcht, sich in die Arme der Jesuiten geworfen, und Kolonieen gebildet haben. Denn nachher entsteht plötzlich ein Stillstand, welcher doch nicht dem verminderten Eifer der Jesuiten im Bekehrungsgeschäft zugeschrieben werden kann. Es wird auch das Verfahren erzählt, dessen sie sich zur Errichtung der 3 letzten Kolonieen bedient haben. Nicht Predigten, sondern erst Geschenke, und nachher die Hülfe schon gewonnener und den Jesuiten unterwürfiger Indianer waren die Mittel, wodurch diese Kolonieen zu Stande kamen. Die Kolonieen selbst wurden auf folgende Art regiert. In jeder Kolonie befanden sich 2 Jesuiten, wovon der erste, der Pfarrer betitelt, keine geistlichen Geschäfte zu verrichten hatte, sondern die Güter der Kolonie, über welche er unumschränkter Gebieter war, verwaltete, der zweyte, jenem subordinirt, die geistlichen Angelegenheiten besorgte. Alle Jesuiten standen unter der Aufsicht des Superiors der Missionen. Der Wille der Jesuiten war die einzige Richtschnur aller Handlungen, und alle angestellten Beamten waren Werkzeuge in den Händen der Jesuiten. Alle Indianer, ohne Ausnahme des Alters und Geschlechts, mussten für die Gemeinschaft der Kolonie arbeiten, Keiner durfte sich zu seinem Privatvortheil beschäftigen. Der gesammte Ertrag aller Arbeiten wurde in die Magazine gebracht, und der Pfarrer theilte einem Jeden aus, was er zu seiner Nahrung und Kleidung nöthig hatte. Ihre Arbeiten bestanden im Betrieb des Ackerbaues, der Einsammlung des Thees, der Wartung und Besorgung der Rindviehheerden, die sämmtlich sich noch nicht auf 6000 Stück beliefen. Jährlich wurde von jedem Indianer zwischen 18 u. 50 Jahren ein Piaster in den königlichen Schatz bezahlt; da aber aus diesen Einkünften die Besoldung des Pfarrers und Vicepfarrers bezahlt wurde, so blieb gemeiniglich nichts übrig; und wenn ja etwas übrig blieb: so war es zum Vortheil der Kolonie oder der Jesuiten. Auf diese Weise hatten sie gewissermaßen alle Verhältnisse mit ihrem Monarchen, den weltlichen Oberhäuptern, den Bischöfen und übri-

haupt allen Spaniern abgeschnitten, mit denen aller Handelsverkehr den Indianern untersagt war. Es wurde daher auch aller Zugang zu ihren Kolonieen verschlossen, auf allen Seiten waren tiefe Graben, die mit dicken Pfählen und Pallisaden eingefasst waren, aufgeworfen, mit zahlreichen Wachen besetzt, die Keinen ohne schriftlichen Befehl von ihnen herein- oder herauslassen durften. Ob die Jesuiten wirklich die Absicht gehabt haben, ein unabhängiges Reich zu errichten, ist ungewiss. Sie suchten die schwachen Indianer auf alle Weise abzuhärten, übten sie in den Waffen und im Fechten, statt der Tänze, wie der Vf. als Augenzeuge versichert, und untersagten dem weiblichen Geschlecht das Tanzen. Der Hof selbst schöpfte Verdacht gegen sie, und es wurden Unterhandlungen mit ihnen eingeleitet, die aber ihren Zweck verfehlten. Obgleich nun die Jesuiten die Kolonieen willkührlich und unabhängig beherrscht, und über das Vermögen und die Kräfte der Indianer nach Gefallen geschaltet haben: so sind sie doch mit mehr Klugheit und Mäsigkeit dabey zu Werke gegangen, als die Oberhäupter, die an ihre Stelle getreten sind. Gute Kleidung und hinlängliche Nahrungsmittel wurden den Indianern gegeben. Sie arbeiteten nur den halben Tag, und diese Arbeit hatte den Anschein eines Festes. Die Weiber durften nichts als Baumwolle spinnen. Die gefertigten Zeuge, rohe Baumwolle, dürre Gemüse und Paraguaythee wurde in den Städten gegen Eisen und Stahlwaaren und andere Bedürfnisse umgetauscht. Die Pfarrer hielten sich beständig in ihren Wohnungen eingeschlossen und sahen nie Frauenspersonen bey sich und sehr selten Indianer. Die Kranken, die ihres Zuspruchs bedürftig waren, wurden in eine Hütte in der Nähe des Collegiums gebracht, wohin sie sich in einer Sänfte tragen liessen. In der Kirche erschienen sie mit vieler Pracht und Pomp. Ihre Kirchen waren die grössten und prächtigsten, die Altäre vortrefflich geschmückt, die eigenen Wohnungen gewöhnlich, ihre Magazine gross und reichlich angefüllt. Die Anzahl der Indianer war nicht sehr beträchtlich. Keiner sprach spanisch. Wenige konnten lesen und schreiben. In Wissenschaften wurden sie nicht unterrichtet. Die Zeuge, die sie zu ihrer Kleidung fertigten, waren von der allergröbsten Art. In den Handwerken und Künsten haben sie es nicht weit gebracht. Alle Indianer waren getauft, und wussten die gewöhnlichen Gebete und zehn Gebote auswendig. Die Geistlichen, die an die Stelle der Jesuiten getreten sind, klagen, dass diese sogenannten Christen wenig oder gar keine Religion haben. In der Kirche muss man sich über ihr anständiges Betragen und feyerlichen Ernst verwundern; doch hier ist ihr natürlich ernsthafter und verschlossener Charakter die Ursache. Die Oberhäupter und Administratoren, die seit 1768 an die Stelle der Jesuiten gekommen sind, suchen die Kolonieen auf eine gewisse Zeit zu benutzen und Vortheil davon zu ziehen, ernähren und kleiden die Indianer nicht so gut und zwingen sie zu härteren Arbeiten. Der königliche Schatz hat keinen Vortheil davon. Indess sind viele Indianer seit der Abschaffung der Jesuiten mehr civilisirt worden, besitzen ein kleines Eigenthum, und befinden sich in einem gewissen Wohlstande, den sie sich durch Handel und Viehzucht erworben haben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

## KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Frankfurt am Mayn*, b. Mohr: *Der Wecker für Jedermann, oder, die Kunst, durch jede Taschenuhr sich stets sicher, und sogar auf eine Viertel-Minute genau, wecken zu lassen. Nebst Winken, wie man dieselbe Vorrichtung leicht anwenden könnte, um Diebe beym Einbruch gleich zu entdecken und zu verscheuchen.* Von D. *Johann Heinrich Moritz Poppe*, Professor der Mathem. und Physik am Gymnasio zu Frankfurt a. M. und hochfürstl. schwarzburgischem Rath. 1809. 52 S. kl. 8. mit 1 Kupfertafel. (6 gr.) Der erste Titel, *der Wecker für Jedermann*, setzt voraus, dass Jedermann nicht nur eine Taschenuhr, sondern auch von seinem Verdienste noch so viel erübriget habe, dass er sich den zum Wecken annoch nöthigen Apparat bezahlen kann. Da aber viele Männer beides nicht haben: so wird wohl nur der zweyte Titel gelten. Hr. P. machte zwar seine Erfindung, sich auf eine wohlfeile Art von jeder Taschenuhr wecken zu lassen, schon 1796 im Journal für Fabrik. u. s. w., mit vielem Beyfall bekannt, nahm aber in der Folge noch bedeutende Verbesserungen damit vor, und in dieser verbesserten Gestalt theilt er sie hier dem Publicum aufs Neue mit. Sein Wecker ist von zweyerley Art: von der einen wird man durch den Klang einer Glocke, von der andern durch eine ziehende Bewegung an Händen oder Füssen geweckt. Der von der ersten Art besteht, wie gewöhnlich, aus einer Glocke, an welche der Hammer schlägt, wenn er losgelassen wird, und hat ausser einem Steigerade weiter keine Räder, sondern bloss eine um die am gedachten Rade befestigte Rolle geschlungene Schnur, an deren beiden Enden Gewichte hangen, nämlich an einem das grössere, am andern das kleinere. Der von der zweyten Art hingegen ist nur eine auf dem kürzern Arm eines Hebels ruhende Last, welche vermittelst einer Schnur, die über eine an der Schlafkammerdecke befestigte Rolle läuft, mit einer Hand oder einem Fusse des Schlafenden in Verbindung steht. Das Wesentliche der Erfindung beruht also darauf, dass der Taschenuhrzeiger, sobald er die bestimmte Stunde oder Minute zeigt, Kraft genug habe, die verschiedenen Hebel, die bis zur gegebenen Minute die Bewegung des Steigerades am Glockenwecker, oder das Herabfallen der Last des Zieheweckers hemmen, in Bewegung zu setzen, und eben dieses Wesentliche bewirkt Hr. P. vermittelst eines ganz kleinen, an einem langen dünnen Faden hangenden Gewichts, welches der Uhrzeiger zum Fallen bringt, wodurch es, wegen der Acceleration, eine hinlänglich starke Kraft erhält, die Hebel auszulösen. Gut ausgesonnen ist dieser Mechanismus allerdings; nur fürchten wir, dass Viele ihre Taschenuhr nicht so horizontal, wie erforderlich ist, in das dazu gehörige, einem umgestürzten Dreyfuss ähnliche, Gestelle werden zu legen wissen, und dass auch mancher Mechanicus das rechte Verhältniss der Hebelarme und ihrer Gewichte nur nach vielen Versuchen erst richtig treffen, folglich einen solchen Apparat wohl theurer, als der Dorfuhrmacher einen gemeinen hölzernen Wecker, verkaufen wird. Was endlich die Winke betrifft, wie man durch solche Wecker die Diebe entdecken und verscheuchen soll: so ist schon bekannt, dass Hr. P. die Wände und Thüren inwendig mit Fäden bespannt, so enge, dass kein Mensch, ohne einen davon zu berühren, und jenes kleine die Auslösung des Weckers bewirkende Gewicht zum Fallen zu bringen, hindurch kommen kann. V. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 NOVEMBER, 1812.

## ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in der vossischen Buchhandl.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen*, aus fremden Sprachen übersetzt u. s. w. XXX und XXXI Band.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. 12 (13). *Von den farbigen Menschen*, d. i. von denen, die aus Vermischung der drey Raçen, der Indianer oder Eingebornen, der Europäer oder Weissen, und der Neger oder Afrikaner entstehen. Die Menschen, welche aus der Vermischung eines Indianers mit einer Weissen geboren sind, oder die Mestizen, machen jetzt in Paraguay den grössten Theil der Einwohner aus, die man daselbst Spanier nennt. Sie besitzen mehr Verschlagenheit, Scharfsinn und Verstand, als die Creolen, d. i. die von europäischen Ältern Geborenen. Die Mulatten, die aus der Verbindung der Schwarzen mit den Weissen entstehen, sind thätiger, stärker, geistvoller, als die, welche aus einer Verbindung zwischen Indianern und Negern erzeugt werden. In der letzten Volkszählung in Paraguay war die Zahl der Spanier zu den Mulatten wie 5 zu 1. In Buenos-Ayres sind sie vielleicht noch zahlreicher. Die Mulatten in Paraguay sind theils freye Menschen, theils Sclaven, und das Verhältniss dieser zu jenen ist 74 zu 100; weil nun hier weit weniger Sclaven sind, als in den Kolonieen anderer europäischer Nationen in Amerika: so ist auch der Tagelohn oder der Werth der Arbeit sehr hoch im Preise. Die Sclaven haben ein weit besseres Loos, als anderer Orten, und ihr Schicksal ist dem der ärmeren Classe unter den Weissen vorzuziehen. Auch hat die spanische Regierung befohlen, dass Sclaven, die aus fremdem Gebiete in das spanische entflohen sind, an ihre Herren nicht ausgeliefert werden sollen. Cap. 13 (14). *Von den Spaniern.* Unter ihnen herrscht die vollkommenste Gleichheit, und der Unterschied zwischen Adel und Bürgerstand fällt hier weg. Daher in den Städten Keiner dem Anderen dienen will, sondern Indianer, farbige Leute und Neger in Dienste genommen werden. Zu den Städten zählt der Vf. nur folgende: Buenos-Ayres, Montevideo, Maldonado, Assumption, Corriontes und Santa Fe della Vera Cruz, und in diesen wohnen vielleicht so viele Spanier, als in dem ganzen übrigen Lande. Man erstaunt über die grossen Einkünfte der beiden Bischöfe in Paraguay und Buenos-Ayres, und der zu ihren Capiteln gehörenden Dignitarien, gegen welche die Einnahmen der eigentlichen Pfarrer, die von geringen Accidentien leben müssen, sehr abstechen. Die weltlichen Beamten, von dem Vicekönig an, haben so grosse Besoldungen, dass die Einkünfte der ganzen Provinz nicht zur Bezahlung des dritten Theils der Salarien hinreichen. Alle Arbeit verachten die Spanier von Kindheit an, und nichts thun ist ihre grösste Glückseligkeit. Die nach Europa gereist sind, kehren sobald als möglich in ihr Vaterland zurück, wo es ihnen nie an Mitteln fehlt, mit geringer Mühe Geld zu verdienen. Leidenschaft für das weibliche Geschlecht und Spielsucht sind vorzüglich im Gange, und das gemeine Volk ist der Völlerey sehr ergeben. Übrigens besitzen sie einen feinen richtigen Verstand, und hätten sie die nämliche Gelegenheit zu studiren, wie in Europa, und wendeten sie den nämlichen Fleiss an: sie würden die Europäer übertreffen. Der Ackerbau wird nur von solchen Spaniern getrieben, die nicht Vermögen genug besitzen, Kaufleute zu werden, oder sich Ländereyen und eigene Heerden zu erwerben, von denen sie leben können, oder von Tagelöhnern, die keine Gelegenheit finden, sich zum Hüten der Viehheerden zu verdingen. In Ansehung der Kleidung, Civilisation und der Moralität haben sie einen grossen Vorzug vor den Hirten, nähren sich auch nicht bloss, wie diese, vom Fleische, sondern geniessen auch Vegetabilien, und verstehen ihre Speisen zu würzen. Die Hirten in Paraguay sind beständig mit der Hütung von 12 Millionen Kühen, 3 Millionen Pferden und einer beträchtlichen Anzahl von Schafen beschäftigt, wovon ungefähr der 6 Theil auf das eigentliche Gouvernement Paraguay, die übrigen auf Buenos-Ayres kommen. Hierunter sind aber 2 Millionen wilde Kühe, und die zahllose Menge von wilden Pferden nicht mit begriffen. Das zahme Vieh ist in einzelne Heerden abgetheilt. Jede Heerde steht unter einem Meisterhirten, und bey jedem Tausend Stück Kühen ist ein Unterhirte oder Tagelöhner angestellt. Die Hirten gehen nicht mit ihren Heerden aufs Feld, sondern pflegen nur einmal in der Woche in Begleitung einiger Hunde auszureiten, und in vollem Galop in ihren Besitzungen herumzujagen. Die Kühe werden auf einen besonders dazu eingezäunten Platz getrieben und nach Verlauf einiger Stunden wieder entlassen, um frey und ungehindert auf der Weide zurückzukehren. Dadurch wird verhindert, dass die Thiere sich nicht von dem Gebiete des Eigenthümers entfernen. Die Hirten wohnen 4 bis 10, ja wohl bis auf 30 Stunden von einander entfernt. Daher sind so wenige Capellen im Lande, und die Leute gehen

äusserst selten in die Messe. Sie taufen häufig ihre Kinder selbst, oder verschieben diese Ceremonie bis zur Zeit ihrer Verheirathung. Von der Rohheit und Wildheit dieser Menschen werden fast unglaubliche Beyspiele angeführt. Ausser den Hirten giebt es in diesen grosen Ebenen noch eine Menge von Menschen, die gar nicht arbeiten, und um keinen Preis in Dienste gehen wollen. Sie sind Diebe, die sogar Frauenspersonen stehlen, in die verwachsensten Gegenden der Wälder führen, ihnen daselbst eine kleine Hütte bauen, und sie vom Fleische der wilden Kühe ernähren. Der Vf. hat mehrere solcher Räuber entdeckt und gestohlene Frauenzimmer bey ihnen angetroffen. Eine junge und hübsche Spanierin, die schon 10 Jahre unter solchen Menschen gelebt hatte, wollte nicht zu ihren Ältern zurückkehren, und war ganz trostlos, als er sie mit Gewalt in das väterliche Haus brachte. Zuletzt wird noch eine tabellarische Übersicht des gesammten Seehandels, der aus den Häfen am La Plata-Strom getrieben wird, gegeben, wobey die Jahre 1792—1796. im Durchschnitt berechnet, zum Grunde liegen. Hienach übersteigt die Ausfuhr die Einfuhr um 1,908,427 Silber-Piaster, und es muss entweder der Tarif für die Einfuhrartikel viel geringer seyn, oder beym Einführen der Waaren ein schrecklicher Schleichhandel getrieben werden. Cap. 14 (15). *Kurze Nachricht von allen Städten, Flecken, Dörfern und Pfarreyen in dem Gouvernement Paraguay;* Cap. 15 (16). *in dem Gouv. Buenos-Ayres, di sowohl bloss von Spaniern als ausschliesslich von Indianern und farbigen Menschen bewohnt werden.* In jenem Gouvernement beläuft sich die Volksmenge auf 97,422, in diesem auf 176,847 Köpfe, unter welchen letzteren auf die Stadt Buenos-Ayres 40,000, auf Montevideo 15,245 gerechnet werden. Cap. 16 (17). *Kurze Geschichte von der Entdeckung und Eroberung der Provinz am La Plata Strom und von Paraguay.* Diese Geschichte beginnt mit Johann Diaz von Solis, der mit drey Schiffen, von dem spanischen Hofe ausgerüstet, im J. 1515 zuerst in den La Plata-Strom einlief, und schliesst sich mit Juan de Torres de a Verra-y-Aragon, der im J. 1587 Gouverneur wurde, seine Stelle aber bald niederlegte und nach Spanien zurückkehrte. Die beygefügte Charte von Paraguay und Buenos-Ayres, von *A. Bück* gestochen, ist von grossem Werthe. Sie erstreckt sich von dem 17 bis 57 Grad der Südbreite, und von dem $52\frac{1}{2}°$ bis $67\frac{1}{2}°$ westlicher Länge von dem Meridian zu Paris. Wir zweifeln, dass auf irgend eine andere der Lauf der Flüsse, die Lage der Kolonieen und die Wohnplätze der Völkerschaften so genau und vollständig verzeichnet sind, als auf dieser. —u—

**Scheningen**, b. Tölle: *Beyträge zur Geschichte unseres Landes.* I Stück. Geschichte der Stadt Scheningen bey Helmstädt. II Stück. Geschichte des Klosters Riddagshausen bey Braunschweig. Von *Johann Georg Justus Ballenstedt*, Prediger zu Dobbeln und Wobeck im Okerdepartement. 1809. XVIII, 118 u. 173 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der in der gelehrten Welt durch verschiedene Aufsätze in dem *henkeschen* Museum für Religionswissenschaft und anderen Zeitschriften vortheilhaft bekannte Vf. hat sich hier an ein vaterländisches Thema gewagt, das nicht bloss für Westphalen, sondern auch für andere Gegenden Deutschlands interessant ist. Scheningen, auch jetzt nicht unbedeutend, obgleich klein, ist eine alte Stadt. Die Chronikenschreiber rücken sein Alter ins 8 Jahrhundert hinauf, gedenken zwar seiner nicht als einer Stadt (denn Städte gab es in Norddeutschland nicht vor dem 10 Jahrh.), sondern als einer *Villa*, welches nicht immer Dorf, sondern auch Schloss, Burg bedeutet. Über den Ursprung des Namens ist mehr gefabelt, als kritisch untersucht worden. Zuerst wird des Orts gedacht in den Kriegen, wodurch Karl der Grosse sich die Sachsen unterwarf. Im 10 Jahrh. scheint Scheningen, wie aus mehreren Diplomen der Ottonen erhellt, eine kaiserliche Burg gewesen zu seyn. Im J. 927 lieferte hier Heinrich I den Ungarn ein Treffen, worin diese geschlagen wurden. Nach dem Ableben der Kaiser aus dem sächsischen Hause kommt Scheningen nur in Klosterurkunden vor. Gegen Ende des 11 Jahrh. wurde das Lorenzkloster daselbst gestiftet. Durch Erbschaft scheint Scheningen an das welfische Haus gekommen zu seyn. Botho nennt es 1347 eine Stadt. Mehr Licht verbreitet sich über die Geschichte des Orts im 14 und 15 Jahrhundert. Die Reformation ward in dem Lorenzkloster, von dessen Ursprung und Umwandelung aus einem Nonnenkloster in eins für augustinische Regular-Chorherren lesenswürdige Nachrichten gegeben werden, 1542 eingeführt, und die Reihe der evangelisch-lutherischen Pröbste geht von 1574 ununterbrochen fort. Seine letzten Schicksale und die gänzliche Aufhebung desselben unter der neuen Regierung werden nicht umständlich erzählt, sondern der Vf. sagt nur kurz S. 50, dass seitdem Scheningen ein integrirender Theil des Königreichs Westphalen geworden; Amt, Magistrat, Kloster und Schule *hörten auf zu seyn.* Dass das Schloss daselbst den sächsischen Kaisern manchmal zur Residenz gedient habe, beweisen die von dort aus datirten Urkunden. Als es ein Eigenthum des guelfischen Hauses geworden war, wohnten hier fürstliche Wittwen, unter denen sich Anna Sophie, Herzog Friedrich Ulrichs Gemahlin, welche von 1630 bis 1659 hier lebte, sich grosse Verdienste um Scheningen erwarb. Ausser anderen Schenkungen und Stiftungen wurde von ihr eine lateinische Schule, nach ihr Anna-Sophianeum genannt, angelegt und reich dotirt. Von den Salinen, deren Alter bis ins 11 Jahrh. und noch höher hinauf reicht, das Merkwürdigste in der Kürze. Unter der Aufsicht des Bergraths *Abich* ist das Salzwerk sehr verbessert und in Aufnahme gebracht. (Es steht jetzt unter der Aufsicht seines würdigen Sohns.) Die Schicksale des Orts werden S. 46—72 erzählt, und die Geschichte der Umgebungen Elmsburg, Sommerschenburg und anderer nahe gelegener Ortschaften damit verbunden, S. 73—85. Die Seitenzahl zeigt, dass Alles mehr angedeutet als ausgeführt ist. Angehängt ist die natürliche Geschichte des Elms oder des Waldes, as

welchem Scheningen gelegen ist, S. 86—118. Eine genaue Untersuchung der verschiedenen Erdschichten, aus welchen der dasige Boden besteht, und ihrer Lage zu einander, nebst einer Beschreibung der darin gefundenen Producte, wie sie *Cuvier* und *Brongniart* neulich von der Gegend um Paris gegeben, sucht man hier vergebens. Es wird nur im Allgemeinen gesagt, dass in den Steinbrüchen und Sandgruben des Elms See- und Land-Producte, Wasserpflanzen und Erdgewächse, Land- und Wasser-Thiere, Amphibien und Thierpflanzen oder andere uns unbekannte Dinge ausgegraben werden. Auch war es wohl mehr Vermuthung, als auf Entdeckungen gegründete Behauptung, dass das Mammuth und seine Fossilienknochen sich überall auf dem Erdboden, *am Elm* so gut wie in Sibirien u. s. w., finden. S. 114. Seitdem der Vf. dieses geschrieben, hat man erst in diesem Jahre den Kopf eines Ur-Stiers oder eines colossalen Stiers aus der Urwelt zu Offleben, nicht weit von Scheningen, ausgegraben, von welcher Entdeckung der Vf. selbst in dem allg. Anzeiger Bericht abgestattet hat. Die bekannten Gründe für die Neuheit der Gestalt, welche die von uns bewohnte Erde jetzt hat, werden aus verschiedenen Schriften gesammelt und gut vorgetragen.

Dass der Vf. der Geschichte des Klosters Riddagshausen bey Braunschweig (im II Stück) noch einmal so viele Blätter widmet, als der Geschichte von Scheningen, ist seiner Anhänglichkeit an ein Institut, dessen wurdiges Mitglied er 12 Jahre gewesen ist, zuzuschreiben. Die Materialien dazu fand er in *Meibomii Chronic. Riddagshusan.*, in *Knittels* Beyträgen zu dieser Chronik und anderen Nachrichten, wozu wir auch das zählen, wovon er selbst Augenzeuge gewesen ist. Das Kloster wurde im J. 1145 zur Ehre der Jungfrau Maria gestiftet von einem Edelmann Ludolf, der als Mönch des Cistercienserordens hier sein Leben beschloss. Der Anfang war klein; aber die Mönche machten sich durch gute Zucht und Gelehrsamkeit beliebt, und erhielten bald Reichthümer, erbauten eine Kirche 1275, standen bey dem Herzog Heinrich dem Löwen, der ihnen das Dorf Riddagshausen schenkte, und anderen Landesfürsten, die ihnen manche Gunstbezeugungen erwiesen, in grossem Ansehen. Die glückliche Periode des Klosters, in welcher sein Wohlstand und Ansehen beständig im Wachsen war, dauerte bis zu Ende des 11 Jahrh. Im folgenden musste es viele Drangsale erfahren. Zwar trat hier 1542 zum ersten Mal ein lutherischer Prediger auf. Allein Herzog Heinrich der Jüngere bot Alles auf, um die katholische Religion herzustellen, und hatte an dem Abt Lambert von Balven einen Freund, der seine Absichten unterstützte. Als der Herzog von den protestantischen Fürsten aus seinem Lande gejagt wurde, ward das Kloster von der feindlichen Armee ausgeplündert, zerstört und verbrannt. Im J. 1547 kam der Herzog wieder in sein Land zurück, und der Abt Lambert gelangte aufs Neue zum ruhigen Besitze seines Klosters. Der Herzog wollte nun sich die widerspenstigen Bürger von Braunschweig unterwerfen, und belagerte 1550 die Stadt förmlich. Die Einwohner wagten einen Ausfall, und richteten eine grosse Verwüstung in dem Kloster an, gegen welches sie sehr erbittert waren, weil sein Abt Lambert sich 1549 gegen die Stadt verschworen hatte. Sein Nachfolger Lorbeer macht Epoche in der Geschichte des Klosters. Er bekannte sich 1568 zur evangelischen Lehre, verbannte den Katholicismus aus seinem Kloster, heirathete, und legte eine neue Schule an, in welchen Unternehmungen ihn der Herzog Julius unterstützte. In den Fehden des Herzogs Heinrich Julius mit der Stadt Braunschweig wurde Riddagshausen und das platte Land ein Schauplatz grosser Greuelthaten, die von den Braunschweigern und ihren Bundesgenossen verübt wurden. Dem Unheil wurde durch einen Vertrag der Stadt mit dem Kloster ein Ende gemacht. Der 30jährige Krieg brachte neues Unglück über Riddagshausen, wie über ganz Niedersachsen. Es fehlte nicht viel, so wäre der Katholicismus wieder hergestellt worden. Die Mönche nahmen 1629 dieses Kloster und auch Michaelstein bey Blankenburg, gleichfalls Cistercienserordens, in Besitz, und zeigten ihren Ingrimm gegen die Protestanten durch intolerante Verfügungen, zogen aber wahrscheinlich nach der Niederlage Tillys 1631 aus dem Lande ab. Der gedachte Krieg veränderte auch Vieles in dem Kloster. Die Äbte verbanden mit der Aufsicht über ihr Kloster noch andere Ämter und Würden, Tuckermann war seit 1624 auch Obersuperintendent und Consistorialdirector in Wolfenbüttel. Die nachfolgenden Äbte wurden nicht von dem Convente, sondern von den Herzögen gewählt. Herzog August that dieses zuerst, liess 1655 eine eigene Klosterordnung verfertigen, und ertheilte, welches bis auf die neueste Zeit der grossen Umwälzung fortgedauert hat, die Prälaturen seines Landes den ersten Geistlichen, Oberhofpredigern, u. s. w. Die Aufsicht über den Haushalt der Klostergüter wurde einem neuen Collegium, der Klosterrathsstube, übergeben. Den Äbten wurde mit der Zeit die Aufsicht über weltliche Dinge ganz genommen, und nur die Sorge für die geistlichen Sachen gelassen. Wir können dem Vf. in der Aufzählung der Äbte des Klosters nicht folgen, sondern bemerken nur, dass durch die Unterwerfung der Stadt Braunschweig unter den Herzog Rudolph August 1671 das Kloster, welches bisher an den verheerenden Fehden der Herzöge mit der Stadt Antheil genommen hatte, von dieser Seite Ruhe genoss. Das Institut wurde nun allmählich seinem Zwecke, künftige Landprediger und Volkslehrer zu bilden, näher gebracht. Am meisten hat der 1789 verstorbene Abt Jerusalem sich um dasselbe verdient gemacht. Er schaffte die unnützen Disputirübungen der Collegiaten ab, und behielt bloss das bessere Studium der Bibel bey. Wir hätten gewünscht, der Vf. wäre hier noch mehr ins Detail gegangen, und hätte den Unterricht, den er den Candidaten gegeben, und wie dieser von ihnen benutzt worden sey, wie sie sich unter Anweisung ihres Abts oder Priors im Predigen und Catechisiren üben mussten, noch genauer angezeigt. Die innere Verfassung

des Collegiums, die den Candidaten vorgeschriebene Regel, Lebensweise und Disciplin lernt man aus seiner Beschreibung nicht hinlänglich kennen. Die schickliche Lage des Orts zur Erreichung des durch die Stiftung beabsichten Zwecks wird sehr gerühmt. War es aber nicht einer grossen und üppigen Stadt zu nahe? Das Gute, das die Klöster in den finstersten Zeiten des Aberglaubens und seit ihrer Reformation und zweckmässigen Einrichtung für den Staat gestiftet haben, wird der Wahrheit gemäss und lebhaft geschildert. Der Vf. rühmt die Vorzüge des gegenwärtigen Zeitalters vor den vorigen, und schliesst mit dem Wunsche, worin jeder Gutdenkende mit ihm übereinstimmen wird, dass bürgerliche und Religions-Freyheit, gute Sitten und Humanität immer mehr Wurzel schlagen und sich verbreiten mögen.

— u —

## SCHÖNE KÜNSTE.

**Berlin**, b. Schmidt: *Tausend und eine Nacht der Gegenwart*, oder Mährchen im Zeitgewande. Von *Julius von Voss*. Erster Band. 1809. 318 S. Zweyter Band. 1810. 320 S. Dritter Band. 1810. 333 S. Vierter Band. 1811. 340 S. 8. (5 Rthlr.)

Der Fürst von Wallala wurde gegen sein vierzigstes Jahr hin schrecklich von der Langenweile geplagt. Weder die Jagd, noch das Theater, noch sonst etwas war im Stande, ihm diese Plage zu vertreiben. Endlich erscheint eine *sehr witzige* junge Dame, Horribunda (schöner Name!) genannt, am fürstlichen Hofe, und erzählt Mährchen, welche derselben hier durch Hn. *v. V.* nacherzählt werden. Wenn Hr. *v. V.* die Erzählungen der Miss Horribunda nicht anders gemacht hat, als sie waren: so ist kaum, oder vielmehr gar nicht zu begreifen, wie die Erzählerin zu dem Prädicate *sehr witzig* gekommen. Alles, was man von ihr in dieser Hinsicht sagen kann, ist, dass es ihr nicht an gutem Willen fehlt, witzig zu seyn; nur ist hiebey zu bedauern, dass in keinem Fall der gute Wille allein weniger zu loben ist, als in diesem. Die wenigen Fälle, wo dem Willen die That entspricht, sind gegen das Umgekehrte für nichts zu achten. Dabey steht ihr das Zeitgewand, welches sie umgenommen hat, gar nicht zu Gesichte, wie man besonders an der Historie *von der Fee Impuda und Lump dem Schriftsteller* ersehen kann, und will zur Geniessbarkeit des gegebenen Witzes auch nicht im Geringsten förderlich und dienstlich seyn. Dass der Fürst von Wallala bey jedem Mährchen einschläft, wird einem grossen Theile der Leser gewiss eine sehr willkommene Erscheinung seyn, da sie darin leicht eine Veranlassung finden können, sich auch eine fürstliche Natur beyzulegen.

Bf.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Pädagogik.** Ohne Angabe des Verlags: *Wer soll den deutschen katholischen Adel erziehen?* Vier Briefe an eine deutsche Dame. 1812. 63 S. kl. 8. (4 gr.) Die Antwort, welche der ungenannte Briefsteller auf die vorgelegte Frage giebt, ist kürzlich diese: Wenn er zum Militärdienste bestimmt ist: so muss man ihn in das Cadettenhaus geben; soll er aber einmal dem Staate als Civilbeamter dienen, und seine Güter gehörig administriren: lieber jeder andere Mensch in der Welt, nur kein Geistlicher. Mehr Schmähungen auf die katholische Geistlichkeit, als diese paar Bogen enthalten, findet man nicht leicht beysammen: was man nur Menschen Schändliches nachreden kann, bis auf Onanie und Päderastie herab, ist auf die geistlichen Herren gehäuft. Der Vf. ist leidenschaftlich gegen sie, und darum ungerecht. Doch auch abgesehen von dieser Leidenschaftlichkeit, ist diese kleine Schrift ohne allen pädagogischen Werth, da ihr Vf. ganz in der gemeinsten Ansicht befangen ist. S. 14 wird des Helvetius Werk über die Erziehung ein classisches Werk genannt. S. 29 wird gesagt: Wer behauptet, dass der Mensch der Religion wegen, und nicht die Religion des Menschen wegen da ist, der behauptet eben so viel, als dass der Mensch die Augen der Brillenschleifer wegen vom Schöpfer erhalten habe. S. 52 wird der Gemeinplatz, dass man für Geld Alles haben könne, auch auf die Erzieher ausgedehnt: wer das Meiste giebt, kriegt den besten. Der Vf. meint, wer nicht Groschen sparen und Louisd'ors zum Fenster hinauswerfen, oder durch seine Kinder später hinauswerfen lassen wolle, erhalte gewiss einen Erzieher, wie er ihn wünsche. — Und zu dieser Gemeinheit der Ansicht kömmt auch noch eine grosse Nachlässigkeit und Unbestimmtheit des Ausdrucks. So S. 8. „Wir haben in den neueren Zeiten *aus Ärzten und Juristen* grosse Generale werden sehen; kleine gingen auch aus Theologen hervor in Spanien und Tyrol." Was liegt wohl in der eigentlichen Bildung des Arztes und Juristen, was ihn zum grossen General machen müsste? S. 16. „Die Gewalt ist stets und immer bey dem Mächtigeren." Ist es nicht eben so, als wenn man sagte: die Dummheit ist stets und immer bey den Unklugen? S. 5 vereinigen sich Gemeinheit der Ansicht, Unwissenheit und Unbestimmtheit des Ausdrucks: „Solche öffentliche Erziehungsanstalten (wie die vorhergenannten und verdammten adelichen Erziehungsinstitute) gehören in Platon's Republik. Sie werden auch nur von jener Classe in Schutz genommen, und nur von jener Kaste administrirt, die den Platonicismus auf Kosten meines Aristoteles, d. h. die Träumereyen auf Kosten der Wirklichkeit, begünstigt." Ob des Vfs. Aristoteles auch wohl, wie S. 35, *Kathegorie* geschrieben hat?

Ms.

*Quedlinburg*, b. Ernst: *Über die Bildung des weiblichen Geschlechts in mittleren Töchterschulen.* Eine Rede — von *J. W. H. Ziegenbein*, Consist. R. und Superintend. zu Blankenburg. 1810. 47 S. 8. (4 gr.) Hr. *Z.* spricht zuerst in dieser Rede von S. 1—15 von dem, was im Alterthum und im Mittelalter für weibliche Erziehung und Bildung geschah und nicht geschahe, und geht sodann die Erfodernisse der mittleren Töchterschulen durch. Sie beziehen sich auf körperliche Bildung, auf Erlernung weiblicher Handarbeiten, auf Bildung des Verstandes, des Geschmacks, des Schönheitssinnes auf Veredlung des Herzens durch Wirkung des religiösen Sinnes. Mit Recht will Hr. *Z.* die Erlernung der französischen Sprache aus diesen Schulen verdrängt wissen. Deutscher Sinn durch deutsche Sprache werde hier geweckt, belebt. Gar sehr billigen wir es dagegen, dass Hr. *Z.* dem Unterricht im Zeichnen einen Platz angewiesen, so wie die *Vocalmusik*, deren Einwirkung auf das Gemüth bey jeder Mutter und Gattin ein so allergreifendes Bildungsmittel ist, und dem religiösen Sinn so schön vorarbeitet und ihn fortwährend unterstützt. — Die S. 39—47 angehängten Anmerkungen enthalten einige literarische Nachweisungen.

FRHT.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 NOVEMBER, 1812.

## ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

MAILAND, b. Destefanis a S. Zeno: *Illustrazione d'uno Zodiaco orientale del Cabinetto delle Medaglie de Sua Majesta a Parigi, scoperto recentemente presso le sponde del Tigre in vicinanza dell' antica Babilonia, monumento che serva ad illustrare la storia dell Astronomia ed altri punti interessanti dell' Antichità.* Da *Giuseppe Hager.* 1811. 63 S. gr. Fol. ohne Vorrede und Dedication.

Bekanntlich hatte *Michaux* aus dem Orient einen Stein mit Keilschrift und anderen Figuren mitgebracht, der in dem Bette des Tigers unterhalb Bagdad gefunden worden war, und den *Millin* in den *Monum. ined.* Vol. I schon erklärt hat. Hr. *H.* macht hier einen neuen Versuch damit, und zeigt mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit und eingestreuten etymologischen Untersuchungen, dass diese Abbildungen wohl einen Thierkreis und zwar aus den ältesten Zeiten vorstellen könnten, wovon indess nach unserer Überzeugung keine Spur vorhanden ist. Alle diese Forschungen werden am Ende auch bey den Ungläubigsten zu dem Resultate führen, dass es ein ganz vergebliches Unternehmen sey, den Ursprung der Sternbilder, namentlich auch der Bilder des Thierkreises, in einem Zeitalter zu suchen, wo uns die Geschichte verläst, oder dieselben aus Hypothesen zu erklären, und Plan und Zusammenhang unter ihnen und bey ihrer Erfindung entdecken zu wollen. Die älteste rohe Astronomie, wenn einige unvollkommene Begriffe von Welt und Himmel diesen Namen verdienen, bedurfte eines solchen Plans nicht; die nothdürftigen und nur für den Kalender berechneten Bestimmungen liessen sich ohne Thierkreis und ohne genaue Kenntnisse der Sphäre angeben. Nirgends finden sich Nachrichten über ihre Zeitbestimmung und wenige Beobachtungen. Alles war sinnlich. Nach dem alexandrinischen Zeitalter hingegen gab die Astronomie den Orientalen erwünschte Gelegenheit, ihre philosophischen Schwärmereyen weiter auszubilden, neue Begriffe in ein altes Gewand zu hüllen, und dadurch ihren Nationalstolz zu befriedigen, wo ihnen die Geschichte ihre Hülfe versagte. Jedes Volk verfuhr dabey auf seine eigene Weise.

Von den meisten dieser Bemerkungen scheint auch Hr. *H.* überzeugt zu seyn, und seine Urtheile über die griechischen Sternbilder sind im Ganzen natürlich; nur sind bey den gebrauchten Quellen und Nachrichten die Zeiten nicht gehörig unterschieden. Dessen ungeachtet ist er in den Fehler aller derer gefallen, welche eine auf einzelne Sterngruppen passende Idee auf alle anwenden und planmäsig durchführen wollen. Er musste Hypothesen auf Hypothesen häufen, um zu irgend einem wahrscheinlichen Resultate zu gelangen. Der Gedankengang ist folgender. Der Stein ist in dem Bette des Tigers entdeckt, er kömmt also aus der Nähe von Babylon, folglich gehört er in die ältesten Zeiten. Zwey Figuren sind Sternbilder des Thierkreises, also kann das Ganze wohl einen Thierkreis vorstellen. Um nun unsere Leser selbst urtheilen zu lassen, wollen wir dem Vf. in seinem Räsonnement die einzelnen Abschnitte hindurch folgen.

Cap. 1. Allgemeine Bemerkungen über den Stein selbst, von dem auf der ersten Kupfertafel die Abbildung geliefert wird. Derselbe ist länglicht rund, abgeplattet, und von schwarzer Farbe. *Millin* hält ihn für einen im Strome abgeschliffenen Marmor, *Michaux* für Basalt, unser Vf. vermuthet, es könne wohl ein Aerolith seyn, und zeigt durch viele Stellen, dass es dergleichen in der alten und neuen Zeit gegeben habe. Eben so wird weitläuftig bewiesen, dass der älteste und ausgedehnteste Gebrauch gewesen sey, die Götter unter einfachen Steinen zu verehren, z. B. bey den Syrern zu Emesa mit dem Bilde der Sonne in der Gestalt eines steinernen unten abgerundeten Kegels von schwarzer Farbe, oder mit dem von Pessinus nach Rom gebrachten Bilde der Cybele nach Herodian und Livius. Nun werden noch mehrere Beyspiele aus alten und neuen Schriftstellern von verschiedener Autorität angeführt, und gelegentliche Bemerkungen über die Gottheiten *Caelum* und *Terra* bey Griechen, Römern und Chinesen beygebracht. Hr. *H.* scheint hier in manchen Zeugnissen den Göttern geweihte Monumente mit den Statuen derselben zu verwechseln, oder sich durch die Etymologie zu weit verleiten zu lassen, z. B. bey der Diana zu Ephesus durch das Beywort Διοπετες, Act. 19, 35. Er schliesst aber weiter daraus, dass der gefundene Stein ein Bild der Sonne seyn könne, und die auf demselben befindlichen Figuren die Merkmale ihres Weges am Himmel, also der Thierkreis. Daher folgen in den nächsten Capiteln die Erklärungen dieser Figuren. Cap. 2 beschäftigt sich grösstentheils mit der ersten Figur rechter Hand. Eine Schlange umfasst das Ganze. Diese ist das Zeichen der Zeit, und deutet an, dass das Jahr nur in 2 Theile getheilt werden soll, so wie die Isis den Thierkreis zu Tentyra in 2 Theile theilt aus gleicher Veranlassung, nach Hora-

pollo's Zeugniss. Die ältesten Völker, auch Moses, theilten das Jahr nur in 2 Theile, in Sommer und Winter. Der Thierkreis gehört also zu den ältesten aus der Gegend von Babylon. Doch könnte diese Eintheilung auch nur das Reich des Lichts und der Finsterniss bedeuten, nach den Lehren der Magier. Der Anfang der Bilder ist nach dem Vf. auf der rechten Seite des Steins. Dort steht nämlich der Kopf der genannten Schlange. Das erste Zeichen stellt also den Widder oder vielleicht das Lamm nach den Vorstellungen der Perser vor. Die Perser waren Schüler der Magier. Auch Juden und Indier fingen ihr Jahr mit dem Frühling an, wobey sich Hr. *H.* auf *Bailly le Gentil* und *Jones* beruft. (Hier ist offenbar zu viel gefolgert, wenn man *Bailly's* Hypothesen kennt und die *Asiatic Researches* vergleicht. Weitläuftiger davon zu sprechen, erlauben die Grenzen einer Recension nicht.) Doch, macht sich Hr. *H.* selbst den Einwurf, das erste Zeichen sehe mehr einem Wolf, als einem Lamme oder Widder ähnlich; *Millin* hält es für einen Schakal. Aber auch dieses lasse sich erklären, glaubt Hr. *H.* Denn nach Macrobius sey auch die Sonne unter dem Bilde eines Wolfs verehrt worden, daher λυκαβας, das Jahr, λυκος, die Sonne, und nach *le Gentil* hätten die Braminen statt des Widders ebenfalls ein Thier ihrer Gegend, welches einem Hunde, Wolf oder Fuchs gleiche. (Warum hält sich aber Hr. *H.* hier bloss an *le Gentil*, und nicht an *Jones*? Nach den *Asiatic Researches* kennen die Braminen allerdings den Widder, nur haben sie auch andere Zeichen und Bilder, die Mondsörter zu bestimmen, wie die Araber). Der Widder sey erst von Cleostratus an den Himmel gesetzt, und überhaupt könnten die Chaldäer so gut, wie die Chinesen und Japaner, andere Zeichen und Bilder gehabt haben. Dieses wird mit der bekannten Stelle des Achilles Tatius für die Ägypter bewiesen, und macht den Übergang zum folgenden 3 Cap., in welchem der Vf. die übrigen Bilder der ersten Hälfte des vermeinten Thierkreises erklärt. Diese sind nach der Linken zu zwey gehörnte Ungeheuer, aufrecht stehend, mit Fischleibern dem Ansehen nach (das Ende ist nicht sichtbar,) zwey Vögel und eine Scorpionsgestalt, deren Scheeren in einen Kreis zusammengelegt sind. Über diesen schwebt in der Mitte die Figur eines Nachen. Hr. *H.* folgert daraus, dass diese, wie er glaubt, älteren chaldäischen Zeichen von den späteren griechischen verschieden gewesen wären. Es komme hier nicht darauf an, *was* diese sonderbaren Figuren (*animali chimerici*) bedeuten, sondern es sey genug, zu beweisen, dass es Sternbilder des Thierkreises seyen. Es werden indess wieder mehrere Erklärungen versucht. Das sechste Bild, von welchem das 4 Cap. handelt, ist der sehr kenntlich ausgedrückte Scorpion; die Jungfrau und die Wage fehlen. Die erstere könne jedoch durch das in der Mitte schwebende Schiff ausgedrückt seyn. Denn sie sey die Isis, deren Dienst nicht nur ehemals überall ausgebreitet gewesen sey (wobey Tacitus *de moribus Germanorum* und andere Schriftsteller angeführt werden), sondern sich auch noch jetzt bis nach Japan erstrecke. Dass das Schiff ausser der Reihe stehe, dürfe keinen Zweifel erregen. Denn auch auf dem Thierkreise an der Kirche Notre Dame zu Paris stehe die Jungfrau ausser der Reihe von anderen Sternbildern umgeben, entweder *in honorem Virginis*, oder in Bezug auf das Sommersolstitium; denn auch dieses könne das Schiff ausdrücken. Diese Untersuchungen führen den Vf. im 5 Cap. auf das Alter der Wage. Hr. *H.* eignet dieselbe nach den bekannten Stellen Virgils und Hygins den Römern zu, und schliesst endlich aus dem Zeugnisse des Servius zu Virg. Georg. I. 33–35, dass der gefundene Thierkreis der wahre chaldäische sey, weil derselbe nur 11 Zeichen habe, wie Servius ausdrücklich versichere. Hr. *H.* verwechselt hier Zeichen und Sternbilder. 12 Zeichen hatten auch die Griechen schon längst, aber nur 11 Bilder des Thierkreises. Auf diese Eintheilung führte der Sonnenlauf ganz natürlich, und es bedurfte der Bemerkung nicht, die Hr. *H.* schon im 3 Cap. gemacht hat, dass diese 12 Bilder der Griechen aus der 12jährigen Periode des Jupiter genommen seyn könnten, weil die Indier diesen Cyklus hätten. Die Indier machten diese Eintheilung zu astrologischem Gebrauche, wie uns *Davis* in den *Asiatic Researches* versichert; den Griechen war sie ganz unbekannt. Cap. 7. Über die ägyptischen Thierkreise, die der Vf. alle für neu erklärt, weil die Wage auf denselben vorkomme, den zu Tentyra nicht ausgenommen. Bey dem letzten beruft er sich besonders auf *Visconti's* für die Geschichte der Astronomie wichtiges Zeugniss, welcher an dem Tempel deutliche Spuren von griechischem Geschmacke aus dem Zeitalter der Alexandriner findet, obgleich Hieroglyphen daran sichtbar sind. Cap. 8. *Segni iberni*. Der andere Theil des Thierkreises auf dem Steine ist desswegen kürzer, weil das Reich der Finsterniss und der Winter in den Gegenden um Babylon kürzer ist, und in 2 Felder unter einander getheilt. In dem oberen, das nach dem Vf. den Himmel bedeutet, treffen wir bloss den Steinbock an, und zwar in der Mitte, weil er wahrscheinlich das Wintersolstitium ausdrücken soll. So wie nun auf der vorigen Seite der Nachen das Gebiet der Sonne oder des Lichts anzeigte: so deutet hier der darüber stehende Stern auf die Finsterniss. Eine andere runde Figur über dem Steinbocke ist nach Hn. *H's.* Erklärung das Thor des Paradieses mit 4 Strömen. Die übrigen Figuren sind blosse Thürme oder Paläste, und sollen sich auf die 12 Sonnen-Stationen beziehen. Die Perser hätten dafür eine ähnliche Benennung (*tabernacula*), sie wären Schüler der Chaldäer, hätten aber wahrscheinlich keine eigenen Erfindungen gemacht. Darauf bezögen sich allem Vermuthen nach auch andere Benennungen bey Griechen und Römern, z. B. die *aetherea arces* bey Ovid (?). Der erste dieser Thurme rechts steht nur halb da, wahrscheinlich, weil er sich auf den Scorpion auf der anderen Seite beziehen soll, welcher mit zu dieser Hälfte gehört. Auf dem letzten dieser Zeichen liegt die einem Ω ähnliche Figur. Diese zeigt offenbar die Fische oder das Ende des Ganzen an. In dem unteren, die Erde vorstellenden Felde liegen wieder zwey gehörnte oder geharnischte Ungeheuer auf beiden Seiten eines Altars, welche der Vf. für Krokodile (mit wenig Wahrscheinlichkeit nach unserer Überzeugung) hält. Diese bewachen, wie Sphinxe, den Altar der Vesta, auf dem eine Pyramide, das Symbol des Feuers,

steht. Die dreyseitige Pyramide, welche auf dem anderen Altare liegt, hält Hr. *H.* für den Phallus oder Lingam. Die zwey letzten Figuren endlich, zwey sich dem Ansehen nach vereinigende Ströme, stellen den Euphrat und Tiger vor; der letzte wird noch durch den daneben stehenden Pfeil kenntlich, weil im neuen Persischen *Ti* einen Pfeil und den Tiger bedeutet. In den folgenden Capiteln werden nun noch die anderen Thierkreise beurtheilt. Cap. 9. *Zodiaci orientali.* Die Ägypter haben keine eigenen Zodiakalzeichen. Wenn auch andere Hieroglyphen vorkommen: so beziehen sich dieselben doch nicht auf den Thierkreis, am wenigsten darf man nach den vorhergehenden Untersuchungen die Wage auf denselben erwarten. Zum Beweise führt der Vf. an, dass zu verschiedenen Zeiten Griechen, wie Eudoxus, Plato, dahin gereist wären, ohne davon etwas zu erwähnen. Die ganze Eintheilung sey bloss nach dem Monde gemacht gewesen. Cap. 10. *Zodiaci Persiani, Indiani, Cinesi.* Die Perser kennten die Wage, aber der Thierkreis, den *Anquetil* anführt, gehöre ungefähr in das 7 Jahrhundert. Der Zusammenhang mit den Römern und Griechen lasse sich recht gut erklären. Der Thierkreis der Indier, den *Jones* erwähnt, sey ebenfalls neu. Auch hier fände eine Verbindung mit Römern und Griechen Statt, wie die aufgefundenen Medaillen von Trajan, Adrian und der Faustina beweisen. Eben so liesse sich die Verbindung dieser Völker mit China darthun, obgleich einige Neuere Zweifel dagegen erhoben hätten. C. 11. *Zodiaco Caldaico.* Die Chaldäer allein hätten einen Sonnenthierkreis von 12 Theilen u. 11 Zeichen. Die Chinesen haben ebenfalls diese Eintheilung, sie sey aber offenbar späteren Ursprungs und von den Chaldäern entlehnt. Alles also komme auf die Chaldäer zurück. Doch scheint der Vf. nicht über den Anfang der nabonassarschen Zeitrechnung hinausgehen zu wollen. Die Beweise führt er theils aus der Etymologie, wo er die Wörter μαθησις und μανθανω, so wie die Namen der Planeten, aus dem Chaldäischen ableiten will, theils aus den bekannten Nachrichten bey Sextus Empiricus, Josephus, Porphyrius, und den Sagen des Callisthenes, welche theils grossen Zweifeln unterworfen, theils zu neu sind, und nichts weiter darthun können, als dass zu dieser Schriftsteller Zeit dergleichen Kenntnisse unter den Chaldäern waren. Der Schluss aus allem diesem ist, dass auch die griechische Sphäre, wenigstens der Thierkreis, und unter diesen am wahrscheinlichsten der Scorpion u. Steinbock chaldäischen Ursprungs seyn müssten. Dieses beweise das gegenwärtige Denkmal. Von den 4 Kupfert. zeigt die erste den Stein selbst in natürlicher Grösse, ohne Numer, die zweyte und dritte die Figuren des Steins von beiden Seiten, und die vierte endlich einige Proben von babylonischer Keilschrift, von Backsteinen, aber ohne dass angegeben ist, woher sie Hr. *H.* genommen hat. Sie sollen zu Erläuterung des 12 Capitels dienen, wo von den babylonischen und persischen Schriftzeichen gehandelt wird. Der Vf. zeigt, dass die persische Keilschrift von der Linken zur Rechten laufe, die babylonische aber perpendiculär abwärts in Columnen, so dass man von der Rechten anfangen müsse. Diese Behauptung scheint mit des Vfs. Hypothese im Widerspruch zu stehen. Denn die Schrift auf dem gegenwärtigen Denkmale läuft dem Anscheine nach von der Linken zur Rechten, wäre also nicht babylonisch, sondern persisch. So einfach und wahr also manche Urtheile des Vfs. über die alten Thierkreise sind: so gewagt sind dagegen andere, wenn er seine Lieblingshypothese zu beweisen sucht, die wir unseren Lesern zur weiteren Beurtheilung überlassen wollen. A. M.

Paris, b. Debure: *Description de Médailles antiques Grecques et Romaines, avec leur degré de rareté et leur estimation*; ouvrage servant de Catalogue à une suite de plus de vingt mille Empreintes en soufre, prises sur les pièces originales. Par *T. E. Mionnet.* T. I. 1806. XV u. 599 S. T. II. 680 S. T. III. 682 S. T. IV. 461 S. T. V. 712 S. 8. — Hiezu gehört ein *Recueil des Planches* in 5 *Livraisons*, aus 79 Kupferpl. bestehend, nebst *Table explicative des Planches.*

Die wichtigste Frage bey Erscheinung eines solchen Werkes, das nicht wohlfeil seyn *kann*, ist unstreitig diese: Was kann es für Nutzen haben, und welchen Nutzen hat es in der That? — Die Beantwortung kann hier nicht zweifelhaft seyn; die Vortheile, welche Hn. *M's.* Werk verschafft, fallen in die Augen. Es giebt uns nämlich 1) eine schöne Übersicht von dem grössten Theile der alten Völker-, Städte- und Königs-Münzen, die auf unsere Zeiten gekommen, und bekannt geworden sind. 2) Man lernt diese Münzen nicht bloss nach ihrem wissenschaftlichen und historischen, sondern auch nach dem mercantilischen Werthe kennen, den sie besonders in Frankreich haben. 3) Die alte Münzgeographie wird hie und da dadurch bereichert. 4) Man lernt hier manchen Regenten kennen, der bis jetzt der Numismatik, ja wohl gar der Geschichte, fremd war. Übrigens kann das Werk noch von mancher anderen Seite nützlich seyn, aber schon dieser vierfache Nutzen giebt uns von der Brauchbarkeit desselben einen sehr angenehmen Begriff.

1. Welcher Reichthum von alten Münzen dieser Art ist hier nicht sichtbar! In allen 5 Bänden sind gegen 21,190 Münzen beschrieben, die man alle, von den Originalen in Schwefel abgegossen, in schönen Pasten dazu kaufen kann, wenn man vermögend genug ist, einen solchen Aufwand zu machen. Da der Vf. Alles nach *Eckhel* geographisch geordnet hat: so ist die Übersicht davon leicht und angenehm; und noch angenehmer ist es, dass man hier manches Volk, manche Stadt, und auch manchen Regenten kennen lernt, wovon *Eckhel* in seiner *Doctrina Numorum veterum* noch nichts wusste. Dieses alles hier zu erwähnen, hält Rec. für Pflicht, da es Genuss für jeden Freund der alten Münzkunde ist, hier solche bedeutende Nachträge zu finden; doch dieses gehört zu No. 3 und 4.

2. Den Grad der Seltenheit von alten *römischen Kaisermünzen* finden wir schon angegeben in *Beauvais Histoire abrégée des Empereurs Romains et Grecs* (Paris, 1767. 12), und näher bestimmt im Anhange zu der

ins Deutsche übersetzten Schrift desselben Vfs. (*Manière de discerner les médailles antiques de celles qui sont contrefaites*): *Wie man ächte alte Münzen von nachgemachten unterscheiden kann* (D. 1791. 4), unter dem Titel: *Notitia succincta Numismatum Imperialium Romanorum, quae ab Antiquariis maximo, quae magno, quaeque modico pretio censentur*, wo, neben dem Grade der durch *R*, *Rr* und *Rrr* ausgedrückten Seltenheit, auch noch die Preise, wie die alten römischen Kaisermünzen in Frankreich und Italien bezahlt werden, nach Livres und Scudi beygefügt sind. Noch einen Schritt weiter ging *J. F. Wacker* in seiner *Geographia numismatica*, wo er den Grad der Seltenheit von Völker-, Städte- und Königs-Münzen ebenfalls mit *R*, *Rr* und *Rrr* angab. Aber bis jetzt am genauesten hat Hr. *M.* den Werth dieser Münzen in vorliegendem Werke bestimmt, indem er nicht den Grad der Seltenheit auf oben bemerkte schwankende Art bezeichnet, sondern sie nach ihren verschiedenen Grössen und Metallen näher bestimmt, und auch den Preis dazu setzt, wie sie in Frankreich bezahlt werden. Für französische Sammler wäre also in Absicht auf Bestimmung des Werthes solcher Münzen gesorgt; aber manche Münze, die in Frankreich gemein ist, ist in Deutschland selten, und wohl auch umgekehrt. Was hat nun der *deutsche* Münzfreund in diesem Fache für einen Führer? Ausser dem erwähnten *wackerschen* Büchelchen *keinen*. Es wäre also wohl zu wünschen, dass ein *deutscher* Numismatiker für seine Landsleute, freylich auf eine nicht so kostspielige Art, sorgen möchte. Doch dieses ist schon geschehen; ein bekannter Numismatiker hat ein solches Buch von Völker-, Städte- und Königs-Münzen ausgearbeitet, woraus man sehen kann, wie in gewissen Gegenden Deutschlands diese Art Münzen bezahlt werden: aber wo wird er, bey jetziger Stockung des Buchhandels, einen Verleger dazu finden, ungeachtet das ganze Werkchen kaum einen mässigen Quartband im Druck betragen würde?

3. Die alte Münzgeographie gewinnt durch folgende, *Eckheln* unbekannte Inseln- und Städte-Münzen: *Cesonia*, *Palantia* und *Ipora Hispaniae*; *Pharae Boeotiae*; *Megara Atticae*; *Coressia*, eine Stadt der Insel Ceos oder Cea; *Gyaros insulae Deli*; *Ameria Ponti*; *Camena* und *Poroselene Mysiae*; *Neandria Troadis*; *Larissa* und *Neontichos Aeolidis*; *Nape Lesbi*; *Erae* und *Gambrium*, so wie auch *Neapolis* und *Phygela Ioniae*; *Daedala*, *Evippe* und *Neapolis Cariae*, und die dabey liegende Insel *Calymna*. Ferner: *Phellus*, *Rhodia* und *Flos Lyciae*; *Pogla Pamphyliae*; *Conana Pisidiae*; *Germanicopolis* und *Nephelis-Nephelidda Ciliciae*; *Briana*, *Diocoelia* und *Ipsus Phrygiae*; *Saricha Cappadociae*. —

4. Von grossen und kleinen Königen, Königinnen und Anführern vermissen wir in *Eckhels* Doctrina etc. folgende, welche sich hier finden: in Gallien: *Adnasati Atta*, *Bucato*, *Cucius* etc.; in Illyrien einen König *Ballaeus*; im Bosporus *Leuco*; in Armenien einen König *Abdissarus*, und eine Königin *Erato*; in Parthien *Meherdates*; in Babylon *Timarchus*; von der Dynastie der Sassaniden die Könige *Artaxerxes*, *Sapor I*, *Hormisdas I*, *Varanes I*, *II*, *III*, *Narses*, *Sapor II* und *III*.

Ungeachtet des grossen Reichthums von Münzen, der in diesem Werke sichtbar ist, vermisst man hie und da doch Manches, wenn man *Eckheln* damit vergleicht. Doch Hr. *M's.* Absicht war nicht, ein ganz vollständiges System von alten Völker-, Städte- und Königs-Münzen zu liefern, sondern aus der reichen pariser Sammlung Liebhabern der alten Numismatik für ihr Studium einen Schatz von Abdrücken zu geben, den sie aus mehreren anderen reichen Sammlungen kaum zusammenzubringen im Stande seyn dürften.

Im 1 Tom. S. 316 ff. sieht man unter Sicilien fast 5 Seiten voll Münzen von *Korinth* verzeichnet: warum wurden diese nicht, wie andere, bey Achaja mit aufgeführt? So findet man hier auch *Locri*. Da Hr. *M. Eckheln* zu seinem Führer wählte: warum folgte er ihm nicht auch hier? — Im 3 Tom. findet man S. 570 nach Cilicien zwey Münzen von Antiochus IV, König von Commagene, der eigentlich nach Syrien gehört; indess da der Name der cilicischen Stadt Celenderis, welche, nach alten Nachrichten, von einem Syrer erbaut worden seyn soll, darauf vorkommt: so verdient dieses Entschuldigung.

Künftig sollen die Asses mit ihren Theilen, die Familienmünzen, und endlich auch die Kaisermünzen folgen, und zwar letztere in folgender Ordnung: goldene Medaillons, goldene Münzen; silberne Medaillons, silberne Münzen; die Quinarien in Gold und in Silber; die Medaillons in Bronze; und dann Gross-, Mittel- und Klein-Bronze; endlich die *Bracteaten*, Contorniaten und Spinters (Spinthers). Hiebey ist zweyerley zu erinnern. Was 1) die Kaisermünzen anlangt: so ist die Geschichte, die sie uns auf so vielen kleinen Denkmälern vorstellt, durch die kleinliche Eintheilung nach den verschiedenen Grössen und Metallen, durchaus zerrissen. Metalle und Grössen sind blosse Nebendinge bey der Numismatik; und soll diese Wissenschaft das seyn, was sie wirklich ist, nämlich eine angenehme Begleiterin und Hülfe bey der Geschichte: so darf man die Geographie, und, wie das besonders der Fall bey den *Kaisermünzen* ist, die Chronologie nie aus den Augen verlieren; aber wie sehr wird bey diesen letztere zerstückelt, wenn eine solche Eintheilung gelten soll? — Dass ferner 2) in einer besonderen Abtheilung von Contorniaten und Spinthern gesprochen, und von beiden Arten die bis jetzt bekannt gewordenen mit aufgeführt werden sollen, ist nothwendig, denn es gehört zum Ganzen (doch könnten und sollten die Contorniaten und Spinthers selbst chronologisch an ihrem gehörigen Orte mit eingeschaltet werden). Aber was das Capitel von Bracteaten hier soll, die noch oben drein *vor* den Contorniaten und Spinthers erwähnt werden, kann Rec. nicht begreifen. Zwar führt *Rasche* in seinem *Lex. rei num. antiquae* dergleichen aus dem *Museo Pembrochiano* an: aber die dort unter diesem Namen abgebildeten beiden Münzen, wovon die eine eine griechische, die andere eine altrömische ist, sind entweder Spielerey oder Betrügerey irgend eines neuen Künstlers; denn so viel ist wohl ausgemacht, dass man in jenen Zeiten noch nichts von Münzen dieser Art wusste. —

Wa.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 NOVEMBER, 1812.

## LITERATURGESCHICHTE.

Amsterdam u. Leipzig, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Denkwürdigkeiten aus dem Leben Vittorio Alfieri's.* Von ihm selbst geschrieben. Nach der ersten italiänischen Originalausgabe. Von *Ludwig Hain.* 1812. Erster Theil. VIII u. 328 S. Zweyter Theil. 340 S. 8. (3 Rthlr.)

Graf Alfieri gesteht, dass ihn die Eigenliebe vermocht habe, sein Leben zu beschreiben; die Nachwelt wird lieber von ihm selbst wissen wollen, wer er gewesen sey, als von einem gedungenen Stoppler, wenn es auch ein Lobredner wäre. Es ist mehr Selbstvertrauen, sagt Tacitus (nicht Zuversichtlichkeit, wie es der Übersetzer ausdrückt), als Anmasung, von sich selbst zu erzählen. Man darf nicht fürchten, dass A. diese höhere Glaubhaftigkeit gemissbraucht habe, um sich einen geschminkten Werth zu ertheilen. Er stellt sich vielmehr in seiner ganzen menschlichen Schwäche dar; er malt sogar seine Gebrechen lieber, als seine Tugenden aus. Diess geht so weit, dass man ihn als Selbstbeurtheiler einseitig nennen könnte, wenn man nicht vermuthen müsste, er habe den durch seine Bescheidenheit eingenommenen Lesern überlassen, ihm das Gute zuzuschreiben oder anzudichten, wovon er das Gegentheil nicht ausdrücklich erklärt hat. Er ward 1749 zu Asti in Piemont geboren, als ein Sohn vornehmer Ältern, sorgfältig, aber nach gewöhnlichem Schnitte erzogen, zeigte schon früh einige Spuren von Eigensinn, Trotz und Unmuth: Züge seines nachmaligen Charakters. In seinem zehnten Jahre brachte ihn ein Onkel auf die Akademie zu Turin, wo er nach damaliger schlechter Methode die römischen Schriftsteller lesen lernte, und einen Ariost in die Hände bekam, den er zwar nicht recht verstand, aber mit Vergnügen studirte, bis er von einem Aufseher confiscirt wurde, dem A. ihn wieder stahl. Tasso lernte er nicht kennen, wohl aber einige Opern von Metastasio. Seine literarische Geschäftigkeit in Turin nennt er Nichtstudien. Ein schlechtes Sonett, das erste von seiner Arbeit, gefiel. Von der Mathematik konnte er nichts begreifen. Im funfzehnten Jahre las er im Französischen den Gil Blas, und legte sich stark auf Romanleserey. Seine Gesundheit war schwach, und er brachte es nie weit im Tanzen und Fechten. Das Reiten ward ihm unter der Bedingung erlaubt, dass er sich entschlösse, Magister zu werden, und er fügt sich. Er verlernt sein Toscanisch fast ganz, liest und schreibt nur Französisch, ob er gleich die Franzosen leidenschaftlich hasst. In seinem sechzehnten Jahre wird er nach langem Zwange unbändig, schafft sich Pferde und eine elegante Kutsche an. Eine Reise nach Genua flösst ihm die Begierde ein, entfernte Länder zu besuchen; welche Lust er nachher vollkommen befriedigt hat. 1766 wird er Fähnrich, und reiset über Mayland und Florenz nach Rom. Seine Gefährten sind Ausländer, mit denen er beständig Französisch spricht. So verlernt er in Italien das Italiänische völlig; doch hat er die französische Aussprache des *u* nie ertragen können. Sie geschieht, sagt er, mit „zusammengezogenen Lippen, die auf eine heisse Suppe zu blasen scheinen." Nur in Siena rührte ihn die treffliche italiänische Aussprache. Englisch hatte er auch gelernt, und sprach es barbarisch. In Neapel überfällt ihn bey Anhörung burlesker Musik tiefe Melancholie, und er bemerkt, dass alle Fürsten einerley Gesicht haben. Er hätte zur Verminderung der langen Weile gern einen Liebeshandel gehabt: doch wegen seiner Störrigkeit und finsteren Miene gefiel er den sittsamen Weibern nicht; die unverschämten, die ihm wohlwollten, mochte er nicht. Bey einer Gelegenheit wird ihm klar, dass er den in Turin von ihm exponirten Virgil nicht mehr versteht; er ärgert sich, aber bessert sich nicht durch Fleiss. In dem Anfangs bewunderten Venedig erwacht sein natürlicher Unmuth in hohem Grade; er scheint bloss physisch zu seyn, und von den Nerven herzurühren. „Ich besitze, sagt er, bey den grossen Winden zur Zeit der Sonnenwende und Nachtgleiche eine gänzliche Unfähigkeit, des Abends unendlich weniger Scharfsinn als des Morgens, und im kältesten Winter und heissesten Sommer weit mehr Phantasie, Enthusiasmus und Erfindungsgabe, als in den dazwischen liegenden Jahrszeiten." Durch das Land geht es wieder nach Genua, von da zur See nach Antibes, und weiter nach Toulon und Marseille, wo sich A. als *Schweigselig* zu erkennen giebt. „Das Hören selbst der abgeschmacktesten Discurse, aus denen man Alles lernt, was nicht gesagt wird, hat mir niemals viel Überwindung gekostet." In M. besuchte er das Schauspiel oft, ohne zu ahnden, dass er je selbst etwas Theatralisches erzeugen könnte; auch gefielen ihm die Lustspiele mehr als die Trauerspiele, ob er gleich mehr zum Weinen, als zum Lachen aufgelegt war. Diess kommt, meint er, von der inneren Frostigkeit und dem Gereimel der französischen Tragödien. Paris,

wohin er wie rasend eilt, macht einen ekelhaften Eindruck auf ihn; er schilt es einen Kloak. „Meine moralischen Urtheile, weit mehr poetischer als philosophischer Art, haben stets den Einfluss der Atmosphäre nicht wenig empfunden.“ Der affectirte Stolz Ludwigs XV, dem er vorgestellt wird. Weit artiger musste sich im J. 1789 Ludwig XVI beym Anfange der Revolution benehmen. Er geht nach London, welches ihm sehr gefällt, spielt den Kutscher eines Freundes, durchläuft England, und macht sich nach Holland auf. Im Haag wird zum ersten Mal in seinem Leben seine unruhige Sehnsucht gestillt; er findet einen Freund, und ihn ergreift die Liebe. Der Freund, Don Jose d'Acunha, portugiesischer Minister, macht ihn aufmerksam auf seine Unwissenheit, und schenkt ihm ein Exemplar von Macchiavelli. Nie fühlte A. „Sehnsucht nach den Studien, nie einen Andrang und eine gewisse Gährung schöpferischer Ideen, als nur in Zeiten, wo sein Herz heftig von Liebe eingenommen war.“ Da ihn seine Dame verlassen muss: so läst er sich vor Verzweiflung eine Ader öffnen, und reisst den Verband ab. Man hütet sein bis zur wiederkehrenden Besinnung; er geht in gröster Geschwindigkeit nach Piemont ab, ohne auf der Reise von den Städten etwas als die Mauern zu sehen. In Turin studirt er ein halbes Jahr lang, wie er sagt, Philosophie, indem er einige Schriften von Rousseau (den *Contrat social* versteht er nicht), Montesquieu und Helvetius durchliest. Besonders zieht ihn Plutarch an, und erfüllt ihn mit glühendem Eifer. Auch erwarb er sich historische Kenntniss des Planetensystems; zur geometrischen konnte er es nicht bringen. Man warb für ihn um ein schönes Mädchen, welches einen Anderen vorzog, weil A. für einen Krittler und Sonderling galt. Dieser Korb hinderte ihn, Diplomatiker zu werden, und erregte seinen Reisetrieb wieder. Er hatte 2500 Zechinen Einkünfte und viel erspartes Geld. Er ging nach Wien, wo er müssig lebte, und weiter über Prag und Dresden nach Berlin, von ihm die grosse preussische Caserne gescholten. Friedrich II, dem er vorgestellt wurde, sah er mit Regungen der Entrüstung und Wuth. Kopenhagen gefiel ihm; dort lernte er wieder etwas Toscanisch, und las den Aretin. Wenn er im Norden leben sollte: so müsste es in der wilden majestätischen Natur Schwedens seyn. Sie würde ihn zum Dichten aufgefodert haben, wenn er Verse zu machen gewusst hätte.“ Es herrscht ein gewisses ungeheures unnennbares Schweigen in dieser Atmosphäre, in der man gleichsam ausser dem Erdkreise zu seyn glaubt. „Petersburg ist ihm lächerlich gegen Rom, Genua, Venedig und Florenz. Die Kaiserin Catharina will er aus Hass nicht sehen; in Danzig verwünscht er Preussen und Reussen. In Göttingen sieht er zuerst wieder ein Eselein, und freut sich über das Zusammentreffen eines italiänischen Eseleins mit einem deutschen. Übrigens wird er alles dessen, was deutsch heisst, herzlich überdrüssig. Von Mainz nach Kölln, und über Aachen (warum schreibt der Übersetzer: Aix la Chapelle?) nach Spa, wo gerastet wird. Nun wieder getaumelt nach Lüttich, Brüssel, Antwerpen, Rotterdam, zum Haag. Halsbrechender Roman in London, bey dessen Aufklärung sich A. mit grösserem Recht, als in Göttingen, einen Langohr hätte nennen mögen. Die Eifersucht der Engländer findet er „evangelisch.“ Aus London wieder über den Haag und Brüssel nach Paris, wo er J. J. Rousseau nicht sehen will, und sich eine Sammlung der italiänischen Schriftsteller anschafft, unter denen er nur den Metastasio leicht verstehen kann. Dann über Orleans, Bordeaux, Toulouse und Perpignan nach Barcellona, wo er auf dem ganzen langen Wege nichts thut, als allein im Wagen oder auf dem Pferde weinen. Er lernt Spanisch, und liest den Don Quixote. In den ungeheuren Wüsten Andalusiens wird ihm wohl. „Da ich damals keiner einzigen Sprache mächtig war, und mir nicht träumen liess, dass ich je etwas in Prosa oder Versen schreiben würde: so begnügte ich mich, über mir selbst hinzubrüten, zuweilen heftig zu weinen, ohne zu wissen warum, und auf gleiche Weise zu lachen: zwey Dinge, die, wenn sie von nichts Geschriebenem begleitet werden, für reine Narrheit gelten, und es auch sind; wenn sie aber Schriften erzeugen, Poesie heissen und sind.“ Zu Madrid führt er ein bärisches Leben, giebt sogar Zeichen der Tollheit von sich. Lissabon wird ihm merkwürdig, weil ihm daselbst der Abt Tommaso von Caluso zuerst sagte, dass er zum Dichter geboren sey. In Sevilla bemerkt er altspanische Herrlichkeit; aus Cadix bringt er von den Weibern Erinnerungen mit, die ihm die Rückreise erschweren. Auf der Strecke bis Perpignan gefallen ihm nur Cordova und Valentia. Keine Menschenclasse ist ihm verächtlicher, als die der Kaufleute und Wechsler. Im May 1772 ist er wieder in Piemont. Er findet seine Ideen erweitert, und will aus Grundsatz kein diplomatisches Amt annehmen. Doch macht er Aufwand, stiftet eine fröhliche Gesellschaft, krankt schrecklich an Nervenkrämpfen, und fodert seinen Abschied als Officier. Aus Unthätigkeit verliebt, sitzt er einmal am Siechbette seiner Dame, der das Sprechen verboten ist. Aus Unthätigkeit nimmt er einige Bogen Papier, die da liegen, und kritzelt ohne Plan einige Scenen in Versen von höchst dürftigem Zusammenhange hin. Treu, mit allen Fehlern, kommt ein grosses Bruchstück daraus in den Beylagen vor. Um sich von einer thörichten Liebe zu heilen, rennt er auf eine kurze Weile im Lande herum; und da auch dieses nichts helfen will: schneidet er seinen langen und dichten röthlichen Haarzopf ab, um, so geschändet, nirgend erscheinen zu können. Nach 2 Monaten legt sich sein Wahnsinn in der Einsamkeit ein wenig; er muss sich auf den Sessel festbinden lassen, um nicht davon zu laufen. Um eine Wuth durch die andere zu vertreiben, macht er Verse, studirt Grammatiken und Wörterbücher entzwey, und vollendet wirklich ein Trauerspiel, Kleopatra, das 1775 in Turin aufgeführt wurde. Vieles verdankt er einigen kritischen Freunden. Hier

endigt der erste Theil. Die Betrachtungen, die wir uns über die Möglichkeit, wie aus einem so verwilderten unruhigen Menschen ein vorzüglicher Dichter geworden sey, anzustellen versucht fühlen, werden unsere Leser leicht selbst machen; wir erlassen sie ihnen also, ihres Beyfalls über unseren Auszug beynahe gewiss.

Im zweyten Theile erzählt A., wie er sich in den Strudel der Grammatik, wie einst Curtius in den Abgrund, gestürzt habe, in vollen Waffen und vor sichtlichen Augen. Er wüthet und weint dabey, aber vergebens. Kein Wort Französisch liest und hört er mehr, um recht Toscanisch zu lernen. Der bisher ungelesene Tasso wird vorgenommen; Dante und Petrarca sind noch unverständlich. Die reimfreyen Verse in Cesarotti's Ossian werden ihm Muster. Er legt sich wieder aufs Latein, studirt Horaz und Seneca den Tragiker. In Pisa, Florenz und anderen Städten besucht er die Gelehrten, um sie auszuholen, weniger in Rücksicht des poetischen Stils, wovon sie nichts verstanden, als der Reinheit der toscanischen Sprache. Derweile arbeitet er an seinen Trauerspielen fort, die wir hier nicht zu nennen brauchen. Der Lesung des Sallust will er Vieles verdanken. Bey allem dem Eifer beschäftigte ihn noch die weit getriebene Pferdeliebhaberey. Über sein Verfahren bey der Dichtung und Vollendung seiner Dramen ist er ausführlich; die besten, sagt er, sind diejenigen, welche in Einem Gusse gemacht und von einem einzigen Bande in sich selbst zusammengehalten sind; auf die Ausschmückung kommt es nicht an, man kann sie später hineinbringen. Um nicht durch Vasallenschaft von einem kleinen Könige, über den er sich mehrmals aufhält, abhängig zu seyn, schenkt er sein ganzes Vermögen seiner verheiratheten Schwester, und bedingt sich eine Jahrrente auf Lebenslang aus. Seinen Fürstenhass hatte er schon durch seine Schrift von der Tyranney ausgegossen. Einen anderen Theil seines Geldes legt er in einem „von den vielen arglistigen Leibrentenfonds in Frankreich" an. Er entsagt dem Wein und dem Kaffee, verkauft und verschenkt seine Pferde, kleidet sich Morgens blau, und Abends schwarz. Er liebt wieder, und vernünftig; seine Dame muss Toscanisch lernen. Den ersten fürchterlichen Versuch, etwas drucken zu lassen, machte er erst im J. 1783. Er war so neu in der Literatur, dass er noch nicht wusste, dass es kritische Journale giebt; welches bey einem Deutschen unerhört gewesen seyn würde. In Rom wartete er Pius VI auf, der sich weigerte, die angetragene Zueignung einer Tragödie von biblischem Stoffe anzunehmen. Verdriesslichkeiten über Kritiker, Censoren, Buchdrucker, wie sie jeder Autor erfährt, der seine Werke hochschätzt, und bey Anderen nicht dasselbe Interesse wahrnimmt. Er geht nach England, Pferde zu kaufen, die er auf vierzehn bringt, so viel als er Tragödien geschrieben hatte. Prahlerischer und lästiger Zug mit den Pferden durch Frankreich nach Italien; doch gewinnt seine Gesundheit dabey, obgleich sein Geist einrostet. Bey einer Vorstellung seiner Virginia leidet er Todesqualen. „Wer die Kunst liebt und stolz darauf ist, dem sind die Ursachen bekannt; für jeden Anderen würden sie unnütz und unverständlich seyn." Seine schon erwähnte Liebe währt fort; er zieht um ihretwillen in den Elsass, und um seine Schauspiele, deren 19 geworden sind, bey Didot schön drucken zu lassen, nach Paris, wo er die ersten Revolutionsstürme erlebt, und seine Lebensgeschichte im J. 1790 endigt. Dreyzehn Jahre nachher nimmt er sie wieder vor, und erzählt, wie er den Terenz und Virgil zu übersetzen angefangen, eine Reise nach England gemacht habe, und mit genauer Noth im August 1792 aus Paris mit seiner Verehrten, die ihn immer begleitet, entkommen sey. Voller Freude betrat er im October das schöne Land wieder, „wo das *si* erklingt." Alle Sprachen, ausser der toscanischen, kommen ihm barbarisch vor. Doch selbst die Italiäner sind ihrer nicht mächtig; aus Tausenden kaum Einer. Recht sehr hässlich klingen ihm Französisch und Englisch. Er schreibt einen Franzosenfeind. In seinem 48 Jahre fängt er an, Griechisch zu lernen, wovon er bisher kaum die Buchstaben gekannt hatte. Er spricht es richtiger aus, als die Neugriechen, „die sich ein Alphabet mit fünf Jotas, und aus der harmonischen Sprache ein Pferdegewieher gemacht haben." Er bringt es weit in diesem Studium, welches „er seine Ohren eine Hand breit kürzen, und sich dem Celticismus entreissen" nennt. Vom Euripides macht die Alceste den stärksten Eindruck auf ihn, und er entwirft, ungeachtet er dem Apollo das Gegentheil gelobt hatte, eine neue. Mit vollendeten zehn Lustren giebt er das Dichten auf, studirt immer in den Alten, und liest die Bibel zum ersten Mal. Dadurch steigt er zur wenigstens materiellen Aussprechung des Hebräischen, dessen „Ton widrig, dessen Formen aus Barbarischem und Erhabenem gemischt" sind. Seine Methode, Griechisch zu studiren; sie ist mühsam, aber fruchtbar. Er erklärt sich die griechischen Wörter durch griechische Wörter. Der unterdessen nach Italien gezogene Krieg unterbricht ihn nicht, und die Franzosen lassen ihn in Ruhe, ob er gleich als ihr Widersacher und Verächter bekannt war. Einem franz. General, der ihn oft zu besuchen kam, lässt er sagen, er sey durchaus ungesellig. 1800 macht er 6 Lustspiele; dem bürgerlichen Schauspiel ist er gram. „Es ist, als ob man sagte, die Epopöe der Frösche." Mit dem May 1803, wo er die Lebensbeschreibung beendigt, erklärt er sich in seinem 55 Jahre für einen Greis, und faselt in der That etwas von einem Halsbande, welches er machen lassen, und sich als einen homerischen Orden anheften will. Im October desselben Jahres starb er zu Florenz eines Todes, der zum Theil von seiner übergrossen Enthaltsamkeit herrührte, wie aus dem beygefügten Briefe des Abts von Caluso an die Gräfin Albani, jene Herzensfreundin des Dichters, erhellt. Die übrigen Beylagen enthalten Proben aus seinen ersten Dichtungen, und verschiedene Briefe, theils Familiensachen, theils Scenen aus der Revolution be-

treffend, aus welchen seine Denkweise und Verfahrungsart charakteristisch hervorleuchten.

Alfieri war kein kleiner Mensch, weil er mit eigener Kraft seine nicht selbstverschuldete Unwissenheit zu verbessern fähig war. Er schwebte lange in Dunkelheit über sich selbst, wusste weder seinen lechzenden Verstand, noch sein brausendes Herz zu leiten. Die beständige Alleinheit auf seinen vielen Reisen zermarterte ihn zwar, setzte aber dafür die Keime von Geistesstärke und Festigkeit an, die in seinem Leben und in seinen Werken unverkennbar sind. In einer solchen Natur mussten auch Verachtung des Conventionellen, Freyheitssinn, Trotz und Selbstvertrauen herrschend werden. An vielen Verdriesslichkeiten, deren Ursache er nicht immer angiebt, muss sein eigensinniger Kopf, seine Unkunde des Herkömmlichen Schuld gewesen seyn. Alles an ihm war leidenschaftlich, auch die Liebe zu der toscanischen Sprache. Was er als Vorurtheil bestritt, konnte er nicht als Gewohnheit schonend anerkennen. Als er nichts Erhebliches, in seinem Fache mehr zu thun fand, ward ihm das Leben widrig; ohne die Neigung zu der gedachten Freundin würde er höchst unglücklich gewesen seyn. Er starb gewiss lebenssatt, wenn schon nicht alt. Seine Denkwürdigkeiten sind im Ganzen gut übersetzt; doch manchmal merkt man in der Haltung des Verdeutschers einige Verlegenheit, den Ton des Originals gehörig zu treffen. Von Sprachfehlern ist die Rede nicht, wenn wir nicht etwa die mehrmals vorkommende *abschlägliche* Antwort, d. i. eine Antwort auf Abschlag, statt der *abschlägigen*, dahin rechnen wollen. Denn die wunderlich geformte *Tramelogedie*, ein Trauerspiel mit Musik, mag A. selbst unter den Mantel nehmen. **Wst.**

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Über die öffentlichen Stadtschulen und deren üble Sache.* Von M. *Ch. G. Flade*, Conrector am Gymnasium zu Freyberg. 1811. 96 S. 8. (9 gr.) In der Sprache des Biedermanns, einfach und schmucklos, theilt hier ein erfahrener Schulmann seine Bemerkungen über Gebrechen und Mängel der öffentlichen Stadtschulen mit, die, wenn gleich schon oft aufgezählt und gerügt, doch immer wieder zur Sprache gebracht werden mögen, bis man von oben herab ernsten Eifer zeigt, ihnen abzuhelfen. Leider ist nur zu wahr, was Hr. *F.* im *ersten* Abschnitt von der noch häufig mangelhaften Organisation der Stadtschulen in Hinsicht auf Willkührlichkeit bey der Wahl der *Lehrobjecte* und *Lehrmethode* anführt. Da giebt es noch *öffentliche*, *Privat*- und *Neben-Lectionen*, durch welche unter den Lehrern neidische Scheelsucht, Zwist, niedrige Künste mancherley Art erzeugt werden. Eine gemeinschaftliche Schulcasse, welche unter höherer Inspection jedem Lehrer nach Verhältniss seinen Ehrensold auszahlte, würde jene Übel in der Wurzel angreifen. Das von Hn. *F.* vorgeschlagene Mittel verspricht nur eine Palliativcur. — Was über Vereinigung der gelehrten Schulen mit Bürgerschulen und Seminarien für Volkslehrer gesagt wird, hat in uns die Überzeugung nicht bekämpfen können, dass eine *Trennung* dieser Institute heilsamer sey. — Die Klagelieder wegen überhandnehmender Privaterziehungs- und Lehr-Institute, die als Schmarotzerpflanzen den öffentlichen Schulen den Nahrungssaft entziehen, muss wohl noch mancher Schulmann mit anstimmen, und behaupten müssen, dass von dieser Seite die *Staatspädagogik* ihre Pflicht nicht erfülle. Was vom 2 bis 5 Abschnitt von den Mitteln, den zweckmässigen Organismus einer Schule dauernd zu erhalten, von der Disciplin, von der Schulinspection, von den Patronen gesagt wird, verdient ernste Beherzigung, insbesondere schien uns wichtig, was von dem Benehmen des Rectors, und seinem Verhältniss zu den Lehrern, Schülern, Inspectoren und Patronen mit Wahrheitsliebe und Würde ausgesprochen wird; man erkennt darin den Mann, der seinen Beruf liebt, und über alle damit verbundenen Geschäfte in ihren kleinsten Verzweigungen reiflich nachgedacht hat. — Man hat bändereiche Werke über *Pastoralklugheit*, aber noch ist, so viel wir wissen, die *scholastische* Klugheit, insbesondere die *Directoralklugheit*, noch in keinem besonderen Werke abgehandelt worden; und doch ist Regierung der kleinen Staaten, welche wir Schulen nennen, gewiss eine Sache, zu der Menschenkenntniss, Erfahrung, Weltklugheit, Beobachtungsgabe, Besonnenheit, Geistesgegenwart, vielumfassender Scharfblick, Kenntnissreichthum, methodische Fertigkeit, ein Herz voll Menschenliebe und Tugendliebe, und ein für die höchste Angelegenheit innig erwärmtes Gemüth gehört — wenn diese Regierung nicht in Despotismus und pedantische Plackerey der Subordinirten ausarten, oder durch Schlaffheit und Fahrlässigkeit den Ruin der Schulen veranlassen soll. Möchte ein erfahrner geübter Schulmann die pädagogische Literatur mit einem Werk über *scholastische Klugheit* bereichern!

**FRHT.**

*Berlin*, b. Vf.: *Über die Erfodernisse einer Schule, wenn sie eine wahre Elementarschule seyn soll;* von *J. C. W. Kühnau*, LL. AA. M., Erzieher und Lehrer zu Carlshof an der Oder. 1811. 48 S. 8. (4 gr.) Hr. *K.* meint es gewiss mit dem Geschäft der Erziehung und des Unterrichts herzlich gut, aber zum pädagogischen Schriftsteller ist er zur Zeit noch nicht berufen. Das angezeigte Büchlein enthält durchaus nichts Neues — und selbst das darin enthaltene Alte ist in einer so incorrecten Sprache vorgetragen, und mit mancherley Schreib- und Druck-Fehlern so reichlich ausgestattet, dass es wohl gerathener gewesen wäre, den Pressbengel mit dieser Kleinigkeit nicht zu incommodiren.

**FRHT.**

KINDERSCHRIFTEN. *Wien*, *Triest* u. *Baden*, b. Geistinger: *Die frohen Kinder*, oder *Erzählungen und Bilder aus der Kinderwelt.* Von *Jakob Glatz.* Zweytes und letztes Heft. *Les enfans joyeux, ou Historiettes et Figures du monde des enfans.* D'après l'Allemand de *J. Glatz* par Monsieur l'Abbé *Libert.* Second et dernier Cahier. 1808. 112 S. in kl. Querfol. (2 Rthlr. 12 gr.) Auch über diesen II Th. müssen wir das in dieser A. L. Z. 1807. No. 290 gefällte ungünstige Urtheil wiederholen. Hr. *G.* schreibt in seiner breiten, langweiligen Manier fort; und von den „in kindlichem Geiste erdachten und ausgeführten Kupfern" möchten wir eher das Prädicat *kindisch* gebrauchen. Die Illumination ist wieder unter aller Kritik. Die auf Taf. 5 aus dem Käfige befreyeten Vögel sind völlig rosenfarbig, so dass wir Hn. *G.*, der auch naturhistorische Bilderbücher herausgiebt, wohl auffodern möchten, die seltene Gattung genauer anzugeben! S. 89—96 sind die Columnen und Seitenzahlen ganz verdruckt, was bey einem Buche, welches auf artistische Vorzüge Anspruch macht, ein grosser Fehler ist.

**— R —**

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 NOVEMBER, 1812.

## ARCHÄOLOGIE.

Dresden, in der waltherschen Buchhandlung: *Ideen zur Archäologie der Malerey.* Erster Theil. Nach Maasgabe der Wintervorlesungen im Jahre 1811 entworfen von *C. A. Böttiger.* 1811. XXX und 377 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Unter diesem anspruchslosen Titel bietet uns der berühmte Vf. die Resultate vieljähriger Forschungen, die unter dem Einfluss seltener Verhältnisse und Fähigkeiten zu einer Reife gediehen sind, die den Eintritt einer milderen Zeitperiode auch für diesen Zweig der Alterthumskunde verkündigt. Wir haben uns des Gegebenen um so mehr zu freuen, da die Untersuchungen, die der Vf. seit längerer Zeit über andere Theile dieser Wissenschaft anstellte, durch die Dislocation der Kunstdenkmale und so manche andere Hindernisse gehemmt, oder doch bis zur Beseitigung der vorwaltenden Verhältnisse aufgeschoben sind. So sah er sich genöthigt, die Mittheilungen über die gehaltreichsten Kunstsammlungen des Continents nach dem Druck der ersten Vorlesung abzubrechen. Den ersten Theil der Kunstmythologie läſst er uns im Laufe dieses Jahres erwarten; schon früher hatte der Druck begonnen, als der Verkehr mit England abgeschnitten wurde, von woher der Vf. interessante Mittheilungen über den Einfluss der Phönicier auf die Religionsbegriffe der Pelasger oder frühesten Bewohner Griechenlands aus Zeichnungen und Papieren zu erhalten hoffte. Dürfen wir aus dem, was bis jetzt zur Aufklärung jenes Einflusses schon so oft versucht worden ist, eine Folgerung ziehen: so möchten wir fast mit dem Vf. rechten, dass er dieses Hinderniss hoch genug anschlug, uns dem Genuss seiner *historischen* Forschungen darum so lange vorzuenthalten.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das Wesen der Malerey und ihr Verhältniss zu den übrigen bildenden Künsten, giebt Hr. *B.* einleitungsweise eine gedrängte Übersicht der künstlerischen Versuche der Barbaren, welche die Kunstbestrebungen der Hellenen zum Theil bedingten, im Ganzen aber eine fruchtbare Vergleichung geben. Wahre Kunst, erkennt der Vf., kann nur den idealisirenden Völkern griechischer Abstammung zugeeignet werden; jenseits dieser Grenze finden wir nur *Farbenspiele*, zu Belebung gröſserer Massen, oder als Ergänzungen der Bilderschrift, immer aber auf einen stumpfen, nur für das Grelle und Schreyende offenen Sinn berechnet, und den Foderungen des Herkommens und des Cultus unterworfen.

*Asiatische Völker. Indianer.* Auch von ihnen gilt, was von den übrigen Völkern Hinterasiens; nur in den Ländern, wo eine Buchstabenschrift bestand, konnte die Malerey sich zur Freyheit der Kunst erheben. Wie sie in Ägypten und Mexico im Gefolge der Bilderschrift nur auf das Bedürfniss nothdürftiger Verständlichkeit berechnet wurde: so fand sich der ungebildete Sinn der Hindu durch den bunten Glanz seiner einheimischen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnung entschädigt. Von den früheren Zeiten kann begreiflicherweise nicht die Rede seyn; doch, nach dem wandellosen engbegrenzten Geschmack dieser Völker zu schliessen, mögen wir leicht auf den von *Dalberg* zu uns verpflanzten Schildereyen den Charakter ihrer Kunst erkennen, selbst für jene Zeiten vielleicht, als ein kraftvolleres Geschlecht die Riesendenkmale zu Salsette u. a. ausführte. (Bey dem allgemeinen Hange der Morgenländer zu abenteuerlichen Bildungen, denen selbst die griechische Kunst nicht gänzlich entsagte, läſst sich wohl bezweifeln, ob die von dem Vf. (S. 10) angedeuteten Thiercompositionen, wie sie schon die ältesten Reisebeschreiber in Persien und anderwärts fanden, und wohl noch früher in der Heimath selbst aus den Schiffsverzierungen und dem Kriegsgeräth der Barbaren kennen lernten, gerade aus Indien stammten.) *Perser.* Obwohl wir auch hier auf alle Denkmale früherer Zeit verzichten müssen: so kann uns doch Herodots Nachricht von den buntfarbigen Verzierungen, die Dejoces seiner Burg geben liess (wir können noch Diodors Beschreibung von dem Pallast der Semiramis II, 8 hinzufügen), Stoff zu Muthmaſsungen über die Manier jener Völker darbieten; die Malerey war unstreitig, was sie noch jetzt unter ihnen ist, ein regelloses Farbengemisch, abenteuerliche Bilder, ohne Contour, ohne Haltung. Eben so weit zurück, selbst in dem Technischen, stehen die Chinesen, deren beschränkte Versuche der Vf. nach Angabe älterer und neuerer Augenzeugen (S. 13) charakterisirt. *Bilderschrift und Hieroglyphenmalerey.* Die Bilderschrift ging durch Verkürzung und Verallgemeinerung der Zeichen zur Hieroglyphe, von dieser zur Buchstabenschrift über. Aber wo sie ihrer ursprünglichen Bestimmung, als Mittlerin der Sprache, treu blieb, muſste sie, über dem Streben nach dem möglichst bedeutsamen Ausdruck, der Schönheit der Form entsagen. So bey den beiden Völkern, die, schon früh im Besitz eines leicht zu behandelnden Papierstoffs, die Kunst nur aus Bedürfniss, mehr oder weniger als eine symbolische Sprache übten, oder sich

wenigstens nie zur Freyheit der Darstellung erhoben. *Malerey der Mexicaner oder der Atzeken in Anahuak.* Der Leser findet hier die Resultate von *Humboldts* Untersuchungen, dem unser Vf. auch in der Hypothese über die Civilisation Mexicos beystimmt, in bündiger Kürze zusammengestellt und durch die Beschreibung eines von dem berühmten Reisenden damals noch nicht verglichenen mexicanischen Codex der dresdener Bibliothek erläutert. *Malerey der Ägypter.* Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die nothwendige Abgrenzung der verschiedenen Kunstperioden, sucht der Vf. den Einfluss, den die imposanten Schöpfungen der ägyptischen Kunst auf die Bildung der Griechen hatten, in ein helleres Licht zu setzen, als bisher versucht worden ist. Wir unsererseits erklären uns die Vernachlässigung dieses Gesichtspuncts aus der Dürftigkeit der historischen Nachweisungen, bey deren Mangel man sich nur im Allgemeinen an die Einwirkung, welche Ägypten von Alters her auf Griechenlands religiöse und politische Cultur hatte, zu erinnern berechtigt glaubte. Indess fallen doch nach des Vfs. Anordnung die Anfänge der griechischen Kunst (mit Beseitigung der schreyendsten Widersprüche anderer Angaben) so ziemlich mit dem Zeitalter zusammen, in welchem sich Ägypten zum ersten Mal wieder seit seiner Consolidation dem Auslande öffnete; obwohl die Ähnlichkeit, welche Diodor zwischen den Kunstwerken von Dädalus Hand und dem ägyptischen Stile fand, genau betrachtet, sich nur auf eine gewisse Unbeholfenheit der Ausführung deuten liess, welche die ersten Versuche der Griechen unstreitig mit Allem, was auf einer gleichen Stufe der Cultur versucht wurde, gemein hatten. (Auch denkt man sich die dädalischen Statuen gegen ägyptischen Gebrauch mit getrennten Füssen und abgelösten Armen; bey Diod. I, 98. p. 292. Bip. ist wohl σκέλη μὴ διαβεβηκότα zu lesen.) So wie alle Sculptur und Architektonik ursprünglich von Tempel-Bau und Verzierung ausging: so wurde auch bey den Ägyptern die Malerey durch religiöse Bedürfnisse veranlasst und bedingt, und zwar stand sie zur ersten immer in einem engen, aber untergeordneten Verhältniss, doch war auch sie, wie jene, auf Dauer sowohl, als auf Bedeutsamkeit berechnet. Wir wollen keinesweges in Abrede seyn, dass die übersinnliche Beziehung gewisser äusserer Wahrnehmungen, z. B. licht und dunkel, einfarbig und bunt, schon frühzeitig ausgemittelt worden sey; doch möchten wir gerade diejenige Beziehung, welche spätere Erklärer den alten Costümen unterlegen, so wenig immer für die einzige und ursprüngliche halten, als man bisher Bedenken getragen hat, dem jüdischen Gesetzgeber bey der Anordnung des hohenpriesterlichen Schmucks diejenige Absicht beyzumessen, welche die rabbinischen Allegoreten vermuthen. Es ist hier nicht der Ort, die Vermuthung, dass vielleicht eine fortgehende Überlieferung zu Grunde liege, durch den Widerspruch, in dem die symbolischen Deutungen mit einander stehen, aufzuheben; wir wollen nur erwähnen, dass der Vf., wenn ihm die Bezeichnung des Todtenreichs und der damit verbundenen Gegenstände und Bilder durch die schwarze Farbe aus Ägypten ausgegangen scheint, vielleicht der Combinationsgabe der Griechen einen zu beschränkten Spielraum zugesteht. Ägyptische Malereyen aus der ältesten Zeit finden wir I) an Tempelwänden und in Begräbnisskammern, auf und zwischen Reliefs; II) auf Mumiendecken und Mumiensärgen; III) auf Papyrusrollen. Die ersteren (hieroglyphische oder historische Schildereyen) sind bemalte Bildhauereyen, in vertieften mit Farben oder Metallen ausgelegten Umrissen, wie die sogenannte Isistafel, das wichtigste Denkmal dieser Gattung, deren Erklärung ein ideenreicher, keines Auszugs fähiger Excurs (S. 36) gewidmet ist. (*Lessings* merkwürdige, von dem Vf. (S. 39) in Vergleichung gezogene Bemerkung, dass die Zahl der Figuren auf den ältesten erhabenen griechischen Werken selten über drey steigt, dürfte vielleicht aus der Nachbildung dramatischer Scenen zu erklären seyn, die ebenfalls an diese Zahl gebunden waren, und würde dann nur eine bedingte Anwendung auf ägyptische Kunstdenkmale verstatten.) Für die schon von *Zoega* bezweifelte Existenz ägyptischer Priesterinnen wüssten wir in Rücksicht des späteren Zeitalters ebenfalls nichts anzuführen, als dass die Klea, welcher Plutarch seine Abhandlung *de Iside et Osiride* zueignete, doch wohl eine Isispriesterin gewesen zu seyn scheint. — Kurz, doch nicht minder belehrend ist, was der Vf. aus den Berichten und Zeichnungen der französischen Reisebeschreiber über die noch vorhandenen Wandgemälde in Tempeln und Katakomben bemerkt — colossale bemalte Figuren mit eingegrabenen Umrissen, mit kleineren Wandgemälden eingefasst. Auch hier erscheinen die Foderungen des Geschmacks dem Streben nach bildlicher Bedeutsamkeit untergeordnet, Dauerhaftigkeit der Farben ohne kunstgemässe Behandlung, ohne Halbtinten und Schatten. Die Ähnlichkeit dieser Malereyen mit den Wandverzierungen mehrerer hetrurischer, römischer, selbst christlicher Todtenbehältnisse scheint dem Vf. nicht bloss Allgemeinheit des Bedürfnisses, sondern wirkliche Verwandtschaft zu beweisen. II. *Mumienmalerey.* Sorge für die Erhaltung des Körpers erzeugte die Sitte, religiöse Satzungen bestimmten sie. Die Gestaltung der äusseren Mumiendecken, die Malereyen und Verzierungen sollten den irdischen Leib dem Osiris verähnlichen, gleichsam einkleiden in den Orden der Osiridiener. So kann man den Tod, nach dem berühmten Gleichniss des griechischen Dichters, als die letzte vollendende Weihe betrachten, zu der die vorhergehenden Einweihungen in die Osirisgeheimnisse als kleine Mysterien vorbereiteten. *A.* Die hölzernen, dem Körper sich anschmiegenden Futterale (von Sykomorusholz) mit Piedestalen zur Aufstellung und bemaltem Schnitzwerk sind den Osirisstatuen nachgebildet. Die angeschnitzten Gesichter mit der Calantica erklärt der Vf. für Osirismasken, und ist geneigt, anzunehmen, dass auch die übrigen Theile ursprünglich angemalt waren, und nur der Zufall an einigen den Farbenüberzug vertilgte. Alles bezieht sich auf den angegebenen Zweck. *B.* Bemalte Mumiendecken aus Cartoncartons — verschieden nach den einfachen und

kostbareren Arten der Mumienbereitung. Auf diesem Car-
ton sind die Gesichter (wahre Porträts der mumisirten
Leichen) in Gold angemalt, oder auf eine Gypsfläche
aufgetragen. III. *Malerey auf Papyrusrollen.* Konnte
man die inneren Mumienbandagen von der Beitze rein
erhalten: so füllte man den leeren Raum mit religiösen
Gebetformeln, wahrscheinlich für das Seelenheil des
Verstorbenen, bisweilen auch mit angemalten Götter-
und Genien-Figuren aus. Doch da bey dieser Art des Mu-
misirens die Dauerhaftigkeit der Mumienbänder verlo-
ren ging: so pflegte man lieber dem Todten hölzerne
Täfelchen mit Hieroglyphen oder kleinerer Schrift (hier
hieratisch genannt) oder ganze beschriebene Papyrusrol-
len, als einen kräftigen Talisman gegen die Anfechtun-
gen böser Genien, oder als eine Empfehlung an den Kö-
nig des Todtenreichs, beyzulegen. Ausser den Schrift-
zeichen enthalten die Rollen oft Zeichnungen, deren In-
halt sich wahrscheinlich auf die ägyptischen Vorstellun-
gen vom Todtenreiche bezieht, illuminirte Todtensce-
nen auf den neuerlich aufgefundenen, in vier Farben
und kecken, doch incorrecten Umrissen ausgeführten
Vorstellungen. Noch weitere Ausführungen giebt der
Excurs über das Todtengericht im Amenthes und die
Schicksalswage.

*Griechische Malerey.* Es ist bekannt, wie sehr
die Verworrenheit der ältesten Überlieferungen, be-
sonders die durch Entstellungen aller Art verkehrten
Angaben des Hauptschriftstellers in diesem Fache, des
Plinius, jeden Versuch einer durchgeführten Anord-
nung der alten Kunstepochen erschwert. Der Vf.,
der es bey der Chronologie, da es doch *einer* Basis
bedarf, bey der von *Hirt* getroffenen Anordnung be-
wenden lässt, hat nebenbey auch eine geographische
Übersicht, wie sie für jede Kunst- und Literär-Geschich-
te erspriesslich ist, zu geben versucht. I. *Malerey an den
kleinasiatischen Küsten und auf den Inseln; älteste
asiatische und ionische Schule.* Das schon vielseitig
erwogene Zusammentreffen glücklicher Umstände, in-
nerer und äusserer Verhältnisse, machen die frühe
Blüthe der Kunst in diesen gesegneten Ländern be-
greiflich, die schon im homerischen Zeitalter durch
vorbereitende Versuche in gefärbten Teppichen und
Geweben vorbereitet wurde. Minder auffallend fin-
det demnach Hr. *B.* die allerdings befremdliche Er-
scheinung eines Kunstwerks (des Bularchus) in so
weitem Abstande von den historisch festgestellten An-
fängen der Kunst. Nach den grossen Mustern der
Tempelbaukunst zu Ephesus und Samos entwickelten
sich alle anderen Zweige der bildenden Künste. Bald
verbreiteten sich Künstler und Kunstwerke auf den
Inseln und im Mutterlande; selbst die ionischen Säu-
len im Thesauros zu Olympia deuten auf ein frühes
Verkehr mit den Kolonieen, deren Künstler während
der lydischen Kriege immer häufiger auswanderten.
II. Bald konnten auch die jüngeren, aber nicht min-
der beglückten Pflanzstädte an der Küste von Italien
und in Sicilien mit ihren Schwestern, wie an Macht
und Reichthum, so an Kunstfertigkeiten aller Art
wetteifern. Gegen die gewöhnliche Annahme, dass
die grossgriechischen Staaten erst um die 50 Olympiade
durch Einwanderung ionischer Künstler ihre erste
Kenntniss von Künsten und Geschmack empfangen,
macht Hr. *B.* in Rücksicht Siciliens die Sage von
Dädalos Aufenthalt beym Cocalus (die architektoni-
schen Werke, die ihm dort zugeschrieben werden,
waren doch nur auf Bedürfniss berechnet), und die
gutausgeprägten Münzen geltend, die einer früheren
Periode angehören. Für das eigentliche Grossgrie-
chenland folgert er dasselbe aus der bekannten Betrieb-
samkeit der Italioten in andern künstlichen Arbeiten,
ihrem Verkehr mit Asien u. s. w. Wir wünschen um
so mehr, dass diess hinreichen möge, die so frühe
Entstehung der Malerey in diesen Gegenden zu be-
glaubigen, da allerdings hiedurch die auffallende Be-
hauptung des Plinius (35, 6.) eine unerwartete Be-
kräftigung erhalten würde. — III. *Malerey im Mut-
terlande.* Auch hier finden wir die Kunst ursprüng-
lich als Begleiterin der Sculptur und Plastik zu reli-
giösen Zwecken angewandt. „Gewohnt von Alters her,
die rohen Idole, denen der alte Grieche seine Andacht
weihte, mit einem bunten Farbenanstrich auszuschmü-
cken, glaubte man noch späterhin dieses Hülfsmittels
zur Belebung des farbenlosen Stoffes sich bedienen zu
müssen; zuletzt pflegte man noch die Augen zu ma-
len, oder aus Schmelz oder Steinen künstlich einzu-
setzen. Aber unabhängig von der Plastik in heiligen
Tempelgemälden zeigte sich die Malerey erst spät, die
ohne diese Beschränkung wohl früher ihre Reife er-
langt haben würde. Auch die Friesen der Tempel,
die Reliefs an den Frontons, die Gallerieen und Sei-
tenhallen wurden gemalt. „Aber in allem diesem ist
die Malerey der Plastik stets untergeordnet und dienst-
bar gewesen." Mit Recht wird der Einfall der Per-
ser in Griechenland als eine Epoche in der Geschichte
der Malerey anerkannt (S. 120). Nur, wenn der Vf.
die Erhaltung so vieler Denkmale aus diesen Verhee-
rungen fast einem Wunder gleich hält: so ist sie wohl
zuerst in den mit den Persern verbündeten Staaten
minder befremdend, und zweytens, wie oft mag sich
nicht Pausanias von seinen Exegeten über das Alter
der Statüen haben täuschen lassen, wo und so lange
es zumal bey dem Entschlusse blieb, kein von den
Barbaren zerstörtes Monument wieder aufzurichten.
Für Athen war in gleicher Hinsicht der beeilte Auf-
bau der Mauern mit dem Verlust manches Denkmals
verknüpft. (Ob, wie sonst, εἰργασμένοι λίθοι beym
Thucydides gelesen werde, oder ἐπειργασμένοι, scheint
uns gleichgültig zu seyn, da auch das einfache ἐργασία
schon an sich künstlerische Behandlung anzeigt.) Es
folgen jetzt zwey Abschnitte. *b) neuere Literatur.* *c)
Urtheile.*

*Griechische Malerey.* I Abschnitt. *Incunabeln
der Zeichnung und Malerey bey den Griechen.* Nach
der Natur der Sache, und der vielfach ausge-
schmückten Überlieferung gemäss, ging alle Zeich-
nung von Schattenrissen aus, die man natürlich bald
auszuzeichnen anfing. Von den ersten Erfindern wer-
den uns Namen genannt, deren etymologische Be-
deutsamkeit verräth, dass sie erst hinterher in die An-
nalen der Kunstgeschichte eingetragen worden sind
(S. 138) — eine Bemerkung, die sich an dieser Stelle
unwillkührlich aufdringt, die aber von der histori-

schen Skepsis schon oft gemissbraucht wurde. Solche rohe Umrisse versah man wohl — bey Portraits wenigstens ist es am erklärbarsten — mit einer erklärenden Überschrift, wie sie sich wirklich bisweilen vorfindet, bey anderen nach Wahrscheinlichkeit als Nachahmung der alten Manier angenommen werden muss. Noch ist die Unbeholfenheit der ersten Versuche dieser Art auf einigen, wahrscheinlich dem Alterthum nachgebildeten, Monogrammen sichtbar. Die Zeichnungskunst übrigens wurde, als erste Bedingung aller nachahmenden Künste, das sorgsamste Studium der alten Meister. Zum ersten Gebrauche des Griffels bediente man sich der mit Wachs überzogenen Tafeln, später wahrscheinlich der zubereiteten Thierfelle, und um Fertigkeit in feinen Strichen zu erhalten, radirte der Lehrling seine Umrisse in geglättete Buchsbaumtafeln. Endlich wird dem Sicyonier Kraton die Erfindung zugeschrieben, die Figuren auf weissgefärbte Tafeln farbig aufzutragen. Zu welcher Vollkommenheit die Linearzeichnung gediehen sey, beweist die bekannte Anekdote von dem Wettstreit des Apelles und Protogenes, deren verschiedene Erklärung der Vf. beurtheilend anführt. (*Fiorillo's* Abhandlung finden wir nicht genannt.) Auch uns scheint wahrscheinlich, dass eine Linie auf die andere gezeichnet wurde. II. *Monochromen.* Zunächst fing man an die Umrisse mit *einer* Farbe (geriebenem Scherbenstaub) auszumalen, wofür Kleophant aus der alten Kunstschule zu Korinth als Erfinder genannt wird. Älteste Überreste dieser einfarbigen Malerey sind die sogenannten Vasengemälde mit schwarzen silhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Behielt man auch späterhin noch diese alterthümliche Manier aus Liebhaberey bey: so sind doch die Nachahmungen leicht an der zierlicheren Behandlung zu erkennen. Der Vf. bemerkt noch, dass die Ähnlichkeit, die diese Vasenmalereyen mit den alten Münzen mehrerer grossgriechischer Städte in Rücksicht der Zeichnung haben, ein gemeinschaftliches Vaterland muthmassen lasse. In der Manier jener alten Monochromen sind, obwohl zierlicher und später, mehrere Vasen colorirt, wo ganz rothe Figuren auf schwarzem Grunde aufgetragen sind; sie unterscheiden sich wieder von einander durch Schönheit der Form und Correctheit der Zeichnung. Auch später, selbst als die Kunst ihre Vollkommenheit erreicht hatte, erhielt sich diese Manier, wie sich auch unter den herculanischen Gemälden einige Monochromen erhalten haben. Da es bey der Beurtheilung der Vasengemälde auf eine richtige Kenntniss ihrer ursprünglichen Bestimmung ankommt: so hat Hr. *B.* das Resultat seiner Untersuchungen über die italisch-griechische Bacchanalienfeyer, über die darin vorkommenden Weihungen und die Beziehungen, in welchen die alten Vasengemälde damit stehen, in einem Excurs niedergelegt. Der Vf. entscheidet, dass sie weder zur Ausschmückung der Wohnzimmer, noch als Tempelzierrathen, noch endlich zur Belohnung der Sieger in öffentlichen Kampfspielen gebraucht wurden. Man fand sie insgesammt in Gräbern, wo sie nicht als Aschenkrüge, sondern als eine Mitgabe für den beygesetzten Todten aufgestellt oder aufgehangen wurden; nicht, wie man glauben möchte, zur blossen Ausschmückung der Grabhöhlen, wozu doch andere Zierrathen dienten, sondern in religiöser Beziehung. Wie nämlich der Vf. oben den ganzen Mumienapparat aus diesem Gesichtspuncte auffasste: so sucht er auch hier die Behauptung durchzuführen, dass diese Vasen Personen, die die bacchische Weihe empfangen hatten, beym Leben von bemittelten Freunden verehrt wurden, und ihnen im Tode als ein Andenken jener Feyer, gleichsam als eine Beglaubigung ihrer Initiation, ins Grab folgten. Sonderbar, dass kein schriftliches Zeugniss eine so allgemein verbreitete und in religiöser Hinsicht so merkwürdige Sitte bestätigt, zumal da nicht bloss in Sicilien und Italien, sondern auch im eigentlichen Griechenland und auf den Inseln ganz ähnliche Vasen gefunden werden, welche indess der Vf. nicht für einheimisch erkennen will, sondern aus dem Vaterlande jener Bacchanalien eingeführt glaubt. Vasen wurden in den bacchischen Processionen zur Schau getragen, und konnten daher nicht unschicklich dem Initiaten zum Andenken an die bacchische Weihe dienen; dass sie wirklich zu diesem Zwecke geschenkt wurden, folgert man aus dem Umstande, dass man sie oft auf bacchischen Vasengemälden selbst abgebildet findet. Dass aber der bacchische Cultus in den Ländern, in welchen sie einheimisch sind, schon früh sich verbreitete, beweist die Erwähnung Italiens (d. h. des südlichen, von griechischen Stämmen bevölkerten, namentlich des weinreichen Campaniens) in der Chorhymne des Sophokles auf Dionysus (Antig. 1105), und die Erzählung, dass der Gott dort seine ausgedienten Silenen zurückliess. (Sollte sie älter seyn, als die Nachricht, dass Spanien seinen Namen von den dort angesiedelten Panen erhielt?) Doch wie sehr uns hier aus begreiflichen Ursachen die schriftlichen Nachrichten verlassen: so deutlich sprechen die zum Theil sehr alten Münzen mit dem Symbol des Mannstiers (Hebon) für die frühe Verbreitung des Bacchusdienstes in diesen Gegenden. Mit der ersten Einführung desselben kam auch das altasiatische Symbol der zeugenden Naturkraft, der Stier, nach Griechenland; doch nur in Tempelhymnen und symbolischen Gebräuchen erhielt sich hier das Andenken an das Urbild; statt der Thiergestalt erscheint der jugendliche Bacchus, oder der dem Bacchus-Priester nachgebildete bärtige Dionysus, wie ihn lange nur die Sicilioten und Italioten kannten. Wir übergehen die weitere Ausführung, und bemerken nur, dass die bacchantischen Weiberzüge allerdings auch noch *in den geregelten Freystaaten Griechenlands* (nach Plutarch zur Zeit des heiligen Krieges) Statt fanden (S. 188), und dass *der bacchische Thiasos* von Satyrn und Silenen (S. 190) wohl schwerlich je in eigentlichen Mysterien dargestellt wurde. (In der Stelle des Synesius bedeutet der Ausdruck *τελετη*, wie *μυστηριον*, und ähnliche bey späteren Schriftstellern, unstreitig öffentliche Bacchusfeste.) — Diesen Abschnitt beschliessen Eumarus von Athen und Cimon von Cleonae. —

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 NOVEMBER, 1812.

## *ARCHÄOLOGIE.*

Dresden, in der waltherschen Buchhandlung: *Ideen zur Archäologie der Malerey.* Erster Theil. Von *C. A. Böttiger* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

II Abschnitt. *Alte Kunst. Panänus, Micon, Polygnotus.* Während in diesem Zeitalter die Sculptur der Malerey in Allem, was bey den Künsten gemeinschaftlich ist, lehrreich vorging, blieb die letztere in dem ihr eigenthümlichen Kreise, in der Kunst der Farbengebung, worin sie sich selbst überlassen war, weit zurück. Für die Linearzeichnung und die einfarbige Malerey reichte der Griffel aus, dessen Gebrauch sich auch noch lange neben dem Pinsel erhielt, den man schon längst handhaben gelernt hatte, als man noch gefärbte Wachstafeln mit dem Griffel bearbeitete. Das Polychrom setzte ein künstlicheres Werkzeug voraus; doch vergeblich fragen wir, wenn und wie der Pinsel erfunden und vervollkommnet ward. Unter den wenigen Künstlern aus dieser Periode, die mit Zuversicht genannt werden können, ist zuerst Panänus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phidias. Ausser seinen Wandgemälden im Athenäum zu Elis colorirte er die Statue des Jupiter, schmückte das Gewand mit kleinen Figuren und Blumenwerk aus, welches Hr. *B.* von einer Art von Metallschmelz verstanden wissen will. Unter den Gemälden im Jupitertempel zu Olympia interessirt besonders die Vorstellung mit den allegorischen Figuren der Insel Salamis und der Hellas, die das Aplustre eines persischen Schiffes aus den Händen der ersteren empfängt. In der Poecile malte er die Schlacht von Marathon, mit den iconischen Bildnissen der griechischen und persischen Anführer (die letzteren doch wohl kaum nach Porträts); das Gemälde war durch mehrere Abtheilungen fortgeführt, deren Aufeinanderfolge Hr. *B.* nach Wahrscheinlichkeit bestimmt hat. Panänus war der erste, der in den öffentlichen Spielen zu Korinth und Delphi um den Preis warb, wo man eben damals Wettkämpfe für die Malerey angeordnet hatte. II, Früher vielleicht noch malte Micon, der Nebenbuhler des Polygnotus. Sein Gemälde in der Poecile war, nach des Vfs. Vermuthung, die Amazonenschlacht vor Athen; und mit gleicher Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, dass wir in mehreren Reliefs und Vasengemälden Nachahmungen desselben besitzen. Das Theseum zu Athen zierte er mit ähnlichen Schildereyen aus, der Amazonenschlacht, dem Kampf der Centauren und Lapithen, welche wohl ebenfalls häufig copirt worden sind. Seine Vorliebe zu Bataillenstücken erklärt sich aus seiner oft gepriesenen Fertigkeit, schöne Rosse zu malen. III. Durch Polygnotus erhebt sich die Kunst zur Selbstständigkeit. Sein Verdienst ist die erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und die Charakteristik (daher sein Beyname ἠθογράφος), die Mannichfaltigkeit der Drapperieen, deren kunstvolle Behandlung er vorzüglich in seinen weiblichen Figuren an den Tag legen konnte, und, fügt Hr. *B.* aus Vergleichung der Nachrichten hinzu, die symmetrische Vertheilung der Figuren. Seine Familie (Vater und Bruder waren ebenfalls Maler) war auf Thasos einheimisch, ein Zweig der alten ionischen Malerschule. Sein Zeitalter wird hier, gegen die gewöhnliche Annahme, weit über die 90 Olympiade, zum wenigsten 50 J. hinausgerückt. Cimon bediente sich seines Pinsels zur Verschönerung Athen's, und wie hier das Bürgerrecht, so ward ihm für seine zwey berühmten Gemälde in der Lesche von Delphi die Proxenia zu Theil. Der Vf. hat die Nachrichten, die uns Pausanias von den Werken des Künstlers hinterlassen hat, einer genaueren Untersuchung unterworfen. Was zuerst die Poecile anbetrifft (deren Structur hier sinnreich erläutert wird): so sah man dort, neben späteren Gemälden des Micon und Panänus, die Griechen vor Troja von ihm gemalt, in zwey Tableaus, deren eins die Versammlung der Heerführer nach dem Raube der Cassandra, das zweyte die gefangenen Troerinnen, Cassandra in ihrer Mitte, darstellte; nach der letzteren Scene wurde das ganze Gemälde genannt. Was den Stoff anlangt, auf den hier gemalt war: so beweist Hr. *B.*, dass das Gemälde nicht auf die Mauer aufgetragen, sondern auf Holz gemalt war, wie man überall in diesen Zeiten annehmen muss, wo von Wandmalerey in Tempeln und Vorhallen die Rede ist. In einer Vorhalle des Parthenon standen mehrere Staffeleygemälde des Polygnot aus dem Cyklus des trojanischen Kriegs, welche Perikles, der Erbauer des Parthenons, wahrscheinlich anderswo vorfand und hieher versetzte, wenn man nicht annehmen will, dass Polygnot noch in dieser Zeit für die Kunst thätig war. Im Dioskurentempel der Raub und die Vermählung der Töchter des Leucippus, nach dem dorischen oft behandelten Nationalmythus, der bald in die Kunstallegorie überging, und, wie die Mythen vom Raub der Persephone, des Cephalus u. A., zur Bezeichnung eines frühen Todes angewendet wurde. Hr. *B.* weist auf mehreren Reliefs muthmassliche Nachbildungen jenes Gemäldes nach.

B. *Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi.* Stellen wir uns diefs Gebäude als zwey parallellaufende, mit der offenen Seite einander zugekehrte, nach aufsen verschlossene Säulengänge vor: so enthielt die eine Wand, dem Eintretenden zur Rechten, die Eroberung Trojas, die linke das Todtenreich. Die Lesche stand dem ummauerten Grabmal des Neoptolemos gegenüber, und so will auch Pausanias das Hauptgemälde gleichsam als ein Epitaphium auf den Heros, der dort mit dem Apollo Wohnung und Verehrung theilte, betrachtet wissen, „und so erblickten die Griechen nun auf Polygnot's Bilde den furchtbaren rächenden Helden, in der Burg von Troja selbst das grofse Werk der Blutrache wegen seines getödteten Vaters vollendend." Wir wissen nicht, ob Einer der Alten den Begriff der Blutrache auch auf den (nach der älteren Überlieferung) im offenen Kampfe gefallenen Achill ausgedehnt habe, und ob überhaupt die Vorstellung der Mordscene einer solchen Entschuldigung bey den Griechen bedurfte, da die historische Malerey sich dem unmittelbar Gegebenen anfügt. — So gewiss die alten Maler die Hauptsätze, auf die es bey der Linearperspective ankommt, gekannt haben: so selten haben sie dieselbe, auſser in der Theatermalerey, angewendet, und (wie Polygnot in seinen zwey Gemälden) statt der perspectivischen Vertiefung ihre Figuren in parallelen Linien, die man sich durch das ganze Gemälde durchlaufend denken muss, nach gemessenen Abstufungen über einander gestellt, mit genauer Vertheilung der Gruppen auf jede Höhe; welche Figurenstellungen sich noch häufig auf alten Reliefs und Vasenbildern finden. Nach dieser Ansicht ordnet nun der Vf. die Beschreibungen des Pausanias. Zuerst das Gemälde zur Rechten beym Eintritt in die Lesche, die Griechen vor und in Troja; ein Mauerstück deutet die Scheidung dessen, was innerhalb und auſserhalb der Mauer geschieht, symbolisch an. Hier sieht man *eine* Lagerhütte abbrechen, *ein* Schiff zur Abfahrt ausrüsten. Helena (schon mit ihrem Gemahl versöhnt) sitzt und läſst sich schmücken; der weilende Blick, mit dem die gegenüberstehende Briseis die schöne Flüchtige betrachtet, ist das sprechendste Geständniſs der Bewunderung. Vor ihr steht Eurybates, der ihre Einwilligung zu Aethra's Freysprechung abwartet. (Warum er unbärtig vorgestellt werde, ist denn doch nicht aus dem Absterben der älteren Herolde erklärbar, da er zugleich mit dem Ulysses ausgezogen war; bekanntlich erregte der jugendliche Herold auf dem sogenannten Schild des Scipio gleiche Verwunderung.) In der Nähe Aethra selbst, und hinter ihr die trauernden Troerinnen; die letzte Gruppe auf dieser untersten Linie bildet Nestor mit dem sich wälzenden Pferde. Auf einer zweyten oder dritten Linie stehen in verschiedenen Erhöhungen über einander verwundete Griechen und Trojaner. Ein Stück Mauer, welches Epeus einreiſst, ist die Scheidewand der inneren und äuſseren Scene. Innerhalb des so angedeuteten Umkreises sah man auf der unteren Linie die griechischen Heerführer versammelt, um über die Frevelthat des Ajax Oil. zu berathschlagen (was von dem ihm abgenöthigten Eidschwur gesagt wird, ist uns nicht deutlich geworden); die Cassandra selbst mit der Statue der Göttin. Rechts Ulysses im Gespräch begriffen, auf der anderen Seite Antenor im Begriff, mit seiner Habe auszuwandern. Auf der zweyten oder oberen Linie Neoptolemus, die Pflicht der Blutrache vollziehend, wie Hr. *B.* will; um ihn her Erschlagene, Verwundete, Fliehende, in mannichfaltigen Stellungen, und unter den Opfern seiner Rache Priamus und Hecuba selbst. Dieser ganze Aufsatz ist zugleich eine Kritik der bekannten Nachbildung der Gebrüder *Riepenhausen* und der verbesserten weimarischen Zeichnung, durchwebt mit mythologischen, historischen und grammatischen Nebenbemerkungen, wie sie der Vf. mit willkommener Fülle überall ausgestreut hat. Er macht noch auf die symmetrische Vertheilung der Gruppen, auf die absichtliche Häufung der weiblichen Figuren, die Mannichfaltigkeit des Affectausdrucks, und endlich auf die ethische Tendenz des Gemäldes in Beziehung auf den Ort, wo es aufgestellt war, und die zarte Verhüllung der Gräuelscene aufmerksam, die sich vorzüglich aus der Vergleichung mit anderen ergiebt, in denen derselbe Gegenstand, aber weit weniger schonend behandelt ist. Mit nicht minderem Scharfsinn weiſs der Vf. die mangelhaften und oft verworrenen Andeutungen des Pausanias über das Gemälde an der linken Seite der Lesche, das Schattenreich, zu ergänzen, und auch in diesem die charakteristische Manier des Polygnot kenntlich zu machen. Wir haben nichts hinzuzufügen, als dass es ihm gefallen möge, seine Untersuchung, die mit jedem Schritte zum Ziele wichtiger und anziehender wird, recht bald fortzusetzen.

P.

## JUGENDSCHRIFTEN.

Gotha, b. Perthes: *Moralische Bilderbibel mit Kupfern, nach schubertschen Zeichnungen, und mit Erklärungen von Caspar Friedr. Lossius,* Diakonus an der Predigerkirche zu Erfurt. 1805 bis 1811. Erster Band. LVIII u. 376 S. Zweyter Band. 468 S. Dritter Band. XII u. 476 S. Vierter Band. 544 S. Fünfter Band 1 u. 2 Lieferung. 406 S. 8. — Jeder Band besteht aus 3 Lieferungen; der erste enthält 14 Kupfer, die folgenden jeder 15. (Ladenpreis für jeden Band 3 Rthlr. 12 gr.)

Die ersten Hefte dieses Werks sind in unseren Blättern schon 1807. No. 100 und 1811. No. 144 von einem anderen Rec. angezeigt worden; da indessen der Plan des Ganzen sich erst jetzt deutlich übersehen läſst: so ermangeln wir nicht, unseren Lesern hierüber Folgendes mitzutheilen.

Der Vf. hatte die Absicht, „eine für unser jetziges Zeitalter zweckmäſsige Sammlung auserlesener moralischer Beyspiele, sowohl aus der biblischen als weltlichen Geschichte, für die Jugend zu veranstalten, ein praktisches Lehrbuch, welches nicht nur zum moralischen Unterrichte in öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten dienen, sondern auch in Familien die Stelle der ehemals so beliebten Bilderbibel vertre-

ten sollte." Er wollte darin „die edelsten und ausgezeichnet schönen und guten Handlungen der Menschen *aus allen Zeiten und unter allen Völkern* zur Nachahmung aufstellen", und das Ganze sollte nicht über 5 bis 6 Bände betragen. Wenn dieser Gedanke nach einem bestimmten Plane ausführbar war: so verdiente er allerdings Empfehlung; und Rec. selbst sah der Erscheinung dieses Werks, so wie es angekündigt war, mit Verlangen entgegen. Auch fanden sich aufserordentlich viel Liebhaber zu demselben, denn es sind, wie aus dem Pränumerantenverzeichnisse nach einer flüchtigen Berechnung zu ersehen ist, an 2000 Exemplare davon bestellt worden.

Die Anzahl der Kupfer, welche in einer Bilderbibel natürlicher Weise eine Hauptsache ausmachen, war für jeden Band auf 15, für das Ganze also auf 75 bis 90 Numern berechnet worden; und bey guter Auswahl der darzustellenden Gegenstände liess sich hiedurch allerdings viel Nützliches leisten. Der Vf. konnte zur Erreichung seines Zwecks einen doppelten Plan entwerfen; nur durfte er in keinem Falle vergessen, 1) dass seine Bilderbibel eine *moralische* seyn sollte, und dass folglich Kupfer und Text zu diesem Zwecke hinwirken müssten; 2) dass dieselbe (wenigstens mittelbar) für die *Jugend* bestimmt war, und zwar in einem Alter, für welches dergleichen Bilder noch einen bestimmten Nutzen, oder wenigstens ein besonderes Interesse haben.

Er konnte dann irgend eine *Übersicht der Moral* zum Grunde legen, und diejenigen Lehren herausheben, welche sich vorzüglich dazu eignen, dem jugendlichen Herzen früh und lebhaft eingeprägt zu werden. Für jede derselben konnte er nun aus dem weiten Felde der Weltgeschichte einige der treffendsten und interessantesten Beyspiele aufsuchen, und dieselben so vortragen, dass die Belehrung, welche die Jugend daraus schöpfen sollte, von selbst daraus folgte, und die Tugend dadurch in ihrer Grösse und Liebenswürdigkeit erschiene. Auch konnte dann ein gutes Kupfer allerdings sehr viel dazu beytragen, diese Geschichten durch Mitwirkung der Einbildungskraft im Gedächtnisse der Kinder zu erhalten, und diese immer von neuem daran zu erinnern. Gewiss dachten auch die meisten Pränumeranten, so wie Rec., dass der Plan dieses Werks kein anderer seyn könne. Hätte dann der Vf. die Gabe gehabt, so zu erzählen, wie *Campe* und *Salzmann*: so würde Rec. dieses Werk in eben dem Grade, in welchem wirkliche Begebenheiten zu Bestätigung moralischer Grundsätze dienlicher sind, als erdichtete Erzählungen und Fabeln, dem *Salzmannischen* moralischen Elementarbuche noch vorgezogen haben.

Allenfalls aber konnte der Vf. auch — wie er wirklich für besser gehalten hat — die *Geschichte* der Vorwelt zum Grunde legen, und diejenigen einzelnen Begebenheiten herausheben, welche ihm zur moralischen Belehrung der Jugend vorzüglich reichhaltig schienen. Bey einer guten Auswahl der Materialien führt dieser Plan mit dem vorigen zu einerley Zweck. Wer aber wirklich versucht, denselben auszuführen, hat mehrere Klippen sorgfältig zu vermeiden.

Er muss insonderheit aus seiner moralischen Bilderbibel keine *Staatengeschichte* machen. Bücher dieser Art haben wir genug, auch solche, die fasslich und belehrend vorgetragen, und auch mit Kupfern versehen sind, wie diess z. B. bey *Schröcks Weltgeschichte für Kinder* der Fall ist. Überdiess ist die moralische Prüfung der politischen Geschichte schlechterdings nicht Sache der früheren Jugend. Diese hat bey ihren moralischen Betrachtungen genug mit dem *häuslichen* und *inneren Leben* der Seele zu thun, um sich aus dem allgemeinen Grundgesetze der Sittenlehre, welches in unser aller Herz geschrieben ist, allmählich immer mehr bestimmte Regeln und Maximen für einzelne Fälle zu entwickeln. Sie blickt freylich auch ins *bürgerliche Leben* hinein, allein hier findet sich schon Vieles, worüber sie bey mangelnder Bekanntschaft mit den Verhältnissen ihr Urtheil bis zu reiferen Jahren suspendiren muss. Diess ist aber zugleich der eigentliche Schauplatz, bey dessen moralischer Beurtheilung die Jugend am meisten Unterricht und Belehrung nöthig hat, besonders je näher sie dem Zeitpuncte kommt, wo sie selbst diesen Schauplatz mit betreten muss. Die Jugend der gebildeten Stände muss aus mehreren Gründen sich freylich auch mit der Geschichte einigermaßen bekannt machen; und allerdings hat *Alles*, was in derselben vorkommt, auch seine moralische Seite. Hier aber sind allenthalben auch so viele Collisionen von Pflichten, und so viele grosse und kleine Nebenumstände zu erwägen, dass zu richtiger Beurtheilung einzelner Handlungen, welche in der Geschichte berühmter Staatsmänner, Feldherren und Regenten uns vorkommen, eine Casuistik erfoderlich ist, welche selbst für erwachsene Leser ihre Schwierigkeit hat. Die Jugend dagegen — besonders so lange sie noch eine Bilderbibel benutzt — kann sich hier nur auf diejenigen Handlungen einlassen, welche, ohne so verwickelt zu seyn, schon nach den ersten und allgemeinsten moralischen Grundsätzen hinlänglich beurtheilt werden können. Nur selten findet man hier reine, gediegene Tugend. Was in dem Leben der berühmtesten Staatsmänner und Helden am meisten glänzt, ist fast immer nur Composition, in welcher Talente und Klugheit den grössten Antheil ausmachen; und Jeder muss gestehen, dass diess auch nicht anders seyn kann und muss. Aber welch ein Unternehmen wäre es, auch nur einen Theil solcher Geschichte so aus einander zu setzen, dass auch die Jugend ein richtiges Urtheil darüber fällen könnte! Die eigentliche politische Geschichte ist demnach in einer *moralischen* Bilderbibel auf jeden Fall am unrechten Orte, selbst dann, wenn sie auch nur fragmentarisch darin vorgetragen wird.

Auch ist es für die Ökonomie einer solchen Schrift äusserst nachtheilig, wenn der Vf. die politische Geschichte einzelner Völker der Reihe nach durchgeht, und die darin vorkommenden Beyspiele edler Gesinnungen oder vorzüglich lasterhafter Handlungen herausheben will. Er wird natürlicher Weise mit der

Geschichte des Alterthums anfangen, und findet dann schon in der ältesten Geschichte des menschlichen Geschlechts, so wie überhaupt in der ganzen biblischen Geschichte, so viel Stoff, dass alle fernere Auswahl ihm dadurch sehr erschwert wird. Noch schwieriger wird diese, wenn der Vf. dann auch die Geschichte der Griechen, Römer und anderer alter Völker durchgeht. Hier ist Alles voll von berühmten Namen; und welchen soll man vorbey gehen? Diess hat aber für eine Schrift, deren Haupttendenz *moralisch* seyn soll, den Nachtheil, dass Beyspiele von Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Standhaftigkeit, Grossmuth gegen Feinde u. s. w. sich immer wiederholen, und dagegen für die Geschichte späterer Zeiten, die in moralischer Hinsicht weit mannichfaltiger ist, kein Raum mehr übrig bleibt.

Überzeugt, dass jeder denkende Leser diese Grundsätze richtig finden wird, bedauert Rec. recht sehr, dass der würdige Vf., der dem Publico durch seine Schrift Gumal und Lina rühmlich bekannt ist, sich nicht entweder auf die biblische Geschichte eingeschränkt, oder — wenn er einmal sich vorgesetzt hatte, auch die übrige Weltgeschichte zu benutzen, welches wir allerdings sehr billigen — nicht wenigstens obigen ersten Plan befolgt hat. Folgende kurze Übersicht des Werks, so weit dasselbe bis jetzt fortgerückt ist, wird dieses Urtheil hinlänglich bestätigen.

Der *erste Band* enthält, ausser einem allegorischen Titelkupfer, welches die belehrende Geschichte vorstellt, dreyzehn Darstellungen aus der Geschichte der Erzväter und des jüdischen Volks, welche der beygefügte Text auf 358 S. wohl etwas zu umständlich und ausführlich erzählt. Das letzte Kupfer stellt Daniel vor, wie er an den babylonischen Hof genommen wird.

Im *zweyten*, *dritten* und *vierten Bande* sind die Kupfer aus der griechischen und römischen Geschichte gewählt. Der hier beygefügte Text enthält nicht bloss umständliche Nachrichten von den hier erwähnten Personen, sondern auch viele andere Fragmente aus der griechischen, persischen und römischen Geschichte. Rec. würde dieses bey dem so angelegten Plane des Werks nicht missbilligen, wenn nur nicht so Vieles darin vorkäme, was mit dem Hauptzweck dieser Arbeit wenig gemein hat. So wird z. B. der auf Taf. 29 abgebildete einfache Aufzug, in welchem Agesilaus den üppigen Pharnabazus empfing, in wenigen Zeilen erzählt, und nun auf 20 Seiten seine übrige Lebensgeschichte beygefügt, die mehr eine trockene Aufzählung des Geschehenen, als eine Erzählung desselben ist. So werden im vierten Bande aus des Publius Valerius Publicola Leben Fragmente aufgestellt, die in einer *moralischen Bilderbibel* nicht sonderlich angebracht sind.

Im *fünften Bande*, welcher das Werk beschliessen soll, kehrt der Vf. wieder zur Geschichte des israelitischen Volks zurück. Die erste Lieferung enthält 4 Kupfer, wovon das letzte den Johannes vorstellt, wie er am Jordan von Jesu zeugt. Die zweyte Lieferung das Leben Jesu, als des vollkommensten Musters menschlicher Tugend, und die beygefügten Kupfer stellen denselben dar: als Jüngling im Tempel — als Lehrer und Wohlthäter der Menschen — am Grabe seines Freundes Lazarus in Bethanien — bey dem letzten Abendmahl — am Ölberge — am Kreuze. „Die dritte Lieferung wird, einige Nachrichten aus der Geschichte der Apostel Jesu enthalten, und mit der Geschichte der Zerstörung Jerusalems endigen."

Obwohl nun Rec. dieses Werk als *moralische Bilderbibel* nicht zweckmässig eingerichtet findet, und noch weniger empfehlen möchte, dass eine ähnliche Arbeit von Neuem nach eben dem Plan unternommen würde: so will er diesem Buche doch keineswegs seine anderweitige Brauchbarkeit absprechen; und hält für Pflicht, noch anzuzeigen, dass die Kupfer *sehr schön* gezeichnet, und im Ganzen auch eben so schön gestochen sind, so wie auch der Verleger sichtbar Alles angewandt hat, um die ihm gewordene Unterstützung des Publicums bestens zu verdienen.

ca.

## KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt a. M.*, b. Wilmans: *Sittenlehre in Beyspielen.* Zum Gebrauch für Lehrer in Volksschulen und zur nützlichen Unterhaltung für Bürger und Landleute. Fortsetzung der Sittenlehre in Beyspielen von *Joh. Pet. Ludw. Snell.* Gesammlet und zum Druck befördert von *Karl Wilh. Münch*, Rector an der Schule zu Laubach in der Wetterau. 1812. 152 S. 8. (10 gr.) Eine Sittenlehre in Beyspielen müsste sich über alle Vorschriften erstrecken, welche die Moral giebt. Hr. *M.* hat es nicht so genau mit dem Titel seiner Sammlung genommen, indem dieselbe nur zu einigen Stücken der Sittenlehre Beyspiele liefert. Doch sind auch diese nicht gerade solche, welche in der *snell'schen* Sittenlehre übergangen worden sind. Die Sammlung selbst verdient übrigens Beyfall, da sie sich auf lauter solche Erzählungen beschränkt hat, welche das Gemüth leicht und gefällig ansprechen. Darüber aber hat sich Rec. gewundert, dass es Hr. *M.* noch für gut finden konnte, in diese Sammlung Erzählungen von *Gellert* aufzunehmen, welche so allgemein bekannt sind.

Ah.

*Berlin*, b. Hayn: *Ein Buch für die Winterabende.* Beytrag zur Unterhaltung für die gebildeten Stände. Herausgegeben von *Karl Stein.* 1812. 368 S. Zweytes Bändchen. 1813. 344 S. 8. (Beide Theile 3 Rthlr.) Man findet im ersten Bändchen acht Erzählungen, von denen die erste, der Drachenbändiger, von *Gubitz*, schon im Morgenblatt gestanden, die dritte aber, der Gang nach dem Bergschlosse, aus dem Freymüthigen, und die vierte, der Taugenichts, aus der Hortensia bekannt sind. Das zweyte Bändchen ist dem ersten in so weit gleich, dass es ebenfalls einige schon in Zeitschriften abgedruckte Aufsätze enthält. Doch sind auch einige neue hinzugekommen. Im Geiste und der Manier des Taugenichts und der Hortensia sind denn nun auch die übrigen Erzählungen des Vfs.: der Wanderstab des Vaters, das Brautpaar wider Willen, Amtmann Schnabel, das Reiseabenteuer, der Sternseher u. s. w. Sie lassen sich gut lesen, und würden sich noch besser lesen lassen, wenn der Vf. nicht so verschwenderisch mit Beywörtern und Beschreibungen wäre, welche für den Eindruck des Ganzen mässig sind.

— o —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 NOVEMBER, 1812.

## *AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.*

Hamburg, b. Müller: *Grammaire Portugaise, ou Elemens de cette Langue, surtout pour ce qui concerne ses rapports avec le François.* 1811. 224 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Das zur Recension vorliegende Exemplar ist ohne Angabe eines Autors; jedoch die Buchhändler-Katalogen nennen den Hn. Prof. *Hip* aus Hamburg als Vf. Eine auffallende Erscheinung, da bekanntlich dieser Gelehrte, wie der von ihm zu Rathe gezogene Hr. *Faurat*, weder Portugal besucht, noch je die portugiesische Sprache studirt hat. Wahrscheinlich werden uns hier die von einem jungen Kaufmann, Dilettanten dieser Sprache, gesammleten grammatikalischen Bemerkungen mitgetheilt, und Hr. *H.* giebt nur seinen Namen dazu her.

Die portugiesische Sprache verdient allerdings in Deutschland, für welches hier in französischer Sprache geschrieben wird, mehr bekannt zu werden, als vor 20 Jahren. Der Verehrer dieser Sprache würde also auch in dieser Anweisung mehr suchen, als sich darin findet, zumal da wir schon Anleitungen haben, die ein grosses Licht über sie verbreiten, und würdige Schüler gebildet haben. Wir wollen denn sehen, was Hr. *H.* und sein literarischer Club geleistet hat.

Die portugiesische Sprache ist freylich nichts weiter, als ein Dialekt der spanischen; Portugals Grammatiker selbst geben diess stillschweigend zu: denn warum folgen sie zum Theil so ängstlich und sorgfältig dem erhabenen Muster der spanischen Grammatik der Akademie in Madrid, in Aufstellung ihrer Grundsätze? Bey allen dem aber behält sie ihren Distinctiv-Charakter, wie jeder besondere Dialekt. Sie entstand durch die nämlichen Völkerwanderungen, als die spanische; aber sie hat, unter einem etwas verschiedenen Himmelsstrich, und durch den stärkeren Umgang mit anderen Nationen, eine etwas verschiedene Gestalt angenommen, und behauptet.

Des Vfs. Anweisung zur richtigen Aussprache ist nach dem Munde eines zwar in Portugal geborenen jungen Mannes, nach der Mit-Einstimmung einiger junger illiterater Portugiesen, nicht aber nach den Grundsätzen portugiesischer Sprachkenner niedergeschrieben worden; sie ist mangelhaft und unrichtig. Wie sollen *B*, *C*, *Ç*, *Z* ausgesprochen werden? Ist denn die Aussprache dieser 3 Buchstaben so leicht, und dem Schüler ohne Mühe beyzubringen? Anders spricht sie der Deutsche, anders der Franzose, und anders der Portugiese aus. Und doch sagt der Vf. kein Wörtchen darüber. Soll denn das portugiesische *banhar*, in Rücksicht auf das *b*, wie das französische *baigner*, soll *cedro* wie das franz. *cèdre*, das z in *zebra* wie im französischen *zebre* ausgesprochen werden? Oder sollen die deutschen Schüler, für die er französisch schreibt, das deutsche Z aussprechen? Was würde der gebildeter Portugiese dazu sagen? Weder in Oporto, noch in Lissabon wird man sich in Gesellschaft von feinen Kaufleuten lächerlich machen, wenn man die Buchstaben *B*, *C* vor *e* und *i*, *Ç* und *Z* nach der correnten Mundart ausspricht, wohl aber beym Sprachforscher, wenn man die corrente Mundart zur Regel annehmen wollte. — Dem *Z* scheint der Vf. überhaupt nicht hold zu seyn; und doch kann er selbst den schönen Laut desselben nicht verleugnen, wenn man ihm *assar* und *azucar* (sein Lieblings *Assucar*) aussprechen läßt, ohne ihn aufmerksam zu machen. Und wer würde gar so thöricht seyn, *casar* mit *cazar* zu verwechseln! Warum behält er nicht das obsolete *ç*, das der vortreffliche *Azeredo*, so wie das z, in ein *s* oder *ss* auflöst, dafür aber gewiss ein z angenommen hätte, wenn ihn nicht seine Vorliebe für den Portugiesen, und die Abneigung gegen den Spanier davon abgehalten? Erkläre uns doch Hr. *H.*, als Geograph und Historiker, woher das emigrirte königliche Haus sich schreibt? von *Bragaza*, *Bragança*, oder *Bragansa*? — *H* soll nicht aspirirt werden! Wie unterscheidet er wohl *á ver* und *haver*? wie spricht man *olhár sobre o hómbro* aus? Kann Hr. *H. hum homem honrado*, oder *honesto* ohne Aspiration aussprechen? und darf er es? und sogar *uma casa*, und *um livro!* — Ein sauberes Compliment macht der Vf. der portugiesischen Sprache, indem er in ihr nicht den widrigen Gutteral-Laut findet, den die spanische Sprache in dem *j* und *x* hat. O die armen orientalischen Sprachen, die diesen widrigen, dem Vf. so unangenehmen Laut haben, und haben werden, bis einmal ein grammatikalischer Dictator denselben verbannt. Freylich sind jene Sprachen aus den Zeiten der Kindheit der Welt, wo weder Menschen noch Sprachen cultivirt waren; jetzt aber, da diese Sprachen cultivirt sind, müssen dergleichen Widrigkeiten wegfallen. Nein, die Orientalen hatten noch unverdorbene Sprach-Organe, und konnten sehr gut *ruach elohim* aussprechen, ohne dafür *rucha elohim* aussprechen zu müssen. — Ganz neu ist die Bemerkung, dass die *doppelten* Consonanten, die man um der Etymologie willen beybehalten hat, als *einfache* ausgesprochen werden müssen. Z. B. *accento* wie *acen-*

*to*, *ferro*, wie *fero*; *innato*, wie *inato*. Noch nie fiel es dem gebildeten Portugiefen ein, diefe Regel anzunehmen, die eben fo unrichtig ist, als *weiffes* Brod wie *weifer* Mann, oder *vom Leibe reiffen* und von Hamburg *reifen* gleich ftark auszufprechen. Die doppelten Confonanten finden nicht ftatt, und werden nie gefchrieben, ausgenommen da, wo man fie in der Ausfprache hört, und das ift der Fall bey dem *c*, *r* und *n*, z. B. *accenio*, *arroba*, *innato*; *Arengar* und *arrendar*, *acendrado* und *accendido*, *aceno* und *acento*, *arar* und *arrunhar*, *analista* und *annalista*, *enamorar* und *ennatar*, *ennodar* und *enojar*, *innovado* und *inoculado* u. f. w. Das *h initiale* fo fehr afpiriren, hiefse fo viel, als das *G* in *Glaube* afpiriren und *Klaube* ausfprechen zu wollen u. f. w. Wir fragen nur noch: was foll die Ausfprache beweifen, die man in Liffabon, und faft in dem ganzen füdlichen Portugal befolgt, wenn fie den Grundfätzen der Gelehrten und dem Ton der feinen Welt zuwider ift? Sollen wir denn im Deutfchen die Ausfprache, die man in Hamburg und den füdlichen Provinzen Deutfchlands hat, als Regel für eine deutfche Grammatik aufftellen?

Bey dem *Artikel* und den Declinationen behauptet der Vf. ganz irrig, dafs bey dem Wort *Rei* der fpanifche Artikel *el* ftatt des portugiefifchen *o* angenommen werde. Wahr ift diefs, jedoch nur dann, wenn die Portugiefen von ihrem eigenen Könige, nicht aber, wenn fie von einem Ausländer reden. In der Überfetzung des *Gil Blas* heifst freylich der fpanifche König *el Rei*, jedoch nur in fofern der Roman nach Portugal verfetzt, und der fpanifche als portugiefifcher König aufgenommen wird.

Bey dem Capitel von den *Conjugationen*, und dem richtigen Gebrauche der Arten und Zeiten, hat der Vf. gänzlich vergeffen, für wen er fchreibt, ob für Portugiefen, für Franzofen oder für Deutfche. Jeder Lehrer hat es wohl oft erfahren, wie fchwer es dem Schüler fällt, die Conjugationen fremder Sprachen richtig zu erlernen, und wie nöthig es ift, das *Conjugiren* möglichft zu fimplificiren. Wozu nun die doppelten Zeiten eines Plusqueparfait des Indicatifs und des Praeterit I des Subjonctifs, die ja in der That nur eins find? Machen denn die franzöfifchen Grammatiker aus *j'avois*, ich hatte, und *fi j'avois*, wenn ich hätte, zwey verfchiedene Zeiten? Der Portugiefe hat fünf Zeiten für den Indicatif; der Deutfche nur drey, und der Franzofe vier. Jener hat vier Zeiten für den Subjonctif; der Franzofe und der Deutfche nur drey. Hier tritt die Pflicht des *Maitre de Langue*, wie Hr. *H.* den Sprachlehrer nennt, und die des Grammatiken-Schreibers ein, dem Lernenden einmal die Formation der Zeiten, und dann die Anwendung derfelben anfchaulich zu machen. Allein hierüber hat Hr. *H.* tiefes Stillfchweigen beobachtet, und die Anweifung §. 35 ift höchft unvollftändig, eben als wenn feine beiden fo genannten Imparfaits, und das Future du Subjonctif und die dritte Perfon des Singulier und die erfte und dritte des Pluriel de l'Imperatif die ganze Formation aller Zeiten beftimmten. Was den *wichtigen Gebrauch* der verfchiedenen Arten und *Zeiten* betrifft: fo ift es offenbar unrichtig, wenn der Vf. S. 104 fagt: „*La langue portugaise ne se restraint pas autant que la française dans l'emploi des modes et des tems; elle jouit la dessus plus de liberté.*" Im Gegentheil ift die portugiefifche Sprache hierin fo fehr wie irgend eine neuere Sprache an Regeln gebunden, je nachdem man fich beftimmt ausdrücken will, ob diefs oder jenes gefchieht, oder gefchehen ift, oder noch gefchehen kann, oder gefchehen foll oder wohl mag. „Der Hr. Prof. *H.* ift der Herausgeber einer portugiefifchen Sprachlehre, und, der Hr. Prof. foll der Vf. einer portugiefifchen neuen Sprachlehre feyn," find doch wohl zwey ganz verfchiedene Propofitionen, in deren richtigem Ausdrucke die portugiefifche Sprache wohl nicht mehr Freyheit, als die übrigen neueren Sprachen, fich rühmen kann. „Ein Sprachlehrer foll in feinen grammatikalifchen Regeln fehr beftimmt feyn," ift doch wohl ein ganz anderer Satz, als wenn man fagt: „Diefer Profeffor foll nur ein mittelmäfsiger Geograph und unvollkommener Hiftoriker feyn." Wenn aber der Vf. diefe Freyheit der portugiefifchen Sprache auf den Gebrauch verfchiedener Partikeln, die bald den Indicatif, bald den Subjonctif annehmen, beziehen will: fo würde Rec. ihm darin Etwas, jedoch nicht Alles nachgeben. Z. B. *este Senhor Professor se gaba de sabio, aindaque (postoque), nao tem conhecimento algum de*... oder *aindaque (postoque) nao tenha conhecimento algum de*... Allein wer fühlt nicht den verfchiedenen Nachdruck in dem Gebrauch des hier gefetzten Impofitifs und Subjonctifs? — „*Le parfait simple* (S. 104 §. 14) *s'employe assez indifférement pour les deux préterits français*," ift leider wahr; allein als Regel ift es höchft unrichtig; beide find fehr weit von einander verfchieden, und werden von ächten Portugiefen auch fehr vorfichtig gebraucht. Das angegebene Beyfpiel *foste hoje bem afortunado* ift fehlerhaft, und Rec. erwartet die Beftätigung aus reinen Autoren; nur nicht aus franzöfifch-portugiefifchen, noch vielweniger aus englifch-portugiefifchen Grammatiken, oder ausländifchen Werken: *hoje Vm. tem sido bem afortunado, manhãa o nao será.* — „*Le parfait composé* (eben dafelbft) *ne sert le plus souvent qu' à varier ou mieux remplir la phrase.*" Was heifst das? *tem dado este Autor regras bem desarrazoadas.* Was für eine *variation* oder *remplissage de la phrase* findet fich in diefem Satz, der nichts als eine beftimmte Propofition enthält, und die doch wohl nicht durch das Parfait: *déo este Autor etc.* ausgedrückt werden foll! — Von dem richtigen Gebrauche des Imparfait fagt der Vf. nicht ein Wörtchen, und doch ift die Anweifung dazu nicht minder wichtig in der portugiefifchen als in der franzöfifchen und anderen verwandten Sprachen. Der Deutfche hat für das portug. Imparfait und für das Parfait nur das eine Imparfait. Wenn diefes deutfche Imparfait nun zwey- oder dreymal in einer Propofition vorkommt: wozu foll der Schüler im Portugiefifchen greifen? „Der Bettler, der vor der Thüre *war*, *war* nicht zufrieden mit dem

Almosen, das man ihm *gab.*" Wie soll der Schüler diesen Satz richtig übertragen? Eine kurze und deutliche Regel zeigt es beym ersten Anblick. — Der Vf. wird doch nicht behaupten wollen, dass beide Zeiten eben so wie im Französischen gebraucht werden? Dann würden wir ihm sein Stillschweigen gern verzeihen, jedoch seine Meinung nicht billigen. Beide Zeiten erfodern ihre ganz richtige Anwendung, und wer dagegen fehlt, kann leicht in die Verlegenheit kommen, seine kaufmännische Bilanz scheitern zu sehen.

Die Regel S. 103 §. 13 über den richtigen Gebrauch des Nominatifs oder des pronom personel ist ganz richtig, allein der Vf. befolgt sie nicht. So viele Aufmerksamkeit gehört dazu, Regeln zu copiren, und sie auch zu befolgen. S. 106. 3 *bem tolo fora se tal fizesse;* wer denn? *eu, elle, ella* oder *o mestre?* Und dieser Fehler findet sich sehr oft. S. 108. §. 18. 2 sagt der Vf. ganz richtig: „*on emploie le Gerondif au lieu des Conjonctions aindaque, porque etc.*": er hätte aber auch bestimmen müssen, dass diess geschieht, wenn die Person nicht verändert wird, wenn die handelnde Person dieselbe bleibt, *nunca me respondestes tendo-vos escrito tantas veces, ihr* antwortet nicht, — und doch hatte ich euch geschrieben." *Quae, qualis, quanta! Nâo me respondestes tendo — mo prometido tantas veces,* ist rund und verständlich. S. 111. §. 20, 2 „*Quand il y a dans la phrase un ou deux pronoms, l'usage exige de mettre l'auxiliaire haver après l'Infinitif etc.* ist eben so unrichtig wie mehrere Behauptungen. In den alten Zeiten und noch jetzt bey einigen alten Gelehrten finden wir diese Art sich auszudrücken, die nichts weiter ist, als das eigentliche Futuro. Der *usage* verliert sich aber, und hat sich schon verloren, wenn ihn nicht eine mächtige Hand rettet. *Perder-te has* ist das Futuro *te perder-has; te perderás,* oder *has de perderte.* In welcher dieser Variationen ist mehr *usage?* — *Dar-mo ha;* jetzt *mo dar-ha,* richtig *mo dará,* oder *mo ha de dar, ha de darmo.* — *Pagar-lho hei,* jetzt *lho (pagar-hei) pagarei,* oder *lho hei de pagar,* oder *hei de lho pagar, hei de pagar-lho.* — *Di-lo hei* ist schon obsolet, und lautet besser: *o direi, direi-o.* So auch *fa-lo ha,* statt *o fará,* oder *fará-o.* — Eben so mit dem Futuro condicional *pagaria etc.,* z. B. *pagar-lho hia,* anstatt *lho pagaria (lho pagar-hia); estimar-lho heamos,* anstatt *lho estimaríamos.* — Eine kurze Anweisung über diese Antigualha ist in einer Grammatik nöthig, um den Anfänger aufmerksam zu machen, und ihm die Auflösung darüber zu erleichtern; allein diese Anweisung darf nicht Regel werden, die er, wohl gar als zierlichen Ausdruck, befolgen soll.

Da die Portugiesen keine eigentlichen Declinationen haben, und die verschiedenen Veränderungen und Bestimmungen der Haupt- und Neben-Wörter durch Präpositionen machen: so sollte das Capitel von den Präpositionen sogleich auf das Capitel von dem Hauptworte folgen, oder mit demselben verbunden seyn, nicht aber erst nach den Zeitwörtern abgehandelt werden. Nächstdem sollte es bestimmter seyn, und nicht Ausdrücke zu Präpositionen gemacht werden, die es nicht sind, und nur höchstens als Adverbia gelten können. Dahin gehören alle die, mit den Präpositionen *á* oder *de etc.* und einem Hauptworte gemachten adverbialischen Redensarten, als: *á par; á pesar; em roda; ao lado; ao longo; ao pé;* und sogar das Participio passivo *visto!* — Gewiss kennt der Vf. die richtige Definition, was eine Präposition oder ein Vorwort sey; und musste sich also durch falsche Autoritäten, oder durch vorgefasste Meinung nicht von seinem Begriffe ableiten lassen. *Ao lado do rio* ist nur das Hauptwort *lado* mit dem Vorworte *de,* als *regens* des folgenden Hauptworts *rio* mit dem Vorworte *de,* oder das Hauptwort als *regens,* mit seinem Genitiv.

Sehr nützlich wäre es gewesen, wenn der Vf. das kleine Hülfswörterbuch, wodurch derselbe die Erlernung der Sprache zu beschleunigen glaubt, gänzlich weggelassen, und dafür die Lehre von den Vorwörtern etwas deutlicher und ausführlicher vorgetragen, besonders mehr Rücksicht auf den Gebrauch dieser Vorwörter mit dem Infinitivo genommen hätte; welcher letztere Umstand freylich für die Übersetzungen aus und in die französische Sprache nicht so wichtig, desto wichtiger aber für die Deutschen ist, die nur selten mit Infinitiven reden, und dafür lieber Bindewörter mit einem *tempo finito* gebrauchen. „*Sobald ich zu Abend gespeist hatte, ging ich aus*", wird der Franzose aus seinem *après avoir soupé* leicht übersetzen können; desto schwerer aber wird es dem Deutschen, und für diese, und einige seiner Eleven, hat er doch schreiben wollen. — Eine Sprache richtig zu reden und zu schreiben, muss man vorzüglich den Lehrling seine Gedanken aus seiner Muttersprache in die zu erlernende Sprache übertragen lassen. Dazu sind Übungen nöthig, und durch diese lernt er dann Wörter im Zusammenhange. Solche Übungen muss aber ein Mann schreiben, der die Sprache kennt; und das ist freylich bey vielen Lehrern nicht der Fall. Gewöhnlich halten sie den Schüler nur mit Übersetzungen aus der zu erlernenden Sprache in die Muttersprache hin; oder lassen ihn die in den gewöhnlichen Grammatiken, als ein kleines Hülfswörterbuch, angefügten Wörter memoriren.

Die nachfolgenden *Gespräche* sind gut und zweckdienlich aus der Conversation genommen; nur hätte das Höflichkeits — *Vm^ce vossa merced* nicht zu oft ausgelassen werden sollen. Denn eben hiedurch werden diese wirklich artigen Gespräche etwas unartig und zu familiär, oder sie scheinen von dem vermeintlichen Höheren an seinen Untergebenen gerichtet zu seyn. — Die *kaufmännischen Briefe,* womit die Grammatik schliesst, haben einen ganz leidlichen Stil, so wie er auf den mit Portugal correspondirenden Comptoiren, nicht aber der Reinheit der Sprache nach, erlernt wird. Es fehlt ihnen die so nöthige *Vivacité et l'Elegance;* ausserdem ist die Construction oft zu *regulière,* und wird dadurch *languissante;* es fehlt ihnen *la persuasion et la manière*

*de plaire.* — Der Höflichkeits-Ausdruck *Vm^ce* oder *Vm^ces* fehlt auch hier zu oft, und macht den Stil schlaff. Freylich nehmen sich die Kaufleute diess einander nicht übel, so wenig wie E. E. D. D. Allein wo bleibt denn da die Grammatik? S. 174. *Se Vm^ce. intenta interesarse — sernos hia agradavel d'entrar com Vm^ce. em negocios etc.* hat doch wohl kein reiner Portugiese, sondern ein Deutscher geschrieben. Eben so wenig auf der folgenden Seite: *a sua proposta d'eu entrar — he muito agradavel para mim.* — Schöne *modelles de lettres!*

Der Vf. lasse sich durch diese Bemerkungen nicht abhalten in seinem Eifer, für die Ausbreitung der portugiesischen Sprache zu arbeiten, wofür ihm jeder wohldenkende Freund danken wird; besonders suche derselbe seiner Grammatik durch praktische Aufsätze mehr Brauchbarkeit zu geben. Schliesslich ist der Vf. sehr irrig, wenn er die Herausgabe der Chrestomathie des Hn. Prof. *Ahlwardt prématurée contre le voeu de son auteur* nennt, welches der Verleger schon längst widerlegt hat. Das von demselben Vf. erwünschte und erbetene portug. deutsche Lexikon ist schon vor mehr als 2 Jahren in Leipzig bey Schwickert erschienen. Die der Grammatik des D. *Joh. Daniel Wagner* (nicht *Wagner*) angeschuldigten Quiproquos bestätigen sich nicht; derselbe scheint wenigstens weit entfernt davon zu seyn, *casar* durch *cazar* ausdrücken zu wollen; er sagt just das Gegentheil. *Azougue* und *açougue* gehören nicht in dieser Rubrik. Soll denn der Imperatif von *weinen*, Weine nicht mein Kind, anders, oder mit anderen Buchstaben geschrieben werden, als die *Weine*, die die Kaufleute von Oporto verschreiben? Kann denn *azougue* (um nicht das unförmliche *ç* zu gebrauchen) nicht zwey verschiedene Bedeutungen haben? W.

# KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Dresden* u. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Vortrag über das Finanzgesetz für das Herzogthum Warschau, gehalten auf Befehl Sr. Majest. des Königs in der Landboten-Stube am 17ten December* 1811 von Sr. Excell. dem Herrn Finanzminister Grafen *Matuszewic.* 1812. 59 S. 8. (6 gr.) Die Tendenz dieses in jeder Beziehung der öffentlichen Bekanntmachung würdigen Vortrags ist eine Rechtfertigung des jüngsten, vom *1sten Junius* d. J. in Wirkung getretenen, Finanzgesetzes des Herzogthums *Warschau*, und der darin vorgeschlagenen Abänderungen in dem bisher dort angewandten Abgabesystem: namentlich der vorgeschlagenen Verminderung der bis dahin zu sehr erhöhet gewesenen, und um desswillen für den allgemeinen Wohlstand äusserst drückenden, *Grundsteuer von den Landgütern* (Ofiara), und des ebenfalls zu hoch angelegten *Landrauchfanggeldes*, so wie einer Rectification der vom vorhergegangenen Reichstage verordneten *Personal-* und *Patent-Steuern*, der *Stempeltaxe*, und der (schon früherhin von der preussischen Regierung eingeführten und nachher beybehaltenen) *Stadt-Tranksteuer* (Czopowe Mieyskie). Um das Deficit von 10,650,000 polnischen Gulden zu decken, welches diese Verminderung und Rectification dem öffentlichen Schatze verursacht, wurde eine *Landtranksteuer* (Czopowe Wieyskie) und ein *Tabaksmonopol* in Vorschlag gebracht, deren Rechtfertigung uns indessen dem Redner weniger gelungen zu seyn scheint, als die der angegebenen Änderungen. Die vorgeschlagene Landtranksteuer hat viele Ähnlichkeit mit der im Preussischen eingeführten *fixen Accise.* In dieser Gestalt aber ist sie wirklich — wenn man sie genau analysirt — mehr eine blosse Grundsteuer, als eine wahre und reine Consumtionsabgabe; und man wird bey ihrer Hebung mit allen den Schwierigkeiten zu kämpfen haben, welche bisher die Grund- und Personen-Steuer begleitet haben. Beherzigungswerth ist übrigens für alle Gouvernements und insbesondere für alle Finanziers die von dem Redner (S. 6) ausgesprochene Wahrheit: „Die erste Rettung, die erste Hülfsquelle des öffentlichen Schatzes ist, *die strengste Sparsamkeit, und die Entfernung alles dessen, was irgend in den öffentlichen Ausgaben überflüssig oder unnöthig seyn könnte*". Glücklich würde die bürgerliche Menschheit seyn, wenn diese Wahrheit überall mit der erfoderlichen Strenge geachtet und gehandhabt würde. Meist erscheint sie nur als todter Buchstabe in den Instructionen für das Finanzministerium. Z.

Ästhetik. *Berlin*, b. Littfas: *Über den Begriff vom Schönen.* Ein Versuch von *Ludwig Stäckling*, Doctor der Philosophie. 1808. 72 S. in 12. (6 gr.) Der Vf. dieser kleinen Schrift betrachtet seinen Gegenstand, das Schöne, von drey Seiten. Zuerst zergliedert er den Eindruck ästhetischer Gegenstände, und vergleicht zu dem Ende die Empfindungen, die schöne Werke der Natur und Kunst, so wie ihre Gegentheile, erregen. Im zweyten Abschnitt bestimmt er das Schöne in Ansehung des Objects, und findet hier die Eigenschaften des Sinnlichen, des Geistigen und die Harmonie beider. Im dritten Abschnitt sucht er die Bedingung davon in den Vorstellungskräften, die das Schöne auffassen, also den Sinnen, dem Geist, und der Vereinigung beider, der Freyheit. An der Ausführung können wir Klarheit und Einfachheit der Gedanken und des Ausdrucks loben, und die ganze Arbeit als eine, im Allgemeinen nicht misslungene, psychologische Untersuchung empfehlen. Wollte sie aber philosophische Betrachtung zu seyn Ansprüche machen: so könnten wir diese nicht anerkennen, indem die ganze Ansicht auf dem Standpunct der Reflexion bleibt, und sonach nur die erscheinende, nicht die absolute Schönheit erkennt. Zwar spricht der Vf. von der Schönheit, als der Harmonie des Realen und Idealen, des Objectiven und Subjectiven, versteht aber unter dem Realen und Objectiven das Sinnliche, erblickt also nur den vergänglichen Wiederschein der ewigen Schönheit.

Übrigens verdient der Vf. Aufmunterung, und ist gewiss nicht unfähig, sich zu dem philosophischen Standpunct zu erheben. L. Th.

Technologie. *Schleswig*, b. Röhss: *Beschreibung und Abbildung eines Dampfkochapparats.* Eine der wohlfeilsten, bequemsten, reinlichsten und holzsparenden Kocheinrichtungen für kleinere und grössere Haushaltungen. Von *Johann Andresen*, Secretär Sr. Durchl. des Herzogs zu Augustenburg. Mit zwey Kupfertafeln. 1804. 26 S. 8. (7 gr.) Die hier beschriebene Dampfkochung ist eine Nachahmung der bekannten in England gebräuchlichen Kochung durch Dämpfe. Der Kochofen enthält einen kupfernen Kessel, welcher mit Wasser gefüllt wird, und um diesen Kessel ist ein hölzerner Dampfkasten angebracht, in welchem die aus überzinntem Eisenblech verfertigten Kochgefässe aufgehängt werden. In dem Kessel wird das Wasser zum Kochen gebracht, und weil der Dampfkasten mit einem Deckel versehen ist: so befinden sich die Kochgefässe immer in den heissen Dämpfen, welche durchs Nachlegen einer geringen Menge Holz in dem Ofen unterhalten werden. Im Kochheerde ist zugleich noch ein kleiner Ofen zum Backen angebracht. Rec. findet diese Einrichtung sehr zweckmässig, und würde sie unseren gewöhnlichen Kochmethoden schon aus dem Grunde vorziehen, weil das Anbrennen der Speisen dabey nicht zu befürchten ist. Das im Kessel bleibende Wasser ist immer noch so weit erhitzt, dass es zum Aufwaschwasser dienen kann. Ohne Kupfer ist von der Einrichtung keine ganz deutliche Beschreibung zu geben. T. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 NOVEMBER, 1812.

## REGISTRATURWISSENSCHAFT.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *Die Registraturwissenschaft*, nach ihren Hauptgesichtspuncten, Grundsätzen, Zeitgebrechen u. s. w. dargestellt, und mit einem systematischen Abriss der Registraturgesetze des Königreichs Wirtemberg begleitet, von *Friedrich Gutscher*, Registrator bey dem königl. Ober-Landesökonomiecollegium. 1811. X u. 279 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Schrift soll nach der Vorrede nicht eine vollständige Anleitung zur Registraturwissenschaft geben, sondern nur einzelnen, in unseren Tagen nicht genug erkannten Wahrheiten über dieselbe Eingang verschaffen; jedoch handelt sie von beynahe allen Theilen der Registraturlehre, und zeichnet sich durch lebhaftes Interesse für den bearbeiteten Gegenstand, durch Eigenthümlichkeit und zum Theil Neuheit der Ansichten, durch richtiges Urtheil, viele Umsicht und einen gefälligen Vortrag aus. Da es zu weit führen würde, alle die Stellen anzuführen, welche Rec. mit Beyfall und Vergnügen gelesen hat: so will er, bey Angabe des Inhalts, nur bemerken, wo er mit den Ansichten des Vfs. nicht übereinstimmen konnte.

Nachdem Hr. *G.* im 1 Abschnitt von dem Zweck und der Wichtigkeit der Registraturen, von den erfoderlichen Eigenschaften und der Prüfung der Registratoren gehandelt hat: kommt er auf die (sogenannte) systematische Registraturordnung, d. h. auf die Methode, die Acten nach der wesentlichen Beschaffenheit und Verwandtschaft ihrer Gegenstände gleichsam in ein zusammenhängendes Ganzes zu ordnen. — Hier tritt Hr. *G.* den Schriftstellern (von allerdings nicht geringer Anzahl) bey, welche die systematische Registraturordnung, mit Verwerfung jeder anderen, empfehlen; die Zulässigkeit einer der verworfenen Arten, Acten zu ordnen, räumt er nur als eine unter dringenderen Verrichtungen vorläufig, und mit Vorbehalt der Umgestaltung, zu ergreifende Massregeln ein. Indess hat jede der gewöhnlichen Methoden (man mag die Acten nach der Wesenheit der Gegenstände, nach ihrer Localität, nach Geschlechtsnamen, oder sonst nach einer alphabetischen Ordnung classificiren), ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel. Auf das Mehr oder Weniger kommt es dabey nicht sehr an, denn alle jene Vorzüge kann man, vornehmlich bey Specialacten, mit einander verbinden, und den Mängeln lässt sich abhelfen, wenn über dieselben Acten mehrere Repertorien verschiedener Art geführt werden. — Von dieser Ansicht geht offenbar auch die von dem Vf. S. 60 angeführte preussische Verordnung aus, welche zwar eine blosse alphabetische Ordnung für *unzureichend* erklärt, und vorschreibt, „die Sachen nach ihren Materien zu registriren", doch aber hinzusetzt, ein Registrator könne ausser dieser Hauptregel der Ordnung, dem Befinden nach, zugleich auch noch andere anwenden, *denn je mehr Regeln der Ordnung in einer Registratur zu finden sind, desto vollkommener ist sie.* Wird freylich bey der Sachordnung nicht bloss die Verzeichnung (Repertorisirung) der Acten, sondern auch die Reihenfolge berücksichtigt, wonach sie im Archive neben einander aufgestellt werden: so fällt der Einwurf, dass die nämlichen Acten zu gleicher Zeit nach verschiedenen Methoden zu ordnen seyen, allerdings weg; hingegen lohnt es sich auch nicht der Mühe, in Rücksicht dieser Reihenfolge etwas zur Empfehlung irgend einer Ordnung zu sagen; denn die strenge Beobachtung einer jeden solchen Aufbewahrungsordnung führt (ohne je einen anderen Vortheil zu gewähren, als dass man bisweilen Acten ohne Hülfe des Repertoriums auffinden kann) gewöhnlich Unbequemlichkeiten mit sich, die zwar da, wo man nicht auf Verschwendung des Raums achtet, nicht bemerkt werden, die aber in manchen Fällen, vornehmlich wenn eine Registratur von bedeutendem Umfange nach einem ganz neuen Plan eingerichtet, oder völlig umgestaltet werden soll, unendlich beschwerlich werden. Sollte das bey einer Registratur angestellte Personal nicht genug Zeit aufbringen können, um neben den bestehenden Repertorien noch ein anderes zu fertigen: so wäre das zu bedauern; wenn aber einmal über Specialacten, ausser einem Realrepertorium, noch ein Local- oder Personal-Repertorium wirklich gefertigt worden ist: so wird gewiss die darauf verwendete Zeit in der Folge, durch oftmaliges schnelleres Auffinden der Acten, reichlich ersetzt werden (vgl. die S. 56 f. aus *Beggs* Ideen einer Theorie der Archivwissenschaft gezogenen Stellen, und *Hechts* Versuch einer Theorie der Registraturlehre §. 32. 33. 34. 58. 59). Übrigens scheint Rec. der Ausdruck *systematische Ordnung* überhaupt hier nicht ganz passend; er würde dafür lieber (im Gegensatz von der Methode, Acten nach gewissen nicht wesentlichen Charakteren zu classificiren) den Namen Real- oder physiographische Ordnung gebrauchen, denn unter *System* ist doch nichts anderes zu verstehen, als *irgend* eine leitende Idee, wonach man Fälle einer gewissen Art zu erklären, oder sein jedesmaliges Verfahren zu bestimmen hat.

Über die Vorzüge der phyſiographiſchen — oder ſyſtematiſchen — Ordnung, und die Mängel der alphabetiſchen, trägt der Vf. theils ſeine eigenen Bemerkungen, theils, mit vieler Vollſtändigkeit, die Urtheile anderer Schriftſteller und Verordnungen vor. In der angeführten Stelle von *Kulenkamp*, worin es heiſst, „*Spieſs* vergleiche ein alphabetiſch geordnetes Archiv mit einer Apotheke, in welcher man nur erhalte, was man ſelbſt zu nennen und anzugeben wiſſe", liegt ein Verſehen zum Grunde. Das *ſpieſsiſche* Gleichniſs (S. 63 ſeiner Abhandlung von Archiven) iſt nicht gegen eine alphabetiſch geordnete, ſondern gegen eine Regiſtratur gerichtet, in welcher die Führung der Remiſſorien (Rückweiſungen, Denkzettel), die Hr. G. §. 38 mit Wenigem erwähnt, vernachläſſigt worden ſind. — Wahr iſt es, ein Regiſtrator, der ſeine Acten ohne Weiteres nach äuſseren Merkmalen, wie ſie am erſten in die Augen fallen, regiſtrirt, und dann erwartet, daſs Jeder, der Acten verlangt, ihm jene, meiſtens ſehr unweſentlichen Merkmale angeben werde, kann nicht unpaſſend mit einem Apothekergeſellen verglichen werden; einem geſchickten Arzt hingegen, der in jedem einſchlägigen Falle die möglichen Mittel an die Hand zu geben weiſs, wird er zwar einen merklichen Schritt näher kommen, wenn er bey Claſſificirung der Acten gehörige Rückſicht auf den weſentlichen Inhalt derſelben nimmt; völlig aber wird er ſeine Abſicht nur durch gehörig geführte Remiſſorien erreichen können. Der Grund hievon iſt ſehr natürlich. Wenn ein Regiſtrator, vermöge ſeiner Regiſtratureinrichtung, im Stande ſeyn ſoll, über irgend einen Gegenſtand allen möglichen Aufſchluſs zu geben: ſo iſt es nicht immer genug, daſs alle über dieſen Gegenſtand vorhandenen Schriften ſich gehörig zuſammen getragen finden, ſondern es müſſen auch alle erheblichen Beziehungen, welche oft ganz zufällig, nicht nur ganz andere Acten, ſondern auch einzelne Piecen ganz anderer Acten auf den befragten Gegenſtand haben, unter deſſen Titel (Rubrik, Überſchrift) bemerklich gemacht ſeyn. Dieſe Beziehungen, welche aus den Actenrubriken an ſich unmöglich entnommen werden können, anzudeuten, iſt die Abſicht der Remiſſorien, welche daher, in praktiſcher Hinſicht, die Vortheile einer zweckmäſsigeren Claſſification der Acten allemal erſetzen, nicht aber umgekehrt durch jene erſetzt werden können. Dabey iſt aber Folgendes zu bemerken. 1) Wenn in einer Regiſtratur ſowohl die zweckmäſsigere Claſſification der Acten, als auch die gehörige Führung der Remiſſorien vernachläſſigt worden iſt: ſo iſt es bey Weitem leichter, das Erſte als das Zweyte nachzuholen. 2) Vielen Regiſtratoren wird es wegen überhäufter Arbeit, Zerſtreuungen und ſonſtiger Verhinderungen ganz unmöglich, auf gehörige Führung der Remiſſorien die nöthige Zeit und Aufmerkſamkeit zu verwenden. 3) Da Specialacten allemal (in abſtracter Hinſicht) eine mehr oder weniger erhebliche generelle Beziehung haben: ſo wird man ſich bey vollſtändig zweckmäſsiger Führung der Remiſſorien (zu Bemerkung ſolcher generellen Beziehungen) häufig genöthigt ſehen, ſelbſt für Specialacten Generalrubriken anzulegen, und ſo zum Realſyſtem zurückzukehren. — Dagegen ſcheint auch gerade darin, daſs Specialacten allemal, mehr oder weniger, eine generelle und zugleich auch eine ausſchlieſslich ſpecielle Beziehung haben, der ſicherſte Beweis zu liegen, daſs für dergleichen Acten weder das Realſyſtem noch eines der übrigen völlig zureichend iſt. In dem übrigen Theile des erſten Abſchnitts wird hauptſächlich von dem Vortheil, Kanzleyregiſtraturen und die der Landbeamten nach einem übereinſtimmenden Plan zu ordnen, und dann vom Caſſiren unnützer Acten gehandelt.

Der II Abſchnitt zeigt die Entwerfung der Regiſtraturpläne, deren zwey (über eine Unteramtsregiſtratur und über eine Kreisregiſtratur) mitgetheilt werden. Beide werden denjenigen, die ähnliche Regiſtraturen einzurichten haben, gute Dienſte leiſten. Doch ſcheint der zweyte eine noch nicht ſeit Langem beſtehende Regiſtratur zu betreffen, und daher nicht ſo vollſtändig ausgearbeitet zu ſeyn, als der erſte. — Von Entwerfung der Pläne für Cameralregiſtraturen wird nur im Allgemeinen geſprochen, dabey jedoch, wie überall, viel Gutes und Befriedigendes geſagt.

Der III Abſchnitt enthält einen, mit vielem Fleiſs, und, wie es ſcheint, ſehr vollſtändig gefertigten Auszug wirtembergiſcher Regiſtraturverordnungen. — Indem dieſe Verordnungen hier, ihrem Inhalte nach, ſyſtematiſch geordnet ſind: ſo ſtellen ſie gewiſſermaſsen eine Regiſtraturanleitung dar, die für wirtembergiſche Beamten ganz vorzüglich wichtig, aber auch für andere Geſchäftsmänner nicht ohne Intereſſe ſeyn wird. — Von einigen dieſer Verordnungen (z. B. von der wegen Führung des Memorabilienbuchs) könnte man zwar, wie von den Bildſäulen jenes berühmten Künſtlers, ſagen: „es fehlt ihnen nichts, als daſs ſie nicht von ſelbſt gehen", d. h. es iſt zu bedauern, daſs ihre Ausführung faſt unvermeidlich dem guten Willen, der Aufmerkſamkeit und der Geſchicklichkeit einzelner Perſonen überlaſſen bleiben muſs, von denen nicht zu erwarten iſt, daſs ſie immer im Geiſt des Geſetzes handeln werden. Im Ganzen aber zeigen dieſe Verordnungen deutlich, wie vorzüglich ſich der wirtembergiſche Staat ſeit jeher angelegen ſeyn lieſs, ſeine Regiſtraturen in einen guten Zuſtand zu bringen; und da dieſe Sorgfalt, wie Rec. aus Privatnachrichten weiſs, noch in ganz neueren Zeiten ſehr zweckmäſsig fortgeſetzt worden iſt: ſo läſst ſich auch annehmen, daſs der Aufmerkſamkeit dieſes Staats die Verdienſte derjenigen ſeiner Diener nicht entgehen werden, die ſich, wie der Vf., im Regiſtraturfache ſo rühmlich auszeichnen.

Was die §. 130 erwähnte und S. 269 f. wörtlich mitgetheilte Verordnung des königl. Oberlandes-Ökonomiecollegiums betrifft, wonach ein Normaljahr feſtgeſetzt und den Regiſtratoren aufgegeben und überlaſſen wird, gewiſſe darüber hinausgehende Acten, in Gemäſsheit einer *allgemeinen* Inſtruction, zu caſſiren: ſo freute Rec. das Zutrauen, welches das Collegium in die Beurtheilung und Vorſicht der Regiſtra-

ren setzte, und welches im Allgemeinen, wie traurig diess auch seyn mag, wenigstens bis jetzt gewiss nicht die Mehrzahl der Registraturſubjecte verdient. Dass diese Verordnung, in Rücksicht künftig eintretender Registratoren, viele Vorsicht und sorgfältige Prüfung erfoderlich mache, liegt am Tage. Am eigentlichsten passen Verordnungen dieser Art auf Justizbehörden, für welche auch ein ähnliches Verfahren von *Spiess* angerathen, und von der badischen Archivordnung vorgeschrieben wird. Sollte aber die gedachte Verordnung allgemein auch für Acten, welche, für ganz unbestimmte Zeit fortwährende, Besitzungen, Lasten oder Einrichtungen zum Gegenstande haben, ohne jedesmalige specielle Vorschrift gelten: so dürfte man sich (wie sehr auch darin wirklich mit umfassender Einsicht die Fälle bestimmt und modificirt worden sind, in welchen Acten cassirt werden sollen), nicht wundern, wenn mancher Registrator dadurch veranlasst würde, das Verfahren jenes Besitzers einer Bibliothek nachzuahmen, der von seinen Büchern insgesammt, um sie bequemer aufbewahren zu können, einen beträchtlichen Theil mit Rand und Druck wegschneiden liess.

Der IV Abschnitt ist dem Andenken des ältesten deutschen Schriftstellers im Registraturwesen, *Jakob v. Rammingers* gewidmet, und enthält eine kurze Biographie desselben, nebst einer Beurtheilung seiner Schriften. — *Ramminger*, der vor beynahe 300 Jahren bis gegen das Ende des 16 Jahrhunderts lebte, und im Wirtembergischen Registrator war (das Prädicat *Archivar* war damals nicht üblich), hatte grösstentheils durch seine Geschicklichkeit im Registriren und zum Theil als Renovator einen Ruhm erlangt, der jetzt leicht unglaublich scheinen könnte. — Seine Schriften, deren er mehrere verfasste, schienen in neueren Zeiten völlig verloren, ausser dem Wenigem, was über hundert Jahre nach seinem Tod, *Fritsch* und *Wenker* mit anderen Werken abdrucken liessen; Hn. *G.* gelang es aber, diese Schriften in einer königl. Bibliothek aufzufinden, und er theilt hier, in Betreff des Registraturwesens, mehrere Stellen aus denselben mit. — Diese beweisen, dass *Ramminger* darüber, was *überhaupt* für zweckmässige Einrichtung und Führung einer Registratur geschehen müsse, sehr treffende Ansichten hatte; aber über die Frage, *wie* es geschehen müsse, vermied er sehr sorgfältig, sich zu erklären; und wenn seine Verdienste in der Geschichte des Registraturwesens früher in Vergessenheit gekommen sind, als es billig war: so hat er diese Vergessenheit doch schon durch sein Sprödethun mit seinen wirklichen oder angeblichen Einsichten verdient. Als Grund dieser Zurückhaltung giebt er zwar an: die Fürsten, Städte und Herren (vermuthlich diejenigen, deren Archive er eingerichtet hatte) würden nicht gern von dem *statu* ihrer Registraturen oder von ihren *arcanis*, *secretis* und *thesauris* reden oder schreiben sehen, (also wohl aus Eifersucht, wegen der Trefflichkeit der Einrichtungen; denn den Inhalt einzelner Documente bekannt zu machen, wäre bey Beschreibung der Registratureinrichtungen nicht gerade nothwendig gewesen); dabey erbot er sich aber doch, dankbaren Zuhörern seine „Generallehr“, so weit es jedem nöthig sey, mündlich zu erklären. — Da *Ramminger* bey diesem — unstreitig sehr richtig nach allen Umständen calculirten — Benehmen, offenbar bloss die Bewunderung seiner wenig gebildeten Zeitgenossen, mit Rücksicht auf klingende Münze, im Auge hatte: so möchten wir beynahe sagen, er habe seinen Lohn dahin, und sich des Anspruchs begeben, in der Erinnerung dankbarer Nachkommen fortzuleben. Diese Ansicht kann aber das Lob, welches Hr. *G.* durch den Eifer verdient, womit er das Andenken an den Ahnherren der Registratoren bey den Liebhabern der Registraturwissenschaft zu retten, und ihn auch gegen den Vorwurf eines zu weit getriebenen Eigennutzes zu vertheidigen sucht, nicht im Mindesten beeinträchtigen.

Der V Abschnitt endlich enthält als Beylagen einen Theil der im 3 Abschnitt angeführten Verordnungen. K. H.

## GESCHICHTE.

FREYBURG u. KONSTANZ, b. Herder: *Herda, Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vorzeit, für Freunde der vaterländischen Geschichte.* Von *J. G. Pahl.* Erster Band. 1811. 295 S. 8. ohne die Vorrede, nebst einem Kupfer, die Ansicht der Insel Reichenau darstellend. (1 Rthlr.)

Der Zweck dieser neuen Sammlung ist: „Lehre und Ermunterung, wenn wir in die Todtenhalle unserer Väter hinabsteigen, um ihr Wort zu vernehmen, ihre Thaten anzuschauen und ihren Geist zu prüfen. Manche löbliche Tugend, die wir in unserem Handeln und Leiden vergessen und hinweggeworfen haben, wird in ihrer Würde und Schönheit vor uns erscheinen; mancher hohe Beruf, den wir in den Zerstreuungen des Lebens überhören, wird verstärkt an unser Ohr ertönen; mancher demüthigende Anblick wird unsere Herzen erschüttern, manches leuchtende Vorbild wird sie erheben; manche Erscheinung wird uns trösten und stärken, wenn wir unter mühseligen und misslichen Erfahrungen verzagen wollen.“ Dieser Zweck ist lobenswerth, und auch die Ausführung kann einer Classe von Lesern und Freunden der Vorzeit ganz wohl behagen. Betrachtet man aber das Unternehmen, verbunden mit dem, was hier wirklich geleistet ist, aus einem allgemeineren Standpuncte: so wird der Gewinn nicht gross erscheinen; und wenn auch unsere Billigkeit nach dem ersten Versuche das ganze Werk nicht beurtheilt (Vorr.): so dürfen wir doch bemerken, dass der Ausführung die Verdienste fehlen, um mit dem Zweck sich auf gleiche Stufe zu setzen, abgesehen davon, dass hier keine Erweiterung unseres Wissens Statt gefunden hat. — Wir wollen diess Urtheil bey der Aufzählung der einzelnen Abschnitte dieses Bandes begründen.

1) *Über deutsche Geschichte und Historiographie.* Manches recht Gute, nur nichts Neues, hie und da ein wenig zu absprechend und ein kleiner Anflug des neuphilosophischen Idioms, der wenigen Lesern gefal-

len kann. Wir halten es keineswegs mit denen, welche viel von Werth und Nutzen der Geschichte declamiren, weil damit allerdings nur wenig gewonnen wird, und weil es gewöhnlich auf überflüssiges Geschwätz hinausläuft: aber so ganz, wie der Vf., können wir dieses Beginnen hier, wo nicht von wenigen grösseren Naturen die Rede ist, die vom Wesen der Geschichte durchdrungen sind, nicht verwerfen; einem grossen Theile seiner Leser dürfte eine solche kurze Abfertigung nicht genügen, diese wollen doch wohl eine Aufzählung der Vortheile, die ihnen durch die Geschichte zuwachsen, zu ihrer eigenen Stärkung, besonders jetzt, wo bey den ausserordentlichen Begebenheiten, die wir erlebten, der Glaube an die Wirksamkeit und den Einfluss der Geschichte scheinbar so sehr geschwächt ist. Die Apologie der deutschen Geschichte gegen die Vorwürfe, welche man ihr gemacht hat, ist dagegen an diesem Ort passender. Offenbar setzt der Vf. unsere Väter in Cäsars und Tacitus Tagen S. 12 auf eine zu niedere Stufe der Cultur, und versteht *Villers* ganz falsch, der bey dem Ausspruch, dass die deutsche Nation noch heut zu Tage an denselben Gewohnheiten, Sitten und Grundsätzen hange, die Cäsar und Tacitus schon bey ihr bemerkt hätten, nicht auf Kleidung und Wohnung und Studium sah, und auf die Fortschritte, welche in der langen Zeit darin gemacht sind, sondern auf die Grundzüge des Charakters, die ganze Handelsweise und die Eigenthümlichkeiten des Lebens, welche uns zu Deutschen machen; und wer wird sagen, dass hier *Villers* nicht vollkommen Recht habe! Übrigens von Religion, Ackerbau, ganz das Gewöhnliche. 2) *Die Römer und die Germanen.* Noch nicht vollendet. Wir wissen nicht, wozu diese Erzählung, die in jeder Reichsgeschichte eben so dargestellt wird, hier aufgenommen ist. Wer davon wissen will, lese dort nach; wozu eine solche Vervielfältigung? Dass Drusus Cäsars Enkel war (S. 70), ist ein böser Druckfehler. 3) *Über den Charakter Karls des Grossen.* Der Wahrheit gemäser, als wir ihn gewöhnlich dargestellt sehen; besonders ist der Nachtheil, den Karls Handlungsweise auf die Sittlichkeit hatte, ein gewöhnlich vergessener Punct, hier recht gut bemerkt, und urtheilt der Vf. über Laster und Schwäche des Kaisers gleich nicht so nachgiebig, wie z. B. der verstorbene Prof. *Dippold*, dessen dabey aufgestellte Grundsätze uns mit Unwillen erfüllen: so ist er doch noch zu milde und geblendet von dem äusseren Schein. Dass Karl sich die Folgen seiner Thaten, wie hier S. 98 gesagt wird, gedacht habe, ist ganz unmöglich; es fiel ihm nicht ein, dass er darum seine Macht gründe, damit die geistige Erziehung der Völker begonnen werde. Wie kann man sagen (S. 133), Karls Gesetzgebung umfasste alle Gegenstände der menschlichen Thätigkeit? Ein unangenehmes Gefühl aber erweckt noch die Vorliebe für die Herrschaft eines blinden Schicksals, der hier das Wort geredet wird, und wodurch wir über die Sittlichkeit der Handlungen hinweggeführt werden, z. B. S. 96 von Pipins Verstossung der Merowinger. Hier wird erst die Unrechtmässigkeit aufgestellt, und dann beygefügt: „*aber Pipin verstand den Ruf seines Verhängnisses und folgte ihm.* Es war die Stunde der Merowinger gekommen, so wie sie allen irdischen Dingen kommt. Das Reich der Franken musste endlich seine feste Form annehmen, um die Bestimmung erfüllen zu können, die ihm in der Weltgeschichte zugedacht war. Seit mehr als hundert Jahren hatte sich die Katastrophe verbreitet. Es war nothwendig, dass endlich Einer erschien, durch dessen Muth sie erfolgte." Wir können solche Grundsätze unmöglich billigen. 4) *Bemerkungen eines Reisenden über Westphalen, in besonderer Beziehung auf Geschichte und Alterthümer.* Aus dem Französischen des Hn. *Depping* in *Malte-Brun's Annales des voyages.* Sehr flach, voller Fehler; sie hätten, obgleich die Urtheile gerecht sind, die Übersetzung nicht verdient. 5) *Die Kämpfe Ludwig des Baiers und Friedrichs von Österreich um die deutsche Königskrone.* Eine Vorarbeit, durch die Preisfrage der Akademie zu München zurückgesetzt. 6) *Das Kloster Reichenau.* Ein Beyspiel der Zerstörung des Wohlstandes eines uralten reichen Klosters durch die Schwäche seiner Prälaten, ein Beyspiel des dadurch folgenden allmählichen Dahinschmachtens, der Habsucht des Bischofs von Constanz und der völligen Auflösung durch ein ungerechtes Decret des Papstes und Kaisers. Die letzten Versuche des Klosters, die ursprüngliche Freyheit zurück zu erhalten, sind fast zu kurz erzählt; aber dankbar wollen wir Reichenau immer nennen, da es eine der wichtigsten Bibliotheken für Deutschland im Mittelalter besass, und in den früheren Zeiten nicht ohne Einfluss auf die Wissenschaften war.

H. St. F.

## NEUE AUFLAGEN.

Erfurt, b. Keyser: *Allgemein brauchbares Kochbuch*, oder Anweisung wie junge Frauenzimmer und Hausmütter schmackhafte Speisen und Getränke, Backwerk, allerhand Säfte, Früchte, Confituren u. s. w. bereiten, und sonstige für ihre Bestimmung nöthige ökonomische Kenntnisse erlangen können. Nebst Erklärung vieler bey der Kochkunst und sonst vorkommenden fremden Worte, Instrumente, Formen u. s. w. Erster Band. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. — Auch unter dem Titel: *Das grosse thüringisch-erfurtische Kochbuch*, oder deutliche Anweisung zu Bereitung schmackhafter Speisen, Backwerks und allerley Früchte, Säfte u. s. w. für junge Frauenzimmer und Hausmütter, welche die Küche und Haushaltung selbst besorgen, oder unter ihrer Aufsicht besorgen lassen. Nebst Erklärung der bey der Kochkunst vorkommenden fremden Worte und mancherley nöthigen Dinge. Nach eigenen Versuchen und Erfahrungen Anderer zusammengetragen. 1812. XXXXIV und 495 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) Das Buch behält seinen vorzüglichen Werth, und ist wegen der Vollständigkeit der hier ertheilten Belehrungen aller Empfehlung werth.

# JENAISCHE
# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 NOVEMBER, 1812.


## PHILOLOGIE.

1) Stuttgardt, b. Metzler: *Lateinische Sprachlehre für die mittleren und die unteren Classen der königl. würtembergischen Lehr-Anstalten.* Von M. *Christoph Friedrich Roth*, Prof. am königl. Gymnasium in Stuttgardt. Zweyte, verbesserte und vermehrte Ausgabe, 1809. VIII u. 250 S. 8. (Es folgen noch 7 Blätter Register und Anhang ohne Seitenzahl.) Hiezu gehört:

*Wörterbuch für die den syntactischen Regeln in der rothischen lateinischen Sprachlehre untergesetzten Beyspiele.* (Preis für Sprachlehre und Wörterbuch 16 gr.)

2) Berlin, b. Nauck: *Lateinisches Lesebuch für Anfänger und Geübtere, nebst einer ausführlichen lateinischen Formenlehre*, von *J. L. Messow*, Doctor der Philosophie und Vorsteher einer Lehr- und Erziehungs-Anstalt. 1809. VIII und 98 S. 8. (6 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Ausführliche lateinische Formenlehre von* u. s. w.

Die neue Ausgabe der *rothischen* Sprachlehre Nr. 1 unterscheidet sich von der ersten, die Rec. nicht aus eigener Ansicht kennt, nach der in der Vorrede abgelegten Rechenschaft sehr bedeutend, vorzüglich durch Umarbeitung und weitere Ausführung des syntactischen Theils. In der alten Ausgabe war ein grammatisches Lesebuch angefügt; jetzt sind die Beyspiele nach *Bröders* Muster den Regeln untergelegt; dass sie häufig von *Bröder* entlehnt sind, gesteht Hr. *R.* selbst. Doch hat seine Arbeit ihren eigenthümlichen Werth. Der Reichthum an Regeln und Belegen gewinnt der *bröderischen* Sprachlehre den Beyfall der Lehrer; Auswahl und Anordnung eignen die vorliegende allerdings noch mehr zum Lehrbuch einer Schulclasse. Der Vf. hat sich bemüht, die Regeln durch eine wohlgegliederte Zusammenstellung zu verknüpfen; aber schon durch die Überschriften: Erste, zweyte Regel u. s. f. seine Sorgfalt bescheinigt, sie im Vortrage gehörig zu trennen; und im Ganzen ist ihm seine Bestreben nach der fruchtbaren Kürze gelungen, die dem Lehrer Umwege erspart, und dem Verstand und Gedächtniss des Schülers fasslich ist. Hie und da fehlt es jedoch an der nöthigen Deutlichkeit und Bestimmtheit. Folgende Stelle, die fünf Anmerkungen zu der Regel von *utrum*, *an* enthält, diene zum Beleg. „1) Man kann nicht sagen: *num*, *an*, wie es bey *Bröder* heisst. (Doch hat Tursellinus Beyspiele dafür nachgewiesen). 2) *Utrum* wird nur gebraucht wo eine Gegenfrage ist. 3) Wenn *utrum* heisst *welches*, so folgt *aut*. *Ego non pugno, utrum sit melius aut verius. Dubitat, utrum sit efficacius, bene institui aut feliciter nasci.* 4) Wenn entgegengesetzte Fragen nacheinander folgen: so findet man auch *aut*, *num; aut*, *an*. (Ein Beyspiel würde hier an seinem Platze gewesen seyn.) 5) Auf *utrum* folgt nicht *an*, wenn nicht die Fragen entgegengesetzt sind, sondern die Prädicate. *Multum interest, utrum peccare aliquis nolit aut nesciat.* Würde diese Regel nicht auch für den Satz gegolten haben: *edendum est, utrum hic panis sit plebejus an siligineus, ad naturam nihil pertinet?* worauf gründet Hr. *R.* seine Vorschrift? „Die Schriftsteller, heisst es in der Vorrede S. VI., wollte ich nur da anführen, wo eine besondere Bemerkung es erfoderte“, uns dünkt, hier wäre der Fall gewesen; überhaupt aber ist die stete Gewährleistung für die Latinität der gegebenen Beyspiele bey *Bröder* ein unleugbarer Vorzug. Auf der nämlichen Seite sagt der Vf.: „Wenn ich gewisse Regeln anders, als gewöhnlich, gefasst habe, z. B. wenn ich nichts von *verbis sensuum* sage, nichts von *verbis*, die ein Gedächtniss u. s. w., Überfluss und Mangel u. s. w. anzeigen: so handelte ich hier aus Erfahrung. Der Knabe kann jene Regel von den *verbis sensuum* völlig im Gedächtnisse haben; es fällt ihm aber gerade nicht ein, dass er ein solches *verbum* vor sich hat. Man hält eine solche Anwendung für leichter, als sie wirklich ist.“ Statt von *verbis* des Überflusses und Mangels zu reden, sagt also Hr. *R.*: „Die *verba abundo* und die *von gleicher Bedeutung*“ (desgleichen:) „*careo*, *egeo* und *indigeo* nehmen den Abl. zu sich.“ Ist dadurch viel gewonnen? Die Regel aber, wodurch Hr. *R.* die *verba sensuum* hat umgehen wollen, läuft darauf hinaus, der *Acc. c. Inf.* sollen ausser den Fällen, die *ut* und *quod* fodern, gesetzt werden. Wäre das auch die erleichterndste Auskunft, was Rec. bezweifelt, so ist es doch nicht die belehrendste. Rec. giebt seinen Schülern die Regel: „Ein Satz, der einen Gedanken nicht unmittelbar ausspricht, sondern als gedacht, geäussert, anführt, hat die Construction des *Acc. c. Inf.*“ Wie dachte oder sagte Anaxagoras? Der Schnee ist schwarz. Diess ist unmittelbarer Vortrag; Anaxagoras redet selbst. Nun erwähne ich, dass Anax. so gedacht hat: es wird mittelbarer Vortrag, *nigram esse dixit. Morti somnus est similis.* Erwähnend vorgetragen: *Videtis, morti somnum esse similem.* Durch diese Regel und damit verbundene Übung fassen die Anfänger die Sache vielleicht am schnellsten, wenigstens

aber, wie wir glauben, logisch richtig, und das ist bey grammatischen Belehrungen Zweck an sich. Nebenbestimmungen sind nöthig, z. B. dass man sagen kann *gaudeo, quod vales* und *gaudeo, te valere*. Im letzteren Falle ist ein verschwiegenes *cogitans* oder *animadvertens* hinzuzudenken. Die Fälle, worin der Infinitivus nicht als Object, d. i. selbst als Accusativ.) sondern als Subject (Nominat.) steht, lassen noch eine andere Ansicht zu. Z. B. *perspicuum est*, was? Antw. *benevolentiae vim esse magnam.* Diess führt den Schreiber dieses auf eine Andeutung über das *Gerundium.* Man flectirt es gewöhnlich durch alle Casus, da doch der Infinitiv weder als Nominat. genommen, einer Beugungsform bedarf, noch als Accus., ausser nach *ad*, *inter*. Sowohl der *brödersche nomin. gerundii: amandum*, übersetzt: man muss lieben, als der *rothische:* das Lieben, sind Undinge. In der Syntax führt eine solche Vorstellung vom *Gerundio* ebenfalls auf eine schiefe Darstellung. Die Lehre von den Participien Cap. XI (was heissen sollte IX, wie das letzte Cap. nicht XII, sondern X seyn muss) fängt sich an: „Das Verbum geht in ein Participium über, welches zweyerley ist: *implicitum*, so genannt, weil es immer in Verbindung mit einem *Verbum finitum* steht; *absolutum*, so genannt, weil es in keiner Verbindung mit einem *Verbum infinitum* steht.“ Wir haben diese Stelle ausgezeichnet, weil andere Grammatiker zwar die *Ablativos absolutos* aufführen, aber den Gegensatz ohne Namen lassen, was den Unterricht erschwert. Da die Regel hierüber es nicht bloss mit dem Particip zu thun hat, so hat Rec. die Benennungen *constructio absoluta* und *ligata* angenommen. Der etymologische Theil ist an sich kurz, aber sehr ausführlich in den vorgelegten Mustern der Flexion sowohl des *Nominis* als *Verbi*, mit Beybehaltung des gewöhnlichen Ganges. Der Vf. gab hierin, wie er in der Vorrede sagt, den Wünschen der Väter und Lehrer nach. Der Anhang enthält erstlich ein kurzes alphabetisches Register, lässt aber eine Übersicht der Abschnitte vermissen; sodann ein Verzeichniss aller unregelmässigen deutschen *Verborum.* Die lat. Verba, die etwas eigenes haben, sind nicht alle nach der Reihe aufgeführt, nur die verschiedenen Bildungsweisen im Allgemeinen angegeben und mit Beyspielen belegt; aber gerade in der 3ten Conj. S. 86 ist das reichhaltige Fach der Verb. mit Praet. auf *si* und *xi* vergessen.

Wäre die Formenlehre No. 2. Elementarbuch in vorzüglichem Sinne und bereitete sie durch die Anordnung und Behandlung des grammatischen Stoffs der Urtheilskraft besondere Gelegenheit sich zu üben, so würde sie ihr Motto: *Ex elementis pendent omnia etc.* mit vollem Recht an der Stirne tragen. Ausführlich finden wir diese Formenlehre von 27 Blättern allerdings im Verhältniss zu dem doppelten Lesebuche 1) für die ersten Anfänger auf 4 Blättern, welche Sentenzen enthalten (ein Wörterverzeichniss ist beygefügt); 2) für die Geübtern auf 13 Blättern mit Stücken aus dem Phädrus, jüngern Plinius und Cicero. Eine nützliche Neuerung — zum Beweise, dass man auch hier nicht immer bloss das Herkömmliche wiederzugeben braucht — würde seyn, wenn man bey den Genusregeln Bildung und Quantität der Genitivendungen berücksichtigte. Man thut diess ja schon im Griechischen. Man dürfte also *marmor* nicht zur Ausnahme der Regel von den Wörtern auf *or* machen, weil die Wörter auf *or*, *ŏris* nach ihrer eigenen Regel Neutra sind. Noch allgemeiner gefasst: Ausser den Endungen *or*, *ŏris* und *er*, *ĕris* oder *is*, *ĕris* sind die Nomina 3 decl. mit Genitiven auf *ris* Neutra. Es bleiben freylich auch so Ausnahmen, wie *tellus*, *soror*, *mus* bewe... sen; aber das Ganze also zu fassen, ist, wie Rec. glaubt, naturgemäss. Dass Hr. *M.* die Tempora in der natürlichen Ordnung folgen lässt, ist gut; aber wenn er das Paradigma der Verborum aufstellt, ohne das Deutsche beyzufügen, wenn er die periphrastische Conjugation mit einer kurzen Regel abfertigt, ohne selbst vom Perf. und Plusq. passivi ein Schema zu geben, sorgt er nicht hinlänglich für den Anfänger. S. 4 *Thlapsi* statt *thlaspi* und die Überzeichnungen *calcar* S. 15 und *bijŭgis* S. 24, sind vielleicht Druckfehler; aber *heteroclita* liest man S. 9 und S. 32.

B. d. S.

## LITERATURGESCHICHTE.

MARBURG, in der neuen akadem. Buchhandlung: *Friedrich Wilhelm Strieders Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte.* Von der Reformation bis 1806. *Sechszehnter Band. Steuber — von dem Werder.* Herausgegeben von D. *Ludwig Wachler*. 564 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Einige frühere Bände dieses, nicht bloss auf Hessen berechneten Literatur-Werks haben wir in den Jahrgängen 1805 (Nr. 229) und 1807 (No. 23) unserer A. L. Z. nach Verdienst gewürdigt. Der 15 Band erschien im J. 1806, und beynahe hatte es das Ansehen, als ob auch dieses, mit so vielem Eifer begonnene, und mit so vieler Sorgfalt ausgeführte Unternehmen unvollendet bleiben sollte; denn wenn gleich öffentliche Beurtheilungen den unermüdeten Literator, Hn. *Str.*, Gerechtigkeit widerfahren liessen, und Kenner sich dieses in Absicht auf Vollständigkeit einzigen Literatur-Werkes freuten: so fand es doch zu wenige Unterstützung durch Ankauf, und wenn nicht Hr. D. *Wachler* sich der guten Sache von Neuem eifrig angenommen, die fernere Herausgabe besorgt, und Hn. Buchhändler *Krieger* zum Verlage bewogen hätte: so würden künftige Literatoren zu spät die Nichtvollendung desselben beklagt haben. Möge nun Hr. Krieger sich patriotisch genug beweisen, und bald den 17ten und *letzten* Band nachfolgen lassen; der warme Dank der Besseren unseres deutschen Publicums wird ihm nicht entgehen! Auch dadurch hat er sich Dank erworben, dass er die ersten *funfzehn* Bände des Werks noch für 8 Rthlr. den Käufern überlassen will. Wir hoffen, zur Ehre unser deutschen Literatoren, dass sie ein paar Gulden nicht achten werden, um ein so vorzügliches Hülfsmittel der Geschichte der deutschen Literatur seiner Vollendung näher zu bringen.

Wir wollen nunmehr auf die vorzüglicheren A...

tikel dieses vorliegenden, die bisherigen an Reichhaltigkeit übertreffenden Bandes aufmerksam machen. *Joh. Engelhard Steuber* der ältere, (Sohn des gelehrten und verdienstvollen *Joh. Steubers*, dessen der vorige Band erwähnte;) geb. zu Giessen 1618, starb als Superintendent und Oberpfarrer zu Marburg 1683. *Joh. Engelh. Steuber* der jüngere, der Enkel des vorigen, geb. 1693, starb als Superintendent und Prof. der Theol. zu Rinteln 1747; er war ein gelehrter und in den orientalischen Sprachen bewanderter Mann. Von vier Gelehrten, welche den Namen *Stockhausen* führten, zeichnen wir aus: *Joh. Christoph Stockhausen* und *Georg Conrad Stockhausen*. Der erste, geb. 1725, und gest. 1784 als Superintendent, Consistorialrath und erster Stadtprediger zu Hanau, ist als Schriftsteller rühmlich bekannt; der letzte, ein Neffe des vorigen, geb. 1749, gest. 1803 als geheimer Regierungsrath, hat sich als hessen-darmstädtscher Commissarius bey den hessischen Samt-Hospitälern grosse Verdienste erworben, und ist ganz des Lobes würdig, das ihm in der Schrift: *das Hospital zu Haina*, Versuch einer Darstellung seiner ehemaligen und gegenwärtigen Beschaffenheit. (Marburg 1803 in 4), Seite 35 ertheilt wird. *Joh. Heinr. Stöckenius*, geb. 1606, gest. als Superintendent zu Cassel 1684, ein verdienstvoller und sehr geachteter Canzelredner seiner Zeit. *Joh. Stoll*, geb. 1769, ein geschickter Arzt, lebt als Medicinalrath zu Arnsberg im Herzogthum Westphalen. *Joh. Strauch*, ein rühmlich bekannter Rechtsgelehrter, geb. zu Colditz 1612, starb als Vice-Kanzler und Prof. jur. prim. zu Giessen 1679. Seine vielen Schriften sind hier genau verzeichnet. Hn. *Strieders* eigene Biographie wird erst am Ende des ganzen Werks erscheinen. *Joach. Strupp*, geb. 1530, st. 1606 als hess. Medicus und Physicus zu Darmstadt, ein wahrer Polyhistor seiner Zeit. Allein trotz der Achtung, worin er stand und der vielen Arbeiten, die er übernahm, „hatte er doch (S. 60) bey allem in ihn gesetzten fürstlichen Vertrauen und Vertröstungen *kaum zu leben*, und musste sich neben allen jenen Haupt- und Neben-Diensten noch durch Privat-Praxis seinen Unterhalt erleichtern, ja das Seinige von Jahr zu Jahr dabey zusetzen." *Casper Sturm*, geb. 1550, gest. 1625, war eine Zeitlang Prof. der Theologie und Ephorus zu Marburg, und ist durch mehrere lateinische Gedichte bekannt. *Joh. Tack* (*Tackius*) geb. 1617, starb als Leibmedicus zu Darmstadt 1676; berühmt als Arzt, Redner und Dichter, wie er denn auch eine Zeitlang die Professur der Beredsamkeit zu Giessen bekleidet hat. *Wilhelm Gottlieb Tennemann*, geb. zu Kleinbrembach im erfurtischen Gebiete 1761, lebt, als Prof. der Philosophie — geschätzt als Lehrer, Schriftsteller und Mensch — zu Marburg. Diese Selbstbiographie haben wir mit grossen Interesse gelesen, sie ist unstreitig eine der besten dieses ganzen Bandes. *Joh. Tesmar*, geb. 1643, starb als Prof. der Rechte zu Marburg 1693; als Lehrer und Schriftsteller gleich achtungswerth! *Georg Friedrich Teuthorn*, der bekannte Vf. der in den Jahren 1770—1780 in 11 Bänden erschienenen *Geschichte der Hessen*, geb. 1735, privatisirt gegenwärtig noch zu Biedenkopf im Darmstädtischen. Kabalen verhinderten ehedem die Anstellung desselben als Professor der historischen Wissenschaften in Giessen. *Friedr. Ludw. Textor*, geb. 1765. Eine interessante Selbstbiographie dieses bekannten ascetischen Schriftstellers, der jetzt als Prediger zu Romrod im Darmstädtischen lebt. Der reichhaltigste Artikel des ganzen Bandes ist die ausführliche Lebensbeschreibung von *Theobald Thamer* (von S. 127—155). *Th.* war im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts geboren, und zwar zu Rosheim im Unter-Elsas, nicht zu Strasburg, wie einige wollen; seit 1543 war er Prof. der Theologie zu Marburg, und Prediger an der St. Elisabethkirche daselbst. Er war ein kleiner hagerer Mann, dem *Melanchthon* nicht unähnlich, und lehrte anfänglich mit grossem Beyfall. Bald aber zog er sich durch seinen unruhigen Geist, seine Hitze und viele Streitigkeiten grossen Verdruss zu. Seine Gegner, die ihn bisweilen auch nicht recht gefasst haben mögen, reizten ihn noch mehr und mehr. Er wurde seiner Stelle in Marburg entsetzt, trieb sich eine Zeitlang auf Reisen herum, wurde Prediger zu Frankfurt am Main, lebte in Zürich, Mailand, Rom, wurde sodann Hofprediger zu Minden, nun ging er wieder nach Mainz, und bekannte sich zur katholischen Religion, und beschloss im J. 1569 sein unruhiges Leben, als Professor der Theologie zu Freyburg im Breisgau. *Moritz Gerhard Thilenius*, geb. 1745, starb zu Wiesbaden als Leibarzt und geheimer Rath 1809. Ein einsichtsvoller und glücklicher ausübender Arzt! *Georg Thom*, geb. 1757, starb als ein geachteter Arzt zu Darmstadt 1808. *Ludwig Philipp Thümmig*, geb. 1697, starb als Prof. der Mathematik am Collegio Carolino zu Cassel 1728. Er war einer der ersten und thätigsten Verbreiter der *wolfischen* Philosophie, und besass grosse mathemat. u. physikal. Kenntnisse. *Wilh. Christoph Thurn*, geb. 1771, lebt als Pfarrer zu Schweighausen bey Nassau, und ist als ascetischer und pädagogischer Schriftsteller bekannt. Sehr anziehend geschrieben ist die Selbstbiographie des bekannten philosophischen Schriftstellers *Dietrich Tiedemanns*, geb. 1748, gest. als Prof. der Philosophie zu Marburg 1803. *Johannes Titmann*, *Philipp Johann Titmann* genannt *Schenck*, *Joh. Titmann* genannt *Schenck*. Die beiden letzten waren verdienstvolle Lehrer an der Universität zu Marburg. *Theodor Gerhard Timmermann*, geb. zu Duisburg 1727, stand lange Zeit als Prof. der Medicin zu Rinteln, und starb 1792 zu Meurs. Gelehrte Sprachkenntnisse, gründliches Bibelstudium und nicht gewöhnliche medicinische Einsichten zeichneten diesen Mann so vortheilhaft aus, dass wir bedauern, hier keine eigentliche Biographie, sondern nur einige wenige Data zu einer Lebensbeschreibung zu finden. Seine Schriften sind dagegen vollständig verzeichnet. Von der berühmten *tischbeinischen* Künstler-Familie findet man von S. 218—228 schätzbare, grösstentheils aus *Engelschalls* trefflicher *Biographie J. H. Tischbeins* (Nürnberg 1797) geschöpfte Nachrichten, wobey jedoch einige kleine Versehen vor-

gefallen find, die aber bereits in einem anderen kritischen Blatte berichtigt worden find. *Joh. Heinr. Tonfor*, geb. 1595, Prof. zu Marburg und Giefsen, ftarb bald nach feiner Rückkehr nach Giefsen 1649. *Hieron. Treutler*, geb. 1565, war eine Zeitlang Prof. der Rhetorik und Jurisprudenz zu Marburg, und ftarb als kaiferl. Appellations- und Lehns-Rath zu Bauzen 1607. Die Nachrichten von den beiden *Ullmann*, welche beide als Profefforen zu Marburg leben, und wovon der Ältere, *Joh. Chriftoph*, geb. 1771, fich durch gründliche mineralogifche Kenntniffe auszeichnet, find leider! fehr dürftig ausgefallen. *Phil. Friedrich Ulrich*, geb. 1745, lebt als Univerfitäts-Syndicus zu Marburg, und deffen Sohn, *Ludwig Jacob*, geb. 1781, durch einige juriftifche Schriften rühmlich bekannt, ftarb fchon im J. 1812. *Michael Bernhard Valentini*, geb. 1657, ftarb als Prof. der Medicin zu Giefsen. Sein zahlreiches Schriften-Verzeichnifs findet man von S. 265—280 verzeichnet. S. 296 fg. liefet man fchätzbare Nachrichten von dem grofsen Mufter der alten Tonkunft, *Joh. Gottfried Vierling* zu Schmalkalden, geb. 1750. Von *Heinrich Vietor*, *Jeremias Vietor*, *Johannes Vietor*, *Theodor Vietor*, *Georg Vietor* und *Philipp Otto Vietor* findet man von S. 300 bis 321 Nachrichten. *Nicolaus Vigilius*, geb. 1529, ftarb 1600 als berühmter Rechtsgelehrter zu Marburg. Sein moralifcher Charakter war dagegen nicht der befte! Seine zahlreichen Schriften find hier forgfältig angeführt. *Ludwig Völkel*, geb. zu Caffel 1762, ein gelehrter Kenner des Alterthums, war von 1787 an anderthalb Jahre lang Profeffor der Phil. in Marburg, und lebt jetzt als Oberauffeher des Mufeums und Bibliothekar zu Caffel. Schätzbar find die Nachrichten von den berühmten marburgifchen Lehrern *Juftus Vultejus* (geb. 1525, geft. 1575) und *Herrmann Vultejus* (geb. 1555, geft. 1634). Noch jetzt werden die Schriften diefer Männer nach Verdienft gefchätzt. Die Selbftbiographie des Hn. CR. *Joh. Friedr. Ludw. Wachlers* zu Marburg wird man mit vielem Intereffe lefen. *Joh. Valentin Wagner*, ein Abkömmling von dem Schweizer *Wilh. Tell*, geb. 1682, geft. 1760; Anfangs Zainfchmidt und zuletzt Gradirmeifter des fchmalkalder Salzwerks, ift ein merkwürdiger mathematifcher und philofophifcher Autodidakt. *Heinrich Wagner*, geb. 1747 zu Caffel, ein geübter lateinifcher Dichter, lebt gegenwärtig als Advocat zu Hungen im Solms-Braunfelfifchen. Durch feine vor vielen Jahren herausgegebenen beifsenden deutfchen Epigramme zog er fich manche Verdrüfslichkeiten zu. Die Lebens-Nachrichten von Hn. Kirchenrath *Wagner* zu Darmftadt find fehr unvollftändig, und bedürfen mancher Berichtigung. S. 397 fg. kommen intereffante Nachrichten von dem würdigen und hochverdienten ehemaligen heffifchen Staatsminifter *Jacob Sigismund v. Waitz* Frhrn. *v. Efchen* vor, den auch *Friedrich der Einzige* nach Verdienft zu fchätzen wufste. *Joh. Gottl. Waldin*, geb. 1728, ftarb als Prof. der Philof., Mathem. und Phyfik zu Marburg 1795. S. 423 fg. fchätzbare Nachrichten von dem berühmten Fabeldichter *Burcard Waldis*, aus Allendorf in Heffen gebürtig; 1554 lebte er noch. Leider! hat auch Hr. *Str.* manche Lücke, die fich in den Nachrichten von feinem Leben findet, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht ausfüllen können. *Joh. Jac. Waldfchmiedt*, geb. 1644, ft. als Prof. d. Medicin u. Phyfik, und Leibmedikus des Landgr. *Karls*, zu Marburg 1689. Sein Sohn, *Joh. Wilhelm W.* geb. 1682, ft. als Univerfitäts-Vice-Kanzler zu Marburg 1741, einer der gründlichften Rechtsgelehrten feiner Zeit! *Heinr. Andr. Walther*, geb. 1696, ft. 1748 zu Frankf. a. Main. *Friedr. Ludw. Walther*, geb. 1758, lebt als geachteter Lehrer der Philofophie und Naturgefchichte zu *Giefsen*. *Immanuel Weber*, geb. 1659, ft. als Vice-Kanzler und Prof. d. Rechte zu Giefsen, 1726. Seine zahlreichen Schriften kommen vor S. 490 — 507. Zu S. 498 bemerken wir, dafs von dem dort angeführten *Schediasma hiftoric. de eruditis Haffiae principibus*, Giefs. 1707. 4. eine deutfche Überfetzung, unter folg. Titel erfchienen ift: *Über die Landgrafen von Heffen, welche Gelehrte waren. Ein Blatt zur Gelehrtengefchichte Deutfchlands.* Giefsen und Marburg 1784. 8. *Jul. Aug. Ludw. Wegfcheider*, geb. 1772, war feit 1806 ord. Prof. d. Theol. zu *Rinteln*, und lebt feit 1810 als ordentl. Prof. d. Theol. zu *Halle*. *Phil. Friedr. Weis*, geb. 1766, ft. als Prof. d. Rechte zu Marburg 1808. Als Gelehrter und Menfch geachtet von allen, die ihn kannten. Er hat nur weniges gefchrieben, aber was er fchrieb, war trefflich. *Joh. Martin Wenk*, geb. 1704, ft. als Lehrer des Pädagogiums zu Darmftadt und als Hofbibliothekar dafelbft 1761. Sein Sohn war der berühmte heffifche Hiftoriograph *Helfrich Bernhard Wenck*, geb. 1739, geft. als Oberfchulrath und geheim. Confiftorialrath zu Darmftadt 1803. Seine gründlich gefchriebene, leider! unvollendet gebliebene heffifche Landesgefchichte wird feinen Namen bey der Nachwelt erhalten. *Joh. Heinr. Wepler*, geb. zu Caffel 1755, ft. als Prof. d. Theol. und Philof. zu Marburg 1792. Leider! hinderten epileptifche Zufälle diefen gelehrten Orientaliften, fo wirkfam zu feyn, als er es, feinen Kenntniffen und feinem Eifer fürs Gute nach, hätte feyn können! *Dieterich von dem Werder*, geb. 1584, geft. auf feinem Rittergute Reinsdorf im Fürftenthum Anhalt 1657; rühmlich bekannt als Held und Dichter, und durch feine Überfetzungen des *Taffo* (Frankf. 1626. und 1651.) und *Ariofto* (Leipzig 1636). Von S. 540 — 564 folgen *Zufätze und Berichtigungen zu den vorhergehenden 15 Bänden*. Der 17te Bd. wird das Werk befchliefsen, zahlreiche Supplemente und ein vollftändiges Regifter über das Ganze enthalten. Denn wird wahrfcheinlich auch noch der berühmte Philologe *Friedr. Sylburg*, geb. zu *Wetter* in Heffen, im J. 1536 und geft. als Prof. und Bibliothekar zu *Heidelberg* 1596 nachgeholt werden. S. über ihn *Jufti's* heff. Denkwürdigkeiten, 4 Th. 2 Abth. S. 462 fg. und *Chr. Fr. Creuzers oratio de Friderici Sylburgii vita et fcriptis*; in Hn. D. *Eichftädts Novis Actis Societatis latinae Jenenfis.* Vol. I. Lipf. 1806. pag. 81. fg. In dem von uns angezeigten 16ten Bde. haben wir auch den als philologifchen Schriftfteller bekannten Hn. Prof. *G. F. Welcker* zu Giefsen, der fchon vor dem Jahre 1806 dort angeftellt war, vermifst. Hoffentlich wird auch diefer Artikel im folgenden Bande, dem wir mit Verlangen entgegen fehen, nachgeholt werden.

Kw.

# Monatsregister

vom

November 1812.

## I. Verzeichniss der im Monat November in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

## II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

## III. Intelligenzblatt des November.



### Ankündigungen.



### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.



### Nekrolog.



### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

### Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.



### Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 DECEMBER, 1812.

## THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: *Epitome theologiae christianae dogmaticae*, in usum scholarum academicarum adornata auctore *H. A. Schott*, Theol. Doct. et Prof. P. O. academiae Viteb. (Jetzt Jenens.) 1811. 227 S. 8. (20 gr.)

Dieses Lehrbuch der Dogmatik unterscheidet sich dadurch, dass es die christliche Glaubenslehre *in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit* scharf, bestimmt und klar darzustellen und zu entwickeln sucht. Zu diesem Zwecke wird 1) die Dogmatik in zwey Haupttheile zerschnitten, von welchen der erste die *Elemente der Religion*, die man *auch* im Christenthum antrifft, der zweyte die *dem Christenthum eigenthümlichen Lehren* in sich begreift. Jene werden schon im A. T. gefunden, und von Jesus und den Aposteln mehr vorausgesetzt und zum Grunde gelegt, als ausführlich erklärt, eingeschärft und erwiesen. Man hat sie zwar auch sonst schon von den eigenthümlichen Lehren des Christenthums unterschieden und abgesondert, jedoch nur so, dass man diese Lehren sogleich einzeln und getrennt an jene anschloss. Hier hingegen werden alle jene Elementarlehren, nämlich die Lehren vom Daseyn, der Natur und den Eigenschaften Gottes, von der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt, von den Engeln, dem ursprünglichen Stande der Menschen und der Unsterblichkeit der Seele, auf einmal, in Einem Zusammenhange und in einem besonderen Theile, nach Anleitung des A. und N. T. vorgetragen. 2) Zu demselben Zwecke wird in demjenigen Theile, welcher die eigenthümlichen Lehren des Evangeliums enthält, a) darauf Rücksicht genommen, dass die Dogmen in eine solche Ordnung und Verbindung gebracht werden, welche den Aussprüchen und der Lehrart Jesu und der Apostel am angemessensten sey. Nicht als wenn diese Lehren im N. T. selbst in ein System gebracht wären, sondern sofern nicht geleugnet werden kann, dass Jesu und den Aposteln bey ihren Vorträgen ein gewisser Zusammenhang der Lehren vorschwebte. Weiss man diesen Zusammenhang aufzufinden und darzustellen: so erhält man ein reines, ächtes und treues System der christlichen Glaubenslehre. b) Es wird ein oberster Satz, eine leitende Idee, von welcher alle Lehren des Christenthums ausgehen und auf welche sich alle beziehen, im N. T. selbst aufgesucht und in jenem Ausspruche Jesu gefunden: *Bessert euch, denn das Himmelreich ist nahe.* Alle einzelnen christlichen Lehren sind nur Erläuterungen und Anwendungen der Idee *von einem Reiche, welches nach Gottes Willen von Jesus angefangen ist und die Menschen selig machen soll*, alle sind so beschaffen, dass sie entweder schon in jener Idee liegen, oder doch aufs bequemste mit ihr verknüpft werden können. Daher heisst auch die ganze christliche Lehre ein *Evangelium*, eine Ankündigung des göttlichen Reichs, und man kann den ganzen Umfang aller eigenthümlichen Lehren des Christenthums nicht treffender und kürzer bezeichnen, als mit dem Ausdrucke: *evangelische Lehre*. Aus dem Bisherigen kann man von selbst vermuthen, dass c) gewisse christliche Lehren in diesem Buche eine andere Stelle, als die gewöhnliche, erhalten.

Was nun zuerst die Absonderung der gemeinschaftlichen Lehren des Christenthums von den eigenthümlichen, wie wir sie in diesem Lehrbuche finden, betrifft: so hat zwar der Vf. wohl gezeigt, dass auch jene in einer Dogmatik Platz finden müssen, aber nirgends einen Grund angeführt, warum sie denn insgesammt und auf einmal in einem besonderen Theile vorgetragen, und nicht vielmehr mit dem ganzen Systeme aller christlichen Dogmen in Ein Ganzes verbunden und demselben fortlaufend zum Grunde gelegt werden sollen. Doch es liesse sich sagen, dass das Eine wenigstens eben so gut als das Andere geschehen könne, ja, dass selbst des Vfs. Methode den Vorzug habe, das Eigenthümliche des Christenthums klarer und bestimmter ins Licht zu setzen. Allein wir können nicht nur diesen Vorzug nicht eingestehen, sondern haben auch starke Bedenklichkeiten wider die ganze Methode sowohl an sich, als auch nach der Ausführung des Vfs. Da gewisse Lehren des A. T. im N. mit gewissen eigenthümlichen Bestimmungen wieder vorkommen: so veranlasst diese Methode Wiederholungen derselbigen Lehren in beiden Theilen. Schon hat der Vf. die Lehre vom ewigen Leben in beiden vorgetragen, er hätte aber aus demselben Grunde auch die Lehre vom Sündenfalle und dem moralischen Verderben, von den Dämonen, vom Beystande Gottes und seines Geistes, von Gnade und Sündenvergebung, vom Messias und seinem Reiche, die er ausschliessend dem zweyten Theile zueignet, auch schon im ersten, so weit nämlich das A. und N. T. darin mit einander übereinstimmen, vortragen müssen: denn er wird nicht leugnen, dass diese Lehren auch schon im A. T. vorkommen, und dass Jesus auch hierin seine Vorträge an das schon vorher Bekannte anknüpft. Er hat sie auch wohl nur deswegen im ersten Theile ganz ausgelassen, um Wiederholungen zu vermeiden und seinem Lehrbuche keine zu grosse Ausdehnung zu geben.

Es kommt hinzu, dass selbst in den allgemeinen Lehren, welche ausschliessend dem ersten Theile zugeeignet werden, das Christenthum gewisse Eigenthümlichkeiten und Vorzüge vor dem Judenthum hat, welche eigentlich im zweyten Theile hätten herausgestellt werden sollen, und von welchen Einiges, doch nicht genug, im ersten Theile vorkommt. Wir müssen daher der Methode den Vorzug geben, nach welcher man aus dem Ganzen der biblischen Religionslehre ein System bildet, die allgemeinen und gemeinschaftlichen Lehren dabey zum Grunde legt, die übrigen an sie anknüpft, und bey den einzelnen Lehren anzeigt, was schon vor Jesus bekannt war, und was er in Beziehung auf dieselben hinzugesetzt und Eigenes gelehrt hat. Der Unterschied zwischen jüdischen und christlichen Lehren fällt unseres Erachtens deutlicher in die Augen, wenn man sie einzeln und besonders neben einander stellt und vergleicht, als wenn diess in grossen Massen geschieht.

Gegen das Princip des Reichs Gottes, welches hier den eigenthümlichen Lehren des Christenthums zum Grunde gelegt wird, haben wir an sich nichts, um so weniger, da der Vf. darunter kein strenges wissenschaftliches Princip versteht. Man hat schon öfter den ganzen Geist und Zweck der Lehre und Anstalt Jesu so ausgedrückt. Die Idee hat zwar eine jüdische Abstammung und Beziehung, und der Vf. hat namentlich in seiner Exposition S. 115 ff. ungemein viel Nationaljüdisches in dieselbe gelegt. Allein sie hat auch eine höhere und allgemeinere Beziehung und Bedeutung, und diess ist von ihm nicht unbemerkt geblieben. S. 117: *Ceterum notio regni cujusdam divini per se spectata minime est arbitraria, imo sanctissimis naturae humanae studiis ac desideriis conjunctissima.* Auch *Leibnitz* und *Kant* haben die philosophische Dignität dieser Idee anerkannt. Aber aus eben diesen Gründen möchten wir fragen, ob denn diess nur die oberste, leitende Idee der eigenthümlichen und positiven Lehren Jesu sey, und ob er nicht auch und zwar vornehmlich dadurch ein Reich Gottes habe stiften und die Mitglieder desselben habe selig machen wollen, dass er die Lehren der allgemeinen Religion in der Erkenntniss, Gesinnung, Empfindung und dem Leben der Menschen geltend zu machen suchte.

Was das Bemühen betrifft, den Zusammenhang der eigenthümlichen Lehren Jesu und der Apostel aus ihren eigenen Aussprüchen, nicht aber aus irgend einem philosophischen und theologischen Systeme zu bestimmen: so verdient dasselbe Beyfall; es ist eine schöne und würdige Übung des Nachdenkens, und keinesweges unnütz und fruchtlos. Doch ist dabey nicht ausser Acht zu lassen, dass dieser Zusammenhang, wenn man anders Jesum nicht des Widerspruchs mit sich selbst beschuldigen will, in jedem Falle auch auf den Lehren der allgemeinen Religion beruhen muss, welche dem ganzen Christenthum zum Grunde liegen, und dass kein solcher Zusammenhang zwischen den positiven Lehren desselben angenommen werden darf, aus welchem sich ein Widerspruch gegen jene allgemeinen Lehren ergeben würde. Diess scheint uns von dem Vf. nicht immer beachtet worden zu seyn. Wir werden diess nachher durch ein Beyspiel erläutern.

Die wirkliche Anordnung der eigenthümlichen Lehren des Christenthums in diesem Buche ergiebt sich aus folgendem Schema:

I. Moralisches Verderben des menschlichen Geschlechts oder Herrschaft Satans, sofern daraus die Nothwendigkeit der göttlichen Anstalt, welche im Evangelium angekündigt wird und enthalten ist, erhellt.
   1. Sündenfall und Lehre vom Teufel.
   2. Übel, welche aus dem Sündenfall entsprungen sind.

II. Die göttliche Gnade, welche die Menschen durch Christus der Oberherrschaft Satans entreisst und ihnen den Weg und Zugang zum Reiche Gottes bahnt.
   1. Person, Natur und Würde Jesu.
   2. Reich Gottes, welches Jesus verkündiget und stiftet.
      a) Begriff, Umfang und Güter dieses Reichs. Auferweckung der Todten, Weltgericht, Weltende, Seligkeit und Verdammniss. Prädestination.
      b) Was Jesus auf der Erde gethan hat, um die Menschen des Heils im göttlichen Reiche theilhaftig zu machen. Sein Lehramt und Tod.
      c) Bedingungen, welche die Menschen erfüllen müssen, um des für sie zubereiteten Heils theilhaftig zu werden. Glauben. Besserung. Rechtfertigung u. s. w.
      d) Das, was noch jetzt von Christus, Gott selbst und dem h. Geiste geschieht, um die Menschen wirklich zu jenem Heile zu leiten. Stand der Erniedrigung und Erhöhung Jesu. Lehre von Vater, Sohn und Geist und den Gnadenwirkungen.

   Anhang. Äussere Mittel, welche Christus den Menschen zur Erreichung jenes Heils dargereicht hat. Göttliches Wort, Kirche und Sacramente.

Am meisten wird den Leser hier die Stelle befremden, welche die Lehren vom Stande der Erniedrigung und Erhöhung, von Vater, Sohn und Geist einnehmen. Offenbar wurde der Vf. dazu durch seine Abtheilung des Ganzen der Dogmatik und durch sein für den zweyten Theil angenommenes Princip zunächst veranlasst. Er entschuldigt sich aber wegen der Stelle, die er der ersten Lehre gegeben hat, so: „*Quae de statu Jesu Christi duplici recte docemus, excipiunt vulgo articulos de persona Christi ejusque natura duplici. Quamquam haec ratio profecto habet, quibus commendetur, quum uterque status J. C. utrique ejus naturae quodammodo respondeat, ponit tamen integra notio illius conditionis J. C., quam statum exinanitionis appellamus, doctrinam de iis, quae Jesus in hisce terris fecerit et passus fuerit, uberius illustratam, patetque, effata scripturae sacrae N. T., quibus dogmata illa de statu J. C. duplici suam debeant originem, proxime iis cohaerere, quae apostoli de Jesu nuntiaverint, etiamnum cum hominibus, tum Christianis imperante, eorumque saluti verae prospiciente. Proinde, iterum iterumque re deliberata, hunc articulum in sectione quarta proponere malui, quam iis addere, quae prima et secunda sum complexus.*“ Allein alles diess kann nur so viel beweisen, dass die Lehre *vom Stande der Erniedrigung* dem zweyten Abschnitt beygefügt oder auf denselben folgen, nicht

aber, dass sie erst in den vierten versetzt werden musste. Immer bleibt es unpassend, von dieser Lehre da zu reden, wo von dem *erhöhten und herrschenden Jesus* die Rede ist, oder sie unter den Titel zu bringen: *De iis, quae etiamnum per Christum fiant etc.* Wenn die Apostel da, wo sie vom Stande der Erniedrigung reden, zugleich auf die immer fortdauernde Herrschaft Jesu und seine stete Sorgfalt für seine Gemeine kommen: so geschieht es, weil sie alsdann zugleich auf den Stand seiner Erhöhung geleitet werden. — Über die Stellung der Trinitätslehre finden wir folgende Erklärung: „*Adnectunt plerique theologi doctrinam de trinitate articulis de existentia, natura, virtutibusque numinis divini. Equidem hunc morem, causa duplici suadente, relinquendum duxi, quum partim illa quidem dogmata de existentia Dei ejusque attributis eorum placitorum genere comprehendantur, quae Jesus et apostoli non tam demonstraverint, et copiose pertractaverint, quam posuerint, haec autem doctrina de trinitate inter gravissima eorum dogmatum referri debeat, quae indolem religioni christianae propriam constituant, partim doctrina de trinitate satis perspicue exponi nequeat, nisi antea et de persona Jesu Christi et de persona Spiritus sancti disputatum fuerit, neque vero nexus elucescat satis commodus et facilis, quo placita ad personam Jesu Christi et Spiritus divini spectantia articulos de Deo ejusque virtutibus agentes confestim excipiant. Effata scripturae sacrae N. T., e quibus notionem trinitatis biblicam recte eruimus, iis apparent conjunctissima, quae de beneficiis docentur, quibus et Deus pater, et filius spiritusque divinus generi humano ad salutem regni divini vere perducendo etiamnum potentissime consulat, atque de cultu his tribus personis debito. Patet inde, quo jure, ea potissimum nexus mutui, effata Christi et apostolorum conjungentis, vestigia sequutus, quae in ipsis libris N. T. exstent, doctrinae de trinitate hunc locum maluerim vindicare.*“ Es ist freylich wahr, dass man von der Trinität nicht deutlich reden kann, wenn man nicht vorher von der Person Jesu oder des Sohns Gottes und des h. Geistes geredet hat. Die meisten Stellen des N. T., welche von der Gottheit Jesu handeln, beziehen sich zugleich auf seine Person überhaupt. Allein wenn Jesus schon seiner Gottheit nach eine Person und der h. Geist auch eine göttliche Person ist: so kann die Lehre von beiden in eine sehr schickliche Verbindung mit der Lehre von Gott gebracht werden. Der Vf. nimmt zwar nicht genau die kirchliche Lehre an. S. 100 f.: *Jesus appelletur Filius Dei, quatenus Deo ea ratione est conjunctus, quae in hominem cadit nullum, atque olim, antequam homo fieret, in coelis apud Deum fuit versatus — Joannes vocabulum λόγος ad personam Jesu transtulit — intelligit autem naturam spiritualem, Deo patri conjunctissimam, attamen ab eo distinguendam, ante orbem conditum e Deo profectam, quae totam rerum universitatem Deo volente creavit, atque tempore divinitus constituto, humano corpore induta, inter homines in terra apparuit.* — S. 190: *Primariis doctrinae evangelicae placitis persuasio inest sancta, animo tranquillitate vera imbuendo et ad quaevis bona et praeclara excitando accommodatissima, de Deo patre, filio et spiritu sancto, tribus personis sibi invicem conjunctissimis, atque salutem generis humani veram et aeternam communi opera potentissime adjuvantibus.* Wenn nun der Sohn und Geist Personen sind, welche mit Gott in innigster Verbindung stehen, und gemeinschaftlich mit ihm das wahre und ewige Wohl des menschlichen Geschlechts besorgen, und wenn namentlich der Sohn vor der Weltschöpfung aus Gott hervorgegangen ist, und nach Gottes Willen die Welt geschaffen hat: so fällt doch wohl der Zusammenhang deutlich in die Augen, in welchem die Lehre vom Sohne und vom Geiste mit der *von Gott* steht. Der Vf. hatte noch einen besonderen Grund, diese Lehren in Verbindung zu bringen. Er setzt doch wohl vorzüglich deswegen die eigenthümlichen Lehren des Christenthums in einen besonderen Theil, um sie als wahre, ausgezeichnete *Offenbarungslehren* darzustellen, und schon durch die Organisation seines Systems zu verstehen zu geben, dass es nicht bloss zufällige, vergängliche Lehren oder Formen, nicht bloss Bilder oder Hüllen allgemeiner, schon anderswoher bekannter Religionslehren seyen. Wenn aber diess ist: so musste die Lehre von Vater, Sohn und Geist hier als eine Offenbarung über das Wesen, die Wirkungen und Verhältnisse Gottes, wovon die Vernunft durch sich selbst nichts wissen kann, dargestellt, folglich mit der Lehre von Gott in Verbindung gebracht werden. Und zwar musste nach dem in diesem Lehrbuche angenommenen Plane die Lehre von Gott zweymal, sowohl im ersten als im zweyten Theile, im letzten nach den eigenthümlichen Offenbarungen des Christenthums, vorkommen.

Eben so musste auch der Vf. consequenterweise so wenig als möglich Accommodation und Bildliches im positiven Christenthum annehmen, weil man, wie bekannt, auf diesem Wege alles Positive und Eigenthümliche desselben wegräumen kann, und die Accommodation sich nur in einem sehr beschränkten Sinne für eine eigentliche Offenbarung schickt; dabey aber doch dafür sorgen, dass in dem positiven Theile nichts vorkäme, was mit den Lehren der allgemeinen Religion, die im ersten Theile gleichfalls als christliche Lehren vorkamen, im Widerspruche stände. Der Vf. hat sich auch beides ernstlich angelegen seyn lassen. Es scheint ihm aber nicht immer möglich gewesen zu seyn, hierin consequent zu verfahren. Man lese nur die Abschnitte von der Wiederkunft Jesu, der Auferweckung der Todten, dem Weltgericht und Weltende und den erst nachfolgenden Abschnitt vom Tode Jesu. Von dem letzten wollen wir hier die Theorie des Vfs. ins Kurze zusammenziehen. „Der Hauptzweck des Todes Jesu, von welchem alle seine übrigen Zwecke abhängen, ist diejenige Kraft und Wirkung, welche er als ein *stellvertretender Tod* geäussert hat. Jesus selbst versichert, dass er sterben werde, um den Menschen Vergebung der Sünden zu verschaffen. Die Apostel lehren, der unschuldige Jesus sey als ein Sünder behandelt wor-

den, und habe die Strafen, welche die Menschen mit ihren Sünden verdient haben, getragen, so dass den Menschen wegen der Zurechnung dieses stellvertretenden Todes die Vergebung ihrer Sünden von Gott habe ertheilt werden können. Wenn man alle hieher gehörigen Stellen des N. T. unparteyisch untersucht: so erhellt, dass ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Tode Jesu und der Sündenvergebung, ohne Dazwischenkunft menschlicher Handlungen und Verdienste, welche Gott dazu bewegen könnten, angenommen wird. Verwerflich ist die Vermuthung derjenigen, welche behaupten, dass Alles, was Jesus und die Apostel von der stellvertretenden Kraft dieses Todes lehren, nur zur weisen Accommodation in ihrer Lehrart gehöre. Es hat noch nicht bewiesen werden können, dass die Lehre von einem versöhnenden Tode Christi den Juden vor Christus bekannt gewesen sey. Die Apostel handeln diese Lehre so sorgfältig ab, und bauen so Vieles und Wichtiges auf dieselbe, dass gar nicht gezweifelt werden kann, dass sie einer der vornehmsten Theile des Christenthums sey. Hält sie einer für zu hart: so muss er überlegen, dass dieser Tod im N. T. auf die, mit Gerechtigkeit verbundene, Liebe Gottes gegen die Menschen bezogen werde, dass Jesus nach den klarsten Zeugnissen der h. Schrift freywillig für die Menschen gestorben sey und nachher die herrlichsten Belohnungen von Gott empfangen habe, endlich dass diese Lehre in der Schrift auf eine Weise erklärt werde, welche der wahren Tugend beförderlich ist. Doch muss man zugeben, dass diese Lehre mit gewissen Begriffen und Vorstellungen der damals lebenden Juden zusammenhänge, und zwar dergestalt, dass erhellt, Gott habe, als er seinen unschuldigen Sohn den Versöhnungstod sterben liess, vorzüglich und am meisten den Bedürfnissen und Wünschen damaliger Zeiten entgegenkommen wollen. Diess hindert aber nicht, mit Zuversicht zu behaupten, dass diese göttliche Anstalt die väterliche Liebe und Gnade Gottes, welche den sündigen Menschen ohne ihr Verdienst den Weg zur Seligkeit des göttlichen Reichs bahnt, mit einer solchen Nachdrücklichkeit und Bestimmtheit erkläre und zusichere, welche zu allen Zeiten nothwendig seyn wird, um die Menschen aufzurichten, zu trösten und zu stärken." Wenn man aber das Dogma von der Stellvertretung in diesem strengen Sinne nimmt: so muss ihm eine gleiche Beziehung auf alle Menschen beygelegt werden. Es ist alsdann ein Geheimniss, welches seinen Grund in der Natur Gottes und der Menschheit und ihrem Verhältnisse zu einander hat. Sobald man sagt, dass es mit gewissen Begriffen und Urtheilen der Juden zusammenhänge, welche ja auch falsch, irrig und zufällig seyn konnten, und welche gewiss weder aus der Vernunft noch aus Offenbarung entsprungen waren, und dass durch den Versöhnungstod Jesu vorzüglich gewisse Bedürfnisse der Juden haben befriediget werden sollen: so lässt man schon von der Strenge des Dogma nach, und leitet auf den Gedanken, dass, wenn jene Vorstellungen und Bedürfnisse der Juden nicht gewesen wären, auch wohl das Dogma nicht seyn würde. Es kann alsdann dem Dogma nicht wieder aufhelfen, wenn man hinzusetzt, dass durch dasselbe doch die Liebe und Gnade Gottes gegen die sündigen Menschen mit einer solchen Bestimmtheit zugesichert werde, welche kein Mensch entbehren könne. Immer bleibt noch ein Zweifel zurück, ob denn eine wirkliche Stellvertretung Statt gefunden, und ob jene Versicherung nicht auf eine andere Art ertheilt worden sey oder habe ertheilt werden können. Endlich musste doch auch gefragt werden, wie denn das Dogma von einer eigentlichen Stellvertretung mit der allgemeinen christlichen Religionslehre harmonire, wie es namentlich mit den reinen Ideen von göttlicher Gerechtigkeit, die wir häufig im N. T. finden, harmonire, dass Gott einen Unschuldigen statt der Schuldigen bestrafe, und dass er dann doch die Schuldigen, wenn sie nicht glauben, bestrafe, ungeachtet ihre Sünden schon an Jesus bestraft sind, und ob dieses Dogma nicht die tief in unserer Natur gewurzelten moralischen Ideen und Gefühle und unsere Vorstellung von der moralischen Vollkommenheit des Weltregenten auf eine Art empöre, welche der Sittlichkeit schädlich ist oder leicht werden kann.

Wir haben absichtlich bey diesem Buche mehr die Zusammensetzung des Ganzen, als das Einzelne beachtet, weil es sich durch jene am meisten unterscheidet. Wir übergeben unsere Gedanken derselben unparteyischen und ruhigen Prüfung, mit welcher wir sie gefunden und niedergeschrieben haben, und setzen nur noch hinzu, dass diess Lehrbuch mit ächter compendiarischer Gedrängtheit und Auswahl geschrieben ist, sehr feine und ausgesuchte exegetische Bemerkungen und Zusammenstellungen, auch eine kurze Dogmengeschichte enthält. Der lateinischen Schreibart aber möchte man mehr Leichtigkeit wünschen.

L. O.

---

## BESONDERE ABDRÜCKE.

*Berlin*, in der salfeldschen Buchhandlung: *Über den Mythos der Sündfluth* von *Philipp Buttmann*. 1812. 59 S. 8. (8 gr.) Aus dem ersten Quartal: Die Musen. Eine norddeutsche Zeitschrift. Herausgegeben von *Friedrich* Baron *de la Motte Fouqué* und *Wilh. Neumann*, besonders abgedruckt.

*Berlin u. Stettin*, b. Nicolai: *Schulgesetztafel*. 1812. 1 Bogen. Fol. (3 gr.) Aus *Riemanns* historischer Nachricht von einer unter den Schullehrern des Niederoderbruchs errichteten Conferenzgesellschaft und von den darin im ersten Lehrcurs vom 4 Sept. bis 16 Nov. nach vereinigten rochowschen und pestalozzischen Grundsätzen angestellten Verhandlungen, nebst dazu gehörigem Anfange eines Schullehrerkatechismus über die Hauptgegenstände der Elementarschulkunde und Schulpraxis und einer angehängten Schulgesetztafel, besonders abgedruckt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 DECEMBER, 1812.

## JURISPRUDENZ.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Magazin für das Civil- und Criminal-Recht des Königreichs Westphalen.* I Band, 1 u. 2 Heft, herausgegeben von *G. H. Ösferley*, Tribunalrichter zu Göttingen. 3 u. 4 Heft, herausgegeben von *Demselben* und *E. Spangenberg*, Dr. und Tribunals-Greffier daselbst. 658 S. II Band. 626 S. III Band (GÖTTINGEN, b. Dieterich), herausgegeben von *G. H. Ösferley* (allein). 662 S. 1810 und 1811. 8. (8 Rthlr.)

Hr. *Ösferley*, welcher schon so Vieles dazu beytrug, die Schwierigkeiten der neuen Procesagesetzgebung in Westphalen aus dem Wege zu räumen, erwirbt sich durch die Herausgabe dieses Magazins ein besonderes Verdienst. Der Ankündigung zufolge hatte sich Hr. Ö. den Tribunalrichter *Schulz* zu Göttingen zum Mitarbeiter erwählt. Ein frühzeitiger und äusserst beklagenswerther Tod raffte diesen talentvollen Mann plötzlich weg, welches die Veranlassung gab, dass sich Hn. Ö. der als Schriftsteller über das napoleonische Recht rühmlich bekannte Hr. *Spangenberg* (damals Greffier bey dem Tribunale erster Instanz zu Göttingen) als Mitherausgeber beygesellte. Doch nur kurze Zeit dauerte die Verbindung dieser beiden Gelehrten zu dem gegenwärtigen Zwecke. Hr. *Spangenberg* wurde als Tribunalrichter nach Verden versetzt, und als dieser District dem französischen Reiche einverleibt wurde, erhielt er, zur Belohnung seiner Verdienste um die neue Gesetzgebung, das bedeutende Amt eines kaiserlichen Generaladvocaten bey dem kaiserl. Gerichtshofe zu Hamburg; und so steht denn Hr. Ö. von neuem dem Institute als *alleiniger* Herausgeber vor. Die Zeitschrift selbst (welche vielleicht zweckmässiger den Titel eines Magazins für das französische und westphälische Civil- und Criminal-Recht führen würde, indem der gröſste Theil der darin enthaltenen Aufsätze das beiden Staaten gemeinschaftliche Recht betrifft, weshalb es auch auf ein gleiches Interesse ausserhalb und innerhalb Westphalens Anspruch zu machen berechtigt ist) war, ihrem ursprünglichen Plane zufolge, nur auf das Civilrecht und die bürgerliche Rechtspflege beschränkt. Der Justizminister des Königreichs Westphalen, Hr. *Siméon*, gab selbst die Veranlassung dazu, dass jener Plan auch auf das Criminalrecht in seinem ganzen Umfange ausgedehnt wurde. Eine Erweiterung, die im höchsten Grade zweckmässig ist, da ohne dieselbe ein eigenes Magazin für das westphälische Criminalrecht nothwendig geworden wäre, dessen abgesonderte Herausgabe allerdings Schwierigkeiten hätte unterworfen seyn können. — Der Inhalt des Magazins zerfällt in drey Hauptabtheilungen: I. Abhandlungen über einzelne Rechtsmaterien des französischen und westphälischen Rechts; II. Rechtsfälle, sowohl solche, welche vor französischen, als solche, die vor westphälischen Gerichtshöfen Statt hatten; III. Schreiben des Justizministers des Königreichs Westphalen an die Präsidenten der Tribunale und Procuratoren des Königs bey denselben. Diese Abtheilung, wozu der Herausgeber besonders autorisirt wurde, ist es vorzüglich, welche das gegenwärtige Werk zu einer solchen Wichtigkeit erhebt, dass man es für jeden Rechtsgelehrten des Königreichs als unentbehrlich betrachten muss. In Westphalen nämlich steht der Minister der Justiz (ohne dass übrigens den Gerichten ihre constitutionelle Unabhängigkeit im Geringsten dadurch geraubt würde, oder dass man sich in die Entscheidung der Sachen von obenher im Mindesten mischte), mit den Präsidenten und königlichen Procuratoren der Tribunale in einer ununterbrochenen Correspondenz, welche theils die Einrichtung des Inneren der Gerichte, theils den administrativen Theil derselben, theils die Legislation, Aufklärung der allenfallsigen Dunkelheiten und Zweifel in solcher, betrifft. Wenn auch durch die in letzterer Hinsicht erlassenen Schreiben die Gerichte nicht als durch Gesetze gebunden werden: so lässt sich doch kaum ein Fall denken, wo man sie nicht willig als Richtschnur bey den gerichtlichen Entscheidungen befolgen sollte, da sie stets auf eine so gründliche und klare Weise motivirt sind, dass, wenn irgend etwas auf den Titel einer *geschriebenen Vernunft* Anspruch machen darf, dieses Recht den Entscheidungen des Ministers *Siméon* zukömmt. Solcher Entscheidungen, wie sie der Herausgeber von den Tribunalen mitgetheilt bekam, und, was ihren Werth noch erhöht, von dem Justizministerium nochmals gebilligt, enthält das Magazin eine sehr bedeutende Anzahl, und zwar sowohl in der Originalsprache (das westphälische Justizministerium rescribirt französisch) als in einer gegenüberstehenden deutschen Übersetzung.

Da der Umfang dieser Blätter nicht erlaubt, die sämmtlichen einzelnen Bestandtheile des Werks zu würdigen: so beschränkt sich Rec. nur darauf, seine Leser auf die vorzüglichsten desselben aufmerksam zu machen und darüber seine Meinung zu sagen. — I *Band*. Das 1 *Heft* beginnt mit einer Abhandlung

des Hn. *Spangenberg*, in welcher die Frage beantwortet wird: *In wiefern gelten in Westphalen die früheren Gesetze noch neben dem Code Napoléon?* Eine Abhandlung, die, im hohen Grade gründlich und zweckmäſsig abgefaſst, nicht nur von einer reifen Beurtheilungskraft, sondern auch von ausgebreiteter Literaturkenntniſs vollgültigen Beweis abgiebt, und Hn. *Sp.* als einen vollkommen competenten Schriftsteller über Gegenstände dieser Art charakterisirt. Wie in Frankreich die Beantwortung dieser Frage hauptsächlich von dem bekannten Gesetze vom 23 Ventose des J. 12 abhängig ist: so ist dieses in Westphalen in Hinsicht des königl. Decrets vom 21 Sept. 1808, welches der officiellen Ausgabe des C. N. vorgedruckt ist, der Fall. Das letztere ist sogar wörtlich aus dem ersteren genommen, und bestimmt, genau so wie jenes, daſs von dem Publicationstage des C. N. an die älteren Gesetze u. s. w. nicht mehr als allgemeine oder besondere Gesetze gelten sollen, *„dans toutes les matières qui font l'objet des dispositions contenues dans le C. N.“* Mit Recht hält der Vf., gegen die Meinung Einiger, das französische und das westphälische Publicationsgesetz für identisch, bemerkt, daſs daher auch beider Erklärung nicht anders als identisch seyn könne, und daſs es ihm also unbegreiflich scheine, wie, wenn man über den richtigen Sinn des Ventosegesetzes einverstanden, man in dem westphälischen Promulgationsgesetze einen anderen finden wolle, wie Hr. Prof. *Bucher* Th. 1. S. 296 seines napol. Civilrechts thue, nachdem er doch §. 15 das Ventosegesetz, den darüber vorhandenen authentischen Erklärungsmitteln gemäſs, sehr richtig erläutert habe. In wiefern Hn. *Sp's.* Behauptungen gegründet sind, ist in einer nachher anzuzeigenden vortrefflichen Abhandlung des Hn. Prof. *Mackeldey* zu Marburg, welche nothwendig mit der gegenwärtigen zu verbinden ist, entwickelt. Ohne Grund aber tadelt der Vf. Hn. *Dabelow*, da dieser S. 519 im V Heft seines Magazins nichts weiter sagt, als daſs durch jenes k. Decret nunmehr entschieden wäre, „daſs unstreitig noch die älteren Rechte in Westphalen zur Anwendung kommen, *wenn der C. N. schweigt.*“ — Was ist denn hier zu tadeln? — Der Vf. behauptet ja selbst S. 37, und zwar mit Recht: „Wenn der Code bey einer Materie schweigt, die nicht zu seiner Sphäre gehört, während das ältere Recht hierüber etwas bestimmt: so müssen in diesem Falle nothwendig die früheren Gesetze zur Anwendung kommen. Ist daher gegen sie gesprochen: so muss das Urtheil cassirt werden.“ Mehr sagt Hr. *Dabelow* a. d. a. O. auch nicht, und daſs er auch mehr sagen zu wollen nicht beabsichtigte, beweist der Zusatz: „Das Königr. Westphalen hat also nunmehr an diesem §. III des Publicationspatents sein eigenes, für den Praktiker höchst wichtiges Ventosegesetz.“ Rec. vermeidet übrigens um so mehr, in das Einzelne der gegenwärtigen Abhandlung einzugehen, da die darin aufgestellten Principien von den Rechtsgelehrten, die den jetzigen Standpunct der Wissenschaft kennen, gröſstentheils nicht bezweifelt werden, und bemerkt nur, daſs dieser Aufsatz dem westphälischen Praktiker, der von dem Gange der Wissenschaft nicht genau unterrichtet seyn möchte, in Verbindung mit der folgenden *mackeldeyschen* Abhandlung, nicht genug empfohlen werden kann. Offenbar absichtlos hat der Vf. nur einzelne Sätze so gestellt, daſs sie für den Wenigerunterrichteten einer Miſsdeutung fähig wären. Z. B. unrichtig würde es seyn, wenn man aus No 3. S. 19, wo der Vf. sagt: „Die Beurtheilung des ersten Falls (wenn eine richterliche Entscheidung gegen die Gesetze anstöſst) gehört für das Cassationsgericht, die des letzteren (wenn sie einem doctrinellen Rechtssatze oder der *raison écrite* zuwiderläuft) für die Appellationsgerichte“, schlieſsen wollte, daſs die Appellationsgerichte nicht über Nichtigkeiten erkennen könnten, sondern daſs solche lediglich von dem Cassationshofe beurtheilt werden müſsten. Dieser entscheidet vielmehr nur, sowohl in Frankreich als Westphalen, über solche Nichtigkeiten, die *in letzter Instanz* begangen wurden (k. Decret vom 20 May 1809. Art. 2). — Der zweyte Aufsatz enthält einen vollständigen Commentar über die Artikel 6, 7, 8 und 124 der westphälischen Proceſsordnung, unter dem bescheidenen Titel: *„Bemerkungen zu der Lehre von der Nullität der Vorladung*, von Hn. T. R. *Österley.*“ Die Abfassung des Klaglibells, welche in Westphalen in den Händen der Advocaten und Procuratoren geblieben ist, und die ordnungsmäſsige Insinuation desselben an den Beklagten, welche von den Huissiers geschieht, ist der gröſsten Aufmerksamkeit würdig, da die geringste Versäumung der vorgeschriebenen Form die Nichtigkeit nach sich zieht. Der Vf. hat nichts versäumt, um Anwälde und Huissiers in dem gegenwärtigen Aufsatze so zu instruiren, daſs es ihnen bey einiger Aufmerksamkeit unmöglich seyn muſs zu fehlen. Wenn jedoch der Vf. sagt (S. 52): *„Gesetzt nun, der mündliche Vortrag des Klägers* (in der Audienz) ist hier unvollständig, obgleich die dem Verklagten zugestellte Klage gehörig abgefaſst war: kann auch hier noch, wenn der Anwald des Vorgeladenen diese Mängel rügt, auf Nullität erkannt werden? Ich glaube allerdings; der Grund des Gesetzes ist in beiden Fällen derselbe u. s. w.“ —: so kann Rec. hierin nicht mit dem Vf. übereinstimmen. Wie könnte hier von einer Nichtigkeit, gleich der, welche durch ein unregelmäſsiges Libell oder unregelmäſsige Vorladung veranlaſst wird, die Rede seyn? — Will der Kläger, daſs das Gericht seiner Conclusion gemäſs erkennen soll: so muſs er diese gehörig durch Thatumstände und Rechtsgründe motiviren. Thut er dieſs nicht: so wird der Gegner nicht die Mühe haben, *excipiendo* ihn zu widerlegen, und mit Ruhe kann dieser der Entscheidung entgegensehen; der Kläger wird mit seiner Klage abgewiesen und in die Kosten verurtheilt. So ist der Rechtsstreit für diesen, wenn keine Appellation Statt hat, ganz verloren, da hingegen eine Nichtigkeitsanschuldigung, wenn auch darauf vom Gerichte in diesem Falle Rücksicht genommen werden könnte, nur eine Entbindung von der Instanz zur Folge haben würde. — S. 88 bemerkt der Vf. mit

Recht, dass der Art. 7 der Processordnung Westphalens No. 7, welcher den Huissier verpflichtet, die Person, welcher die Abschrift der Klage und der Vorladungsurkunde zugestellt ist, aufzufodern, das Original *oder die Abschrift* zu unterschreiben, einer Verbesserung fähig sey. Welchen Zweck könnte das Unterzeichnen *der Abschrift*, die der Verklagte in den Händen behält, und welche zu vernichten ihm Niemand wehren kann, haben, und wie zweckmäsig würde nicht die Unterzeichnung *des Originals*, welches der Kläger bekömmt, seyn? — Rec. vermuthet im Gesetze einen Druck- oder Redactions-Fehler, und zweifelt nicht, dass statt „*oder*" — *und* gelesen werden müsse; doch läfst sich nicht leugnen, dass in dem den Ständen mitgetheilten Gesetzentwurfe ebenfalls das Wort *oder* befindlich ist. Gewiss leidet es keinen Zweifel, dass alle dergleichen Redactions- oder Druck-Fehler bey einer künftigen Revision des Processgesetzes werden verbessert werden. Der 3 Aufsatz des 1 Hefts, von dem verstorbenen Tribunalrichter *Schulz*, enthält eine sehr richtige Beantwortung der Frage: *Wenn zu einem Verkaufe ein Handgeld hinzugekommen ist: sind dann die Contrahenten berechtigt* (nach dem 1590 Art. C. N.) *davon abzugehen?* — Nur dann kann dieses der Fall seyn, wenn von keinem perfecten Kaufe, sondern nur von einem Versprechen, etwas zu verkaufen, die Rede war. Freylich gilt das Versprechen, etwas zu verkaufen, nach dem Art. 1589 C. N., als Kauf, sobald die gegenseitige Einwilligung beider Theile über die Sache und den Preis vorhanden ist. Wenn jedoch in diesem Falle eine *arrha* hinzukam: so nahm das Gesetz mit Recht an, dass hier von einer *arrha poenitentialis*, und nicht von einer *a. pacto jam perfecto data* die Rede sey, da noch kein *pactum perfectum* vorhanden war, und erlaubte, unter den geschehenen Bestimmungen, die Abgehung von dem eingegangenen Vertrage. — Auf diese Art läfst sich die anscheinende Sonderbarkeit des Gesetzes am leichtesten erklären, wie dieses denn auch in einem kleinen Auffatze eines Ungenannten im folgenden Hefte geschehen ist. Noch ist in diesem Hefte ein Erkenntniss des westphälischen Staatsraths, als constitutionellen Cassationshofes, enthalten; mehr, um die Form zu zeigen, als weil der dem Erkenntnisse zum Grunde liegende Fall irgend etwas Merkwürdiges enthielte. Das Erkenntniss ist überschrieben: *Extrait des minutes du Conseil d'Etat*, französisch, und unter dem Titel des Königs abgefafst, unterzeichnet von dem Justizminister und dem Referenten. Die gewöhnliche Executionsformel: *Mandons etc.*, hingegen ist von dem Könige selbst unterzeichnet. Hieraus sollte man schliessen, dass man doch den Staatsrath, in seiner Qualität als Cassationshof, nicht als mit den sämmtlichen richterlichen Attributen ausgerüstet ansehe, denn sonst wäre nicht abzunehmen, weswegen die Originalminute nicht von dem Präsidenten und Greffier (hier dem Generalsecretäre), die Expedition aber von letzterem allein unterschrieben werden könnte, wie dieses bey allen übrigen Gerichten der Fall ist.

Das 2 Heft ist ganz und gar mit der Anklageurkunde und Entwicklung der Verdachtsgründe wider den (zu Göttingen hingerichteten) Juden Seligmann Moses aus Dankelhausen, von dem Hn. Generalprocurator *Quensel* in Göttingen, angefüllt. So zweckmäsig diese Anklageurkunde abgefafst ist, und so füglich sie zum Muster für solche dienen kann, die dergleichen Auffätze zu entwerfen noch nicht geübt wären: so muss doch Rec. gestehen, dass der Fall selbst ihm nicht besonders merkwürdig zu seyn scheint. Eine grosse Menge Verdachtsgründe machen es im höchsten Grade wahrscheinlich, dass der genannte Jude, ein Mensch von zwanzig Jahren, der Mörder eines Frauenzimmers sey, wovon als bewiesen angenommen werden kann, dass er mit ihr sträflichen Umgang gepflogen habe, und wovon es höchst wahrscheinlich ist, dass sie von ihm schwanger war. Eine unendliche Menge bewiesener Lügen vernichteten Alles, was der Inculpat zu seiner Vertheidigung anzuführen versuchte. Doch fehlte Beweis und Eingeständniss des Mordes; nur, wie bemerkt, die höchstdringendsten Vermuthungen sprachen gegen den Inculpaten. Die Geschworenen, welche bekanntlich nur ihre persönliche Überzeugung bey ihrem Ausspruche zu berücksichtigen verpflichtet sind, sprachen das *Schuldig* aus, und so musste denn das Criminalgericht des Leinedepartements *auf den Tod* erkennen. Auch das Rechtsmittel der Cassation wurde von dem Angeschuldigten vergebens versucht. Er starb unter steten Versicherungen seiner Unschuld. Rec. bittet jeden Leser, sich zu beruhigen: Seligmann starb offenbar als Mörder. Bey Schuldlosigkeit wäre die Statt gehabte Complication von anschuldigenden Umständen undenklich; aber selbst wenn sie denklich wäre: so würde durch seine *bewiesenen* Lügen Seligmann sich selbst sein Todesurtheil gesprochen haben.

Das 3 Heft beginnt mit einer gründlichen und gewiss sehr nützlichen Abhandlung von Hn. *Spangenberg* über die *Référés* (der Vf. schreibt irrig stets *Référè*), eines Instituts, wovon man, ob es gleich bereits zwey Jahre in Westphalen eingeführt ist, dennoch nicht viel bis jetzt in praktischer Hinsicht gehört hat. Es möchten in diesem Augenblicke wenige Tribunale in Westphalen existiren, in welchem ein festgesetzter Audienztag für die *Référés* bestimmt ist; woran jedoch offenbar die Anwälde die mehrste Schuld haben, da sie sich, in der Regel, in dieses im höchsten Grade summarische Verfahren noch gar nicht zu finden wissen. Der Vf. setzt in der gegenwärtigen Abhandlung auf eine zweckmäsige Art aus einander, was eine Sache zu einer *dringenden* (*urgente*) mache, wie sich diese von einer nur *eiligen* unterscheide, und behauptet mit Recht, dass nur die ersteren vor die von dem Tribunalspräsidenten *allein* gehaltene *audience aux référés*, oder gar zur noch schnelleren Entscheidung, in seinem Hause (*dans son hôtel*), gehören. Wenn jedoch der Vf. die Meinung äussert (S. 352), dass ihm die ehedem in Frankreich übliche Methode, durch die Procuratoren des Königs die Schwierigkeiten, welche sich bey den Executionen

ergaben, entscheiden zu lassen, consequenter zu seyn scheine, als die jetzige Art, im *référé* zu entscheiden, *indem nur dem königlichen Procurator die vollziehende Macht zustände:* so kann Rec. diese Meinung schon deshalb nicht adoptiren, da jene Macht nur in den Händen *der Huissiers* liegt. Diese setzen das Urtheil in Vollziehung, und hierüber haben die Procuratoren des Königs *nur zu wachen* (*y tenir la main*). Keine Partey würde sich unmittelbar an einen Procurator des K. wenden können, damit dieser, durch die Gensdarmerie z. B., das Urtheil vollstrecken liesse. Der Huissier ist der nothwendige einzige Executor. Setzt man diesem Hindernisse entgegen, die *nicht aus der Sache selbst* genommen sind: so ist er befugt, sich an den competenten Procurator des Königs zu wenden, welcher ihm die nöthige Assistenz der bewaffneten Macht verschafft, und so über die Vollstreckung des Erkenntnisses wacht; rührt aber das der Vollstreckung entgegengesetzte Hinderniss aus der Sache selbst her, behauptet z. B. derjenige, gegen welchen es vollzogen werden soll, es sey das Erkenntniss nicht rechtskräftig, indem dagegen die Appellation oder Opposition eingelegt sey: so gehört die Entscheidung dieser Streitfrage vor einen *Richter*, und das Gesetz konnte, ohne inconsequent zu werden, sie nicht dem *ministère public* überlassen. — Die zweyte Abhandlung über den Lauf und die Berechnung der Beweisfrist, zum 200 Art. der Processordnung, ist von Hn. *Österley*. Rec. hält diese Abhandlung für eine der wichtigsten in allen bisher erschienenen Heften. Hier musste der Vf. ganz aus sich selbst schöpfen, denn es galt eine Stelle der Processordnung zu erläutern, welche sich in dem *Code de pr. franç.* nicht befindet, und deren Erklärung (wenn sie überhaupt möglich seyn sollte) mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft ist. Die franz. Processordnung bestimmt nämlich im Art. 257 die Fristen, in welchen der Beweis angetreten werden muss. Diese Fristen laufen, bey aller ihrer Verschiedenheit, resp. vom Tage der an die Partey selbst oder an ihren Anwald geschehenen Insinuation des den Beweis bestimmenden Interlocuts. In Westphalen glaubte man die Sache sehr zu vereinfachen, wenn man im Art. 200 der Processordnung bestimmte: „*Die Frist ist peremtorisch, und läuft von dem Augenblicke, wo das Erkenntniss rechtskräftig geworden ist.*" Diese Bestimmung, so einfach sie zu seyn scheint, giebt zu einer Menge Zweifel erregender Fragen Veranlassung, wovon die hauptsächlichste unstreitig die ist: Wenn das den Beweis auflegende Erkenntniss *in contumaciam* gegen eine Partey gefällt ist, welche noch keinen Anwald hatte: wie ist dann die Beweisfrist zu rechnen? Die Beweisfrist läuft von dem Augenblicke, in welchem das Erkenntniss rechtskräftig wird: rechtskräftig wird aber ein solches Urtheil nicht eher, als bis die zur Einwendung der Opposition und Appellation bestimmten Fristen abgelaufen sind. Nun sagt aber der 110 Art. der Processordnung, dass, wenn das Erkenntniss gegen eine Partey, welche keinen Anwald hatte, ertheilt wurde, *die Opposition bis zur Vollstreckung zulässig sey.* Wie soll man es nun anfangen, *ein Interlocut*, welches, seiner Natur nach, keiner Vollstreckung fähig ist, *vollstrecken zu lassen*, um so zu bewirken, dass es rechtskräftig werde? — Diese Frage ist, nach Rec. Einsicht, gar nicht zu beantworten. Hier ist allein Hülfe von dem Gesetzgeber selbst zu erlangen, da unstreitig das Gesetz den aufgestellten Fall, bey der besten Absicht, *einfachere* Bestimmungen geben zu wollen, nicht vor Augen hatte. Das vom Vf. vorgeschlagene Auskunftsmittel, nach der an die Partey geschehenen Insinuation nur eine 14tägige Frist zu gestatten, ist zwar für jetzt das Einzige, aber in Westphalen um so weniger mit Sicherheit anzuwenden, da im 110 Art. der Processordnung die Opposition bis zur Vollstreckung ausdrücklich nachgelassen ist. Die 3 Abhandlung enthält einen Aufsatz über die Procuratoren des Königs und die Generalprocuratoren, eingesandt von Hn. *Fourmont* zu Cassel. Es scheint dieser französisch und deutsch abgedruckte Aufsatz die löbliche Absicht zu haben, manchen Zweifel über die Functionen dieser bisher in Deutschland unbekannten Beamten zu lösen. Es werden kürzlich ihre aus Gesetzen und königl. Decreten bekannten Berechtigungen und Pflichten aufgezählt. — Der 4 Aufsatz ist eine Rede, welche der jetzige Präsident des Appellationshofes zu Celle, Hr. Baron *v. Strombeck*, als Präsident der Civilgesetzgebungscommission der Reichsstände, auf dem ersten westphälischen Reichstage hielt, als den Ständen das Gesetz, wodurch Dispensationen von dem Eheverbote des C. N. zwischen Schwägern und Schwägerinnen autorisirt wurden, vorgelegt ward.

Die im 4 Hefte enthaltenen Aufsätze, obgleich nicht ohne Interesse, stehen jedoch im Ganzen den vorzüglicheren der vorhergehenden nach. Die Anklageurkunde wider den Leinewebergesellen Mügge aus Osterode, von dem Generalprocurator D. *Meywerth* zu Heiligenstadt, verdient einer rühmlichen Erwähnung.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

## NEUE AUFLAGEN.

*Berlin*, b. Maurer: *Allgemeines Vieharzneybuch*, oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Rindvieh, seine Schafe, Schweine, Ziegen und Hunde aufziehen, warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll; nebst einem Anhange. Von *Joh. Nicol. Rohlwes.* Eine von der märkischen ökonom. Gesellschaft zu Potsdam gekrönte Preisschrift. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. Nebst 1 Kupfertafel. 1812. XXXII u. 366 S. 8. (20 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 260.)

*Breslau*, b. Wilh. Korn: *Gedichte* der Webersfrau *Johanne Juliane Schubert*, geb. *May.* Nebst dem Bildnisse der Dichterin. Zweyte verbesserte Auflage. 1812. XX u. 370 S. 8. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 DECEMBER, 1812.

## JURISPRUDENZ.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök und Ruprecht: *Magazin für das Civil- und Criminal-Recht des Königreichs Westphalen.* I — III Band. Herausgegeben von *G. H. Österley* und *E. Spangenberg* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

*II* Band. 1 *Heft. Über den Zinsfuss im Königreich Westphalen, ein Commentar über den Art.* 1907 *des C. N. vom D. Spangenberg.* Man kann diese Abhandl. als den Gegenstand erschöpfend ansehen. Das Resultat ist: Der C. N. läfst die bisherigen Bestimmungen der gesetzlichen Zinsen bey Kräften, indem er ausdrücklich vorschreibt: Die *gesetzlichen* Zinsen werden durch das Gesetz bestimmt; überläfst es aber der Willkühr der Contrahenten, die *vertragsmässigen* in allen Fällen, wo das Gesetz solches nicht verbietet, höher als die gesetzlichen festzusetzen. Indem also solchergestalt der C. N. etwas in dieser Materie bestimmte, hob er, nach den bekannten Promulgations-Decreten, die bisher darin Statt gehabte Legislation auf. In Frankreich ist nun diese, freylich durch das Gesetz vom 3 Sept. 1807 ersetzt, nicht aber so in Westphalen, wo dieses keine gesetzliche Kraft hat. Es existirt also in diesem Königreiche, in Betreff der Bestimmung des Maximums der conventionellen Zinsen und des Verbotes des Anatocismus, eine Lücke in der Gesetzgebung, deren Ausfüllung nöthig zu seyn scheint. — *Bemerkungen über die rückwirkende Kraft des Art.* 340 *des C. N.* (worin die Untersuchung der Vaterschaft verboten ist). Dieser Aufsatz macht dem ungenannten Vf. viel Ehre, und enthält manches Beherzigungswerthes. Der Vf. nimmt mit Recht an, dass jener berühmte Art. des C. N. nichts weiter sagen wolle, als: von der Promulgation dieses Gesetzes an wird den unehlichen Kindern keine Klage, bey welcher es noch auf die Erforschung der Vaterschaft ankömmt, verstattet; und folgert also hieraus (gegen Hn. *Pfeiffer*), dass alle Paternitäts-Klagen, welche schon vor der Einführung des C. N. anhängig waren, nach den Grundsätzen des älteren Processes behandelt und entschieden, also auch bey ihnen jedes überhaupt zulässige Beweismittel gestattet werden müsse. Gewiss ist diese Meinung im höchsten Grade gegründet, da die Regel, dass man durch Anstellung der Klage das Recht erwerbe, sich derjenigen Beweismittel zu bedienen, welche zur Zeit der Anstellung zuläfsig waren, keine Ausnahme leidet. Vielleicht hätte man die Klage nie angestellt, wenn man hievon nicht überzeugt gewesen wäre. Es ist eben so tadelnswerth, das neue Gesetz *stets*, als es *nie* anwenden wollen. — In Westphalen werden die Functionen der Section des Requêtes des französischen Cassations-Hofes von der Section der Justiz und des Innern des Staatsraths ausgeübt, welche, auf den Bericht eines Staatsraths-Auditors, entscheidet, ob das Cassations-Gesuch angenommen oder abgewiesen werden soll. (Im ersten Falle gelangt dann die Sache an den gesammten Staatsrath.) S. 154 findet sich ein, auch übrigens interessantes Arrêt jener Section, woraus die Form ersichtlich wird, in welcher in ähnlichen Fällen verfahren zu werden pflegt. — Die S. 168 gewünschte Beantwortung der Frage: „Ist die officielle Übersetzung des C. N. für Westphalen als deutsches *Original-Gesetzbuch*, oder nur als die einzige *Übersetzung* anzusehen, welche in den Gerichten allegirt werden darf?" — ist nachher durch den Hn. Präsidenten v. *Strombeck*, in dem 1 Hefte der Rechtswissenschaft des C. N., gegeben worden. Sie konnte wohl nicht anders ausfallen, als geschehen. Der C. N. ist Westphalen *in der Original-Sprache* durch die Constitution gegeben; Abänderungen dürfen nur unter Concurrenz der Stände im C. N. bewirkt werden: also darf die Übersetzung nichts thun, als den Original-Text treu wiedergeben, und sollte diess irgendwo nicht geschehen seyn: so behält dieser den Vorzug mit Recht.

2 *Heft. Vom Honorare der Sachwalter.* Eine sehr wohlgerathene Abhandlung, welche dem Verstande und dem Herzen des Vfs., D. *Eggena* zu Cassel, gleiche Ehre macht. Möchte doch übrigens Westphalen einen seiner heissesten Wünsche erfüllt, und dem dringendsten Bedürfnisse, welches zu den gröfsten Ungerechtigkeiten so oft Gelegenheit giebt, dem Mangel einer, für die jetzige Gerichtsverfassung berechneten, *Advocaten-Besoldungs-Taxe*, bald abgeholfen sehen! Verschiedene Gerichte bedienen sich jetzt, in Ermangelung gesetzlicher Vorschriften, der französischen Kosten-Taxe, und thun unstreitig wohl daran, da die alten Taxen auf das neue Verfahren nicht anwendbar sind. — *Über die Qualitäten und die Auslösung der Urtheile*, vom Tribunals-Procurator *Fröbe* zu Heiligenstadt. Dieser Aufsatz kann vielen Procuratoren und Greffiers von grossem Nutzen seyn, da der Vf., auf eine sehr zweckmässige Art, mehrere Bemerkungen zusammengestellt hat, die sowohl bey der Abfassung der sogenannten *Qualitäten*, als bey der

Redaction *der Expedition* der Urtheile nützlich angewendet werden können. Übrigens werden nicht, wie der Vf. glaubt, die Qualitäten, nach geschehener Redaction der Expedition der Urtheile, zurückgegeben, sondern sie bleiben, nach der französischen Gerichts-Observanz, stets in dem Archive des Greffe. Rec. kann dieses mit so grösserer Gewissheit versichern, da er über diesen Umstand in dem Greffe des. kaiserl. Gerichtshofes zu Paris persönlich Erkundigungen angestellt hat. Übrigens ist es lediglich Sache des *Greffiers*, die Expedition des Erkenntnisses (dessen Gründe und dispositiver Theil im Audienz-Protocolle enthalten sind) nach Maasgabe der eingereichten Qualitäten zu besorgen. Das Original (*la minute*) dieser Expedition legt er zugleich mit den Qualitäten und dem Audienz-Protocolle dem Präsidenten des Gerichts vor. Dieser überzeugt sich von der Richtigkeit der Expedition durch eine Vergleichung dieser mit den Qualitäten und dem Audienz-Protocolle, und unterzeichnet darauf die ihm vorgelegte *Minute*. Solche bleibt stets im Gerichte: der *Greffier* ertheilt davon nur authentische und executorische Abschriften (*grosses*), welche von ihm *allein*, als *Notarius judicii*, nicht aber, wie irrig von so viel Tribunals-Präsidenten in Westphalen geschieht (in Frankreich fällt dieses keinem Präsidenten ein), von diesen unterzeichnet werden. — *Über die Collision der administrativen und der rechtsprechenden Gewalt*, vom Dr. *Spangenberg*. Ein Aufsatz, welcher über diese Materie, die den administrativen Behörden noch hin und wieder sehr dunkel zu seyn scheint, sehr richtige, der Natur der Sache und der französischen Jurisprudenz angemessene Grundsätze enthält. Bemerkt hätte werden müssen, dass, vermöge neuerer gesetzlicher Verfügungen, dem Präfectur-Rathe nicht mehr das Recht zusteht, über Defraudationen und Gesetzübertretungen in Hinsicht der directen und indirecten Steuern zu erkennen, welches vielmehr den Tribunalen beygelegt wurde. — *Bemerkungen über die französischen Vergleichs-Büreaus und Nachrichten von der modificirten Nachahmung derselben bey dem Districts-Tribunale zu Einbeck*, von dem Präsidenten *v. Strombeck*. Die Friedensrichter erhielten in Frankreich ihren Namen von der ihm dort obliegenden Function, in der Regel in allen Civil-Sachen, ehe sie von den Parteyen an die Tribunale gebracht werden können, die Güte zu versuchen. Diese Function haben die Friedensrichter in Westphalen nicht, und diess, wie Rec. fest überzeugt ist, und wie es in Frankreich die Erfahrung ausgewiesen hat, mit Recht. Nur Aufenthalt in der Gerechtigkeitspflege, nicht Nutzen für die Parteyen, entstand aus jenem Institute, denn selten haben die Friedensrichter so ausgebreitete Rechts- und Geschäfts-Kenntniss, um mit Nutzen einen Vergleich, in oft verwickelten Rechtssachen, versuchen zu können. Nichts desto weniger blieb der Vergleichs-Versuch wünschenswerth. Hr. *v. Strombeck* entwarf also ein Project zu einer, bey dem Tribunale zu Einbeck zu errichtenden Vergleichs-Kammer. Es wurde dieses von dem Justiz-Minister des Königreichs gebilligt, und dadurch den Einwohnern des Districts Einbeck Gelegenheit verschafft, *ohne alle Kosten* in ihren Rechtshändeln mit ihrem Gegner den Vergleich versuchen zu können. Es leidet keinen Zweifel, dass dieses Institut, unter der Direction eines thätigen, geschickten Vergleichs-Commissars, von unendlichem Nutzen seyn würde, so wie, im entgegengesetzten Falle, sein *Einschlafen* nicht lange fehlen möchte.

3 *Heft*. *Über das Verfahren in Ehescheidungssachen, wenn der Aufenthalts-Ort des verklagten Ehegatten unbekannt ist*. Dieser Aufsatz zeugt von der vollkommensten Sachkenntniss des ungenannten Vfs. Möchte er doch vorzüglich von manchen derjenigen königlichen Procuratoren beherzigt werden, die *noch stets* mit Vorladungen abwesender Ehegatten zum Ehescheidungs-Verfahren auf die offenbar nichtigste Weise die öffentlichen Blätter anfüllen! — Ein Wunsch, der jedoch schwerlich sobald erfüllt werden wird, da die irrigsten Meinungen, wie die Erfahrung lehrt, eben diejenigen sind, welche am schwersten ausgerottet werden können. — *Kommt der Art. 1326 des C. N. auch bey eignen Wechseln zur Anwendung?* von Prof. *Mackeldey* in Marburg. Mit Recht bejahet der Vf. diese Frage, da der gedachte Art. ganz eigentlich in Bezug auf das, was man in Deutschland *eigene Wechsel* „*billets, ou promesses sous seing privé*," zu nennen pflegt, abgefasst ist. Auch leidet es keinen Zweifel, dass die Lehre vom Urkunden-Beweise ein Gegenstand des Civil-Gesetzbuches sey, in sofern nämlich die Rede davon ist, *wodurch* bewiesen wird, und dass die *allgemeinen* Principien des Civilrechts, auch, wenn nicht Ausnahmen verordnet sind, ebenfalls in Handelssachen angewendet werden müssen. Darin mochte also, gegen ein Erkenntniss des Appel.-Hofes zu Cassel, der Vf. Recht haben, dass der Art. 1326 bey dem in Frage stehenden *eigenen Wechsel*, dessen Unterschrift nicht mit dem „*gut*" oder „*genehmigt*" versehen war, hätte zur Anwendung gebracht werden müssen. Irrig aber ist es unstreitig, wenn der Vf. den Personal-Arrest und die eidliche Diffession jetzt im Wechsel-Verfahren nicht mehr für zulässig hält. Gehört gleich die Entscheidung der Frage, *wodurch* bewiesen werden soll, zu dem Gebiete des C. N.: so ist doch der ganze *Wechsel-Process* eine dem C. N. fremde *Rechtsmaterie*, vielmehr ein Gegenstand des *Handels-Codex*, und, so lange ein solcher noch nicht in Westphalen erschienen, der, diesen ergänzenden Handels-Gesetze. Unter diese gehören aber die Wechsel-Ordnungen der verschiedenen Provinzen Westphalens. Sie ersetzen zum Theil die Lücke eines *Code de Comm.*; sie bestimmen, *wie* in Wechselsachen bewiesen, und wie in solchen die Erkenntnisse (durch Personalarrest) vollzogen werden sollen. Sagt nicht dieses der C. N. im Art. 2070 mit bestimmten Worten? Dieser, wie Rec. dünkt, sichtbaren Irrthümer ungeachtet ist die gegenwärtige Abhandlung eine der interessantesten des Magazins.

4 *Heft.* *Über die Gültigkeit älterer positiver Gesetze neben dem Gesetzbuche Napoleons im Königreiche Westphalen*, vom Prof. *Mackeldey* in Marburg. Diese vortreffliche Abhandlung kann als eine Revision der über den fraglichen Gegenstand von *Dabelow*, *Schrader*, *Pfeiffer* und *Spangenberg* geäusserten Meinungen, und als diejenige angesehen werden, wodurch der bisher obwaltende Streit geendet ist. Die von dem Vf. dargestellten Grundsätze sind so consequent, dass sie schwerlich je werden widerlegt werden können. Rec. möchte wünschen, dass kein Richter, kein Rechtsgelehrter Westphalens diese Abhandlung unstudirt lasse, damit in einer Materie von so hoher Wichtigkeit endlich die so wünschenswerthe Uniformität erreicht, und der mit der sogenannten *raison écrite*, womit die Wenigsten einen vernünftigen Begriff verbinden, getriebene Unfug ein Ende gemacht werde. — *Ist die Exceptio litis pendentis coram tribunali peregrino im westphälischen Processe zulässig?* vom Dr. *Spangenberg*. Der Vf. bejahet diese Frage, weil nach einem westphälischen Staatsraths-Gutachten, und nach der Processordnung, alle von ausländischen Gerichten ertheilten Erkenntnisse (unter gewissen Einschränkungen), ohne Prüfung ihrer Gründe und ohne neue Verhandlungen über die schon entschiedenen Fragen, von den westphälischen Gerichten für executorisch erklärt werden müssen, also, wenn man die *exceptio* der Litispendenz nicht annehmen wollte, zwey verschieden lautende executorische Erkenntnisse in derselben Sache würden entstehen können. Dessen ungeachtet hat Rec. bey dieser Beantwortung bedeutende Zweifel, welche hauptsächlich daher rühren, dass durch die angeführten westphälischen Verfügungen eigentlich an der französischen Jurisprudenz nichts geändert ist. Nach dieser, und auch in Westphalen, kann die Executorisch-Erklärung des auswärtigen Erkenntnisses nie ohne Vorladung des Imploraten geschehen; hatte dieser also bereits einem gleichen westphälischen Erkenntnisse Genüge geleistet: so würde er dieses anführen, und dann dem auswärtigen Urtheile die executorische Clausel versagt werden, woraus folgt, dass die gefürchtete Inconvenienz nie eintreten kann.

III *Band.* 1 *Heft.* *Die Lehre vom Besitze, nach den Grundsätzen des französischen Civilrechts* entwickelt von Dr. *W. Planck*, Tribunalsassessor zu Göttingen. Diese äusserst gründlich geschriebene Abhandlung, welche zu den grössten Hoffnungen in Hinsicht des jungen Vfs. berechtigt, ist auch besonders abgedruckt, und verdient eine eigene, ausführliche Recension. — *Findet wirklich keine Klage auf eine angemessene Entschädigung wegen des durch die Nichterfüllung eines während des Code Nap. gegebenen Eheversprechens entzogenen Gewinnstes Statt?* Von dem Tribunalsassessor *Pielsticker* zu Osnabrück. Die französische Jurisprudenz entscheidet bekanntlich diese Frage verneinend; der Vf. ist aus Gründen, welche einer sehr ernstlichen Berücksichtigung würdig sind, der entgegengesetzten Meinung. In der That lässt sich hier die französische jetzige Jurisprudenz kaum vertheidigen. Freylich kann, nach dem C. N., nicht auf die *Vollziehung* einer versprochenen Ehe geklagt werden: aber wo ist es verboten, den zurücktretenden Theil auf *dommages et intérêts* in Anspruch zu nehmen? — Und müsste man eine solche Berechtigung nicht aus den bekannten, in dem Gesetzbuche enthaltenen Grundsätzen folgern?

2 *Heft.* *Über die rechtliche Kraft der Sponsalien oder Eheverlöbnisse* vom Dr. *Spangenberg*. Hier findet man die der vorigen entgegengesetzte Meinung ausgeführt. Es sey fester unbezweifelter Grundsatz, dass, wenn die Hauptverbindlichkeit nicht einklagbar ist, die aus derselben in dem Falle der Nichterfüllung entspringende Nebenverbindlichkeit ebenfalls nicht einklagbar seyn könne. Da die Vollziehung der Ehe nicht einklagbar sey: wie solle eine Schadloshaltung errungen werden können? — Nach Rec. Dafürhalten lässt sich antworten, dass hier die einklagbare Hauptverbindlichkeit, nach Art. 1383 C. N., in dem „*dommage causé par l'imprudence*" bestehe. Oder ist es nicht zum wenigsten eine *Imprudenz*, sich in Eheversprechen einzulassen, die man nachher nicht zu erfüllen gesonnen ist, ohne dass Ursachen vorhanden sind, welche die Willensänderung rechtfertigen? Obgleich die französische Jurisprudenz entgegensteht: so tritt Rec. dennoch auf Hn. *Pielstickers* Seite.

3 *Heft.* *Über das Verfahren bey Rechtsstreitigkeiten gegen Gemeinden, wenn der Präfecturrath der Gemeinde die Autorisation zur Vertheidigung verweigert hat.* Von einem Ungenannten wird der sehr richtige, und oft verkannte Grundsatz entwickelt, dass, wenn gleich, nach dem k. Decrete vom 11 März 1809, die Verweigerung der Autorisation zugleich eine Anerkennung des dem Kläger zustehenden Rechts enthält, dennoch hieraus nicht folge, dass, um auf diese Anerkennung eine gerichtliche Verurtheilung zu erwirken, die Vorladung der Gemeinde vor das zuständige Gericht eine unnütze und zwecklose Formalität sey, von welcher sich der Kläger sogleich dispensiren könne; es wird vielmehr die Nothwendigkeit einer solchen Vorladung gezeigt. — *Ist nach dem C. N. bey den zur Erbfolge berufenen Seitenverwandten, welche weder Geschwister noch deren Descendenten sind, kein Unterschied zwischen voller und halber Geburt?* Eine interessante Abhandlung von Hn. *Brinkmann* aus Osterode. — Die interessanteste Abhandlung im 4 Hefte ist von Hn. Prof. *Schrader* zu Tübingen: *Von einer doppelten Civilzeitberechnung des französischen Rechts*; eine Schrift, welche eine innige Bekanntschaft mit dem neuen Rechte documentirt.

Rec. bedauert, dass er, um diese Anzeige nicht über die Gebühr auszudehnen, nur einige Bemerkungen über so wenige der in dieser Sammlung enthaltenen Aufsätze hat mittheilen können, vorzüglich aber, dass er den interessantesten Theil derselben, die Schreiben des Justizministers *Simeon* an die Präsidenten und Procuratoren des Königs der Tribunä-

le, hat übergehen müssen, da sie ihrer bündigen Kürze wegen keines Auszuges fähig sind. Diese Schreiben enthalten einen wahren Schatz von Jurisprudenz, und machen (wie bereits bemerkt) das Magazin für den westphälischen Juristen unentbehrlich, für den auswärtigen aber im höchsten Grade interessant. Man muss den Minister lieb gewinnen, der in einem so väterlichen Tone belehrt, und der so offenbar ein Vergnügen daran findet, von seinem Erfahrungsschatze mitzutheilen. Auch ist es unstreitig dieser vortreffliche Minister, dem es das Königreich Westphalen vorzüglich verdankt, dass dessen Gerichte in einem so kurzen Zeitraume so bedeutende Fortschritte in der Anwendung der neuen Jurisprudenz gemacht haben. Möchten also recht viele solcher Ministerialschreiben durch das gegenwärtige Werk bekannt werden! Ihr Nutzen kann nicht anders als sehr gross seyn, und ein Missbrauch derselben ist nicht zu befürchten, nachdem der Minister selbst in einem derselben (Band II S. 482), um jedem Missverständnisse zu begegnen, sagte: „*L'instruction du ministre n'est que la prétention de l'administration qu'il dirige . . .; ceux qui ont à la juger l'admettent ou la rejettent, suivant que leur conscience et leurs lumières la leur font reconnaitre juste ou injuste.*" So wahr dieser Satz ist: so selten möchte ein Minister grossdenkend genug gewesen seyn, ihn öffentlich auszusprechen.

Indem Rec. dieser so lehrreichen Sammlung eine ungestörte Fortsetzung wünscht, ladet er den Herausgeber ein, öfter als geschehen, *eigene* Aufsätze mitzutheilen, da sich diese durch Gründlichkeit und zweckmässige Darstellung vorzüglich auszuzeichnen pflegen, hingegen den Aufsätzen von ein paar Vffn., welche namhaft zu machen überflüssig und kränkend seyn würde, künftig die Aufnahme in dieser interessanten Sammlung zu versagen.

F . . . . k.

Blankenburg, b. Wesche: *Der westphälische Huissier in Civil-, Municipalpolizey-, Corrections- und Criminal-Sachen; nebst einer Vergleichung der Geschäfte des Huissiers in Frankreich mit denen des Huissiers in Westphalen.* Herausgegeben (abgefasst) von *G. G. Küchendahl*, Tribunalsrichter zu Blankenburg. 1811. XXIII und 399 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die der französischen nachgebildete westphälische neue Gerichtsverfassung hatte kein grösseres Hinderniss zu überwinden (und es fehlt noch sehr viel daran, dass der Sieg als vollendet anzusehen sey), als dasjenige ist, welches aus dem Mangel tüchtiger Huissiers entstand. Man weiss, wie viel auf den *Namen* ankömmt, mit dem ein Gegenstand bezeichnet wird: und so äusserte denn auch hier der in der officiellen Übersetzung der Process-Ordnung gewählte Ausdruck „*Gerichtsbote*", statt *Huissier*, darin seine nachtheilige Wirkung, dass jeder ehemalige *Amtsbote* sich zu dem Amte eines *Gerichtsboten* berufen fühlte, und nicht selten die Erreichung seiner Wünsche erlangte. Was nun dergleichen Personen für Instrumente aufzunehmen im Stande sind, kann man denken. Sehr lobenswerth waren daher die Bemühungen der westphälischen processualistischen Schriftsteller, die Huissiers mit ihren Dienstgeschäften bekannt zu machen; und unstreitig ist man es diesen Bemühungen schuldig, dass von den Huissiers sehr bedeutende Fortschritte in ihren Amtskenntnissen gemacht sind. Ein Werk jedoch, welches *vollständig* die sämmtlichen Amtsverrichtungen der Huissiers darstellte, und ihnen zugleich eine Übersicht ihres gesammten Wirkungskreises verschaffte, fehlte bis jetzt, selbst nachdem Hr. *Willigerodt* sein in diesen Blättern bereits angezeigtes Werk herausgegeben hatte. Hr. *Küchendahl* füllt diese Lücke grösstentheils durch die gegenwärtige Schrift aus, welche zuerst systematisch von dem Amte der Huissiers im Allgemeinen handelt, nachher, ebenfalls nach dem System der verschiedenen Processgesetze, die einzelnen Verrichtungen der Huissiers schildert, und nach diesen Schilderungen stets die nöthigen Formulare enthält. Diese zeichnen sich durch ihre Bestimmtheit und die Zweckmässigkeit des Stils aus. Rec. hat bey einer sorgfältigen Prüfung derselben nichts Bedeutendes zu erinnern gefunden, und vermeidet es, von kleinen Mängeln (als wenn z. B. S. 25 in dem Formular einer Requisition an einen Gensdarmerie-Brigadier um Assistenz bey einer Execution, das Tribunals-Erkenntniss im Originale *beygelegt*, und also *aus den Händen gegeben* wird) zu reden, da es sehr unpassend seyn würde, der Menge in Westphalen erscheinender Process-Schriften in diesen Blättern eine solche, ins Detail gehende Aufmerksamkeit zu widmen. Auch die theoretischen, die Huissiers nicht unmittelbar angehenden Ausführungen in dieser Schrift sind zweckmässig, und nur selten irrig, als wenn z. B. S. 334 gesagt ist: „*Wenn der Instructions-Richter die Untersuchung* (in Corrections-Sachen) *geschlossen hat: so muss er davon dem Tribunale referiren, um darüber, welches Gericht das zuständige sey, einen Entschluss zu fassen.*" Diess geschieht nämlich nur dann, wenn der instruirende Richter, oder der Procureur des Königs, die Sache für eine *Criminal*-Sache halten. Sind sie darüber einig, dass die Sache correctioneller Natur sey: so ist nicht abzusehen, wesswegen sie nicht, eben so gut als jede Civilpartey, sofort die Vorladung des Angeschuldigten vor das Corrections-Gericht bewirken könnten, welches dann, wenn ihm die angeschuldigte Handlung ein Criminalverbrechen zu seyn scheint, stets noch das Recht hat, die Sache an den Criminal-Hof zu verweisen. Es ist kaum zu begreifen, woher der von dem Vf. begangene Irrthum, den sehr viele Gerichte mit ihm theilen, entstanden sey; unmöglich konnte der Art. 6 des Gesetzes vom 17 Aug. 1808 dazu die Veranlassung geben, denn er setzt ausdrücklich den Fall zum Voraus, wo der Untersuchungs-Richter glaubte, es müsse „*eine härtere als eine in Gefängniss bestehende Polizey- oder Besserungs-Strafe Statt finden, und vielmehr eine entehrende oder Leibes-Strafe eintreten*" (Art. 1 des angeführten Gesetzes). — Doch unbillig würde es seyn, dergleichen, besonders durch eine fehlerhafte Praxis veranlasste Versehen hoch anzurechnen. Der Vf. wird sie, bey fortgesetztem Studiren der neuen Gesetze, selbst vermeiden lernen, und so entstehet denn die gegründete Hoffnung, in ihm einen schätzenswerthen vaterländischen juristischen Schriftsteller aufblühen zu sehen. F . . . . k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 DECEMBER, 1812.

## MEDICIN.

PARIS, in d. kaiserl. Druckerey: *Rapport addressé à Son Exc. le Ministre de l'Intérieur, Comte de l'Empire, sur les ouvrages envoyés au concours sur le Croup, par la Commission chargée de l'examen et du jugement de ces ouvrages.* 1812. 183 S. 8.

Seit einigen Jahren war das gesammte medicinische Publicum auf den Ausgang einer sehr merkwürdigen Angelegenheit im Felde der medicinischen Literatur gespannt, welche jetzt beendigt ist, und von welcher die vorliegende Schrift Rechenschaft ablegt.

Vermittelst Decrets, datirt aus dem Hauptquartier zu Finkenstein vom 4 Jun. 1807, hatte bekanntlich der Kaiser von Frankreich, veranlasst durch den durch den Croup herbeygeführten Tod des Prinzen von Holland, dem Minister des Inneren aufgetragen, die Ärzte aller Nationen zu einem Concurs über den Croup einzuladen, und ein Preis von 12000 Franken wurde der besten über diesen Gegenstand bis zum 1 Jan. 1809, und nach einer späteren Verfügung bis zum 1 Jul. 1809 eingesandten Abhandlung zugesagt. Aus vorliegender Schrift sehen wir nun den Verfolg dieser, theils wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes der Preisaufgabe, theils wegen der Gröfse des Preises interessanten Angelegenheit, welcher im Kurzen folgender ist.

Zur Beurtheilung der eingesandten Schriften bildete sich zuerst eine aus zwölf der angesehensten Ärzte von Paris bestehende Commission, von denen zehn den Bericht unterzeichnet haben, nämlich die Hrn. *Lepreux*, als Präsident der Commission, *Hallé*, *Balleroy*, *Duchanoy*, *Chaussier*, *Corvisart*, *J. J. Leroux*, *Portal*, *Pinel* und *Royer-Collard*. 83 Concurrenzschriften erschienen bis zu dem angegebenen Termin, von denen nur 79, als den Bedingungen der Preisbewerbung genügend, zur Concurrenz gelassen werden konnten, 4 aber, als diese nicht erfüllend, indem 2 derselben in deutscher, eine in italiänischer, und eine in englischer Sprache geschrieben waren, von der Theilnahme am Concurs ausgeschlossen werden mussten. Nun begann das eigentliche Geschäft der Commission, und die Art und Weise, wie sie sich ihres Auftrags entledigte, verdient wegen der grofsen Sorgfalt und Pünctlichkeit einer besonderen Erwähnung.

Um mit der strengsten Unparteylichkeit zu urtheilen, und um mit der gröfsten Genauigkeit das Verdienst einer jeden der 79 zur Concurrenz zugelassenen Schriften zu würdigen, und ein vorläufiges Urtheil über den Werth derselben abfassen zu können, trennte sich die Commission zuerst in vier Bureaus. Die zur Concurrenz gelassenen, einregistrirten, doppelt (einmal von der Behörde, an welche sie gesandt worden, das zweyte Mal von der Commission) numerirten Schriften, von denen man die mit den gleichen Numern bezeichneten, den Namen des Verfassers enthaltenden, und mit der Devise der Preisschrift bezeichneten, und sämmtlich der medicin. Facultät in Verwahrung gegebenen Billets getrennt hatte, wurden unter diese vier Bureaus, deren jedes 3 Mitglieder enthielt, so vertheilt, dass allmählich alle Schriften einzeln von den 4 Bureaus gewürdigt werden konnten. Vor dem Anfange dieses Geschäfts hatte jedes Mitglied der Commission erklären müssen, nicht selbst Theil an dem Concurse genommen zu haben. Das Resultat dieses ersten präliminarischen Geschäfts war die Scheidung der zur Concurrenz gelassenen Abhandlungen in drey Reihen, von denen die erste 16 gute, die zweyte 43 schlechte, und die dritte 20 mittelmäfsige Abhandlungen enthielt. Jetzt begann das zweyte Geschäft der Commission. Von den 16 Abhandlungen der ersten Reihe wurde jede von jedem der 12 Mitglieder der Commission besonders gelesen, geprüft, beurtheilt, doch ohne das besondere Urtheil kund werden zu lassen, und dann mit dem Namenszuge jedes Mitgliedes, zum Zeichen der geschehenen Prüfung, versehen. Die Commission vereinigte sich nach dieser Prüfung zu einer solennen Generalversammlung, und die bis jetzt geheim gehaltenen Urtheile der einzelnen Mitglieder über jede der 16 guten Abhandlungen wurden jetzt nach der Bestimmung des Loses öffentlich vorgetragen, und das vergleichende Urtheil über diese Schriften einer sechs Sitzungen hindurch dauernden Discussion unterworfen. Das Endresultat dieses letzten Geschäfts der Commission war, dass zwey Schriften, von denen eine den Hn. D. *Jurine* in Genf, die andere den Hn. D. *Albers* in Bremen zum Verfasser hat, als eines gleichen Verdienstes theilhaftig, würdig erklärt wurden, den Preis zu theilen; dass drey anderen Abhandlungen, deren Verfasser die Hnn. D. *Vieusseux* in Genf, D. *Caillau* in Bordeaux und D. *Double* in Paris sind, wegen minderen Verdienstes, aber doch grofser Vortrefflichkeit, die Belohnung einer öffentlichen ehrenvollen Erwähnung zuerkannt wurde; dass aus einer sechsten Abhandlung ein als Specificum gegen den Croup angegebenes Mittel zu einer näheren und besonderen Untersuchung allen praktischen Ärzten anempfohlen wurde, und dass endlich die Commission sich entschloss, aus den übrigen 10

guten und aus den 20 mittelmäſsigen, ſo wie aus den als ſchlecht erkannten Abhandlungen die merkwürdigſten Thatſachen, nützlichen Unterſuchungen und intereſſanten Diſcuſſionen, deren eine groſse Zahl vorhanden war, in einem methodiſchen und räſonnirenden Auszug zu vereinigen und dem Publicum durch den Druck zu übergeben.

In gegenwärtiger Schrift wird nun eine ſorgfältige Analyſe der genannten ſechs Abhandlungen gegeben, über welche Analyſe wir aber, als über die ausführliche Beurtheilung dieſer Schriften, uns um ſo mehr alles kritiſchen Urtheils enthalten, da wir ſpäterhin, ſobald dieſe Schriften ſelbſt durch den Druck dem Publicum werden mitgetheilt ſeyn, noch beſondere Auffoderung haben werden, über dieſelben zu reden.

Wir fügen alſo dieſer hiſtoriſchen Darſtellung des Ausganges obiger Preisaufgabe nur noch einige Bemerkungen hinzu, wie ſie ſich uns bey Durchleſung dieſer Schrift theils über das Ganze, theils über manches Einzelne dargeboten haben.

Eine erfreuliche Erſcheinung iſt die groſse Sorgfalt, mit welcher der Werth und die Mängel der einzelnen Schriften gegen einander über geſtellt ſind, ſo wie die Reife, Unbefangenheit und die das Verdienſt erkennende Unparteylichkeit des Urtheils und die beſondere Klarheit der Darſtellung, welche uns vorzüglich in der Entwickelung des Werthes und der Mängel der beiden gekrönten Schriften überall entgegengekommen ſind. Möchte doch jede wiſſenſchaftliche Behörde, welche über Preisſchriften zu urtheilen hat, an dieſem Verfahren unſerer Nachbaren ein fruchtbringendes Beyſpiel nehmen! Preisaufgaben können ſehr viel zur Förderung der Wiſſenſchaft beytragen, indem nicht ſelten durch dieſelben ein ſchlummerndes Talent Anregung erhält, ſich auszubilden und einem Theile der Wiſſenſchaft zu widmen, und indem der Menſch oft eines äuſseren Anſtoſses bedarf, um nicht in wiſſenſchaftliche Trägheit zu verſinken; aber nicht ſelten hält manchen würdigen Arbeiter die Furcht einer einſeitigen, oberflächlichen, parteylichen Beurtheilung ab, ſich einem Geſchäfte hinzugeben, welches, wenn auch nur zu Anfange der Arbeit, und zum Theil, dieſes beſtimmten Zwecks wegen unternommen wurde. So wie hier das Urtheil über die verſchiedenen Schriften gefällt und ausführlich motivirt iſt, wird es keinem der Verfaſſer der nicht gekrönten Abhandlungen einfallen können, ſich über Ungerechtigkeit oder Verkennung zu beklagen.

Intereſſantere Aufſchlüſſe und fruchtbringendere Reſultate, wenigſtens eindringendere Unterſuchungen und mannichfaltigere Verſuche, als ſich hier finden, hätte man von der Erfüllung der beſonderen Bedingung der Preisfrage erwarten können, an lebenden Thieren über die Entſtehung und Hervorbringung derſelben oder einer ähnlichen Krankheit durch äuſsere Mittel Verſuche anzuſtellen, da dergleichen Verſuche überhaupt für den gegenwärtigen Zweck, und bey dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft nur dann einen reellen Werth haben können, wenn ſie mit Berückſichtigung aller kleinen Nüancen der verſchiedenen Krankheiten, und mit Würdigung der verſchiedenen Naturen des Thiers und des Menſchen angeſtellt werden, indem es nach unſerer Überzeugung nicht möglich iſt, daſs dieſelbe dem Weſen nach ſich gleiche Krankheit in Individuen von ganz verſchiedener Natur entſtehen kann. Auch ſcheint im Allgemeinen die Eigenthümlichkeit der Krankheit, welche doch wohl nicht bloſs eine Entzündung der Schleimhäute des Larynx und der Luftröhre iſt, wofür ſie noch in allen den obigen Schriften gehalten wird, nicht genug berückſichtigt, herausgehoben und der ſtrengeren Unterſuchung unterworfen zu ſeyn. Iſt doch endlich, wenigſtens in Deutſchland, die Zeit gekommen, daſs man nicht mehr mit den äuſseren Verhältniſſen der Krankheiten ſich begnügt, und zufrieden iſt, wenn man glaubt in einem hervorſtechenden entzündlichen oder krampfigen Charakter einer beſtimmten Krankheit den weſentlichen Charakter der Krankheit gefunden zu haben, da dieſe Formen doch nur allgemeine, mehreren weſentlich verſchiedenen Krankheiten zukommende Verhältniſſe ſind, daſs man im Gegentheil ſich gedrungen fühlt, den ſpecifiſchen Verhältniſſe der einzelnen ſpecifiſchen Krankheiten genauer nachzuforſchen; und finden ſich doch in dem ſpecifiſchen Verhalten des energiſchen Verlaufes der Krankheit, des Wechſels der krampfigen mit den entzündlichen Erſcheinungen in den verſchiedenen Individuen, der eigenthümlichen Veränderung, welche im ganzen Organismus während der Krankheit vorgeht, ſo daſs manche Arzneymittel, z. B. verſüſstes Queckſilber, nun in eine ganz neue Wechſelwirkung mit dem Organismus treten, und nicht mehr die gewöhnlichen Wirkungen erzeugen, Andeutungen genug, welche dieſe Krankheit von jeder anderen krampfigen oder entzündlichen Affection der genannten Theile unterſcheiden.

Denn wozu kann es wohl nützen, und zu welchem für die Erkennung und Behandlung der Krankheit erſprieſslichen Reſultate kann es wohl führen, wenn man, wie Hr. D. *Albers* vorzugsweiſe vor den übrigen Competenten mit Eifer ſich hat angelegen ſeyn laſſen, bloſs vermittelſt ſcharfer, äuſserlich in die Luftröhre gebrachter Mittel hier eine locale Entzündung in einem ganz anderen Organismus, als der des Menſchen iſt, hervorbringt, wenn man nicht zugleich zeigt, daſs mit dieſer künſtlichen Krankheit alle anderen mannichfaltigen, charakteriſtiſchen, aus dem Weſen der Krankheit hervorgehenden und daſſelbe beurkundenden Verhältniſſe eintraten, welche den Croup von einer örtlichen Entzündung der Luftröhre und ihrer Theile unterſcheiden? Wir hätten ſchon ein wichtiges Reſultat für das fernere Studium der Krankheit, wenn uns durch dieſe Verſuche wäre erwieſen worden, daſs die durch äuſsere Mittel bey Thieren künſtlich hervorgebrachte Krankheit, obgleich ſie locale Entzündung der Luftröhre war, nichts mit der Natur und dem Weſen des Croups gemein habe.

Ferner vermiſſen wir eine genaue Würdigung der ſeit *Authenrieths* Bekanntmachung vielfältig wiederholten Erfahrung, daſs verſüſstes Queckſilber in ſ-

nem specifischen Verhältnisse zu dieser Krankheit steht, auf gleiche Weise, wie China zum Wechselfieber, Mercurius zur Lues u. s. w., wie man, ungeachtet alles Widerspruchs, doch wohl anzunehmen berechtigt ist, wenn man die merkwürdige, auch von Rec. mehrmals beobachtete Erscheinung erwägt, dass Kinder von 2—3 Jahren, welche am Croup leiden, täglich 30 bis 40 Gran dieses Mittels zu sich nehmen können, ohne dass die gewöhnlichen Folgen desselben sich zeigen, und dass dennoch die Heilung erfolgt. Man hätte erwarten können, dass bey Thieren, welchen man eine im Äusseren ähnliche Krankheit erzeugt hatte, mit diesem Mittel würden Versuche angestellt worden seyn, wo denn der mehr oder minder gleiche Erfolg, die mehr oder minder gleiche Wirkung dieses Mittels bey der künstlichen Krankheit des Thieres, und bey der natürlichen des Menschen, über die Gleichheit beider Krankheiten wenigstens Vermuthungen hätte zu Wege bringen müssen, welche einen grösseren Werth haben würden, als alle die in den angegebenen Schriften enthaltenen Resultate dieser künstlichen Krankheitserzeugung bey Thieren. Auch die Verschiedenheit der Thiere, an welchen solche Versuche anzustellen, würde zu berücksichtigen seyn, da bekanntlich dieselben Arzneymittel nicht immer bey verschiedenen Thieren dieselbe specifische Wirkung haben, und da jedes Thier seine wesentlichen Verschiedenheit von einem anderen doch auch in den Verhältnissen seiner Krankheiten ausdrückt.

Das in der 6 Schrift als Specificum genannte, und von der Commission im Auftrage des Ministers des Innern allen Ärzten zur Prüfung und zum Versuche empfohlene Mittel ist die Schwefelleber. Da die in dieser Hinsicht von der Commission erlassene Auffoderung schon durch mehrere deutsche Zeitungen hinlänglich bekannt gemacht worden, zur Zeit aber über die specifische Wirkung dieses Mittels noch nichts zu sagen ist: so enthalten wir uns für jetzt aller Bemerkungen hierüber, indem wahrscheinlich bald eine Summe von Thatsachen über den Werth oder Unwerth dieses Mittels im Croup entscheiden wird.

Indem wir diese Recension schliessen, wünschen wir, dass die angezeigten fünf Abhandlungen bald im Druck erscheinen mögen, da sie nur dienen können, auch andere geistreiche Ärzte zur erneuerten Untersuchung über das Wesen und die specifische Behandlung dieser gewöhnlich von den schnellesten und gefährlichsten Folgen begleiteten Krankheit aufzufodern.

* *

Wirklich hat eine solche Untersuchung schon ein Jahr früher einen deutschen Arzt beschäftigt. Ihr verdanken wir eine Schrift, welche grossentheils auch den Croup und dessen ärztliche Behandlung zum Gegenstande hat, und die den Franzosen wenigstens bey Erscheinung des obigen Werks noch nicht scheint bekannt gewesen zu seyn. Wir fügen die von einem andern Rec. gelieferte Anzeige derselben hier bey.

LEIPZIG, b. Vogel: *Erkenntniss und Heilung der häutigen Bräune, des millarschen Asthma und des Keuchhustens*, von *Eduard Ludwig Löbenstein-Löbel*, der Arzneyk. u. Wundarzneyk. D., Prof. der Med. auf der Gesammt-Universität Jena und Mitglied der latein. Gesellschaft. 1811. VIII u. 182 S. 8. (20 gr.)

Unstreitig verdienen unter allen Kinderkrankheiten die drey auf dem Titel genannten, wegen der Verheerungen sowohl, die sie schon in diesem Lebensalter zur Folge haben, als wegen der Schwierigkeiten, die sich der Erkenntniss und Heilung derselben in den Weg stellen, die meiste Aufmerksamkeit. Ungeachtet sie, besonders aber die erste unter ihnen, in neuerer Zeit viele Federn in Bewegung gesetzt haben und von allen Seiten beleuchtet worden sind: so hat doch der Vf. dieses lehrreichen Werks für die Mittheilung seiner eigenen, und für die Zusammenstellung und Würdigung fremder Beobachtungen und Erfahrungen, wodurch es insbesondere vor anderen ähnlichen Schriften schätzbar wird, sich unseren Dank erworben, und sein Name wird in einer künftig zu liefernden Geschichte dieser Krankheiten nicht fehlen dürfen. Schon der verewigte *Wichmann* hat die ersten beiden Krankheiten eines Platzes in seinen vortrefflichen *Ideen zur Diagnostik* würdig geachtet, und die Verschiedenheit derselben nach allen Seiten zu erweisen gesucht; allein seiner Meinung wurde von mehreren Beobachtern widersprochen, von Manchen, wenn auch nicht geradehin ihre Identität behauptet, doch eine Complication derselben unter Umständen als möglich und in der Erfahrung begründet angesehen. Dieser Controversen wegen würde eine nochmalige Bearbeitung dieses Gegenstandes schon von grossem Interesse seyn, wenn auch nicht die Summe der Beobachtungen und Ideen darüber, welche seit dem Jahre 1797, in welchem *Wichmann* schrieb, bedeutend angewachsen, solche nöthig machte. Von diesem Gesichtspuncte glaubten wir das vorliegende Werk ansehen zu müssen, und gehen nun zur Würdigung desselben über.

Nach einer kurzen Einleitung, welche einige allgemeine Grundsätze für die Behandlung der Kinderkrankheiten überhaupt in sich fasst, und nach Angabe der vorzüglicheren Schriften über die häutige Bräune, unter denen wir, die späteren, welche nach Erscheinung dieser Schrift ans Licht getreten sind, ausgenommen, keine von Bedeutung vermissen, folgt die Pathologie, Prognosis und Therapie dieser Krankheit selbst, in mehreren Abschnitten dargestellt. Der Vf. hält sie immer für eine Entzündung des Luftröhrenorgans, wenn sie rein und ungetrübt hervortritt. Ihre Symptome sind treu nach der Natur gezeichnet. Darunter soll anhaltendes, heftiges Kopfweh immer ein Zeichen einer nervösen Complication seyn. Wenn sie nach Exanthemen folgte: so wurde die Zunge vorzüglich rein und roth gefunden; die Mandeln wurden nie mit Schleim bedeckt gesehen, wohl aber eine Anschwellung dieser Theile nach solchen Hautkrankheiten. Die Identität dieser Krankheit mit dem millarschen Asthma wird geleugnet. Ausser den bekannten Unterscheidungsmerkmalen beider werden als solche noch folgende angeführt: 1) Die häutige Bräune ergreift Sub-

jecte von jeder Constitution, das millarsche Asthma mehr blasse, magere, kränkliche Subjecte. 2) In jener bemerkt man selten Trismus und andere Nervenzufälle, in dieser beobachteten *Wolf* und *Millar* Schreyen, Lachen und Sehnenhüpfen. 3) In der rein entzündlichen häutigen Bräune ist der Appetit gut, im millarschen Asthma krankhaft, und der Genuss von Speisen ist mit häufigem Aufstoſsen verbunden. 4) In jener ist der Urin feuerroth, citronengelb, ziegelroth; in der mit asthenischem Charakter hat er öfters die Farbe des Wassers, oder ist gelblich weiss und nimmt in etwas den Schwefelgeruch an. Im millarschen Asthma ist er immer wasserhell und weiss; sein Geruch mehr ekelhaft, süsslich, nach den Anfällen zuweilen gelblich mit einem Bodensatz, wobey jedoch jener Geruch bleibt. 5) Bey diesem geht dem Anfalle ein ungewöhnliches Pressen vorher, welches man anfänglich für Tenesmus hält, und welches aus der Tiefe der Brust entsteht, ein Symptom, welches bey der häutigen Bräune fehlt. Unter den angegebenen Unterscheidungsmerkmalen vermissen wir die von mehreren Autoren über diesen Gegenstand bemerkte Geschwulst des Kehlkopfes bey der häutigen Bräune, so wie bey dem millarschen Asthma, dass dasselbe nie epidemisch vorkomme. — Ausser der Differenz dieser beiden Krankheiten werden noch zwey verschiedene charakteristische Luftröhrenentzündungen angenommen, deren eine nur robuste, energische und kräftige Subjecte befällt, und durch diejenigen äusseren Einwirkungen begünstigt wird, die geeignet sind, bey kräftigen Naturen eine Hypersthenie zu erzeugen (hypersthenische Luftröhrenentzündung); die andere aber schwächliche Subjecte, bey welchen man eine kränkliche Diathesis vor dem Befallenseyn des Croups (mit dem Croup) wahrnimmt, welche an Katarrhalbeschwerden, Skropheln, Atrophie, Hautausschlag und Eiterungen der Ohrdrüsen und der Tonsillen litten, heimsucht. Zu dieser asthenischen Art des Croups wird auch noch die Complicirung mit dem Typhus und mit anderen asthenischen krankhaften Affectionen gezählt. Gegen den sthenischen Croup dienen locale Blutausleerungen, kalte Umschläge um den Hals, innerlich Salmiak mit Nitrum in Sauerhonig, bey Verminderung der Entzündungszufälle Einreibungen von Schwefelsalbe, innerlich hallersches Sauer(?), und zum Schluss *Roborantia;* im höheren Grade der Krankheit, wenn der Vf. erst am 3 oder 4 Tage gerufen wurde, Spanischfliegenpflaster, *Unguent. neapol. cum unguent. digit. et camphora*, innerlich *Decoct. rad. seneg.* mit *Sp. sal. amm. anis.* abwechselnd mit *Mercur. dulcis.* Gegen den asthenischen Croup, der weit häufiger vorkommen soll, als der sthenische, wendete der Vf. mit gutem Erfolg folgende Mittel an: im Anfange ein Blasenpflaster längs der Luftröhre gelegt, neben und um dieses eine Salbe aus *Unguent. digit.* mit *Mercur. dulc.*, *Ol. anis.* und Camphor; bey geringerem Fieber und Leiden des Sensoriums u. s. w. innerlich *extr. escul.* und *seneg.* mit *Spir. nitr. aeth.*, gepülverten Majoran mit Zucker, als Niesemittel; bey zunehmender Gefahr innerlich *Infus. seneg.* mit *Spir. sal. ammon. anis.* abwechselnd mit *Mercur. dulc.* zu Gr. ½ bis 3. Kindern von 6 bis 8 Jahren gab er mit dem glücklichsten Erfolge die Seidelbastwurzel (*Daphne mezereum*) in Decoct zu Scrup. 1 — Dr. ½ *ad Col. Unc.* 4, alle Stunden oder alle zwey Stunden einen halben bis ganzen Esslöffel voll. Der Vf. versichert, dass die Wirkung dieses Mittels in einigen Fällen wundervoll gewesen sey; und doch heisst es weiterhin, er habe es *ein einziges Mal* bey einem armen Knaben von 9 Jahren angewendet: ein Widerspruch, der wohl nur in einem Fehler des Ausdrucks begründet ist. In noch höherem Grade des Übels verordnete er aromatische Bäder, innerlich *Valer. senega*, *Moschus* mit *Mercur. Serpentaria* und *Naphth. vitr.;* bey eintretender Besserung aber bittere Mittel. In dem Croup, welcher solche Individuen befällt, deren lymphatisches System krankhaft afficirt ist, und welche vorher schon an Drüsenverhärtungen und Drüseneiterungen litten, anfänglich warme Bäder aus geschrotenem Malz, Calamus und Bilsenkraut, Einreibungen von *Ung. digit. flor. sulph. Merc. pp. alb.* und *Ol. absynth.;* innerlich *Inf. valer.* und *calam. ar.* mit *Tinct. valer.* und *Spir. sal. ammon. anis.* abwechselnd mit *Extract. lactuc. viros.* und *Moschus*, späterhin Senegaextract und China.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

## KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Berlin*, b. Maurer: *Spicilegium observationum anatomicarum de Hyaena.* — Praeside *Caroli Asmund Rudolphi*, Phil. et Medic. Doct., hujus Prof. P. O., Praefecto Musei anatomici — — defendit *Carol. Guilielm. Eduard. Reimann*, Rosenbergensis-Silesiacus. Cum Tab. aen. 1811. 24 S. gr. 4. (16 gr.) Diese kleine Schrift ist ein schätzbarer Beytrag zu dem, was *Daubenton* und Andere über die Anatomie der Hyäne bekannt gemacht haben, und vorzüglich deswegen interessant, weil es eine weibliche *Hyaena striata Pennant.* war, an deren Leichnam diese Beobachtungen angestellt worden sind. Die fünfte Zehe, welche *Pallas* an den Hinterklauen bemerkt hat, war an der hier zergliederten Hyäne nicht vorhanden. *Skoldebrand* beschreibt an der Hyäne 4 Backenzähne in der oberen und unteren Kinnlade und 4 Brüste, da der Vf. 6 Brüste, und in der oberen Kinnlade 5 Backenzähne fand. Der Körper, dessen Ausmessungen genau angegeben sind, hatte eine ausserordentliche Menge von Fett, die Knochen aber waren krankhaft. Die pyramidenförmigen Bauchmuskeln, welche, nach *Vesling*, der Hyäne fehlen sollten, sind wohl vorhanden, befinden sich aber am äusseren Rande der geraden Bauchmuskeln. Die *membrana nutitans* zeigte deutlich querlaufende Muskelfibern. Die Ringe der Luftröhre sind mehr als cirkelförmig, so dass ihre Enden hinter einander stehen. Ein offenbar mit fleischigen Fibern versehenes Band vereinigte die beiden Abtheilungen der Schilddrüse unten mit einander. Die zwischen dem After und dem Schwanz befindlichen Drüsen sind mit eigenen Muskeln versehen, durch welche der in ihnen enthaltene Stoff ausgepresst werden kann. Die länglichen krausen Falten der Scheide sind auf der beygefügten Kupfertafel deutlich dargestellt. An dem Fruchthalter waren keine Muskelfibern, wohl aber an den runden Bändern desto deutlicher zu sehen. Von den breiten Bändern des Fruchthalters ging auf jeder Seite ein fleischiges Band bis zum Zwergmuskel in die Höhe. Die Erklärung der Kupfertafel, welche die inneren Geschlechtstheile nebst den Werkzeugen der Harnabsonderung darstellt, und einige Theses machen den Schluss.

C. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 DECEMBER, 1812.

## *MEDICIN.*

Leipzig, b. Vogel: *Erkenntniss und Heilung der häutigen Bräune, des millarschen Asthma und des Keuchhustens*, von *Eduard Ludwig Löbenstein-Löbel* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Obgleich wir eine Verschiedenheit der häutigen Bräune nach der jedem Individuum zukommenden, subjectiven Erregbarkeit eben so wenig, als eine Modification derselben nach anderen krankhaften Anlagen und solchen Einflüssen, welche mit der Entstehung des Croups nicht in unmittelbarer Verbindung stehen, zugeben wollen, und die Berücksichtigung derselben mit dem Vf. für wichtig genug halten: so scheint uns doch eine andere Verschiedenheit, nämlich nach der jedesmal herrschenden epidemischen Constitution, nicht weniger der Beachtung werth. Dass der Vf. darauf sein Augenmerk so wenig gerichtet, rührt wohl daher, dass er, wie er S. 24 selbst gesteht, diese Krankheit nie selbst epidemisch gesehen hat, was freylich von einem Manne, der eine Monographie derselben schreiben wollte, zu erwarten gewesen wäre. Nicht als wenn die von wenigen sporadisch vorkommenden Krankheitsfällen abstrahirten Erfahrungen geringeren Werth hätten; allein zur vollständigen Geschichte einer Krankheit gehören alle Seiten ihrer Erscheinung, alle Beziehungen, in denen sie zur äusseren und inneren Natur steht. Wer würde z. B. durch die von noch so vielen sporadischen Fällen hergenommenen Erfahrungen das Wesen des intermittirenden Fiebers erschöpfen? Es ist bis jetzt noch nicht erklärt, aber eine Thatsache, die keinem aufmerksamen Beobachter epidemischer Krankheiten entgehen kann, dass beynahe jede Epidemie ihr eigenes, zwar anderen Epidemieen analoges, aber nie ganz gleiches Gepräge hat, dass es aber dessenungeachtet gewisse eigenthümliche Erscheinungen in dergleichen Epidemieen giebt, die allen davon befallenen Individuen, den schwachen wie den starken, zukommen. Solche in der herrschenden Krankheitsconstitution begründete Eigenthümlichkeit ist aber der Aufmerksamkeit des Arztes eben so würdig, als die durch die Subjectivität des Kranken gesetzte, und hat auf das Heilverfahren desselben nicht geringeren Einfluss. Auch bey dem Croup haben die verschiedenen Urtheile über das Wesen dieser Krankheit, ihre Verwandtschaft mit dem millar'schen Asthma, ihre Heilung durch Mittel, die sich in ihren Wirkungen oft ganz entgegengesetzt scheinen u. s. f. wohl grösstentheils diesen epidemischen Verschiedenheiten ihre Entstehung zu danken. So beobachtete Rec. erst vor Kurzem eine Epidemie, in welcher das Übel, besonders im Anfange derselben, bestimmte Remissionen zeigte, und wo die einzelnen Anfälle desselben durch bestimmte spastische Erscheinungen ausgezeichnet waren, jedoch ohne dass man gerade desshalb eine Identität oder Complication mit dem millar'schen Asthma (eine Krankheitsform, deren Eigenthümlichkeit auch unseren Erfahrungen zufolge keinem Zweifel mehr unterliegt) anzunehmen berechtigt gewesen wäre.

Übrigens geht der Vf. offenbar zu weit, wenn er annimmt, dass schwächliche, reizbare Naturen, welche zuvor an anderen Krankheiten gelitten, nicht von wahrer sthenischer Entzündung befallen werden könnten, da, wie bekannt, sogenannte asthenische Individuen eben sowohl von sthenischen, activen Entzündungen befallen werden können, als sthenische. Auch möchten die Erscheinungen des sthenischen und asthenischen Croups, wie sie hier S. 25 ff. angegeben sind, in wenigen Fällen wohl so constant geschieden seyn, als es in der Schilderung des Vfs. der Fall ist.

Einen Metaschematismus des Croups mit dem millar'schen Asthma hat der Vf. in seiner Praxis nie gesehen. Die Zeichen des letzteren sind der Natur getreu angegeben. Der Vf. erklärt es für ein asthenisches Übel, wobey das Urleiden hervorstechend in das sensible Systeme mit einem individuellen Krampfleiden der Respirationswerkzeuge gesetzt ist. Zu diesem Ende besteht die Aufgabe der Heilung darin, die gesunkenen Kräfte zu heben, die Respirationswerkzeuge vom Krampfe zu befreyen, die momentan gehemmte Function der Lungen aufzuheben, und die Harmonie der Systeme und Organe zu einander wieder herzustellen. Folgende Mittel empfiehlt der Vf. als die wirksamsten: *Infus. valer. sylv. Tinct. mosch. compos. Vanille* mit *sal corn. cerv.*, *Cajeput* und Baldrianöl, Bäder aus kaustischem Kali, geistige Einreibungen, Klystiere mit Moschustinctur. Besonders aber hat er den Phosphor, in *Aether vitriol.* aufgelöst, Kindern von 4 bis 8 Jahren mit vorzüglichem Glück gegeben.

Die Meinung des Vfs., dass der ursprüngliche Sitz des Keuchhustens im Zwerchfell sey, hat schon *Stoll* bey Veranlassung mehrerer von ihm beobachteter Fälle geäussert, wo die Anfälle dieser Krankheit durch Lachen erregt wurden. Es scheinen uns übrigens die Gründe für diese Hypothese weder so beweisend, noch ihr Werth für die Praxis so gross, als es der Vf. zu wähnen scheint. Denn was die Veränderungen betrifft, die er an den Leichen solcher, welche am Keuch-

husten gestorben sind, im Zwerchfell wahrgenommen haben will: so beweisen sie höchstens ein consensuelles Leiden dieses Organs, keineswegés aber, dass es diesem Übel zum eigentlichen Wohnsitz gedient habe, so wie dieses ebenfalls in Bezug auf jene Symptome der Fall ist, welche auf ein Leiden dieses Organs während des Lebens hinweisen sollen. Eine Ähnlichkeit der Symptome des Keuchhustens und der Diaphragmitis, wovon übrigens auch gar kein Beweis herzunehmen wäre, da der erstere ja in einer krampfhaft gesteigerten Reizbarkeit des Nervensystems und vorzüglich des Brust- und Zwerchfells-Nerven bestehen soll, kann wohl nur ein durch allzugrosse Liebe zu der einmal angenommenen Hypothese verblendetes Auge sehen. Der Vf. fand, das Zwerchfell ausgenommen, in den übrigen Respirationswerkzeugen keine Spuren von organischen Fehlern und Afterorganisationen, welche als ursächliche Momente des Keuchhustens dienen konnten. Aber konnten denn diejenigen, welche er am Zwerchfell vorgefunden, als solche dienen, und können es nicht mit demselben Rechte die, welche andere Beobachter an anderen Organen wahrnahmen, als: Knoten in der Lunge, Fehler der Leber u. s. w.? Auch geht derselbe zu weit, wenn er den Gebrauch der Mittelsalze, der Brechmittel und Blutentleerungen in dieser Krankheit geradehin für nachtheilig erklärt, da die Zeugnisse eines *Sydenham*, *Huxham*, *Cullen* u. s. w. von denen der erstere den Aderlass ein *ingens solatium* nennt, doch wahrlich nicht so geschwinde mit einem Schwerdtstreiche aus dem Wege zu räumen sind. Auch hier kommt es wohl zunächst auf die epidemische Constitution und die Individualität des Kranken an; und dieselbe Behandlung, welche in einer so bösartigen Epidemie, wie sie nach Rosenstein im Jahre 1755 in Schweden herrschte, passend war, möchte sich wohl für andere, weniger bösartige Epidemieen, wie wir sie heutiges Tages oft beobachten, wenig schicken. Dieses hat der Vf. zwar geahnet, wenn er sagt, „jede Epidemie bestimme ein anderes und besonderes Heilungsregulativ", aber zu wenig auf seine eigene Methode, den Keuchhusten zu behandeln, übergetragen; er würde sonst dergleichen Heilmittel, wie die Blutentziehungen und die Brechmittel, von denen besonders das letztere in manchen gastrischen Complicationen unbestreitbare Vorzüge hat, nicht geradezu verworfen haben. Über die Anwendung des ersteren Mittels scheint er übrigens selbst noch in Ungewissheit zu seyn, da er späterhin, im hypersthenischen Keuchhusten, wo Dyspnoe und ängstliche Brustbeklemmungen damit verbunden waren, selbst Blutigel angewendet zu haben, gesteht. In solchen Fällen gab er aber sogleich, als die Hypersthenie in Asthenie übergegangen war, Aufgüsse von Baldrian und Calmuswurzel mit *Liquor anod.* oder *Spir. nitr. dulc.*; bey Erstickungsanfällen, heftigem Würgen, Zittern u. s. w. *Moschus* mit *Legum. vanill.*, und liess *Spir. matrical.* mit *tinct. canth.* in die Herzgrube einreiben. Schwächlichen Subjecten, wo der Keuchhusten oft gegen das dritte Stadium den höchsten Grad erreichte, oder die keinen Appetit hatten und abmagerten, wurde Opium gereicht, jedoch kleinen Kindern in ganz kleinen Gaben, ein Verfahren, welches gewiss jeder erfahrene Arzt mit uns billigen wird. Überhaupt muss man dem Vf. das Zeugniss geben, dass er in dieser Krankheit, die Wahl der Mittel den besonderen Graden des Übels anzupassen, sich bemüht hat. Nur möchten wir wünschen, er wäre mit der Anwendung reizender Mittel, als Bibergeil- und Pomeranzen-Tinctur, Baldrian, besonders aber narcotischer Substanzen, wie destillirtes Chamillenöl, Hyosciamusextract, Pulsatillenextract, Moschus, weniger freygebig: denn gilt nicht von diesen Mitteln dasselbe, was vom Opium in Bezug auf das kindliche Alter gilt? Der äusserliche Gebrauch des Phosphors, welchen er mit Kümmelöl und Camphor vermischt, täglich 3mal in die Magengegend einreiben liess, und worauf bey einigen Individuen der Keuchhusten ohne Zuthun eines anderen Mittels verschwand, verdient Nachahmung.

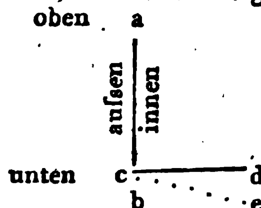
Hbm.

1) Leipzig, b. Gräff: *Abhandlung über den Bruch des Schenkelbeinhalses. Nebst einer neuen Methode, denselben leicht und sicher zu heilen.* Von *Marius Hagedorn*, Impfarzte an d. h. fürstl. Schutzp. Impf. A. und gerichtl. Wundarzte der Stadt Dessau. Mit 2 Kupfern (Holzschnitten). 1808. VIII. u. 163 S. 8. (16 gr.)

2) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Jo. Gottl. Bernsteinii*, M. D. in Acad. Frider. Halensi, (nunmehr *Berol.*), *Epistola ad Bonnium*, V. C. Anatomes Prof. apud Amstelodamenses, *sistens observationem luxationis femoris, cui addita sunt meletemata quaedam de auxiliis ad extensionem et contraextensionem in utraque luxatione humeri et femoris recte adhibendis.* 1809. 20 S. 4. (4 gr.)

No. 1. Da diese Schrift von dem Vf. zur Bekanntmachung und Empfehlung einer neuen Methode, den Bruch des Schenkelbeinhalses zu heilen, geschrieben worden: so wird es hinreichend seyn, den übrigen Inhalt derselben nur kurz anzugeben, um etwas länger bey der Beurtheilung dieser neuen Methode zu verweilen. Nachdem der Vf. Cap. 1 eine kurze anatomische Beschreibung des Schenkelbeinhalses und der naheliegenden Theile vorausgeschickt; C. 2 ein paar Worte von der Literatur; C. 3 von den Ursachen; C. 4. 5 von den sicheren und unsicheren Zeichen dieses Bruches gesagt, und C. 6. 7 einige Verschiedenheiten desselben, und des Ausgangs der Cur angegeben hat: spricht er C. 8. 9 von den Schwierigkeiten und der Dauer der Heilung (welche letztere er auf 8—10 Wochen bestimmt, worunter aber die Zeit der Reconvalescenz nicht gerechnet ist), und nach einer kurzen Skizze der Zufälle und der manuellen Behandlung nebst den Erfodernissen eines zweckmässigen Verbandes (welche letzteren gut angegeben sind) C. 10—12, recensirt er in den folgenden C. 13—29 in der Kürze die verschiedenen von Pare, Heister, La Faye, Bellocq, Gooch, Aitken, Sabatier, Duverney, Soucrampes, Unger, Hilden, Arnaud, Theden, Hedenus, van Gesscher,

Brüninghausen, Dessault empfohlenen Methoden, und findet die, von den drey letzten angewendeten, noch am wenigsten unvollkommen, an allen aber besonders das fehlerhaft, dass sie nicht durch fortdauernde gleichförmige Ausdehnung des Schenkels den Bruch in einer gehörigen Lage erhalten. Was der Vf. C. 30—33 vom Lager des Kranken, von der Untersuchung und Einrichtung des Bruchs sagt, ist, mit einigen Ausnahmen, meist nach Brüninghausen, und gut und zweckmässig. C. 34—37 enthalten die Beschreibung und Anwendung seines Apparats, welcher aus Folgendem besteht:




Das Wesentliche der ganzen Bandage besteht in einer Schiene ab, 36—38 Zoll rheinisch lang, oben 3, unten 2 Zoll breit, oben 1, unten 1½ Zoll dick; innen nach der Form des Schenkels ausgehöhlt und mit einem auf beiden Seiten 1 Zoll überstehenden Kissen versehen. Diese Schiene ist unten, auf den 3 äussern Seiten, 4 Zoll hoch mit Eisen beschlagen, und nah am äusseren Rande mit 2 Schrauben versehen. Das Ende dieser Schiene ist in b schräg nach aussen zu abgeschnitten, so dass ein 15 Zoll langes, 8 Zoll breites und 1 Zoll dickes, am langen Ende 1½ Zoll breit mit Eisen beschlagenes Fussbret c d, in welchem sich bey b zwey, den Schrauben der Schiene ab correspondirende konische Löcher befinden, vermittelst zweyer Keilchen von ¼ und ⅛ Zoll Dicke, sowohl in den rechten Winkel a b c, als auch in einen, mehr oder weniger nach e zu abweichenden stumpfen Winkel aufgeschraubt werden kann. Noch gehören dazu zwey weich gepolsterte Fussstücke von steifem Leder 2½ Zoll breit, welche in der Gegend der Knöchel den Fuss genau umschliessen, vorn zugeschnürt werden können, und auf beiden Seiten mit 2½ Elle langem und 1 Zoll breitem Bande versehen sind. Sie gleichen dem unteren Theile von Kamaschen, die über dem Knöchel abgeschnitten sind. Die Anwendung dieses Apparats ist folgende: Nachdem die Schiene ab mit der inneren Seite an die äussere des gesunden Schenkels durch 4 mit Schnallen versehene Gurte am Oberschenkel, über und unter dem Knie und unter der Wade befestigt, und beide Fussstücke angelegt worden sind: so wird die Extension und Reduction durch einen Gehülfen, der das verletzte Bein in der Gegend des Knöchels umfasst, verrichtet, und das Bein genau in der Lage erhalten. Während der Zeit befestigt der Wundarzt selbst das Fussbret vermittelst der Schrauben an die Schiene, nachdem er ein 1 Zoll stark gepolstertes Kissen unter den gesunden Fuss gelegt, und ihn mittelst der Bänder des Fussstücks, die durch correspondirende Löcher im Fussbrete gesteckt werden, auf dasselbe festgebunden hat. Hierauf nähert er den gesunden Fuss, der während dieser Operation etwas seitwärts lag, dem gebrochenen, und befestigt auch diesen auf die eben angegebene Art auf das Fussbret, nachdem er ihm ein ½ Zoll dickes Kissen untergelegt hat. Nun wird die Extension sanft nachgelassen, und der Fuss durch ein über den Rücken des Fusses gelegtes und am Fussbrete befestigtes Fussblattstück vor dem Auswärtsfallen bewahrt.

Es leuchtet aus dieser Beschreibung ein, dass dieser Apparat mehr als alle bisherigen leiste. Denn 1) ist er dem Kranken nicht so unbequem als die meisten; 2) verhindert er das Auswärtsfallen des Fusses, und erlaubt 3) die nöthigen Fomentationen, Einreibungen u. s. w.; endlich 4) bringt er auch die Hauptaufgabe, die gleichmässige Extension, ihrer Auflösung etwas näher, ohne sie jedoch ganz zu lösen. Denn 1) wird das 1 Zoll dicke gepolsterte Kissen unter dem gesunden Fusse in den ersten 6—8 Tagen auf die Hüfte zusammengedrückt, und der kranke Schenkel dadurch ziemlich auf ½ Zoll verkürzt. 2) Werden die beiden Bänder, die den kranken Fuss halten, sich in eben der Zeit *wenigstens* um ¼ Zoll ausdehnen, dadurch wird die Verkürzung noch bedeutender. Endlich ist 3) bey der geringsten Bewegung des Kranken, entweder mit dem Oberleibe oder mit dem gesunden Schenkel nach der kranken Seite hin, augenblicklich jede Extension aufgehoben, da durch Abweichung des Körpers und gesunden Schenkels nach dem kranken zu, die gerade Linie sich in einem Bogen verwandelt, von welchem dann der sich verkürzende Schenkel die Sehne beschreibt. Ja, es ist unmöglich, dass nicht schon bey dem ersten Schlafe diese Herüberbeugung Statt finden sollte, da der Körper unwillkührlich der Spannung folgen, und ihr leicht nachgeben wird und kann, weil die Schiene nur bis an die Hüfte heraufgeht, und mithin sowohl die Bewegung des Oberleibes als des Schenkels erlaubt.

So wenig also durch diese Bandage die Aufgabe gelöst ist: so ist doch ihre Auflösung dadurch erleichtert, und Rec. erlaubt sich folgende Vorschläge zur Verbesserung und Vervollkommnung derselben: 1) Anstatt des 1 Zoll dick gepolsterten Kissens bringe man bloss eine Filzsohle oder sonst etwas unter den gesunden Fuss, das sich gar nicht zusammendrückt. 2) Statt der Bänder zum Binden, am Fussstücke des verletzten Beins, wähle man Riemen, die sich durchaus nicht dehnen, und bringe eine Vorrichtung an, etwa durch Unterlegen, damit die Extension genau geschehen könne. 3) Verlängere man die Schiene a b nach a zu bis unter die Achseln, und befestige den Oberleib bis unter die Achseln zugleich mit der Hüfte mässig fest an die hier zweckmässig ausgehöhlte Schiene, so dass er sich eben so wenig als der gesunde Schenkel nach der kranken Seite zu wenden könne. Auf diese Weise wird, wie es scheint, eine gleichförmige, fortdauernde Extension bewirkt werden, und die Aufgabe gelöst seyn. Rec. wird sich freuen, wenn die Erfahrung seine Vorschläge bestätigt. — Die übrigen C. 38—48 handeln von den Zufällen und Folgen des Schenkelbeinhalsbruches, Entzündung u. s. w., alles ganz kurz! Die Holzschnitte stellen das, was sie sollen, deutlich dar. Der Vf. verdient den Dank aller derer, denen Vervollkommung der manuellen Chirurgie am Herzen liegt.

No. 2. Wir verbinden hiemit die Anzeige einer anderen kleinen Schrift, welche die Erzählung des

merkwürdigen Falles einer Verrenkung des Schenkelbeins nach unten zu enthält. Eine Magd, von schlaffen Muskeln, hatte sich, durch einen Fall auf die rechte Seite, das rechte Schenkelbein ausgefallen, und war erst am achten Tage darauf nach Jena ins klinische Institut gebracht worden. Der rechte Fuss war weder auf die rechte noch linke Seite hin gebogen, sondern wie im gesunden Zustande, und ohne dass die Kranke in der Lage Schmerz fühlte, der aber sogleich sich zeigte, als sie den Versuch machte, das Knie zu beugen. Was die Diagnose vollendete, war die Bemerkung, dass das rechte Knie drey Zoll tiefer als das linke, und das ganze Bein, bey noch etwas gekrümmtem Knie, 2 Zoll länger war als das gesunde. Dabey konnte das Mädchen auf diesem längeren Fusse nicht stehen; der *Trochanter major* war tiefer als an der gesunden Seite, und auf der Stelle, wo er sitzen sollte, eine Vertiefung; zugleich war unter der *tuberositas ossis ischii* eine harte Erhabenheit zu fühlen. — Unter diesen Umständen, die einen nicht gewöhnlichen Fall anzeigten, wurde 2 Tage darauf die Reposition vorgenommen, als die Extension, die nur durch die *schneidersche* Maschine bewirkt werden konnte, nachdem 8 Personen sie vergeblich versucht hatten, geschehen war. Sobald die Reposition vollbracht war, die gleichsam von selbst erfolgte, indem der Oberschenkel etwas nach aussen gezogen und dann die Extension nachgelassen wurde: so war auch der Schmerz verschwunden, und in 5 Wochen die völlige Heilung beendigt. Die Erscheinung, dass das kranke Knie kurz nach der Reposition noch 1 Zoll länger war, als das andere, muss nicht allein aus den erschlafften Muskeln, sondern auch aus der während der 10 Tage schon etwas angefüllten Gelenkhöhle erklärt werden.

Die Bemerkungen über die Luxation des Oberarms betreffen besonders die Vorzüge des *brüninghausischen* und *schneiderschen* Apparats, wodurch alle Arten von Luxationen sowohl nach vorn als hinten, und nach unten leicht reponirt werden können. Besonders bemerkt der Vf. sehr richtig, dass es die Extension sehr befördere, wenn der Kranke die Füsse nicht aufstemmen könne, weil die Muskelbewegung der Füsse auch auf die Zusammenziehung der Armmuskeln Einfluss habe. Das Ganze ist eine deutliche, gutgeordnete und mit zweckmässigen Bemerkungen begleitete Erzählung einer mit Umsicht, Kenntniss und Geschicklichkeit gemachten Reposition einer seltenen Luxation, in einem guten Vortrag abgefasst. D. Dz.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Medicin.** *Braunschweig*, b. Reichard: *Zuruf an alle Ärzte, eine gänzliche, aber allein und sicher Heil bringende Reform in der Heilkunde betreffend*, von D. *Wilh. Harcke*, Arzt in Braunschweig. 1800. 64 S. 8. (6 gr.) Der Vf. ist ein Prediger in der Wüste, ein medicinischer Strafprediger, der viel Wahrheiten sagt, von welchen er keine Folgen sehen wird. Er geht von dem, nach Rec. Ansicht, ganz richtigen Satze aus, dass die Medicin eine Erfahrungswissenschaft, Kenntniss derjenigen Mittel, wodurch Krankheiten geheilt werden, und Kenntniss der Wirkungsart dieser Arzneymittel die wahre Theorie für die Praxis sey; er zeigt, dass wir nur von den wenigsten (von allen, wie der Vf. meint, ist zu hart und unrichtig) Arzneystoffen eine bestimmte Kenntniss in Rücksicht auf ihre Wirkung haben, dass wir weder diese Kenntniss, noch eine wahre Erfahrung erlangen können, so lange wir uns nicht bemühen, *einfach* in unseren Verordnungen zu werden, jedesmal nur Ein Mittel zu geben, und nicht, wie so oft geschieht, 10, 15, 20 Ingredienzen in Ein Recept zusammenzumischen. Mit diesen mässigen und bescheidenen Foderungen aber contrastiren leider manche andere Phrasen sehr, welche dem Vf. entwischt sind, und welche die Hoffnung eben so sehr niederschlagen, als sie der Vf. durch sein Axiom der Simplicität erhob, dass es mit der Gewissheit in der Medicin je weit kommen werde, z. B. wenn der Vf. S. 22 den Endzweck derselben darin setzt, die *ganze äussere Natur in unsere Gewalt zu erhalten*, so dass wir *dieselbe nach einer unserer Willkühr entsprechenden Regel auf unseren Körper einzuwirken*, und ihn zu bestimmen *nöthigen* können (.). Zwar bemüht sich der Vf., dafür, dass wir diess vermögen, Beweise beyzubringen; es ist ihm aber nicht gelungen. Eben so wenig hat uns die Erzählung der Krankheit S. 24 gefallen; der Vf. tadelt die reizende Methode, *Serpentaria virginiana* u. dgl., zweyer Ärzte, die eine Kranke zu behandeln und nur die Inconsequenz begangen hatten, bey dieser Methode Wein und Brantwein zu verbieten, dagegen Wassersuppen zu empfehlen. Er verwarf jene *Serpentaria* und gab Kampher mit Wein. Braucht man hievon solch Aufheben zu machen? Gleichergestalt begreift Rec. nicht, was der Vf. mit der S. 25 erzählten Geschichte einer Wassersucht will, welche er durch *Graiola* u. *Digitativ* geheilt hat; oder wenn er sich bestrebt, S. 27 zu beweisen, dass wir die Atmosphäre eines Kranken, wie wir wollen, ändern und bestimmen können; oder wenn er S. 31 glaubt, die sogenannte Malignität bey Fiebern sey besonders durch psychologische Reize zu beseitigen. Nach diesen Abschweifungen von seinem Ziele, und manchmal auch von der Wahrheit, kehrt der Vf. S. 37 zu seinem ersten Zwecke zurück, nämlich überall für die Medicin Einfachheit zu empfehlen. Aber auch hier müssen wir widersprechen, wenn S. 38 behauptet wird, jede Krankheit habe nur eine einzige Grundursache, die nur durch Ein Mittel zu heben sey. Dann wäre es in der That nicht schwer, ein Arzt zu seyn. Mit Freude unterschreiben wir dagegen den Wunsch des Vfs., unsere *Materia medica* vor allen Dingen zu vereinfachen, obschon wir uns wundern, in dem S. 40 ff. angegebenen Verzeichnisse der unentbehrlichsten Arzneymittel die *Caryophylli*, und neben dem *Extr. Gentian. r.* das *Extr. Quassiae* und *Trifolii fibr.*, den *Phosphorus*, die *Stipites Dulcamarae*, den *Syrup. Cinamom.*, die *rad. Colombo* und *Serpentariae* zu finden, welche füglich hätten weggelassen oder mit deutschen Surrogaten vertauscht werden können. Ganz wahr ist, dass die meisten (älteren) Dispensatorien schlecht sind und zu Unheil führen. Doch schüttet auch hier der Vf. das Kind mit dem Bade aus; z. B. er will, man soll *statt der theuren Essenzen guten balsamischen Wein*, oder wenn man einmal etwas *Arzneyliches* (!?) haben wolle, S. 45, ein bitteres Extract mit Wein nehmen. Wird diess wohlfeiler, wird diess einerley seyn? So meint er, kein verständiger Arzt werde *Pillen* geben. Welche Schmierereyen werden die Kranken des Vfs. nehmen müssen, wenn sie Asant, Seife u. dgl. nehmen sollen! Zeigt der *Bodensatz* S. 47 in einer arzneylichen Mischung, zumal wenn wir keine Pillen geben sollen, immer eine *Zersetzung?* Kann man es dem Arzneymittel zurechnen, wenn es, S. 48, nicht überall gut oder gleichmässig gemacht ist? Hier wird der Vf. minutiös! Hätte er empfohlen, scharfe Aufmerksamkeit auf die Apotheken zu wenden, damit man ihnen keine Vorwürfe machen könne: so hätte er allen Tadel umgangen. Eben so könnte man ihm, wenn er sagt, dass manche Vermehrung der Krankheitszufälle von der Ungeschicklichkeit des Arzneygebrauchs abhänge, zurufen: Dem sollte nicht so seyn! Übrigens sollten wir allerdings in der Regel einfacher in unseren Vorschriften seyn, ob sich gleich die Zusammensetzung einiger, scheinbar verschiedener Mittel, z. B. Salpeter und Campher, Salpeter und Opium u. s. w. entschuldigen lässt. Der Vf. giebt S. 62 selbst eine solche Entschuldigung an, diese nämlich, ein Mittel specifisch zu machen, örtlich zu fixiren (ihm eine Direction zu geben, heroische Mittel sanfter und theilbarer zu machen, die Extensität des Reizes zu vermehren, die Intensität zu vermindern u. s. w.). So fehlt es dem Vf. an vielen Orten an Präcision. Wohlthätig ist jedoch die Absicht seiner Schrift. Fj.

# JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 DECEMBER, 1812.


## PHILOSOPHIE.

HALLE, b. Grunert d. Ä.: *Lethe. Versuch einiger Grundlinien zur Untersuchung von der Fortdauer und dem Zustande des Menschen nach dem Tode.* Mit Bemerkungen über einige Schriften verwandten Inhalts, besonders über Wielands Euthanasia, von *A. Letromi.* 1806. XXIV u. 478 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Titel, welchen der unbekannte Vf. (denn *Letromi* scheint nur ein angenommener Name und das Anagramm von *Immortel* zu seyn) für seinen Versuch gewählt hat, ist etwas ominös. Vielleicht ist er schon jetzt in dem Strome der Vergessenheit untergegangen, und die zufällig verspätete Anzeige desselben wird ihm wohl keine Unsterblichkeit geben können. Doch darauf macht auch der Vf. selbst keinen Anspruch; sein Zweck war nur, den Glauben an Unsterblichkeit noch stärker zu begründen und zu befestigen, und die Zweifel derjenigen zu heben, die in Hinsicht auf ihre Fortdauer noch in einer marternden Ungewissheit sich befinden, vorzüglich auch das Vernunftinteresse an der Erforschung der Wahrheit mehr zu beleben und auszubreiten. Der Zweck ist edel, der Gegenstand von grossem Interesse; gleichwohl befürchten wir, dass er, so wenig wir ihm Kenntnisse, Bildung und einen gewissen Grad von Talent absprechen können, so sehr wir seine Wahrheitsliebe und seine auf die Veredlung der Menschheit abzweckenden Grundsätze ehren, seines Zwecks grösstentheils verfehlt haben werde, und das nicht etwa allein durch die Schuld der gegenwärtigen Generation, durch ihren Leichtsinn und Indifferentismus gegen Gegenstände, welche der Menschheit theuer seyn müssen, durch ihren Stumpfsinn gegen das Göttliche in dem Menschen, oder durch den Speculationsgeist, der sich eines Theils der Gebildeten bemächtigt hat, sondern auch durch seine eigene Schuld, weil er, bey allem Interesse für seinen Gegenstand, doch denselben nicht mit gehöriger Tiefe und Gründlichkeit durchforscht, nicht über die Grenzen des Wissens und die Quelle der Gewissheit in dem Übersinnlichen mit sich selbst zu Rathe gegangen ist, und durch unhaltbare Beweise, Räsonnements und durch Hypothesen und Vermuthungen die Stützen des Vernunftglaubens mehr untergraben als befestigt hat.

Schon lange waren die Betrachtungen, welche den Inhalt der Schrift ausmachen, bey dem Vf. zur lebendigen und festen Überzeugung geworden, als die Erscheinung von *Wielands Euthanasia*, die zum Theil eine Widerlegung von *Wötzels Erscheinung meiner Gattin nach ihrem Tode* enthielt, ihn bestimmte, dieselben zu ordnen und dem Publicum mitzutheilen. Es waren in dieser und anderen auf dieselbe Veranlassung erschienenen Schriften mehrere Dinge, die mit der Fortdauer des Menschen im Zusammenhange stehen, zur Sprache gekommen. Indem er alle diese Gegenstände, so weit dieses durch Vernunft möglich ist, zu erforschen, abweichende Ansichten und Behauptungen mit Freymüthigkeit zu prüfen, die Wahrheit, wie er sie gefunden hatte, zu befestigen, den Irrthum ohne Ansehen der Person zu widerlegen strebte: entstand dieses Werk, welches er nur einen Versuch einiger Grundlinien zur Untersuchung von der Fortdauer und dem Zustande des Menschen nach dem Tode nannte, weil er, von aller Anmasssung entfernt, Anderen seine Überzeugung nicht aufdringen, sondern nur zur weiteren Prüfung vorlegen wollte. In der Einleitung spricht er von dem vernünftigen Streben nach Erforschung der Wahrheit, als Bestimmung des Vernunftwesens, und tadelt diejenigen, welche diese edle Geistesbeschäftigung als gefährlich verschreyen, das Forschen durch Vorspiegelung der Schwäche der Vernunft hemmen, oder die Freyheit des Denkens einschränken wollen, mit Wärme und edlem Unwillen. Das Meiste, was der Vf. darüber sagt, ist recht gut; nur unterscheidet er nicht die Schranken, welche fremde Autorität setzt, und welche durch die Natur des Verstandes und des Gegenstandes bestimmt sind. Gerade bey dem vorliegenden Gegenstande war die Frage: *Was kann man vernünftiger Weise wissen? was kann Gegenstand einer vernünftigen Untersuchung seyn?* an ihrer rechten Stelle. Dann hätte er nicht nöthig gehabt, in dem Verfolge des Werks, nachdem er vergeblich versucht, Erkenntniss des Übersinnlichen zu erringen, sich zu entschuldigen, dass er keine Gewissheit geben könne. Durch Betrachtungen über den *Menschen, den menschlichen Körper, den Geist des Menschen, Präexistenz, Bestimmung des Menschen, Vorsehung, Wille und Freyheit* bahnt sich der Vf. die Untersuchung seines eigentlichen Gegenstandes. Mehreres in diesen Betrachtungen ist von der Beschaffenheit, dass es von gebildeten Lesern mit Vergnügen wird gelesen werden. Hätte sich der Vf. immer an das gehalten, was gewiss und einleuchtend ist, an die Betrachtung der intellectuellen und sittlichen Natur und die Bestimmung des Menschen; hätte er alle Fragen der eitlen Neugierde abgewiesen, und nicht, um dieselben zu befriedigen, metaphysische Hypothesen angelegt und ausgesponnen, welche kein Wissen gewähren,

sondern nur mit einem Schein desselben täuschen können: so würde unstreitig dieses Buch mehr befriedigen. Schon in dem Abschnitte von dem menschlichen Körper wirft er die Frage auf, *wie der Mensch zu seinem Körper gekommen sey*, die er aber, weil sie keine Antwort zuläfst, abweist. Dagegen kommen zwey andere an die Ordnung, *ob der Mensch in diesem und jenem Leben des Körpers entbehren könne?* Er schliefst von der Unentbehrlichkeit des Körpers für die Zwecke dieses Lebens auf die Verbindung der Seele mit einem feineren Lichtkörper, welcher sich nach und nach aus dem gröberen abscheidet. Noch weit mehr überläfst er sich in dem vierten Abschnitte der metaphysischen Speculation. Er will hier untersuchen, was der Geist des Menschen im Gegensatze des Körpers sey. Nachdem er darüber einige Gedanken Anderer, unter anderen auch einen Ausspruch aus *Tiedge's* Urania, dass der Geist des Menschen *frey* sey, angeführt hat: sagt er: „Dem Geiste des Menschen Freyheit zusprechen, kann man nur erst dann, wenn man denselben *seinem Ursprunge* und seiner Natur nach kennen zu lernen sich bestrebt hat." Der Geist des Menschen kann nicht aus dem Körperlichen, *nicht* durch die physische Zeugung, nicht durch sich selbst, sondern durch die Gottheit entstanden seyn, welche als die erste Ursache alles Verursachten ewig, selbstständig, unendlich ist, weil sie nur Eine ist, die also zugleich Alles umfafst, und von nichts umfafst wird; — Raum und Raumes Inhalt zugleich, weil ausser ihr nichts existirt, und also in jedem Puncte ihres Alls gegenwärtig ist. Sie muss, um Alles zusammenzufassen, die Quelle und der Urgrund alles Seyns, Lebens und Bewegens, aller Macht, Weisheit und Güte, in sich selbst vollkommen — Kraft aller Kräfte, Wahrheit und Alles in Allem seyn. — Was die Gottheit durch ihr unendliches Seyn, Leben und Bewegen wirkt, kann nicht in Dunkel und Finsternifs bestehen. Dunkel und Finsternifs sind dem Wesen der Gottheit fremd. Sie wohnt selbst im Lichte und ist der Ursprung des Lichts. Sie kann nur allein Schöpfer des Lichts, und nur unendliches Licht die Wirkung ihrer unendlichen Kraft, der Sohn der Gottheit seyn. Alle endlichen vernunftfähigen Geister sind einzig und *allein aus Gott und dem Lichte*, nichts anderes als *intellectuelle Lichtstrahlen, concentrirte Lichtpuncte*. Das Licht ist aber gleich ewig mit der Gottheit, weil der Begriff der Kraft ohne Wirkung nicht denkbar ist, und Kräfte daher immer wirken müssen. — Der Mensch, der nicht aus der Zeitlichkeit, sondern aus Gott und dem Lichte seinen Ursprung nahm, war also auch seinen Grundkräften nach in dem Lichte vorhanden, ehe er als ein endliches Wesen, als eine Individualität, als ein concentrirter Lichtstrahl existirte, und ehe er sein Daseyn auf der Erde begann. Er trägt den Grund des Seyns und des Lebens in sich selbst, so wie das Licht; er ist nach seinen Grundkräften ewig und unzerstörbar, wie das Licht ewig und unzerstörbar ist; er ist freyer Natur, so wie das Licht freyer Natur ist, und ohne etwas, das nicht Licht ist, und sich zu dem Lichte nicht freundlich und friedlich gesellt, in sich eindringen zu lassen, Alles zu durchdringen, in Alles sich zu schmiegen vermag: eine Biegsamkeit, die wir schon an dem sinnlichen Lichte wahrnehmen, wovon hier aber nicht die Rede ist." Dieses ist die Grundlage der ganzen Untersuchung über Fortdauer und den Zustand des Menschen nach dem Tode, zu welcher der Weg durch lauter Sprünge führt. Wie viel besser wäre es gewesen, wenn der Vf. einen Gedanken am Schlusse der 7 Betrachtung über die Bestimmung des Menschen festgehalten hätte! „Nichts ist, sagt er daselbst, von Dauer, als was auf *festem* Grunde beruht; der Grund von allem aber, was zu unserer Veredlung und Vervollkommnung helfen und von Dauer seyn soll, ist *Wahrheit* und *Tugend*, und Alles, was nicht auf diesem Grunde beruht, bringt uns dem wahren Menschen nicht um einen Schritt näher, und wenn es auch von einer in die weiteste Entfernung strahlenden Glorie umgeben wäre." In diesem Geiste sind die Betrachtungen von der Bestimmung des Menschen, von der Vorsehung und von der Freyheit des Willens geschrieben. Enthalten sie auch nicht tiefe Forschungen: so entwickeln sie doch Überzeugungen, welche keine Speculation geben, aber auch nicht nehmen kann, und welchen die Vernunft, die sich nicht verkennt, und nicht verschroben ist, von selbst entgegenkommt. Aber in dem Folgenden verläfst er diesen sicheren Weg nur zu bald, sucht keine höhere Gewifsheit als vernünftigen Glauben, in einer Region, wohin der menschliche Geist nicht vordringen kann. Anstatt bey dem Gedanken stehen zu bleiben, dass die Vernunft Vernichtung nicht mit der Bestimmung des Menschen zur Tugend, zu unendlicher Fortschreitung in intellectueller und sittlicher Vollkommenheit vereinigen könne, worüber er im 10 Abschn. von dem Tode mit eindringender Kraft gesprochen hatte, stellt er vielmehr noch folgende Schlussreihe als Beweis für die Unsterblichkeit auf: Alles, was dem materiellen Körperlichen seinen Ursprung verdankt, kann nicht länger dauern, als höchstens dieses materielle Körperliche selbst. Die Materie kann nichts erzeugen, was höher ist, als sie selbst. Der Geist des Menschen ist unleugbar weit über die Materie erhaben; er erhielt daher nicht von ihr seine Existenz. Er entstand, ehe er den mütterlichen Schoss bewohnte, und erhielt aus dem Lichte, das ewiger Natur ist, seine ursprüngliche Existenz und die Abmessung seiner ewigen Kräfte. Alles, was ewiger Natur und in der Ewigkeit entstanden ist, hat auch ewige Fortdauer. Der Mensch entstand seinen Grundkräften nach aus dem Lichte. Dieses ist ewig, und seine Kräfte lassen sich nicht anders als ewig denken, und es kann also auch nichts anderes als ewige Kräfte mittheilen; und das Wesen, das solche Kräfte mitgetheilt erhält, kann diesen seinen Grundkräften nach auch nicht anders als ewig gedacht werden. Wer ausser dem Vf. kann darin unumstösliche Gründe (S. 203) finden? Doch auch er selbst kann es nicht. Nachdem er in dem folgenden Abschnitte die Überzeugungsgründe aus einigen neueren Schriften beygebracht, und über sie mitunter treffende Bemerkungen gemacht hat: sagt er S. 224, es scheine zu dem,

was er und Andere für die Unsterblichkeit gesagt haben, nur noch der Schlussstein zu fehlen, um sie noch fester und völlig unwiderlegbar zu begründen; sie könnte nämlich so wie die ganze Vernunftwelt ein Spiel süsser Träume und Phantasieen seyn, es müsse vielmehr noch bewiesen werden, dass die *Vernichtung des Menschen schlechterdings unmöglich sey.* Diesen Beweis giebt er in dem 12 Abschnitt mit vielem Aufwande von Worten. Der Hauptnerve desselben kommt aber wieder auf seine Lichttheorie zurück. Alles, was in der Körperwelt entstanden ist, ist zusammengesetzt und vergänglich. Nicht aber der Geist, der aus dem Lichte ist. Denn dieses ist nicht zusammengesetzt, sondern durchaus einfacher Natur, und theilt denjenigen Wesen, die aus ihm seinen Ursprung nehmen, seine Einfachheit mit. Der Geist, als das Einfache in dem Menschen, kann daher durch den körperlichen Tod keine Zerstörung leiden, er muss nach dem Tode fortdauern. — In den folgenden Abschnitten über den *Zustand nach dem Tode*, über die *Zurückerinnerung* und das *Wiedersehn* herrscht im Ganzen ein vernünftiger Geist bescheidener Forschung durch Ausmittelung des Wahrscheinlichsten, mit der Würde und Bestimmung des Menschen Vereinbarsten, mit Entfernthaltung aller hochfliegenden Hypothesen und süsser Träumereyen. „Ich denke mir Himmel und Hölle als geistige moralische Zustände freyer moralischer Wesen, in welchen sie sich befinden werden, so wie ihr innerer Richter das gerechte Urtheil über sie ausspricht, d. h. so und nach dem Verhältniss, wie ihr eigener Wille rein oder verkehrt ist, wie sie vermöge desselben ihr moralisches Pflichtgesetz erfüllt oder demselben entgegengehandelt, und in wiefern sie sich durch eigenes Bestreben an Geist und Herz veredelt und vervollkommnet, oder durch eigene Schuld verschlimmert, und in ihrer wahren Cultur rückwärts gebracht haben.“ Ist auch hie und da eine Behauptung und Ausspruch, womit nicht Alle einverstanden seyn können, oder worüber sich noch *pro* und *contra* disputiren lässt, z. B. über die Ewigkeit der Höllenstrafen, über die strafende Gerechtigkeit Gottes: so legt doch der Vf. dieses alles als seine Ansicht, ohne Anmassung, mit steter Auffoderung zu weiterem Nachdenken, dar. Die Zurückerinnerung hält der Vf. nothwendig für die intellectuelle und sittliche ins Unendliche fortschreitende Vervollkommnung, und er widerlegt die in *Wielands* Euthanasia vorkommenden Gegengründe. Aber so viel auch die bejahende Meinung für sich hat: so sind doch die Gründe des Vfs. nicht alle von gleicher Beschaffenheit, und manche beweisen gar nichts, weil sie zu viel beweisen sollen. Von der Art ist das, was S. 303 f. gesagt wird, dass ohne Zurückerinnerung gar kein Fortschritt des Geistes möglich sey, dass der Mensch nie etwas, also gar *nichts* werden könne, dass er dort von demselben Puncte wieder anfangen würde, von dem er anfing, dass das Leben im Paradiese ein wahrer Tod, ein Schattenspiel an der Wand seyn würde. Der Schluss ist falsch, weil die geistigen Kräfte von dem höheren Grade der Entwickelung ausgehen können, den sie hier erlangt hatten, ohne dass dazu das Bewusstseyn des vorhergehenden Zustandes nothwendig ist. Zudem nimmt der Vf. die Präexistenz des menschlichen Geistes mit einem anderen Körper, aber kein Bewusstseyn des vorhergehenden Zustandes an. War nun dieser Eintritt in ein neues Leben ein Fortschritt zu höherer Vollkommenheit, ohne dass die Zurückerinnerung dazu nothwendig war: warum soll dasselbe nicht auch in dem darauf folgenden Leben möglich seyn? Die Auflösung, die der Vf. S. 303 giebt, ist gerade gegen die vorher behauptete Rückerinnerung. Über das Wiedersehen hat er zwey lange Betrachtungen angestellt. In der einen stellt er die entgegengesetzten Behauptungen eines *Ribbeck*, *Engel*, und eines *Münch* und *Wieland* mit seinen prüfenden Bemerkungen dar; in der zweyten aber versucht er einen ihm eigenthümlichen Beweis für das künftige Wiedersehen zu geben. Er beruhet auf den Sätzen, dass jeder Mensch, so wie jedes Ding eine besondere Abmessung, ein besonderes Mass, Gewicht seiner Kräfte erhielt, ein Individuum ist, dergleichen es kein anderes in der Wirklichkeit giebt, und die ganze Classe eine ununterbrochene Kette bildet, in welcher kein Glied fehlen, aber auch keines doppelt seyn darf. Den ersten Satz zu beweisen, verliert er sich in die Regionen der transcendenten Metaphysik, leitet ihn aus der Unendlichkeit Gottes her, und sucht ihn auch apogogisch darzuthun. Er glaubt nämlich, wenn es noch einen Menschen gäbe, der mit ihm identisch wäre: so müsste er mit ihm den nämlichen Raum einnehmen, einerley Grundsätze und Gesinnungen haben, mit einerley Kräften dasselbe zu einer Zeit wirken, an demselben Pulte sitzen, mit derselben Feder schreiben, über dasselbe dieselben Gedanken haben u. s. w. „Ein zweyter Bonaparte schlägt dieselben Österreicher bey Austerlitz, und schlägt die noch einmal todt, die schon todt geschlagen waren.“ Er nimmt ferner eine Verwandtschaft unter allen Menschen an, die aber, nach der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit ihrer Wesensabmessung, höhere und niedere Grade hat, und woraus unzählige Sympathieen und Antipathieen entspringen. Daraus wird dort die schönste Vereinigung und Harmonie zwischen Geistern, welche die grösste Verwandtschaft unter einander haben, und doch durch Verschiedenheiten von einander abstehen, weil in der Reihe wirklicher Dinge keine Identitäten *möglich* sind, und ein ewiges gemeinschaftliches Fortschreiten in Erkenntniss und Seligkeit entstehen. Wie indessen daraus das Wiedersehen bewiesen werden soll, sehen wir nicht; auch nicht der Vf., wie es scheint, der, indem man erwartet, dass er nun das Resultat aus seinen Prämissen ziehen werde, fortfährt: „Indessen glaube ich gewiss, trotz aller scheinbaren Verwirrung, dass der Nächste seinen Nächsten einst wieder finden werde.“ Er schliesst diesen Abschnitt, nachdem er selbst mehrere Instanzen gegen das Wiedersehen gemacht, mit einer lebhaften Schilderung der Hoffnung desselben, und der in demselben liegenden Freuden, wobey er jedoch jedes pathologische Interesse ziemlich entfernt gehalten hat. Die letzten Abschnitte beschäftigen sich mit *Wielands* Behauptung, dass der Glaube an Un-

sterblichkeit ein Hinderniss reiner Humanität sey, wogegen viel Wahres gesagt, und vermuthet wird, es sey damit *Wieland* nicht Ernst gewesen, weil er in anderen Schriften die entgegengesetzte Überzeugung ausgesprochen habe, und mit *Geistererscheinungen*, besonders in Beziehung auf *Wötzels* Geschichte. Der Vf. glaubt nicht allein die Möglichkeit derselben, sondern sucht sie auch durch Gründe aus seiner Lichttheorie begreiflich zu machen. Diejenigen, welche an solchen Sachen Gefallen finden, mögen sich in diesem Buche darüber unterrichten lassen. T—n.

## SCHÖNE KÜNSTE *).

1) Berlin, b. Hayn: *Idunna.* Ein Taschenbuch für Freunde und Freundinnen vaterländischer anspruchsloser Dichtung von *Mann Friedr. Bauer Fallenstein.* Mit drey Kupfern und fünf Tonweisen. 1813. 208 S. 16. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Leipzig, b. Hartmann: *Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande*, von *A. von Kotzebue.* Eilfter Jahrgang. 1813. 334 S. 16. (1 Rthlr. 16 gr.)

*Idunna*, Gattin des Braga, des nordischen Apolls, Göttin ewiger Jugend und Unsterblichkeit, dient in No. 1 einer auf Subscription herausgegebenen Sammlung von Gedichten desshalb zur beschützenden Muse, weil in einigen derselben Anspielungen auf Fabeln der nordischen Götterlehre und Namen der Götter aus dieser Mythologie vorkommen. Ohne sich auf den Streit über den poetischen Werth des nordischen Fabelkreises einzulassen, kann man wohl zugeben, dass auch dieser Ansicht der Phantasie mit einem bestimmten Colorit etwas Eigenthümliches und Ansprechendes für die neuere Poesie abzugewinnen wäre, sobald nur der Vf. mit dichterischer Kraft darein zu versetzen, und aus dem Fremden etwas Neues, für sich Bestehendes, in eigener Klarheit zu schaffen verstünde, und auch in fremden, uns unbekannt gewordenen Regionen der Anschauung den Genuss des begeisterten wundervollen Lebens gewährte. Doch der Dichter mag sich in ein Colorit oder in einen Bilderkreis begeben, in welchen er will: so wird doch der Beweis für seine Schöpferkraft immer Originalität bleiben, ohne welche seinen Werken der Hauch des inneren Lebens fehlt. Dieses Merkmals ermangeln die vorliegenden Gedichte nun ganz und gar; sie sind bloss das Werk der äusseren Aneignung und der Auffassung des Wiederklangs; und auch das letztere nicht einmal völlig, indem der Dichter sich keineswegs die Mühe gegeben hat, in die Anschauung eines bestimmten Bilderkreises ganz und gar zu versetzen, sondern sich nur begnügt, bey ganz gewöhnlichen schon oft behandelten Gegenständen zuweilen Namen aus der nordischen Mythologie einzumischen. So heisst es z. B. in dem Gedichte: *Das Thal an der Werra:*

> Sey mir gegrüsst in *Hrimfox's* thau'gem Schimmer,
> Wenn *Mani* seine Rosse tränkt!
> Sey mir gegrüsst in *Skinfox's* Feuerschimmer,
> Wenn *Sunna* hin nach *Aasgard* lenkt!

Mit dem Gebrauche solcher Worte ist es nicht gethan, auch nicht mit starken Ausdrücken, wie: Verzweiflung *krallt* mich; Barde, *brülle; heult*, ihr Glocken u. dgl. — Das Ganze muss in *einem* Elemente leben und schweben, wenn es uns mit einem Schein von wirklichem (innerlichem und äusserlichem) Daseyn täuschen soll. Es kommen in dieser Sammlung aber auch Gedichte ohne nordische Hülfsmittel vor, unter denen eins derselben: *Glaube, Liebe und Hoffnung*, was den Ausdruck betrifft, nicht übel gerathen ist.

In No. 2 giebt der fruchtbare, gewandte, geschickte *Kotzebue* diessmal *sechs kleine Spiele* der beliebigen Ergötzungslust seines Publicums zum Besten, und man muss auch hier seiner Leichtigkeit in der theatralischen Behandlung des Gegenstandes, worin es ihm Keiner nachthut, bewundern; doch verlieren seine Einfälle immer mehr an Neuheit und Wichtigkeit, und seine kleinen Spiele werden, zum Behuf der Aufführung, immer unbedeutender, wenn sie auch im flüchtigen Genusse noch eine angenehme Lectüre gewähren. Dramatisirte Anekdoten, wie sie hier im ländlichen Gemälde: *Die Rosen des Herrn von Malesherbes*, und im Drama: *Die beiden kleinen Auvergnaten*, vorkommen, haben nicht die auch im Kleinen erfoderliche Vollständigkeit eines dramatischen Spiels, Anfang, Fortgang und Ende mit dem gehörigen Culminationspuncte, so dass sie auf dem Theater Befriedigung im Genuss geben könnten. Dazu gehört mehr Gedrängtheit, mehr Vereinigung des Vergangenen und Gegenwärtigen, wie sie aus einer sorgfältigen Erfindung hervorgeht. Diess findet schon eher im Schauspiele: *Der arme Poet*, Statt, das noch dazu durch den Zustand eines besonderen Charakters interessirt. Wir müssen an diesem Charakterbilde eines gutmüthigen, friedfertigen Menschen die sorgfältige, behutsame Zeichnung loben, die dem Schauspieler eine gute Gelegenheit giebt, mit Wenigem etwas Eigenthümliches und Bestimmtes darzustellen, das keineswegs auf einseitigen, leichten Effect berechnet ist. Übrigens scheint der Vf. geschwankt zu haben, ob er überhaupt nur ein friedfertiges Gemüth oder zugleich einen genügsamen Poeten aufstellen solle, indem wir erfahren, dass der arme Mensch nur aus Noth Verse macht. *Das getheilte Herz*, von einigem, wenn auch nicht grossem theatralischen Interesse, das einen nicht fremden Gegenstand durch andere Wendung und Einkleidung erneut, wird doch den Zuschauer immer etwas in Zweifel lassen, ob einem Liebhaber, der zwey zu lieben scheint, wohl eine wahre Liebe zuzutrauen sey. Der Gegenstand würde dann erst völlig komisch wirken, wenn ein drolliger und dabey gutmüthiger Charakter in eine solche Situation gesetzt würde. — *Die Masken* — erfodert zur Aufführung für ein kleines Theater zu viel Aufwand, und erregt mehr bey den handelnden Personen als bey den Zuschauern Aufmerksamkeit und Spannung, weil diese schon im Voraus von allem unterrichtet sind. — *Die respectable Gesellschaft*, eine Posse, besteht in einigen komischen Scenen, die deshalb gewagt sind, weil die zu verspottende lebensfrohe Freyheit des Menschen durch die dargestellte Gebrechlichkeit des Alters ein zu starkes Gegengewicht bekommt. T. Z.

*) Den häufig geäusserten Wünschen der Verlagshandlungen, die Taschenbücher und Almanache fürs neue Jahr sogleich nach ihrem Erscheinen zur Kunde des Publicums zu bringen, werden wir gern entsprechen, wenn wir dieselben nur immer so früh, als jene oben angezeigten, von ihnen erhalten. *Das Directorium der Jen. A. L. Z.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 DECEMBER, 1812.

## PÄDAGOGIK.

Berlin, b. Hitzig: *Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung*, von *C. Baronin Fouqué.* Eine Weihnachtsgabe. 1811. 117 S. 16. (12 gr.)

Diese Schrift soll eigentlich nicht von demjenigen Nachtrage der Bildung, welchen erwachsene Personen weiblichen Geschlechts nach eigener Wahl zu gewinnen sich bemühen, sondern bestimmt von dem handeln, was in die Bildung von Kindern jenes Geschlechts eingehen darf und soll. Die Vfn. *fühlt* weiblich und mütterlich, und hat in diesem Sinne auch hier so manches schöne Wort gesprochen; der Gegenstand an sich selbst ist so wichtig, und liegt auf einer Culturstufe, die ihre Kraft an verwirrten natürlichen Verhältnissen zu erweisen hat, so kritisch; auch hat die Schrift an und für sich so entschieden *zwey* Seiten der Würdigung, dass wir in allen diesen Hinsichten entweder uns in eine etwas genauere Erörterung derselben einlassen, oder ganz von ihr schweigen müssen.

Eine Freundin, welche Mutter ist (Br. 1), schwankt zwischen dem Zuviel und Zuwenig für ihr zu bildendes Kind. „In einem Augenblicke, wo die weibliche Bildung das Verschiedenartigste umfasse, ohne gleichwohl jene Ruhe der Gemüther zu erzeugen, welche aus klarer Erkenntniss hervorgehe, sey es an der Zeit, die Frage zu lösen, ob Wissenschaften und Künste die Frauen auf der einfachen Bahn stiller Wirksamkeit sicher leiten, oder gewaltsam darüber hinaustreiben." In so umfassendem Sinne stellt die Vfn. sich ihre Frage auf, und so zuverlässig läst sie bereits im Eingange die Seite blicken, wohin ihre Entscheidung *im Wesentlichen* fällt. Die Meinungen hierüber sind getheilt; so wie sie die hier eingeführte Freundin auffast, giebt es ein Dreyfaches: 1) beschränkte Häuslichkeit; 2) Hinaufsetzen allgemein menschlicher Bestimmung über die weibliche; 3) Gleichgewicht suchen zwischen dem Verschiedenen der Bestimmung durch ein Herübernehmen dieses oder jenes Bildungsstückes oder ein Versuch *durch Mischen.* Es giebt indessen noch eine grosse Classe hier interessirter Personen, die mit jenen dreyen nichts gemein hat, und, wie wir sagen möchten, bey dem ganzen Streite *im Trüben fischt*; wir meinen diejenige, die, unter manchem scheinbaren Vorwande, ein nur *äusserlich* schmückendes Putz- und Mode-Leben gern für die wahre weibliche Bestimmung ausgiebt, und sich theils der Unentschiedenheit der ganzen Frage von Bildung oder Nichtbildung zu ihrer Deckung für die *Nichtbildung* bedient, theils bey der Art von Verfeinerung, die freylich das Weltleben erheischt, auch wieder Anspruch macht, im Besitz der ächten und angemessenen *Bildung* gerade selber zu seyn. — Dass übrigens die Freundin *zugleich* Wirklichkeit [Genügung für dieselbe oder für die äussere Stellung] und höheres Wissen für wünschenswerth erklärt, scheint der Vfn. zu beweisen, dass, was sie suche, in jedem Falle das Entgegenstehende des Einseitigen, das Vollendete, und damit *Weiblichkeit*, die ganze und ungetheilte, — sey; jene Weiblichkeit, die sich überall und zu aller Zeit im Verhältniss der Frauen zur Welt, als Frauen, Mütter und Gattinnen, erwiesen habe, und deren einziges Element die *Liebe* sey. Die Thätigkeit, die aus dieser Liebe hervorgehe, kenne kein einzelnes Ziel; sie ergiesse sich, gleich dem Lichte, *überallhin* in derselben Reinheit und Fülle; ihr Ausdruck sey *Harmonie*, und es dürfe nicht erst ein Gleichgewicht gesucht werden. — Wir stimmen bis dahin ein, in sofern nur das Gleichgewichtsuchen der früheren weiblichen Bildung allerdings vorbehalten wird, *damit* — später — Harmonie sich einfinden könne. Der Geschlechtscharakter schwankt bey den Kindern jedes Geschlechts bis zu einem gewissen Alter zu sehr, als dass man sich nicht auch um desswillen schon nach dem Gleichgewicht umzusehen hätte. — Was werden aber Frauen, die wahrhaft belehrt seyn wollen, zu der nun folgenden Wendung (13) sagen: „*was* mit dieser Harmonie übereinstimme, was nicht, — sagt die Vfn., — sey keine Frage: jeder Laut der Natur löse sich in sie auf; sie umfasse Alles, was *dieser* (der Natur) angehört; und es könne den Frauen *kein* Gebiet *irgend einer* Wissenschaft und Kunst fremd bleiben, *da sie allesammt beredte Zungen Einer Sprache seyen.* Nichts stehe höher als die Natur, und diese spiegele ihr göttliches Wesen unmittelbar in der Bestimmung der Frauen ab." — Auch die Freundin blickt, gerade wie wir, „mit Wehmuth" auf die Wörter: Natur und Harmonie; sie wird indess erinnert, dass hier „rein von der Idee weiblicher Bestimmung" gesprochen werde. Dem Verhältniss der Frauen zur Welt gehöre freylich *Alles, wie der Natur selbst*, an; und über ein *Was* des Aufnehmens in ihre Bildung sey demnach gar keine Frage, sondern nur über das *Wie.* — So sehr sich nun auch die weibliche Demuth schon hier getroffen finden möchte, oder wohl gar verspottet: so lassen wir uns doch, über Worte hingehend, den Übergang gefallen, womit sehr natürlich die an der ersten Stelle völlig übrig gelassene Schwierigkeit nun an die zweyte Stelle gelegt werden muss. Sehr wohl lässt nämlich die Vfn. selbst die Freundin fragen: „Was hilft es den Frauen, dass Himmel und Erde ihre Schätze vor ihnen aufthun, wenn sie sich in keine wahrhafte Beziehung zu diesen [Schätzen] setzen dürfen? Wie mögen sich die kleinen, Zeit erfodernden, häuslichen Sorgen mit ausgebreitetem Forschen und den

höheren Kunsterzeugungen vertragen? Was heisst das, es sey etwas für sie da, ohne dass sie, durch äussere Hindernisse gebunden, es erreichen können? *Gehören diese äusseren Hindernisse etwa nicht zu ihrer Bestimmung?*" — Welche Belehrung oder Tröstung kann es aber gewähren, wenn hier auf die Religion, *nicht* als auf das, was sie *in Demuth beschränken* lehrt, sondern, freylich ganz im Zusammenhange mit einem solchen Vordersatze, als auf das verwiesen wird, was „bindend und vermittelnd die Frauen *mit dem scheinbar Fremdartigen vereint*, ohne selbst ihren äusseren Berufspflichten hinderlich zu seyn; als jene heilige Liebe zu Gott, die *über das ganze Gerüst stufenweiser Entwicklung gefahr- und mühelos* zu dem Urquell alles *Seyns und Wissens* trage! Nichts könne dem *zu hoch* oder zu niedrig stehen, *zu fern* oder zu nahe, der Alles mit gleicher Innigkeit durchdringe, und um und durch Gottes Willen liebe." — Etwas demüthiger lautet es freylich, wenn wegen dessen, was *die äussere Erscheinung* oft als sichtlich getrennt den Frauen abwärts halte, auf *die Ehe* verwiesen wird, wo, so wie vorhin das Gerüst stufenweiser Entwicklungen, nun „*die ganze Stufenfolge systematischer Vorübungen* vor den Worten herzinniger Mittheilung *zusammenstürzt*, und Lehrer und Lernende schnell zu dem Kern *einzelner* Gegenstände des Wissens dringen, ohne die Rinde, die sie umschliesst, mühselig und nach einander abzuhäuten!"

So sollen die armen Frauen denn auch an *dritter* Stelle — abgewiesen werden. Denn wer möchte zugeben, dass solchem allumfassendem Anspruche, welchem zuerst nicht die *Natur* durch unmittelbares Verwandtseyn, — auch nicht die *Religion*, die in Gott Alles sehen lehrt, — genügt hätte, nun, ergänzend gleichsam, durch die *Ehe* Genüge geleistet werden könnte und sollte? Wir wollen gegen die Vfn., die, nach vielen einzelnen Äusserungen, ehrlich das Rechte will, auch unsererseits ehrlich seyn, und ihr nicht verhehlen, dass wir in allem diesem nur eine höher gestellte Eitelkeit finden, die sich wenigstens *in der Theorie* für eine wohl begriffene, dennoch aber drückend empfundene Beschränkung einigermassen entschädigen möchte. In Hinsicht einer solchen Theorie können wir weder ihr selbst, noch ihren damit einverstandenen Leserinnen schmeicheln, sondern müssen zum Besten derjenigen Leserinnen, die darin etwas Unrichtiges und Untaugliches von selber ahnen möchten, geradezu bemerken, dass damit in der That nichts anzufangen oder gewonnen sey, und ein praktischer Versuch damit nur die Verwirrung vermehren dürfte, welcher abgeholfen werden soll. Die erste Anfoderung an ächte weibl. Bildung scheint uns unumstösslich die zu seyn, dass gerade jenes allumfassende *Was*, welches die Vfn. zu retten strebt, sofort vorn hinein *unbedingt aufgegeben* werde, damit es nicht, ehrlich genommen, auf denjenigen Stufen der Entwicklung, wo das Weib mit Gott und mit der Natur noch allein ist, zu Traum und Schwärmerey oder zu leerer Aufgeblasenheit und Selbstüberhebung, nach der Gesellung zum Manne aber zu Foderungen verleite, deren Befriedigung unmöglich ist. — Die Freundin selbst hat auch von jenem stolzen Mittelpuncte weibliches Seyns und Wissens, der alles zu Wünschende reichlich gewähren soll, zufolge des Briefes wenig oder gar keine Notiz genommen. „Sey es auch erhebend," sagt sie, sich in Mitte eines hellen Lichtkreises zu fühlen und in dem Einen das Viele zu begreifen: so sey es doch andererseits auch natürlich, dass man, in inniger Liebe das Vaterhaus kennend, auch *in dessen Umkreisen umhergehen* möchte" u. s. w. (36). Ja, die Erhabenheit jenes Standpuncts hat so wenig bey ihr angesprochen, dass sie meint, wenn man die weibl. Bildung so bedingt durch Naturgesetze ansehe: so sey doch wohl der eigenthümlichen Freyheit zu wenig Raum gelassen. Die Vfn. verweist zwar hiebey mit Recht auf die Wahrheit, welche sie *in der Praxis* gewiss vollkommen empfindet, dass weibl. Bildung im *Erkennen der Bestimmung* bestehe, und dass man damit aufhöre, eine Getriebene zu seyn. Ja, sie fügt sehr bestimmt hinzu: die einzige wahre Freyheit des weibl. Geschlechts bestehe darin, dass es dasjenige aus Wahl und mit Überzeugung sey, wozu Gott und die Natur es von Anbeginn bestimmt haben. Damit aber so Etwas nicht gar zu demüthig mache, wird sofort wieder erinnert, wie den Frauen, in ihrem innigen Einverständniss mit der Natur, von jeher *geheimnissreiches Wissen*, *wundersame Gewalt über das Verborgene*, zugeschrieben sey. *Die hervorbringende Kraft* selbst sey bey allen Völkern weiblich gewesen u. s. w.

Wir glauben Antwort genug gegeben zu haben auf die Frage, was *im Allgemeinen* über Zweck und Richtung w. B. hier gelehrt sey. Dass w. B. im *Erkennen und Annehmen der Schranken* bestehe, ist in wenig Schriften an einzelnen Stellen so klar ausgesprochen, als hier. Die Verbindung aber, worein dieser Ausspruch gestellt worden, ist trügerisch oder leer, und bildet einen gewissen stets wiederkehrenden blendenden Nebel, der jene Wahrheit häufig verschwinden lässt, so dass dieselbe von Vielen, weil es ihrer Absicht oder Ansicht zuspricht, mit den eigenen Worte der Vfn. ganz in Abrede gestellt werden kann. Da jedoch einmal *eine zweyte dämonische Stimme* in der Vfn. wohnt: so treibt sie auch in der Erscheinung der Freundin, deren Zweifel einen 3ten Brief veranlassen, noch auf irgend eine wahrhafte Frucht, die dann, wenn nicht das gesuchte Allgemeine, doch vielleicht *das betrachtete Besondere* ergeben mag.

Dahin vermögen *wir* indessen abermals nicht zu rechnen, wenn in Verbindung mit jener eigenthümlichen geheimnissvollen Naturverwandtschaft den Frauen das tiefe Eingehen in die Natur als „ganz nahe liegend" solchergestalt zugeeignet wird, dass „zuvörderst die Erde ihre reichen Schätze öffnet, Pflanzen und Thiere, Steine und Metalle den Blick von dem Gipfel der Berge in die dunklen Schachten, über Meere und Länder, durch lange Reihen von Jahren, in die Vorzeit hinein und wieder zurück in die Gegenwart ziehen," und wenn auf solche Weise (S. 4") ein Inbegriff, eine An- und Überschauung von Natur und Geschichten, von Kunst und von Sprache eingeleitet wird, die freylich erhabener und umfassender nicht seyn kann, eigentlich aber doch nur eine verbotene Lockspeise in sich enthält, in sofern wiederum zwar *das Umfassende in grösster Ausdehnung*, nicht aber das *Ausgewählte*, *Fasslichgemachte*, oder *Nü-*

*liche*, mit Beschränkung des allgemeinen Begriffs, gesucht wird. Der Vfn. selbst erscheint hier die drückende Vielheit in der erträumten Allheit; sie hat aber ihren Talisman in dem seligen Mittelpuncte, wo *alles Besondere Eines ist und Alles*, und es ihr leichter wird, *„das ordentliche Licht in die Dinge hineinzutragen, als aus ihnen erst Ordnung und Licht zu nehmen!"* (50).

Da hiemit nun freylich (wie es der Vfn. ihr eigener guter Genius oder der Gang einer Statt gefundenen wirklichen Verhandlung solcher Art lehren musste) der Fragenden abermals nicht geholfen war: so muss denn endlich doch S. 56 noch eine Antwort auf die Frage folgen, *auf welchem Wege* und *bis zu welchem Puncte* dem Mädchen denn nun eigentlich *Einzelnes* mitgetheilt werden könne. Denn offenbar war ja alles bisher Versuchte höchstens nur das, womit eine Frau von Ansprüchen sich selbst oder anderen Frauen verwandten Strebens schmeicheln, sich selbst oder Andere täuschen kann; nicht aber das, was irgend eine brauchbare Idee zum *Mädchenunterricht* giebt. Hat doch die Natur, ganz anders, als sie hier erscheint, dem Mädchen, wie dem Knaben, die gleiche Bahn dahin vorgezeichnet, dass es *vom Einzelnen und durch Einzelnes zum Allgemeinen* komme, nicht aber, unter welchem Trugbilde der Sache oder des Ausdrucks es auch geschehe, durch das Allgemeine das Einzelne finde, oder im Allgemeinen allein leben und weben könne. Was die Vfn. *hier* lehrt, geht dahin, dass das Kind zuerst auf seine eigene äussere Erscheinung aufmerksam gemacht werde, damit sich ihm im reinen Verhältniss aller Theile der *nothwendige gesetzliche Zusammenhang* darthue. Sodann soll es auf sein natürliches Verhältniss zur Welt im Familienkreise und auf das gleiche Verhältniss aller mit ihm lebenden Menschen hingeführt, und dabey gezeigt werden, wie sich dieses von Geschlecht zu Geschlecht in einer langen Folgereihe wiederhole, bis man zur *Entstehung der Dinge* zurückkomme. Hier nun muss sich im sinnlich Wahrzunehmenden, in Bildern u. s. w. die *Gestaltung der Erde* vor des Kindes Auge *erzeugen*. Sodann zeigt die Vfn. *den Globus*, und lässt das Kind die nothwendigen Beziehungen der *Planeten* zu einander und ihr gemeinsames Verhältniss zur Sonne nach *demselben* Gesetze begreifen, *wie es den harmonischen Einklang aller Glieder seines Leibes erkannte*. Dann aber theilt sie mit ihm die Erde, zeigend, wie hier und hier Menschen wohnten und wohnen, und wie sie, im Einverständniss mit der Natur, Gottes Aufgabe gelöst haben. Das Streben der Völker wird hiedurch klar, folglich auch die Individualität der Nationen u. s. w. Zugleich entwickelt sich hieraus die *Kunstgeschichte* und die der *Entstehung einzelner Wissenschaften*, die freylich hier dem Kinde nur *als Richtungen* angedeutet werden können. Das Ganze hört indessen auf, etwas Gegebenes zu seyn; es ist ein von seinem Ursprunge an begleitetes *Gewordenes*. — Von dieser allgemeinen Übersicht an scheidet sich nun die Richtung beider Geschlechter (61). Der Zweck männliches Strebens zwingt den Knaben in begrenzte Bahnen, auf welchen er nach und nach das Einzelne zu einem Ganzen zusammentragen muss, indess das Mädchen still in sich fortwebt. Denn *jegliche Erkenntniss* fliesst den Frauen im Laufe ruhiges Denkens und sinniger Wirksamkeit, eine aus der anderen, hervor, *sobald der Standpunct gefunden und die Richtung aufgeschlossen ist. Nichts bleibt ihnen fremd, überall sind sie zu Haus.*" — Sehr richtig bemerkt die Vfn., dass sie auf den Punct zurückkomme, von welchem sie ausgegangen sey. Nur ist dieses gerade *das alte Übel*, so wie wir die Sache ansehen. Indessen soll sich hieraus in der That der ganze Sinn und Zweck ergeben, *wie jedes Einzelne gelehrt werden soll.* Und aus demselben Grundsatze soll auch die *Bildung der Talente* fliesen. *Das* sehen wir nun freylich hier eben so wenig. Was jedoch über die Sache selbst (S. 64—80) gesagt wird, ist im Einzelnen trefflich, und hat häufig unsere völlige Zustimmung. Die Vfn. verwirft in Rücksicht des Tanzens den Ungestüm des Hopsers, die Einseitigkeit der Ballettänzerey, so wie das Gift südlicher Tanzbildung auf eine edle und reine Weise. Aber in das Lob des Walzers, auch als schwebenden Schreitens, möchten Wenige einstimmen, die dem Dinge auf den Grund sehen, und welchen die kreisförmigen Schwingungen nicht „zu den schwimmenden Bewegungen der Göttergestalten oder wohl noch später hinauf" — zu führen, sondern vielmehr die feine Wollust geheimer *sinniger und sinnlicher* Annäherung zu enthalten scheinen. — Die Musik gilt auch ihr als Gemeingut, insbesondere ihres Geschlechts. Sehr schön sagt sie: „Das unvollkommenste Liedchen schwebt über der Erde hinweg; und der Druck wie die Wonne des Herzens dringt zu Gottes Herzen, und Erde und Himmel verstehen sich." Ganz anders, obwohl mit gleichem Rechte, wie wir glauben, urtheilt sie von der Malerey, die eine Reihe von Anschauungen foderten, und einen Umgang mit dem Angeschauten, welcher der weiblichen Natur fremd sey", obwohl sie zugiebt, dass saubere und zierlich gehaltene *Nachbildungen* als *erfreuliche Unterhaltungen mit der Natur* ihren Werth hätten.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um zu beweisen, dass von wahrhafter Belehrung über weibliche Bildung, was insbesondere den wissenschaftlichen Inhalt, oder den Inhalt zu erkennender Gegenstände betrifft, aus diesen Blättern nichts Bestimmtes zu schöpfen sey, und dass man sich vielmehr zu hüten habe, unter der beyläufigen Einräumung dessen, was der gute Sinn auch der Vfn. vorhält, nicht zu einem sehr trüglichen allgemeinen, viel zu hochgestellten Anspruche verleitet zu werden. So fein und ächt weiblich aber die Vfn. über Kunstbildung sich erklärt: so fein und ächt weiblich finden wir ihre Äusserung überall, wo ihr Gemüth sich unbefangen ausspricht. Es gehört zur eigenen Meinung der Vfn., dass Frauen keine Systeme bilden sollen; und so taugt denn auch bey ihr selber nichts, was irgend als Theorie, System oder Philosophie gelten soll. Alles andere aber taugt, ja ist häufig nach Sinn und Ausdruck unübertrefflich. Es giebt in der That für das weibliche Geschlecht unserer Zeit noch eine gefährlichere Täuschung, als die, sich mit *einzelnen* Wissenschaften und Künsten zu *schmücken*; es ist die Gefahr der philosophischen Ansicht, der genialen Auffassung,

des hohen Wortes für eine schlecht erwogene Sache u. s. w. Vor derselben zu warnen, giebt diese Schrift Gelegenheit. So wie aber in dem Büchlein immer noch viel Mehreres ist, wofür wir danken, als was wir zurückschieben möchten: so mögen wir auch von der Vfn. nicht scheiden, ohne von unserer Anerkennung dessen, was schön und edel von ihr empfunden und häufig auch klar und bestimmt gedacht worden, noch am Schlusse einen Beweis zu geben. „Es ist gewiss, — sagt sie — eine Mutter ist jenem indischen Baume zu vergleichen, der seine Zweige wieder in die Erde senkt, und darin Wurzel fassen läst, damit sie als selbstständige Wesen, in steter Wechselwirkung mit dem alten Stamme, diesem neue Kräfte geben und die seinigen zurückempfangen mögen. Auch ist die *Reinheit des Zweckes* so groß, dass selbst da, wo er nur halb ins Auge gefasst ist, bey gänzlicher Unkunde der Mittel, diese sich, *durch die Richtung selbst*, nach und nach darbieten." Wie wahr und trefflich, wie reif und tief ist dieses gedacht und gesprochen! Solche Kernworte wird freylich Manche nicht zu Stande bringen, die sich nach dieser und jener anderen Wendung mit der Vfn. verwandter fühlen möchte, als sie wirklich ist. In jener Stelle ist auch ein *Bild*, welches *lehrt*. Was lehrt aber z. B. die *Ellipse* (S. 110), vermöge welcher die Lebensbahn der Frauen der der Erde um die Sonne ähnlich seyn soll, wenn auch an und für sich die Vergleichung der Wirksamkeit der Frauen mit der der Sonne, obwohl etwas stolz lautend, doch nicht ganz unwahr ist? Ml.

HANNOVER, in der hellwingschen Buchh.: *Beobachtungen und Gedanken über Erziehung und über Volksschulen u. s. w. nebst einem Anhange über Legalität und Moralität in Rücksicht auf Erziehung der Kinder* von *E. C. Reiche*. 1810. XXII u. 565 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Titel dieses Buches wäre, seinem Inhalte nach, zweckmässiger: *Salzmanns, Campens, Kants, Funks, Schmidts, Weilers u. A. Beobachtungen über Kindererziehung und Volksschulen mit hinzugefügten Bemerkungen* von *E. C. Reiche*. Denn so verhält es sich wirklich. Der Vf. hat nämlich durchaus nicht bloss einzelne Worte, sondern zum Theil halbe und ganze Bogen aus den Schriften dieser Männer abdrucken lassen, wie sie sich gerade einem von ihm geäusserten Gedanken anfügen wollten, so dass, wenn jeder dieser Männer sein Eigenthum zurückfoderte, wohl keine 2 Drittheile des Ganzen dem Vf. verbleiben möchten. In der Vorrede finden wir, nach der Sitte des 17 Jahrh., wo die *Elogia virorum clarissimorum* vor einem Buche zu paradiren pflegten, Belobungsschreiben von theolog. Professoren, Schuldirectoren, sogar von einem Staatsminister, welche die Befugniss und den Beruf des Vfs. zur Herausgabe seines Buches documentiren sollen. Wer möchte wider so redende Beweise gern etwas einwenden? Fragt man näher nach dem Inhalt dieser Schrift: so enthält sie allerdings ganz gute einzelne Bemerkungen über Kindererziehung, welche sich von denen, die ihr Beruf dazu bestimmt hat, wohl mit Nutzen lesen lassen, keineswegs aber (wie diess selbst jene bogenlangen Citate aus den Schriften anderer Männer, die eben dasselbe vorlängst gesagt haben, zur Genüge erweisen) so neu sind, als sie vermöge der Umständlichkeit, mit welcher der Vf. seine Schrift ankündiget, ihm mögen geschienen haben. — Einzelne Bemerkungen — sagt Rec., denn ein vollständiges Werk über Kindererziehung ist es gar nicht. Die ersten Beobachtungen, mit welchen der Vf. anhebt, sind: dass Erziehung keine Sache für Volksschulen sey; dass sie im väterlichen Hause, und zwar schon in den allerfrühesten Kinderjahren müsse angefangen werden; dass sie sowohl körperlich als geistig beschafft werden müsse. Über die körperliche Erziehung und Alles, was zur Ernährung, Wartung, Kleidung u. s. w. der Kinder gehört, lässt sich der Vf. sehr weitläuftig aus. — Zur moralischen Bildung der Jugend fodert er eine liberalere Erziehung im höheren Geiste der Freyheit, als sie noch in den mehresten Häusern üblich ist; verbreitet sich sehr umständlich über die natürlich gute Anlage der Kinder, und das an sich Unschuldige so mancher, freylich durch verkehrte Behandlung leicht missgeleiteter, und dann ausartender Triebe; und erklärt sich schlechterdings wider alle körperlichen Züchtigungen, selbst wider die seltenen Ausnahmen, welche vor ihm erfahrene Pädagogen Statt finden liessen. Wenn der Vf. das Bedürfniss einer Schrift, welche ein System verkehrter Kindererziehung zur Beschämung mancher Ältern aufstellte, für noch unbefriedigt hält: so wundert es Rec., dass ihm bey so viel anderen angezogenen pädagogischen Schriften *Salzmanns* in dieser Art sehr brauchbares Krebsbüchlein habe unbekannt bleiben können.

In Hinsicht einer besseren Einrichtung der Volksschulen beschränken sich die Äusserungen des Vfs. wieder nur auf einige wenige Gegenstände. Er redet zuerst von der Bildung der Volkslehrer in Seminarien, und führt neben dem Nutzen, welchen sie stiften, auch manche Nachtheile derselben an. Hierüber hätte sich aber noch viel Mehreres und Vollständigeres sagen lassen. Er will, um die Bildung der Schullehrer allgemeiner zu machen, sie den Candidaten anvertrauet wissen, welches Rec. nicht ganz einleuchtet, indem solche junge Männer in der Regel, bey dem Mangel an aller Erfahrung, viel zu wenig mit den Bedürfnissen der Volks- u. Land-Schulen bekannt sind, dagegen diese Vorbereitung viel zweckmässiger das Geschäft erfahrener Prediger seyn dürfte. Zur Verminderung der Schülerzahl in gemeinschaftlichen Lehrstunden schlägt er unter anderen theils die Theilung der Schüler nach ihrem Alter und Fähigkeiten in verschiedene Stunden, theils die spätere Ansetzung des Anfangs der Schuljahre vor. Das erste Mittel dürfte sehr zweckmässig seyn, ist auch schon in mehreren Schulen mit Nutzen eingeführt; das zweyte wäre wohl grossen Schwierigkeiten unterworfen, da besonders der Landmann seine Kinder am meisten, wenn sie schon etwas heranwachsen, zu häuslichen Geschäften braucht; es würde auch den beabsichtigten Zweck nicht erreichen, indem die Schülerzahl immer dieselbe bliebe, wenn auch die Kinder erst später die Schule besuchten. — Im Anhange erklärt sich der Vf. ausführlich wider diejenigen, welche die Kinder früher zur Legalität als zur Moralität erziehen wollen; aber auch hier, wie hin und wieder im Buche, scheint doch manches Missverständniss sich eingeschlichen zu haben. Bey der grossen Weitschweifigkeit des Vfs. trifft man häufig auf Wiederholungen derselben Gedanken und Vorschläge.

WRth.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 DECEMBER, 1812.

## STAATSWISSENSCHAFT.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Kurzgefasster Unterricht für diejenigen, welche sich zu brauchbaren Calculatoren, hauptsächlich bey Landescollegien, bilden wollen.* Oder *Darstellung der nöthigsten Begriffe vom Rechnungs- und Cassen-Wesen, nebst Abriss des französischen Steuersystems.* Zur Belehrung für Applicanten und Mindergeübte, von *Ludwig Thiele*, Calculator bey der Departementspräfectur in Posen. 1812. 260 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Statt einer Vorrede hat diese Schrift eine Einleitung, worin der Vf. eine kurze Biographie von sich selbst und eine Entschuldigung vorbringt, warum er sein Buch nicht in polnischer, sondern in deutscher Sprache verfasst habe. Aber diese Entschuldigung hat wenig Gewicht. Wollte er für das Rechnungs- und Cassen-Wesen, seiner Absicht gemäss, etwas allgemein Brauchbares liefern: so musste er nicht bey dem Gange des polnischen und preussischen Rechnungs- und Cassen-Wesens stehen bleiben, sondern die allgemeinen, für jedes Rechnungswesen gültigen Grundsätze darstellen. Da er aber hauptsächlich nur das preussische Rechnungs- und Cassen-Wesen, und wahrscheinlich auch den polnischen Geschäftsgang zum Beyspiele genommen: so kann seine Schrift, die ohnehin gar nichts Neues enthält, weder für die Polen, noch für die Deutschen, von bedeutendem Werthe seyn, und zwar weder in Rechnungs- noch in staatswirthschaftlichen Grundsätzen. In Hinsicht auf Allgemeinheit, auf welche diese Schrift Anspruch machen will, ist schon der Name *Calculator*, für den eines *Revidenten* gebraucht, fehlerhaft. *Calculator* heisst bloss derjenige, welcher eine Rechnung in Ansehung der Richtigkeit der Zahlen untersucht, und sich auf keine weiteren Prüfungen einlässt; selbst in Preussen fand der Unterschied zwischen *Calculator* und *Revident* Statt. Der Vf. meint aber unter Calculator den eigentlichen Revidenten, nur mit dem Unterschiede, dass dieser auch zugleich die Function des eigentlichen Calculators besorge. In Polen mag dieses vielleicht so seyn; aber es passt nicht für Allgemeinheit. S. 22 ff. stellt der Vf. den Wirkungskreis eines Calculators äusserst wichtig und ausgedehnt vor: er bürdet ihm die Verfertigung sehr vielerley Tabellen und Geschäfte auf, welche nach unserer Meinung bald in das Staatswirthschafts- und bald in das Finanz-Collegium gehören, z. B. summarische Bevölkerungstabellen; Verzeichnisse von den verschiedenen Beschäftigungen oder Gewerben in Städten; die Nachweisung von den Gewerben und Professionen auf dem platten Lande; Finanzberechnungen von den Zoll- und Consumtions-Steuer-Revenuen; über den Zustand des platten Landes, wie viel sich darin an versteuerten und unversteuerten Leuten (auch anderen Stücken) befindet; wie hoch sich die Steuern belaufen u. s. w.; ferner Productenpreistabellen; Fabricationstabellen; Tabellen über Exportation und Importation; Tabellen zur Cameralfinanzverwaltung u. s. w. Wenn dieses alles und noch mehr die Revision thun soll: was haben denn die Räthe, Assessoren, Accessisten, Secretärs u. s. w. zu thun? — Mag es auch gleich in Polen etwa so Statt finden: so ist dieses keineswegs überall der Fall, und eine solche Organisation ist durchaus keine gute Organisation; denn Revidenten und Calculatoren sollen allein bey dem, was zur Revision des eigentlichen Rechnungs- und Cassen-Wesens gehört, gelassen, nicht aber in anderen Zweigen der Staatswirthschaft gebraucht werden. Sollen, wie es sich gehört, alle zu prüfenden Rechnungen in einem Jahre vollkommen revidirt und justificirt werden: so haben die Revidenten, deren Anzahl immer diesem Verhältnisse gemäss seyn soll, im Staate genug zu thun, ohne sich mit anderen Geschäften, die nicht zur Revision der Rechnungen zu zählen sind, abzugeben. Der Vf. rechnet aber der Calculatur alle diejenigen Geschäfte zu, welche nicht nur zur Revision ausschliesslich, sondern auch beynahe zur ganzen Verwaltung der Staatswirthschaft und einem ganzen Finanzcollegium gehören. S. 28 ff. stellt der Vf. die eigentliche Revision der Rechnungen auf, und erzählt dabey auch nichts Weiteres, als was wir schon lange aus dem preussischen Rechnungswesen, und von anderen, besonders den neueren Schriftstellern, über das Rechnungswesen gehört, und noch mehr, als der Vf. liefert, erfahren haben. Wir wollen nur die Werke von *Hornberger* (Grundsätze der Cameralrechnungsführung, 1796), von *Lamott* (Anleitung zur ordentlichen und gründlichen Abnahme der Rechnungen, 1778) und von *Eschenmayer* (Anleitung zu einer systematischen Einrichtung des Staatsrechnungswesens u. s. w. 1807) nennen, welche für diejenigen, die Revidenten werden wollen, in weit besserer logischer Ordnung und lehrreicher geschrieben haben. S. 55 spricht der Vf. von einer Rubrik *Insgemein*. Eine solche unbestimmte Rubrik ist, nach der Behauptung von *Eschenmayer*, ganz unnöthig, und besser die Eintheilung der Rechnung in Bestandsetat oder laufende — und in extraordinäre Rechnung, welche

dieſe Rubrik ganz unnöthig macht. S. 63 verlangt der Vf., daſs auf jeder Quittung, als Urkunde einer Rechnung, noch ein Dritter die Authenticität der Handſchrift des Empfängers auch mit ſeiner Unterſchrift beſtätige. Dieſe fremde Beſtätigung bewahrheitet allerdings die Überzeugung vollſtändiger; allein wie beſchwerlich und mühevoll würde es einem Rechner ſeyn, wenn er bey jeder Zahlung, die er macht, eine ſolche dritte Perſon rufen laſſen müſste, um deren Beſtätigung zu erhalten! Der Vf. hätte ſeine Behauptung dadurch praktiſcher machen können, wenn er jedem Rechnungsamte, oder jedem Rendanten, nach ſeiner Sprache, noch einen Controleur, vom Staate beygegeben, zugetheilt hätte, welcher alle Belege der Rechnung und alle weiteren vorkommenden Gegenſtände, zu dieſem Behufe, mit unterzeichnet.

Die S. 65 und 66 vom Vf. vorgeſchlagenen Quittungsbüchlein für jeden Contribuenten ſind nicht ſeine Erfindung, ſondern er kann ſie ſchon in mehreren Schriften über das Rechnungsweſen finden. S. 69 behauptet Hr. *T.* von den Poſtſcheinen und Poſtbüchern, daſs ſie als Urkunden in der Rechnung gelten. Poſtſcheine können keine Ausgabe beweiſen, weil die Poſten nicht das durch ſie wegzuſchickende Geld zählen, ſondern immer nur den angeblichen Werth quittiren; nur eine Quittung von dem Empfänger iſt eine gültige Urkunde. S. 76 braucht Hr. *T.* den Ausdruck: *per Copia vidimata;* wird ein ſolches Latein in Polen geſprochen? — Was der Vf. S. 73 von den Etats ſagt, kann er beynahe wörtlich in dem angeführten Werke von *Eſchenmayer* leſen. S. 130 ff. will Hr. *T.* die Abhör und Juſtification der Rechnungen von der Reviſion allein ausgemacht wiſſen. Dieſer Behauptung kann Rec. nicht beypflichten; denn es gehört nothwendig eine höhere Autorität zu dieſer Abmachung, als der Calculator iſt; auch iſt der Revident, als ſolcher, Partey von dem Rechnungsführer, und kann daher in keinem Falle den Juſtificator machen. Zur Juſtification gehören immer einige Mitglieder des Finanzrathes, und der Revident ſoll freylich auch dabey ſeyn, weil er die Rechnung am beſten durchgegangen und inne hat; er kann das Protocoll dabey führen. S. 178 endigt ſich die ſpecielle gar nicht gut geordnete Beſchreibung des Caſſen- und Rechnungs-Weſens und der eigentlichen Reviſion; und es beginnen jetzt die von Hn. *T.* der Reviſion noch weiter zugedachten Geſchäfte, wobey derſelbe Begriffe und Grundſätze der Staatswirthſchaft voranſchickt, an denen man zur Genüge ſieht, daſs er noch ſehr wenig darin gethan habe. S. 179 ſetzt er die veraltete Definition von einem Staate feſt, welche bloſs Schutz und Hülfe von einem Oberherrn zum Zwecke hat, und beſtimmt Geld, Credit und Kräfte als Hauptmittel zum Wirthſchaften. Mit Gelde hat er vermuthlich Capital bezeichnen wollen; denn dieſes iſt zum Wirthſchaften beſonders nöthig. Capital beſteht aber nicht allein und ausſchlieſslich in Gelde. Wer ſeine Wirthſchaft mit Credit, alſo mit Vorempfang, mit Anticipation, anfängt oder treibt, der wird gewiſs nicht ſchnell weiter kommen. Hätte der Vf. Capital und Kräfte als Bedingungen zum Wirthſchaften angenommen: ſo würde er ſeinen Begriff richtiger ausgedrückt haben. Eben ſo mager iſt der Begriff von Staatswirthſchaft. Er ſagt: um ihre Grundſätze kennen zu lernen, müſſe man ſich mit der Finanzwirthſchaft und Cameraliſtik bekannt machen. Was er unter Cameraliſtik verſtehe, beſtimmt er nicht; er muſs alſo die Finanzwiſſenſchaft von der Cameraliſtik ausſchlieſsen. Rec. verſteht unter Staatswirthſchaft die ſämmtliche Ökonomie im Staate. Da nur der Regent und das Volk zuſammen den Staat ausmachen, und kein Theil ohne den anderen denſelben bilden kann: ſo muſs unter Staatswirthſchaft ſowohl die Nationalökonomie (Volkswirthſchaft), als auch die Finanzökonomie (die Wirthſchaft des Regenten) verſtanden werden; das, was man bisher unter Staatswirthſchaft im engeren Sinne verſtand, macht in dem Begriffe des Rec. die Politik der Staatsökonomiegeſetzgebung aus. S. 180 ſagt Hr. *T.*: „Beide (nämlich Finanzwiſſenſchaft und Cameraliſtik) gemeinſchaftlich lehren, wie einzelne Perſonen und ganze Nationen unter dem Schutze der Regierungen Reichthum erwerben, erhalten und vermehren können.“ Er legt alſo hier der Finanzwiſſenſchaft eine Eigenſchaft bey, welche, auſser ihm, noch Niemand darin geſucht, noch gefunden hat, und auch nicht finden wird; denn dieſe vermindert eher den Privatreichthum, aus welchem ſich der Nationalreichthum bildet. Man will mit dem Worte *Cameraliſtik* dasjenige bezeichnen, was ein Cameraliſt wiſſen ſoll und muſs; es kömmt von der Bezeichnung — *Kammer* — her, welche ein Collegium ausmacht, und ſowohl für die Volkswirthſchaft, als auch für die Wirthſchaft der Staatsregierung zu ſorgen hat. Hn. *T's.* Begriff iſt um ſo auffallender, weil er Finanzwiſſenſchaft von der Cameraliſtik trennt; ein Cameraliſt muſs durchaus auch die Finanzwirthſchaft beſorgen und wiſſen. Auf eben dieſer Seite behauptet der Vf.: Krongüter und Domänen gehören dem Landesherrn *eigenthümlich.* Wenn dieſes wahr wäre: ſo könnten die Einkünfte daraus keine Staatseinkünfte ſeyn, die zur Beſtreitung des Staatsaufwandes verwendet werden. Solche Behauptungen von einem Eigenthume an dergleichen Gütern haben einen nachtheiligen Einfluſs in die ganze Staatsökonomie. Dergleichen Güter ſind dem Regenten, als ſolchem, bloſs zur Benutzung von der Nation überlaſſen. S. 181 ſchreibt der Vf. dem Calculaturbureau wieder einen Geſchäftskreis zu, der nur einem ſtaatswirthſchaftlichen Collegium zukommen kann. Von S. 182 bis 187 behandelt Hr. *T.* einen gar nicht in das Rechnungsreviſionsweſen gehörigen Gegenſtand, nämlich etwas Weniges und undeutlich Auseinandergeſetztes über das Regiſtraturweſen. S. 188 will er das Finanzrechnungsweſen in 3 Sectionen abgetheilt wiſſen, nämlich: 1) in die des Finanzweſens im engeren Sinne des Worts; 2) in die der Verwaltung des Staatseinkommens. Wenn dieſe 2te Section nicht in die Claſſe des Finanzweſens im engeren Sinne gehören ſoll: was gehört denn zu dem

Finanzwesen im engeren Sinne? 3) in die der Aufsicht über die Volkshaushaltung. Diese 3te Section gehört gar nicht zum Finanzwesen, sondern zur Politik der staatswirthschaftlichen Gesetzgebung, und noch weit weniger zum Calculaturbureau. S. 191 erhalten wir vom Vf. ganz neue Ansichten vom öffentlichen Schatze. Er sagt: „der öffentliche Schatz ist der Centralpunct des ganzen Rechnungswesens bey der Staatswirthschaft. Unter Schatz versteht man die Verwaltung des Staatseinkommens." Welch eine staatswirthschaftliche und etymologische Ignoranz! Noch weit ärger und gefährlicher aber ist die Behauptung des Hn. *T.* auf eben dieser Seite, dass alles Grundeigenthum und alle Rechte, welche der Nation zustehen, Nationaldomänen seyen. Er rechnet hiezu: die schiffbaren Flüsse und Ströme, Landstrassen, überhaupt alle diejenigen Theile des Nationalgebiets, welche, ihrer Natur nach, kein Privateigenthum seyn können. Was nicht im Privateigenthume sich befindet, gehört zum Staatsvermögen; es kann daher gar keine Nationaldomänen, sondern nur Staatsdomänen geben, welche der Staatsregierung zur Benutzung überlassen sind. S. 192 ff. zählt der Vf. zur Rechnungsrevision auch die Verpachtungen der Güter, die Güteranschlagungen, Classificationsanschläge, Wirthschaftsetats, Remissionsberechnungen, forstwissenschaftliche (forstwirthschaftliche) Berechnungen, Competenzausmittelungen, Domänenbauetats, Meliorationspläne u. s. w. Auf diese Weise gehört die ganze Staatsökonomie zur Rechnungsrevision; und dann wären ja alle übrigen finanz- und staatswirthschaftlichen Collegia unnöthig. S. 212 zählt der Vf. die Rechnungsbücher auf, welche bey der landwirthschaftlichen Rechnungsführung nöthig sind. Diese und noch mehrere findet der Vf. in den Werken von *Hornberger* und *Eschenmayer* beschrieben und in Formulare gebracht. S. 217 spricht er der *Consumtionssteuer* das Wort. Ein Beweis, dass er in die Gesetze der Nationalökonomie nicht eingeweiht ist, weil er das für die gleichmässigste Vertheilung hält, was gerade die elendeste und ungleichste Steuer ist. Die Consumtion kann nie die Basis einer Besteuerung seyn, weil sie der Willkühr zu sehr unterworfen ist, die zur bestimmten Deckung des Staatsaufwandes gar nicht angenommen werden kann, denn dieses muss eine gewisse, bestimmte, feste Summe haben. Nur das Einkommen, und zwar das reine Einkommen, ist die zweckmässigste Basis zur Besteuerung, welche den Nationalwohlstand erhält, und ihn sich vermehren lässt. Eine Consumtionssteuer verkümmert den Lebensgenuss; sie erschwert die Vertheilung des Nationalvermögens unter die Nationalglieder, die schnelle Bewegung der Production und die Circulation; sie hemmt den freyen Nationalverkehr; sie trifft die ärmere Classe am meisten und drückendsten; sie begünstigt die reiche Classe, weil diese nie so viel zum Staatsaufwande beyträgt, als sie nach ihrem Einkommen beytragen sollte; sie verursacht sehr grosse Erhebungskosten, welche die Staatsbürger zur Ergänzung des Staatsaufwandes noch weiter zuschiessen müssen; sie macht eine Menge äusserst lästiger, verhasster, fiscalischer Formen und strenge Strafen nothwendig, die mit dem Vergehen in keinem gerechten Verhältnisse stehen; sie ist die Veranlassung zur Immoralität, zu Unterschleifen und Betrügereyen. Das gerechte und gleiche Verhältniss einer Steuer ist dasjenige, wo der Reiche von grossem Einkommen mehr Steuer entrichtet, damit der Arme aus seinem geringen Einkommen weniger Steuer zu geben habe. Bey der Consumtionssteuer aber zahlen beide gleich, und das Mehrere, das auch der Reiche consumirt, kömmt dem Armen nicht zu gut; daher kann sich die Consumtionssteuer von der Plusmacherey nicht reinigen. Was der Vf. S. 220 von den Bestandtheilen des Reichthums einer Nation und von den verschiedenen Steuersystemen (er meinte wahrscheinlich Systeme der Staatswirthschaft) gesagt hat, ist sehr mager und kenntnissleer. S. 221 ff. liefert er das französische Steuersystem so kurz und so deutlich, als möglich war, und rühmt noch auf den letzten Seiten das französische und westphälische Steuersystem.

Ausser dem Mangel an neuen haltbaren Ansichten und an logischer Ordnung im Vortrage, verdienen in dieser Schrift auch die häufigen Sprachfehler eine Rüge. Z. B. S. 20 *dem* (statt *den*) Calculator auszeichnen; S. 37 dass *zu jeden* Augenblick darüber Rechenschaft gegeben werden kann; S. 82 *völlige* statt fällige Zahlungen; S. 83 *Redardaten* statt Retardaten; oft das Wort *wann* für *wenn;* S. 84 um dem (den) Rechnungsprincipal zu überzeugen; S. 120 *Entzweck* statt *Endzweck* u. s. w. AEZ.

1) Landshut, ohne Angabe des Verlegers: *Polizeypraxis im Königreich Baiern* oder *Handbuch der Sicherheitspolizey.* Von *St. von Lewer*, k. baierischem Polizey-Actuar zu Neuburg a. d. Donau u. s. w. 1811. 346 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Neuburg a. d. Donau, ohne Ang. d. Verlegers: *Meine Studien und Launen von der Polizey, nebst einem Polizeyspiegel und Fragmenten aus meinem politischen und polizeylichen Testamente.* Von *St. von Lewer* u. s. w. 1811. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese beiden Schriften bilden das 2te, 3te, 4te und 5te Heft der *patriotischen Beyträge* des Vfs. *zur Justiz- und Polizey-Organisation.* An patriotischem Sinne mag es dem Vf. allerdings nicht fehlen, allein wir können den Wunsch nicht unterdrücken, dass er seinen Patriotismus auf eine andere Weise bethätigen möge. Von den hier gelieferten Beyträgen scheint uns wenigstens weder der Staat und seine Beamten, noch die Wissenschaft, einen besonderen Gewinn erwarten zu dürfen.

Der Hauptzweck des Vfs. geht bey No. 1 dahin, „sowohl den Bürger als den unerfahrenen Polizeybeamten und Diener mit ihren Pflichten, welche aus der Staatsverfassung und insbesondere aus der allgemeinen Sicherheitspolizey hervorgehen, vollständig bekannt zu machen, und ihre Handlungen auf den Rechtszweck hinzuleiten", und dieser Zweck ist

allerdings sehr lobenswerth. Aber die Art und Weise, wie der Vf. denselben hier zu verfolgen sucht, kann nicht gefallen. Statt dass der Vf. durch eine systematische Zusammenstellung des Inhalts der baierischen Polizeygesetzgebung die Leser in den Geist des Polizeywesens seines Vaterlandes einführen, ihnen die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der ergangenen mannichfachen Polizeyverordnungen und sonstigen Institutionen gehörig aus einander setzen, und sie auf diese Weise für den Dienst zu bilden, und für ihre Pflichten zu gewinnen suchen sollte, giebt er nichts weiter, als nach einer *Einleitung* (S. 1—14) — worin er von der *Polizey überhaupt* und der *Sicherheitspolizey insbesondere* spricht, und zwar so, dass man deutlich sieht, er habe das eigenthümliche Wesen der Polizey noch nicht gehörig begriffen — *zuerst* Auszüge aus den *königl. baierischen Constitutionsartikeln in Beziehung auf die öffentliche Sicherheit* (S. 15 und 16), dann Auszüge und Bruchstücke aus den *organischen Edicten, Gesetzen, Verordnungen und Instructionen für die königl. baierischen Polizeybeamten in Beziehung auf die öffentliche Sicherheitspolizey* (S. 17—84); hierauf eine *Übersicht der inneren Geschäftsorganisation einer wohlbestellten und nur mit wenigem Personale besetzten städtischen Polizey* (S. 85—123); ferner *vorzügliche(?) Polizeyerinnerungen, Belehrungen, Verfügungen und Anstalten, welche seit einiger Zeit von Seiten der städtischen Polizeydirectionen zu München und Landshut erlassen und getroffen worden sind* (S. 123—242); und endlich *praktische Aufsätze*, oder vielmehr *Formulare* zu solchen Aufsätzen für den Polizeydienst (S. 242—342). Wem mit allen diesen Dingen ein Dienst geleistet sey, wissen wir nicht. Die baierischen Gesetze kennt Jeder, der sie zu kennen nöthig hat, besser, als er sie hieraus kennen lernen mag, aus dem Regierungsblatte; die von den Polizeydirectionen zu München und Landshut erlassenen Verfügungen und an ihre Subalternen abgegebenen Instructionen haben bloss locales Interesse, und sind nächstdem den Subalternen, welchen sie gegeben sind, ohnediess bekannt; und endlich dürfte es wohl wenige baierische Polizeybehörden geben, welche sich zu ihrer Geschäftsführung erst durch die vom Vf. hier mitgetheilten Formulare zu bilden nöthig hätten. — Kurz, wir mögen die Arbeit des Vfs. betrachten, von welcher Seite sie sich nur immer betrachten lässt, überall erscheint sie zweck- und nutzlos.

Kein viel günstigeres Urtheil, als dasjenige ist, welches wir über No. 1 ausgesprochen haben, können wir über No. 2 aussprechen. Die hier mitgetheilten *neunzehen* kleinen Aufsätze über Polizey und Polizeygegenstände (von welchen einige schon im Cameral-Correspondenten zu finden sind) hätten ganz ungedruckt bleiben können. Sie enthalten nichts als ganz bekannte, meist sehr trivial vorgetragene Dinge. Seine *Launen* von der Polizey hätte der Vf. für sich behalten können; und wie weit er mit seinen *Studien* der Polizeywissenschaft gediehen sey, mögen folgende Stellen aus *seinem Glaubensbekenntnisse über die Polizey* (S. 1—4) beweisen: „*Die Polizey ist das höchste Staatsprincip — das Absolute einer souverainen Regierung* — unabhängig von der Finanzgewalt, ein höchstes selbstständiges Wesen — *über alle Gewalt erhaben — die einzig wohlthätige Sonne am politischen Firmamente*". „Polizey, als moralische Person im Staate betrachtet, ist die Identität der Regierung mit der Souverainität — die absolute und unzertheilbare Majestät des Throns, und die Basis der Reichsconstitution". „*Polizey ist der Staatsspiegel der jeden Staatsdiener repräsentirt, wie er ist, mit allen Linien nach Galls Schädellehre, und der das Vacuum in natura*" (und also auch in dem Kopfe des Vfs.) „*richtig darstellt*". „Polizey ist Sublimat für irgend einen angesteckten Körper". „Polizey ist das eigentliche Evangelium Johannis. Sie ist die Wahrheit, das Licht des Staats, und die süsse Quelle des Nachdenkens, des Vergnügens und der Ruhe vernünftiger Wesen". „*Polizey ist das absolute Seyn in der Schöpfung, das Lebensprincip aller wohl organisirten Staaten*". — O! welche Tiefe der Weisheit und der Erkenntniss! — Die erträglichsten Aufsätze, welche hier gegeben werden, sind: No. 2 *von den nothwendigen Eigenschaften eines Polizeybeamten*; No. 6 *über den Gemeingeist* (oder vielmehr *die Gewinnung und Leitung des Gemeingeistes*) *in den Grenzprovinzen*; No. 8 *über Sicherheitspolizeyanstalten in Bezug auf entlassene Sträflinge und Verbrecher*; No. 15 *Polizeyspiegel, oder alte und neue Taktik der Räuber und Diebsbanden* (wiewohl die Leser d. A. Pol. Blätt. und der *rebmannischen* Schriften über *Damian Hesseln und seine Raubgenossen* hier durchaus nichts Neues finden werden), u. N. 16 *das Gefängniss zu Philadelphia*. Das Beste sind Nr. 19 die angeblichen *Fragmente aus dem politischen und polizeylichen Testamente* des Vfs., wo ihm jedoch weiter kein Verdienst gebührt, als das der Compilation der hier wahrscheinlich aus seiner Excerptensammlung abgeschriebenen Sentenzen denkender Köpfe.

Z.

---

## NEUE AUFLAGEN.

*Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: D. *Johann Jakob Stolz's*; Bürger von Zürich, vormals Pastoris Primarii zu St. Martini und Professors der Theologie am Gymnasium zu Bremen, *Erläuterungen zum neuen Testamente* (mit Beziehung auf seine Übersetzung desselben) *für geübte und gebildete Leser*. Sechstes Heft. Der Brief an die Hebräer, die Briefe Jacobi und Judä, die Offenbarung Johannis. Dritte, von neuem durchgesehene Ausgabe. 1812. VI u. 216 S. 8. (12 gr.)

*Erfurt*, b. Keyser: *Der kleine Physiker, oder Unterhaltungen über natürliche Dinge für Kinder*, von *Adolf Friedrich Höpfner*. Zweyte verbesserte Auflage. 1813. VIII u. 248 S. 8. (12 gr.) Die erste Auflage dieses nützlichen Buches erschien bereits im J. 1801.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 DECEMBER, 1812.

## ÖKONOMIE.

Freyburg u. Constanz, b. Herder: *Landwirthschafts-Katechismus*, oder ein auf Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie nach den neuesten Grundsätzen und eigener [auf eigene] Erfahrung gegründeter Unterricht in der Landwirthschaft, von *Anton Herrmann*, Prof. der Landwirthschaft an dem grossherzogl. badischen Lyceo und Schullehrer-Seminario zu Rastadt u. s. w. I Theil. Ackerbau in 268 Fragen u. Antworten. 1811. 293 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein Schüler *Gatterers*, *Fellenbergs* u. A., und ein so aufmerksamer Beobachter, der drey Jahre als Ökonomie-Verwalter bey einem Freyherrn v. Helmstatt gestanden, konnte Vieles für sein Fach sammlen, und für die Landwirthschaft leisten. Der Unterricht in diesem nützlichen Werke ist jedoch hauptsächlich nur für den denkenden Landwirth berechnet. Der Vf. giebt reichen Stoff zum Nachdenken, und theilt viele wissenswürdige Nachrichten mit, die den naturforschenden Ökonomen über sein Fach aufklären.

Voraus schickt er eine *kurze Geschichte der deutschen Landwirthschaft aus dem Alterthume*, die lesenswürdig und sehr unterhaltend ist. Er fängt etliche hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung an, und behauptet, dass unsere Väter, die alten Germanen, erst durch die vielen Völkerwanderungen und durch die Bekanntschaft mit den gebildeten Römern gebildeter wurden. Bey ihrer endlichen Feldpolizey, da sie anfingen, des Pflugs, als des ältesten Ackerwerkzeugs, sich zu bedienen, gedenket er Manches von den *salischen Gesetzen*, vom *Sachsenspiegel* u. s. w., die sehr strenge waren, aber schlecht gehandhabt wurden. Das älteste Mass des Getreides oder Mehls war *Modius* oder *Mut*. Ein grösseres war *Maltra* oder *Malter*. Vom Getränke hatte man das *Situla* oder *Seidel*, auch die *Kufe*. Den Weinbau erlaubte der Kaiser Probus den Galliern um das Jahr 280, und da entstunden die Weinberge um Worms, Speier und Mainz.

In der *Einleitung* stellt der Vf. zuerst die Frage auf, *was unter der Landwirthschaftslehre verstanden werde*, und zeigt, wie nöthig und nützlich dazu die Hülfswissenschaften, *Naturlehre* und *Chemie*, seyen; durch sie nämlich unterscheide sich der *rationelle Landwirth* von dem *Empiriker* und blossen *Bauern*, der nur mit der durch Übung erlangten Fertigkeit und ohne wissenschaftliche Kenntniss die Landwirthschaft betreibt. — Umständlicher wird diess ausgeführt I. in dem *allgemeinem Theile der Ackerbaukunst*. I Hauptstück. *Von der landwirthschaftlichen Naturwissenschaft, Naturlehre und Chemie*. Das Hauptstudium des Landwirths erfodert sein Terrain, das Klima, die Lage und Natur seines Feldes. — Im III Abschn. redet der Vf. *von den nützlichen und schädlichen Thieren, Vögeln und Insecten*, meldet aber nicht besonders, worin sie nützlich oder schädlich seyen. Dass er die Vögel *Säugthiere* nennt, ist wohl ein Druckfehler. Im IV Abschn. handelt er von den landwirthschaftlichen *Pflanzen*, Getreide-, Futter-, Garten-, Manufactur-Pflanzen u. s. w., und im V Abschn. *von der landwirthschaftlichen Chemie*. Hier bemerkt er 42 Elemente, welche die Ackerbauchemie nothwendig kennen muss: 1. den Wärmestoff; 2. Lichtstoff; 3. Sauerstoff; 4. Kohlenstoff; 5. Wasserstoff; 6. Stick- oder Salpeter-Stoff; 7. Schwefelstoff; 8. Phosphorstoff; 9. die Elektricität; 10. das Kali; 11. das Natrum; 12. das Ammonium; 13—21. die 9 einfachen Erden, und 22—42. die 21 Metalle. Alles das beschreibt er recht gut, und macht dabey hin und wieder sehr nützliche Anmerkungen, z. B. übelschmeckendes, faules Wasser brauchbar zu machen u. dergl. Bey jeder Frage und bey wichtigen Puncten führt er die vornehmsten Schriftsteller darüber an, und zeigt eine grosse Belesenheit. —. Der VI Abschn., *von den Bestandtheilen der organisirten Körper*, sowohl des Pflanzenreichs, als des Thierreichs, ist gut ausgeführt.

II. *Besonderer Theil der Ackerbaukunst*. I Hauptstück. *Von der Vorbereitung des Bodens zum Ackerbau, oder von der Düngung, Verbesserung oder Vermischung, Urbarmachung und Bearbeitung des Feldes*. — I Abschn. *Die Düngung*. — So wichtig die Materie über die Erzeugung des Düngers ist: so wichtig ist auch die Lehre von der Anwendung desselben. Wir können uns aber in keinem Fall helle und deutliche Begriffe von der Theorie des Düngers verschaffen, ohne physisch-chemische Kenntnisse der organisirten Körper zu besitzen. — Bey den aufgeführten Düngern aus dem Thierreiche eifert der Vf., wie alle wahren Ökonomen, mit grösstem Recht über das noch immer so häufig herrschende Vorurtheil gegen den Gebrauch der *menschlichen Excremente*, die doch den vortrefflichsten und anhaltendsten Dünger geben, dessen Grundstoffe Galle, Eyweissstoff, salziger Stoff, Schwefel, Phosphor und Kohlenstoffe sind, und dessen übler Geruch so leicht durch beygemischten lebendigen Kalk u. s. w. zu vertreiben ist. Es ist bekannt, dass die Chinesen als die besten Landwirthe von uralten Zeiten her sich keines anderen Düngers bedienen. Als Beyspiel einer recht ökonomischen Häuslichkeit mit dem Dünger führt der Vf. an, dass *Fellenberg* zu Hofwyl in allen Richtungen seines Guts

kleine Häuschen auf Schlitten stehen habe, worin ein Zuber ist. Diese werden den Arbeitern überall nachgefahren. — Wie anhaltend die Kräfte dieses Düngers seyen, davon führt der Vf. das Beyspiel an, dass bey der Belagerung der Stadt Mannheim in den 1790 Jahren in Handschuchsheim bey Heidelberg auf einen grossen Acker die Excremente der Soldaten gekommen, und ungeachtet man bisher noch keinen Dünger darauf geführt habe, die Ernten doch noch immer beträchtlich darauf seyen. — *Die Dünger aus dem Pflanzenreiche*, als Stellvertreter des Düngers aus dem Thierreich, kommen diesem ⅔ gleich in der Wirkung, zumal von Giftpflanzen, Schierling, Stechäpfel u. s. w., wozu er auch das Kartoffelkraut u. s. w. rechnet, weil sie den meisten Schwefel-, Phosphor- und Kohlen-Stoff zeigen. *Schaafpferch und Hürdenschlag* ist sehr gut abgehandelt. Bey der Bestimmung des *Verhältnisses des Dünger- und Nutzvieh-Standes* für eine Wirthschaft (Fr. 274) ist die Reduction der Futterarten in Rücksicht ihrer Nahrungskraft auf Heu bemerkenswerth. Wenn das Heu 50 Procent nährende Theile hat: so kommen 100 Pf. Heu in der Nährkraft gleich 200 Pf. Kartoffeln, = 500 Pf. Runkeln, = 370 Pf. Boden-Kohlrabi, = 325 Pf. Wasserrüben, = 266 Pf. Möhren, = 600 Pf. Weisskraut, = 90 Pf. jungem Kleeheu, luzerner Heu, oder dem 5fachen Gewicht grüner Fütterung. Rec. dünkt diese Reduction nicht richtig; denn Runkeln oder Rangen füttern noch einmal so gut, als Wasserrüben, und die Boden- oder untererdigen Kohlrabi noch besser, als die Rangen. — II Abschn. *Von dem Gebrauche der Verbesserungsmittel*. Vom Kalk, Gyps, Mergel, Torfmoorerde, Holzasche, Seifen und Potaschen-Siederasche, Schlamm aus der See, aus Gräben und Teichen, gebrannten Rasen, Thon und Sanderde; Dungsalze. — III Abschn. *Von der Urbarmachung*: des Flugsandes, des Heidelandes, des Waldbodens, der Sümpfe, Moräste, Brüche, und Torfmoore. — Der IV Abschn. *von der Bearbeitung des Feldes*, beschreibt den Pflug und seine verschiedenen Arten, und meldet die besten Schriftsteller von jeder Art; die Egge und die Walze; giebt ferner an, wenn das Feld vor oder nach dem Winter gepflügt werden soll; ob besser Pferde oder Ochsen zum Ackerbau zu gebrauchen, und die Resultate über die bisher gemachten Untersuchungen.

II Hauptstück. I Abschn. *Von dem Ackersysteme oder der Ackerwirthschaft*. — Da es wegen der Verschiedenheit des Terrains kein Universalsystem in der Landwirthschaft geben kann, so wenig, als ein Universal-Gesetzbuch: so folgt die Regel, dass ein Landwirth hauptsächlich eine gute Eintheilung seiner Felder, und einen nach physisch-ökonomischen Grundsätzen richtigen Fruchtwechsel für seine Feldabtheilung zu wählen habe. — II Abschn. *Von der Saat*: wobey vorzüglich der auszustreuende Same, die Saatzeit, der Säemann, und der Saatacker zu beobachten ist. Zugleich führt der Vf. unsere vorzüglichsten Getreidearten und bey jeder den dienlichsten Boden an, beschreibt die mancherley Sorten jeder Getreideart, nebst ihrem Ertrag nach Gewicht, die schädlichsten Unkräuter in der Saat und die sichersten Mittel, die Felder von Unkräutern rein zu halten. Die *Krankheiten*, denen die Getreidearten vorzüglich unterworfen sind, als Mutterkorn, Brand, Krebs, Rost, Mehl und Honig-Thaue, werden umständlich beschrieben und die verschiedenen Meinungen darüber beygebracht. — Auch von der Erndte und den Erntegeschäften wird viel Gutes gesagt; so auch von der Art, gute *Feimen* anzulegen, wenn man für die Früchte nicht genug Platz in der Scheuer hat; vom Dreschen, von Kornböden u. s. w. — Der Beyfall des landwirthschaftlichen Publicums wird dem Vf. nicht entgehen, und es wird mehrere dergleichen gute Producte in einem so reinen populären Ton mit Vergnügen lesen und benutzen. XP.

Göttingen, b. Dieterich: *Die vortheilhafteste Bienenzucht für den Landmann*. Von *Ludolf Carl Dedekind*, Prediger zu Grossen-Schneen. 1812. XVI u. 151 S. 8. (9 gr.)

Rec. freute sich beym ersten Anblick dieses Buches, weil es in einem dem Landmanne angemessenen Tone geschrieben war. Da er aber weiter las: so fand er zwar die physikalischen und praktischen Hauptlehren richtig vorgetragen, jedoch mit eben den Mängeln und Irrthümern vermischt, die sonst *Matuschka* allein eigen sind. Nach einer genaueren Untersuchung zeigte sich, dass diese Schrift nur eine Umschreibung des Bienenkalenders ist, den *Matuschka* kurz vor seinem Tode herausgegeben hat. *Matuschka*, *Ramdohr* und *Christ* sind zwar im Vorberichte als die vorzüglichsten unter den neueren Bienenschriftstellern genannt, die in der Bienenwirthschaft das Licht angezündet und zu verbreiten gesucht hätten: aber es ist nicht gesagt, in wiefern die Schriften des Einen oder des Anderen benutzt worden wären; auch ist Rec. in dem Buche nichts aufgestossen, was auf die Schriften von *Ramdohr* und *Christ* Bezug hätte, es müsste denn die Magazinbienenzucht seyn, die der Vf. lehrt. Dass Hr. *D.* sich einen von diesen geschätzten Männern zum Muster wählte, dawider würde man nichts einwenden, wenn er nur die Irrthümer und Mängel seines Führers verbessert hätte, damit das Publicum nicht ganz und gar in unnöthige Unkosten versetzt würde; denn in der Anordnung der Materien und im Vortrage blieb ihm nichts zu thun übrig, weil *Matuschka* selbst im Volkstone deutlich und fasslich genug geschrieben hat.

In der Einleitung lehrt der Vf. (wie *Matuschka*) ausser einigen kurzen Begriffen von der Bienenzucht und den Bienen die verschiedenen Arten und Geschlechter der Bienen. Nach S. 15 entsteht ein Drohnenweisel, wenn die Bienen aus Versehen einen weiblichen Arbeitsbienenwurm (besser Made) in eine Drohnenzelle gelegt haben. Hr. *D.* muss in seinem Leben noch keinen Drohnenweisel gesehen haben, weil ein solcher die Gestalt einer Drohne haben müsste. Ein Drohnenweisel ist aber weder durch seinen Geburtsort noch durch seine Gestalt von der wahren Mutterbiene verschieden, weil mit sogenannten Drohnenweiseln keine Veränderung weiter vorgegangen ist, als dass ihre Zeugungskraft geschwächt und ausgeartet ist. Rec. hatte kürzlich zwey Fälle mit jungen Mutterbienen, welche bey kalter unfruchtbarer Witterung, wobey viel Arbeitsbienen verloren gin-

gen, ausgeartet waren, und wovon die eine vorher gute Brut gezeugt hatte. Dass der Vf. hier Chimären lehrt, erhellet daraus, weil er sich S. 51 und 58 selbst widersprochen hat.

In 5 Abschnitten handelt der Vf. 1) von den nöthigen Einrichtungen und Geräthschaften zur Bienenzucht; 2) von der Behandlung der Bienen im Frühjahr; 3) von der Behandlung der Bienen in der Schwarmzeit; 4) nach der Schwarmzeit; und 5) im Winter. Diese Eintheilung, nebst einem Inhaltsverzeichniss über das Ganze und über jeden Paragraphen, sind das ganze Verdienst des Hn. *D.* — Aber wie kommen denn Honigessig, Honigwein, Honigpflaster, und die Anpflanzung und Aussaat der für die Bienen nützlichen Gewächse in den 4 Abschnitt, welcher ja nur von der Behandlung der Bienen nach der Schwarmzeit handeln soll? Warum hat Hr. *D.* diese Artikel nicht mit in den Anhang gebracht?

*Matuschka* hat alle *vier* Arten der Bienenzucht, nämlich in Klotzbeuten, Lagerstöcken, Körben und Magazinen abgehandelt; Hr. *D.* aber hat die beiden ersten Arten weggelassen, und lehrt vorzüglich nur die Magazinbienenzucht. Wollten aber etwa die Leute von ihrer gewohnten Korbbienenzucht, die in Westphalen mit der Herbstreduction oder Abtödtung der schlechten und fetten Stöcke verbunden ist, nicht abgehen: so lehre er, wie *Matuschka*, sie auch die Korbbiennenzucht treiben, ohne die Bienen so grausam umzubringen. Dieses geschähe, wenn man die Vorschwärme allemal mit ihren Mutterstöcken versetzte, und nachdem die Brut in den Mutterstöcken alle ausgelaufen wäre, dieselben abtrommelte, sie hernach ausschnitte, und die Bienen als einen zweyten Schwarm in einem anderen Stocke wieder anbauen und sein Futter eintragen liesse. Diese Methode ist uns schon seit mehr als 50 Jahren aus Frankreich bekannt: die Magazinbienenzucht hingegen gar auf hundert Jahre: wie kam es also, dass der jüngste unter allen deutschen Bienenschriftstellern es erst einsah, dass diess die *vortheilhafteste* Bienenzucht für den Landmann ist?

In der Lehre über die Faulbrut trägt der Vf. *Matuschka's* Irrthümer getreulich wieder vor, und giebt S. 41 die Erkältung als die Ursache derselben an. Alle Bienenväter aber wissen, dass die Bienen Alles, was ihnen schädlich werden könnte, aus dem Stocke, geschweige aus dem Gebäude und besonders aus der Brut, wegschaffen, und daher keine erkältete Brut, wie die Erfahrung bey der strengsten Kälte lehrt, aufkommen lassen, die nicht wenigstens auf den Boden herab geworfen würde; auch ist es wider alle Erfahrung, dass die Bienen so weit ihre Brut verlassen, und völlig erstarrt im Stocke beysammen liegen bleiben müssten, und dass die getödtete Brut so bald in Fäulniss übergeht. Diess weiss Jeder, der zuweilen Brut ausgeschnitten und weggeworfen hat; sie vertrocknet wohl, aber sie fault nicht. Wie will nun Hr. *D.* im Stocke bey strenger Kälte eine Fäulniss ohne Wärme erklären? Kann wohl eine Fäulniss gedacht werden ohne Entzündung des Körpers? Ist aber Entzündung da: so ist mit derselben auch ein gewisser Grad Wärme frey gemacht; und diese sollten die Bienen nicht benutzen? — Noch ein ärger Geschrey wird von der Brutpest gemacht, die ein blosses Hirngespinst ist. Nach S. 143 entsteht sie bloss durch unzeitiges Füttern, also durch die Schuld der Menschen. „Wird den Bienen im Frühjahre, wenn noch kein Blüthenstaub vorhanden ist, zerlassener Honig reichlich gegeben: so sehen sie, ihrem Naturtriebe gemäss, diesen Honig als Nahrung ausser dem Stocke, als Honig in der Natur an. Hiedurch verführt, setzen sie nun Brut auf Brut ein, indem sie ihrem Naturtriebe gemäss mit dem gefütterten Honig auch Blüthenstaub draussen zu finden glauben u. s. w." Dass viel Brut gezeugt wird, ist richtig; aber Rec. sieht nicht ein, wie die Brut davon sterben kann, wenn die Bienen keinen Blumenstaub finden, denn die Made nährt sich davon nicht, sondern von der Futtermilch. Wäre diese aber schädlich: so müssten die Bienen krank seyn, die sie erzeugt haben. Nun aber werden die Bienen vom reinen Honige nicht krank: also muss auch ihre Milch gesund seyn, die Bienen mögen Blüthenstaub haben oder nicht. Hiezu kömmt noch, dass diess alles schon durch die Erfahrung widerlegt wird; denn wie viel Blumen werden nicht im Frühjahre gefüttert! Auch widerlegt sich der Vf. S. 44 selbst, wenn er sagt: „Lecken nun die Bienen diesen (angesteckten) Honig auf: so verderben sie damit ihren Magen auf immer, und können daher nie wieder gesunde Futtermilch zubereiten." Dadurch ist das Räthsel gelöst. Füttert man unreinen Honig: so bekommen die Bienen natürlich die Faulbrut, es mag im Frühjahr oder Sommer seyn; der Blüthenstaub schützt nicht. Honig wird nicht von der Fäulniss angesteckt, sondern er widersteht vielmehr derselben. Aber sauer kann er werden, und die Säure unterdrückt die Productionskraft der Bienen. Die Faulbrut aber ist eine Folge von geschwächter Reproductionskraft; hält nun die Einwirkung der Schädlichkeit auf die Natur der Bienen einige Zeit lang an: so werden die Kräfte desto mehr unterdrückt, und die Krankheit wird bösartig, aber nicht pestartig. — Rec. musste über diesen Irrthum weitläuftig werden, weil daraus falsche Grundsätze zur Behandlung der Bienen gefolgert worden sind. *Matuschka* folgert daraus, und Hr. *D.* schreibt ihm getreulich nach: 1) S. 46. Die Bienen müssten in einen neuen Korb gethan werden, und drey bis vier Tage die Hungercur aushalten. Man bedenke nur, geschwächte Bienen dem starken Einfluss der äusseren Luft in einem leeren Korbe auszusetzen, und dazu hungern zu lassen! Ist es nicht der grösste Unsinn, geschwächte Bienen auf eine doppelte Art zu schwächen, dass sie wieder gesund werden sollen? Wie viel mag wohl Hr. *D.* faulbrütige Bienen curirt haben! 2) S. 61. Die Bienen müssten im Frühjahre so sparsam als möglich, etwa alle 3 bis 4 Tage, mit 1, höchstens 2 Löffeln voll Honig gefüttert werden, damit sie die Brutpest nicht bekämen. Dann darf man sich aber auch nicht wundern, wenn nach S. 38 im Frühjahre Mottengespinnst in den Körben verhütet werden soll, nach S. 79 die Bienen sammt ihrer Mutterbiene im Sommer von den Motten ausgejagt werden, und der Vf. S. 118 eine Ängstlichkeit über das Mottengespinnst äussert, weil diess eine natürliche Folge von Hunger und von Kraftlosigkeit ist. Ist aber der langsame Hungertod nicht weit grausamer als der Schwefeltod, gegen wel-

chen der Vf. geeifert hat? 3) S. 108 No. 6. Wenn das Verstellen der Stöcke eher als in der Schwarmzeit vorgenommen würde: so würde der starke Stock durch den Verlust der Bienen leicht faulbrütig. Also dürfen die schwachen Stöcke mit den starken im Frühjahre nicht verstellt und gefüttert werden; sondern man läst sie lieber verderben, und zuletzt von den Motten herausjagen! Es dürfen um so weniger Ableger eher gemacht werden, als bis zur Schwarmzeit, weil der Mutterstock alle Bienen verliert, und gar keine wieder bekömmt. *Matuschka* sagt diess ausdrücklich; sein getreuer Nachbeter aber redet S. 96 ganz unbestimmt nur von einer *Zeit*, welche für den Landmann und die Bienen die *bequemste* und *vortheilhafteste* wäre. Diese Unbestimmtheit setzt gewiss keinen Menschen in Verlegenheit, weil die Erfahrung schon vorher bey den meisten alles selbst widerlegt hat. Jedoch kann Hr. *D.* zum Verstellen der Stöcke überhaupt nicht gut rathen, weil er nach S. 51 seiner Sache noch ungewiss ist, ob sich die Bienen auch vertragen würden. So unverträglich sind ihm bey der Vereinigung auch die Vorschwärme, die er S. 89 theilen lehrt, weil die alten Mütter die Veranlassung zu einem Kriege gäben. Man sieht daraus, was die Irrthümer für Folgen nach sich ziehen. Andere sind froh, wenn sie Doppelschwärme in ihre Stöcke bringen können; und welche Mühe würde es bey grossen Bienenständen kosten, die Hauptschwärme auf die vorgeschriebene Art zu trennen, wo in einem Tage dieser Vorfall oft vorkömmt. Die ganze Sache aber beruht auf einem Missverstande. Der Schüler hörte nämlich von seinem Meister in vollem Eifer gegen *Riem*, der bey Vorschwärmen lauter *junge* Mutterbienen annahm, die entgegengesetzte Behauptung, dass die Vorschwärme *alte* Mütter bey sich hätten, welche auf 9 Jahre lang leben könnten. Streng genommen aber kann weder die eine noch die andere Behauptung Statt finden. Hr. *D.* ist hier von seinem Meister getäuscht, und er hat nur eine Unverträglichkeit zu befürchten, wenn zu einem Schwarme, der eine junge Mutterbiene hat, Bienen von einem Vorschwarme, der eine alte Mutterbiene hat, hinzukommen, diese mögen mit der jungen Mutterbiene nicht zufrieden seyn; hingegen umgekehrt läst es sich der andere Theil Bienen bey einer alten Mutterbiene gefallen. Es kömmt bey der glücklichen Vereinigung nur darauf an, dass die alte Mutter mit ihren Bienen beym Schwärmen sich zuerst anlegt, oder zuerst in den Stock eingeschlagen werde. Da nun das unterschiedliche Verhalten der Bienen wegen ihrer Mutterbienen S. 107 bey einer anderen Gelegenheit dem Vf. nicht unbekannt ist: so sieht man wohl, dass er in der Eilfertigkeit seinem Meister Alles nur nachgebetet, und selbsterworbene Kenntnisse von der Bienenzucht eigentlich nicht hat.

Rec. würde nicht fertig, wenn er alle Irrthümer widerlegen sollte, er hat sich nur auf die schädlichsten beschränkt, damit sie sich durch diese Schrift nicht weiter verbreiten. Auch von Sprachfehler und Provincialismen ist die Schrift nicht frey.

Ks.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Berlin*, b. Vieweg: *Die Nützlichkeit der Bienen und die Nothwendigkeit der Bienenzucht*, von einer neuen Seite dargestellt von *Christian Conrad Sprengel*. 1811. 81 S. 8. (9 gr.) Der Leser wird von dem Vf. auf eine seltsame Weise von Berlin zum hallischen Thore hinaus nach Tempelhof zu auf einen Spaziergang geführt, welcher durch zwey Buchweizenfelder geht; bey diesen bleibt er mit seinen Beobachtungen stehen, und bemerkt, dass der Buchweizen auf beiden Feldern an Stroh reichlich gerathen, an Körnern aber missrathen ist. Er nimmt davon mehrere Stengel und Zweige mit nach Hause, reisst davon, ohne zu wählen, 10 Ästchen mit ihren völlig reif gewordenen Ähren ab, zählt sowohl die befruchteten Blumen oder die Körner, als die unbefruchteten Blumen einer jeden, und bringt 39 Körner und 555 unbefruchtete Blumen heraus; daraus sieht er, dass die Leute kaum den zehnten Theil von dem einerndteten, was sie eigentlich hätten einerndten sollen. Dieser Buchweizen wird nun das eigentliche Thema dieser Schrift. So lieset man 18 Seiten, ohne dass ein Wort von Bienen vorkommt.

Der Vf. ist weder Ökonom, noch Bienenwirth; vielmehr scheint die Botanik sein Lieblingsgeschäft. Daher sucht er die wahre Ursache der Unfruchtbarkeit des Buchweizens aus einer nach S. 4 vorausgeschickten Theorie über die Einrichtung und Befruchtung der Blumen zu demonstriren, und weil nun ein Theil Blumen, die er Saftblumen nennt, wozu auch die Blume des Buchweizens zu rechnen ist, sich von selbst nicht befruchten könne, sondern durch Insecten; ja manche sogar ganz ausschliesslich von Bienen befruchtet werden müsten: so behauptet er (erst S. 40), der Buchweizen müsse von Bienen befruchtet werden, und in solchen Gegenden, wo er nicht geriethe, sey die Ursache in dem Mangel der Bienen zu suchen; und so auch umgekehrt. Der Hauptsache nach hat also das Buch den rechten Titel nicht erhalten. Weil indess die Bienen wegen der Befruchtung der Saftblumen auf die Fruchtbarkeit so vieler anderer Früchte, wie auf die Buchweizenfrucht, einen wohlthätigen Einfluss haben: so läst sich wohl erklären, wie das Buch zu dem gegenwärtigen Titel gekommen ist. Denn ist die Theorie richtig: so folgt natürlich, dass die Bienen nützlich sind, und die Bienenzucht auch nothwendig ist. Davon hebt der Vf. erst S. 26 an zu reden, und S. 28 stellt er folgende Resultate auf: „1) Die Bienen sind weit nützlichere Thierchen, als man bisher geglaubt hat: sie gehören zu den vorzüglichsten und unentbehrlichsten Hausthieren. 2. Die Bienenzucht ist eine weit wichtigere Sache, als wofür man sie bisher gehalten hat, da sie nicht bloss den Wohlstand einzelner Personen vermehrt, und dem Luxus Vorschub thut, sondern die Wohlfahrt aller Einwohner eines Landes befördert. 3) Die Bienenzucht verdient von der Landesregierung einer weit grösseren Aufmerksamkeit gewürdiget zu werden, als bisher geschehen ist. 4) Der Gewinn an Honig und Wachs ist nicht der Hauptzweck der Bienenzucht, sondern nur eine Nebensache, ein blosses Accidens. Der Hauptzweck ist die Befruchtung der Blumen und die Beförderung reichlicher Erndten. Die Bienenzucht würde getrieben werden müssen, wenn auch jener Nebenzweck nicht Statt finde, jenes Accidens wegfiele; sie muss in Jahren, in welchen gar kein Honig und Wachs gewonnen wird, keine Verringerung leiden. 5) Wer den Bienen einen so grossen Theil ihres auf eine mühsame und beschwerliche Art erworbenen Honigs entzieht, dass sie im Winter darben oder umkommen müssen, handelt nicht nur undankbar, sondern auch gemeinschädlich. 6) Wer die Bienen mit Schwefeldampf tödtet, oder, wie die Landleute sprechen, einen Bienenstock einstösst, um sich des ganzen Vorraths an Honig und Wachs auf Einmal zu bemächtigen, begeht ein doppeltes Verbrechen, da er sich nicht nur gegen die Bienen, sondern auch gegen den Staat vergeht. Der Staat muss ein stehendes Heer von Bienen haben."

Wenn der Vf. glaubt, er habe die Nützlichkeit der Bienen und die Nothwendigkeit der Bienenzucht von einer neuen Seite dargestellt: so mag ihm wohl aus der Acht gefallen seyn, was *Willdenow* in der *Einleitung* zu seinem *Handbuche* schon darüber gesagt hat, die er doch vielmal wird gelesen haben. Dank verdient er aber in sofern, dass er diesen interessanten Gegenstand dem Publicum besonders vor Augen gestellt hat. Rec. wünscht nur, dass Hr. *Sp.* eine bündigere Ordnung im Vortrage befolgt, und weniger Ausschweifungen gemacht haben möchte.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 DECEMBER, 1812.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Museum für altdeutsche Literatur und Kunst*, herausgegeben von Dr. *F. H. v. d. Hagen*, *B. J. Docen* und Dr. *J. G. Büsching*. Ersten Bandes erstes und zweytes Heft; jedes mit einem Kupfer. 1809 u. 1810. VIII u. 648 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Diese Zeitschrift ist allen durch die altdeutsche Literatur- und Kunst-Denkmäler bedingten Kenntnissen gewidmet. „Musik, Bildnerey, Baukunst, öffentliches und häusliches Leben, und was man gewöhnlich unter dem Namen der Alterthümer begreift, sind daher nicht von unserer Betrachtung ausgeschlossen, sondern werden, zum Theil erneut und verjüngt, auch hier noch eine Zierde oder anschauliche Vorstellung gewähren. Unser Hauptgegenstand wird jedoch immer die Sprache, Poësie, kurz, die gesammte Literatur und ihre Geschichte bleiben.“ „Deutsche Art und Kunst wird uns solchergestalt zwar am meisten und liebsten beschäftigen, als unsere vaterländische, und auch als die eigentliche Wurzel und Mutter der gesammten neueren; aber schon eben dieses Verhältniss und ihre daraus hervorgegangene vielseitige Berührung und mannichfaltige Wechselwirkung mit der eigentlichen romantischen oder wälschen werden uns einen willkommnen und trifftigen Anlass geben, auch diese mit in die Untersuchung zu ziehen, und auch von hier auf die antike Welt und fürder geleitet, alles in einem noch höheren Zusammenhange zu betrachten. Wie wir auch auf diesem Wege einer starren Einseitigkeit begegnen möchten, welche die classische Literatur und Kunst der sogenannten romanischen entgegenstellt, um diese herabzusetzen: so wünschten wir nicht minder zur Erforschung und Bearbeitung der alten einheimischen Denkmäler, nach classischer Art, beyzutragen und aufzufodern.“ Streitfragen von Bedeutung, und mit Anstand erörtert, können in diesem Museum Platz finden; aber alles Unbedeutende und Kleinliche wird bey Seite gesetzt. Zu neuen Ausgaben oder blossen Abdrücken, zumal längerer Werke, ist hier nicht der Ort: dagegen werden kürzere Stücke, wenn sie für die Kunst ihres Zeitraums überhaupt oder für einzelne Künstler und beider Geschichte merkwürdig sind, hier einen schicklichen Platz finden. Desgleichen kleinere Bruchstücke von Handschriften grösserer Werke, zumal wenn diese schon gedruckt sind, zur Vergleichung oder anderweitigen Ergänzung derselben. Noch sind Erneuungen und Übertragungen alter Werke durchaus für andere, mehr der allgemeinen Unterhaltung bestimmte Blätter verwiesen, indem man sich hier besonders nur auf wissenschaftliche und gelehrte Bearbeitung beschränkt.

*Erstes Stück*. I. *Wolfram von Eschenbach*, sein Leben und seine Werke. *Schlegel* nennt ihn in der *Europa* (2 Band 2 Heft S. 138) den grösten Dichter, den Deutschland jemals gehabt hat, und die *büschingische* Abhandlung über ihn eröffnet dieses inhaltreiche Museum auf eine würdige Weise. Die Abhandlung ist die Frucht von dem fleissigsten, umsichtigsten, kritischen Studium der Werke des Dichters und der anderen Schriften, die auf seine und seines Geschlechts Geschichte Beziehung haben. Der Text enthält das Resultat der Forschungen des Vfs.: in den zahlreichen, ausführlichen und sehr gelehrten Noten wird der Text begründet. Neuerlich gemachte, erfreuliche Erfahrungen veranlassen Rec. zu der Anführung, dass sich in mehreren Bibliotheken in den Rhein-, Mayn- und Lahn-Gegenden sicher noch Manches findet, was zur Aufklärung der Sachen und der Zeit, welchen dieses Museum gewidmet ist, nützlich gemacht werden kann, wie denn, der sehr wichtigen Archive und Bibliotheken in Frankfurt zu geschweigen, unter anderen die Bibliotheken des ehemaligen Benedictinerklosters Arnsburg in der Wetterau (die der Buchhändler Körner in Frankfurt im Ganzen gekauft), und die burg-friedbergische Bibliothek (deren Benutzung der sehr humane, und deutsche Art und Kunst liebende Burggraf von Westphal gern und freundlich erleichtert) Manches enthalten, was dem Forscher sehr förderlich ist. Auch sind in diesen Grenzstrichen, bis zu welchen die Römer in Deutschland vordrangen, viele Männer von ungemeinem Interesse für deutsches Alterthum, welche denjenigen, die ihre Studien hierauf richten, mit Verstand dienlich seyn können, und dazu sehr bereitwillig sind. In Frankfurt, Wiesbaden, Darmstadt, Giessen, Marburg, Friedberg u. s. w., selbst auf dem platten Lande sind Männer dieser Art, deren einige selbst an Privatschätzen für die Geschichte Deutschlands reich sind. So ist, um nur eins anzuführen, Rec. in Giessen von einem alten ächten Familienbilde des Götz von Berlichingen (welches der gelehrte Diplomatiker, Dr. *Öser*, besitzt) sehr angenehm überrascht, und der *goethesche* ihm seitdem noch mehr veranschaulicht worden.

Wolfram von Eschenbach und Pleienfelden ist im 12 Jahrhundert geboren, und hat bis in den Anfang des 13 gelebt. Tag und Jahr der Geburt, wie des Ab-

lebens, sind nicht bekannt. Auch über das Geburtsland sind, wie bey Homer, die Stimmen verschieden. *Joh. von Müller* war geneigt, ihn der Schweiz zuzusprechen, aber Hr. *B.* und *Docen* vindiciren ihn dem deutschen Vaterlande, und zwar der Oberpfalz. Für diese Meinung ist, nach Rec. Überzeugung, schon dieses zureichender Grund, dass im Püterich der Dichter Wolfram von Eschenbach und *Pleienfelden* heisst, und letzterer Ort unzweifelhaft zur Oberpfalz gehört, und dass sodann Wolfram, welcher doch in seinem Parzifal selbst Städte des linken Rheinufers, wie Cölln und Mastricht, nennt, der Schweiz nicht *einmal* in seinen Gedichten erwähnt. Die ungemeine Ausbreitung der Familie (zu den S. 4 angeführten Orten können noch Eschenrode im Hessen-Darmstädtischen und Atzbach am rechten Lahnufer im Nassauischen — eines aschebacher Marca in der Wetterau gedenkt die Note selbst — u. v. a. hinzugefügt werden) hat Rec. auf die Vermuthung geleitet, der ursprüngliche, vom Stammorte hergekommene, Name der Familie sey von *Pleienfelden* gewesen, und *Eschenbach* ein späterer Ehrenname, welcher ihren Gliedern nach ihrer grossen, und da sie in so vielen Landen Eingang gefunden, gewiss wohlthätigen Ausbreitung verliehen worden. Denn schon bey *Gylmann* werden als Synonyme von *Esch* oder *Ösch* genannt Bezirk, Fluss, Gebiet u. dgl., und *Schilter* in seinem Glossarium erklärt *Asch*, *Esch*, *Eschen* durch *campestria loca*, und *campi in arva perennia exculti* (vgl. *Frisch* deutsch-lateinisches Wörterbuch im Artikel *Esch*, *Schilters* Glossarium unter *Scaz*, und *du Fresne* bey *Escaeta*, *Escheta* u. s. w.). Und so wäre dieser Name ein hoher Ehrenname, indem er bezeugte, die Glieder der Familie von Pleienfelden seyen für die Gegenden, wo sie sich niedergelassen, gewesen, was der erquickende Bach für die Fluren ist, in welchen er fliesst. Wolfram, der herrlichste unter den Minnesingern, ob er gleich Waffenruhm am höchsten hielt (*Schildes amt ist min art. Parzifal* V. 3418), erhielt am Hofe zu Massfelde in der Graffschaft Henneberg den Ritterschlag, und scheint hernach ein umherwanderndes Leben geführt zu haben. Bey Landgraf Herrmann von Thüringen hat er wahrscheinlich am längsten verweilt, die Hauptperson derjenigen Sänger, die auf der Veste Wartburg ihren Aufenthalt hatten, und im Gesange wetteiferten. Auch in mehreren niederdeutschen Orten, Erfurt, Werthheim u. s. w. scheint er sich aufgehalten zu haben. Seine häuslichen Umstände müssen sehr bedrängt gewesen seyn: auch klagt er im Parzifal sowohl, als Titurel, über die wenige Gunst, die ihm bey dem weiblichen Geschlechte geworden. Gegen das Ende seines thätigen Lebens zog er sich auf den Wohnsitz seiner Väter zurück, vielleicht mit seiner Frau, einem Kinde und einem Bruder. Sein Leib ruht in der Frauenkirche des Marktes Eschenbach, woselbst Püterich von Reicherzhausen um das J. 1450 seine Grabstätte suchte und fand. Das Jahr 1207 hat er gewiss überlebt. Seine Zeitgenossen und verbündeten Freunde in der Kunst des Gesanges waren: Walther von der Vogelweide, Heinrich von Osterdingen, Biterolf, der tugendhafte Schreiber, Klingsor, Hartmann von der Aue und Heinrich von Veldeck, der von ihm überlebt ward. Er war seinen Zeitgenossen Meister des Gesangs. Sie nannten ihn den Weisen, und ehrten ihn mit dem Namen des Kunstreichen. Wolfram von Eschenbach war der lateinischen Sprache mächtig, wahrscheinlich hatte er auch das Griechische erlernt; der wälschen Sprache war er sehr kundig. In der Philosophie wusste er von Aristoteles, auch Pythagoras war ihm nicht unbekannt: aber Platon kannte er gar nicht. In religiöser Hinsicht war theils die Bibel völlig von ihm durchforscht, theils auch alle Legenden jener Zeit, so wie die Schriften der Kirchenväter, ihm gewiss nicht fremd. Hieraus bildete sich jener tiefe, religiöse, mystische Sinn, der besonders den Titurel so wunderbar und anziehend macht, und über das ganze Gebilde des heiligen Graales einen eigenthümlichen Zauber verbreitet. In astronomischen, astrologischen und physikalischen Kenntnissen steht er Klingsorn gewiss nach: merkwürdige geographische Notizen lassen sich jedoch hin und wieder im Titurel sammeln. Von seinen Werken werden die nächsten Stücke Nachricht geben. *B.* hat sich mit *v. d. Hagen* in diese Arbeit getheilt.

II. *Gallerie altdeutscher Dichter*, von *Docen*. 1) *Conrad von Würzburg*. Bey keinem der übrigen Dichter dieses Zeitraums hat sich die Reife des poëtischen Talents klärlicher bewiesen, als in den Productionen der reich begabten Muse Conrads; aber sie haben auch nicht die ganze jugendliche Frühlingsfrische, und das innige, kräftige Gefühl der Poëten aus der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts. Meister Gottfried von Strassburg war Conrads poëtisches Ideal. Seine Gegenstände sind mit Absicht gewählte Themata; seine Metrik so sicher als gewandt; seine Diction glänzend, und der Reichthum seines Ausdrucks unerschöpflich, wie sein Talent in volltönigen Reimen. Aber ungeachtet der gereiftesten Kunstfertigkeit ist das Gefühl des Dichters bey weitem nicht so innerlich, so hinreissend, wie bey einigen der vortrefflichsten früheren Dichter. Von den kleineren Gedichten Conrads zeichnen sich einige aus: auch seine kleineren Erzählungen sind der Aufmerksamkeit werth, wenig aber wird heut zu Tage das weitläuftige Lobgedicht auf die heilige Jungfrau, die güldene Schmiede genannt, gefallen. Wichtiger für uns ist der trojanische Krieg, und der Vf. hat Recht, seine Mähre zu vergleichen mit „einem endlosen Flusse, darin ein Berg versänke wohl." Übrigens lebte Conrad ganz seiner Kunst und allein in ihr, und sagt, er würde thun wie die Nachtigall, „wohl gefalle ihr ihr Gesang, der allen Unmuth von ihr jage, und ob Niemand da wäre, der sie vernähme, des achte sie doch wenig." 2) *Rudolph von Hohen Ems*, Dienstmann zu Montfort. Er gehört unter die fruchtbarsten Dichter aus der Periode der Minnesinger. Seine Blüthe fällt in die Zeit, wo Wolfram von Eschenbach und seine Zeit- und Kunst-Genossen eine zahlreiche Menge jüngerer Nachfolger erweckt hatten.

In den Gedichten Rudolphs von Montfort ist vorzüglich der *Sinn* zu verehren. Mehr, wie in einem anderen seiner Zeit, lebt in seinen Werken ein heiliges, inniges Gefühl, welches in religiösen Dingen, wie in der Liebe, in der Schönheit der Natur, in Thaten und Handlungen, mit gleicher Wärme überall den Gegenstand umfasst. Vorzüglich reflectirt sich die eigene, hohe Schönheit dieses Dichters in dem Epos von Barlaam und Josaphat, durchaus christlichen Inhalts. Aber Rudolph erreichte in seinen Gedichten, was das höchste Ziel alles ritterlichen Lebens war, nicht nur „Gottes Ehre", sondern auch „weltlichen Preis." Den letzten durch seinen Alexander den Grossen in sechs Gesängen, und noch vielmehr durch Wilhelm von Orleans, eines der schönsten altdeutschen Gedichte, das in der Rhodonia von *Docen* erscheinen wird. 3) *Meister Gottfried von Strassburg*. Wer kennt nicht den Tristan dieses Meisters Gottfried? Hr. *D.* sagt, „dieser Roman ist mit einem solchen zarten liebenden Sinn gebildet, dass ich ohne Bedenken dieses Gedicht für das Schönste halte, das in jenen Zeiten der deutsche Kunstsinn hervorgebracht hat. — Wir besitzen wenige Gedichte, die im Geiste die Ahnung des ursprünglichen, göttlichen Schönen in dem Grade anregen, wie dieses unvergleichliche Werk." Wolframs von Eschenbach und seiner Nachahmer Manier sagte dem Meister Gottfried nicht zu. Denn bey dem Reichthum glänzender poëtischer Schönheiten befolgte er doch stets eine edle Simplicität und weises Ebenmass: Wolframs Parzifal aber ist, nach Hn. *D.*, eine Composition von einer wunderbaren romantischen Wildheit, im Ausdruck nicht selten unklar, gesucht, eigensinnig, und Gottfried sagte von den Lobpreisern und Nachahmern Eschenbachs: „Sie wollen uns mit dem Stocke Schatten gewähren, nicht mit dem grünen Lindenblatte", „ganz, setzt Hr. *D.* hinzu, das Bild der modernen *erstrebten* Objectivität in der Poësie." Durch solche und ähnliche eigenthümliche Ansichten der vereinigten Herausgeber wird dieses Museum vorzüglich interessant, und Rec. freut sich besonders auf die Verhandlung der streitigen Puncte, die die Herausgeber selbst, die Kenner, unter und gegen einander zu erörtern finden.

III. *Die Klage der Kunst*. Ein Gedicht des Conrad von Würzburg. Belehrendes Actenstück zu II. 1.

IV. *Über den Unterschied und die gegenseitigen Verhältnisse der Minne- und Meister-Sänger*. Ein Beytrag zur Charakteristik der früheren Zeitalter der deutschen Poësie, von *Docen*. Aus dem n. literarischen Anzeiger ist der Streit bekannt, den *Docen* und *Grimm* über dieses Thema geführt haben. *Grimm* behauptet die Identität der Minne- und Meister-Sänger, und zwar so, dass er die Minnesinger als Art, die Meistersänger aber als Gattung ansieht, und daher, nach seiner Ansicht, alle Minnesinger Meistersänger, nicht aber umgekehrt alle Meistersänger Minnesinger sind. *Docen* dagegen lehrt, dass eine wesentliche Differenz zwischen den beiden sey. Dieser Streit, in welchem die beiden anderen Herausgeber des Museums auf *Docens* Seite getreten sind, wird in dieser Zeitschrift einer genaueren Auseinandersetzung, Prüfung und Untersuchung unterworfen werden. Solch' eine Untersuchung ist keineswegs so unfruchtbar, wie sie auf flüchtigen Anblick erscheinen könnte. Sie greift tief in das Wesen der Poëtik des Mittelalters ein, und wird noch sehr wichtige Entdeckungen zu Tage fördern. Nur wünscht Rec., dass sie sich, so weit es thunlich ist, von der processualischen Form, zu häufigem Citiren des Gegners, zu häufigem Repliciren und Dupliciren entfernt halte, damit sie, die ihrer Natur nach schon sehr ausgedehnt seyn muss, nicht gedehnt werde. Mit wahrer Freude sieht Rec. dem entgegen, was *v. d. Hagen* beytragen will, insonderheit auch der *büschingschen* Darlegung der Töne der Meistersänger, und der Abhandlung des sachsen-hildburghausischen Hofmedicus, Dr. *Hohenbaum*, über die Musik des Mittelalters. Übrigens ist Rec. von der Wahrheit der Ansichten *Docens* und seiner Freunde völlig überzeugt, und, wie Hr. *Büsching*, der Meinung, dass wir jene alte Benennung der Minne- und Meister-Sänger treu geschieden und gesondert bewahren, und es in der Folge wohl müssen werden. Über das der No. IV angefügte Minneland von Muscablut, dessen Weise oder „*Hofton*" auch Hans Sachs nachgebildet, nur zwey Bemerkungen. In Strophe 3 heisst es:

Dein ärmlein weis, mit ganzem fleis
Gesnitzet sind, dein händlein lind
Nach allem wunsch gezieret; +
Dein leib ist ran, gar wolgetan
Sten dir dein Brust, nach mannes lust
Sein sie . . . *geplasmiret* +.

Hinter „*geplasmiret*" steht ein Fragezeichen. Rec. trägt kein Bedenken, es durch (plastisch) gebildet, geformt zu erklären, und von πλασμα abzuleiten, und das vorhergehende Bild aus der Bildnerey „*Gesnitzt*" kömmt dieser Erklärung noch zu Hülfe. Das, dem Metro nach, fehlende Wort ist durch „*wol*", oder, da der Dichter sehr reimreich ist, durch „*fein*" zu ersetzen. Die Strophe 4 ist:

Sie antwurt mir, aus voller gir,
Die minniglich, die ehrenrich,
Aus rosenrotem munde ; +
Ein früntlich grus, mit worten sus
Ward mir bekant, ir weisse hand
Bot si mir dar zur stunde; +
*Ein halsen, küssen mir da wurd,*
Mit weissem arm umfangen,
Ir roter mund mich da berurt
Mit rosenroten wangen.

Der unterstrichene Vers lautet in dem handschriftlichen Text: „*Ein halsen, ein küssen ward da versant.*" Unstreitig ist diess fehlerhaft geschrieben, und Hr. *D.* hat daher auf obige Art geändert. Rec. kann aber in diese Änderung nicht einstimmen, weil sie ihm nicht im Tone des Dichters zu seyn scheint, auch das *wurd* dem volltönenden u in *berurt* nicht ganz entsprechend ist. Er glaubt in dem Verse der Handschrift bloss in dem Worte *versant* die drey Buchstaben s, a, n ändern, und statt ihrer die im Schrei-

ben mit ihnen leicht zu verwechſelnden f, u, r ſetzen zu müſſen, ſo daſs der Vers alſo lautet:

*Ein halſen, ein küſſen ward da verſurt* (verführt),

in dem Sinne, wie man ſagt, ein luſtiges Leben verführen, oder, die verführen einen Lärm, wo die Sylbe ver, oder auch vir, nach Schilters Ausdruck, eine *intenſive* Bedeutung hat. — Zu dieſer No. IV gehört als Fortſetzung No. VIII im zweyten Heft.

V. *Verſuch einer vollſtändigen Literatur der älteren deutſchen Poëſie.* Von den früheſten Zeiten bis zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts. Erſte Abtheilung, das Verzeichniſs ſämmtlicher Dichter von 800 bis 1500 enthaltend, von *B. J. Docen.* Schon Eccard in Helmſtädt verſprach 1711 eine *Hiſtoriam poëtarum Germanicorum ab ultima antiquitate usque ad finem ſeculi decimi quinti*, deſsgleichen *Gottſched* 1746 eine *Hiſtoriam poëſeos teutonicae medii aevi inde a temporibus Caroli M. ad ſaeculum usque decimum ſeptimum;* aber Beider Verſprechen iſt unerfüllt geblieben. In der Folge hat ſich *Adelung* durch ſein (der Berichtigung und Ergänzung bedürfendes) chronologiſches Verzeichniſs der Dichter und Gedichte aus dem ſchwäbiſchen Zeitpuncte von 1130 bis 1325 um dieſes Fach der deutſchen Literatur, zu welchem ſich wahrſcheinlich auch unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren Beyträge finden, verdient gemacht: nicht weniger *Koch* durch ſein ſchätzbares Compendium der deutſchen Literaturgeſchichte. Jedoch iſt noch viel zu thun übrig, und Hr. *D.* daher ſchon lange mit der Idee einer Handbibliothek unſerer älteren poëtiſchen Literatur beſchäftigt, wozu hier vorgearbeitet wird. Eine zweyte Abtheilung dieſes Verſuchs ſoll die anonymen Gedichte in einer ſyſtematiſch-chronologiſchen Folge bis 1500 aufzählen. Rec. empfiehlt dieſen Aufſatz zu beſonderer Aufmerkſamkeit und zur Unterſtützung des Vorhabens des Vfs. allen denen welche aus öffentlichen Bibliotheken oder ihrem Privatſchatz Unterſtützung gewähren können. Was *Hoffſtäter* als Cuſtos der wiener Bibliothek geſammelt hat, und wovon nächſtens, wie Rec. gehört, zwey Bände erſcheinen und mehrere nachfolgen ſollen, wird nützlich ſeyn. Die beiden Mitherausgeber haben ſchon in Noten, und *v. d. Hagen* noch in einem Nachtrage Einiges berichtigt und zugeſetzt, auch in ihren „*deutſchen Gedichten des Mittelalters*" ſchon vorgearbeitet.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

## KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Winterthur,* in der Steinerſchen Buchhandlung: *Arnold von Winkelried,* ein vaterländiſches Schauſpiel in vier Aufzügen, von *Jakob Hottinger.* 1810. 150 S. 8. (12 gr.) Dieſes Drama iſt mit einer gewiſſen einfachen Naivetät, mit Geiſt und Munterkeit, und in den komiſchen Parthieen nicht ohne Laune und ergötzliche Ironie verfaſst; aber der Dichter hat die Schwierigkeit, welche im gewählten hiſtoriſchen Stoffe für die dramatiſche Form liegt, nicht ganz beſiegt, und läſst daher in den Acten, ſo kurz ſie ſind, hie und da eine Leere ſpüren. Eine groſse That iſt darum nicht immer für ein Drama paſſend, weil ſie oft nur einen einzigen Moment ausmacht, und das Drama eine fortgehende Handlung, die ein Abdruck innerer wechſelnder, ſteigender Thätigkeit iſt, darzuſtellen unternimmt. Wenn aus der Begebenheit und That eine dramatiſche Handlung werden ſoll: ſo muſs der Charakter und das Schickſal einer Perſon ſich darin offenbaren und entwickeln, und damit genau verknüpft und verwebt ſeyn. Hier ſehen wir die vielen Zwiſchenräume zwar nicht gerade mit Nebendingen, doch häufig mit ſolchen Formen und Auftritten ausgefüllt, die für den entſcheidenden Moment und für das Reſultat des Ganzen, welches noch dazu den Augen des Zuſchauers entrückt werden muſs, nicht wichtig genug ſind. Beſonders fehlt es der Hauptperſon des Stücks, Arnold von Winkelried, an Gelegenheit, in einer fortgehenden Handlung die Gröſse und Feſtigkeit ſeines Charakters allmählich zu zeigen. Sonſt — wenn man dieſes Schauſpiel als ein ſchwaches Gemälde von dem Zuſtande und der Geſinnung der damaligen Schweizer in einem etwas locker geknüpften Zuſammenhange betrachten will: ſo mag es wohl auf ein paar Stunden eine kleine Unterhaltung und dem Geiſt einige Nahrung gewähren; es herrſcht — wenn auch keine genügende Würde und Hoheit — doch auch keine Unnatur darin.

T. Z.

Pädagogik. *Abdera: Wie Boreas ſeine Kinder lehrt.* Ein Buch für Windmüller, enthaltend eine Vorrede und 4 Fragen. Im Jahre nach Erfindung der allein ſelig machenden Methoden. 46 S. 8. (4 gr.) Eine plumpe Satyre, hauptſächlich auf *Peſtalozzi,* deren Vf. ohne Sinn für das Groſse, das in dem Streben des edlen Schweizers liegt, nicht bloſs mit den Waffen eines bleyernen Witzes, ſondern auch mit gehäſſigen Inſinuationen gegen ihn auftritt. Zur Probe des erſteren diene folgende Stelle aus den *liturgiſchen Fragmenten am Geburtsfeſt der neuen Methoden* S. 34:

Kein Ochs, kein Eſelein<br>
Stehn mehr am Kripplein klein,<br>
Ziehn kurz und lange Striche,<br>
Quadrate groſs und klein,<br>
Zerhackt in tauſend Brüche<br>
Sind Burgsdorfs Krippelein.<br>
Eya Krippelein! Eya Krippelein!

Und was die letztere betrifft: ſo beſchuldigt der Vf. den wackeren *Peſtal.*, daſs ſeine neue Unterrichtsmethode auf nichts als *Geld, Ertödtung des Schönheitsgefühls, Obſcurantismus* und *Pabſtthum (!)* hinarbeite. „Nach *P's.* Methode, heiſst es in dem *Fragment eines Schreibens an den Dalai Lama,* erſparſt du in Zukunft alle die Summen, die du bisher auf Schullehrer-Seminarien verwendet haſt. Mit jenen *Siriſſen der Pädagogik* (P. Elementarbüchern) in der Hand kann dein *Leiſaſſe (!)*, wenn er nur leſen und ſprechen lernt, ein beſſerer Schulmeiſter ſeyn, als Horſtigs Lieblingsſöhne. Je weniger er ſelbſt hinzu thut, je mehr er Maſchine iſt; deſto beſſer erfüllt er ſeinen Zweck. Geld; rufe Peſtal. an deinen Hof. Er verſpricht Wunder. *Der Educationsrath Stroh ſtöſst in die vom Offenbarungs-Engel unmittelbar ihm geſchenkte Welt-End-Poſaune.* Alle Welt ſubſcribirt, pränumerirt, abonnirt. Es regnet Geld. Man wird betrogen. Aber man iſt froh, daſs man den Wind noch ſo wohlfeil gekauft hat. Noch mehr. Aus Schweden, Polen, Wittenberg reiſet man an deinen Hof. Einige reiſen auf herrſchaftliche Koſten, Andere auf Subſcription u. ſ. w. *Ertödtung des Schönheitsgefühls.* Du meinſt, wenn dieſs bey deinen Unterthanen erwacht: ſo würden ſie deine Steppen und Sandwüſten, und am Ende dich ſelbſt nicht mehr ſchön finden? Dafür iſt Rath. Laſs ſie nach Peſt. Methode zeichnen. *Dann fangen ſie den St. Gotthardt in Netze und zerhacken den Rheinfall in Quadrate;* und wenn ſie dich ſehen: ſo fällts ihnen nicht ein, zu fragen, ob du ſchön oder häſslich ſeyſt. *Sie werfen dich auf ihre quadrirte Tafel,* [illegible] *das Staarfell, das dir auf dem rechten Auge liegt,* gewiſs *ſein Quadrat, und von allen den Purpurbergen,* die deine *Liebe zum Wein beſcheinigen, behält jeder ſeine eigenthümliche Stelle.*" *Ohe jam ſatis eſt!* — Daſs auch *Olivier* bey unſerem Vf. nicht leer ausgegangen ſey, läſst ſich erwarten. Doch Rec. iſts müde, auch nur ein Wort von dieſer Sudeley noch weiter nachzuſchreiben.

L — r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 DECEMBER, 1812.

## SCHÖNE KÜNSTE.

**Berlin**, b. Unger: *Museum für altdeutsche Literatur und Kunst*, herausgegeben von Dr. *F. H. v. d. Hagen*, *B. J. Docen* und Dr. *J. G. Büsching* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

VI. *Beytrag zur Geschichte und Literatur der deutschen Volksbücher*, durch Dr. *F. H. v. d. Hagen*. Eine gerechte Kritik und schätzbare Ergänzung der, in vielem Betracht interessanten, Schrift von *Görres* über die deutschen Volksbücher, mit Rücksicht auf die Nachträge, die *Görres* selbst schon in der Zeitung für Einsiedler und in den heidelberger Jahrbüchern der Literatur geliefert. Rec. wünscht, dass Alle, die sich so wohl gefallen in dem Tone, welchen *Görres* angenommen, beachten mögen, was S. 239 gesagt wird. „Im Ganzen ist doch die Art und Weise, wie hier über diese Werke (die deutschen Volksbücher) gesprochen wird, nicht zu loben. Sie ist, wie in den übrigen Schriften von *Görres*, und hat in der Darstellung voll (Bilder-) Sturm und Drang etwas Krampfhaftes, Unbehagliches; diess letzte hier um so mehr, da sie an so schlichte, einfältige Gegenstände, wie diese Volksbücher, gewendet ist, und öfters mit dem mäsigeren Bericht von und aus ihnen, und den literärischen Notizen darüber hart absticht. Auch als poëtische, oder vielmehr dithyrambische Ergiessung über diese Art und Kunst ist sie doch gar zu überschwenglich. Wenn man auch nicht in Abrede seyn will, dass diese Schreibart, welche wir in mehreren Büchern wiederfinden, nicht *bloss* nachgeahmt, sondern den verschiedenen Verfassern, auf verschiedene Art, eigenthümlich und natürlich sey: so wird man dabey doch nicht minder an gewisse frühere Vorbilder erinnert; so wie die Familienähnlichkeit unter einander unleugbar ist. Überall aber trägt diese Manier, die jetzo so verbreitet ist, den nicht erfreulichen Stempel der Zeit, der sich hier auch selbst in der Art ausdrückt, wie dieses Buch aufgewachsen ist: vergleichbar einer Pflanze, aus der Wurzel des alten Stammes lustig und *wucherisch* emporgeschossen, und ihn neu umgrünend, zwar mit eigenem Laube." Die Berichtigungen und Ergänzungen sind des Mannes würdig, der mit Geist und Gelehrsamkeit und mit unermüdlichem Eifer forschet, und werden Jedem, der sich für Studien dieser Art interessirt, sehr angenehm seyn. Rec. hebt nur aus No. 10 etwas heraus, um anzudeuten, dass diese Studien und die Werke, die sie betreffen, keinesweges (wie noch so Viele glauben) bloss für den Literator anziehend sind, sondern, wie Alles, was von den Musen gegeben wird, ein unbegrenztes Interesse haben. Seit *Hufelands* und *Bertuchs* eindringlichen Empfehlungen des Badens ist die Lust und Liebe dazu in Deutschland so sehr angeregt worden, dass man jetzt selbst in kleineren Städten wohl unterstützte Badeanstalten findet, und Alt und Jung sich um diese Brunnen des Lebens sammeln. Wie ergötzlich wird es nun nicht den Empfehlern und Liebhabern dieser Brunnen seyn, wenn sie finden, dass ihre wundersame Kraft und Wirkung schon in der alten schönen Zeit der Minne und des Meistersanges erkannt, und in sehr vielen Liedern hoch gefeyert worden! In *Montevilla's* (*Mandeville's*) Reisen im 14 Jahrhundert, aus dem Wälschen und Lateinischen ins Deutsche übersetzt (unter anderen) durch Otto von Diemeringen, Domherrn zu Metz, und in der Übersetzung ein beliebtes, deutsches Volksbuch geworden, geschieht auch eines „*Jungelborn*" Erwähnung, welcher ursprünglich aus dem Paradiese fliesst, alle, die davon trinken, heilt oder jung und gesund erhält, und welchen Montevilla selbst (ein englischer Dr. der Medicin) viel gekostet und bewährt gefunden hat. Diese Dichtung vom Jungbrunnen kömmt in den Gedichten der Minnezeit häufig vor. Im Titurel — auch in den Erzählungen der tausend und einen Nacht kömmt er vor — wird ihm sogar die Kraft beygelegt, das Geschlecht zu verändern: im Heldenbuch bloss die verjüngende. In diesem (Ausgabe v. 1590 Bl. 74. a), als Wolfdietrich die, ihm erschienene, rauhe Els nicht minnen will, findet man das folgende Lied:

Sie fuhrte so getrade
Den Fürsten lobesan
In ein gar schön Kemnate
Hett sie ein Jungbrunnen stahn;
Die ein Seit war gar kalte,
Die ander Seit war warm,
Darin sprang sie gar balde:
Sie bat (bad't) sich Gott bewahren.

Rauch Elsz die Königinne
In dem Tauff ward genannt
(Die) Frauwe Sigeminne,
Die schönst ober alle Landt;
Da in des Brunnens wage
Hett sie die Haut gelahn
Es sah auch nie kein Auge
Kein Weib so wol gethan.

Sie sprach zu dem Jünglinge  
„Wöllt jr so schöne wesen,  
„So waschen euch geringe,  
„So seynd jr auch gewesen,  
„Und, als jr sicherliche  
„Warent vor manchem jar  
„Schön und auch minnigliche;  
„Das sag ich euch fürwar."

Da sprang er frölich nider  
Wol in den Brunnen dan;  
Als er nun kam herwider,  
Da war er wunnesan.  
Mit saufftem süssem Sinne  
Er an ein Bath da lag,  
Mit Frauwe Sigeminne  
Er da viel Freuden pflag.

Auch der ehrliche *Hans Sachs* (Gedichte Th. IV. S. 343 b) träumt in seinem 62 Jahr von verjüngendem Baden, kaltem und warmem,

„Mir traumbt, wie ich kem wol besunnen  
Zu einem grossen runden Brunnen,  
Von Merbelstein palieret klar,  
Darein das Wasser rinnen war,  
Warm und kalt, wol aus zwölf Rören  
Gleich eim Wildbat"

Aber indem er hereinsteigen will in das Marmorbad, um sich zu verjüngen, erwacht er aus seinem Traum, und singt davon das Liedchen:

Meins verjüngens ich selber lacht;  
Dacht mir, ich muss nun bey mein tagen  
Die alten Haut mein lebtag tragen,  
Weil kein Kraut auff Erd ist gewachsen  
Heut zu verjungen mich, H. Sachsen.

*Zweytes Heft.* VII. *Berichtigungen und Nachträge zu Bodmers Ausgabe der manessischen Sammlung von Minnesingern, nach der Urschrift in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris.* Von *G. W. Rassmann*, mit einem Vorwort von *F. H. v. d. Hagen.* Immer schon hat man dem bodmerischen Abdruck der manessischen Sammlung, so wie der anderen durch ihn herausgegebenen altdeutschen Gedichte — zu welchen man auch die müllerische Sammlung rechnen kann, da er fast alle Abschriften für dieselbe besorgte — den Vorwurf gemacht, dass durch Unterlassung aller, dem Herausgeber so leichten Nachhülfe für das Verständniss und die Erklärung der Gebrauch und die Verbreitung derselben so sehr erschwert sey. Aber man zweifelte doch nicht daran, dass der Abdruck wenigstens getreu und vollständig wäre, indem *Bodmer* selber, und wiederholt, versichert: „unsere vornehmste Sorge war für diessmal, dass wir eine sorgfältige und genaue Abschrift von der manessischen Handschrift gaben (S. Vorr. zu Th. I. S. V, vgl. S. XX und Vorr. zu Th. II. S. V). Allein endlich, im Morgenblatt von 1808, erklärte Hr. Prof. *Beneke* in Göttingen, dass der Auslassungen in der bodmerischen Ausgabe so viele wären, dass er sie besonders herausgeben würde, liess es jedoch dunkel, worauf seine Entdeckung sich eigentlich gründete. Um selbige Zeit war Hr. *Rassmann* in Paris, und Hr. Prof. *v. d. Hagen* ersuchte ihn, die Urschrift selber nochmals zu untersuchen, und genau mit *Bodmers* Abdruck zu vergleichen. Hr. *Rassmann* hat den Auftrag des Freundes ausgerichtet, und die sehr mühsame Arbeit mit vielem Eifer und Fleiss betrieben, so dass sie als eine der wichtigsten und belohnendsten in diesem Fache der Literatur zu achten ist. Die Handschrift und ihre Bilder sind genau beschrieben, die alte Schreibart ist getreu dargestellt, einzelne Wörter und Verse, ganze Strophen und Lieder haben Verbesserungen, Ergänzungen, richtigere Abtheilungen erhalten. Es ist unbegreiflich, wie *Bodmer* verfahren, wie er, gegen Andere oft so spitz und scharf, gegen sich selber so stumpf und nachsichtig, man möchte sagen, unsichtig gewesen ist. Bis S. 48 von *Bodmers* Abdruck wird hier derselbe durch Hn. *Rassmann* schon um mehr als ein Drittel ergänzt. Vor Allen ist, nach dem Vorliegenden, Gottfried von Nifen von *Bodmer* ganz unverzeihlich verstümmelt. Dieser, durch Zurückgabe seines Eigenthums, jetzo einer der reichsten Dichter, ist bey *Bodmer* auf drey Spalten verkürzt, und das von ihm Abgedruckte nur einzelne Strophen von ganzen, längeren Liedern, und nicht einmal alle Anfangsstrophen, sondern willkührlich aus der Mitte herausgerissen.

Die pariser Handschrift (N. 7266 der p. Manuscripte) ist auch im Äusseren prachtvoll, in mittlerem Folio, in rothes Leder gebunden, mit dem Titel: *Recueil d' anciens poëtes allemands*, und hat 429 Blätter von starkem, schönem, jedoch hin und wieder durch Gebrauch etwas beschmutztem Pergament. Auf diesen Pergamentblättern sind die Werke der 140 Dichter in der, durch *Bodmer* bekannten, Folge, columnenweise, höchst sauber, leserlich, schön geschrieben. Jeder Dichter hat seine eigene, nicht immer ganz ausgefüllte, Zahl von Blättern; oft finden sich zwischen den Liedern oder zu Ende derselben Räume, Spalten, Seiten, ja mehrere ganze Blätter, die leer geblieben. Jede Strophe ist abgesetzt, und beginnt mit einem gemälten, künstlich verzierten Buchstaben. Zu Anfang der Lieder sind diese Initialen besonders gross, oft, vornehmlich das I, drey Zoll lang, und ihre Farbe abwechselnd blau oder roth, selten violett. Die Strophen selbst sind ohne abgesetzte Zeilen in Eins weg mit lauter kleinen Buchstaben geschrieben. Die Reime und Puncte hinter denselben bezeichnen das Ende der Zeilen. Oft ist am Schlusse das letzte Wort oder die letzte Sylbe, zur Ersparniss des Raums, hinten abgesetzt, alsdann aber sorgfältig von der folgenden Strophe, in der sie steht, durch ein eigenes Zeichen abgesondert. Die Schrift ist schöne, gerade, dem Gedruckten ähnliche Fractur. Kleinere Verschiedenheiten abgerechnet, lassen sich zwey Hände auffallend unterscheiden. Die Tinte ist nicht gleich, oft sehr schwarz, oft bis zur Unleserlichkeit verblichen oder abgeschelfert. Jedem Dichter (ob ganz bis ans Ende, weiss Hr. *R.* nicht gewiss) steht ein illuminirtes Bild voran, eine ganze Seite einnehmend. Die Ausführung ist roh, aber einfach und ausdrucksvoll. Oft sind die Gegenstände schwer

zu erkennen, sehr schwer zu deuten. Die Farben sind sehr lebhaft und gut erhalten. Gold ist bey manchen nicht gespart. Über den Bildern stehen mit rother Fracturschrift die Namen der Dichter, die zu Anfang ihrer Lieder mit gewöhnlicher Schrift am Rande wiederhohlt sind. Den Strophen der abgesetzten Lieder ist — vielleicht von Bodmer — die Zahl beygeschrieben, die man in seiner Ausgabe aber so ungern vermisst, als die Absonderung der verschiedenen Lieder.

Den aus diesem Mspt. abgedruckten Mittheilungen haben Hr. *Rassmann* selbst und Hr. *v. d. Hagen* erläuternde, historische, kritische Anmerkungen beygegeben. Einige haben Rec. noch Zweifel übrig gelassen, andere sind gegen seine Überzeugung, z. B. S. 381. In der Handschrift steht: „Die siht man in wunnen beid*en*." *v. d. H.* schreibt „beide," und erklärt das erste fur einen offenbaren Schreibfehler. Ein Sprachfehler ist es, aber darum hält es Rec. noch nicht fur Schreibfehler, weil im südlichen Deutschland dieser Sprachfehler des ephelkystischen N ganz allgemein ist. — Auf derselben Seite, Strophe 170, Vers 2 und 3 vom Ende an hat die Handschrift:

Si kan mir die fröide machen
Das min herze an froiden *kranket*.

*v. d. H.* schreibt, statt des letzten Wortes, „*krachet*", denn „so fodern Reim und Sinn". Der Sinn ganz gewiss nicht: denn gerade das „an Freude *erkranken*" drückt den höchsten Grad, das Extrem, der Freude aus, wie wir auch bey recht herzinniglichem Lachen von Kranklachen sprechen; und mit dem Reim nehmen es die Alten nicht immer so genau, dass sie völlige Gleichheit des Endschalls fodern, wenn nur die Haupttöne Ähnlichkeit und Assonanz haben. S. 408 Z. 6 v. o. hat die Handschrift: „Davon ich *multe* haben wan." Für *multe* schlägt Hr. *R.* „*muge*," *v. d. H.* „*muhte*," möchte, vor. Rec. möchte gern das Wort *multe* selbst retten, und hat unter andern, da der Purismus der alten Deutschen nicht verschmäht, wälsche, lateinische, griechische Wörter ins Deutsche zu gestalten, an das lateinische *multa*, *mulcta*, Busse, Wette, eine „*poena, hoc aevo frequentissima*" S. *Heineccii Elementa juris german.* T. II. S. 342. §. 384. gedacht; aber so viel er auch nachgesonnen und nachgesucht hat, weiss er diesen seinen Gedanken doch nicht zu begründen. Wenn aber H. *R.* und *v. d. H.* das l oder lt in dem Worte verdächtig finden: so geht dagegen des Rec. Verdacht auf das m, und er setzt statt *multe* — *wulte*.

VIII. S. oben N. IV. — IX. *Der heilige Graal und seine Hüter.* Von Dr. *J. G. Büsching.* Der heilige Graal ward der Inbegriff desjenigen, was die Dichter des Mittelalters von dem Heiligen und Hohen der christlichen Religion auszusprechen wagten. Zwey Dichter aus dieser Zeit machten ihn besonders zum Hauptvorwurf ihrer Werke: *Chretien de Troyes*, und *Wolfram von Eschenbach*, der sich wieder auf einen provençalischen Dichter *Kyot* bezieht, in Absicht dessen noch manches Wesentliche, sogar sein Daseyn, im Ungewissen liegt. Der heilige Graal ist die Schüssel, aus welcher Jesus Christus den Tag vor seinem Leiden speisete, und das heilige Abendmahl ertheilte. Diese Schüssel ward, schon in alten Zeiten, aus einem Edelstein gemacht, der, *Jaspis Exilix* genannt, wunderbare Kräfte besitzen sollte. Joseph von Arimathia nahm diese Schüssel, und fing in selbiger das aus den Wunden Christi fliessende Blut auf, da ihm der Leib des Göttlichen zur Beerdigung anvertraut ward. Aber die Juden, erzürnt gegen Joseph, ergriffen ihn, und er wurde in einen finstern Kerker geworfen, wo er Hungers sterben sollte. Jedennoch, ob er gleich über vierzig Jahre lang in diesem Kerker bleiben musste, wurde er am Leben erhalten durch die Kraft des heiligen Napfes. Nach zwey und vierzig Jahren endlich ward Joseph durch Titus, des Vespasianus Sohn, aus dem Kerker erlöset, und beschloss nun, mit allen seinen Verwandten gegen den Euphrat zu ziehen und das Wort Christi zu predigen. — Diese letzten Umstände u. a. hat *Chretien*, den aber *Wolfram von Eschenbach* der Verfälschung der Mähre vom Graal, wie es scheint, nicht mit Unrecht, beschuldigt. — Mit der Geschichte von den Hütern des Graals verhält es sich nach *Eschenbachs* Parzifal und besonders Titurel also. Titurel, aus dem mächtigen, kappadocischen Fürstenstamme des Senabor, dessen Sprösslinge bald zum Christenthum bekehrt wurden, war der Sohn von Titurisone (geboren von Argusille, der Tochter des Vespasianus und Gemahlin des Parille, Königs von Frankreich) und Elizabel von Arragonien, Tochter der Bonifante und des Kaisers Tibery. In hohen Tugenden lebte Titurel, als ihm Engel den Graal brachten. Ein Berg San Salvador in Salvaterre in Spanien lag mitten allein in einem grossen Walde. Niemand konnte ihn finden, den nicht die Engel geleiteten, welche auch Titurel dorthin führten. Mit Mauern und Thürmen umgab Titurel den Felsen, auf welchem er Palläste erbaute. In den Lüften schwebte der Graal, denn damals lebte noch Keiner, der ihn zu berühren und zu tragen würdig war, und gab alles zum Baue Erfoderliche. Aber Titurel wollte dem Graal auch einen Tempel stiften, und begann, die heilige Capelle zu Montsalvatz (dieser Name, d. i. behaltener Berg, ward dem Berge gegeben) aus edelem Gesteine, Gold und dem Holz der Aloë zu bauen. Unerschöpflich ist der Dichter in Beschreibung der Pracht und wundersamen Bauart dieses Tempels. In der Mitte des Tempels stand ein überreiches Werk, Gott und dem Graale zu Ehren. Dreyssig Jahre lang ward daran gearbeitet, und es stellte im Kleinen den Tempel ganz vollkommen dar. In diesem besonderen Gemache ward der Graal bewahrt. Seine Hüter heissen die Tempeleise (deren Zusammenhang mit den Tempelherren unverkennbar ist). Ein Karfunkel, der Knopf eines köstlichen Thurms, der in der Mitte des Dachs emporstieg, leuchtete diesen Hütern des Graals Nachts zur heiligen Burg. Als Titurel den Tempel vollendet: hatte er als Ritter vierhundert Jahre lang Gott und dem Graal gedient, und dennoch sah er nicht älter aus, als wenn er erst vierzig Jahre alt wäre. Keinem

menschlichen Wesen war damals die Berührung des Graales erlaubt; aber ein Engel, dem König Titurel zu Huld und Freude, führte den Graal in die ihm bestimmte Sacristey, und eine Inschrift an dem heiligen Gefäss erlaubte dem König, sich zu verehelichen, und offenbarte ihm, dass seine Braut in Hispanien wohne. Er vermählte sich darauf mit der spanischen Prinzessin Richonde, die ihm eine Tochter gleiches Namens gebar, und einen Sohn, der, nach Richondens Vater, Frimutelle genannt wurde. Der König von Granat, bezwungen durch Titurel, gab seine Tochter Clarisse an Frimutelle zur Gemahlin, der mit selbiger fünf Kinder erzeugte, Amfortas, Trevenzent, Tschoysiane, Herzeloide und Urepanse de Tschoge. Tschoysiane war die erste, welche würdig erfunden wurde, den bisher von Engeln gehaltenen Graal zu tragen. Titurel sieht endlich auch seinen Wunsch erhört, Frimutelle, durch eine Inschrift am Graale selbst, zum König vom Graale berufen zu sehen. Tschoysiane, Vielen verweigert, ward an Kyot von Kattelangen (Catalonien) vermählt; aber sie starb, als sie ihm eine Tochter gebar, Sigune genannt, und die Geschichte dieser Sigune und ihres Geliebten, Tschyonatulandes, ist der Hauptinhalt des Titurel. Als Frimutelle in einem Lanzenkampf geblieben, ward Amfortas König im Graale. Aber dieser nahm nicht ein ähnlich Weib, sondern wandte, ritterlich minnend, seine Liebe zur Orgiluse. Und die Strafe des Himmels ereilte ihn: er ward im Kampfe mit Granoflanz unheilbar verwundet. Indem er an seiner Wunde schmerzlich litt, erschien am Graale geschrieben: „Ein Ritter würde nach Montsalvatz kommen, jung, rein und unerfahren. Sähe dieser die Bereitungen und Ceremonieen am heiligen Graale, und fragte in der ersten Nacht, was diess bedeutete: so wäre Amfortas genesen, und der Ritter König des Graales. Nach der ersten Nacht verginge die Kraft seiner Frage.“ Ein solcher Ritter erschien, und der Ritter war Parzifal. Allein er that die Frage nicht, obgleich ihn die Pracht und Herrlichkeit, die er erblickte, Wunder nahm, und ritt des anderen Morgens weiter, und bestand am Hofe des Königs Artus und unter den Rittern der Tafelrunde, und anderwärts, siegreich mannichfaltige Kämpfe. Die Hüter des Graals, denen offenbart worden, dass in Parzifal ihnen ein Herr werden, und Amfortas genesen sollen, sendeten Kundrie la Surziere, die Botin des Graales, innerlich schön, aber äusserlich ein weiblicher Thersites, aus, um Parzifal aufzusuchen. Kundrie fand ihn, und kam mit ihm und seinem Bruder, Ferasis, auf Monsalvatz an. Die Tempeleise empfingen sie mit Freuden, und Amfortas ward schnell geheilt. Parzifal fand sein Weib, Gundwiramur, und seine beiden Söhne, Lohelangrien und Kardis, wieder, und Ferasis wurde getauft und vermählte sich mit Urepanse de Tschoye. Urepanse zog mit ihrem Gemahl nach Indien (Tribalibot von den dortigen Einwohnern genannt), wo sie einen Sohn Johann gebar, welcher wegen seiner Heiligkeit späterhin Priester Johann genannt wurde. Sie hatte bis zu ihrer Vermählung den Graal getragen: nun trug ihn Aribadale, Gundwiramurs Tochter. Den Hütern des Graals schien der Occident zu sündlich, und nicht würdig, das Heiligste und Höchste, was das Christenthum den Geweihten zu zeigen hatte, aufzubewahren, und sie wendeten sich daher gegen den Orient, und der immer noch lebende Titurel und Parzifal gingen mit ihnen und dem heiligen Graal. Ferasis und Urepanse zogen ihnen entgegen, und herrlich und rührend war auf beiden Seiten der Empfang. Alle die Lande, welche Ferasis unterworfen waren, hatte er zum Christenthume bekehrt, aber wunderbares Lob legte er dem Priester Johann, dem Fürsten Indiens, bey, und entzündete durch seine Erzählung in der Brust Parzifals und der Tempeleisen die Begierde, ihn zu sehen und ihm ihre Dienste anzubieten. Kaum erhielt Johann Nachricht hievon, als er mit allen seinen Kreuzen dem Graale entgegenging. Titurel belehrte ihn über die Heiligkeit desselben, und schloss damit, „ein halbes Jahrtausend habe er Kunde davon gehabt, und ihn gesehen, aber jetzt, da der Graal im heiligen Lande sey, sehne er sich nach irdischer Ruhe.“ Sein Wunsch ward erfüllt, und er starb. Nimmermehr ward nun Jemand, wie sonst, durch den Graal gespeiset: aber an ihm erschienen noch die Namen derer, welche im Lande sündigten. Priester Johann bot Parzifaln die Krone seiner Lande an, aber dieser verweigerte sie, bis die Inschrift am Graale gebot, die auch befahl, dass er seinen Namen mit dem des Priesters Johann vertauschen solle. Nach Parzifals Tode, der nur zehn Jahre hier herrschte, fiel das Reich an den Sohn des Ferasis und der Urepanse. Am Graale findet man immer den Namen dessen, der Priester Johann, d. i. Regent, seyn soll. — Im Occident erhielt sich, vornehmlich unter den Besitzern der Tafelrunde, ein Gerücht vom Graale und ein Streben nach ihm. Artus und seine Ritter zogen aus, um ihn zu erobern, durchschweiften die ganze Welt, kehrten aber unverrichteter Sache zurück. Im fernen Orient blieb der heilige Graal bey seinen Hütern verborgen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

---

## FORTSETZUNGEN.

*Berlin*, b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes Wochenblatt für den gebildeten Bürger und den denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck.* Vierzehntes Vierteljahr. 1812. S. 1353—1456. 4. (16 gr.)

*Eisenach*, b. Wittekind: *Handbuch der Erfindungen*, von *Gabr. Christ. Benj. Busch*, fürstl. schwarzburg-sondershäusischem Consistorial-Assessor, Superintendenten, Oberpfarrer und Ephorus der Schulen zu Arnstadt. 5ter Theil, den Buchstaben *G* enthaltend. 1811. 366 S. (1 Rthlr. 6 gr.) 6ter Theil, den Buchstaben *H* enthaltend. 1812. 270 S. 8. (22 gr.) 4te ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 DECEMBER, 1812.

## SCHÖNE KÜNSTE.

**Berlin**, b. Unger: *Museum für altdeutsche Literatur und Kunst*, herausgegeben von Dr. *F. H. v. d. Hagen*, *B. J. Docen* und Dr. *J. G. Büsching* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Die angezeigte Abhandlung vom Graal soll zugleich Vorbereitung seyn auf die fortzusetzende Betrachtung Wolframs von Eschenbach und seiner Werke. In der Bearbeitung derselben hat sich Hr. *Büsching* mit Hn. *v. d. Hagen* so getheilt, dass dieser den Krieg auf der Wartburg übernommen, Hr. *B.* aber den Titurel u. s. w. besorgen wird. Wie mag doch Hr. *B.* befürchten, dass diese Behandlungsart von ernsten Sachkennern möge getadelt werden? Gerade diese Behandlungsart ist nothwendig, um den Deutschen über das wahre Deutsche das Verständniss zu öffnen. Was weiss denn jetzt der Deutsche von seinen Ahnen, als allenfalls ein Wort von Hermann? einem braven, kräftigen Deutschen, dessen Geschichte aber, insonderheit was deutsche Treue und Einigkeit betrifft, nicht eben erbaulich ist. Denn wenn der Schwiegervater selbst den Schwiegersohn verräth und verkauft, und die Völkerschaften Eines Stammes darin dem Beyspiel ihrer Grossen folgen: was ist daran sonderlich zu rühmen und daraus zu lernen? — Von der reinen, d. h. treuen, lieblichen und kräftigen Deutschheit wissen Wenige etwas Rechtes und Gründliches. Romulus und Remus, Achilles und Ulysses sind ihnen allenfalls bekannt: aber wie viele kennen Titurel, Parzifal, Tristan? und nun gar die anderen Namen, und die biedere altdeutsche Sprache! Sie sind den Meisten fremder, als selbst das Chaldäische: wie können sie sich nun damit befreunden? *Klopstocks*, *Gräters* u. A. Bemühungen für die alte, nicht-wälsche Mythologie sind hochachtungswürdig und nie zu vergessen. Allein sie lehren denn doch mehr Nordisches, als Deutsches. Aus dem warmen Herzen von Deutschland muss deutsches Leben und Wesen abgeleitet werden, und wessen Sinn und Gefühl und Verstand aus dieser Quelle ernährt wird, der zerschneidet den deutschen Körper nicht in eine nördliche und südliche Hälfte, und denkt und empfindet mit deutscher Individualität, wie Hans Sachs und Meister Gottfried von Strasburg, und die ächten Minne- und Meister-Singer. Es ist erfreulich, dass jetzt auf deutschen Universitäten auch für das Deutsche Lehrstühle errichtet werden, und dass sie auf ihren Sitzen Männer haben, wie *v. d. Hagen*. Aber nicht erst auf Universitäten, schon in den *Schulen* sollte man vom deutschen Heldenbuche lehren, wie man von fremden lehrt, und von deutscher Mythologie, wie von der anderen, auf dass Lohelangrien, Sigune u. s. w. unseren deutschen Lehrlingen so bekannt werden, als Lucretia und Brutus, und Iphigenia und Achilles. Wenn dieses auf Schulen geschieht, so werden erst die Universitätslehrer recht wirken können. Man glaube ja nicht, dass Rec. durch diese Äusserungen beabsichtige, der classischen Alterthumswissenschaft und der Sprache der Griechen und Römer etwas zu entziehen! Im Gegentheil! Er will, dass das alte Sprach- und Geschichts-Studium auf Schulen die Hauptsache sey, und ist überzeugt, dass nur im Verein mit ihm das Studium der Deutschheit gedeihen könne, wie jedes andere. Aber er wünscht, dass würdige Schullehrer zugleich mit dem Sinn für altdeutsches Wesen den Sinn für das classische Alterthum überhaupt erwecken.

X. *Altdeutsche Handschriften der kaiserlichen Bibliothek zu Wien*, von *F. H. v. d. Hagen*. Nächst Rom verwahrte, vor den letzten unglücklichen Kriegen, Wien den reichsten Schatz altdeutscher Handschriften, wiewohl dieselben bis dahin fast gar nicht bekannt waren, so dass man nicht einmal weiss, wie viele und welche da sind, noch weniger ihre nähere Beschaffenheit kennt. *Peter Lambeck* legte seine weitläuftigen „*Commentarios Bibliothecae Caesareae Vindobonensis*“ zwar auf das Ganze an, aber er kam in den acht Foliobänden derselben vom J. 1665—1679 nicht einmal mit den griechischen Handschriften zu Ende. *Adam Franz Kollar* wiederholte dieselben nur in einer berichtigten und ergänzten Ausgabe, mit Hinzufügung eines neunten Bandes vom J. 1766—1772. Endlich führte *Michael Denis* (in „*Codices manuscripti theologici bibl. Palatinae Vindob. Latini aliarumque occidentis linguarum.* Vindob. 1793—95. 2 Voll.) das Werk zwar weiter, aber auch er kam noch nicht über die theologischen, meist lateinischen, Handschriften hinaus. *Joh. Benedict Gentiloti*, bis 1723 Kollars fleissiger Vorgänger, führte Lambecks Werk fast zu Ende, bis zum 14 Buche, welche Fortsetzung in 15 Bänden 4041 lateinische und in den neueren Sprachen vorhandene Handschriften, und in dem letzten Buche von 2 Bänden unter den 445 philologischen, nach *Lambecii Comment. ed. Kollar* S. 731 u. ff., auch unsere altdeutschen umfasst, und deren Druck daher willkommner gewesen wäre, als ein wiederholter Lambecius. Nähere Kenntniss, und selbst Abschriften von einigen derselben, wusste sich

jedoch *Gottsched*, unter anderen durch den Reichshofrath von Senkenberg, zu verschaffen. *Adelung* erhielt mehrere Notizen und Auszüge durch Hn. Leon, von welchem auch im *Bragur* einige Beyträge dieser Art stehen. Hr. *Bruin* gab, auf Veranlassung des Hn. von Mecheln, 1787 dem sel. *Oberlin*, nach Gentiloti, dergleichen Nachrichten und Auszüge, welche *Oberlin* dem Hn. *v. d. Hagen* vor einigen Jahren zu freyer Benutzung mittheilte. Auch *Joh. von Müller*, welcher der wiener Bibliothek, die schon zu Lambecks Zeit mehr als 10,000 Handschriften zählte, 12 Jahre lang vorstand, sandte dem Hn. *v. d. H.* ein Blatt mit wichtigen Nachweisungen, welches hier unter No. 1 mitgetheilt wird. Die unschätzbare Hausbibliothek der österreichischen Fürsten auf dem alten Stammschlosse Ambras in Tyrol, unfern Insbruck, war im J. 1665, sammt der reichen Erbschaft, dem Kaiser Leopold I zugefallen, und würde, durch Lambecks Bemühung, noch im selbigen Jahre, dem wichtigsten Theile nach, der kaiserlichen Bibliothek in Wien einverleibt. An Drucken wurden aus den 5880 Bänden nur 1489 ausgewählt, die Handschriften aber, 583 an der Zahl, alle mitgenommen, worunter die besten, ältesten und wichtigsten deutschen Manuscripte sind. Und zwar sind diese besonders aus der Handbibliothek des Kaisers Maximilian, unter und in welchem das altdeutsche Ritterthum sich gleichsam in seinem letzten herrlichen Wiederschein zeigte, und der, bey seinem Leben schon, ein gefeyerter Held der Epopöe (im Weissen Kunig und Thewerdank), und selber sich auch in diesem Felde mit Glück versuchend, zugleich offenen und anhänglichen Sinn für die Denkmäler der älteren, schöneren Zeit hegte.

Ausser dem schon genannten Blatt von *J. v. Müller* enthält dieser Aufsatz unter No. 2 „*Quidam codices poematum Germanicorum rhythmicorum, qui in bibliotheca Viennae asservantur*", von dem sel. *Oberlin* mitgetheilt, und unter No. 3 eine nähere Beschreibung dieser Handschriften. No. 4 enthält einige hieher gehörige Nachrichten von *Leo von Seckendorf*, der seine Liebe zu dem deutschen Vaterlande mit seinem Blut besiegelt hat. *Have! egregia anima!*

Möge die Fortsetzung dieses gehaltreichen Museums doch bald folgen! Hr. *v. Heli*, ein Schweizer, hat zu dem ersten Heft Wolfram v. Eschenbach in voller Rüstung, und zu dem zweyten eine Scene aus dem Krieg auf Wartburg gezeichnet. Der Druck ist in den bekannten ungerschen Lettern. So aufrichtig aber Rec. Hn. *Ungers* Verdienste anerkennt: so sehr wünschte er doch für dieses Museum die gewöhnliche deutsche Schrift. Die kleinen Lettern in den Noten und Gedichten scheinen ihm besonders angreifend für das Auge zu seyn. Dergleichen ist aber vornehmlich bey Studien zu vermeiden, die ohnediess nöthigen, Vieles zu sehen und zu lesen, wobey die Augen nicht geschont werden dürfen. Dr. Sch.

Pless, ohne Angabe des Verlegers: *Timoleon, Tragödie.* 1810. 89 S. 4. (16 gr.)

Der Vf., der sich unter der Vorrede *Karl Albert Eugen Schäfer* unterschreibt, fodert strenge, aber ausführliche Kritik, und daran hat er auch in mehrerer Hinsicht Anspruch. Die Fabel seines Stücks ist rein tragisch. Timoleon, der die Freyheit seines Vaterlands nur durch Brudermord zu retten vermag, und durch Brudermord rettet, und darüber sein eigenes Selbst dem moralischen Untergange hingiebt, ist eine tragische Situation. Allein gerade das rein Tragische dieser Situation finden wir hier nicht psychologisch genug entwickelt. Timoleon muss, der Geschichte zufolge, erscheinen als ein eherner Republicaner, entflammt von dem glühendsten Gefühle für Freyheit und Vaterland, von dem brennendsten Hasse gegen Willkühr, Druck und Tyranney. Er muss aber zugleich als ein empfindender Mensch, als ein zärtlicher Bruder, als ein frommer Sohn erscheinen. In jenen Zügen *zusammengenommen* liegt das Tragische der Handlung; und ihren anscheinenden Widerspruch zu einigen, ist allerdings eine schwere Aufgabe. Diese hat der Dichter nicht befriedigend gelöst, und dadurch seinem Stücke den tragischen Effect genommen. So wie die Mischung jener Züge, an die das Interesse des Ganzen geknüpft ist, mit einer Weisheit geschehen musste, welche nur der höchsten Kunst gelingen konnte: so musste jener ernste Republicanismus, welcher die Katastrophe herbeyführt, doch stets vorherrschend erscheinen. Hier aber ist es gerade der umgekehrte Fall. Des Dichters Timoleon hört, von Anfang bis zu Ende, nicht auf, über sein und Korinths Schicksal zu wehklagen. Dadurch verliert der Charakter alle Haltung, und die Handlung wird eintönig. Unbeweglich muss der *geschichtliche* Timoleon den Entschluss stets im Busen tragen, zum Heil des Vaterlands Alles zu opfern. Die Äusserung seiner Empfindung, seiner Bruderliebe, seiner kindlichen Frömmigkeit muss sich nicht in Tiraden, einzig in den Versuchen aussprechen, seinen Bruder zurückzuführen. *So* und *nur so* kann der edle Republicaner unsere Bewunderung, und der untergehende unglückliche Bruder, der noch unglücklichere Sohn unsere Theilnahme aufregen. Diese Theilnahme gründet sich auch am meisten auf die letzten Verhältnisse. Der hohe Begriff der Griechen für das, was die Römer so schön *pietas filii* nannten, die unbegrenzte älterliche Gewalt und kindliche Liebe und Ehrfurcht können allein Timoleons Untergang anschaulich machen. Dieser geschichtliche und Sitten-Zug hätte also vor Allem herausgehoben werden sollen. Des Dichters Timoleon scheint den Schmerz der Mutter gar nicht zu ahnen, und dieser ist es doch, der vorzüglich den schönen Kampf zwischen Bürger- und Sohnes-Pflicht motiviren sollte. Auch Demariste, die Mutter, ist verzeichnet. Sie erscheint zuletzt, nur um ihrem Sohne zu fluchen, gegen ihn zu wüthen (S. 81). Ganz vergisst sie, dass auch Timoleon ihr Sohn, ihr edler Sohn ist; alle Nüançe von Weiblichkeit ist verwischt, und so bleibt denn dieser entscheidende Theil der Handlung, der dem Dichter so reichen psychologischen Stoff bot, grell und nackt aus der Geschichte herausgehoben, ohne Interesse. Man ver-

gleiche damit, wie zart und mit welcher Weisheit *Schiller* eine ähnliche Situation in der Braut von Messina behandelte! So wissen wir auch nicht, warum der Dichter den Timoleon selbst seinen Bruder ermorden lässt. Nach Plutarch gab er diesen Mord nur zu, und verhüllte sein Gesicht. Diess ist offenbar wahrer, natürlicher und interessanter.

Alles Obige soll indess nur beweisen, dass der Dichter sich an eine Aufgabe gewagt hat, die ihm zu schwer war. Er besitzt allerdings Phantasie und Kunstsinn, so wie das ganze Stück, mit Einschluss der angehängten Anmerkungen, seine Kenntniss der Alten beurkundet. Wird er seine reiche, aber noch allzu üppige Phantasie zügeln; wird er anhaltend die Theorie der dramatischen Kunst studiren, und sich überzeugen, dass nur diejenigen Erscheinungen, welche unmittelbar aus der Analyse des Charakters der Handelnden hervorgehen, eine interessante Handlung erzeugen können; wird also seine Darstellungsweise mehr *innere* Haltung, Wahrheit, Leben und Kraft erhalten: so kann allerdings die Bühne Viel von ihm erwarten.

Auch in der Sprache finden wir jene Unnatur, jenen Mangel an Correctheit. Des Rhythmus gar nicht zu gedenken, erlaubt sich der Vf. unverzeihliche Härten, z. B. S. 54 der Tag der Entscheidung in dem Spiegel *bäng-licher* Zukunft u. s. w. S. 59. Ich bring der Edlen Aufruf, ihr *Vermächt-niss* Euch u. s. w. Die Beywörter sind unnatürlich, componirt und gehäuft. Z. B. S. 32. Das *bang-aufklopfende* Herz u. s. w. S. 35. *Das schmerz-umdämmerte* bange Herz u. s. w. Im Ganzen hat der Dichter wohl die alte Form der Tragödie zu ängstlich nachgeahmt; und der Chor spielt bey ihm eine noch bedeutendere Rolle, als bey den Alten. Mehrere Stellen dieser Chöre, z. B. S. 18. 32, haben indess einen nicht gemeinen poetischen Werth. Correctheit! Correctheit! und Hr. *S.* wird mit Ruhm auf seiner Bahn fortschreiten.

E—e.

INSBRUCK, auf Kosten des Vfs.: *Die Maskerade. Ein Lustspiel nach höherer Ansicht, von L. Andreas Petz. Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.* 1808. XV u. 112 S. 8.

Hr. *P.* ist seinem *ersten* Motto (denn auf der Rückseite des Titels steht noch ein *zweytes*, aus Tiedges Urania) mindestens in Absicht der *Mischung* treu geblieben. Denn eine buntere Mixtur, eine seltsamere Olla Potrida ist uns noch nicht vorgekommen. Es drängte den Vf., über so manche Gegenstände seine Meinungen und Ansichten ins Publicum zu ergiessen, vielleicht auch seine Kenntnisse auszukramen, und da wählte er denn zufällig, obgleich sehr unglücklich, die *dramatische* Form, d. h. er dialogisirte. Freylich mussten, der Entstehungsart gemäss, seitenlange bisweilen höchst drollige Monologen zum Vorschein kommen. Man sehe z. B. die von Antonius Cronwell, als er die Untreue seiner Frau entdeckt u. s. w. Da indess die einmal gewählte Form doch nicht allenthalben geschmeidig genug war, um dem Vf. zu seinen Geistesergiessungen hinlänglichen Spielraum zu lassen: so hat er durch *Noten unter dem Text* reichlich gesorgt, z. B. über die Franzosen, die Heiligen, das Mönchswesen, die tyroler Erdfälle, das Gleichgewicht von Europa u. s. w.

Den Beschluss macht ein in jeder Rücksicht colossal-grotesker Panegyricus auf den jetzigen König von Baiern, und das baierische neue Regierungssystem, dessen Beurtheilung man wohl besser der Folgezeit überlassen dürfte, und um den Spass zu vollenden, schliesst das Ganze mit einem Tanze: eines *Citoyen* mit einem k. k. Soldaten, eines Capuziners mit Martin Luther, eines Bauern mit einem Advocaten, eines Juden mit einem Reformirten, eines Engländers mit einem Franzosen, eines Russen mit einem Mahomedaner, des Papstes mit Huss u. s. w. *Alle* machen während des Drehens *Knixe* zum Bilde des vergötterten Königs, umhalsen sich, und die Musik währt fort, während der Vorhang schon die Gruppen deckt, und (setzt der Vf. hinzu) „hier, wills Gott! der Musen, zufriedene Zuschauer, oder Leser macht!" Das scheint denn nun freylich der Wille des Musen-Gottes *nicht* zu seyn. So viel ist aber gewiss, dass wohl noch wenig so originell-excentrische, komische und drollige Producte je die Presse verlassen haben. Und hiemit mag denn dieses sonderbare Lustspiel *nach höherer Ansicht*, dem unter allen möglichen Bücher-Prädicaten gerade dieses am wenigsten zukommt, in den Strom der Vergessenheit hinabschwimmen!

E—e.

LEIPZIG, b. Lincke: *Pallas am Ufer des Ganges, oder Taschenbuch für Lebensweisheit und Lebensgenuss.* Aus dem Hindostanischen. 1807. XXIV u. 115 S. 12. (12 gr. gebunden.)

Zur Befriedigung des Lesers über die Entdeckung dieses sogenannten schätzbaren Denkmals morgenländischer Weisheit wird ein sog. Schreiben eines sog. Engländers aus Peking an seinen Freund in London bekannt gemacht. „Es ist eine uralte Sage, heisst es in demselben, bey den chinesischen Gelehrten, dass in den Archiven der Pagode des Gross-Lamas zu Lassa in Tibet alle Bücher befindlich seyn sollen, die schon seit Jahrhunderten verborgen liegen. Der jetzt regierende Kaiser, ein grosser Liebhaber der chinesischen und tartarischen Alterthümer, war seit langer Zeit von dieser Meinung so eingenommen, dass er endlich beschloss, alle Mittel zu versuchen, diese Bücher zu entdecken. Seine erste Sorge war, eine, in der Sprache und den alten Schriftzügen von Tibet wohl unterrichtete Person ausfindig zu machen. Seine Wahl fiel auf einen der Han-lins oder Doctoren der ersten Classe, Namens Kao-tson. Diess war ein Mann von 50 Jahren, von ehrwürdigem Ansehen und geübter Beredsamkeit. Mittelst der Bekanntschaft, die er zufälliger Weise mit einem gewissen, sehr geschickten Lama, der sich lange Zeit in China aufgehalten, gemacht hatte, war er in der geheiligten Sprache von Tibet vollkommen erfahren. Mit diesen Kenntnissen unternahm er die Reise nach diesem

Lande, und um seine Gesandtschaft zu beglaubigen, beehrte ihn der Kaiser mit dem Titel eines Kolao oder ersten Ministers. Man fügte hiezu ein seiner Würde angemessenes Reisegeräthe und Gefolge, Geschenke von unermesslichem Werthe für den Grosslama und die vornehmsten Priester des nämlichen Ordens, und einen von dem Monarchen eigenhändig geschriebenen Brief (der hier mitgetheilt wird)." Der Mandarin soll eine ausführliche Beschreibung seiner Reise, die von beynahe unglaublichen Begebenheiten voll ist, bekannt gemacht haben, wovon der englische Vf. nach seiner Rückkunft in Europa eine Übersetzung herauszugeben Willens ist. Er fand eine ausgezeichnete Aufnahme bey den Lamas, und hielt sich ganze sechs Monate bey ihnen auf, indem er seine Zeit zur Entdeckung verschiedener Stücke des Alterthums von grossem Werth verwendete. Das allerälteste Denkmal, das ihm in die Hände fiel, war eine kleine Abhandlung über die Sittenlehre, geschrieben in der Sprache und Schreibart der Gymnosophisten oder Braminen. Er übersetzte sie, gestand jedoch zugleich, dass die chinesische Sprache, ungeachtet ihres Reichthums, nicht vermögend sey, den Nachdruck und den Schwung der Urschrift zu erreichen. Einige haben geglaubt, fährt der Briefsteller fort, diess Werk sey aus der Feder des alten Braminen Dandamis' entsprungen, dessen Brief an Alexander den Grossen von griechischen und römischen Schriftstellern angeführt wird; Kao-tson selbst halte es für das Product eines alten indischen Weisen. Der englische Übersetzer wird nicht genannt; der deutsche Herausgeber aber hat sich am Ende des Werkchens: *Johann Christian August Steingruber* unterzeichnet, über dessen Schicksale man im 53 Stück des Reichs-Anzeigers v. J. 1799 Manches erzählt findet. Das Ganze besteht aus 7 Theilen und 975 Abtheilungen, und enthält einfache Lehren über verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete der reinen Moral. Alles wird in Hexametern vorgetragen, wobey man sich denn freylich nicht an solche stossen darf, wie z. B. im 7 Abschnitt: *Von der Zufriedenheit*, vorkommen:

— —. — — , Doch hat ihre (der ewigen Weisheit) Liebe zum Menschen
Festgesetzt in der Ordnung der Dinge eine Wahrscheinlich-
Kein des guten Erfolgs für alles Rechtschaffne, Vernünft'ge.

Angehängt sind *einige praktische Maximen der Lebensweisheit, gesammelt aus den Erfahrungen des vielfach Unglücklichen*, vom deutschen Herausgeber, in denen wir aber eben keine neuen Gedanken haben auffinden können, man müsste denn Sätze, wie z. B. folgende, dafür gelten lassen wollen: „Gewöhnt euren Geist zu kriegerischer Tugend im Kampf mit dem Schicksal. Alles geht in der Welt nach der preussischen Taktik: Marsch, was fällt, das fällt!" In dem Werkchen selbst sind wir, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, nicht im Stande gewesen, irgend ein Merkmal zu entdecken, aus dem sein indischer oder wenigstens morgenländischer Ursprung erhellen könnte. Nirgends ist orientalischer Schwung oder orientalische Phantasie sichtbar, nirgends eine Anspielung auf alte Sagen der Vor- oder Fabel-Welt, nirgends eine Spur von Analogie mit anderen hindostanschen Gedichten, deren Alterthum anerkannt ist. Jeder Unbefangene wird das Büchelchen von Anfang bis zu Ende durchlesen, ohne auch nur auf den Gedanken zu gerathen, hier kein europäisches Product unserer Tage vor sich zu haben, belehrten ihn das Titelblatt und der Vorbericht nicht eines Anderen. Wer es aber dafür ansehen will, dem wollen wir diese Freude gern lassen. F. M.

---

## KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Giessen*, b. Tasché u. Müller: *Skizzen zu Predigten über die weibliche Würde*. 1807. 172 S. 8. (12 gr.) Im J. 1803 kam in demselben Verlage von Tasché und Müller ein Buch heraus unter dem Titel: *Die heiligen Weiber aus Palästina*. Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung für edle deutsche Frauen. Erster Theil. Die edlen deutschen Frauen scheinen aber nicht viel nach dem Büchlein gefragt zu haben: denn jetzt wird es unter obigem Titel den Predigern zum Kauf angeboten. Nun wird es begreiflich, wie Skizzen zu Predigten den Frauen nicht haben gefallen können; unbegreiflich aber ist und bleibt es, wie ein Buch, das zur Unterhaltung für Frauen anfänglich bestimmt war, sich in Predigt-Skizzen hat verwandeln können. — n.

*Nürnberg*, b. Riegel u. Wiessner: *Vorschriften zum Schönschreiben*. 1812. 37 Bl. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) Diese Vorschriften empfehlen sich weniger durch ihre schöne Schrift, als durch ihre bequeme Einrichtung. Die lateinische Schrift ist indessen besser, als die deutsche, welche für ihren Charakter eine etwas zu schiefe Lage, und in einzelnen Buchstaben, z. B. dem ſ und f, noch einige weniger begünstigte Formen hat. Der Schreiber dieser Vorschriften ist *J. A. Ball* in Nürnberg, und *G. Vogel* zu Wöhrd bey Nürnberg hat sie gestochen. Stich und Druck sind gut. V. 10.

*Magdeburg*, b. Creutz: *Anweisung zum Boston, Tri-Boston und Boston-Whist*. Ohne Jahrzahl. 34 S. 32. (8 gr.) Dieses Büchelchen enthält die Gesetze und einige Regeln der genannten Spielarten kurz und deutlich. Ihm ist eine auf Pappe gezogene Tabelle in französischer Sprache zugegeben, welche die Berechnung der gewonnenen oder verlornen Spiele nach Marken enthält. Ebenfalls brauchbar für den, der sie braucht. — g

PÄDAGOGIK. *Kopenhagen*, b. Schubothe: *Comparatio inter commoda atque incommoda educationis publicae et privatae*. Scripsit *H. B. Melchior*, D. philos. et praeceptor matheseos et physices in paedagogio Herloviano. 1802. 132 S. 8. (8 gr.) Wahrscheinlich eine akademische Gradualschrift, wie der halb weggeschnittene alte Titel vermuthen lässt, die in gewöhnlichem Latein abgefasst ist, und eben keine neuen Ansichten der Sache zeigt. Ihr Resultat ist: dass keine der beiden Erziehungsarten ohne Einschränkung besser zu nennen sey; dass die Wahl nach Beschaffenheit der Subjecte genossen werden müsse; dass für kleinere Kinder die Privat-, für erwachsenere die öffentliche Erziehung den Vorzug verdiene. Die Grenzen dieser Blätter erlauben keine genauere Prüfung der einzelnen Begriffe und Sätze, woraus jene Resultate hervorgegangen sind. ss.

es unschätzbare Document des Alterthums, wohl ıicht gerathen. W. L. P.

Salzburg, in der mayrischen Buchhandlung: *Versuch einer beurkundeten Darstellung des Kirchenwesens in Baiern, salzburgischen Diöcesantheils, von den ersten Spuren des Christenthums daselbst bis auf unsere Zeiten.* Aus dem baumburgischen Archidiakonalarchiv bearbeitet von *Joseph Lechner*, königl. Oberschulinspector im Landgerichte Traunstein und Pfarrvicar zu Siegesdorf. Erster Band. 1810. XV u. 356 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

So groſs die Verdienste eines *Aventins*, *Brunners*, *Adelzreiters*, *Falkensteins* und in neueren Zeiten eines *Westenrieders*, *Mederers*, *Scholliners*, *Ziergibls*, *Wolfs*, *von Pallhausen*, *Winters* und Anderer ınd, welche sie sich um die vaterländische Geschichte erworben haben: so muſsten diese Männer dennoch wegen des weiten Umfanges dieses Gebietes noch viele Regionen unbebaut liegen lassen. Man muſs sich daher freuen, daſs der Vf. obiges Werkes ein solches bisher wenig bebautes Land zur Cultur übernahm. Auch billigt es Rec. sehr, daſs Hr. *L.* sich nicht bloſs auf den Bezirk von dem Archidiakonat Baumburg beschränkte, aber auch nicht weiter als bis auf den salzburgischen Diöcesantheil in Baiern ausdehnte, und theilt mit ihm den Wunsch, daſs auch die Geschichte anderer, in Baiern eingreifender Kirchensprengel nach *Einem* zweckmäſsigen Plan bearbeitet werden möchte. So dürfte die Nachwelt durch ein vereinigtes Zusammenwirken mehrerer prüfender Männer wirklich erlangen, was man für jetzt nur wünschen kann.

Darf aber das vorliegende Werk auch Anderen, die sich mit dem Vf. in die Kirchengeschichte von Baiern theilen, zur Norm dienen? — Diese Frage beantwortet sich aus der näheren Prüfung desselben von selbst. Rec. giebt vorerst dessen Inhalt an, und schickt dann seine Bemerkungen nach.

Was der Leser hier zu suchen habe, bezeichnen nachstehende Aufschriften: *Inhalt des ersten Theils.* I *Buch.* Von den ersten Spuren des Christenthums in Baiern bis zu dessen allgemeiner und bleibender Ausbreitung. 1 *Abschnitt.* Einführung der christlichen Religion in Baiern. Vorzügliche Apostel in dem ehemaligen Noricum. Nähere Prüfung der von ihnen bekannten historischen Nachrichten. Darstellung der Betriebsamkeit salzburgischer Heidenbekehrer. 2 *Abschnitt.* Beschaffenheit des christlichen Religionsunterrichts im Allgemeinen und der Verbreitung desselben. Ihr Einfluſs und ihre Wirkung auf das Volk. 3 *Abschnitt.* Allmähliche Verbreitung des Christenthums mit bleibendem Erfolge durch die Herzoge. Apostel, deren sie sich zu diesem Behufe bedienten. Geist dieser Apostel. 4 *Abschnitt.* Entstehung der Pfarreyen auf dem Lande. Verhältnisse und Zustand des Pfarrers. Allmählicher Übergang der Pfarreyen in die heutige Form. II *Buch.* Äussere Ansicht des Kirchenwesens in Baiern. 1 *Abschnitt.* Historische Übersicht der sämmtlichen Pfarreyen und Beneficien des Archidiakonalbezirks Baumburg in Bezug auf ihre Gründung, Lage, Beschaffenheit, bisherige Schicksale und den Gehalt. 2 *Abschnitt.* Darstellung des ganzen Archidiakonalsprengels, in Bezug auf sämmtliche, darin begriffene Kirchen, deren Schutzheilige, Altäre, Begräbnisplätze, Dotation und Vermögen. Einzelner Bevölkerungszustand jeder Pfarrey. Vergleichung der heutigen Bevölkerung mit jener nach der überstandenen allgemeinen Pest in Baiern, am Ende des dreyſsigjährigen Krieges.

Rec. erwartete, und sicher jeder Leser mit ihm, daſs diese Geschichte, welche nach der Aufschrift *aus dem baumburgischen Archidiakonalarchive bearbeitet* ist, ihre Angaben einzig oder doch vorzugsweise auf das genannte Archiv stützen würde, da diese Quelle *allein* und *ausschlieſsend* genannt wird; allein er fand sich in seiner Erwartung sehr getäuscht, da, wenigstens in diesem ersten Bande, beynahe überall auf die schon bekannten und längst benutzten Quellen verwiesen wird. Rec. verspricht sich demnach, daſs die bezeichnete Quelle für den zweyten Band dieses Werkes reichlicher flieſsen, und den Freunden der Geschichte viel Neues und Interessantes liefern werde.

Selbst die gelehrten Vorarbeiten über die älteste Geschichte Bojoariens eines *Mederer*, *von Pallhausen* u. s. w. wurden von dem Vf. nicht berücksichtigt, welche ihm doch den gebahnten Weg schon gezeigt und ihm die Mühe erspart hätten, sich denselben durch unwegsame und dunkle Gegenden selbst zu suchen. — Hätte Hr. *L. von Pallhausens* Abhandlung über die Frage: Wann und wie lange wurde Baiern in öffentlichen Documenten Noricum genannt? u. s. w. (in dem Bande der historischen Abhandlungen der baier. Akad. der Wissenschaften v. J. 1807) gelesen: so hätte er sicher den Namen *Noricum* nicht mit der Ankunft Garibalds I in Bojoarien untergehen lassen. Die dort S. 487—498 aus Urkunden und Geschichtschreibern ausgehobenen zahlreichen Belege hätten ihn belehrt, daſs dieser Name nicht bis in die zweyte Hälfte des 6, sondern des 12 Jahrhunderts fortgedauert und nur dann aufgehört hat, als Heinrich der Löwe die Markgrafschaft Ostbaiern oder Österreich an Heinrich Jasomirgott abtrat. — Auch die ebendort behauptete Ankunft Garibalds I *aus Franken* würde Hr. *L.* nicht so bestimmt und unbedingt ausgesprochen haben, wenn ihm Hn. *von Pallhausens* Werk: „Garibald, erster König Bojoariens, und seine Tochter Theodolinde, erste Königin in Italien“ u. s. w. bekannt gewesen wäre. *Von Pallhausen* zeigt dort S. 7 Note 3 aus *Marcellinus*, daſs *Agilo*, von dem er als Stammvater alle Agilolfinger herleitet, aus Noricum abstammte, und dort verschiedene, sehr wichtige Ämter bekleidete. Doch da dieses letztere Werk erst später erschien: so kann dessen Berücksichtigung dem Vf. nicht zugemuthet werden.

Wohl aber verdient dieſs eine Rüge, daſs der Vf.

die schon bekannten Quellen trübte, oder wenigstens aus denselben zuweilen nur einseitige Resultate ableitete. So kommt Hr. *L.* öfters auf die Apostel und ersten Bischöfe Bojoariens zu sprechen, und nimmt sie überall hart mit, ohne des vielen Guten, welches durch sie dem Vaterlande wurde, Erwähnung zu thun. Im 3 Abschnitte, unter der Aufschrift: *Geist dieser Apostel*, sieht er in Bonifaz nur den unbescheidenen und ehrgeizigen Heidenbekehrer, in Rupert aber und dessen Nachfolger nur habsüchtige Priester, denen bloss um weltliche Besitzungen zu thun war. Vom Bischofe Virgil, den er noch am gelindesten behandelte, heisst es S. 86: 7) Der Speculationsgeist, dem er vor der Annahme der bischöflichen Weihe ausschliessend huldigte, belebte ihn auch noch nach dem gedachten Ereignisse. Man wird kaum eine Kirche finden, die er einweihte, ohne vorher um den Besitz derselben gehandelt oder gezankt zu haben. Oft stellte er sich sogar der Verlegenheit oder gar der Beschimpfung bloss, ehe er in diesem Systeme etwas aufopferte. Ja nach S. 60 „würde heute das schlechteste Consistorium den allerbesten der ersten Glaubensboten den Beruf eines Volkslehrers nicht ungeahndet haben ausüben lassen."

Rec. sind die von dem Vf. benutzten Quellen wohl bekannt; er weiss, dass sie von den ersten Heidenbekehrern in Baiern manches Versehen darstellen; aber auch ausgezeichnete Tugenden derselben. Warum nahm Hr. *L.* nur die ersten, nicht auch die letzten, in seinen Plan auf? Rec. ist vollkommen überzeugt, dass Bojoariens Apostel, wenn sie sich auch zu Zeiten einen oder den anderen Missgriff in der Art der Bekehrung zu Schulden kommen liessen, um die Cultur des Volkes, zu welcher die Ausbreitung des Christenthums immer der erste Schritt war, bleibende Verdienste haben, und Rec. hätte gewünscht, dass diese nicht übersprungen worden wären. — *Mannert*, der Protestant, hat Rupert (in der ältesten Geschichte Bojoariens S. 179) weit billiger behandelt, als Hr. *L.*, der katholische Pfarrvicar von Siegesdorf.

Gegen die Darstellung der Lichtseite der ersten Glaubensboten in Baiern hätte man dem Vf. die vielen Nachrichten von den Schutzpatronen der Kirchen des Archidiakonalbezirkes von Baumburg, von ihren Altären, Begräbnissplätzen, Dotationen, die höchstens nur ein *örtliches* Interesse haben, gern erlassen.

Die Sprache des Vfs. ist nicht überall rein und verständlich. So heisst es S. 82: Den Priestern wurde verboten irgendwo hinzugehen, *ohne bey sich haben des Öl.* So hängt Hr. *L.* überdiess an gewissen Lieblingswörtern; das Wort *Bewandniss* z. B. kehrt beynahe auf jeder Seite, und im ganzen Werke unzählige Male wieder.

Übrigens liefert dieses Werk neben dem Bekannten allerdings auch viele neue und interessante Nachrichten, stellt manche Materialien gut zusammen, und eröffnet überhaupt von der Kirchengeschichte Salzburgs mehrere wichtige Ansichten. Rec. fodert daher den Verf. auf, das Publicum bald mit dem zweyten Bande desselben zu beschenken. Nur wünscht er, dass Hr. *L.* aus dem Archidiakonalarchiv von Baumburg recht viele, bisher unbekannte Schätze mittheile, dass er sich in den bereits vorhandenen Vorarbeiten, wenigstens in soferne er die älteste Kirchengeschichte Bojoariens behandelt, fleissig umsehe; dass er aber auch aus den bekannten Quellen das Gute wie das Böse ableite, und unbefangen zu Werke gehe, immer eingedenk des ersten Gesetzes der Geschichte: *Ne falsi quid dicat!*

W. L. P.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Pirna*, b. Friese: *Vollständige Geschichte der jährlichen Sonn-, Fest- und Feyer-Tage*, für Kirchen- und Schul-Diener bearbeitet. 1804. 40 S. 8. (3 gr.) Ohne vorgesetzte Einleitung handelt der ungenannte Vf. von dem Ursprunge der Sonntagsfeyer, von dem Kirchenjahre und den Adventsonntagen, von dem Feste der Geburt Jesu, wo auch der noch an vielen Orten gewöhnlichen, in ein Fest des Pöbels ausgearteten, Christmetten gedacht werden konnte, von dem Neujahrstage und den übrigen Festen, die bis Michaelis, wovon in der 17ten und letzten Abtheilung die Rede ist, in den meisten christlichen Gemeinden gefeyert werden. Er leitet den Ursprung mehrerer Festtage aus dem Heidenthum ab, giebt die eigentliche Entstehungszeit, so weit sie ausgemittelt werden konnte, an, und bemerkt, was Päpste und Kirchenversammlungen in dieser Hinsicht verordnet haben. Fruchtbare Kürze und zweckmässige Auswahl, die Legende von den zu Cölln und Mailand ruhenden Gebeinen der sogenannten heiligen drey Könige S. 16 abgerechnet, empfehlen diese kleine Schrift, und eignen sie zu einem nützlichen Handbuche für Lehrer in Bürger- und Land-Schulen, die von grösseren Werken keinen Gebrauch machen können. — Dass der Sonntag nach S. 5 davon den Namen erhalten haben soll, weil Jesus die Sonne der Gerechtigkeit genennt wird, will Rec. nicht einleuchten. Schon im zweyten Jahrhunderte war dieser Name (του ἡλιου ἡμερα), wie man aus Justins zweyter Apologie sieht, gewöhnlich. Im apostolischen Zeitalter nannte man diesen Tag πρωτην των σαββατων. Höchstwahrscheinlich hat Paulus die Feyer dieses Tages zuerst unter den Heidenchristen eingeführt. S. Apostelgesch. 13, 42. Vergl. 20, 7. — Das Weihnachtsfest ward schon im 4ten Jahrhunderte zu Antiochien, Constantinopel und in anderen morgenländischen Gemeinden gefeyert. — Der Sonntag Lätare S. 21 wird in einigen Gegenden der Todtensonntag, und die Woche vor Ostern S. 24, die Marterwoche genannt. Über die Zeit der Osterfeyer S. 29 verdient besonders *Jo. Aug. Ernesti Iudicium de celebrando paschate*, Lips. 1775. 4. gelesen zu werden. — Einige Feste, z. B. die in mehreren Ländern gewöhnlichen Busstage, ingleichen das Kirchweih- und Reformations-Fest, hat der Vf. mit Stillschweigen übergangen.

F. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 DECEMBER, 1812.

## ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Schoell: *Voyage de Humboldt et Bonpland.* Première Partie. Rélation historique. Atlas pittoresque. Auch unter dem Titel: *Vues des Cordillères, et Monumens de peuples indigènes de l'Amérique;* par *Al. de Humboldt.* 1810. Troisième livraison, contenant les Planches 23 à 31, avec leur explication, von S. 125 bis 222. gr. Fol. (Prix, avant la lettre (ou plutôt la lettre légèrement tracée), pour accompagner les exemplaires de la Rélation historique, sur papier vélin, 108 francs; avec la lettre finie, pour le papier fin, 72 francs.)

Was in No. 99, 100 und 101 des laufenden Jahrganges unserer A. L. Z. von den beiden ersten Lieferungen dieses vortrefflichen Werks überhaupt gesagt worden ist, gilt im Allgemeinen auch von dieser dritten. Sie enthält die Abbildung und Beschreibung von drey Ansichten aus den füdlichen Cordilleren, fünf mexikanischen Monumenten und einem peruanischen. *Ansichten aus den füdlichen Cordilleren.* Tab. XXV. *Le Chimborazo, vu depuis le plateau de Tapia.* Die Tab. XVI zeigte diesen Riesen unter den Bergen von dem Gürtel des ewigen Schnees umgeben, welcher in dieser Nähe des Aequators sich in einer Höhe von 4800 Meters über der Meeresfläche erhält. Auf der gegenwärtigen, sehr gut gerathenen farbigen Kupfertafel erblickt man ihn, wie er auf dem dürren Plateau von Tapia, unfern von dem Dorfe Lican, der Residenz der alten Oberherrn von Quito, vor der Eroberung durch den Inca Tupac-Yupanqui erscheint, und wie ihn die berühmten Reisenden am 24 Junius 1802, nachdem sie am vorhergehenden Tag ihre Excursion nach dem Gipfel gemacht hatten, und nachdem ein sehr tiefer Schnee gefallen war, gesehen haben. Die Entfernung des Dorfes Lican von dem Gipfel des Berges beträgt in gerader Linie etwa fünf Lieues. Nur Reisende, welche die Spitzen des Mont-Blanc und Mont-Rose in der Nähe erblickten, sind vermögend, den Charakter der hier sich darstellenden, Ehrfurcht erregenden, ruhigen und majestätischen Scene zu empfinden. Die Masse des Berges ist so ausserordentlich gross, dass das Auge an dem der Grenze des ewigen Schnees nahen Theil desselben, auf einmal eine Breite von 7000 Meters umfasst. Der Glanz dieses Schnees und der magische Effect seines zurückstrahlenden Lichtes werden durch die grosse Reinheit der Luft noch verstärkt. Auf dem Grunde der azurnen Atmosphäre, deren Gewölbe unter den Wendekreisen, in einer Höhe von 5000 Meters, die Farbe des Indigo hat, erscheinen die Umrisse des Gebirgs sehr rein und scharf. Das Plateau von Tapia hat eine Höhe von 3000 Meters, und demnach etwa die des Canigou, eines der höchsten Gipfel der Pyrenäen. Die Region der Holzpflanzen reicht bis zu einer absoluten Höhe von 3500 Meters. Die Region der Sträucher wird von der der grasartigen Pflanzen durch Alpenkräuter, Büsche der Nerteria, der Valerianen u. s. w. getrennt. Die grasartigen Pflanzen bilden eine sehr breite Zone, welche von Zeit zu Zeit, aber immer nur auf wenige Tage, mit Schnee bedeckt wird. An dieselbe grenzt die Region der Kryptogamen, welche die von vegetabilischer Erde entblössten Porphyrfelsen hie und da bedecken, und endlich kommt die Linie des ewigen Eises, das Ziel des organischen Lebens. Tab. XXX. *Cascade du Rio Vinagre, près du volcan de Puracé.* In einem schönen Thale des Rio Cauca, am Fusse der Vulkane Puracé und Sotara, liegt die Stadt Popayan, der Hauptort einer Provinz des Königreichs Neu-Granada. In einer Höhe von nicht mehr als 1800 Meters über der Fläche des Südmeers und unter einer Breite von 2° 26′ 17″ erfreut es sich eines vortrefflichen Klima, welches weit weniger heiss ist als das von Karthago und Ibaqué, und gar viel gemässigter als das von Quito und von Santa-Fe de Bogota. Wenn man von Popayan gegen den zu den höchsten Anden-Spitzen gehörigen Gipfel des Puracé hinaufsteigt: so gelangt man in einer Höhe von 2650 Meters auf eine kleine von Indianern bewohnte und mit vieler Sorgfalt angebaute Ebene (*Llano del Corazon*). Zwey ausserordentlich tiefe Schluchten, an deren Rande die Häuser des Dorfes Puracé erbaut sind, begrenzen diese Ebene. Das kleine Dorf ist berühmt wegen der schönen Cascaden des Flusses Pusambio, den die Spanier wegen seines sauren Wassers Rio Vinagre nennen. Von drey Stürzen welche er bey der erwähnten Ebene macht, sind zwey sehr bedeutend, und der zweyte derselben findet sich hier abgebildet. Das Wasser fällt eine Höhe von mehr als 124 Meters herab und bildet eine Cascade, die eine höchst malerische Wirkung hervorbringt. Tab. XXXI. *Poste aux lettres de la province de Jaën de Bracamoros.* Zur möglichsten Beförderung der Geschwindigkeit der Communicationen zwischen den Küsten des Südmeers und der den Anden östlich gelegenen Provinz Jaën de Bracamoros, pflegt der peruanische Eilbote im Verlauf zweyer Tage einmal im Flusse Guancabamba oder Chamaya, und hierauf im Amazonenflus-

von Pomahuaca und Ingatambo an bis nach Tomependa zu schwimmen. Nachdem er die Briefe, welche ihm alle Monate anvertraut werden, in ein Schnupftuch oder in eine Art von Schlafbeinkleidern, guayuco genannt, eingewickelt hat: windet er jenes oder diese in Form eines Turbans um den Kopf. In diesem Turban trägt er auch das grosse Messer, welches alle Indianer, weniger zu ihrer Vertheidigung, als um sich einen Weg durch die Wälder zu bahnen, bey sich führen. Eine unzählige Menge kleiner Cascaden verhindert die Schiffbarkeit des Flusses Chamaya, und der Fall desselben ist so bedeutend, dass er nach Hn. *v. H.* Untersuchungen von der Furth von Pucara bis zu seiner Vereinigung mit dem Amazonenfluss, in der kleinen Entfernung von achtzehn Lieues, 542 Meters beträgt. Glücklicherweise für den Boten, er heisst im Lande der Eilbote, welcher schwimmt (*el coreo que nada*), halten sich keine Crocodile in demselben auf.

*Mexikanische Monumente.* Tab. XXIII. *Relief en basalte, représentant le Calendrier mexicain.* Auf dem grossen Platze von Mexiko, da, wo ehemals der grosse Tempel des Kriegsgottes Mexitli gestanden hatte, fand man im J. 1790 diesen ungeheuren Stein etwa 70 Meters westlich von dem zweyten Eingang des Pallastes des Vicekönigs, in der geringen Tiefe von fünf Decimetern. Er hatte eine solche Lage, dass man die bearbeitete Seite erst dann bemerken konnte, als er in eine verticale Stellung gebracht worden war. Als Cortes die Tempel zerstören, die Götterbilder und Alles, was auf den alten Cultus Beziehung hatte, zertrümmern liess: mag man die Massen dieses Steines zum Zerschlagen zu gross gefunden und ihn also, wie er war, vergraben haben, damit er den Augen des besiegten Volkes entzogen werde. Die Gestalt desselben ist ein rechtwinkliches Parallelipipedon, von vier Meters Länge, eben so viel Breite und einem Meter Dicke, der Durchmesser des darauf ausgearbeiteten Kreises aber, welcher die Hieroglyphen der Tage enthält, beträgt nur 3 Meters, 4. Die Schwere dieser ungeheuren Masse, die in einem grauschwärzlichen Trapp-Porphyr auf einer Grundlage von basaltischer Wacke besteht, beträgt jetzt noch mehr als 482 Quintaux (24,400 Kilogrammen), und da keines der die Stadt in einer Entfernung von acht bis zehn Lieues umgebenden Gebirge einen Porphyr von solchem Kern und solcher Farbe aufzeigt: so kann man sich die Schwierigkeiten begreiflich machen, welche die Mexikaner besiegen mussten, um dieselbe bis an den Fuss des Tempels zu bringen. Die darauf befindliche Bildhauerarbeit hat denselben Charakter der Vollendung, welcher allen Werken der Mexikaner eigen ist. Die concentrischen Kreise, die zahllosen Abtheilungen und Unterabtheilungen sind mit mathematischer Genauigkeit vorgestellt. Je länger man das Detail dieser merkwürdigen Sculptur untersucht: desto lebhafter springt einem der Geschmack für Wiederholung derselben Formen, der Geist der Ordnung und das Gefühl der Symmetrie, welche bey halb civilisirten Völkern das Gefühl des Schönen ersetzen, in die Augen. Die Erklärung der hier ausgeführten Zeichen und Abtheilungen lässt sich nur mit der Kupfertafel in der Hand verstehen, und kann also nicht weiter berührt werden. Derselben voraus schickt Hr. *v. H.* von 125—188 eine höchst interessante Dissertation über das chronologische System der Mexikaner, aus welcher wir, da dieser Gegenstand nur äusserst selten in der literarischen Welt zur Sprache gebracht wird, in gedrängtester Kürze einige Auszüge mitzutheilen uns verpflichtet halten. — Die Mexikaner hatten einen bürgerlichen und einen Ritual-Kalender. Jener hiess *Tonalpohualli*, die Rechnung der Sonne, dieser *Meztlapohualli*, Rechnung des Mondes. Das bürgerliche Jahr war ein Sonnenjahr von 365 Tagen. Es hatte achtzehn Monate, und jeder derselben zwanzig Tage. Nach Verlauf der 18 Monate oder 360 Tage fügte man fünf Ergänzungstage hinzu. Der bürgerliche Tag begann mit Aufgang der Sonne und hatte acht Zwischenzeiten, deren vier, nämlich der Aufgang, der Untergang und die beiden Durchgänge der Sonne durch den Meridian, eigene Namen führten. Jeder Monat zerfiel wieder in vier kleine Perioden von fünf Tagen. Die Woche von sieben Tagen scheint kein einziges Volk des neuen Continents gekannt zu haben. Dreyzehn Jahre machten einen Cyclus, genannt *Ilalpilli*; vier *Ilalpilli* eine Periode von 52 Jahren, *Xiuhmolpilli*, Verknüpfung der Jahre, und zwey dieser Perioden ein Alter, *Cehuehuetitiztli*. Den scharfsinnigen und mühsamen Untersuchungen des Hn. *Gama* zufolge, welche Hr. *v. H.* zur Grundlage der seinigen gemacht hat, endigte das bürgerliche Jahr der Talteken und Mexikaner am Schlusse der Periode Xiuhmolpilli jedesmal zur Zeit der Winter-Sonnenwende. Im ersten Jahr desselben entsprachen die fünf Ergänzungstage dem 4, 5, 6, 7 und 8 Januar. Weil sie aber die Intercalation immer nur am Schlusse eines ganzen Xiuhmolpilli machten: so ging der Anfang des Jahres alle vier Jahre um einen Tag, und am Ende der ganzen Periode um zwölf bis dreyzehn Tage zurück. Der letzte Ergänzungstag im letzten Jahr derselben traf also mit dem 26 December zusammen; indem jedoch diese fünf Ergänzungstage für unnütz und unglücklich gehalten wurden: so nahm man den Tag des Wintersolstitiums oder den 21 December für das Ende des Xiuhmolpilli an. — Den Ritualkalender brauchten die Priester und zwar nur diesen allein. Er enthielt eine gleichförmige Reihe kleiner Perioden von dreyzehn Tagen, welche für halbe Mondeslaufe (*demi-lunaisons*) gehalten werden können. Ein Mondenjahr darf man aber nicht in dieser Reihe kleiner Cyclen suchen. Die Zahl 13 diente, die Übereinstimmung zwischen dem bürgerlichen und Ritual-Almanach zu erhalten. Ein bürgerliches Jahr von 365 Tagen hatte einen Tag mehr als 28 dreyzehntägige Perioden. Dieser überzählige Tag formirte am Ende einer Periode Ilalpilli eine vollständige kleine Periode, und ein ganzes Ilalpilli hatte also etwa so viel Wochen von dreyzehn Tagen als das Jahr bürgerliche Tage. Ein Jahr des Ritual-Almanachs hatte 20 dreyzehntägige Perioden,

oder 260 Tage und also 52 fünftägige Perioden. Ein Xiuhmolpilli oder Cyclus von 52 Jahren umfaste 1460 dreyzehntägige Perioden und mit den dreyzehn Schalttagen 1461. — Die Jahre des Cyclus Xiuhmolpilli unterschieden die Mexikaner niemals durch fortlaufende Zahlen, sondern sie setzten der Zahl des Jahres eines Cyclus Ilalpilli in fortgehender Ordnung eines der vier Zeichen folgender periodischer Reihe bey: *Tochtli*, Kaninchen oder Hase; *Acatl*, Rohr; *Tecpatl*, Kiesel; *Calli*, Haus. Denkt man sich nun einen Cyclus Xiuhmolpilli in seine vier Ilalpilli oder dreyzehnjährigen Perioden getheilt und die Zeichen der erwähnten periodischen Reihe den darin enthaltenen Jahren beygefügt: so findet sich, dass kein Ilalpilli mit demselben Zeichen beginnen kann; dass ein Zeichen, mit welchem er anfängt, ihn auch beschliessen muss, und dass dasselbe Zeichen niemals derselben Zahl angehören kann. Auch für die Tage hatte man ähnliche und noch dazu doppelte periodische Reihen. — Die Intercalation der Mexikaner, durch welche sie die Irrthümer ihrer Chronologie vermeiden konnten, war, da sie ein Sonnen- und kein Mond-Jahr hatten, einfacher als bey Griechen und Römern vor der Einführung des Merkidinus. Sie vernachlässigten die Intercalation, bis die überzähligen Stunden eine kleine Periode von dreyzehn Tagen bildeten, die am Schlusse einer Xiuhmolpilli eingeschaltet wurde. — Bey Darstellung der Methode, nach welcher die Jahrescyclen der Mexikaner durch periodische Reihen bestimmt wurden, erwähnt Hr. v. H. S. 148 u. f. die aus fünf kleinen Perioden von zwölf Jahren zusammengesetzten Jahrescyclen der Chinesen, Japaner, Kalmücken, Mantschu und anderer tatarischer Horden. Der Geist dieser Methoden in der Chronologie der Mexikaner und der erwähnten asiatischen Völker scheint derselbe zu seyn, ja der Vortheil der Simplicität ist sogar auf der Seite des amerikanischen Volks. Aber auch ein grosser Theil der Namen, mit welchen dasselbe die zwanzig Tage seiner Monate bezeichnete, soll mit den Zeichen eines im entferntesten Alterthum bey den Völkern des östlichen Asiens gebräuchlichen Thierkreises übereinstimmen. Der Raum verbietet, die auf ein tiefes Studium der alten Astronomie gegründeten und mit dem grösten Scharfsinn durchgeführten Beweise für diese Behauptung hier anzugeben. Wirklich verschaffen sie der durch das ganze Werk angenommenen Hypothese, die Tolteken, die Azteken und andere amerikanische Völker als Stämme von tatarischer oder mongolischer Abkunft darzustellen, ein bedeutendes Gewicht. Rec. war es eine höchsterfreuliche Erscheinung, diesen zur Zeit noch unversuchten Weg, der Verwandtschaft der Völker durch die Übereinstimmung in den Grundsätzen über die Zeitrechnung, welche ihrer Natur nach die Resultate einer sehr langsamen und merkwürdigen Entwickelung des menschlichen Geistes gewesen seyn müssen, und wenn und wo sie einmal gefunden waren, gewiss mit der grösten Sorgfalt bewahrt wurden, auf die Spur zu kommen, hier mit eben so viel Eifer als Glück betreten zu sehen. Auch die Kalmücken und Siamesen haben dieselben Zeichen des Thierkreises wie die Tataren, Tibetaner, Sinesen und Japaner. Man findet die Namen derselben in *Müllers* Samml. russischer Gesch., Band IV S. 354, und in *Kämpfens* Beschreibung von Japan, Ausg. v. *Dohm*, Th. I. S. 52, und es ist bey dieser gänzlichen Übereinstimmung sehr natürlich, sie unter den Gründen für die Abkunft dieser Völker von einem Urvolk mit geltend zu machen. Ob nun aber auch die weit geringere Übereinstimmung zwischen dem mexikanischen und tatarischen Thierkreise, die sich höchstens auf sechs gleiche Zeichen reducirt, zu demselben Verfahren, zu denselben Schlüssen berechtigen darf, wagt Rec. nicht zu entscheiden. Freylich ist es öfters mit grossen Schwierigkeiten verknüpft, bey Nachforschungen über gemeinschaftlichen Ursprung und alte Verbindungen der Völker, die in dem Wesen des menschlichen Geistes gegründeten Ähnlichkeiten, man möchte sie die anthropologischen nennen, von den genealogischen oder auf einer und derselben Tradition beruhenden zu unterscheiden. Jene sind natürliche, diese entscheidende. Sehr natürlich scheint es zu seyn, dass die frühesten Volksstämme den Constellationen die Namen solcher Thiere beygelegt haben, welche beständige Gegenstände ihrer Wünsche und Bestrebungen, oder ihrer Furcht sind. Dann ist es aber ganz zufällig, dass sie zum Theil dieselben wählten, um so mehr, da diese Wahl offenbar zuweilen durch an gewisse Jahreszeiten geknüpfte, und von ihnen abhängige Zustände oder Äusserungen dieser Thiergattungen bestimmt wurde. Unter den gemeinschaftlichen Zeichen dieses mexikanischen und tatarischen Thierkreises befinden sich Tiger und Affe. Weil nun diese beiden Thiere weder in der Tatarey noch in den Gegenden von Nordamerika, aus welchen die Mexikaner nach Anahuac, und zwar schon im Besitz ihrer Zeitrechnung, wanderten, existiren: so sollen diese Völker auf einem Punct des alten Continents entsprungen seyn, und von da diese Zeichen mitgenommen haben. Für ausgemacht ist es anzunehmen, dass das chronologische System der Azteken oder Mexikaner ganz ein und dasselbe mit dem der Tolteken gewesen ist. Von den Azteken scheint es gewiss zu seyn, dass sie es schon auf die Wanderung nach Anahuac besasen; damit ist aber gar noch nicht entschieden, dass auch die Tolteken es mit dahin gebracht haben. Eben so gut kann es erst in diesem Lande, entweder als Resultat eigener Beobachtungen oder als Erbschaft von einem schon vor ihnen in demselben wohnhaften Volke, von ihnen festgesetzt oder angenommen worden seyn. Sowohl Affen als Tiger sind in den westlichen und südlichen Landstrichen Anahuacs zu finden; und es bedarf also keiner Abkunft aus dem südlichen Asien, um zu erklären, wie die Azteken zu diesen Zeichen gekommen sind. Dass sie dieselben schon vor der Ankunft in Anahuac hatten, ist ein Beweis für die ohnediess grosse Wahrscheinlichkeit, dass nicht alle Verbindung zwischen ihnen und den Tolteken abgeschnitten war, als diese

in Anahuac herrschten, und dass wenigstens mittelbar Manches von den Erfindungen und Kenntnissen dieses sinnreichen Volks bis zu ihnen gelangt ist. Tab. XXVI. *Epoques de la Nature, d'après la Mythologie aztèque.* Unter den Zügen von Ähnlichkeit zwischen den Monumenten, Traditionen und Gebräuchen der Völker Asiens und Amerikas scheint Hn. *v. H.* derjenige, welchen die aztekische Mythologie in der kosmogenischen Fiction der periodischen Zerstörungen und Wiederherstellungen des Universums darstellt, vorzüglich merkwürdig. Das Original der hier mitgetheilten Zeichnung findet sich in dem im J. 1566 von dem Dominikanermönch *Pedro de los Rios* copirten *Cod. Vaticanus* No. 3738. Sie ist um so schätzbarer, weil sie eines jeden Alters Dauer durch Zeichen angiebt, deren Werth uns bekannt ist. Hr. *v. H.* ordnet die vier Weltalter aus guten Gründen folgendermassen: Erster Cyclus. Dauer: $13 \times 400 + 6 = 5206$ Jahre. Das Alter der Erde, auch das Alter der Riesen. Die Olmeken und Xicalanken, zwey sehr alte und noch vor den Talteken blühende Völker, sollen bey ihrer Ankunft in den Ebenen von Tlascala (Tlaxcallan) noch Riesen gefunden haben. Am Ende dieses Alters vertilgt eine allgemeine Hungersnoth die ersten Menschen. Zweyter Cyclus. Dauer $12 \times 400 + 4 = 4804$ Jahre. Das Alter des Feuers. Xiuhteuctli, der Gott des Feuers, kommt auf die Erde. Um der allgemeinen Feuersbrunst zu entgehen, werden die Menschen in Vögel verwandelt. Nur ein Paar rettet sich in eine Höhle. Dritter Cyclus. Dauer $10 \times 400 + 10 = 4010$ Jahre. Das Alter des Windes. Ungeheure Stürme tödten die Menschen, deren einige in Affen verwandelt werden. Vierter Cyclus. Dauer $10 \times 400 + 8 = 4008$ Jahre. Das Alter des Wassers. Die Menschen sterben durch eine grosse Überschwemmung, sie werden Fische, und nur ein Paar rettet sich in einem Kahn. Nach einem anderen System beträgt die Dauer aller vier Alter zusammen nur 1417 Jahre, und zwar die des ersten $13 \times 52 = 676$, des zweyten $7 \times 52 = 364$, des dritten $6 \times 52 = 312$, und des vierten $1 \times 52 = 52$ Jahre. Die Katastrophen der verschiedenen Weltalter werden von den spanischen Geschichtschreibern übereinstimmend angegeben, wegen der Ordnung aber, in welcher dieselben auf einander folgen, sind die Meinungen verschieden. Die hier angegebene Ordnung hat darin Unrecht, dass sie das Alter des Feuers zum zweyten macht, da es doch das vierte und letzte seyn muss. Es war nämlich eine allgemein gültige Vorstellung bey den Mexikanern, dass der Gott des Feuers dem vierten und letzten Weltalter ein Ende machen würde. Man widmete ihm deswegen eine ganz ausgezeichnete Verehrung, und jedesmal am Schlusse einer Periode von zwey und funfzig Jahren beging man in der Erwartung der von ihm abhängigen Zerstörung der Welt das vornehmste und wichtigste aller religiösen Feste. Mit *Gomara* fünf solche Zeitalter anzunehmen, und die vier genannten für schon vergangen zu halten, möchte aus mancherley Gründen, und unter anderen darum nicht zweckmässig seyn, weil die Vierzahl derselben gewiss nicht zufällig den vier dreyzehnjährigen Perioden des Cyclus Xiuhmolpilli, den vier Jahreshieroglyphen, mit welchen man auch die vier Elemente, Erde, Wasser, Luft und Feuer, anzudeuten pflegte, den vier benannten Zwischenzeiten des bürgerlichen Tages, den vier Himmelsgegenden u. s. w. entspricht. Die Ähnlichkeit des aztekischen Mythus von den vier Weltaltern mit dem indischen ist also doch wohl nur eine anthropologische im oben angegebenen Sinn. Ein erweislicher Irrthum aber ist die S. 210 als allgemeingültig aufgestellte Behauptung: „*Dans le Système des Hindoux, les âges ou yougas se terminent tous par des inondations*" —; denn nur einige Sastra's oder heilige Schriften der Indier sind dieser Meinung. Nach dem von Hn. *Lord* in *Relig. of Banians* mitgetheilten, und daraus in *Majers* allgem. mythol. Lex. im Art. Jogs Th. II. S. 471 u. f. aufgenommenen Auszug eines Sastra, endigte das erste Weltall durch eine grosse Wasserfluth; das zweyte durch ungeheure Stürme; das dritte, indem die Erde sich aufthat und die Menschen verschlang; das vierte wird durch Wasser, und dann durch Feuer beschlossen. Tab. XXVII. „*Peinture hiéroglyphique tirée du manuscrit borgien de Veletri, et signes des jours de l'almanach mexicain.* Auf dem oberen Felde des Gemäldes erblickt man den Gott des Feuers, zu seinen Füssen ein heiliges Gefäss, und ihm gegenüber einen mit der buntbefleckten Haut eines Menschenopfers bekleideten Priester; auf dem unteren den Gott Tonacateuctli, an der rechten Hand ein Messer, Agaveblätter und einen Sack mit Weihrauch haltend. Die Bedeutung zweyer weiblicher Kinder, die sich bey den Händen fassen, bleibt unerklärt. Die zwanzig Hieroglyphen der Tage erscheinen hier zuerst in authentischer Vollkommenheit. Jede der ersten Seiten des Codex, aus welchem sie genommen sind, enthält fünf Reihen von dreyzehn Hieroglyphen, und auf vieren findet man $5 \times 13 \times 4 = 260$ Tage, oder ein Jahr von zwanzig halben Mondlaufen des Ritualalmanachs. Tab. XXVIII. *Hache aztèque.* Hr. *v. H.* hat diese mit Hieroglyphen bedeckte, aus einem dichten Feldspath verfertigte Axt in dem Cabinet des Königs von Preussen zu Berlin niedergelegt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

## NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Der unsichtbare Kundschafter.* Nach dem Englischen von *A. G. Meissner.* Erster Theil, zweyte verbesserte Auflage. 1812. 396 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Züllichau, b. Darnmann: *Biblische Blumenlese, enthaltend tausend auserlesene Aussprüche der heiligen Schrift nach der Folge der biblischen Bücher.* Nebst kurzem Inbegriff der biblischen Geschichte. Zweyte Auflage. (Ohne Jahrzahl.) 80 S. 8. (4 gr.)

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 DECEMBER, 1812.

## ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Schoell: *Voyage de Humboldt et Bonpland.* Première Partie. III Livraison etc.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Tab. XXIX. *Idole aztèque de porphyre basaltique, trouvée sous le pavé de la grande place de Mexico.* Die durch einen blutigen Cultus gleichsam geheiligte Wildheit der Sitten, die Tyranney der Fürsten und Priester, die erdichteten Träumereyen der Astrologie und der häufige Gebrauch der symbolischen Schrift, scheinen bey den Azteken am meisten dazu beygetragen zu haben, die Barbarey in den Künsten und den Geschmack an incorrecten und gräslichen Formen zu erhalten. Das hier mitgetheilte Monument besteht in einem auf allen Seiten mit Bildhauerarbeit bedeckten Felsenblock von mehr als drey Metres Höhe und zwey Metres Breite. Die Abbildung zeigt es von vorn, von hinten, von der Seite, von oben und unten. Beym ersten Blick möchte man dieses Idol für einen Teotetl der göttlichen Stein halten, für einen mit Sculpturen gezierten Bätylus, für einen mit hieroglyphischen Zeichen bedeckten Felsen. Eine nähere Betrachtung dieser unförmlichen Masse aber läfst an dem oberen Theil die Köpfe von zwey in sich verschlungenen Ungeheuern, und in jedem Gesicht einen grossen, mit vier Zähnen bewaffneten Rachen bemerken. Wahrscheinlich sollen diese ungeheuren Bildungen Masken vorstellen; denn es war ein Gebrauch der Mexikaner, bey der Krankheit des Königs oder anderen allgemeinen Unglücksfällen die Köpfe der Götterbilder mit Masken zu bedecken. Die Arme und Füfse sind durch eine mit grosen Schlangen umgebene Draperie verdeckt, welche mit dem Namen *cohuatlicuye* bezeichnet wurde. Alle diese Verzierungen, insbesondere die in Gestalt von Federn angebrachten Franzen, sind sehr fleisig ausgeführt. Ein Memoire des mit der aztekischen Archäologie sehr vertrauten *Gama* macht es wahrscheinlich, dafs dieses Idol den Gott des Kriegs, Huitzilopochtli, und seine Gemahlin Tlomiqui darstellt. Der Name der Göttin kommt von *miqui*, sterben, und *tloyao*, göttlicher Krieg, weil man von ihr behauptete, sie geleite die Seelen der in Vertheidigung der Götter gebliebenen Krieger nach dem Hause der Sonne, einem Paradiese der Mexikaner, und verwandle sie daselbst in Colibris. Da diefs Idol auf allen Seiten bearbeitet ist, und selbst auf der unteren die Abbildung des Mictlanteuctli, des Herrn der Todtenwelt, darbietet: so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs dasselbe von zwey Säulen frey in der Luft getragen wurde. Wirklich bemerkt man an den beiden schmalen Seiten die Stellen, welche auf den tragenden Säulen geruht haben mögen, und zu diesem Zweck besonders eingerichtet sind. Wahrscheinlich war es die Decke derjenigen Pforte, durch welche man die zum Opfertod bestimmten Unglücklichen, unter dem Bildnifs des Gottes der Todtenwelt hinweg, zum Altar führte.

*Peruanische Monumente.* Tab. XXIV. *Maison de l'Inca, à Callo, dans le royaume de Quito.* Nachdem die Incas Tupac Yapanqui und Huayna-Capac, der Vater des unglücklichen Atahualpa, die Eroberung des Königreichs Quito vollendet hatten, liefsen sie nicht nur vortreffliche Strafsen über den Rücken der Cordilleren führen, sondern auch, um die Verbindung zwischen ihrer Hauptstadt und den nördlichsten Provinzen des Reichs zu erleichtern, auf dem Wege von Cuzco nach Quito in gewissen Entfernungen Herbergen, Magazine und besondere Gebäude zu ihrer und ihres Gefolges Aufnahme anlegen. Auf demjenigen Theil der grosen Heerstrafse, welcher von Cuzco nach Caxamarca führte, waren schon seit Jahrhunderten dergleichen Herbergen (*tambos*) und Häuser für die Incas vorhanden. Auf Befehl der genannten Eroberer wurden nur diejenigen errichtet, deren Ruinen man gegenwärtig noch von der Provinz Caxamarca an, der südlichen Grenze des Königreichs Quito, bis zu den Gebirgen von los Pastos bemerkt. Auf der Höhe jenes Dammes der Cordilleren der Anden, welcher die Gewässer zwischen dem Südmeer und dem atlantischen Ocean vertheilt, findet man auf einer sehr weiten mit Bimsstein bedeckten Ebene das Panecillo von Callo oder Caio und die Ruinen des Hauses des Inca Huayna-Capac. Das Panecillo oder Zuckerbrod (*pain de sucre*) ist ein mit kleinen Gesträuchen von Molina, Spermacoce und Cactus bedeckter kegelförmiger Erdhügel von etwa achtzig Meter Höhe. Die Einwohner behaupten, dieser Hügel, dessen glockenähnliche Form eine bewundernswürdige Regelmäfsigkeit hat, sey ein Tumulus, oder einer jener zahlreichen Hügel gewesen, wie sie die alten Bewohner des Landes zu Ehren der Prinzen und anderer angesehener Personen zu errichten pflegten. Ulloa hielt es für ein militärisches Monument, und zwar für einen Wartthurm, von welchem man die umliegende Gegend belugte, um den Inca gegen den ersten Anlauf eines unerwarteten Überfalls in Sicherheit bringen zu können. Hn. *v. H.* aber scheint

es ein vulcanischer Hügel zu seyn, dem die Eingebornen eine regelmäfsigere Form gegeben haben. Beide Meinungen lassen sich sehr gut mit einander vereinigen. Das Haus des Inca, welches sich vorzüglich gut erhalten hat, und von früheren Reisenden nur höchst unvollkommen beschrieben worden ist, liegt ein wenig südwestlich von dem Panecillo, drey Lieues von dem Crater des Cotopaxi und etwa zehn Lieues von der Stadt Quito. Es bildet ein Viereck, dessen jede Seite dreyfsig Meters lang ist. Die Höhe der Mauern beträgt ungefähr fünf Meters, die Dicke derselben über einen Meter. Vier grofse äufsere Thüren und acht Zimmer, deren drey sich erhalten haben, lassen sich noch unterscheiden. Die Ähnlichkeit der Thüren mit denen der ägyptischen Tempel; die mit der gröfsten Symmetrie vertheilten Nischen, deren Anzahl sich in jedem Zimmer auf achtzehn beläuft; die Cylinder, welche zum Aufhängen der Waffen dienten, und der Schnitt der Steine: alles erinnert an das auf Tab. XX vorgestellte Gebäude von Canar. Merkwürdig ist die gänzliche Übereinstimmung in der Bauart aller peruanischen Monumente. An allen Gebäuden der Incas, Inga-Pilca werden sie genannt, in Peru, Quito und bis an den Amazonenflufs, welche auf dem Rücken der Anden in einer Strecke von mehr als 450 Lieues 1000 bis 4000 Metres über dem Niveau des Oceans erhaben sind, und deren wahrscheinlich keines vor dem dreyzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung errichtet wurde, bemerkt man einen und denselben Typus. Weit älter sind die Gebäude von Vinaque und Tiahuanaca und die Mauern von ungebrannten Backsteinen, welche ihren Ursprung den Puruays oder alten Einwohnern von Quito verdanken, deren Regenten und Oberhäupter der Conchocando oder König von Lican und die Guastays oder ihm zinsbaren Fürsten waren. Man stimmt in den von Hn. *v. H.* ausgesprochenen Wunsch ein, dafs es recht bald einem unterrichteten Reisenden gelingen möge, die Ufer des grofsen Sees Titicaca, die Provinz Collao, und vor allen das Plateau von Tiahuanaco, den Mittelpunct einer alten Civilisation des mittäglichen Amerika, genau zu untersuchen, und beklagt zugleich, dafs es ihm nicht selbst ausführbar gewesen ist, diese interessante Aufgabe zu lösen.

M. F.

## GESCHICHTE.

Leipzig, b. Dyk: *Handbuch der Geschichte Napoleons des Ersten und seines Zeitalters.* Vom Professor *Schütz* zu Halle. 1810. X u. 692 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk, das sich als ein *Handbuch der Geschichte Napoleons und seiner Zeit* ankündigt, enthält nichts, als eine chronikartige, nach der Zeitfolge geordnete, Zusammenstellung und Andeutung der merkwürdigsten Begebenheiten seit Napoleons Geburt, und liefert nicht einmal vollständige Materialien zu einer Geschichte dieser Zeit, sondern nur eine Übersicht der historischen Erscheinungen, brauchbar für den allein, der mit dieser Geschichte schon vertraut ist. Wer also hier seine Wifsbegier befriedigen zu können, und etwas Neues zu lernen glaubt, wird sich sehr getäuscht sehen, und auch der historische Forscher wird keine Ausbeute finden. Verdienstlich ist's, die bedeutendsten Thaten und Ereignisse einer so reichen und so verworrenen Zeit, wie die unsrige, früh zu sammeln und aufzuzeichnen, wie diefs in *Bredows Chronik* geschieht, und die zerstreuten Züge zu einem vollständigen Gemälde dieser Zeit aufzubewahren, wodurch dem künftigen Geschichtschreiber von den Zeitgenossen vorgearbeitet wird. Auch eine chronologische Übersicht ist, wenn gleich minder verdienstlich, und weniger schwierig, doch dankenswerth; nur mufs sie sich für nichts Anderes ausgeben, als was sie wirklich ist.

Irrig ist aber auch der Grundsatz, oder die Voraussetzung, auf die Hr. *Sch.* gebaut hat, und die er in der Vorrede zu rechtfertigen sucht, dafs, wie die Geschichte eines jeden wahrhaften Regenten die gleichzeitige seines Reichs, so die Geschichte Napoleons die Geschichte seines *ganzen Zeitalters* sey. Denn wie unermefslich und jetzt noch unbestimmbar grofs auch dieses Helden Einflufs, nicht blofs auf die politischen, sondern auch auf andere Lebensverhältnisse war und ist, in allen Ländern Europa's und selbst der entfernten Welttheile; wie mächtig er auch sein ganzes Zeitalter ergriffen, bewegt, und mit dem Geist seines grofsen Werks oder den Folgen desselben durchdrungen hat: so streiten doch Vernunft, Erfahrung und Geschichte gegen die Wahrheit jenes zweydeutigen Ausspruchs. Nur diesen bestreitet Rec., ohne den Vf. darum einer Herabwürdigung der Geschichte zeihen zu wollen, die nicht nach Zeitrücksichten und irdischen Verhältnissen gemodelt werden darf.

Ein Werk, das nicht eine wirkliche Geschichte, nicht die ganze moralische und physische Geschichte eines Zeitalters, sondern nur eine Skizze dessen, was geschah und gethan ward, aufstellt, macht eine falsche Prätension, wenn es sich und Andere überreden will, dafs es vollständig das ganze Zeitalter abbilde. Ein jedes grofses Menschenleben ergreift den Geist *seines Zeitalters*, und es spiegelt sich dieses in jenem, aber sein Leben ist doch nicht das Leben der Zeit.

Der Vf. beginnt sein Werk mit *Napoleons* Geburt, d. i. den 15 Aug. 1769, und endet mit des Kaisers und der neuen Kaiserin Einzug in Paris, d. i. d. 2 April 1810. — Das also wären die Grenzen, innerhalb welchen unser Zeitalter bestände. — Zeitalter! Nun ja; ein vager Begriff! — Aber vom Jahr 1769 bis 1789, bis zum Anfang der franz. Revolution, und von 1789 bis 1809 — wie viele Zeitalter und Zeiten, und Zeichen und Geister der Zeit, sind in den 40 Jahren begriffen und involvirt! — Die Zeit hat dermalen ein kurzes Leben; unsere Jahre sind wie die Jahre der Urgeschichte und der Urväter, nach der Meinung mancher Interpreten, nur Monate, und wer 40 nach sonstiger Zeitrechnung durchlebte, hat den Dienst von 400 mitgemacht! Von 69 bis 89 ging es noch den alten langsamen, ja hier besonders trägen Gang, der eigentlich nur Einmal energisch beschleunigt wurde! Aber von 89 bis 1809 — der Zeitraum umfafst viele Zeiten!

Nun fragen wir, was die erste Hälfte, von 69—89 und drüber hinaus bis 1793, gemein hat mit des nachherigen Helden Geburt, Kindheit und Jugend? Ist hier noch ein anderer innerer Zusammenhang als der, dass der Knabe und Jüngling die Einwirkung seines Zeitalters erfuhr, und dadurch mit bestimmt ward: so ist der Zusammenhang so mystisch verborgen, dass, wir bekennen es, er uns nicht einleuchtet, und auch wohl der Historiker überhaupt keine Notiz davon nehmen kann. Uns scheint die Geschichte der letzten Regierungsjahre Friedrichs d. II, der politischen Angelegenheiten, der grossen nordamerik. Revolution und des Freyheitskampfes, so wie der ersten Jahre der franz. Revolution und aller Zeichen, die derselben vorangingen, an eine Geschichte *Napoleons* nicht gebunden.

Davon aber abgesehen, halten wir die Arbeit des Hn. *Sch.* allerdings für brauchbar. Sie gewährt eine leichte Übersicht des Merkwürdigsten, was seit 1769 bis 1810 in der politischen Welt geschah und gethan ward, auch manche Erinnerungen an ausgezeichnete Menschen aus dieser Periode. Auch finden wir darin nicht bloss eine trockene chronologische Zusammenstellung der wichtigsten Erscheinungen, sondern durch den mehr erzählenden Ton und die Einwebung solcher Andeutungen, wodurch der innere Zusammenhang des Aufgezeichneten aufgeklärt werden soll, und des Inhalts von Friedensschlüssen, Constitutionen und Tractaten, hat das Ganze noch ein reicheres Leben gewonnen. Was der Vf. in der Vorrede verspricht, Genauigkeit und möglichste Vollständigkeit der aufgeführten Thatsachen, rühmen wir gleichfalls; minder aber können wir solche *Deutlichkeit* darin anerkennen, „dass auch dem, in der neueren Zeitgeschichte gänzlich Unbewanderten Nichts darin (wie Hr. *Sch.* hoffen lässt) unverständlich bleiben sollte!" —

Im Druck ist die Einrichtung getroffen worden, dass Alles, was unmittelbar der Geschichte *Napoleons* angehört, oder an seinen Namen und seine Familie sich anknüpft, durch grössere Lettern sich vor dem Übrigen auszeichnet. Dasselbe ist bey der Geschichte der französischen Revolution geschehen, so dass sich diess leicht besonders übersehen lässt. Überhaupt wird man sich in dem Buche leicht orientiren können.

Der Vf. theilt die Geschichte dieser Zeit in 4 Perioden: 1) Von der Geburt *Napoleons* bis zum Anfang der französischen Revolution (1769—1789); 2) — bis zur Erhebung *Napoleons* zum Oberconsul der französischen Republik (9 Novemb. 1799); 3) — bis zu N. Antritt der französischen Kaiserwürde (18 May 1804); 4) — bis auf gegenwärtige Zeiten, oder bis auf N. Vermählung mit der ältesten Tochter Kaiser *Franz II* von Österreich. Diese Anordnung ist in der Vorrede so ausgedeutet: „Der erste Zeitraum enthält die Entwickelungsgeschichte *Napoleons*, als Menschen; der 2te stellt ihn als den für das Ideal einer republicanischen Freyheit feurig glühenden Jüngling dar; der 3te als den zum Mann herangereiften Geist, der die Schwärmereyen seiner Jugend prüft, und der 4te zeigt ihn in der ganzen eisernen Consequenz, mit welcher der Mann von Grundsätzen auf einer, aus Prüfung einmal veränderten, Überzeugung beharrt." — Dagegen wäre nun wohl Vieles zu erinnern, wir dürfen aber hier dabey nicht verweilen. Am fehlerhaftesten erscheint diese Bestimmung darum, weil die dafür angegebenen Gesichtspuncte aus dem Werke selbst nicht erhellen, noch durch die Thatsachen der vier Perioden bestätigt werden, was doch bey solcher Anordnung der Perioden wesentlich nothwendig wäre. Der einseitige Gesichtspunct des Vfs. wird hienach offenbar. Da die Specialgeschichte *Napoleons* immer als das Wesentlichste behandelt ist: so ist denn auch die erste zwanzigjährige, und an Thatsachen doch nicht ganz leere Periode gar zu kurz — auf 46 Seiten abgefertigt worden. Die zweyte hat deren schon 151 eingenommen; die dritte 160, und die vierte gar 322. Diese Ungleichheit ist wohl auch daher entstanden, dass Hr. *Sch.* nicht das ganze Werk selbst ausführte, sondern die Ausarbeitung der Jahrgeschichte von 1805 bis 1810 dem Hn. Dr. *Venturini* überliess, dessen Darstellungsweise aus der Fortsetzung von *Bredow's* Chronik bekannt ist. Hr. *Sch.* berichtet im Ganzen gedrängter und bündiger.

Rec. darf die Vff. nicht durch alle Einzelheiten begleiten, und giebt desshalb für seine ferneren Bemerkungen nur einige wenige Belege. Offenbare Unrichtigkeiten und Irrthümer, gröbere Fehler sind ihm nicht aufgestossen. S. 456 ist als die nächste unmittelbare Ursache des endlichen Entschlusses des Königs von Preussen für den Krieg die Nachricht angegeben, „dass *Napoleon* Hannover wieder an *England* geben wolle." Man weiss, dass keinesweges diess allein den König bestimmte, wiewohl jene Sage unter den nächsten Motiven zum Krieg auch ihre Rolle spielte. S. 558 wird zum 23 April 1808 „*Fr. Schlegels* Übertritt zum katholischen Glauben (Kirche) in der cöllner Domkirche" erwähnt. *Schlegel* selbst hat dieser Zeitungsnachricht mit der Bemerkung widersprochen: Man könne nicht werden, was man schon gewesen! — Unbedeutender ist der Irrthum S. 614: „die um Dresden aufgeworfenen Fortificationen werden (nach der Abreise der königl. Familie, am 10 April 1809) demolirt." Das Geschütz wurde entfernt, so wie alles Militär; aber die Verschanzungen hat man nicht demolirt, ausser was zufällig geschah. — Ähnliche kleine Irrungen liessen sich auch in der ersten Hälfte des Werks nachweisen, wenn uns der Raum dazu vergönnt wäre.

Übrigens scheint uns nichts Wesentliches in den Berichten zu fehlen, ausgenommen in den Nachrichten von den Vorfällen in *Polen*, im J. 1809, die zu ergänzen sind (vorzüglich nach dem ausführlichen Werk: Österreichs Kriegsgeschichte in dem Jahre 1809. 3 Bände 1810 und 11, welches vollständige Actenstücke enthält). Dagegen ist manches Unwesentliche und Minderwichtige aufgeführt, z. B. S. 468 die Begnadigung des Fürsten Hazfeld, auf Fürbitte seiner Gemahlin; S. 485, wo bey der Capitulation von *Brieg* in Schlesien (16 Januar 1807) seltsam genug nichts gesagt ist, als: „Jäger und Förster sind frey!" S. 562 zum 15 Mai 1808 bey des Königs von Westphalen Einzug in Braunschweig:

„er wird von Hn. Campe, mit einer Schaar Kinder, auf einem theatralischen Gerüste, bewillkommnet." Was soll das in der Geschichte? — Dafür hätten wir lieber an anderen Stellen einen kleinen zweckmäfsigen Zusatz gewünscht. Wenn ganz müfsig S. 474 der unbedeutende und gewöhnliche Anfang des russischen Manifests gegen Frankreich steht, und unnützerweise 6 Zeilen wegnimmt: so wäre zweckmäfsiger S. 478 bey der Bemerkung: „Sachsen erhält den cotbusser Kreis, verliert dagegen in Thüringen," eine Zeile mit dem Zusatz, was S. verlor, angefüllt. Oft wäre durch den Zusatz von zwey oder drey Worten Alles klarer, anschaulicher geworden. So, um diefs nur mit ein paar Beyspielen zu bewähren, — S. 490 wo zum 16 Febr. 1807 der Staatsvertrag über die Abtretung des *Breisgau's* und der *Ortenau* an *Baden* erwähnt, aber nur der eine contrahirende Theil, *Baden*, genannt ist. (Beym raschen Wechsel der politischen und statistischen Verhältnisse unserer Zeit sieht auch der Unterrichtete sorgfältigere Bezeichnungen und Angaben gern!). S. 493 „Der bisherige Oberanführer der *Servier* wird als Fürst v. S. proclamirt." Warum fehlt des Mannes Name, den wir weit zurück erst suchen mufsten? S. 519. „Das Königreich (Westphalen) ist abgetheilt in Departements." — Wieviel? Jetzt sind deren *acht*: Dep. der *Aller*, *Fulda*, *Elbe*, *Leine*, *Ocker*, *Saale*, *Werra* und des *Harzes*. S. 556. „Die Herz. von Meklenburg-*Schwerin* und *Strelitz* werden in den Rheinbund aufgenommen. Ersterer stellt 1900 Mann Contingent." Wieviel denn letzterer? — S. 488 wird bemerkt: „*Schweidnitz* capitulirt auf dieselben Bedingungen wie Brieg"; dort aber ist nichts weiter angeführt, als das Unbedeutende, dessen wir oben gedachten.

Die Darstellung ist meist zweckmäfsig; doch der Ausdruck nicht immer von Nachläfsigkeiten und Unbestimmtheiten frey, besonders in der 2 Hälfte, wie aus wenigen Beyspielen auf bald hinter einander folgenden Seiten erhellen wird. S. 551 wird beym 17 März 1808 des Stiftungs- und Organisations-Decrets der kaiserl. Universität gedacht, und dazu bemerkt: „Die Resultate des Forschens will man immer gleich sehen!!" Was bedeutet hier das „*gleich*?" S. 582 bey der Convention zwischen *Preussen* und *Frankreich*: „*Stettin*, *Küstrin* und *Glogau* bleiben im Besitz der Franzosen, bis die ganze Kriegscontribution von 148 Mill. Franken abgezahlt ist. Nachmals nur 126 Mill." Man erfährt nicht, woher diese Abänderung in der Summe gekommen. S. 586 steht beym 6 Oct. 1808 nach der grofsen Jagd auf dem Ettenberge, und Besichtigung des Schlachtfeldes, blofs: „*Napoleon und Goethe* in Weimar. S. 588 mufsten die neben *Goethe* und *Wieland* genannten minder berühmten Namen entweder näher bezeichnet werden, oder ganz wegbleiben. Auch an sonderbaren Ausdrücken fehlt es nicht. So läfst S. 616 der Vf. 8000 Mann österreichische Cavallerie „*zusammengehauen* noch über die Donau setzen." Anderer nicht zu gedenken. Auch bezeichnet der Vf. die franz. Marschälle oft blofs nach ihren Ortstiteln: *Treviso*, *Danzig*. Es klingt aber doch ziemlich sonderbar, wenn, wie anderwärts, S. 621 berichtet wird: „*Dalmatien* geht, retirirend vor den Engländern, über den Minho, und vereinigt sich mit *Elchingen*." Endlich bemerken wir noch, dafs ganz verschiedenartige, wichtige, aber auch minder bedeutende Erscheinungen mit !! und !!! aufgeführt werden, die bald als Zeichen der Verwunderung oder des Erstaunens, bald der leisen Mifsbilligung, bald, wir wissen selbst nicht warum, da stehen. In wie verschiedener Bedeutung sie gebraucht sind, kann man vergleichend aus S. 470. 599. 606. 609. 679 ersehen.

Diese Bemerkungen bewähren wenigstens die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die Rec. einem brauchbaren Werke gewidmet, und erinnern, dasselbe, bey einer möglichen zweyten Auflage, von solchen und ähnlichen Flecken zu reinigen.

Beygefügt ist eine „Genealogie des Kaiserhauses Bonaparte", die mit Karl Bonaparte, dem Vater Napoleons, beginnt. Voran ein paar Worte über des Geschlechtes florentinischen Ursprung. Endlich ist, um die letzten Seiten des Buchs zu füllen, „als Schlufsstein" ein Fragment der bey Eröffnung der Frühlingssitzung 1810 im grofsen Rathe zu Luzern gehaltenen Rede zugegeben.

K. / L.

---

## NEUE AUFLAGEN.

*Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Der Blick Jesus auf Natur, Menschheit und sich selbst*, oder *Betrachtungen über die Gleichnisse unseres Herrn*. Ein Lesebuch für Christusverehrer. Von *Joh. Ludw. Ewald*. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1812. XVI u. 446 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Die erste Auflage dieses verdienstlichen Buches, welches sich zu einem Geschenk an Kinder nach ihrer Confirmation eignet, erschien 1785 b. Göschen in Leipzig; die zweyte 1795; bey dieser dritten ist noch eine Betrachtung über Joh. 13, 1—15 beygefügt, weil dort eine Parabel in Handlung erzählt wird.

*Nürnberg*, b. Lechner: D. *Martin Luthers kleiner Katechismus nebst einem Liederkatechismus* oder *Hauptwahrheiten der christlichen Religion in Liederversen* mit vorausgeschickten erläuternden kurzen Sätzen zum Gebrauch für den ersten Religionsunterricht. Vierte Auflage. 1811. 72 S. 8. (2 gr.)

*Sondershausen* u. *Leipzig*, b. Barth: *Buch für Kinder*, oder *erste Anleitung zum Lesen und Denken*, von *G. Ch. Cannabich*. Dritte ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage. 1812. 163 S. 8. (5 gr.)

*Breslau* u. *Leipzig*, b. Wilh. Korn: *Vollständiger Unterricht über den praktischen Ackerbau für denkende Landwirthe aus allen Ständen*. Vom Verfasser der berliner Beyträge. Umgearbeitet, und wo es nöthig war, berichtigt, von *G. Brieger*. Dritte Auflage. Erster Theil. 1811. X u. 379 S. Zweyter Theil. 1812. 524 S. 8. Auch unter dem Titel: *Allgemeiner vollständiger Ackerkatechismus zum Gebrauch angehender Wirthschaftsbedienten und des gemeinen Landmannes, auch allenfalls zur Unterweisung der Jugend in den Landschulen*. 2 Theile. (2 Rthlr. 12 gr.) Die erste Auflage erschien 1776, die zweyte 1798.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 DECEMBER, 1812.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Hinweisungen auf das Eine, was Noth ist.* In Predigten aus der neuesten Zeit von *J. H. B. Dräseke.* 1812. VII u. 482 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. ist durch seine bisherigen Predigtsammlungen zu rühmlich bekannt, als dass Rec. nicht auch die gegenwärtige mit bedeutenden Erwartungen hätte in die Hände nehmen sollen. Und er sah sich darin nicht betrogen. Auch diese Predigten, 18 an der Zahl, zeichnen sich aus durch religiöse Wärme, reiche Gedankenfülle, sorgfältige Benutzung der Texte, glückliche Wahl und Ausführung der Hauptsätze, praktische Tendenz und überhaupt durch ein rühmliches Bestreben des Vfs., über das Alltägliche sich zu erheben. Indess haben Rec. manche dieser Predigten vor den anderen gefallen, und was man, so viel sich Rec. erinnert, schon bey den früheren Arbeiten des Vfs. bemerkt hat, dass er zuweilen in das Gesuchte und Gekünstelte verfalle, zu wenig populär predige, sich bisweilen trivielle Ausdrücke erlaube, und nicht selten die Hauptsätze zum Nachtheil der Ausführung des Ganzen in Bildern fasse, scheint auch, wenn gleich vielleicht in geringerem Grade, die gegenwärtige Sammlung zu treffen. Rec. wird erst die Hauptsätze der Predigten angeben, und dann einige Bemerkungen zur Bestätigung seines Urtheils hinzufügen, nicht um des Vfs. Arbeiten herabzusetzen, sondern nur, um ihn auf einige Mängel, die ihn noch von dem Ziele, das er sich vorgesetzt hat, entfernt halten, hinzuweisen, in der Überzeugung, dass bey Männern von des würdigen *D.* Predigertalenten und Bestrebungen auch kleinere Mängel nicht übersehen werden dürfen. Die Hauptsätze sind folgende: 1) Über Finden und Suchen im Leben auf Erden. 2) Der Geist ächten Wohlmeinens ist ein Geist strenger Ordnung. 3) Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. 4) Aus dem Glauben kommt dem Menschen Heil und Hülfe. 5) Sie essen alle und werden satt. 6) Und sie war eine Wittwe. 7) Wie dünket euch um Christo? 8) Des Christen Erhabenheit über das Urtheil der Welt. 9) Wer hat Euch aufgehalten, der Wahrheit zu gehorchen? 10) Der Himmel löset alle irdischen Bande. 11) Jeder Augenblick unseres Lebens gehört Gott. 12) Wie lieblich, o Herr, sind deine Wohnungen! 13) Wir haben nur Einen Retter — Christus. 14) Jeder Lebenstag ist ein Busstag. 15) Uns fehlt nichts, als der Muth — anzufangen. 16) Können wir für uns einstehen? (Neujahrspredigt). 17) Der Wunder Grösstes ist Liebe zu Gott. 18) Christenthum und Höflichkeit. — Vorzüglich verdienen nach Rec. Gefühl No. 3. 5. 6. 10. 13 und 16 gelesen zu werden. Auch ist es sehr zu empfehlen, Worte des Textes zum Hauptsatz zu machen, wie bey 3. 6. 7. 9 und 12. Eben so hat es Rec. sehr gefallen, dass der Vf. bisweilen seinen Eingang so passend mit dem Liede in Verbindung bringt, bey dessen Schluss er die Kanzel betritt, wie bey No. 10 und 11. — Das Gekünstelte hingegen zeigt sich z. B. in den Hauptsätzen 1. 16. 17, und in einzelnen Ausdrücken, z. B. S. 418: *Die ächte Liebe ist die Lebensluft des Gottverwandten Geistes.* Daher mangelt es auch solchen Ausdrücken und Hauptsätzen, ja ihrer Ausführung selbst, an Fasslichkeit, und die in den Hauptsätzen aufgegriffenen Bilder werden nicht immer ganz glücklich durchgeführt, z. B. in No. 1. Wörter, wie S. 401 *ausgegohren*, 409 *Vermummung*, 410 *zerbröckelt*, sind für die Kanzel nicht ganz passend, und S. 112 die Stelle: *und Speisen sogar, die ihren Kreislauf machten und ihre feineren Nahrungsstoffe bereits abgaben zur Vermehrung und Erhaltung des Lebens, müssen, auch in dieser verächtlichen Gestalt, noch eine Schaar geringerer Geschöpfe sättigen*, ist wahr und fein gesagt, aber doch geeignet, ekelhafte Empfindungen zu erregen. — Auch wollen Rec. die Worte: *einschüchtern*, *Mühsal*, *hinzufühlen*, nicht recht behagen. Übrigens scheint in manchen Predigten zu viel Disposition zu seyn, z. B. No. 1; in manchen zu wenig, z. B. No. 13. — Über den Titel will Rec. nicht rechten, wiewohl er eigentlich jeder ächt christlichen Predigtsammlung vorgesetzt werden könnte. Das Gesagte sey dem Vf. ein Beweis, wie sehr das Lesen seiner Predigten den Rec. gefesselt habe. Möge er das Publicum noch mit mehreren solcher Sammlungen beschenken!

7.4.5.

Hannover, in der helwingschen Hofbuchhandlung: *Christlich religiöser Blick auf die Zeiten zur Beruhigung des Herzens und zur Erweckung frommer Thätigkeit;* in Predigten von *Joh. Phil. Ernst Ebbeke*, Prediger zu Rethmar ohnweit Hannover. 1 Bändchen. 1810. VIII u. 130 S. 8. (10 gr.)

Dass der Vf. dieser Predigten die traurigen Zeitumstände bey seinen Vorträgen berücksichtigt, ver-

dient um so mehr Beyfall und Ermunterung, da es noch immer Prediger giebt, die das Jahr hindurch auch nicht einmal der bedrängten Zeiten gedenken, in welchen wir leben. Ohne die Begebenheiten unserer Tage, als solche, auf die Kanzel zu bringen, kann und muss der Prediger sie religiös benutzen. Das ist denn auch der Wille des Vfs., und es leuchtet aus seinen Predigten überall ein religiöser Sinn hervor, und ein unverkennbarer Eifer, diesen Sinn auch in Anderen zu beleben und zu stärken. Dabey empfehlen sie sich durch eine gebildete Sprache, durch ruhige, herzliche Darstellung, durch praktische Tendenz und durch gehörige Benutzung des Textes. Indess haben sie auch ihre Mängel, auf deren Beseitigung der Vf. bey den folgenden Bändchen hinarbeiten möchte. Es fehlt ihnen an Leben und Eindringlichkeit, wodurch der Leser zum Folgen und Verstehen gezwungen wird. Die Perioden sind bisweilen verwickelt und schleppend, die Hauptsätze und Theile meist zu weitläuftig ausgedrückt, und der Stil oft unverständlich, in einigen Stellen auch sprachwidrig. Rec. könnte für alle diese Erinnerungen Beweise anführen; aber aus Mangel an Raum begnügt er sich nur mit einigen Winken. Die getadelte Dunkelheit findet er gleich in dem Thema der 1 Predigt: *vom Segen des religiösen Blicks auf die jetzigen Zeiten.* Hier hätte der Vf. bestimmt angeben sollen, was er unter *dem religiösen Blick* verstehe? Das Wort *Blick* schliesst den Begriff des *flüchtigen* in sich, und der Zuhörer kann fragen: ist denn schon ein Blick auf die Religion, eine flüchtige Erinnerung an dieselbe, hinreichend, uns im Glauben an Gott und im Wandel nach Gewissen zu stärken? Auch hat der Vf. nicht immer streng eingetheilt und bisweilen fallen die Theile zusammen, daher denn Wiederholungen unvermeidlich waren. Dass der Vf. seine Hauptsätze und Theile mitunter sehr weitläuftig gefasst hat, beweise z. B. die 3 Predigt: *in wiefern Gottes Vorsehung durch allgemeinere, schwere Drangsale und drückende Übel, welche wir unter den Völkern der Erde bemerken, die Erziehung der Menschen zu einem höheren Grade von Vollkommenheit fortführen könne?* Weitläuftige Schilderungen der Zeitbegebenheiten und ihrer Folgen, dergleichen z. B. S. 64 ff. stehen, billigt Rec. ebenfalls nicht. Ein Wort zu seiner Zeit geredet sind übrigens gewiss die beiden letzten Predigten: *wozu der gegenwärtige drückende Lauf der Zeit nach Grundsätzen der Religion in Ansehung unserer Kinder auffodere, wenn der Blick auf dieselben so leicht ein sorgenvoller Blick werden kann?* — obschon auch dieser Hauptsatz weit kürzer und fasslicher ausgedrückt seyn könnte.

7. 4. 5.

CREFELD, b. ter Meer: *Beyträge zur Veredlung unserer kirchlichen und häuslichen Andachten,* von *B. C. C. Natorp.* Erste Sammlung. Mit einer Vorrede von dem Herrn Dr. *Husnagel.* 1805. XXIII u. 202 S. 8. (14 gr.)

Ohne über die Menge liturgischer Beyträge in unseren Zeiten zu klagen, wollen wir lieber mit Hn. Dr. *Husnagel* (Vorrede XI) darin das tiefer gefühlte Bedürfniss freymüthiger Herzensergiessungen im Geiste der Religion anerkennen und ehren, und die Beyträge unseres Vfs, wie sie es verdienen, mit Dank empfangen. Hr. *N.* hat schon durch mehrere Schriften gezeigt, dass er inneren Beruf habe, zur Veredlung des Volks mitzuwirken, und vorliegende Beyträge sind ein neuer Beweis davon. Die Sammlung enthält eine öffentliche und eine Privat-Confirmationsfeyer, 3 Trauungsreden; 2 Taufreden; 14 Gebete und Gebetsideen; eine kirchliche Huldigungsfeyer, und eine Abendmahlsfeyer am Neujahrstage. — Die Confirmationsfeyer zeichnet sich vornehmlich dadurch aus, dass der Vf. sie in allen ihren Theilen bey mannichfacher Abwechselung zu einem Ganzen zu verbinden gesucht hat. Sie geht von dem, von Hn. *Nebe* gedichteten, wohlgelungenen Hauptgesange aus, der hier abgedruckt und mit einer genauen musikalischen Vorschrift, wie er vorgetragen werden müsse, begleitet ist. Die zweckmässige Abwechselung des Vortrags bey dieser Feyer hat um so mehr unseren Beyfall, da die Confirmationshandlung leicht durch ihre Dauer ermüdet. Die Prüfung der Confirmanden, welche ebenfalls von dem Hauptgesange ausgeht, und deren Gang durch Fragen angedeutet wird, wechselt mit kurzen Anreden an die Gemeine, oder an Ältern und Kinder; diese Anreden sind verschieden in Ton und Inhalt, zuweilen herzlich zutraulich, dann kräftig rednerisch, Gnomensprache, Gebet u. s. w. Die glückliche Benutzung specieller Umstände aus dem Leben und den Verhältnissen der Kinder und Ältern musste zur Erhöhung des Interesse derselben beytragen. — In den Trauungsreden weiss der Vf. Lebensweisheit mit Religion passend zu verbinden, und jene durch diese zu heiligen. Von den Taufreden ist die eine von *Petersen* bey der Taufe seines eigenen Kindes einfach und herzlich; die zweyte bey der Taufe des Erstgebornen eines Amtsgenossen, von dem Herausgeber, ist ein Erguss eines jugendlich freundschaftlichen Enthusiasmus. — Die Gebetsideen beziehen sich alle auf besondere Predigten und Feste. Das erste ist ein Schlussgebet nach einer Predigt am Charfreytage von Dr. *Husnagel*, mit einer Wärme, die an einzelnen Stellen in Odenschwung übergeht; das letzte eine in eine Art von Rhythmus gefasste Umschreibung des Vater Unsers, am Erndte-Dankfest. Manchen Gebeten möchten wir mehr Simplicität im Ausdruck wünschen, um sie für ästhetisch vollendet, d. h. von Herzen kommend und zu Herzen gehend, zu erklären. — Die Huldigungsrede bey der Besitznehmung des Stifts und der Freystadt Essen über 1 Pet. 2, 17 scheint uns besonders musterhaft, sowohl in Rücksicht des rednerischen kraftvollen, wahrhaft popularen Vortrags, als auch des edlen und würdigen Anstandes, mit welchem der Religionslehrer, als Volksredner, hier vor seiner Gemeine und der neuen Obrigkeit auftritt. Der Gang der Feyer ist auch hier durch eine zweckmässige Anleitung, die sich sogar auf die Vor- und Nachspiele der Orgel erstreckt, zu einem ästhetischen

Ganzen verbunden. Nach der Einleitung singt die Gemeine „ohne Begleitung der Musik" den einfachen und naiven Vers aus einem alten Liede: „Ach wie flüchtig, Ach wie nichtig Sind der Menschen Sachen! Alles, alles, was wir sehen, das muss fallen und vergehen: Wer Gott fürcht't, bleibt ewig stehen!" — Der Schluss der Predigt, wo der Vf. alle Stände anredet, und gleichsam in einer neuen Welt als Sprecher des Sittengesetzes die alte ewige moralische Ordnung von neuem promulgirt, und wo er seine Gemeinde, als *Deutsche*, zur alten Treue und Redlichkeit; als *Bewohner Westphalens*, zur Bewahrung des Ruhmes der Biederkeit und Wahrheit, und als *Preussen's* Unterthanen, zur Vaterlandsliebe und Gehorsam auffodert, — ist, so wie die ganze Predigt, ein Beweis der inneren Kraft und der schönen Rednergaben des Vfs. — Gleiches Lob gebührt auch der Abendmahlsfeyer am Neujahrstage. Wir wünschen, dass diese Beyträge den beabsichtigten Zweck vielfältig befördern und dieses den Vf. ermuntern möge, der ersten bald eine zweyte Sammlung folgen zu lassen.

rm.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Passionspredigten für die häusliche Erbauung und zum Vorlesen beym Gottesdienste*, von *Joh. Wilh. Friedrich Mehliss*, Superintendenten zu Oldendorf. IV u. 147 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. entschuldigt in der Vorrede die Herausgabe dieser Predigten mit verschiedenen an ihn ergangenen Ermunterungen. Nach Rec. Einsicht bedürfen sie dieser Entschuldigung nicht. Hr. *M.* hat seinen Endzweck, *das Andenken an den grossen, edlen Dulder für das Herz und Leben möglichst fruchtbar zu machen*, vor Augen behalten und erreicht. Er redet die Sprache des Herzens, und weiss Herz und Verstand zugleich anzuziehen, er weiss, zu rühren und zu überzeugen. Gleich weit entfernt von philosophischer Kunstsprache, und von platten, niedrigen Ausdrücken, wird sein Vortrag die Gebildeten wie die weniger Gebildeten befriedigen. Die Disposition ist leicht und fasslich, und meist logisch richtig, die Ausführung lichtvoll, biblisch, warm und bündig, und so glaubt Rec. mit allem Rechte, diese Predigten zu den auf dem Titel angegebenen Absichten empfehlen zu können. Die Hauptsätze und Texte sind: 1) Von der Pflicht, seines leidenden Heilandes zu gedenken, über Ebr. 12, 2. — 2) Jesus ist durch sein Leiden vollkommner geworden, über Ebr. 2, 10. — 3) Jesus in seinem Leiden ein Muster treuer Freundschaft, über Joh. 18, 7. 8. — 4) Jesus lehrt uns, wie wir uns gegen die zu verhalten haben, die im Leiden um uns sind, über Joh. 18, 11. — 5) Jesus in seinem Leiden ein Muster der Feindesliebe, über Luc. 23, 34. — 6) Jesus lehrt uns, wie wir uns gegen Lasterhafte zu verhalten haben, über Marc. 14, 18—21 — 7) Jesus, ein Muster für die, welche Unrecht leiden, über 1 Pet. 2, 23. — 8) Jesus, ein Muster frommer Geschäftigkeit im Leiden, über Luc. 23, 27—31. — 9) Jesus, ein Muster der Ergebung in Gottes Willen, über Matth. 26, 37—39. — 10) Von der Fürsorge des sterbenden Jesus für seine Mutter, über Joh. 19, 25—27. — 11) Das heilige Abendmahl, ein Segen der Welt, über 1 Cor. 11, 23. — 12) Glücklich ist der Mensch, der am Ende seines Lebens mit Jesu sagen kann: es ist vollbracht! über Joh. 19, 30. — Rec. würde in Verlegenheit seyn, wenn er die vorzüglichsten darunter angeben sollte: denn sie haben alle ihm einen schönen Genuss gewährt.

7. 4. 5.

Gmünd, b. Ritter: *Die letzten Worte des Abschied nehmenden und sterbenden Jesus.* In eilf Predigten vorgetragen in der Stadtpfarrkirche zu Schwäb. Gmünd von *Johann Thomas Vogt.* — Dem Christenvolke zur Betrachtung gewidmet. 1812. IV u. 198 S. 8. (12 gr.)

Rec. kennt die früheren Schriften des Vfs. nicht, muss aber gestehen, dass diese Predigten zu den vorzüglichsten katholischen Erbauungsbüchern zu rechnen sind. Überall leuchtet aus denselben ein religiöser Sinn, eine Herzlichkeit, eine Lebhaftigkeit in der Darstellung der Charaktere und Situationen, und eine praktische Tendenz hervor, welche nicht in allen *protestantischen* Predigten zu finden ist. Die Diction ist rein und edel, und nie stösst man auf Eigenthümlichkeiten des katholischen Religionssystems, welche protestantische Leser befremden könnten. Es sind bey diesen Predigten einzelne Reden, Handlungen oder Lagen Jesu aus der Leidensgeschichte, zum Grunde gelegt, und den Eingang zu jeder Predigt bildet eine Erklärung des sontäglichen Evangeliums. Da der Vf. seine Predigten dem gemeinen Volke bestimmt, und ihnen mehr die Homilienform gegeben hat: so tadelt Rec. es nicht, dass nicht viel Disposition in den Predigten ist; vielmehr ist es gerade so, wie Hr. *Vogt* sein Thema und die Theile ausgedrückt hat, oft für den gemeinen Mann am fasslichsten. Vorzüglich hat Rec. die dritte Predigt der ersten Abtheilung gefallen: *welches Andenken, welche Lehren und Hoffnungen Jesus den Seinigen hinterliess.* Auch die dritte Predigt der zweyten Abtheilung: *Jesus Liebe gegen seine Mutter, ein Beyspiel für Ältern und Kinder,* hat Rec. recht sehr angezogen, und es sey ihm erlaubt, eine Stelle aus derselben hieher zu setzen: „Sieh deine Mutter, ausschweifender, ungehorsamer, träger, nur sinnlichen Genuss und lärmende Freude verlangender Sohn! Sieh, wie sie weint über deine Verblendung! Sieh, wie sie der Stunde fluchen möchte, in der sie dich geboren hat! Sieh, wie sie in Jammer und Sorgen die Nächte durchwacht, die du in Unmässigkeit und Schwelgerey hinbringst! Sieh deine Mutter, und sey versichert, ihre Thränen werden dich einst anklagen vor Gottes Richterstuhl! Höre ihr Bitten, komm zurück an ihr betrübtes Mutterherz, und lass dich durch ihr Warnen und Ermahnen retten aus dem Strome, der dich unwiederbringlich fortreissen würde ins Verderben."

In einigen Stellen hat sich der Vf. etwas zu stark ausgedrückt, und es ist ihm zu rathen, sich vor solchen Übertreibungen zu hüten; z. B. S. 16, wo es von Jesu heisst: *Es ist ihm recht lieb, dass das Leiden nicht mehr fern ist.* In der Erwiederung des Petrus: *nicht allein die Füsse, sondern auch die Hände und den Kopf*, würde Rec. lieber das Wort *Haupt* beybehalten haben, weil der Ausdruck *den Kopf waschen* im gemeinen Leben eine ganz andere Bedeutung hat. Doch, solche Bemerkungen mögen den Vf. nur überzeugen, dass Rec. seine Predigten mit aller Aufmerksamkeit gelesen hat. 7. 4. 5.

ERFURT, b. Keyser: *Fest- und Casual-Predigten, meist mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit gehalten*, von *Joh. Christian Grosse*, Pfarrer in Betten bey Finsterwalde im Königreich Sachsen. 1809. X u. 452 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. will durch diese Predigten seinen Vorgesetzten „Rechenschaft von seiner Amtsführung ablegen", zugleich aber sich die Aufmerksamkeit des Publicums für sein mit einem Freunde herauszugebendes Museum für Homiletik und andere Theile der (welcher?) Amtsführung, das auch schon unter dem Titel: *Archiv für den Kanzel- und Altar Vortrag*, erschienen, und 1811. No. 92, ferner 1812 No. 208 unserer A. L. Z. von einem anderen Rec. angezeigt worden ist, erwerben.

Es sind der Predigten 20, über ungesuchte, aber gründlich ausgeführte Hauptsätze. Die Rede fliesst dem Vf. angenehm und reichlich dahin. Der Styl ist deutlich und ungekünstelt, ohne Anstoss für gebildetere Zuhörer und verständlich für ungebildetere. Viele Stellen erwärmen durch ihre Herzlichkeit. Sehr wohl hat Rec. die Manier gefallen, biblische Stellen gleich, und soviel wir gesehen haben, immer passend, in die Rede selbst, ohne Anführung, zu verweben, z. B. S. 200. 300. 307. Manche Predigten sind jedoch etwas zu wortreich, fast überladen, und wiederholen zu sehr.

SR.

## KLEINE SCHRIFTEN.

HOMILETIK. *Zerbst*, b. Kramer: *Ein paar Worte über zweckmässige Einrichtung und Abfassung der Predigten* von *A. F. Hergetius*. 1812. 42 S. 8. (3 gr.) Mit Recht sagt der Vf.: „Die Predigt ist und bleibt für den Prediger das hauptsächlichste Vehikel seiner moralischen Wirksamkeit auf Andere, und der Weg, auf welchem er am besten seinem Beruf Genüge leisten kann. Die Zeiten sind leider vorbey, wo er auch ausserhalb der Kanzel viel Einfluss auf die Moralität seiner Gemeinde äussern konnte." Allein wenn er die Bestimmung des Predigers bloss darein setzt, dass er Befestiger der wankenden oder bereits gesunkenen Moralität seyn soll: so kann ihm Rec. nicht beystimmen. Allerdings ist die Sinnlichkeit ein Hauptfeind der Sittlichkeit, und wenn der Prediger ihn bekämpfen und der Vernunft das Übergewicht verschaffen will: so muss er freylich Belehrung und Überzeugung zu Hülfe nehmen; damit wird er aber auch Ruhe des Geistes und Gefühl für höhere Bestimmung befördern. Diess würde Rec. ausdrücklich mit bemerken, wenn er den Beruf des christlichen Predigers bestimmen sollte; ungefähr so: Der Prediger soll den Menschen durch eine würdige Gotteskenntniss zur Sittlichkeit und Ruhe des Geistes führen, und ihm seine Bestimmung für diese und jene Welt fühlbar und wichtig machen. Der Vf. ist nicht damit zufrieden, dass der Prediger Alles mit der Autorität der Bibel und mit den positiven Sätzen des höchsten Gesetzgebers erzwingen solle, ohne sich dabey der übrigen erlaubten Mittel zu bedienen. Eben so wenig billigt er das Benehmen derer, die bloss auf den Verstand und die Überzeugung der Zuhörer hinarbeiten, ohne sich um die mit interessirten Nebenkräfte zu kümmern, wiewohl er äussert, dass vielleicht bey sehr gebildeten Menschen der Prediger mit blossen Vernunftgründen auskommen könne, woran jedoch Rec. zweifelt. Die Beantwortung der Frage: *wie müssen Predigten eingerichtet seyn, um ihren Zweck zu erreichen?* richtet sich, wie der Vf. sagt, nach der Bedeutung des Wortes *Volk*, worunter er den Inbegriff aller Individuen eines Staates versteht, abgesehen von ihrer verschiedenen Intelligenz. Da nun die Gemeinden aus Gebildeten und Ungebildeten bestehen: so muss der Prediger so predigen, dass Alle erbaut, belehrt und gebessert werden. Und daher giebt er folgenden äusseren Bestimmungsgrund für die Einrichtung der Predigten an: *man lasse sich zu den Begriffen seiner Zuhörer herab*. Anders, sagt er, muss man in einer grossen Stadt, anders in einer Landstadt, anders vor einer Landgemeinde predigen. So wahr diess ist; so scheint doch der Vf. die Grenzlinien nicht genau genug gezogen, sondern Eigenthümlichkeiten für jede Classe angegeben zu haben, die in gewissem Grade auch auf die anderen passen. So meint er z. B., die Predigt vor einer grossen Stadtgemeinde müsse 3) eine praktische Rede seyn und den vernünftigen Willen in hohem Grade bestimmen, 4) rührende Kraft besitzen, und das sinnliche Begehrungsvermögen in Anspruch nehmen, dadurch, dass sie auf die Vortheile, das Löbliche, Anständige u. s. w. aufmerksam mache; ferner der Prediger müsse mit Salbung sprechen, d. h. so dass Jeder sieht, er sey von der Wichtigkeit und Grösse des abzuhandelnden Gegenstandes ergriffen, und für die Sache der Moralität begeistert. Aber Rec. fragt jeden Unparteyischen, ob nicht alle diese Eigenschaften an jeder guten Predigt gefunden werden müssen, sie werde gehalten, wo sie wolle. Eben dieses gilt zum Theil von dem, was der Vf. von den Predigten vor Landstadtgemeinden sagt. Rec. führt davon No. 5 an: Übrigens muss die Gesticulation und Declamation eine Würde besitzen, die die Meinung bey den Zuhörern hervorbringt, dass der Prediger als Interpret des göttlichen Willens spreche. — Muss denn diess nicht auch vor anderen Gemeinden geschehen? — Und wenn der Prediger einer Landgemeinde, nach des Vfs. Meinung, sich in seinen Vorträgen so viel als möglich an die Ausdrücke und Aussprüche der heiligen Schrift halten soll: so fragt sich: muss denn das nicht der Stadtprediger auch? Nach Rec. Überzeugung hört der Stadtprediger auf, ein christlicher Prediger zu seyn, der nicht die Bibel sorgfältig benutzt. Man denke nur an *Reinhard*, den der Vf. selbst als Muster im Predigen vor grossen Stadtgemeinden anführt. Wo vermisst man in irgend einem seiner Vorträge die Bibel? Überhaupt kann Rec. nicht billigen, wenn Prediger allein auf die Gebildetesten ihrer Zuhörer Rücksicht nehmen; von diesen ist doch überall nur die kleinste Zahl vorhanden. Das hat auch *Reinhard* nicht gethan, vielmehr haben seine meisten Predigten das Gepräge einer edlen erhabenen Popularität, denn er weiss sehr wohl, dass der grösste Theil seiner Zuhörer nur halb gebildet ist. — Eher würde Rec. als Regel vor Landgemeinden angeführt haben, dass der Prediger viel in Gleichnissen rede, und sich der Beyspiele häufig bediene. Der Schluss der Abhandlung enthält noch einige Herzenserleichterungen über die nothwendige Berücksichtigung der Fähigkeiten der Candidaten, zu welcher Art von Gemeinden sie passen, bey Besetzung der Predigerstellen. So herzlich sie gemeint seyn können: so wenig werden sie berücksichtigt werden, so lange noch einzelnen Patronen das Patronatsrecht zusteht, und die Consistorien nicht mehr Kenntniss von ihren Predigern und Candidaten haben, und in ihrer Wahl beschränkt sind. 7. 4. 5.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 DECEMBER, 1812.

## KATECHETIK.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *Unterricht in der christlichen Religion für die Jugend*, mit angehängten Betrachtungen und Gebeten für Confirmanden und Communicanten, von M. *Christ. Friedr. Benj. Vischer*, Diakonus in Ludwigsburg. 1810. 172 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift entstand, nach der Vorrede, durch die Vorbereitung auf den Confirmanden-Unterricht, und der Vf. übergab sie dem Druck, theils um von dem Unterrichte, welchen er den Confirmanden ertheilte, Rechenschaft abzulegen, theils ihnen am Schlusse desselben etwas in die Hände zu geben, dessen sie sich zur Wiederholung und zum weiteren Nachdenken über die erste und wichtigste Angelegenheit des Menschen auch in reiferen Jahren bedienen könnten. Gegen die Ordnung und Form des Buchs ist wenig zu erinnern; aber desto mehr gegen die Materie. Gleich im 2 §. der Einleitung wird gesagt, dass die Menschen bloss durch ihre sich selbst überlassene Vernunft zu einer richtigen Erkenntniss der Religion theils gar nicht, theils nur sehr langsam gelangen. Der Vf. nimmt also eine Offenbarung an. Daraus aber, dass es der natürlichen Religionserkenntniss an Deutlichkeit, gründlicher Gewissheit und Vollständigkeit, so wie an Fruchtbarkeit mangele, auf die Nothwendigkeit und auf das Bedürfniss einer Offenbarung zu schliessen, ist sehr falsch. Denn auch bey der Offenbarung vermissen wir in Ansehung der Religionslehre hie und da Deutlichkeit, Gewissheit und Vollständigkeit; und die Fruchtbarkeit der Erkenntniss hängt nicht von der Offenbarung, sondern von der Erkenntniss selbst ab, wenn sie moralisch ist. §. 12 heisst es: Wenn ich mich von der Wahrheit der christlichen Religion und von ihrem göttlichen Ursprung gründlich überzeugen will: so muss ich vor allen Dingen überzeugt seyn, dass die Urkunden derselben ächt und unverdorben auf uns gekommen sind, d. i. dass sie wirklich aus dem Zeitalter und von den Verfassern herrühren, denen sie zugeschrieben werden. Jene Überzeugung kann aber selbst ein Gelehrter mit allen seinen kritischen Hülfsmitteln nicht haben, und diese Erklärung ist nicht vollständig; eine Schrift kann wirklich zu der angegebenen und angenommenen Zeit geschrieben seyn, und von den Verfassern herrühren, denen sie zugeschrieben wird, und doch nicht unverdorben und unverfälscht zu uns gekommen seyn, es kann ihr die *integritas* im dogmatischen Sinne fehlen. Und wie kann die Wahrheit der christlichen Religion auf einem historischen Beweise ruhen, die, als Religion betrachtet, keines anderen Beweises als eines moralischen fähig ist? Ein anderes ist Religion und Religionsgeschichte. Nach §. 21 ist die heil. Schrift „Richtschnur meiner Urtheile und meines Verhaltens." Ist es die ganze oder nur derjenige Theil der Schrift, den wir das N. T. nennen? Beide Theile sind doch wohl ihrem Inhalte nach von einander sehr unterschieden. Sollten wir uns nach der ganzen Schrift richten: so müssen wir nach dem alten Testamente Juden, und nach dem neuen Christen seyn. Und wie kann die Schrift Richtschnur meiner Urtheile und meines Verhaltens anders seyn, als durch die Urtheile meiner Vernunft, die sie auslegen, ihren Sinn erforschen, mit den Grundsätzen der Vernunft vergleichen, und sie nur dann zur Richtschnur meiner Urtheile machen kann, wenn der in ihr liegende oder ihr zugeeignete Sinn mit den allgemeinen Vernunftwahrheiten übereinstimmt. Ist dann nicht eigentlich die Vernunft die Richtschnur meiner Urtheile und meines Verhaltens, und die Schrift nur ein dargebotener Stoff, den die Vernunft bearbeiten muss? Nach §. 27 giebt es nur Einen Gott, der sich uns aber nach Jesus Lehre als Vater, Sohn und Geist geoffenbart haben soll. Was mag sich doch die arme Jugend dabey denken, wobey der Lehrer sich selbst nichts denken kann! Wozu solche Floskeln in einem Religionsunterrichte? In einer Dogmatik mögen sie noch Statt finden. Ist es denn nicht genug, dass Jesus das ist, wofür er sich ausgab, Gottes Gesandter, und dass Gottes Geist Gott selbst, und der Geist und die Kraft seiner Lehre ist? §. 39 wird gesagt, dass Gott die Leiden und den Tod seines Sohnes für die Strafen gelten lassen wolle, die sein Gesetz dem Sünder drohete, und ihn, wenn er mit vollem Vertrauen sich an ihn wendet (an wen? an Gott? oder an Jesus? und wie, und auf welche Art?), der Sünde entsagt, und seine Vorschriften (wessen Vorschriften? — Man sieht wohl, was der Vf. meint, aber es ist doch nicht bestimmt gesprochen) als gerecht, d. i. schuldlos(?) behandeln wolle. Denkt sich der Vf. bey allem diesem etwas Deutliches? Glaubt er wirklich, dass in Gottes Gerichte Einer für den Anderen gestraft werden kann, und dass der Schuldige nun schuldlos ist, weil er das glaubt und der Sünde entsagt. Bleibt nicht die Schuld und Strafe (natürliche) immer? Und verliert sich nur noch im Gewissen durch Verwandlung unedler Gesinnungen in edle? Und wozu diese

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Katechetik.** *Ansbach*, b. Gassert: *Erinnerungen aus dem (an den) christlichen Religionsunterricht für Confirmanden am Tage ihrer öffentlichen Confirmation.* 1809. 24 S. 8. (2 gr.) Dieser Unterricht enthält weder das Wesentliche, noch das Wichtigste der christlichen Religion, welches er zufolge der Einleitung enthalten soll. Zum Wesentlichen rechnen wir solche Lehren, ohne welche die Religion, und die christliche, von der hier die Rede ist, nicht seyn kann. Aber gehören wohl folgende Fragen dazu? „Woraus wissen wir, dass Jesus wirklich eine so erhabene Person war, die mit Gott in der genauesten, uns unbegreiflichen Vereinigung gestanden hat? (nicht auch noch nach dem System?) Wie ist der Beglücker auf Erden, Jesus, erschienen?" Hier wird die ganze Geschichte Jesu erzählt. Ist diess Religion, christliche Religion? Wie hängt diese Christusbiographie mit dem Wesentlichen der Religion zusammen? Kann Niemand Religion haben, ohne diess zu wissen und zu glauben? Und kann Niemand christliche Religion haben, ohne nähere Bekanntschaft mit dieser Geschichte? Ist nicht Religion Verehrung Gottes nach des Vfs. eigener Erklärung? Und ist christliche Religion nicht Verehrung Gottes nach der Anweisung Christus, d. h. die möglichst beste und vollkommenste? Man darf in der Religion Religions-Lehren und Wahrheiten mit Religions-Geschichten und Meinungen nicht verwechseln. Nicht wer Christus war, und welches seine Schicksale waren, sondern was er gelehrt hat, das ist christliche Religion. Dergleichen zufällige Fragen finden sich in den 1½ Bogen noch mehrere. Was der Vf. vom Taufbunde sagt, ist blosse Dogmatik und gehört gar nicht zur Religion. Überhaupt ist von der Taufe verhältnissmässig zu viel gesagt. Die Religionspflichten hingegen sind beynahe nicht berührt. Enthält nun dieser Unterricht nicht das Wesentliche der christlichen Religion: so enthält er auch nicht das Wichtigste, denn dieses ist eben das Wesentliche, d. h. die Haupt- oder Grund-Lehren, woraus sich die übrigen leicht herleiten lassen. Wie kommt es übrigens, dass der Vf. die allgemeinen Pflichten gegen Gott und den Nächsten von der Bestimmung des Menschen unterscheidet, und diese blos in die Selbstbeherrschung setzt? Gehören jene Pflichten nicht auch mit zur Bestimmung des Menschen? φ.

*Darmstadt*: *Christlicher Religionsunterricht für die Jugend besonders für Confirmanden*, von *J. W. Lichthammer*, Pfarrer bey der Stadtgemeine zu Darmstadt. 1809. 5 Bog. 8. (3 gr.) Dieser Unterricht ist vollständiger und zweckmässig, und, wenige Stellen ausgenommen, ganz moralisch. Er empfiehlt sich durch Ordnung und Fasslichkeit, und sucht durch eingestreuete Liederverse die Lehren erbaulich zu machen. Dass er in Fragen und Antworten abgefasst ist, billigen wir nicht. Denn ein solcher Unterricht macht bequeme Lehrer und Schüler: man fragt und antwortet, wie es da steht. Der Inhalt ist grösstentheils rein und vernunftmässig. Doch erinnern wir Folgendes: S. 3 wird das alte und neue Testament wie gewöhnlich erklärt, nämlich jenes durch Schriften, welche lange vor Christi Zeiten, und dieses durch Schriften, welche nach Christi Zeiten geschrieben sind. Hienach gehört auch Homer und Hesiodus zum alten, und L. An. Seneca und Quintilian zum neuen Testamente? S. 7 soll der Gedanke an Gottes Allmacht uns ermuntern, ihn stets mit kindlicher Ehrfurcht zu verehren. Wie fliesst diess aus der blossen Allmacht? S. 5 wird Jesus für Gott erkannt, weil er mit Gott in der genauesten Verbindung stehe, und er sich selbst den eingebornen Sohn seines himmlischen Vaters genannt habe, und seine Apostel versichern, dass er im Anfange bey Gott gewesen, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes sey, und ihn daher selbst Gott genannt haben! Was sind diess für Argumente bey einer der Vernunft so ganz neuen und widersprechenden Lehre? Hat sich denn Jesus je Gott genannt? Und hätte er sich so genannt: wer könnte einem Menschen, und wenn er auch die grössten Thaten zu thun vermögend wäre, glauben, wenn er von sich sagte, er sey Gott? So liest man auch von einem heiligen Geiste, durch den uns Gott zu allem Guten beystehen soll, ohne nur mit einem Worte zu gedenken, wer dieser heilige Geist sey; ferner von einer Auferweckung der Leiber und von einem Gerichte Jesu. S. 21 wird der Glaube an Jesum so erklärt, dass man Alles, was uns die Bibel von der Person Jesus sagt, für untrüglich wahr und gewiss halte u. s. w. Wie viel sagt aber nicht die Bibel von Jesu, nach den jüdischen messianischen Begriffen, und wie viel auch metaphorisch! Sollen wir diess alles für die Sache selbst halten, oder nur für eine gewisse Form und Einkleidung derselben? Und die Bibel sagt uns diess eigentlich nicht, sondern die biblischen Erklärer. Denn wenn jene es sagte: so müssten die Erklärungen alle übereinstimmen. Übrigens sind die Erklärungen des Vfs. sehr vernünftig. Z. B. Was ist natürliche und geoffenbarte Religion? Was ist die Versöhnung der Menschen durch Christum? — Und wir trauen es ihm zu, dass er auch das Übrige richtiger dargestellt haben würde, wenn er frey und ohne systematische Bande hätte reden dürfen oder wollen. Gewiss, am bedenklichsten sind diejenigen Katechismen, welche weder warm noch kalt, weder alt noch neu, sondern ein Mittelding zwischen beidem — und gleichsam paläoneologisch, oder neo-paläologisch, und folglich in keinem Falle consequent sind. φ.

*Königsberg*, b. Nicolovius: *Belehrungen des Christenthums über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen.* Ein Leitfaden zum Unterricht der Confirmanden, von *Karl Gottlieb Fischer*, ehemaligem Pfarrer des königl. grossen Hospitals zu Königsberg in Preussen. 1808. 102 S. 8. (8 gr.) In kurzen Sätzen aus den Fragen: Was bin ich? Woher bin ich? Unter wem stehe ich? Wo lebe ich? Wozu lebe ich in der Welt? Wie kann ich so glücklich werden, als mich Gott haben will (als es Gott will)? Wie suche ich glücklich zu werden? sagt der Vf. alles brav und gut. Das Spielende der Fragen mag Vielen gefallen, und das Aufmerken und Behalten erleichtern. Dass manche Materien nicht an ihrer rechten Stelle sind, und manche Wiederholungen vorkommen, war wohl nicht zu vermeiden. φ.

**Erbauungsschriften.** *Altona*, b. Hammerich: *Timotheus. Dem gebildeteren Landmann vorzüglich gewidmet.* Das ist meine Freude, dass ich mich zu Gott halte. Ps. 73, 28. 1812. 143 S. 8. (6 gr.) Der Vf. dieser Schrift ist Hr. *Petersen*, Prediger zu Bau bey Flensburg. Bey Ausarbeitung derselben setzte er sich den Zweck vor Augen, dadurch zur Religiosität und zu einer weiseren Anwendung des Lebens zu erwecken. Er wollte durch mehrere aufgestellte Beyspiele zeigen, wie der christliche Landmann und Arbeiter durch so manches Ereigniss seines täglichen Lebens veranlasst werden könne, sich mit feinem Sinn und Herzen zu Gott zu nahen. Timotheus ist ein alter, erfahrner, ehrwürdiger und gelehrter Landmann, der seine Erfahrungen und Ansichten seinen jüngeren Lebensgenossen mittheilt. Die Einfalt und Herzlichkeit, mit der er dieses thut, hat viel Einnehmendes, und die Natürlichkeit seiner Ansichten viel Überzeugendes. Wo er auf Vorurtheile und fehlerhafte Gewohnheiten seiner Landleute zu reden kömmt, weiss er sich mit vorsichtiger Rechtschaffenheit zu benehmen, und schonend den wunden Fleck anzugreifen. Besonders hat auch Rec. die zweyte Abtheilung gefallen, welche des alten Vaters Timotheus gesammlete Aufsätze enthält. Der dreyzehnte Aufsatz: Es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden, ist eben so voll Wahrheit, als voll Einfalt. Und so auch die andere. Die in dieser Abtheilung entlehnten Aufsätze von *Krummacher* und *Engel* stehen an ihrer Stelle. Wir wünschen dem Buche viele Leser unter den Landleuten; es wird seines Zwecks nicht verfehlen. Bc.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 DECEMBER, 1812.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Halle, b. Hemmerde: *Herodoti Halicarnassei historiarum libri, qui enarrationem pugnarum inter Graecos et Persas complectuntur.* Textum recognitum cum summariis, excerptis superiorum interpretum suisque animadversionibus et indicibus edidit *Davides Schulz.* Praemissa est dissertatio de Herodoti vita, dialecto et scribendi genere. Vol. I. 360 S. Vol. II. XX, 44 u. 528 S. 1809. 8. (4 Rthlr.)

2) Lemgo, b. Meyer: Ἡροδότου Ἁλικαρνησσῆος Ἱστορίης ἀπόδεξις. Κτησίου Κνιδίου λείψανα. *Herodoti Halicarnassei et Ctesiae Cnidii quae exstant opera et fragmenta graece.* Recensuit et Wesselingianae recensionis varietates adjecit *D. August. Christ. Borheck.* Editio altera, priori correctior et auctior. T. I. 1808. 6, 168 u. 414 S. T. II. 470 S. T. III. 1810. 602 S. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Einem Mangel in unserer Literatur, welcher die Vernachlässigung eines classischen Geschichtschreibers zur schädlichen Folge gehabt habe, wünschte Hr. Prof. *Schulz*, wo möglich, abzuhelfen, und so entstand das Werk (No. 1), dessen Inhalt jetzt näher angezeigt werden soll. Der erste Band enthält den Text des Herodotus vom 94 Capitel des sechsten Buches an bis zum Ende des neunten, grösstentheils nach der schäferischen Recension, in längeren oder kürzeren Abschnitten, je nachdem es der Inhalt, der über jedem einzelnen angegeben ist, zu fodern schien. Den zweyten Band eröffnet eine Vorrede von Entstehung, Plan und Zweck des Werkes; in der darauf folgenden *dissertatio* werden die uns bekannten Lebensumstände des Herodotus, nach *Wesseling*, erzählt, und einige allgemeine Bemerkungen über den Dialekt des Schriftstellers und seine Schreibart gemacht; dann folgt der Commentar, welcher theils Auszüge aus *Wesselings*, *Valkenärs* und *Larchers* Anmerkungen, theils des Vfs. eigene Erläuterungen enthält; den Beschluss machen zwey Indices, der eine über die Nomina propria, der andere über die Gräcität.

Wir stimmen mit Hn. *Schulz* darin völlig überein, dass Herodotus mehr als Plutarchus oder Cebes auf Schulen gelesen zu werden sich eigne; auch dass, wenn einmal eine Auswahl getroffen werden sollte, die letzten Bücher, welche den Kampf der Griechen gegen die Perser erzählen, den Vorzug verdienten. Weniger zu billigen ist das Verfahren, welches er bey den Auszügen aus *Wess.* und *Valck.* beobachtet hat; denn in diesen lässt sich oft das, was jene beiden Männer lehren, von dem, was er selbst sagt, äusserlich nicht unterscheiden, und zuweilen gewinnt es sogar das Ansehen, als ob sie gerade das Gegentheil dessen meinten, was sie doch eigentlich wollten. Betrachten wir aber nun das, was er selbst zur Erläuterung des Schriftstellers, namentlich in Hinsicht auf Sprache und Kritik, hinzugethan hat: so finden wir unter wenigem des Beyfalls Würdigen Vieles, was eine befremdende Unbekanntschaft mit der Sprache und grosse Nachlässigkeit verräth. Zum Belege dieses Urtheils wird Folgendes hinreichen.

VI. 94. Ὁ δὲ Πέρσης τὸ ἑωϋτοῦ ἐποίεε. Ὁ Πέρσης ist hier, wie an hundert Orten, ὁ βασιλεὺς τῶν Περσῶν. Diess weiss der Vf. recht gut, fügt aber hinzu: „*uno loco*, lib. VIII. 136 extr., τὸν Ἀθηναῖον *eodem modo dictum inveni, quo* ὁ Πέρσης *hic et saepius alibi ponitur.*" Also wäre ὁ Ἀθηναῖος dort ὁ βασιλεὺς oder wenigstens τύραννος τῶν Ἀθηναίων? Nichts weniger. Die Stelle heisst: τάχα δ' ἂν καὶ τὰ χρηστήρια ταῦτά οἱ προλέγοι, συμβουλεύοντα σύμμαχον τὸν Ἀθηναῖον οἱ ποιέεσθαι. Es ist also blos der auch beym Herodot (s. *Wess.* zu VII. 149) wie bey den Attikern ganz gebräuchliche Singularis anstatt des Pluralis der Völkernamen, und die Stelle war vielmehr als entscheidend für diesen Gebrauch anzuführen, da es an anderen zweifelhaft scheinen kann, ob das Oberhaupt verstanden, oder das ganze Volk als Einheit gedacht worden sey. — Cap. 96. Ἐπεὶ δὲ ἐκ τοῦ Ἰκαρίου πελάγεος προσφερόμενοι προσέμιξαν τῇ Νάξῳ, (ἐπὶ ταύτην γὰρ δὴ πρώτην ἐπεῖχον στρατεύεσθαι οἱ Πέρσαι μεμνημένοι τῶν πρότερον,) οἱ Νάξιοι πρὸς τὰ οὔρεα οἴχοντο φεύγοντες, οὐδὲ ὑπέμειναν. Mit Recht ist hier die Interpunction geändert, und μεμνημένοι auf die Perser bezogen worden, denn die Naxier hätten durch die Erinnerung an das Vorige (vgl. V, 34) vielmehr bestimmt werden müssen, sich in der Stadt zu vertheidigen. — Cap. 97. Ἐγὼ γὰρ καὶ αὐτὸς ἔτι τοιαῦτα φρονέω, καί μοι ἐκ βασιλῆος ὧδε ἐπέσταλται. Hier ist nicht einzusehen, warum von der durch drey Codices bestätigten Lesart *Wess's.* τοσαῦτα, auf welches auch die frühere Vulgata ἐπὶ τοσοῦτό γε hindeutet, abgewichen worden ist. ἔτι τοσαῦτα ist ganz, wie wir sagen: ich selbst habe *noch so viel* Einsicht. τοιαῦτα hingegen lässt sich kaum anders erklären, als durch ein wunderliches ὕστερον πρότερον: der König hat mir diess aufgetragen, und *überdiess* denke ich selbst so. — Cap. 98. Μετὰ δὲ τοῦτον ἐνθεῦτεν ἐξαναχθέντα Δῆλος ἐκινήθη, ὡς ἔλεγον οἱ Δήλιοι, καὶ πρῶτα καὶ ὕστατα μέχρι ἐμεῦ σεισθεῖσα. Nachdem die Versuche *Wess's.* und *Valck's.*, diese Stelle mit Thucyd. II, 8 (ἔτι δὲ Δῆλος ἐκινήθη ὀλίγῳ πρὸ τούτων, πρότερον οὔπω σεισθεῖσα, ἀφ' οὗ Ἕλληνες μέμνηνται) in Übereinstimmung zu bringen, angeführt sind, setzt der Vf.

hinzu: „*Plane subscribimus extremae Valck. notae: vixisse quidem Herodotum usque ad tempus, quo secundum Thucydidem Delos mota dicatur, sed haec jam olim scripto consignata dudum ante videri in vulgus emisisse; ut adeo Delus ipsi dici potuerit, si vera narrabant Delii, tum temporis* πρῶτα καὶ ὕστατα μέχρι ἐμεῦ σεισθεῖσα." Allein hiemit ist blofs der eine Theil der Schwierigkeit gehoben, und die Worte des Thucydides πρότερον οὔπω σεισθεῖσα widersprechen so lange, bis man auch darin *Valck.* beytritt, dafs die vom Herodot erwähnte Erderschütterung nicht allgemein bekannt oder anerkannt gewesen sey, und dafs diefs durch die Worte ὡς ἔλεγον οἱ Δήλιοι angedeutet werde. — Cap. 103. Κτείνουσι δὲ οὗτοί μιν κατὰ τὸ πρυταιήϊον νυκτὸς, ὑπείσαντες ἄνδρας. Mit Portus ist diefs ὑπείσαντες im Index unter ὑπιέναι aufgeführt, und durch *clam mittentes* überfetzt. Jetzt kann der Vf. durch Buttmann oder Matthiae eines Besseren belehrt seyn. Ohne Grund auch ist hier von *Wess's.* Interpunction, der νυκτὸς mit ὑπείσαντες verbindet, abgewichen; νυκτὸς bezeichnet nicht die bestimmte Nacht, in welcher Cimon getödtet wurde, sondern im Allgemeinen die Zeit, wo seine Feinde ihm Hinterhalt zu legen pflegten. — Cap. 105. Ἀποπέμπουσι ἐς Σπάρτην κήρυκα Φειδιππίδην. Nepos Milt. 4 nennt denselben Läufer Philippides. Zu dieser Abweichung, die blofs daher rührt, dafs andere griechische Schriftsteller ihn Φιλιππίδης nennen, macht der Vf. folgende Bemerkung: „*facilis est ac frequens commutatio cognatarum illarum* δ *et* λ *literarum:* δάκρυμα, *lacryma.*" Sollte hier eine paläographische Notiz beygebracht, oder durch Analogie demonstrirt werden, Phidippides und Philippides sey einerley? und welches von beiden ist seltsamer? — Cap. 107. Τῆς παροιχομένης νυκτὸς ὄψιν ἰδὼν ἐν τῷ ὕπνῳ τοιήνδε. Die Worte ἐν τῷ ὕπνῳ, welche in zwey Codicibus fehlen, scheinen dem Vf. unächt, und er schliefst sie mit Klammern ein, weil an den übrigen Stellen, wo sie gefunden werden, νυκτὸς oder ἐν τῇ νυκτὶ nicht dabey stehe, VII, 12 hingegen, wo ἐν τῇ νυκτὶ stehe, ἐν τῷ ὕπνῳ fehle. Was die lezte Stelle betrifft: so wäre es, da κατύπνωσε unmittelbar vorausgeht, mehr als herodoteische Genauigkeit gewesen, zu schreiben ἐν τῷ ὕπνῳ ἐν τῇ νυκτί. Die übrigen Stellen aber sind von anderer Art, und fodern entweder keine Zeitbestimmung, oder haben sie sonst schon, wie VI, 118. Hier aber heifst es τῆς παροιχομένης νυκτὸς, und ἐν τῷ ὕπνῳ wird hinzugefügt, weil ja auch einem Wachenden in der Nacht ein Gesicht erscheinen kann. — Cap. 109. Καὶ ἢν μέν γε ὑποκύψωσι τοῖσι Μήδοισι, δέδοκται τὰ πείσονται παραδεδομένοι Ἱππίῃ. Um das *palam est* des Laurentius Valla zu würdigen, mufste die Lesart eines Codex, welcher δέδεκται für δέδοκται hat, bedacht werden; dann wäre das Urtheil: *minus accurate*, weggefallen, δέδοκται übrigens ist richtig: wenn sie sich den Medern unterwerfen: so ist ihr Untergang ausgemacht. Oder vielleicht auch: so haben sie selbst beschlossen, über sich verhängt, was ihnen widerfahren wird. — Ebendaselbst: ἢν δὲ τῶν ἀποσπευδέντων τὴν συμβουλὴν ἕλῃ. Für συμβουλὴν hat *Wess.* aus einem Codex συμβολὴν aufgenommen, welches *Valck.* und *Reiske* billigten. Der Vf. behält, mit *Schäfer*, συμβουλήν. Da aber das in diesem Capitel öfters vorkommende συμβαλεῖν und συμβολή die Lesart des Codex, der überdiefs einer der vorzüglichsten ist, zu bestätigen scheint: so mufste zur Vertheidigung der Vulgata wenigstens dargethan werden, dafs Herodot die Form συμβουλή für συμβουλίη gebraucht. Vgl. *Wess.* zu III, 1. So lange diefs nicht erwiesen ist: scheint es rathsamer, συμβολὴν anzunehmen, und mit *Reiske* ἔχῃ für ἕλῃ zu lesen. — Cap. 115. Τῇσι δὲ λοιπῇσι (νηυσὶ) οἱ βάρβαροι ἐξανακρουσάμενοι — περιέπλωον Σούνιον. Um die Art des Rückzuges der Schiffe, welche das Wort ἐξανακρούεσθαι bezeichnet, noch deutlicher zu machen, fetzt der Vf. nach einem Auszuge aus *Valck.* zu VIII, 84 hinzu: „*Praepositiones facti celeritatem significant: auf und davon, Germanus forte dixerit.*" Und gleichwohl fagt er selbst vorher, das Wort bedeute *sensim se recipere, non fugere.* Durch solche Vergleichungen der beiden Sprachen wird nichts gewonnen. ἀνὰ drückt die rückgängige Bewegung, und ἐξ den Abzug aus. — Cap. 125. Ὁ δὲ Ἀλκμαίων πρὸς τὴν δωρεὴν ἐοῦσαν τοιαύτην τοιάδε ἐπιτηδεύσας, προσέφερε. Das Comma nach ἐπιτηδεύσας verdunkelt den Sinn, zu dessen Erklärung um so mehr etwas gesagt werden mufste, da *Valck.* an dem προσέφερε anstiefs, und προσέφευγε dafür lesen wollte. *Aviditas*, fagt er, *Alcmaeonis dono nondum contenta* πρὸς τὴν δωρεὴν ἐοῦσαν τοιαύτην τοιάδε ἐπιτηδεύσας προσέφευγε· *injuper talia commentus est.* Aber Alcmäon begnügte sich in der That mit dem Geschenke, welches ihm alles das Gold zum Eigenthume verhiefs, τὸν ἂν δύνηται τῷ ἑωϋτοῦ σώματι ἐξενείκασθαι ἐσάπαξ, und wandte nur, um ihm den möglichst weitesten Umfang zu geben, die beschriebene Methode an. Also: *donum ita cum comparatum esset, hanc ad illud artem excogitans adhibuit;* und diefs ist die gewöhnliche Bedeutung von προσφέρειν. — Cap. 128. Ἐν τῇ συνεστοῖ διεπειρᾶτο. Dieser Lesart zweyer Handschriften gab *Wess.* in den Noten seinen Beyfall vor der Vulgata συνεστίῃ, und Hr. *Schulz* hat sie in den Text aufgenommen. Er erklärt sie, wie *Wess.*, *in familiari usu et convictu*, und führt zur Bestätigung die ähnlichen Wörter εὐεστώ und ἀπεστώ an. Allein aus diesen Wörtern selbst und aus den Stellen, die *Valck.* zu I, 85 anführt, erhellet deutlich, dafs συνεστώ, wenn es jemals gebräuchlich war, nichts anderes bedeuten konnte, als συνουσία, Gesellschaft, Zusammenseyn überhaupt. An unserer Stelle nun, wo schon vorher gesagt worden war, dafs Klisthenes die Freyer seiner Tochter geprüft habe, καὶ ἐπὶ ἑκάστῳ ἑὼν ἐς συνουσίην καὶ συνάπασι, und wo es darauf heifst: καὶ ἐς γυμνάσιά τε ἐξαγινέων, ὅσοι ἔσαν αὐτῶν νεώτεροι, καὶ τόγε μέγιστον ἐν τῇ συνεστίῃ διεπειρᾶτο, da mufste nothwendig eine besondere Art der Prüfung, nicht mehr die allgemeine durch den Umgang überhaupt, angezeigt werden, und diefs geschieht durch das Wort συνεστίη, die Mahlzeit. Vgl. Steph. Thes. Ind. h. v. und das Adj. συνέστιος. Dieses hätte also nicht geändert werden sollen. — Cap. 129. Κατέχων πολλὸν τοὺς ἄλλους ὁ Ἱπποκλείδης· κατέχειν wird hier richtig durch *re-*

primere erklärt. Es ist unser *nicht aufkommen lassen*. Aber die Stellen aus Thucydides, I, 17 und 130, gehören nicht hieher, da in der ersten durch den darauf folgenden Infinitiv κατεργάζεσθαι das, woran Griechenland verhindert wurde, ausgedrückt ist, in der zweyten aber, wo κατέχειν τὴν διάνοιαν vorkommt, der Accusativ, wie gewöhnlich, die *Sache* enthält. — Ebendas. Ὦ παῖ Τισάνδρου, ἀπορχήσαό γε μὴν τὸν γάμον. Hier werden zur Erklärung des Wortes ἀπορχήσασθαι, vertanzen, durch Tanzen verlieren, die gleichfalls mit ἀπὸ zusammengesetzten Verba ἀπομανθάνειν, ἀπολειτουργεῖν und ἀποδοκιμάζειν angeführt. So wäre demnach ἀπομανθάνειν durch Lernen verlieren (eine Bedeutung, die nur zufällig neben der eigentlichen des Verlernens bey Xenophon Cyrop. IV, 3, 14 auch passt), ἀπολειτουργεῖν (ein Wort, das einmal bey Antonin. X, 21 steht und *ausdienen* heisst) durch Dienen verlieren, u. s. w. Aber noch weit sonderbarer und fast komisch ist die Vergleichung der herodoteischen Redensart ἐκπλῶσαι ἐκ τοῦ νοῦ, welche bedeuten soll: *sich um den Verstand, vom Verstande schiffen.* Das Wahre darüber sagt *Wess.* zu III, 155, wo er zugleich wegen einer dort befindlichen Variante den Vers des Aristophanes (Nub. 137) καὶ φροντίδ' ἐξήμβλωκας ἐξευρημένην anführt. Aus diesem Verse nun zieht unser Vf. das ἐξήμβλωκας auch herbey, als erläuternd für die Redensart ἐκπλῶσαι ἐκ τοῦ νοῦ, und hebt dadurch seine eigene Erklärung, sich um den Verstand schiffen, stillschweigend wieder auf, welches an und für sich freylich gut ist. Endlich muss auch Homer noch einen Beytrag liefern, indem er Od. σ, 326 auf ähnliche Weise sagen soll: σύ γέ τις φρένας ἐκπεπαταγμένος ἐσσι. Nun fehlten nur noch die übrigen mit ἐξ zusammengesetzten Verba. — Cap. 130. Τῆς ἀξιώσιος εἵνεκα τῆς ἐξ ἐμεῦ γῆμαι. Wenn man über diese Stelle Erläuterung im Index sucht: so findet man Folgendes: „ἄξιος *dignus; interdum pro ἀντάξιος, par, aequiparandus* VII, 104. *Hinc ἀξίωσις* VI, 130." Eben so wenig findet man irgendwo Aufschluss über die Worte ἐξ ἐμεῦ γῆμαι, die um so mehr einer Erklärung bedurften, da ein Unerfahrner leicht τῆς ἐξ ἐμεῦ verbinden und θυγατρὸς hinzudenken könnte. Und doch schrieb der Vf. für Unerfahrne, wie Mehreres von dem beweist, was er erklärt, z. B. VI, 127, wer die Dioskuren gewesen, 137, was τοσοῦτον — ὅσον bedeute, und viele Artikel im Index. — Cap. 132. Φὰς αὐτοὺς καταπλουτιεῖν, ἤν οἱ ἕπωνται. Mit Bezug auf diese Stelle heisst es im Index: καταπλουτέειν *perdivitem esse*. VI, 132. Diess rührt wohl unstreitig von einem der Schüler her, deren Theilnahme an der Verfertigung des Index p. XVII der Vorrede erwähnt wird. Wir verweisen ihn auf Buttmanns griechische Grammatik §. 86. Anmerk. 14. — Cap. 138. Καί σφισι βουλευομένοισι δεινόν τι ἐσέδυνε, εἰ δὴ διαγινώσκοιεν etc. Die Übersetzung: *horrendum quoddam subibat eorum animum*, ist wenigstens zweydeutig, und kann leicht von dem fürchterlichen Entschlusse der Pelasger, die Kinder der Athenerinnen zu tödten, verstanden werden. Aber wegen des Folgenden τί δὴ ἀνδρωθέντες δῆθεν ποιήσουσι, muss es bedeuten: es kam ihnen gefährlich vor, sie glaubten fürchten zu müssen. Vgl. δεινὰ ποιεύμενος VII, 35. Das Verbum διαγινώσκειν übrigens, so wie Cap. 136 προσγίνεσθαι, sucht man vergebens im Index.

VII, 6. Οὗτός τε δὴ χρησμῳδέων προσεφέρετο, καὶ οἵ τε Πεισιστρατίδαι καὶ οἱ Ἀλευάδαι γνώμας ἀποδεικνύμενοι. Die ersten Worte werden in den Anmerkungen so erklärt: *oracula canens illis auxilio ferebatur*, und der Index wiederholt es, beiden Sprachen zum Trotz. Denn es ist von den Anregungen die Rede, durch welche Onomacritus und die Pisistratiden und Aleuaden den Xerxes zum Kriege bewegen wollten. Also: *ille oracula canendo, hi sententias dicendo Xerxem aggressi sunt.* — Cap. 10, 1. Ἤτοι κατὰ γῆν ἢ καὶ κατὰ θάλασσαν ἑσσωθῆναι, ἢ καὶ κατ' ἀμφότερα. Zu diesen durchaus fasslichen Worten wird eine Anmerkung gemacht: „*subintell.* τὰ μέρη. *terra marique. Infra* c. 139. Καὶ „οὕτω ἂν ἐπ' ἀμφότερα ἡ Ἑλλὰς ἐγίνετο ὑπὸ Πέρσῃσι." Aber an dieser Stelle heisst ἐπ' ἀμφότερα *in beiden Fällen*. Der Schriftsteller redet von dem Schicksale, welches Griechenland wahrscheinlich gehabt haben würde, wenn nicht die Athener zur See sich den Persern entgegengestellt hätten: dann hätten die Lacedämonier, von allem Beystand der übrigen Griechen entblösst, entweder fallen, oder sich den Persern ergeben müssen, *und so würde Griechenland in beiden Fällen den Persern unterthan geworden seyn.* — Ebendas. 2. Οὔκων ἀμφοτέρῃ σφι ἐχώρησε. Den Sinn dieser Stelle, welche *Wess.* nicht verstand, hat unser Vf. richtig so angegeben: „*Sibi quasi opponit haec ipse Artabanus: non ergo in utraque parte (et mari et terra) iis successit. Jam his respondet: verum tamen si etc.*" — Ebendas. 5. Ὁρᾷς δὲ ὡς ἐς οἰκήματα τὰ μέγιστα αἰεὶ καὶ δένδρεα τὰ τοιαῦτ' ἀποσκήπτει βέλεα. *Larcher* bezieht τὰ τοιαῦτα auf δένδρεα. Hr. *Schulz* findet diess *inept*, da δένδρεα schon hinlänglich durch μέγιστα bestimmt sey, und βέλεα allein hier nicht habe gesagt werden können. Man braucht aber nur mit dem mediceischen Codex τὰ βέλεα zu lesen, und *Larcher* hat unstreitig Recht. Was soll in diesem Zusammenhange, wo an nichts anders als an Blitze gedacht werden kann, das matte τὰ τοιαῦτα βέλεα? — Ebendas. 8. Γνόντα ἐπ' οἵους ἄνδρας ἀναγινώσκεις στρατεύεσθαι βασιλῆα. Den Irrthum *Larchers*, welcher γνόντα nicht auf den Mardonius, sondern auf das vorausgegangene τινὰ bezieht, rügt der Vf. ziemlich hart, begeht aber selbst einen, indem er übersetzt: *tu, qui bene nosti, cum qualibus viris bellum inire regi persuades.* Artabanus prophezeyet dem Mardonius ein schmähliches Ende im Kriege gegen die Griechen. Aber dass er gegen seine Überzeugung die Griechen als verächtliche Feinde dem Xerxes vorgestellt habe, diess konnte er ihm nicht mit Wahrscheinlichkeit vorwerfen; und wenn er es thut: wie schwächt er dadurch den Ausgang seiner prophezeyenden Rede, indem er in den Ton des Anklägers fällt, dessen er selbst im Anfange nicht den Mardonius würdigt. γνόντα heisst also: *nachdem du wirst eingesehen haben.* — Cap. 15. Πέμπει ἄγγελον ἐπὶ Ἀρτάβανον καλέοντα. Diess soll so viel seyn, als ἐπικαλέοντα Ἀρτάβανον „*per tmesin frequentissimam. Si conjungeretur πέμπει ἐπὶ Ἀρτ., Graecum hoc utique esset, sed abundaret καλέοντα, ut bene monet*

*Valck.*" Glaubt man nun nicht, auch *Valck.* nehme die Tmesis an? Aber man wird getäuscht. Vielmehr hält dieser καλέοντα für Glosse; *neque enim*, sagt er, *praepositio* ἐπὶ *in tali structura censeri posset a verbo avulsa.* Und diese Vermuthung gewinnt dadurch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, dass ἐπὶ in mehreren Codicibus fehlt, wovon aber Hr. *Schulz* nichts erwähnt, wie denn überhaupt die Angabe der Varianten, auch in wichtigen Fällen, höchst unkritisch von ihm vernachlässigt wird. Z. B. VII, 10, 2 ἀμφοτέρῃσι für ἀμφοτέρῃ σφι. Ebend. 5 τὰ βέλεα für βέλεα. 17 ἄρα σὺ δὴ κεῖνος ἧς für σὺ δὴ κεῖνος εἷς. 20 ἀναισιμομένῳ für ἀνομένῳ, denn so, und nicht ἀναισιμουμένῳ, wie der zweydeutige Auszug aus *Wess.* erwarten lässt, hat ein Codex. 25 παρασκευάζοντο für παρασκευάζετο. Ebend. πορθμήϊσιν für πορθμηίοισι.. *Wess.* zieht das Erste vor, wovon man nichts erfährt, indem die mit *W.* und *S.* bezeichnete Note bloss von πορθμήϊον handelt. — Cap. 35. Καὶ κατεῖναι ἐς τὸ πέλαγος πεδέων ζεῦγος. Im Index heisst es: „κατιέναι, κατεῖναι, *devenire, redire, descendere.*" Aber das Daseyn eines Infinitivs εἶναι von εἶμι ist noch nicht erwiesen; wenigstens ist das beym Herodot V, 108 vorkommende εἶναι, welches Fischer zu Well. II, 507 und Buttmann Gr. S. 291 Anm. von εἶμι ableiten, nichts weiter als der Infin. von εἰμί. Und an unserer Stelle dürfte wohl sonst nicht leicht Einer an ein anderes Stammwort als ἵημι denken. — Cap. 36. Καὶ οἱ μὲν ταῦτα ἐποίευν, τοῖσι προςεκέετο αὕτη ἡ ἄχαρις τιμή· τὰς δὲ ἄλλοι ἀρχιτέκτονες ἐζεύγνυσαν. Hiezu lesen wir Folgendes: „ταῦτα ἐποίεον. *Referas ad init.* c. 34 τὴν μὲν λευκολίνου, — τὴν δ' ἑτέρην τὴν βυβλίνην, *sc.* γεφύρην. *Facilis esset mutatio* τοῦ ταῦτα in ταύτας, *at non necessaria, neutrum in talibus usitatissimum pro ceteris generibus.* Τὰς δὲ (γεφύρας, *nam de duplici ponte sermo*) *tamen respondet huic* ταῦτα. *Illos pontes isti fecerunt, hos alii architecti.*" Eine Erklärung, welche der Grammatik eben so sehr als dem Zusammenhange und dem Sprachgebrauche widerspricht. Das Imperfectum ἐποίεον steht dem ἐζεύγνυσαν entgegen, und beide Handlungen müssen folglich als gleichzeitig fortwährend gedacht werden. Ταῦτα kann sich hier auf nichts anderes beziehen, als auf das zunächst Vorausgegangene, die Züchtigung des Hellespontes und die Hinrichtung der Aufseher beym ersten Brückenbau. Zu τάςδε aber wird leicht aus dem ζεῦξι im Vorigen γεφύρας hinzugedacht, und *Valck's.* Vermuthung, dass ἀκτὰς herausgefallen, scheint ungegründet.

So viel wird hinreichen, unser oben ausgesprochenes Urtheil zu bestätigen. Wir schliessen mit dem Wunsche, dass, wenn einmal eine zweyte Auflage nöthig werden sollte, sie *non uno loco*, wie der Vf. am Schlusse der Vorrede verspricht, von dieser ersten sich unterscheiden möge.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

## KURZE ANZEIGEN.

PHILOLOGIE. *Breslau*, in Commiss. b. Gehr: *Lateinische Elementar-Übungen zum Gebrauch für Schulen.* Herausgegeben von *Carl Friedrich Etzler*, Prof. u. Coll. prim. am Elisabeth-Gymnasium zu Breslau. 1807. Erster Theil Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Latein. ins Deutsche. Erster Cursus. 82 S. Zweyter Cursus 110 S. Zweyter Theil. Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Erster Cursus. 46 S. Zweyter Cursus. 62 S. Dritter Cursus. 128 S. 8.

Ebendaselbst: *Grammatischer Leitfaden für den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache.* Zu den latein. Elementar-Übungen gehörig. 1808. 38 S. 8.

Ebendas.: *Wort-Register zu den lat. Elementar-Übungen* von *C. F. Etzler*, Prof. u. s. w. 1808. 71 S. 8. (Zusammen 1 Rthlr.)

Schon zehn Jahre früher gab der Vf. *Elementar-Übungen in der latein. Sprache* heraus. Die gegenwärtige, nach einem erweiterten Plane angelegte, Sammlung von Übungsstücken soll nun die Stelle der vorigen vertreten. Die Grundsätze, von denen der Vf. bey der Verfertigung dieses seines Elementarbuchs ausgegangen, hat er in der Vorrede zum ersten Theile dargelegt. Da der Hauptzweck bey Erlernung alter Sprachen ist die Lesung der classischen Autoren, welche in derselben geschrieben haben: so muss, seiner Meinung nach, auch schon die Vorbereitung dazu auf diesen Zweck angelegt seyn. Die besten Stoffe zu Vorübungen der Art sind ihm also immer die, welche aus den Alten selbst geschöpft sind, und den Geist des Alterthums athmen. Ausserdem verlange die grammatische Erlernung fremder und besonders alter Sprachen eine genaue Abstufung in den dahin gehörigen Operationen, eine ununterbrochene Berücksichtigung des Leichteren und Schwereren. An dem Inhalte der dargebotenen Stoffe liege wenig, da die jungen Gemüther durch die Betrachtung der Form hinlänglich beschäftigt, und bey einer zweckmässigen Behandlung desselben auch angezogen werden. Sobald die Declinationen der Substantiven und die activischen Indicativen der Verben erlernt sind, kann diess Lesebuch vorgenommen werden. — Diesen von ihm aufgestellten Grundsätzen ist der Vf. durchaus treu geblieben, und überall erkennt man den geübten Schulmann, der das Leichte und Schwere beym latein. Sprachunterricht nicht allein aus der Abstraction aufgefasst, sondern hauptsächlich auch durch mannichfaltige Erfahrungen kennen gelernt hat. Die späteren Übungsstücke empfehlen sich auch durch ihren Inhalt. Ob aber die gewählten Stücke jemals dazu werden dienen können, den Geist des Alterthums zu offenbaren, das mag dahin gestellt seyn: es ist schon genug, wenn sie nur die Aufmerksamkeit auf die Erforschung desselben lenken. Und mehr lag auch wohl nicht im Plane des Vfs. Was mit wenig Worten von dem Gebrauche des Buchs und der dabey zu beobachtenden Methode gesagt ist, darüber wird bey keinem Verständigen ein Widerspruch Statt finden. — Auch der zweyte Theil ist mit vieler Sorgfalt und Behutsamkeit ausgearbeitet. Der erste Cursus in sechs Pensen fängt mit dem Gebrauch der substantivischen Declinations-Formen an, und endet mit einigen vorläufigen Übungen des Conjunctivs, jedoch nur in sofern er auch im Deutschen mit ausgedrückt ist. Es ist gar sehr zu billigen, dass die Aufmerksamkeit sobald auf den Gebrauch des Conjunctivs gerichtet wird, da er immer seine eigene Schwierigkeiten hat. Der zweyte Cursus beginnt mit einigen Zusätzen und Erweiterungen des ersten Cursus, Casus und Präpositionen betreffend, und schliesst beym vierten Pensum mit den Übungen im rechten Gebrauche der latein. Verbalformen, besonders der schwereren. Der dritte Cursus beschäftigt sich hauptsächlich mit den Abweichungen des Lateinischen vom Deutschen. Obschon sich der Vf. darüber erklärt hat, dass er diesen Übungen keine Wörter und Redensarten beygegeben: so glaubt Rec. doch, dass es nicht etwa bloss für die Bequemlichkeit des Gebrauchs, sondern selbst für die genauere Kenntniss der Sprache von Nutzen gewesen seyn würde, wenn, wo nicht alle, doch wenigstens den schwierigsten Ausdrücken die latein. Wörter beygefügt worden wären. — Der grammatische Leitfaden ist zwar, wie schon die Seitenzahl zeigt, ganz kurz, aber er enthält doch Alles, was diese Elementarübungen an grammat. Kenntnissen voraussetzen. Das Wortregister ist treu und vollständig, und indem es nicht ängstlich die Stellen nachweiset, wo das Wort in dieser oder einer anderen Bedeutung anzutreffen, übt es zugleich das Nachdenken.

Fha.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 DECEMBER, 1812.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

**Lemgo**, b. Meyer: *Herodoti Halicarnassei et Ctesiae Cnidii quae exstant opera et fragmenta graece.* Recensuit D. *August. Christ. Borheck* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

No. 2. Bey der Beurtheilung der *borheckschen* Ausgabe des Herodotus kommt es erstlich auf die Untersuchung des Textes, zweytens auf die Betrachtung des Verzeichnisses an, welches der Herausgeber von den abweichenden Lesarten der *wesselingschen* und *schäferschen* Recension am Ende des dritten Bandes gegeben hat. Er selbst fällt in der Vorrede S. 3 folgendes Urtheil über seine Arbeit: *Est igitur haec nostra Herodotei operis editio nova nullius priorum repetitio, sed nova, eaque accurata ejus recensio, in qua Musas Herodoteas tam ad veterum librorum fidem, quam e conjecturis virorum doctorum integritati restituere tentavimus.* Es wird sich zeigen, wie ihm dieser Versuch gelungen sey. B. I. C. 1. ἐσβαλλομένους δὲ ἐς τὴν νέα, οἴχεσθαι ἀποπλέοντας ἐπ' Αἰγύπτου. Mit Unrecht ist diese Lesart *Wesselings* beybehalten worden. Der Sinn fodert den Aoristus ἐσβαλομένους, den *Schäfer* aus einem Codex aufgenommen hat. Eben so war B. IV. C. 10 statt διδόντα δὲ ἀπαλλάσσεσθαι mit *Sch.* aus 2 Codd. zu schreiben δόντα. — C. 2. πέμψαντα δὲ τὸν Κόλχων βασιλῆα. Hier lesen zwey der besten Codd. τὸν Κόλχον, und in dem einen steht βασιλέα am Rande. Mit Recht also liess *Sch.* die Glosse weg. — C. 5. ὁμοίως σμικρὰ καὶ μεγάλα. So schreibt hier Hr. *B.* mit *Sch.*; B. II. C. 74 aber behält er ἐόντες μικροί, wo *Sch.* ebenfalls, nach der Vorschrift der Grammatiker, auch gegen die Codd. σμικροί schreibt. Unmittelbar vorher liest unser Vf. παραβήσομαι ἐς τὸ πρόσω τοῦ λόγου, anstatt προβήσομαι; hoffentlich nur ein Druckfehler, da παραβ. sich auf gar nichts stützt. — C. 13. Hier wird folgendermaßen interpungirt: ἦν μὲν δὴ τὸ χρηστήριον ἀνέλῃ, μιν βασιλέα εἶναι Λυδῶν. Weder *Wess.*, noch *Sch.*, noch sonst irgend Jemand, der weiss, was ein Enkliticon sagen will, trennt μιν von ἀνέλῃ. — C. 14. In den Worten πάρεξ δὲ τοῦ ἀργύρου ist ohne alle kritische Autorität der nothwendige Artikel weggelassen worden. — C. 29. Statt ὡς ἕκαστος αὐτέων ἀπικνέοιτο steht hier ἀπικέοιτο. Will man auch diesen und ähnliche Irrthümer auf Rechnung des Setzers schreiben: für die Brauchbarkeit des Buchs wird dadurch nichts gewonnen. — C. 34. Πάντα τοῖσι χρέωνται ἐς πόλεμον ἄνθρωποι. Alle Codd. lesen χρέονται. Wahrscheinlich liess sich Hr. *B.* durch *Wesselings* Äusserung in den *Var. Lect.* (χρέονται *omnes, pro quo* χρέωνται *solet Herodotus*) verleiten, auch hier χρέωνται zu schreiben. Aber man sehe *Koen. ad Gregor. Cor. de dial. Ion.* §. XV. — C. 43. Zu den Worten ἐξέπλησε τοῦ ὀνείρου τὴν φήμην wird in den *Var. lect. Schäfers* Lesart φῆμιν erwähnt, und dabey die Vermuthung geäussert, es sey vielleicht ein Druckfehler. Man begreift nicht, was den Anlass zu dieser Vermuthung mag gegeben haben, zumal da φῆμιν in einem Cod. steht. Oder kannte Hr. *B.* das Wort nicht? — C. 58. Um sich von den früheren Herausgebern zu unterscheiden, schreibt der unserige hier nicht ἔμοί τε mit *Wess.*, noch ἔμοιγε mit *Sch.*, sondern nach einer eigenen Accentlehre ἐμοί γε. — C. 86. ἔλεγε δή, ὡς ἦλθε ἀρχὴν ὁ Σόλων ἐὼν Ἀθηναῖος, καὶ θεησάμενος πάντα τὸν ἑωϋτοῦ ὄλβον, ἀποφλαυρίσειε, οἷα δὴ εἴπας τὰ αὐτῷ πάντα ἀποβεβήκεε οἱ, τῇπερ ἐκεῖνος εἶπε. Also schreibt Hr. *B.*, grösstentheils nach *Valck.*, nur dass dieser οἱ nach ἀποβ. weglässt. Uns scheint die Lesart derjenigen Codd., welche statt τῇ nach εἴπας, woraus *Valck.* τὰ machte, ὥστε haben, die richtige zu seyn, und nur mit veränderter Interpunction so zu schreiben: ἀποφλαυρίσειε, οἷα δὴ εἴπας· ὥς τε αὐτῷ π. ἀπ. οἱ, τῇπερ ἐκ. εἶπε. Fast eben so *Schäfer*, der nur οἷα in οἱ· ἃ zertheilt. Der Sinn ist folgender: Crösus sagte, wie Solon gekommen, und nachdem er seine ganze Herrlichkeit gesehen, mit welchen Worten er sie herabgesetzt, und wie ihm alles also begegnet sey, wie jener gesagt habe. — C. 118. Die ersten Worte dieses Capitels Ἅρπαγος μὲν δὴ τὸν ἰθὺν ἔφαινε λόγον zieht Hr. *B.* noch zum vorigen, und fängt das 118 mit Ἀστυάγης δὲ an. Dass diese Abtheilung nicht zu verwerfen sey, zeigt der Schluss des vierten Buchs ἡ μὲν δὴ Φερετίμης τῆς Βάττεω τοιαύτη τε καὶ τοσαύτη τιμωρίη ἐγένετο ἐς Βαρκαίους, verglichen mit dem Anfange des fünften οἱ δὲ ἐν τῇ Εὐρώπῃ τῶν Περσέων καταλειφθέντες ὑπὸ Δαρείου. Aber nun hätte auch z. B. das 88 Cap. des I B. nicht mit den Worten ὁ μὲν ταῦτα ἔλεγε, sondern mit Κῦρος δὲ, desgleichen C. 127 nicht mit Πέρσαι μέν νυν, sondern mit Ἀστυάγης δὲ (vgl. C. 78 und 79) angefangen werden müssen. Und da der Eingang des sechsten, achten und neunten Buchs zeigt, dass μὲν, auch wenn es verschiedene Subjecte trennt, nicht nothwendig den Schluss macht, wovon sich auch kein philosophischer Grund angeben lässt, so wenig wie vom Gegentheile: so war es besser, zur Verhütung eines vergeblichen Nachschlagens, die alte Abtheilung beyzubehalten. —

C. 138. Hier wird von den Persern erzählt, dass sie keinen mit der Krätze Behafteten in ihrem Lande geduldet hätten: ξεῖνον δὲ πάντα, τὸν λαμβανόμενον ὑπὸ τουτέων, πολλοὶ ἐξελαύνουσι ἐκ τῆς χώρης. Den meisten Erklärern war πολλοὶ anstössig. Sylburg schlug vor πολλόν, Reiske οἱ πολλοί, Ruhnken πομποί, Schäfer schrieb πάλιν. Reiz glaubte durch Versetzung zu helfen, und mit ihm schreibt unser Herausgeber — τουτέων, ἐξελαύνουσι ἐκ τῆς χώρης· πολλοὶ καὶ τὰς λευκὰς περιστερὰς, τὴν αὐτὴν αἰτίην ἐπιφέροντες. Rec. behält die Vulgata bey: jeden Fremden, der davon befallen wird, treiben sie in Haufen (nicht einzelne oder wenige) zum Lande hinaus. — Vom 165 Cap. an versucht es Hr. B. auf eigene Gefahr, die ionischen Formen gegen die Codd. wiederherzustellen, da er bisher meist nur Schäfern zu folgen brauchte. Dabey begeht er manche Inconsequenz und manchen groben Irrthum. So schreibt er C. 191 ἐπυθέατο für ἐπύθοντο, lässt indessen bald darauf προεπύθοντο stehn. C. 183 λαβέειν, und B. IV. C. 5 λαβεῖν u. dgl. m. B. I. C. 178, wo es von der Stadt Babylon heisst: ἐκεκόσμητο δὲ ὡς οὐδὲν ἄλλο πόλισμα. τῶν ἡμεῖς ἴδμεν, da setzt er den Pluralis ἐκεκοσμέατο, und zu den Worten desselben Cap. τάφρος βαθέα τε καὶ εὐρέα καὶ πλέη ὕδατος macht er folgende Note: *pro βαθέα καὶ εὐρέα, quod cum W. et S. expressimus, nunc Ionica βαθέη καὶ εὐρέη praeferremus; πλέη enim, quod statim sequitur, Herodotum βαθέη et εὐρέη h. l., ut multis in aliis, Ionum more scripsisse indicat.*

Wir enthalten uns billig aller weiteren Untersuchung eines Textes, dessen Unzuverlässigkeit und völlige Unbrauchbarkeit aus den angeführten Stellen deutlich hervorgeht, und wenden uns zur Betrachtung des gegebenen Verzeichnisses von den abweichenden Lesarten Wesselings und Schäfers. Hier erfreuet uns auf den ersten Anblick die grosse Gewissenhaftigkeit, mit welcher wir alle Abweichungen, selbst der Interpunction, angegeben finden; wir hoffen der beschwerlichen Vergleichung der beiden Ausgaben hinführo überhoben zu seyn. Aber diese Hoffnung ist eitel; wir finden bey genauerer Prüfung auch dieses Verzeichniss ganz unzuverlässig und unbrauchbar. Im vierten Buche z. B. sind folgende Lesarten Schäfers oder Wesselings nicht angezeigt: C. 1 δυῶν δέοντα τριήκοντα S., δυῶν B. mit Wess., der aber δυῶν ebenfalls für richtiger hielt, wie aus einer Anmerkung zu p. 8, 28 erhellt. Man sehe die Stelle des Eustathius bey Fischer ad Well. II, 157 und Gronov. zu Herodot. III, 131. — C. 2. τοῦ τὰς φλέβας τε ἐμπίμπλασθαι S. aus Cod. Arch., τὰς φλέβας τε πιμπλ. B. — Ebendaselbst ἐπὰν δὲ ἀμέλξωσ. W. nach allen Codd., ἐπεὰν B. mit Reiz und S., nach Koen. ad Gregor. Cor. p. 465 ed. Schäf. — C. 3. Nicht ἀντικατιζεόμενοι, wie fälschlich angegeben ist, sondern ἀντικατιζεύμενοι liest Sch. für ἀντικατιζόμενοι. — C. 5. καὶ τὸν ἰδόντα W., τῶν B. nach R. und Sch. aus einem Cod. — C. 6. τοὺς βασιλῆας W. nach allen Codd. und Ausgaben, τοῦ βασιλῆος B. mit R. und S., nach Fabers Conjectur. — C. 8. τὸν Ἡρακλέα ὡς ἀπικέσθαι S. aus einem Cod., τὸν Ἡ. ἀπ. ohne ὡς B. nach Wess., der aber ὡς billigt. — C. 9. σῶστρα δὲ σὺ S. aus 2 Codd., σῶστρά τε σὺ B. nach W. — C. 11. δεόμενον κινδυνεύειν, nicht δεόμεν. κ., wie hier gesagt wird, W. S. δέον μένοντας καὶ B. nach Valckenärs Conjectur, der aber vor ἐκ. noch οὐδὲν verlangt. — C. 15. καὶ τὸν μὲν εἶναι ταῦτα W.; B. lässt mit Sch. μὲν weg. — C. 18. ἀπὸ δὲ ταύτης ἄνθρωποι οἰκέουσι Σκύθαι γεωργοὶ W. (nicht bloss S., der allein genannt wird). B. schreibt auf Valck. Vorschlag ἄνω für ἄνθρωποι. Rec. hält ἄνθρωποι für richtig, und setzt mit Sch. nach οἰκέουσι ein Komma. Zunächst an das östliche Ufer des Borysthenes stösst die Waldregion, ἡ Ὑλαίη (vgl. C. 76), dann, hinter dieser, wohnen Menschen, hierauf folgt wieder eine Wüste. — C. 20. μεσαμβρίην W. S., μεσημβρίην B., der das η hier für ionischer scheint gehalten zu haben. — C. 22. τετραμμένοι W. nach den Codd., τετραμμένοι B. mit Reiz. Unmittelbar vorher heisst es in den *Var. lect.*: *omisit nullum post τοξεύσας S.* Man glaubt also, Sch. schreibe τοξεύσας ἐπιβὰς ἐπὶ τὸν ἵππον. Aber er schreibt τοξεύσας καὶ ἐπιβὰς etc. Es ist unbegreiflich, wie Hr. Borheck, der doch die schäfersche Ausgabe vor sich haben musste, dieses nicht sehen, oder zu erwähnen für überflüssig halten konnte. Dieselbe Nachlässigkeit nun ist, bald mehr bald weniger, durch das ganze Verzeichniss der Varianten sichtbar, und es kann von dessen Brauchbarkeit nicht weiter die Rede seyn.

Ausser den neun Büchern des Herodotus ist in dieser Ausgabe auch der Anhang abgedruckt, welcher sich an der wesselingschen befindet. Zuerst die ἐξήγησις περὶ τῆς τοῦ Ὁμήρου γενέσιος καὶ βιοτῆς, die unter Herodots Namen geht, aber ausser einigen ionischen Formen nichts mit diesem gemein hat. Die Kritik muss bey dergleichen Producten vorzüglich behutsam seyn, und es ist nicht erlaubt, einer gewissen Übereinstimmung wegen gemeine Formen gegen die Codices in ionische zu verwandeln, wie Hr. B. an vielen Stellen gethan hat; selbst wenn es erwiesen wäre, was blosse Vermuthung ist, dass der Vf. diese Schrift als herodoteisch habe einschwärzen wollen. Übrigens zeigt der Zusammenhang des Ganzen, dass sein Urheber mit dem Geiste des Herodotus wenig bekannt war, und es hat ganz das Ansehen, als habe er bloss die homerischen Fragmente, die er etwa kannte, in einen historischen Zusammenhang bringen wollen. — In der Angabe der Lesart Wesselings vermisst man auch hier öfters bedeutende Abweichungen, namentlich da, wo Conjecturen in den Text aufgenommen sind. Cap. 14 ist in dem Fragmente v. 3 ein den Sinn verdunkelnder Druckfehler ἦν ποτ' ἐπύργωσαν für ἣν ποτ' ἐπ. Der Zusammenhang dieser Stelle, an welcher Verschiedenes versucht worden ist, scheint folgender: ἣν ποτ' ἐπύργωσαν λαοὶ Φρίκωνος, Σμύρνην, ἥν τε δι' ἀγλαὸν εἶσιν ὕδωρ ἱεροῖο Μέλητος, ἔνθεν ἀπορνύμεναι etc. Denn mit Ernesti unter der αἰδοίη μήτηρ des zweyten Verses schon die Stadt zu verstehen, hindert das Verbum ἐπύργωσαν. Cap. 29 sind nach ποιεύμενος αὐτὸν aus Versehen die

Vorte οἱ δὲ φράτορες ἐκέλευον ἄγειν αὐτόν weggeaffen. Es folgen nun die von *Stephanus* gemachten Auszüge aus verschiedenen Schriftstellern über perſiche und ägyptiſche Einrichtungen und Gebräuche, und den Beſchluſs machen des Cteſias Perſica und Indica aus Photius, nebſt den Fragmenten daraus, wie ſie *Jungermann* geſammelt hat, deſſen hin und wieder eingeſtreuten Bemerkungen Hr. *B. Weſſelings* Namen beyſetzt, der gar keinen Theil daran hat. Mit leichter Mühe hätten hier folgende Stellen verbeſſert werden können: Perſ. C. 2. ἐπεὶ δὲ Βάκτριοι Ἀστυΐγαν μὲν. πατέρα Κύρου γεγεννημένον, Ἄμυτιν δὲ μητέρα καὶ γυναῖκα, ἔμαθον. Man ſchreibe γεγενημένον. — C. 3. καὶ νικᾷ Κῦρον, καὶ συλλαμβάνει ζωγρίαν, μετὰ καὶ ἄλλων πλείστων. Παρμίσην τε τὸν Ἀμύτιος ἀδελφὸν, καὶ τρεῖς αὐτοῦ παῖδας. Hier muſs das Komma nach ζωγρίαν gelöſcht, und ſtatt des Kolon nach πλείστων geſetzt werden; denn nicht den Cyrus bekam Sparethra gefangen, ſondern nur den Parmiſes und drey von deſſen Söhnen. — C. 9. μέγιστον δὲ παρ' αὐτῷ ἠδύνατο — Βαγαπάτης, ὃς καὶ παρὰ τῷ πατρὶ μέγιστος, καὶ μετὰ τον Πετισάκα θάνατον οὗτος στρατεύει ἐπ' Αἴγυπτον. Daſs Cambyſes nach des Petiſacas Tode den Feldzug gegen Ägypten unternommen habe, verſteht ſich nach dem, was vorher von dem Tode dieſes Günſtlings des Cyrus geſagt iſt, von ſelbſt, und man ſieht nicht ein, wie die Zeitbeſtimmung ſo angegeben werden konnte. Man leſe μέγιστος ἦν μετὰ τὸν Π. θάνατον. Οὗτος etc. Schon *Höſchel* hat ἦν, καὶ etc. Über den Petiſacas vgl. C. 5. — Ind. C. 7. ἔχει δὲ καὶ ἐκ πλαγίου τῆς κέρκου ἔνθα κέντρα, ſc. ὁ μαρτιχόρας. Von demſelben Thiere ſagt Aelian. H. A. IV, 21 παρ' ἑκάτερα αὐτῷ ἡ οὐρὰ κέντροις διείληπται. Hieraus erhellet, daſs im Cteſias geleſen werden muſs ἔνθα καὶ ἔνθα κέντρα. — Fragm. Perſ. C. 48. οἷα πάσχει πολλάκις ὁ λόγος αὐτοῦ, πρὸς τὸ μυθῶδες καὶ δραματικὸν ἐπιτρεπόμενος τῆς ἀληθείας. Rec. lieſt ἀποτρεπόμενος. Wollte indeſſen Hr. *B.* den *jungermanniſchen* Text unverändert wiedergeben: ſo hätte er doch wenigſtens den ungeheuren Schwarm von Druckfehlern abwehren ſollen, welcher ſich in dieſem Cteſias niedergelaſſen und ihn ganz unkenntlich gemacht hat. Er ſelbſt fühlt das Drückende dieſes Geſchäfts, und ſagt am Ende des dritten Bandes, nachdem er einige Errata aus den letzten Büchern des Herodotus, der im Ganzen wenigſtens gegen die erſte Ausgabe ziemlich correct gedruckt iſt, vertilgt hat: *in emendandis erroribus typographicis in textu operis Herodotei fatigati, appendicem lectoribus emendandum* (ſelbſt hier ſpielt ihm der Setzer einen Streich) *reliquimus.* Folgende können zur Probe dienen: Perſ. 6. εἰκεῖοι für οἰκεῖοι. 12. ξυλάριου für ξυλάριον. 17. ὅτε für ὅτι. 27. οὕτος fur οὕτως. 33. ὅτι μὴ für ὅσοι μή. 47. nach ἐπέθεντο αὐτῷ fehlen die Worte τὴν κίταριν. 63. αἰτίαι δὲ ἃς für δι' ἃς. — Ind. 6. μοριοφόρουν für μυριοφόρου. 18. πῆξει für πῆξαι. 19. πῖτος für πίτυς. — Fragm. Perſ. 7. p. 377. τελευθῆσας für τελευτῆσαι. 11. v. 2 iſt der Artikel vor κλῆσιν weggelaſſen, wodurch der politiſche Vers zerſtört wird. 12. περὶ μακρὸν für περὶ τῶν μακρῶν. 24. διαλογίας für διλογίας. 43. ἀπέθανων für ἀπιθάνων. 47. τὸ δεδιέναι für τῷ δεδιέναι. — Fragm. Ind. 28 nach βραχυτάτων ſind die Worte καὶ τοῦτο ausgefallen. 29. ἐφ' ἑαυτῷ für ἐφ' ἑαυτό u. dgl. m.

Noch iſt zu erwähnen, daſs in dem erſten Bande die *Notitia literaria de Herodoto* aus dem *Fabricius*, mit *Harles* Anmerkungen, ferner ein von dem Herausgeber verfertigter brauchbarer *Index editionum Herodoti auctior Fabriciano - Harleſiano et ſecundum aetates digeſtus*, endlich die lateiniſche Überſetzung einer Abhandlung *Gatterers* in der allg. hiſtor. Bibl. T. II. p. 46 — 126, *de contexto Hiſtoriarum Herodoti* überſchrieben, vorausgeſchickt iſt. Dieſe Überſetzung aber, die ebenfalls den Herausgeber zum Verfaſſer hat, hätte füglich ungedruckt bleiben können, da für die Überſicht ſchon durch die kurzen Inhaltsanzeigen über den einzelnen Abſchnitten (lieber ſähe man ſie, wie bey *Reiz*, unter dem Texte) geſorgt iſt, und ſie ſich eben nicht durch ihre Latinität empfiehlt. So lieſt man S. 90 folgende Periode: *Omnia denique ſi conferamus, hoc patet: neminem niſi Graecum Aſiaeque minoris incolam, cujus in tempora Perſici regni media actas incidebat, tale orbis hiſtoriarum contextum, quale quidem Herodoteum eſt, conſicere non potuiſſe.* S. 107. *Alia inter opera ingentia deſcripſit quoque Herodotus lacum illum artificioſum, quem Nitocris fodendum* (vermuthlich ein Druckfehler) *curaverat, ut Euphrates, dum labea fluminis intra urbem ac deſcenſus qui ex portulis ad flumen ferunt, educebat coctis lateribus, pontemque in flumine ſtruebat, aquas ſuas in hunc immitteret.* Cr.

Obiger Anzeige fügen wir hinzu, daſs von der *ſchulziſchen* Ausgabe auch eine kleinere Handedition zum Behuf der Vorleſungen erſchienen iſt, unter folgendem Titel:

Halle, b. Hemmerde: *Herodoti hiſtoriarum libri, qui narrationem pugnarum inter Graecos et Perſas complectuntur.* Textum recognitum cum ſummariis et indicibus in uſum lectionum edidit *Davides Schulz.* 1809. 546 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Text und die Summarien ſind aus der gröſseren Ausgabe wiederholt; die Indices neu, und für den Bedarf der Schüler ausgearbeitet. „*Ex Aemil. Porti lexico Ionico* (heiſst es in der Vorrede) *tantum, ut par eſt, petii, quantum veri rectique et pro inſtituti ratione commodi offerebat.*" Dieſs iſt im Ganzen geleiſtet. Der ſaubere correcte Druck und das gute Papier in beiden *ſchulziſchen* Ausgaben bewährt die gewohnte Sorgfalt der rühmlich bekannten Verlagshandlung. E.

## HERALDIK.

Paris, b. Vf.: *Armorial général de l'Empire Français*, contenant les Armes de sa Majesté l'Empereur et Roi, des Princes de sa famille, des Grands Dignitaires, Ducs, Comtes, Barons, Chevaliers et celles des Villes de 1, 2 et 3 Classe avec les

planches des Ornemens exterieurs, des signes exterieurs et l'Explication des couleurs et des Figures du Blason, pour faciliter l'Etude de cette Science. Présenté a sa Majesté l'Empereur et Roi par *Henry Simon*, Graveur du Cabinet de sa Maj. l'Empereur et Roi et du Conseil du Sceau des Titres. T. I. 1812. 70 Pl. u. 22 Bogen Text. fol. (13 Rthlr.)

Das Decret vom 1 März 1808 gab Frankreich einen neuen Adel, und demselben neue Wappen, wenigstens mit neuen Abzeichen, denn einige Familien haben ihre alten Wappenbilder behalten, z. B. die *Noailles*, *Louvois*, *Alsace*, *Rochefoucauld* u. s. w. Auch verschwand der Helm von den französischen Wappen, und dessen Stelle nahm eine Art von Huth (*Toque*) ein, der nach mannichfachen Abstufungen geziert und ausgeschmückt ist. Die Helmdecken (denn das alte heraldische Wort *Lambrequin* ist beybehalten worden, obgleich Hüte die Plätze der Helme auf den Schilden einnehmen) sind nach der Anzahl dieser oder jener Dignität zugetheilt. Die Wappen selbst können, unter gewissen Voraussetzungen, welche das Decret angiebt, forterben, und werden, nur in dieser Hinsicht, Stammwappen. Im Allgemeinen aber haben die Wappen, durch ihre Abzeichen, auch bemerkbare allgemeine Bestimmungen, und werden dadurch gleichsam allgemeine Wappen, wozu die anderen Bilder, als Beywappen gefügt werden, ob sie gleich eigentlich die Hauptwappen sind. Die *Gross-Würden des Reichs* (*Princes Grands-Dignitaires*) führen in dem Schildeshaupte ein blaues, mit 17 goldenen Bienen bestreutes Feld, die Toque ist schwarz, mit Sammet, mit goldener Spange, aufgeschlagen mit Eisenhüthlein (*Vaire; Varium vellus*), besteckt mit 7 Federn, die Helmdecken sind Gold, ihrer sechse. Das Schild und die Toque umgiebt ein blauer mit goldenen Bienen bestreuter Mantel, mit Hermelin gefüttert, bedeckt mit einem blauen mit Hermelin verbrämten Ehrenhuthe in Form eines Kurfürstenhuthes (*Bonnet d'honneur*, *forme electorale*). Im Schilde nun selbst wird das Stamm- oder Haupt-Wappen hinzugesetzt. Die *Ducs:* Schwarze Sammet-Toque, mit goldener Spange, 7 Federn, sechs goldene Helmdecken, den umgebenden Mantel (dessen Farbe das Armorial nicht angiebt), mit Eisenhüthlein besetzt. Das *allgemeine* Wappen im Schildeshaupte ein rothes, mit silbernen Sternen bestreutes Feld. Die *Reichsgrafen:* Ihr allgemeines Wappen, rechts ein blaues Eckschild, oder sogenanntes Frey-Viertel (*Franc-Quartier; Quadrans honoris*), in welchem sich die bildlichen Bezeichnungen ihrer Functionen befinden. Die *Grafen-Senatoren* (*Comtes Senateurs*): schwarze Sammet-Toque mit goldener und silbener Spange, verbrämt mit Gegen-Veh (*Contre hermine*), zwey goldene und zwey silberne Helmdecken, im blauen Frey-Viertel eine silberne, um einen goldenen Spiegel sich windende Schlange. *Grafen-Erzbischöfe:* Im blauen Frey-Viertel ein goldenes Kreuz, über die Toque erhebt sich das erzbischöfliche Kreuz, und darüber der rothe Huth. *Militär-Grafen:* Im blauen Frey-Viertel ein aufwärtsgewandtes silbernes Schwert mit goldenem Griff. Die *Grafen-Minister:* Im blauen Frey-Viertel einen goldenen, rechtssehenden Löwenkopf, mit ausgeschlagener rother Zunge. Die *Grafen-Staatsräthe:* Das Frey-Viertel achtzehnfach geschachtet von Gold und Blau. *Präsident des gesetzgebenden Corps:* Zwey goldene Gesetztafeln im blauen Felde. — *Officiere vom Hause des Kaisers:* eine goldene, mit einem Giebel bedeckte Vorhalle, und die goldenen Buchstaben D. A. *Minister im Auslande:* Silberner Löwenkopf im blauen Frey-Viertel. *Officiere vom Hause der kaiserlichen Prinzen:* Eben jene Vorhalle und die Buchstaben D. I. *Präfecten:* Eine goldene, dreyfach gezierte Mauer, über welcher ein Eichenzweig schwebt, ohne welchen auch die *Maires* diese Mauer führen. *Präsident des Wahlcollegiums:* Drey goldene Wecken. *Mitglied des Wahlcollegiums:* Goldener Eichenzweig, hochaufstehend. *Güterbesitzer:* eine goldene aufrechtstehende Ähre am Stengel. Die *Barone:* Eine schwarzsammetne Toque, aufgeschlagen mit Gegen-Veh, silberne Spange, und zwey silberne Helmdecken. Ihr Frey-Viertel ist roth, und in der linken Oberecke befinden sich die Bey-, Standes- oder Functions-Zeichen. Die *Ritter:* Schwarze, grünaufgeschlagene Toque, mit silbernen Reiherbusch. Die *Städte der ersten Classe:* Siebenfach gezinnte (*Creneau*) goldene Mauer, statt des Helms, aus welcher ein halber goldener Adler sich erhebt. Im Schildeshaupte drey aufwärts fliegende Bienen im rothen Felde. Die *Städte der zweyten Classe:* Die Mauerkrone, mit fünf silbernen Zinnen; die, *der dritten Classe*, einen Korb mit goldenen halben Garben. Guirlanden dienen statt der Helmdecken. Hinter dem Wappen des *Vice-Connetable* befinden sich die Marschallsstäbe, hinter dem des *Gross-Kammerherrn* die Schlüssel. Nach der ehemaligen französischen Heraldik führten die Oberstallmeister, Ober-Küchen-Keller-Meister alle die Zeichen ihrer Standeswürde hinter und neben ihren Wappen.

Mit diesem neuen französischen Wappenbuche sind von Liebhabern und Freunden der Heraldik die Werke eines *Menestrier*, *Vulson de la Colombierre* u. s. w., und die damaligen Staatswappenbücher zu vergleichen, die unter dem Titel: *L'Etat de la France*, gewöhnlich zu erscheinen pflegten.

In dem sehr kurzen *Avis* des *Armorials* sagt der Herausgeber desselben, es sey über das Blasonwesen nicht viel zu reden, die alten Heraldiker hätten Allerley fabulirt, phantasirt und supponirt, und damit sey nicht viel abgemacht worden. Der Ursprung der Wappen gehöre in die Zeiten der Kreuzzüge, und die Heraldik datire ihren Ursprung aus dem 12 Jahrhundert. Somit genug. — Liebhaber der Heraldik kennen die gehaltvolle Vorrede zu dem sogenannten *weigelschen* Wappenbuche.

U. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 DECEMBER, 1812.

## RÖMISCHE LITERATUR.

Zürich, b. Ziegler: *Cornelius Nepos de vita excellentium imperatorum.* Mit Anmerkungen von *Joh. Heinrich Bremi.* Zweyte sehr vermehrte und berichtigte Ausgabe. 1812. XXII und 392 S. 8. (1 Rthlr.)

Man erwarte in dieser Ausgabe des Cornelius nicht eine von den leider gewöhnlichen Bearbeitungen *in usum tironum*, die oft weniger der Beurtheilung als einer Warnung werth sind, und nur von der Armseligkeit derer zeugen, die sich berufen dünken, der jugendlichen Schwäche aufzuhelfen. Einsicht und Plan macht Hn. *Bremi's* Arbeit zur achtbaren und empfehlungswerthen Sache. Das Buch ist zwar schon früher (1796) in einer ersten Ausgabe erschienen, allein es wurde in der zweyten umgearbeitet, und zur Hälfte bereichert, so dass wir recht verfahren, wenn wir weder auf Vergleichung der Ausgaben, noch auf die Beurtheilung der früheren Rücksicht nehmen, sondern das Ganze als ein neu dargebotenes betrachten.

Die Grundsätze, die Hr. *B.* für sogenannte Schulausgaben in der Vorrede zur ersten Ausgabe aufstellte, sind, da sie aufs Neue abgedruckt worden, dieselben geblieben, und mussten es bleiben. Möchte auch Manches dabey nur Rüge des Schlechteren ausmachen, und Einzelnes auch in grössere Bestimmtheit gesetzt werden müssen: so ist doch die richtige Ansicht von der Behandlung der alten Schriftsteller auf Schulen gut aufgefasst, und die Momente sind bedeutungsvoll hervorgehoben worden, so dass sie allen Schulmännern mit Nachdruck empfohlen werden müssen. Nur die Erbärmlichen, denen ein geistloser Schlendrian wohl thut, oder die, bequem genug, Alles durch Gefühl zwingen wollen, können an einer *philologischen* Behandlung der Autoren auf Schulen Anstoss nehmen. Wird Philologie und Kritik in Schulen als ein blosser Variantenkram und als todte Worterklärung betrachtet: dann möchte sie mit Recht daraus verbannt bleiben; aber bey richtiger Einsicht wird Jeder die Behauptung bekräftigen, dass alle Lectüre der Alten nur philologisch und kritisch seyn dürfe und müsse. Ob Schüler sich künftighin ausschliessend solchem Studium widmen oder nicht, ob für den Schriftsteller, der eben behandelt wird, etwas dabey zu gewinnen stehe, ob über dem Studium der Sprache nicht die Kenntniss der Sachen vernachlässigt werde: diese Fragen kommen nicht zur Rücksicht. Nicht die Schriftsteller sollen in Schulen bearbeitet, sondern das Ganze einer Sprache, und mithin einer Gedankenwelt in ihrer Nothwendigkeit aufgefasst werden; nicht auf Bildung von Philologen sind eigentlich Schulen berechnet, sondern auf Bildung der Gelehrten. Aber nichts kann diesen wissenschaftlich vorbereiten, als die Ergründung der Gesetze, nach denen der Geist in classischen Menschen rege war und schaffte und sich aussprach; alles Andere macht nur praktische Beziehung hievon aus, wie alles Ding sich in den Gedanken auflöst und unter dessen Formen steht. Das Verfahren aber kann hiebey nur kritisch seyn, so wie die durch die Zeit oft zufällig veranlassten Verderbungen und Varietäten das brauchbarste Hülfsmittel enthalten. Doch wie Wenige sind für solches Studium geeignet; wie wenige auf Schulen berechnete Ausgaben der Alten erfüllen die Anfoderung an Brauchbarkeit und geistvollen Gehalt! Darum sey uns ein Beytrag ächter Art, in dem reines wissenschaftliches Streben waltet, willkommen, und werde recht eifrig benutzt und empfohlen.

Nicht für Anfänger, die noch mit Grammatik und Vocabeln zu kämpfen haben, schrieb Hr. B. seine Anmerkungen, sondern für reifere Jünglinge, und der Lehrer, wie jeder Sprachkundige, wird sie gern lesen und dabey an Manches erinnert, ja auch belehrt werden. Durchgängig bewährt sich ein ächtes Studium der Sprache und eine gute Methode, vor Allem aber ein redliches Bemühen, dem es um die gute Sache zu thun ist. Mag sich auch Manches in mehr Bestimmtheit fassen, Manches sich verbessern lassen: so geht selbst dem Irrthum nicht der Grund ab, der leichter täuschen konnte, wenn die Beobachtung nicht allseitig angestellt, und das Specielle nicht auf allgemeinen Sprachgrund zurückgeführt worden war. Einen Fehler nämlich theilt Hr. *B.* mit vielen Philologen, dass er für die einzelnen durch Induction verarbeiteten Fälle schnell Regeln bildet, und dadurch diese unnöthig häuft, während der allgemeinere Grundsatz schon den speciellen in sich fasst, und dieser nur aus jenem abgeleitet werden muss. Da Schriften, welche weiteren Fortgang vermitteln wollen, auf strengere Beurtheilung Anspruch machen, und da es hier wirklich der Untersuchung gilt: so wollen wir, um dem Vf. und unseren Lesern Genüge zu leisten, einige Abschnitte prüfend verfolgen, und nicht sowohl, was Gutes wir gefunden, aufzählen, als vielmehr bemerken, was uns einer Änderung oder gänzlichen Umformung be-

dürftig scheint. Wir wählen zufällig das Leben des Conon und die Folgenden.

Conon I, 1. *In qua potestate.* Hr. *B.* bemerkt, dass bey den Wörtern, welche Macht, Gewalt, Herrschaft bezeichnen, *in* stehe, mit der Bedeutung unseres: *während.* Hiezu bedurfte es keiner speciellen Regel, sondern höchstens der Bemerkung, dass ein beygefügtes *in* nicht bloss bey den genannten Begriffen, sondern auch bey allen anderen den Begriff des *Zustandes als eines fortdauernden* hervorhebt. II, 3. *Tauro tenus.* Die Regel, als stehe *tenus* nur bey dem Ablativ des Singularis, aber beym Ablativ und Genitiv des Pluralis, reicht nicht aus, wie schon *Gronov* zu Livius 44, 40 gezeigt hat. III, 1. *Meritis valebat.* Hr. *B.* nimmt an, dass bey *valere* und ähnlichen Verbis der Ablativ statt *propter* mit dem Accus. stehe, nach *Görenz* zu Cic. *de legg.* I, 15. Dieser Regel kann man überhoben seyn, sobald man den richtigen Begriff des Ablativs festsetzt, nach welchem dieser Casus nicht bloss die Ursache und Veranlassung, sondern jeden (zufälligen) Bestimmungszusatz anzeigt, und sich dabey örtlich, zeitlich und ursächlich verhält. So in *valere* — wozu dann *meritis* gefügt wird, — wie in jedem Anderen. Auf denselben Grund musste die Erklärung von *factis et moribus* im Chabrias III, 4 zurückgeführt werden. Dion I, 2. *Alia ab natura.* Hr. *B.* folgt *Görenz* zu Cic. Acad. I, 2, dass *ab* vor einem Consonant stehe, weil das vorhergehende Wort mit einem Vocal endige. Als Regel ist diess nicht ausreichend. Cornelius musste bey der Häufung der *a*-Sylbe (*multa alia ab natura habuit bona*) wohl so schreiben. Gleich darauf nimmt der Herausg. Anstoss an *ingenium docile, come,* da *comis* vom Charakter, *ingenium* aber vom Verstande gesagt werde, und erklärt es dann vom Charakter des Schülers, *lenksam.* Vielmehr aber musste auf den Begriff von *ingenium* aufmerksam gemacht werden, in welchem sich Charakter und Verstand nach alter Denkweise nicht so scharf ausscheiden, wie wir zu trennen gewohnt sind. Unsere Sprache kommt hiebey nicht nach. I, 4. An *legationes diligenter obire* durfte nicht Anstoss genommen werden, da es die Sorgsamkeit bey Übernahme der Gesandtschaft, und aller Aufträge und Vollmachten in sich schliesst. Die Regel zu II, 2, dass Cornelius *qui quidem* mit dem Indicativ setze, wenn die Verbindung lockerer ist und der zweyte Satz nur eine nähere Beleuchtung oder Erläuterung des ersteren enthält, mit dem Conjunctiv in einer engen Verbindung der Sätze, wo das Relativum die Stelle des *ut consequentiae* vertritt, diese Regel musste bestimmter gefasst werden. *Quidem* ändert und bestimmt für die Construction nichts, sondern hebt das *qui* nur mehr hervor, wie ὅ γε, die Construction selbst aber ist keine andere als die allgemeingültige des *qui* im Erläuterungssatze und im abhängigen Bestimmungssatze. — III, 3. *Autem* soll in dem Satze *Plato autem tantum etc.* eine allgemeinere Bemerkung an das Vorhergehende knüpfen. Vielmehr nimmt *autem* ganz eigentlich eine unterbrochene Gedankenreihe wieder auf, und so tritt der angeführte Satz in Beziehung auf das, was oben vom Plato gesagt worden war. Iphicrates I, 1. Die Anmerkung, welche mit Recht *non tam magnitudine rerum gestarum, quam disciplina militari nobilitatus est* vertheidigt, hätte weit kürzer gefasst werden können, wenn der Vf. nur angegeben hätte, dass *tam — quam* in *demselben Grade — in welchem* bedeutet. II, 4. Unklar ist die Bemerkung, dass, wenn ein Gegensatz zwischen einheimischen und fremden Truppen ist, die fremden Truppen immer *exercitus conductitius,* nicht *conductus,* heissen, in wiefern nämlich auf den Stand der Miethtruppen im Allgemeinen Rücksicht genommen wird, nicht auf die Person, welche sie in Sold genommen hat. Kurz fasse man den Unterschied: *conductitius exercitus* ist ein in Sold stehendes, *conductus* ein in Sold genommenes Heer; also nur eine verschiedene Beziehung derselben Sache. III, 4. Hr. *B.* theilt ab: *at, ille, merito, inquit, facio,* und erklärt *at* verbunden mit *merito facio* durch *profecto.* Diess kann wohl gesagt werden, allein die Abtheilung ist unlateinisch, und *at* kann von *ille* nicht getrennt werden. Es steht aber *at* in Beziehung auf das vorausgegangene *virum videretur.* — Chabrias II, 3. *A quibus (Aegyptiis) magnas praedas Agesilaus faciebat.* Hr. *B.* erklärt *praedae* durch *Vortheile, Gewinn,* und glaubt, dass dann *a quibus* gesagt werden könne, wie Timoth. I, 3: *a quo quum Laco pecuniam numeratam accepisset.* Dass *praedas* so gesetzt werden könne, hätte sollen durch die Hauptstelle Cicer. II in Verr. III, 50, 165: *ipsum maximos quaestus praedasque fecisse,* bewiesen werden. Dabey aber bleibt die Schwierigkeit in *a quibus* noch unaufgehellt. Es muss, wie in vielen anderen Stellen, durch: *von Seiten welcher,* erklärt werden. So sagt Terentius Phorm. V, 6, 4: *Otium a senibus ad potandum ut habeam.* Dass IV, 3 *natantem* dem *natantes* vorgezogen wird, befremdet uns, da die ganze Structur dieses verlangt und *natantem* einen überflüssigen Zusatz enthält. Nicht selten vermissten wir in den Regeln zureichende Bestimmtheit. So zu Datam. III, 2: „Es stehen zwey Adjectiva ohne Copula bey einem Substantivum, weil nicht zwey verschiedene Eigenschaften (?) angegeben werden, sondern das zweyte Adjectivum nur eine nähere Erklärung des ersten (?) enthält." Soll heissen: weil das zunächst stehende Adjectivum mit dem Substantiv Einen Begriff ausmacht. *Duplex amiculum* heisst ein Doppelwams; dazu als Prädicat *agreste.* — Miltiades I, 1 *ut jam non solum de eo bene sperare, sed etiam.* So liess Hr. *B.* drucken, weil *jam* hier als Hauptbegriff erscheine, und dann immer voran stehe; denn *non jam* habe eine specielle Bedeutung, wie *non amplius,* und desswegen werde nirgends *non jam solum* gesetzt, sondern wenigstens zwischen *non* und *jam solum* einige Worte eingeschoben. Aus dieser Bemerkung wird kein Lernender das Wesen und die Bedingung der genannten Partikeln hinlänglich kennen lernen, zumal wenn er Stellen, wie Eumenes XII, 1 *non jam de eo*

*emptum esse supplicium*, mit anderen wie Quintil. I, 7, 4 *figuris jam non quaesitis, sed sponte se offerentibus*, und mit VI, 1, 10 *jam nihil amplius dicturi sumus*, vergleicht. Die richtige Auseinandersetzung würde hier zu viel Raum einnehmen. Eben so unbestimmt, ja unrichtig ist die darauf folgende Rechtfertigung von *judicarunt*, statt *judicarant*, weil nämlich das Plusquamperfectum eine relative Zeit sey, und hier mit dem Futurum in Verbindung gesetzt einen Widerspruch bilde. Wie *judicarant* in dem Satze *talem futurum qualem cognitum judicarant* mit dem Futuro der Zeit nach verbunden sey, läfst sich nicht einsehen. Wird nicht jeder Anfänger finden, dafs *judicarant* in einem Zeitverhältnisse zu *considere possent* stehen würde. Nur die Sache und der Zusammenhang verlangt *judicarunt*, nicht die Construction des Tempus. Die an sich ganz richtige Regel von *qui* nach *esse* mit dem Conunctiv und Indicativ (zu Miltiad. 3, 3) kann und mufs genauer gefafst und abgekürzt werden, wenn man *qui* mit der den vorausgegangenen Begriff erklärenden Bedeutung von *qui* unterscheidet, welches das Subject erst bestimmt oder setzt; dort ist es ein gegenständlich, hier innerhalb des blofsen Gedankens, und darum auch nach besonderer Bedingung vom Conjunctiv begleitet. Steht in *fuit Miltiades, cui illa custodia crederetur*, dennoch der Conjunctiv: so ist der Satz nur als Gedanke genommen, wie denn Griechen und Römer Vieles, was wir real setzen, nur ideal bezeichnen.

Doch wir brechen ab, um noch Einiges über die kritisch behandelten Stellen beyzufügen. Nicht wenige Stellen sind wirklich verbessert, und durch die Aufnahme zurückgewiesener und verkannter Lesarten wieder hergestellt worden, so dafs diese Ausgabe auch in dieser Hinsicht Aufmerksamkeit verdient. Vorzüglich bemerkenswerth ist, dafs Hr. *B.* sich des Sprachgebrauchs seines Schriftstellers ganz zu bemächtigen gesucht hat, und daher auch Manches zur Entscheidung bringt, was Andere ohne die Rücksicht auf das Charakterische weder beweisen noch zurückweisen konnten. Wir wollen uns hier nur auf Einiges beschränken, in dem wir anderer Meinung seyn zu müssen glauben. Im Conon III, 8 will Hr. *B. Neque admirandum* dem gewöhnlichen *neque id mirandum* vorziehen; allein wenn auch von Seiten des *admirari* nichts einzuwenden ist: so wird man *id* nicht aufgeben können, da es, wie bey jedem guten Schriftsteller, zur Hervorhebung des folgenden Satzes dient. — Die Worte *quod* προσκυνεῖν *illi vocant* gehören nach Hn. *B.* nicht zur Rede des Tithraustes, sondern sind Zusatz des Cornelius. So aber spricht durchaus kein Römer, und nun erst haben die Worte das Ansehen einer Glosse. Eingeschaltete Sätze mit *nam* oder *enim* verhalten sich anders. Bey V, 2 *pugna sua navali* hätten wir gern Stellen zur Beweisführung gesehen. Dion II, 3 schlägt Hr. *B.* zu lesen vor: *Itaque quum a Dionysio tyranno crudeliter violatus esset, quippe qui eum verundari jussisset*. Die Härte in dem gewöhnlichen *quippe quem* scheint dem Cornelius nicht fremd; auch kommen ähnliche Stellen beym Livius vor. II, 5. Hr. *B.* vertheidigt mit Bosius *Hoc aeger sumpto, ut somno sopitus, diem obiit supremum*, da nur die Ähnlichkeit der Todesart mit dem Schlafe bezeichnet werde. Der Schriftsteller will sagen, dafs er an dem Schlaftrunk gestorben sey, und die Lesart *somno sopitus* liefse sich vertheidigen, da *somno sopitus* statt des einfachen *sopitus* stünde. Allein der Hauptpunct, durch welchen *ut* nöthig wird, liegt in dem Gegensatze zwischen *sopor* als künstlicher Schlaf, Schlaftrunk, und *somnus*, natürlicher Schlaf. Senec. epist. 83 fin. sagt auch *sopore sumpto dormire*. Der Sinn ist: der Kranke starb durch den Schlaftrunk, wie durch natürlichen Schlaf eingeschläfert. Mit vollem Rechte hat Hr. *B.* VII, 2 *nisi in amicorum possessiones* und X, 2 *iidem — praedicabant* aufgenommen, so wie X, 4 *elatus publice* verbunden. Bey der Stelle im Iphicrates II, 5: *Epaminondae retardavit impetus*, wo Andere *inceptus* lesen, hätte bemerkt werden sollen, dafs *retardare impetus* eine allem Zweifel überhobene Formel ausmacht. *Cic. divin. in Caecil.* XI, 33 *ut istius animos atque impetus retardaret*. Bey Attic. I, 2 nimmt Hr. *B.* an der Composition der Adjectiva in *Patre usus est diligente, indulgente et — diti* Anstofs, da doch *diligenti* und *diti* einen natürlichen Zusammenhang haben, und daher *indulgente* zu verwerfen stehe. Zieht man aber nur die richtige Bedeutung von *patre uti* in Rücksicht: so ergiebt sich, dafs hierauf die Prädicate bezogen werden müssen, und dann die Stellung derselben willkührlich ist. Doch möchte die Autorität des mediceischen Codex nicht zu verwerfen seyn. Mit Recht schlofs der Herausg. III, 1 die Worte *quod — adscita* als verdächtig in Klammern ein. Cornelius Buch ist mehr, als selbst Hr. *B.* zugiebt, durch die Hand eines Glossators entstellt. Als Zusätze fremder Art nimmt der Herausg. an: *erat* Themist. VII, 2, *adiuvante te* Pausan. II, 4. *Atheniensibus* Cimon I, 1 u. a. Allein er hätte namentlich in Hinsicht auf ganze Sätze, wohin wir auch Dion II, 4 *quod sorores — habere* rechnen möchten, noch genauere Untersuchung anstellen sollen. Im Atticus XXI, 3 läfst sich eher eine Lücke vermuthen, als annehmen, dafs die Worte *atque hoc prius quam ei accideret* eingeschoben seyen.

Wir haben nur Weniges ausgehoben, und kaum Etwas von dem vielen Guten, das sich in dem Buche findet, erwähnt. Diefs werden und sollen die Leser in demselben selbst finden. Bekanntschaft mit der römischen Sprechweise verräth sich fast durchgängig, und hat zu mancher Parallele Veranlassung gegeben. Nur haben wir gewünscht, Hr. *B.* hätte auch darauf aufmerksam gemacht, wie sich in Cornelius Sprechweise Vieles aus Dichtern angeeignet hat, und manche Formel, so wie die Structur der Sätze, nur aus dem Gebrauche der Dichter bewiesen werden kann. Möge das Buch eifrigen Schulmännern und durch diese allen nach Gründlichkeit und besserer Einsicht strebenden Jünglingen empfohlen seyn! X. P.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Köln, b. Rommerskirchen: *Äsopische Dichtungen von Conrad Heinrich Fischer.* 1809. 118 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. hat schon im J. 1806 eine *Fabellese für die Jugend* herausgegeben, in welche er, neben den fremden, auch eine Anzahl seiner *eigenen* Fabeln aufnahm. Da diese in einer pädagogischen Zeitschrift eine günstige Beurtheilung gefunden hatten (günstig, vermuthlich mehr in pädagogischer, als ästhetischer Hinsicht): so entschloss er sich, sie nebst den noch ungedruckten zu sammeln und herauszugeben. Es sind in Allem 60 Stück, theils von eigener Erfindung, theils, wie der Vf. sagt, freye Nachahmungen französischer und italiänischer Fabeldichter. — Die pädagogische Tendenz dieser Fabeln hat der Vf. gleich in der ersten nach seiner Weise darzulegen gesucht; sie ist von *seiner* Erfindung, und ihr Inhalt, den wir geben wollen, kann zur Probe dienen, wie ihm das Erfinden gelingt. Ein verzärteltes Kind wird am Fieber krank und will keine Arzney einnehmen. Was thut die kluge Mutter?

Sie macht drauf einen frischen Teig
aus *Milch* und *Eyern*, *Mehl* und *Zucker*;
in diese knetet sie zugleich
die Pillen für den armen Schlucker;
bäckt sie zum herrlichen Biscuit,
vergoldet ihn und kommt damit
vergnügten Blicks zum kranken Knaben;

und so weiter; denn der Vf. braucht noch 15 Verse, um zu sagen, dass der Bube den leckeren *Milch- und Eyer-Kuchen* drey Tage lang gespeist, und davon *das Fieber* ihn verlassen habe. (!) Mit dieser Mutter und ihrer Curart vergleicht sich Hr. *F.* und seine Dichtungen, als einen süssen Vehikel, den Lesern die bitteren Pillen der Wahrheit beyzubringen, und ahndet nicht, dass er dadurch bey Verständigen nur eine geringe Meinung von ihrem Werth erregt hat. Wirklich fehlt es diesen Dichtungen fast durchgängig an Interesse, lebhafter Behandlung, Gedrungenheit des Stils, Feinheit und Würde der Sprache; die Erfindung ist oft dürftig, gemein oder selbst widerlich. Ein Hund und ein Schwein baden sich in einem Flusse; kaum sind sie heraus: so wälzt sich das Schwein wieder in einer faulen, kothigen Pfütze herum, und da sich der Hund verwundert, sagt es, es wolle sich abkühlen; „und was kann es schaden? ich kann im Fluss mich wieder baden." Am meisten hat der Vf., nach unserem Dafürhalten, durch seine schon erwähnten Nachahmungen fremder Muster gewagt, welche vor ihm schon von anderen Dichtern mit viel grösserem Glück nachgebildet waren. Wem wird No. 46 *der Bauer und sein Sohn* gefallen, wenn er entweder das witzige Original des *La Fontaine*, oder die an treffenden und jovialischen Zügen reiche Nachahmung von *Falk* (*der Esel*) gelesen hat? Oder wem wird die frostige Erzählung No. 52 *der Bauer und der Hund* behagen, wenn er die schöne, rührende Darstellung dieses Stoffs von *Nicolai* (*Finette*) kennt? — Die aufgeführten handelnden Wesen haben hier selten den wahren *mythischen Charakter*, wovon die Bedeutsamkeit einer Fabel abhängt. In No. XII soll eine *Spinne* einen Menschen bedeuten, der nach einem hohen Stande strebt; in No. 32 die *Rose* das Bild eines *Stolzen* seyn; und in No. 20 wird eine *Schlange* gewählt, um eine *Gans* (die hier den *Eiteln* vorstellt) zu belehren, was Verdienst sey. Sprachrichtigkeit und Reinheit haben wir nur selten, doch zuweilen, vermisst, z. B. S. 9 *der auf es zielte;* der Apostroph steht mehrere Male auch vor einem Consonanten; das Wort *Luder* (S. 118) und einige gemeine Schimpfreden (wie ebendaselbst) nehmen die Musen nie in den Mund. Von der *Diction* und *Versification* haben wir schon eine kleine Probe gegeben; beide sind im Ganzen gut, fliessend und leicht. Von Seiten der *Moral* sind diese neuen Fabeln ohne Tadel; und sind ihre *Lehren* gleich nicht *neu* und *anziehend:* so können sie doch für die kleine Jugend *nützlich* seyn; und da wir auch verschiedene Stücke gefunden haben, in welchen der Vf. entweder in Ansehung des *Stoffs* oder der *Behandlung* glücklicher gewesen, und die erwähnten Fehler vermieden hat: so könnte Hr. *F.*, dem wir die Anlage zu dieser Dichtart keinesweges absprechen, bey strengerer Anwendung der Kritik auf seine Arbeiten, mit der Zeit unseren Vorrath guter und vortrefflicher Fabeln vielleicht vermehren. Die besseren Stücke, die wir meinen, sind No. 22. 27. 41. 51 und 56, unter welchen No. 41 *die Dame und die Magd* — eine poetische Erzählung, nicht eine Fabel! — dem Vf. am besten gelungen ist.

V — n.

## NEUE AUFLAGEN.

*Giessen*, b. Tasché u. Müller: *Anfangsgründe der Naturlehre zum Gebrauch für Schulen, auch zum Selbstunterricht für Liebhaber dieser Wissenschaft*, von *Friedr. Wilh. Dan. Snell.* Neue Auflage. Erste und zweyte Abtheilung. Mit 4 Kupfertafeln. 1810. 588 S. 8. Auch unter dem Titel: *Encyklopädie der Schulwissenschaften für höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht* ausgearbeitet von einer Gesellschaft von Gelehrten und herausgegeben von *Fr. W. D.* und *Ch. W. Snell.* Vierte Abtheilung: *Naturwissenschaften.* I. II Band. *Naturlehre*, von *Fr. W. D. Snell.* 1. 2 Abtheilung. (2 Rthlr.)

*Leipzig*, in der weygandschen Buchhandlung: *Taschenbuch für Kartenspieler auf das Jahr* 1813. Auch unter dem Titel: *Die deutschen Kartenspiele*, oder Anleitung, die üblichsten Spiele mit der deutschen Karte als Solo, Contra, Schafkopf, Einwerfen, Funfzehnern, Bassadewitz, Piket, Mariage und Elfern bald und gründlich zu erlernen. Neue Auflage. Mit 3 Kupfern. 1813. X u. 374 S. 8. (20 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 DECEMBER, 1812.

## BOTANIK.

WIEN, auf Kosten des Herausgebers u. in Commiss. b. Schaumburg u. C.: *Archiv der Gewächskunde*, von *Leopold Trattinnick*, des k. k. botanischen Museums Custos u. s. w. Erster Band. Erste Lieferung. 1811. 8 S. Mit 50 Abbildungen und 59 Tafeln. Zweyte Lieferung. 1812. XXIV u. 8 S. Mit 50 Abbildungen und 58 Tafeln. Royal-8. (Jede Lieferung 8 Rthlr. 12 gr.)

In den zwey letzten Decennien hat die Botanik einen bedeutenden Zuwachs an neuen Pflanzen-Gattungen und Arten erhalten, und da wir gleichwohl, wie *Humboldt* (in seinen Ansichten) behauptet, „noch kaum den fünften Theil der Vegetabilien des Erdbodens dem Namen nach kennen": so scheint es fast unmöglich, künftig alle Gewächse durch blosse Beschreibungen ihrer Formen und der mannichfaltig gebildeten Organe ohne bildliche Darstellungen hinreichend zu unterscheiden. Aus diesem Grunde muss die Erscheinung eines Werks, wie das vorliegende, dessen classischer Werth in den richtigen, der Natur getreuen Abbildungen der Pflanzen, sich offenbart, allen Botanikern und Liebhabern der Kräuterkunde zur Freude gereichen, zumal da Hr. *T.*, der seine botanischen Kenntnisse durch die Herausgabe mehrerer ehrreicher Schriften längst beurkundet hat, in der Ankündigung versichert, dass er zu diesem Archiv schon viele Pflanzenabbildungen vorräthig habe, und daher im Stande sey, nach wenigen Jahren eine vollständige Sammlung zu liefern. Der Hauptzweck dieses wichtigen und instructiven Werks geht also dahin, die Beschreibungen der in *Willdenows Spec. plant.* und in *Persoons Synopsis plant.* abgehandelten Pflanzen durch richtig und deutlich gezeichnete Abbildungen anschaulicher zu machen, und zugleich die Richtigkeit der Analogie, so viel als möglich, durch beygefügte Analysen und Vergrösserungen zu bestätigen oder zu modificiren. Die Abbildungen selbst entlehnt Hr. *T.* theils aus seltenen und kostbaren Werken, theils läfst er sie, unter seiner Aufsicht und Leitung, nach lebenden Exemplaren fertigen, wozu ihn die reichen botanischen Gärten in und bey Wien die schönste Gelegenheit darbieten. Dabey soll die möglichste Wohlfeilheit des Werks mit bescheidener Eleganz verbunden werden. Da jedoch die ungeheure Menge, sowohl der jetzt bekannten als der noch hinzukommenden neuen Pflanzen den Preis des Werks noch zu sehr erhöhen, und das Ganze deſswegen manchen Botanisten zu kostspielig seyn dürfte: so fühlte Hr. *T.* sich bewogen, auch in dieser Hinsicht ein Erleichterungsmittel zu ergreifen, und zum Nutzen derjenigen, welche nur einzelne Fächer in der Botanik auszufüllen, und die hiezu nöthigen Abbildungen zu besitzen wünschen, folgende Partialausgaben unter eigenen Titeln zu liefern: 1) Eine Flora von Österreich; 2) eine Sammlung ökonomischer Pflanzen, in Verbindung mit den officinellen; 3) eine Sammlung von Bäumen und Sträuchern; 4) eine Auswahl von neuen und sehr seltenen oder sonst höchst merkwürdigen Gewächsen u. s. w. In dieser Absicht hat er auch die Kupfertafeln nicht numeriren, sondern nur die Namen der darauf abgebildeten Pflanzen beyfügen lassen, damit der Käufer die Kupfer nach Belieben selbst ordnen und zu dem vorgesetzten Zweck benutzen kann. Was den Text betrifft: so hat der Vf. aus guten Gründen nur ein Namenverzeichniss der abgebildeten Pflanzen, verbunden mit den Erklärungen der auf den Tafeln befindlichen Figuren, vorausgehen lassen. Dagegen finden die gelehrten Botaniker mehrere interessante Beobachtungen und Beschreibungen von neuen oder noch nicht hinreichend bestimmten Pflanzen und andere wissenswerthe Notizen in einem besonderen Werke, welches in Rücksicht auf die Zahl der Pflanzen und der aufgestellten Numern mit dem Hauptwerke gleichen Schritt hält, und unter dem Titel:

*Observationes botanicae, tabularium rei herbariae illustrantes,*

in lateinischer Sprache erscheint, und mit den Lieferungen des Archivs zugleich ausgegeben werden soll. Zuerst liefert der Vf. bloss Abbildungen von Phänogamen; die Kryptogamen sollen dann nachfolgen, wenn er mit der Phänogamie das vorgesteckte Ziel erreicht haben wird.

Die *erste* Lieferung hebt an mit der Gattung *Acer*, wovon 20 Arten auf 25 Tafeln abgebildet vorkommen. Um die Grenze dieser Blätter nicht zu überschreiten, heben wir nur die neuen und seltenen Arten aus: No. 6) *Acer Austriacum Tratt.* Eine neue Art, deren Kennzeichen in *Observat. bot.* so angegeben sind: *A. foliis sub quinquelobis, lobis acuminatis, floribus corymbosis, alis divaricatis.* Sie ist mit unserem Feldahorn, *A. campestre*, zunächst verwandt, aber unterschieden durch längere, fast filzige Blattstiele, durch die langgespitzten Einschnitte der Blätter, durch grössere Blumen, die in Doldentrauben gesammelt sind, und durch die Stellung der Flügelfrüchte. 13) *A. opulifolium Vill.* ist *A. opulus Willd.* 14) *A. obtusatum Waldst. et Kitaib.* 15)

*A. pictum Thunb.* Die vorliegende Abbildung stellt nur einen Zweig ohne Blüthen und Früchte dar; aber desto vollständiger und belehrender sind folgende Arten: *A. japonicum*, *palmatum*, *dissectum* und *creticum* abgebildet. Unfehlbar wird der Vf. die in *Willd. Spec. pl.* aufgeführten und hier noch fehlenden neuen Arten in den folgenden Heften nachliefern. Von der Gattung *Loasa*, die hier unmittelbar auf *Acer* folgt, finden wir in *Willd. Spec. pl.* nur 6, in diesem Archiv hingegen 14 Arten beschrieben und sehr schön abgebildet. *Loasa chenopodifolia*, welche *Willdenow* in gedachtem Werke und *Persoon* in *Synops. pl.* als eine wirkliche Art nach *Lamarck* beschrieben haben, betrachtet Hr. *T.* als eine Varietät von *L. Xanthiifolia Juss.*; deswegen hat er auch von der ersten keine Abbildung geliefert. *L. urens Jacq.* ist hier von *L. ambrosiaefolia Juss.* hinreichend unterschieden; zur letzteren gehört *L. hispida syst. nat.* Die neuen Arten dieser Gattung, welche in *Humboldts* Meisterwerke (*Plant. aequinoct.* 4 Lief. T. 14 u. 15) vorkommen, haben wir mit den Arbeiten des Vfs. verglichen, und können versichern, dass die Nachbildungen, besonders in Betreff der Analysen, gut gerathen sind. *Loasa ranunculifolia* ist auf zwey Tafeln vorgestellt. Die erste enthält einen Zweig in natürlicher Grösse; die zweyte eine vollständige Pflanze in verjüngtem Massstabe. Auf gleiche Weise ist auch die Gattung *Thouinia* nach *Poiteau* abgehandelt. Vier Arten davon sind abgebildet, nämlich No. 35) *Thouinia simplicifolia*; 36) *Th. trifoliata*; 37) *Th. pinnata*; 38) *Th. decandra.* — 39) *Schrebera swietenoides Roxb.* 40) *Bergera Koenigii Roxb.* 41) *Cansjera scandens Roxb.* 42) *Plantago nana Tratt. Obs. bot.* 1. p. 23. Der Charakter dieser neuen Art, welche Hr. *T.* in Österreich wildwachsend fand, ist so angegeben: *Pl. foliis ovato-subrotundis undulato-dentatis, cano-pubescentibus, scapis* (*e basi cujuslibet folii*) *decumbentibus cano-tomentosis, spicis erectis ovatis.* Die ganze Pflanze wird kaum 1 Zoll hoch, wie auch die Abbildung zeigt. 43) *Viola lutea Smith fl. brit.* 44) *Conium strictum Tratt. Obs. bot.* 1. p. 24: *C. Caulibus diffusis, ramosissimis, strictissimis, umbellis umbellulisque depauperatis proliferis, denticulis foliorum acutissimis.* Mit dem *Conio maculato* zunächst verwandt, aber unterschieden durch einen sehr ästigen, kaum 2 Fuss hohen Stengel, durch sehr steife Zweige und Blumenstiele und durch kleinere Blumen. Wächst in Ungarn. 45) *Ajuga foliosa Tratt. Obs. bot.* 1. p. 25. *A. caulibus adscendentibus ramosis pubescentibus, foliis subnudis crassiusculis, caulinis radicalibusque longe petiolatis subsinuatis, floralibus sessilibus sinuato-dentatis viridibus; verticillis terminalibus.* Sie findet sich in Ungarn auf Bergen, und ist von einer anderen Art, *A. Genevensis*, durch gehäufte gestielte Blätter und durch grüne Deckblätter zu unterscheiden. 46) *Orobanche Cariophyllacea Smith.* 47) *Trifolium heterophyllum Tratt. Obs. bot.* p. 26. *T. Spicis globosis solitariis densis, calycis dentibus subaequalibus, tubum corollae monopetalae inaequalis aequantibus, stipulis ovatis aristatis, caulibus procumbentibus diffusis strictissimis.* Hr. *T.* bemerkt, dass dieser Klee mit dem *T. medio Willd.* sehr nahe verwandt sey, aber sich unterscheide durch aufsteigende sehr steife Stengel, durch viel grössere weisse Blumen und durch die verschiedenen Formen der Blättchen, die bald rundlich eyförmig, bald umgekehrt herzförmig und lanzettförmig sind. Dergleichen Verschiedenheit in den Blattformen finden wir aber auch bey mehreren Kleearten, z. B. *Trifol. strictum* u. a. 48) *Cineraria crocea Tratt. Obs. bot.* p. 26: *C. floribus umbellatis, caule flexuoso, foliis planis inaequaliter dentatis, inferioribus spathulato-cordatis, petiolis alatis denticulatis, supremis sessilibus integerrimis.* Eine schöne Pflanze, auf dem carpathischen Gebirge wildwachsend, die sich durch grosse gelbe Blumen auszeichnet. 49) *Chrysanthemum* (*Pyrethrum Willd.*) *corymbosum var. radio flavo.* 50) *Centaurea Badensis Tratt. Obs.* p. 28. *C. calycibus sphacelatis albo-ciliatis glabris, foliis coriaceis interrupte pinnatis; laciniis linearibus calloso-marginatis subfalcatis, radicalibus medio duplicato-pinnatifidis caule subunifloro.* Diese neue Art scheint mit *Cent. scabiosa* zunächst verwandt zu seyn, doch hinreichend unterschieden durch die Gestalt der Blätter und durch einen fast einblümigen Stengel. Hr. *T.* fand sie in Österreich auf Hügeln zwischen Baden und Merkenstein.

Die *zweyte* Lieferung eröffnet der Vf. mit der Gattung *Tulipa*, wovon sieben wirkliche Arten und einige ausgezeichnete Varietäten auf 12 Tafeln abgebildet vorkommen, und in *Observ. bot.* von No. 51 bis 62 beschrieben sind. 63) *Epilobium simplex Tratt. Obs. bot.* p. 37: *E. caule simplici stricto, foliisque decussatis liniari-lanceolatis integerrimis, sessilibus pubescentibus, petalis emarginatis.* Obschon die Abbildung zeigt, dass diese neue Art im Sexualsystem zur zweyten Unterabtheilung (*staminibus erectis regularibus, petalis bifidis*) gehört: so hätte doch unseres Erachtens die Blume zergliedert, und dann die Stellung der Zeugungsorgane deutlicher gemacht werden sollen. Sie unterscheidet sich von *E. pubescens* bloss durch lauter gegenüberstehende ganzrandige ungestielte Blätter; von *E. palustre* durch den einfachen Stengel und durch kleinere Blumen. 64) *Clematis ochroleuca Willd.* 65) *Senecio montanus Willd.* auf zwey Tafeln. 66) *Conyza candida L.* Von der Gattung *Isatis* sind 4 Arten auf 6 Tafeln abgebildet, nämlich: *I. tinctoria L.*; *I. praecox Kitaib.*; *I. Lusitanica L.* und *I. Armenia L.* 71) *Cypselea Turpin in Ann. de Mus. d. Par.* Der Character genericus ist so angegeben: *Cal. monophyll.* 5 *partitus, coloratus. Cor. o. stam.* 2 — 3 *perigyna. Ovarium liberum, uniloculare, stylus bifidus. Capsula unilocularis polysperma, basi circumcissa. Semina numerosa, receptaculo centrali libero affixa.* Da die meisten Blumen nur zwey Staubfäden tragen, wie die auf vorliegender Kupfertafel sehr genaue Zergliederung der Blüthen und Fruchttheile zeigt: so wird diese Gattung im linneischen System in der *Diandria digynia* einen Platz einnehmen. Nur eine Art, *Cypselea*

*umifusa*, ist in diesem Archiv abgebildet. Es ist eine ährige fast succulente weitschweifige Pflanze, mit egenüberstehenden Blättern und einzelnen kleinen lumen. 72) *Pelunia Jussieu in Ann. de Mus.* t. 2. . 216. *Char. gener.: Cal. profunde 5-fidus: laciiis oblongis subspathulatis. Cor. tubulosa, limbo ilatato, sub 5-lobo inaequali. Stamina 5 inaequaia, non exerta. Stigma capitatum subbilobum. Cajula calycis basi infra cincta apice bivalvis, 2-locuiris polysperma, seminibus minutis.* *Jussieu* hat zwey rten, *P. Nyctaginea* und *P. parviflora*, beschrieben, ie der Vf. vortrefflich abgebildet und mit den nöthigen nalysen versehen hat. 74) *Sanguinaria Canadensis L.* 5) *Sangu. Canadensis β.* Eine Varietät, die sich urch einen blattlosen Schaft, durch grössere Blätter nd durch eine zehnblättrige Blume unterscheidet. *Gymnostyles Juss.* Diese Gattung ist ohne Zweifel mit *Hippia*, *Eriocephalus*, *Parthenium* und einigen aneren Gattungen in der *syngenesis necessaria* nahe vervandt. In *Persoon's Synops.* finden wir sie zwischen *Hippia* und *Eriocephalus*, und in *Willdenow's Enum.* l. zwischen *Iva* und *Filago* aufgestellt. *Jussieu* hat in *Ann. d. Mus.*) drey Arten: *Gymnostyles anthemifolia*, *G. nasturtiifolia* und *G. peterosperma*, beschrieben, die auch in diesem Archiv vortrefflich abgebildet sind. 79) *Hydrocharis morsus ranae L. foenina et mas*, auf zwey Tafeln. 80) *Hydrocharis spongia Bosc.* Eine neue sehr merkwürdige Art aus Carolina. 81) *Johannia insignis Willd.* (*Chuquiraga Juss. gen. pl.* p. 119). 82) *Johannia microphylla Tratt. J. foliis ovatis, margine incrassatis, pungentibus, subtus pilosiusculis; ramulis pubescentibus.* Sie unterscheidet sich von der vorhergehenden hauptsächich dadurch, dass alle ihre Theile kleiner und die Blätter in der Jugend mit feinen Haaren bekleidet sind. Beide Arten, die in diesem Werke sehr schön abgebildet und beschrieben sind, wachsen auf Bergen in Peru. 83) *Schradera capitata Willd.* 84) *Schradera ligularis Rudge. S. stipulis emarginatis, brevibus, foliis lanceolatis acuminatis, bracteis ligularibus longissimis.* Ist in Gujana einheimisch. 85) *Waldsteinia Geoides Willd.* 86) *Kitaibelia vitifolia Willd.*, auf zwey Tafeln abgebildet. 87) *Cornutia punctata Willd.* Diese Pflanze hat *Jacquin*, und nach ihm *Persoon in synops. pl.* 2. p. 143, von der linneischen Gattung *Cornutia* getrennt, und unter dem Namen *Hostana* aufgeführt. Den *Charact. gener.*, welcher mit der vorliegenden Abbildung vollkommen übereinstimmt, hat *Persoon* so angegeben: *Cal. obsolete bilobiatus, 4 dentatus. Cor. subringens: lacinia intermedia labii inferioris ampla, emarginata. Drupa nuce 4-locularis, 4-sperma.* Da nun die linneische *Cornutia* und *Persoon* durch einen sehr langen Griffel und durch eine *bacca monosperma* sich unterscheidet, und dazu *Cornutia pyramidalis Plum. gen.* und *Lamarck. ill. f.* 541 gehört: so ist nicht einzusehen, warum der Vf. die *jacquinische* Benennung: *Hostia caerulea*, nicht beybehalten hat; denn der *Hemerocallis Japonica Willd.*, welche r hier *Hostia Japonica* genannt, und auf zwey Tafeln trefflich abgebildet hat, konnte er eben sowohl, wenn er sie durchaus zu einer neuen Gattung erheben wollte, einen anderen Namen geben. *Hostea viridiflora Willd.* kommt hier wieder nach *Aubl.* unter dem Namen: *Matelea palustris*, vor. 90) *Bonplandia trifoliata Willd.* 91) *Persoonia ferruginea Smith.* 92) *Salvia Boosii Tratt. S. foliis longe petiolatis inaequaliter serratis venosis nudis pellucido-punctatis, verticillis ebracteatis, corollis extus tomentosis calyce 3plo longioribus.* 93) *Helleborus trifolius L.* 94) *Anemone Groenlandica Oeder.* 95) *Septas capensis L.* 96) *Cephalotus follicularis Labillard. Nov. Holl.* 2. p. 7. *Char. gen.: Cal. 6-fidus. Cor. o. stam. 12 filamentis capitatis calyci ad margines affixis, germina 6 supera, unilocularis, monosperma, stylis totidem lateralibus.* Eine neue Gattung, die zur linneischen *Dodecandria hexagynia* gehört. Es ist nur die hier abgebildete Art bekannt, welche durch zwey schlauchartige, gestielte Bälge, die zwischen den Blättern stehen, sich auszeichnet. 97) *Abama ossifraga Adans.* Der *Char. gen.* ist: *Perianthium persistens sexpartitum aequale; stam. filamenta 6 lanuginosa, germen conicum, stigmatibus 3. Capsula 3-locul., 3-valvis, semina numerosa utroque fine appendice filiformi instructa.* 98) *Podocarpus Aspleniifolia Labillard. Nov. Holl.* 99) *Podophyllum peltatum L.* 100) *Roussea simplex Smith.*

Durch diese Anzeige der in den beiden ersten Lieferungen enthaltenen Abbildungen glauben wir die Leser hinreichend unterrichtet zu haben, dass dieses Archiv vor vielen ähnlichen, bisher bekannten Kupferwerken den Vorrang gewinnen, und den beabsichtigten Zweck erfüllen werde. Die Kupfer sind nicht illuminirt; dagegen hat der Vf. die Foderungen der Kenner durch richtige Darstellungen aller charakteristischen Merkmale der Pflanzen, durch Reinheit des Stichs, und endlich durch schönes Papier und gefälligen Druck zu befriedigen gesucht. Die zweyte Lieferung schliesst Hr. *T.* mit der Ankündigung eines deutschen Commentars zum Archiv der Gewächskunde für Damen, Landwirthe, Techniker u. s. w., für Schulen, Bildungs- und Erziehungs-Institute. Möchte der würdige Vf. in der Ausführung seines Planes nach Wunsch unterstützt werden, und uns bald mit der Fortsetzung dieses Werks erfreuen! Dch.

DRESDEN, in d. begerschen Buch- und Kunst-Handlung: *Historische, bildliche Darstellung der in Deutschland einheimischen Bäume und Sträucher.* Ein nützliches Lesebuch für die Jugend. Erstes Bändchen. Mit 58 illuminirten Abbildungen. Ohne Jahrzahl. 119 S. Zweytes Bändchen: *Historische Darstellung der in Deutschland angebauten Küchengewächse; Öl-, Farben-Kräuter und der gemeinsten Giftpflanzen.* Mit 74 illuminirten Abbildungen. 106 S. kl. 4. (Beide Bändchen 2 Rthlr. 16 gr.)

In der Vorrede bemerkt der ungenannte Vf., dass er Kinder gefunden habe, die verschiedene ausländische Zierpflanzen kannten, aber nicht im Stande waren, die einheimischen nutzbaren und gebauten Gewächse von den Giftpflanzen gehörig zu unterschei-

den. Aus diesem Grunde habe er sich entschlossen, in vorliegender Schrift nicht nur den Nutzen oder Schaden der in Deutschland häufig vorkommenden Gewächse darzulegen, sondern auch die Beschreibungen derselben durch ausgemalte Abbildungen anschaulicher zu machen. Im ersten Bändchen liefert er die vorzüglichsten einheimischen Holzarten, d. i. Bäume und Sträucher, von der ehrwürdigen Eiche bis zur Moosbeere herab, beschreibt zuerst ihre Blätter, Blüthen und Früchte, und zeigt dann kürzlich den Nutzen, welchen die verschiedenen Holzarten in ökonomischer und technischer Hinsicht gewähren. Das zweyte Bändchen enthält die in Deutschland angebauten Getreidearten, Küchengewächse, Farbe liefernden Kräuter, und die meisten Giftpflanzen, die auf gleiche Weise, wie im ersten Bändchen, beschrieben und abgebildet sind. Die Erklärung der Kupfertafeln und beygefügte Register erleichtern das Aufsuchen der abgehandelten Pflanzen. Aus dem Gesagten erhellt, dass diese Schrift der Jugend belehrende Unterhaltung darbietet, und daher auch den beabsichtigten Zweck erfüllen wird. Nur hätte der Vf. sich mehrere und gründlichere botanische Kenntnisse erwerben, und hauptsächlich bey der Beschreibung der Pflanzen bessere Ausdrücke wählen sollen. Z. B. im zweyten Bändchen S. 22 heisst es: „Wenn die Blümchen abgeblüht haben: so schiessen Samenstengel hervor." S. 54. „Oben an den Spitzen der Stengel zeigt sich die weisse Blüthe in Blumengestalt!!" S. 70. „Die Blätter haben unten, wo sie am Stiele anliegen, eine Niere" u. s. w. Mit Unrecht zählt der Vf. die bekannte und allgemein beliebte Erdbeere (*Fragaria vesca*) zu den Sträuchern; es ist eine perennirende Pflanze, die wegen ihrer trefflichen Früchte in Gärten gezogen und durch Cultur veredelt wird.

Die Abbildungen finden wir zwar gröſstentheils nach der Natur richtig dargestellt, aber wegen des verjüngten Massstabes, welchen der Vf. dem Format des Buchs anzupassen sich genöthigt sah, sind manche unkenntlich und zum Theil auch schlecht illuminirt, z. B. die Tanne, der Schlehendorn u. s. w. Übrigens sind wir mit der Arbeit zufrieden, und können diese Schrift den Kindern als ein belehrendes Bilderbuch empfehlen. tr.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. juniussischen Buchhandlung: *Der kleine Historien-Almanach*, oder *Sammlung seltsamer Abenteuer, wunderbarer Geschichten und merkwürdiger Erscheinungen*, aus Chroniken zusammengetragen. 1804. 263 S. 12.

Eine Sammlung merkwürdiger Begebenheiten, Anekdoten, Ereignisse u. s. w., mit kluger Auswahl gesammelt, glaubwürdigen Schriftstellern, und zwar *gut* nacherzählt, gäbe immer den Inhalt eines interessanten Almanachs, besonders für Damen und die Jugend. Diess ist aber bey gegenwärtiger Sammlung nicht der Fall. Sie ist zusammengerafft ohne gute Wahl, und ohne bedeutende Absicht; überall ist das Wahre mit Fiction vereinigt, und der Ton der Erzählungen selbst ist so ungleich, wie ihn der Sammler eben dort fand, wo er seine Erzählungen abschrieb. Sogar das sodatische Heptameron der K. Margarethe hat Novellen abgeben müssen, die hier mit in der Reihe wahrer Geschichten prangen. Diese historische Licenz ist doch wohl ein wenig stark. Der Sammler müsste denn wahre *Namen* mit wahren *Begebenheiten* verwechseln. Er hätte in der That besser gethan, des ihm bekannten *Ernst* (S. 256) historische Blumenlese, sein historisches Bilderhaus u. s. w. durchaus zu plündern (da es doch einmal auf so etwas abgesehen war), und die Ausbeute den Lesern vorzulegen, als aus weniger bedeutenden Sammlungen Bruchstücke, wie z. B. die S. 84. 85. 91. 125. 170. 171. 178. 189 u. v. a. m. als ungeniessbare Schaugerichte aufzutragen und dem Publico vorzusetzen. — Es ist unnöthig, über das ganze Stoppelwerk viele Worte zu verlieren; das aber will Rec. der Leser wegen noch bemerken, dass die gewechselten Liebesbriefe des Kurf. Ludwig von der Pfalz (deren in diesem Almanach (S. 140 ff.) nur drey mitgetheilt werden, und ohne die Antworten der schönen Degenfeld), nebst den Antworten seiner Geliebten, nichts als Copieen der Liebesbriefe sind, welche Aeneas Sylvius in seinem bekannten Roman Eurialus und Lucretia seinen Liebenden wechseln läst. Seltsam genug schickten jene beiden einander alte Briefe zu, und freuten sich dennoch, sich so hübsch und fein in lateinischer Sprache gegenseitig etwas sagen zu können, was jene Liebenden (ungerechnet die Auf- und Über-Schriften der Briefe) auch schon gesagt hatten. Der Vf. des Buchs: *La Vie et les Amours de Charles Louis Elect. Palatin. Colon.* 1692, hat diese Briefe französirt, und sie haben dadurch all ihren Reiz verloren. Die zärtliche Degenfeld schreibt derselbe durchgängig d'Eguenfeld, und nennt sie Maria *Susanna* (so wie auch der Sammler der Geschichten im gegenwärtigen kleinen sogenannten Historien-Almanach), aber falsch, denn sie hiess *Louisa*. S. *Imhoffs* histor. Stammtafeln. Tab. 7. Übrigens liess der Kurfürst eine Münze auf seine Geliebte prägen, welche *Köhler* (Münzbelustig. II Th. S. 25) mittheilt und beschreibt. Die Geschichte dieser Beiden erwartet noch einen guten deutschen Erzähler. L. P.

## NEUE AUFLAGEN.

*Frankfurt a. M.*, b. Brönner: *Der sicher und geschwind heilende Pferdearzt*, oder *gründlicher Unterricht über die Erkenntniss, Ursachen und Heilung der Krankheiten der Pferde, von J. B. von Sind.* Herausgegeben von *K. W. Ammon.* Siebente durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Auch unter dem Titel: *Taschenbuch für angehende Pferdeärzte, Ökonomen und Pferdebesitzer.* Herausgegeben von *K. W. Ammon.* 1813. XIV u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

# Monatsregister

vom

December 1812.

## I. Verzeichniss der im Monat December in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

## II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

## III. Intelligenzblatt des December.

### Literarische Nachrichten.



### Ankündigungen.



### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

